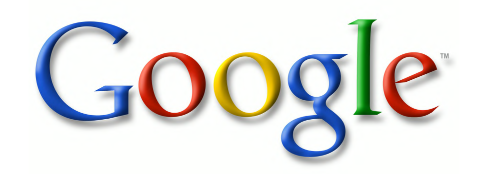
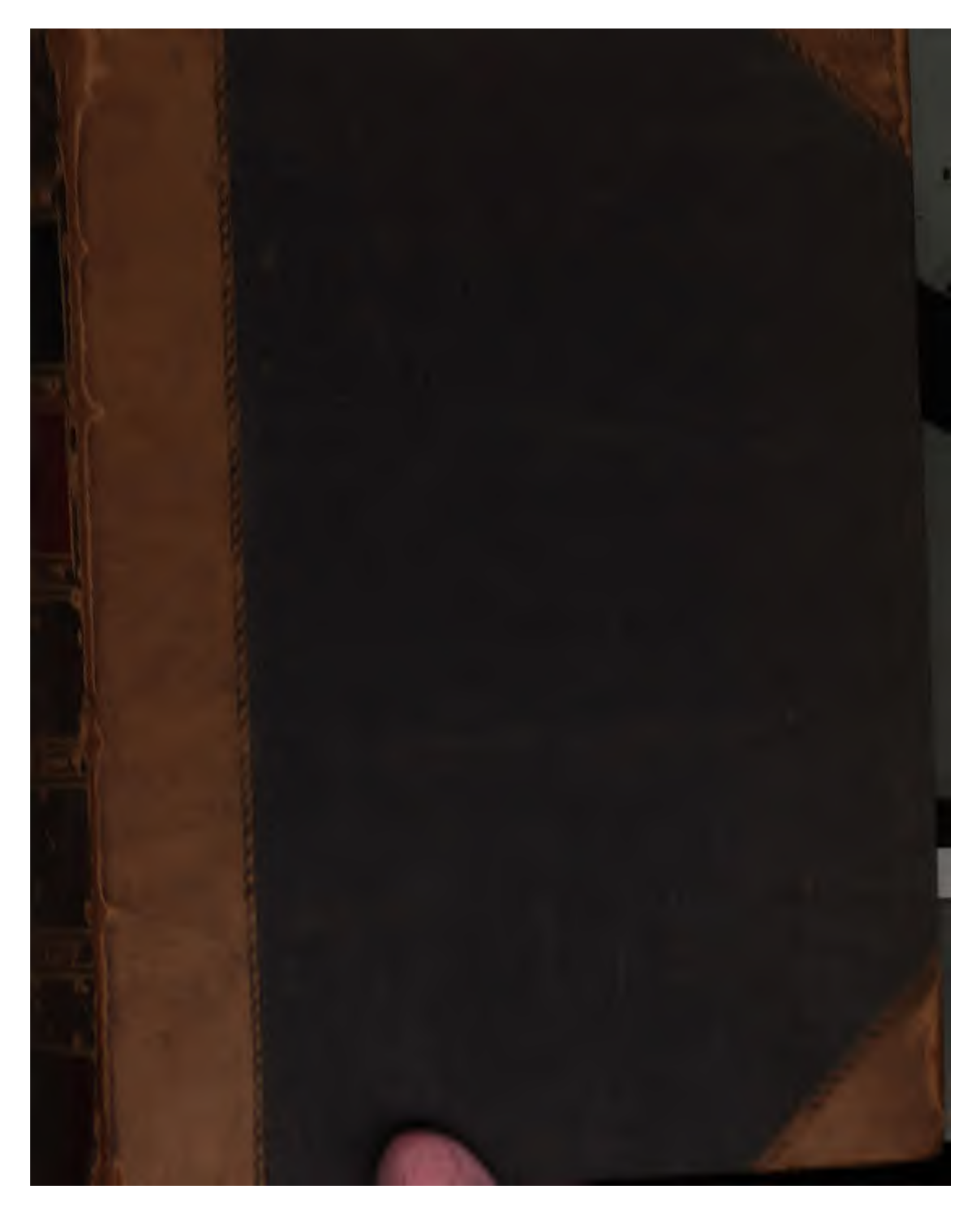
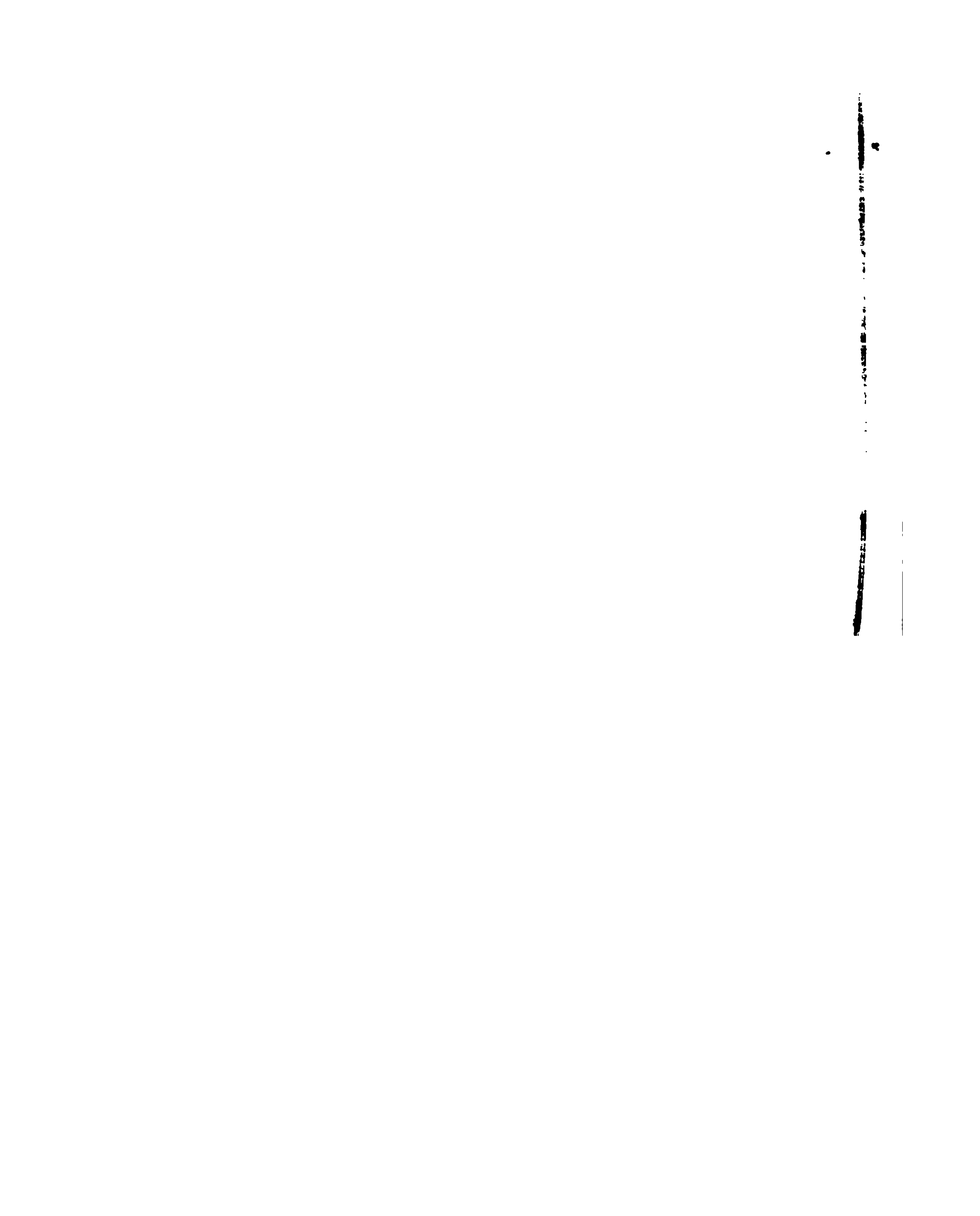
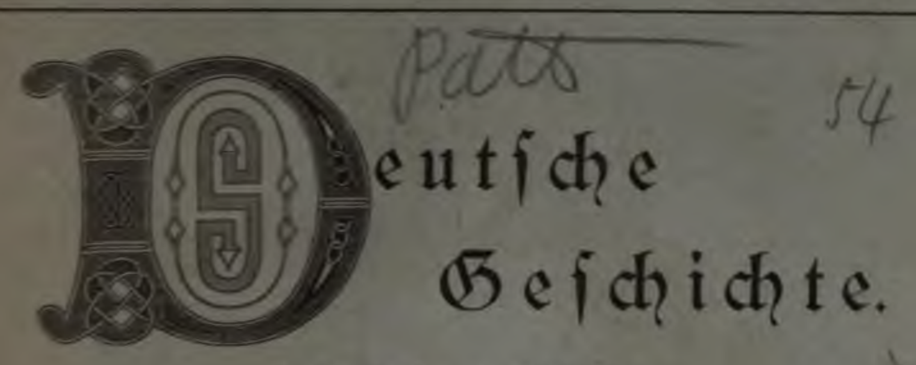










Deutsche Geschichte.

In Verbindung mit Anderen

von

L. Stacke.

Mit zahlreichen Tafeln in Farbendruck, mit geschichtlichen Karten und authentischen Abbildungen im Text.

VI. Abtheilung. (Schluß.) Preis 4 Mark.

Mit 8 Beilagen, 1 Karte und 59 erläuternden Abbildungen im Text.

Gleichzeitig mit dieser Abtheilung steht den Abnehmern die

Einbanddecke zum zweiten Bande

in gleicher Ausführung und zu gleichem Preise wie die zum ersten Bande zur Verfügung, und kann durch den dieser Abtheilung vorgeklebten Bestellzettel bezogen werden.



Bielefeld und Leipzig,
Verlag von Velhagen & Klasing.
1881.

(Es wird gebeten, die weiteren Seiten des Umschlags zu beachten.)













Der Antheil der einzelnen Herren Autoren
an diesem Werke muß wie folgt festgestellt werden:

Abschnitt I: **Das alte Germanien bis zur Völkerwanderung** (I. Bd. Seite 1—88) ist aus der Feder des Herrn Professor Dr. **Oskar Jäger** in Köln.

Vom Herrn **Herausgeber** selbst sind die Abschnitte von der großen Völkerwanderung bis auf das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, Kap. 8: Innocenz III. (I. Bd. Seite 89—490).

Von da ab bis zum Schluß des Ganzen ist als Fortsetzer und Beendiger Herr Dr. **W. Boehm** in Berlin eingetreten, dem zumal die ausschließliche Autorschaft des II. Bandes zukommt.

Inhaltsübersicht des II. Bandes.

X. Das habsburgische Kaiserthum bis zur Reformation.
(Fortsetzung.) S. 1—36.

XI. Das Zeitalter der Reformation. S. 37—182.



XIII. Das Aufsteigen der brandenburgisch-preußischen Macht. S. 299—413.

XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. S. 414—528.

XV. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reichs. S. 529—562.

XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt. S. 563—604.

XVII. Die Befreiungskriege. S. 605—664.

XVIII. Die Zeit der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich
S. 665—701.

XIX. Die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. S. 702—742.

XX. Von der Regentschaft bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums.
S. 743—816.

Abbildungen des II. Bandes.

X. Das Habsburgische Kaiserthum bis zur Reformation. (Fortsetzung.)

Im Text: Mit der Regierung Maximilians ändert sich der Charakter der Abbildungen. Holzschnitt und Kupferstich gelangen zu rascher Blüte und hinterlassen reiche Spuren, aus denen das Leben jener Zeit veranschaulicht werden kann. An die Stelle gemalter Handschriften treten mit Holzschnitten verzierte Bücher. Speciell für Maximilian waren der Weiskunig und der Teuerdank ausgiebige Quellen; große Meister, wie Dürer und Holbein haben ihn, seine Zeitgenossen und das Leben jener Tage in seltener Anschaulichkeit dargestellt. Hier schon fangen die merkwürdigen Buchillustrationen jener meist seltenen Druckwerke an: Streitschriften, moralisirende oder bestimmten anderen Zwecken dienende Bücher, die sich in der Reformationszeit zu immer reicherer Fülle steigern.

Außerhalb des Textes: Kaiser Maximilian von Albrecht Dürer, das schönste Bildniß des Kaisers von der allzeit getreuen und bereiten Freundeshand.

XI. Das Zeitalter der Reformation.

Im Text: Außer den Meistern größeren Stils, wie Dürer und Holbein, haben uns die sogenannten „Kleinmeister" diese Zeit in unzähligen Darstellungen veranschaulicht. Theils in Holzschnitt, theils in Kupferstich und Radirung arbeitend, schildern sie das bäuerliche, städtische und kriegerische Leben nach allen Seiten, sodaß oft die Auswahl schwer wird. Die beiden Beham (Hans Sebald und Bartel), Virgil Solis u. A., ferner die unvergleichlichen Zeichner für den Holzschnitt wie Hans Schäuffelin, Hans Burgmaier, Jost Ammann sind die Meister, denen wir den größten Theil dieser Abbildungen verdanken. Der Maler der Reformation, Lukas Cranach, ist mehrfach vertreten mit Bildnissen und Darstellungen seines großen Freundes Luther und dessen Kreises. Die illustrirten Bücher, in denen sich die Zeit spiegelt, werden zahlreicher, noch herrscht in ihnen der Holzschnitt, um nach verhältnißmäßig kurzer Blüte dem Kupfer zu weichen.

Außerhalb des Textes: Die Beilagen: Luthers Bildniß in Augustinertracht, aus alten Wittenberger Lutherdrucken; ein Ablaßbrief, merkwürdig als solcher und als einer der ersten Drucke Gutenbergs; Kaiser Karl V. Vorladungsbrief an Luther zum Reichstage nach Worms, Original auf der Leipziger Stadtbibliothek; zwei charakteristische Titel zweier berühmter Streitschriften der Reformation; Dürers Bildniß des Kurfürsten Friedrichs des Weisen; die schönen Bildnisse Karls V. und seines Bruders Ferdinand von Bartel Beham; der Titel einer „Neuen Zeitung" über Karls V. Zug gegen Algier als Beispiel dieser auftauchenden neuen Erscheinung; der Brief Luthers an seine Hausfrau Käthe, Original auf der Berliner Bibliothek; Luthers Bildniß aus späterem Lebensalter in zwei Farben von Lukas Cranach; sowie endlich die beiden Titel der Schriften gegen den Sauf- und Hosenteufel sind sämmtlich mit größter Sorgfalt den Originalen nachgebildet.

XII. Das Zeitalter des großen Krieges.

Hier beginnt die leidige Zeit des Kupferstichs; leidig in dem Sinne, daß der Kupferstich den Holzschnitt nicht allein dort verdrängt, wo er zu übertreffen war, etwa auf dem Gebiete des sorgfältig ausgeführten Einzelblattes und Bildnisses, sondern auch da, wo er unersetzlich war, von dem Gebiete der Buchillustration, von den fliegenden Blättern, aus den volksthümlichen Schriften. Es ist kaum glaublich, wie rasch der Verfall und die Be-

seitigung des Holzschnitts eintrat, der eben in seiner höchsten Blüte stand. Während noch im Jahr 1580 Sigismund Feierabend zu Frankfurt die schönsten Werke mit Jost Ammann'schen Holzschnitten druckte, wußte bereits um 1617 in ebendemselben Frankfurt Merian nichts besseres als den unbehilflichen Kupferstich für sein Theatrum europaeum anzuwenden. Auf den unzähligen fliegenden Blättern, Spottbildern, Schlacht- und Unglücksdarstellungen des dreißigjährigen Krieges herrscht der Kupferstich in traurigster Gestalt; der Holzschnitt, während der Reformation der Herold der Zeitgeschichte, war untergegangen. Einigen Ersatz dafür gewähren die um diese Zeit besonders zahlreichen prachtvollen und pomphaften Kupferstichbildnisse der Zeitgenossen, wovon sich so viele charakteristische Beispiele in diesem Abschnitte finden.

Im Text: Außer Einzeldrucken und fliegenden Blättern, die sich über fast alle wichtigeren Ereignisse erhalten haben, boten die Kupfer aus Gottfrieds historischer Chronik, besonders aber Merians verdienstliches Theatrum europaeum Material zur getreuen Illustrirung dieser Epoche. Von bedeutenden zeitgenössischen Künstlern haben Callot in seinen Radierungen, Vrancx, Wouvermann und Bourdon auf ihren Bildern das Elend des dreißigjährigen Krieges getreu verewigt und konnten daher als klassische Zeugen herangezogen werden.

Außerhalb des Textes findet sich außer dem schönen Bildnis Gustav Adolfs nach van Dyk eine ziemlich gleichzeitige Ansicht des belagerten Magdeburg aus dem Theatrum europaeum in des alten Merian charakteristischer Darstellungsweise und das Facsimile des für die Wallensteinkatastrophe so bedeutsamen ersten „Pilsener Schlusses."

XIII. Das Aufsteigen der brandenburgisch-preußischen Macht.

Im Text: Außer den zahlreichen Porträtstichen aus dieser Zeit bieten Kupferwerke wie Valckeniers „verwirrtes Europa" u. A. mancherlei Abbildungen, welche als für ihre Zeit bezeichnend gelten können. Speciell über den Großen Kurfürsten waren das Hohenzollernmuseum zu Berlin und in ihm besonders die prachtvollen Gobelins die beste Quelle, aus der die Thaten dieses großen Fürsten in seltener Treue veranschaulicht werden konnten. Seiner holländischen Gemahlin und seinen vielfachen Beziehungen zu ihrem Lande verdanken wir es, daß sich besonders viele und gute Stiche holländischer Künstler über ihn erhalten haben, unter denen die Darstellung Dalens: „Der Kurfürst mit seiner Gemahlin zu Pferde auf der Falkenjagd" als werthvoll und selten hervorzuheben ist.

Außerhalb des Textes: Um die werthvollen historischen Gobelins des Hohenzollernmuseums wenigstens an einem Beispiele in voller Wirkung zu zeigen, ist eins der schönsten Stücke: Der Große Kurfürst mit seinen Offizieren von H. Knackfuß aquarellirt und in ganzer Farbenpracht vervielfältigt worden. Ferner finden sich als werthvolle Beiträge zur Geschichte dieser Zeit der Brief des Großen Kurfürsten vom Abend von Fehrbellin, sein besonders seltenes und charakteristisches Altersbildniß von Block und ein nicht uninteressanter holländischer Plan der Belagerung Wiens aus jener Zeit.

XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Im Texte: Der fruchtbarste Künstler dieser Zeit, in welchem dieselbe ihren geschicktesten und graziösesten Darsteller gefunden hat, ist Daniel Chodowiecki. Selten ist eine Zeit für die Nachwelt so frisch und wach erhalten worden, wie die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts durch ihn. Er hat auf seine Weise nicht blos historische Ereignisse aus dem Leben des großen Königs, sondern, wozu seine Kraft bei weitem besser ausreichte, besonders das familiäre und bürgerliche Leben seiner Zeit mit unendlicher Grazie und größter Lebenstreue in zahllosen Radierungen dargestellt. Bei ihm konnte also, was den Kulturzustand des 18. Jahrhunderts angeht, aus dem Vollen gegriffen werden.

Die beiden großen Rivalen dieser Epoche sind durch zahllose Porträtstiche ihrer Zeitgenossen verewigt, jedoch sind gute Bildnisse Maria Theresias selten. Eines der schönsten ist der pomphafte Stich Kilians nach dem Paradebilde M. de Meytens (außerhalb des Textes). Friedrich ist in allen Lebensaltern vorzüglich dargestellt worden. Als Kind, Jüngling und junger König von dem feinen Porträtisten Antoine Pesne, im Alter höchst charakteristisch von Chodowiecki. Ueber seine letzten Jahre und sein Ende finden sich zahllose bildliche Darstellungen größeren oder geringeren Werths; einige der interessantesten sind ausgewählt worden. Fruchtbare Kupferstecher: G. F. Schmidt, Haid und Nilson in Augsburg, Riedinger u. A. haben die übrigen Herrscher, die Staatsmänner und Soldaten jener Zeit in guten Stichen dargestellt.

Außerhalb des Textes: Die Bildnisse Maria Theresias (Kilian) und Friedrichs des Großen (Bause).

XV. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reiches.

Im Text: Aus dieser Zeit der griechischen Trachten finden sich viele interessante Kostümblätter, besonders vom preußischen Hofe und speziell aus dem Familienkreise Friedrich Wilhelms und der Königin Luise. Einige historische Momente, in denen die Königin handelnd auftritt, hat der Berliner Maler Dähling in Gemälden festgehalten. Man erkennt aus diesen Darstellungen die ganze Verehrung, mit der die Mitwelt die schöne Königin umgab. Die Zahl ihrer Bildnisse ist Legion, jedoch ist die Auffassung so verschieden und besonders weichen die aus ihren jüngeren Jahren so von den späteren ab, daß man oft an der Identität zweifeln sollte. (Vergleiche das Bildniß v. J. 1798 mit den späteren.)

XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt.

Im Text: An guten Porträts und interessanten gleichzeitigen Darstellungen bedeutender Momente und Ereignisse fehlt es in dieser Zeit nicht. Die Ereignisse nach der Unglücksschlacht bei Jena, Napoleons Zug durch Deutschland, seine Berührungen mit dem preußischen Königspaare und dem Kaiser Alexander, schließlich die elenden Gestalten der aus Rußland zurückkehrenden Franzosen forderten die Darstellungskunst der zeitgenössischen Künstler heraus. Aus dieser Zeit stammen einige ebenso schöne als seltene Darstellungen Dählings von der preußischen Königsfamilie. In seinem von Krethlow gestochenen Bildnisse der Königin Luise (außerhalb des Textes) erreicht ihr Typus den höchsten Liebreiz, freilich abweichend von den reiferen und ernsteren Zügen ihrer letzten Jahre.

XVII. Die Befreiungskriege.

Im Text: Die Darstellungen jener Zeit, welche Kriegsscenen und Zeitereignisse veranschaulichen sollen, erheben sich leider meistens nicht über den künstlerischen Rang von Bilderbogen. Nur über die Schlacht bei Leipzig haben sich zuverlässige und leidlich erhebliche Darstellungen erhalten. So mußte sich die Illustrirung dieses Abschnittes vorwiegend auf Wiedergabe von gleichzeitigen Bildnissen beschänken. Aus der großen Zahl der Blücherbildnisse sind zwei der besten und interessantesten ausgewählt.

Außerhalb des Textes: Der erste Druck vom Aufrufe „An mein Volk" wird als wichtiges geschichtliches Dokument willkommen sein. Der denkwürdige Brief Blüchers an Kaiser Alexander, nach einem Abklatsch des Originals, welcher sofort im Hauptquartier genommen wurde.

XVIII. Die Zeit der heiligen Allianz etc. — XX. Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums.

Im Text: Je näher die Geschichte zeitlich den Mitlebenden rückte, um so strenger mußte die Illustrirung sich auf die Darstellung leitender Persönlichkeiten und entscheidender Ereignisse beschränken. Und noch hierüber hinaus mußte der zufällige Umstand entscheidend sein, ob solche Ereignisse auch wirklich authentische Darstellung gefunden hatten oder nicht. Sollte ferner dies Buch nicht vorwiegend zu einer Kriegsgeschichte werden, so war darauf zu verzichten, die großen Kriege von 66 und 70/71 in Einzelzügen darzustellen. Denn einmal damit angefangen, war keine Grenze des Aufhörens zu finden. So hat sich denn die Illustrirung auf Beibringung der wichtigsten Porträts und auf Vorführung einiger geschichtlicher Höhepunkte beschränkt, welche besonders verbürgte Darstellung erfahren haben.

Außerhalb des Textes sind beigegeben: in der Nummer der Isis mit dem Bericht über das Fest auf der Wartburg ein interessantes kulturgeschichtliches Dokument, ferner die Bildnisse des Kaisers, des Kronprinzen und des Fürsten Bismarck nach den besten neueren Aufnahmen.

Die Geschichte der neuesten Zeit ebenso eingehend und ausgiebig bildlich zu belegen, wie es mit den weiter zurückliegenden Zeiten in diesem Buche geschehen ist, müßte Aufgabe eines besonderen Werkes sein, welches dann für sich leicht den Umfang eines Bandes wie des vorliegenden erreichen würde und das lag außerhalb des Rahmens dieses Werkes.

Außerdem enthält dieser Band
4 geschichtliche Karten
ausgeführt in der geographischen Anstalt von Velhagen und Klasing in Leipzig.

Der Einband dieses Bandes

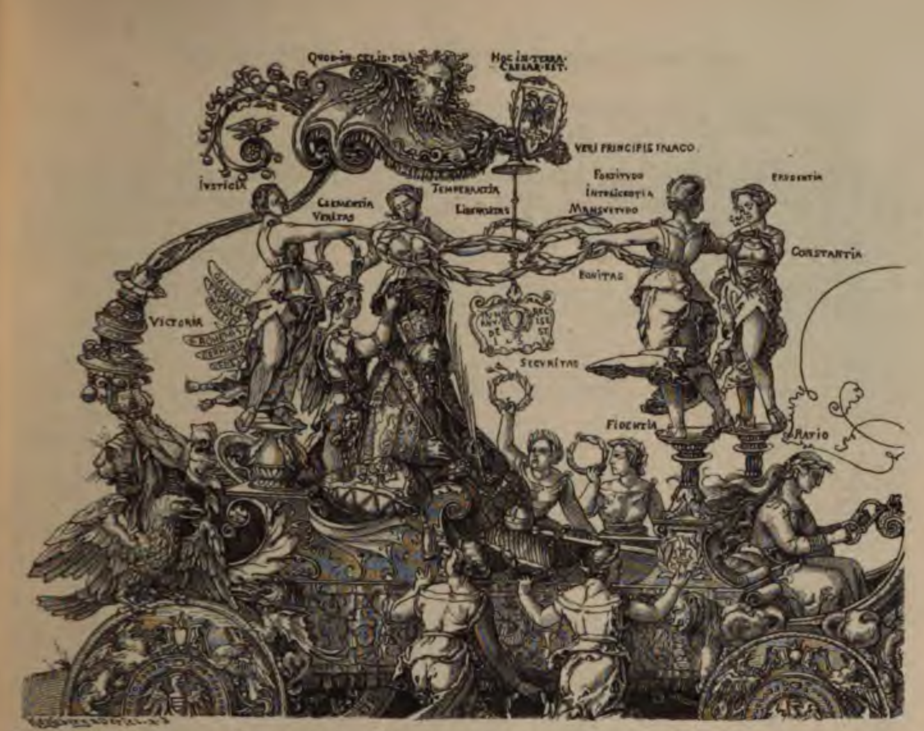
ist derselbe wie beim ersten Bande.

Die Verlagshandlung sagt auch bei Beendigung des zweiten Bandes allen denjenigen, welche durch Nachweis oder Darleihung von Dokumenten, Werken und Stichen das Werk so wesentlich gefördert haben, ihren verbindlichen Dank.



Lützelburgische Besitzungen (XIV. Jahrh.).





Kaiser Maximilian auf dem Triumphwagen, bekränzt von den Figuren der Tugenden. (Ueber dem Baldachin die Inschrift: „Quod in celis sol — Hoc in terra Caesar est.“ Was am Himmel die Sonne, ist auf Erden der Kaiser.) Stück (stark verkleinert) aus Albr. Dürers großem Holzschnittwerk „Triumphwagen Maximilians.“

(X. Das Habsburgische Kaiserthum bis zur Reformation. Fortsetzung.)

4. Maximilian I., 1493—1519.

Da Maximilian seit seiner Erwählung zum Römischen Könige wiederholt an der Regierung des Reiches theilgenommen hatte, folgte er seinem Vater ohne den geringsten Widerspruch: im Gegentheil, das Volk und die Fürsten schauten voller Hoffnung auf den neuen Herrn, der, 34 Jahr alt, im vollen Besitz männlicher Kraft, ausgezeichnet durch ungemeine Elasticität des Körpers und des Geistes, für das schwierige Amt eines Römischen Königs und Kaisers ganz besonders geeignet scheinen konnte. Ehe wir uns indes zu seinen Mannesthaten wenden, müssen wir auf Maximilians früheren Lebensgang, der bisher nur nebenbei berührt wurde, einen Rückblick werfen. 1493

Geboren am Gründonnerstage des Jahres 1459, hatte er eine bewegte Kindheit, eine ebenso bewegte Jünglingszeit hinter sich. Als kleiner Knabe hatte er in Wien die Schrecknisse einer langwierigen Belagerung kennen gelernt und die Noth seiner Eltern theilen müssen: so erzählt man, wie der kleine Max, über das ewige Einerlei der Erbsen- und Linsengerichte unmuthig, geäußert habe, dergleichen möge man doch lieber dem Feinde vorsetzen. Von seiner portugiesischen Mutter hatte er das feurige, leicht erregbare Blut des Südländers: auch seine geistigen Anlagen, sein Hang zum Außergewöhnlichen und

Abenteuerlichen, seine hochfliegenden, nicht selten phantastischen Gedanken mögen eben daher rühren. Aber seine äußere Erscheinung, die muskulöse Gestalt, der feste Gang, das blonde Haar und die blauen Augen bekundeten den Deutschen; deutsch waren auch die innerlichsten Regungen seines Gemüthes und seines Herzens. Neben jenen äußerlichen Merkmalen des Deutschen bildeten eine gewölbte Stirn, eine hohe, gebogene Adlernase und ein kleiner Mund die Eigenthümlichkeiten seiner Gesichtsbildung. Seine Stimme war wohlklingend und seine Rede gewandt: so erklärt es sich leicht, daß seine Persönlichkeit beim ersten Zusammentreffen die Herzen gewann und feindliche Gemüther zu versöhnen verstand.

Seinen ersten Lehrern und Erziehern machte freilich sein lebhaftes Temperament nicht wenig zu schaffen, wenn es sich ums Lernen handelte; dagegen war Maximilian schon als Knabe Meister in allen Leibesübungen und Waffenspielen, kühn und waghalsig bis zu völliger Verachtung der Gefahr, je mehr er sich seiner Körperkraft und Gewandtheit bewußt wurde.

Daher ward denn auch die Jagd sein liebstes Vergnügen, er hatte sie kunstmäßig erlernt und übte sie um so mehr, je häufiger sie Gefahren und Abenteuer brachte. Die Wälder in Brabant und in den Ardennen, die Hochgebirge Tirols und der Allgäuer Alpen waren die Schauplätze seiner Jagden und man zählt eine reiche Fülle von Abenteuern auf, bei denen er seine Geistesgegenwart zu erproben Gelegenheit fand. Seine größte Liebhaberei ist die Gemsjagd: das bekannteste Abenteuer seine Versteigung auf der Martinswand bei Innsbruck.

Das Ereignis fand auf dem Zirlberge am Ostermontag des Jahres 1490 statt. Die Sage läßt Maximilian durch einen Engel errettet werden, nach anderen Berichten war der Erretter ein Gemsjäger, Oswald Zips, den Maximilian reich beschenkte und unter dem Namen „Hollauer von Hohenfels" in den Adelsstand erhob. Die Gemsjagd ließ er sich darum nicht verleiden und schrieb auch eigenhändig ein Jagdbuch, das künftigen Jagdfreunden seines Geschlechtes Anleitung gibt, wie sie die edle Kunst pflegen sollen.

Außer der Jagd liebte er heitere Geselligkeit: gern ließ er sich zu fröhlichen Festen, namentlich in den Reichsstädten, einladen und tanzte wohl selbst mit den schönen Töchtern und Frauen der Patrizier oder Zunftgenossen. Als er in Folge des erwähnten Brautraubes im Reich um Hilfe gegen die Franzosen warb, verweilte er Wochen lang in Ulm und eröffnete bei den Geschlechtertänzen jeden Reigen mit einer schönen Ulmerin. Damals war es auch, wo er den Münsterthurm bestieg und auf dem höchsten Kranze, 350 Fuß hoch, übermüthig auf die schmale Eisenstange, an der die Feuerlaterne hing, hinaustrat, den andern Fuß in die Luft emporhebend.

Neben der Freude am Waidwerk und am Waffenspiel, — man hat ihn besonders wegen des letzteren Umstandes häufig den „letzten Ritter" genannt, — besaß Maximilian eine große Fähigkeit und eine ebenso große Ausdauer, sich anzueignen, was im praktischen Leben nützt oder Geist und Gemüth veredelt. Er war ein trefflicher „Platner", „Bogen und Armbrustschiftner": aber auch alle möglichen Wissenszweige, die Künste und Wissenschaften, die Musik, zogen ihn an und erfreuten sich nachmals seiner Gunst. Er war des Lateinischen mächtig, er sprach geläufig das Flandrische, Französische, Englische, Italienische, Böhmische, Ungarische und Windische. Schon aus seinen Memoranden- (Tage- oder Gedenk-) Büchern kann man die Vielseitigkeit seines geistigen Lebens erkennen. Besonders häufig erscheinen darin aber die Notizen, welche Maximilians Vorliebe für altdeutsche Dichtung und Sage andeuten. Die Wappenkunde hielt er hoch: nicht minder die Geschichte, welche die Welthändel und die Thaten der Fürsten verewigt: sein eigener Ehrgeiz strebte darnach, im Gedächtnis der Nachwelt zu leben.

Es scheint, als hätte es einem so begabten und zugleich so hochstrebenden Fürsten nicht schwer werden können, sich mit unvergänglichen Ruhmeskränzen zu schmücken. Aber eine gewisse Gefahr lag ebensowol in der Vielseitigkeit, wie in



Maximilian als Armbrustschütze.

Holzschnitt aus dem Weißkunig, betitelt: „Wie der Jung Weyß kunig | mit der hurnein (hörnernen) Armprust | vnd mit den stachlin (stählernen) pogen (Bogen) hat lernen schiessen."

Der „Weißkunig", von Max Treitzsauerwein um 1514 vollendet, ist mit blattgroßen Holzschnitten von Hans Burgmaier geziert. Im Bücherschatze von Schloß Ambras in Tirol verwahrt, gelangte die Handschrift in die k. k. Bibliothek zu Wien. Das Werk kam nicht zum Druck. Die Holzschnitte waren vom Manuskript getrennt worden und lange Zeit verloren gegangen, bis sie im Jahr 1770 in Gratz in Steiermark wieder aufgefunden und gerettet wurden. Endlich im Jahr 1775 wurde das Werk von den Originalholzschnitten zu Wien in einer großen prächtigen Ausgabe zum erstenmale gedruckt „durch Joseph Kurzböcken, kaiserl. königl. illyrisch= und aller orientalischen Sprachen Hofbuchdruckern und Buchhändlern." Exemplare dieser Ausgabe werden heute sehr geschätzt.

der geistigen Beweglichkeit Maximilians. Mit ruheloser Vielgeschäftigkeit, die von Entwurf zu Entwurf eilt, hier ansetzt, dort abspringt, war wenig auszurichten in einer Zeit, die weise Beschränkung auf das Nächstliegende, planvolles Vorwärtsschreiten, systematisches Anstreben eines fest ins Auge gefaßten Zieles verlangte. Und wenn die bestechlichen Vorzüge Maximilians ihm ohne Mühe Popularität und Ansehen verschafften, so war es natürlich, daß man von einer so hervorragenden Persönlichkeit auch Außerordentliches erwartete.

Die Aufgabe, welche die Kaiser ursprünglich hatten, war eine doppelte gewesen: die Wahrung der kaiserlichen Oberherrlichkeit über die Grenzen Deutschlands hinaus, namentlich in Italien, aber auch überhaupt dem Auslande gegenüber; die Verwaltung und Ordnung des deutschen Reiches, die Befriedung, die Rechtspflege Deutschlands. Den ersten Theil der Aufgabe hatten die deutschen Herrscher seit langer Zeit nicht mehr lösen können: weder auf die Kirche und das Papstthum, noch auf die auswärtigen Mächte, die mehr und mehr erstarkt waren, vermochte das Kaiserthum einen bestimmenden Einfluß auszuüben. In dieser Hinsicht verlangte das Interesse des deutschen Volkes eigentlich nur eins: die Krone des heil. Römischen Reiches durfte nicht in fremde Hände fallen, Deutschland nicht zum Trabanten eines fremdländischen Kaiserthums herabgedrückt werden. Für dieses Interesse war die Nation gewiß noch zu begeistern. Weit größere Vorsicht erheischte die Geltendmachung der kaiserlichen und Reichsrechte in Italien und sonst an den Grenzen. Wenn auch zur Zeit, als Maximilian den Thron bestieg, ein gewisser nationaler Zug durch das Reich ging und allseitig eine solche Wiederherstellung des kaiserlichen Namens und Ansehens gewünscht wurde: große Erwartungen durften daran nicht geknüpft werden, auf eine Dauer der patriotischen Stimmung, auf opferbereite Sympathie war nicht zu rechnen. Vielmehr wandten sich alle Sympathien, alle Hoffnungen und Wünsche der Nation jener zweiten Hälfte der eigentlich kaiserlichen Aufgabe zu, an deren Lösung das Kaiserthum, ausschließlich oder vorwiegend seinen universalen Tendenzen folgend, bisher nicht hatte gehen können oder mögen. Die Reform im Innern, welche man zuletzt immer und immer wieder von Maximilians Vater verlangt hatte, war die brennende Tagesfrage. Wir sahen, daß unter Friedrich III. mit den Reformgedanken recht eigennützige Absichten verknüpft waren: aber darum blieben diese Forderungen an sich doch berechtigt, und gerade seitdem die kirchliche Reformidee zurückgetreten, freilich in einer für Deutschland ungünstigen Weise zur Seite gedrängt war, hatten die Reichsstände ein größeres Recht zu verlangen, daß der König Deutschlands den Lebensinteressen seines Volkes den vornehmsten Theil seiner Mühen und Sorgen widme. War denn eine solche Aufgabe, die Neugestaltung des Reiches, nicht ein ganzes reiches Herrscherleben werth? Freilich war sie außerordentlich schwierig und verlangte eine Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung, wie sie Maximilian jedenfalls nicht besaß. Unter der Reform, wie sie Kurfürsten, Adel und Städte sich dachten, verstanden sie keineswegs eine Stärkung oder Wiederherstellung der monarchischen Gewalt: nicht dem Kaiser wollten sich die Stände unterwerfen,

die Stärkung der Reichsgewalt mit eigenen Opfern erkaufen, sondern mit dem Kaiser wollten sie herrschen. Mochte er entweder mit den Kurfürsten allein, oder mit den Reichsständen überhaupt die Regierungsgewalt theilen: jenes verlangten die Fürsten, mit Berthold von Mainz an der Spitze, dies forderten die Städte — jedenfalls sollte eine Mitregierung eintreten, durch welche die Stellung des Kaisers herabgedrückt wurde, wenn sich auch vielleicht durch das gemeinsame Regiment die Leistungsfähigkeit des Reiches etwas mehrte. Kaum war es dem Kaiser zu verargen, wenn er zur Verkürzung seiner eigenen Gerechtsame ungern und zögernd, überhaupt nur gezwungen, sich bequemte. Zunächst schien er die Reformfrage gar nicht ins Auge gefaßt zu haben; ihm lag vor allem am Herzen, sich an Frankreich für wiederholte Beleidigungen zu rächen und den Plänen dieser Macht in Italien entgegenzutreten. Die Verhältnisse lockten mehr als je zur Einmischung. Im Norden Italiens standen Venedig und Mailand einander als Nebenbuhler gegenüber; in Mailand herrschte als Usurpator Lodovico Sforza mit dem Beinamen Moro, in Rom der sittenlose aber geschickte Alexander VI. (Borgia); in Neapel erhielt sich ein unebenbürtiger Sproß des Hauses Aragonien mit Mühe auf dem schwanken Thron, welchen die Neapolitaner dem französischen Königshause zuwenden wollten; in Florenz war nach dem Tode des klugen Lorenzo Medici eine Gegenpartei erstanden, deren Führer, der kirchlich-politische Reformator Savonarola, den Staat in seinen Grundfesten erschütterte. Die beste Handhabe, um in die italienischen Dinge einzugreifen, bot Mailand. Lodovicos Vater war durch die Heirath mit der unehelichen Tochter des letzten Visconti in den Besitz des Landes gelangt, das er eigentlich nur als Vormund seines Neffen Galeazzo verwaltete. Aber er erklärte diesen für blödsinnig, zu großem Unwillen des Königs Ferdinand von Neapel, mit dessen Enkeltochter Isabella der junge Fürst vermählt war. Nun hatten die Sforza aber nicht, wie vormals die Visconti, die Belehnung erhalten, wiewol Mailand als Reichslehen galt: daher hatte Lodovico, um sich zu sichern, im Jahr 1492 Maximilian die Hand seiner schönen Nichte Blanca angeboten, und obschon diese Familie dem deutschen König wahrlich nicht ebenbürtig war, ließ sich Maximilian für den Plan gewinnen sowol durch eine reiche Mitgift, als auch durch die Aussicht, sich in Zukunft in Italien geltend zu machen. Namentlich wollte er hier die Franzosen bekämpfen, deren König Karl VIII. einen Eroberungszug nach Neapel plante. So wurde im März 1494 in Innsbruck die Hochzeit gefeiert, einige Monate später Lodovico mit Mailand belehnt. Mit seiner neuen Gemahlin reiste Maximilian nach den Niederlanden, vor allem, um seinem siebzehnjährigen Sohne Philipp, der in herrlicher Jugendschöne erblüht war, die Regierung jener Staaten zu übergeben.

1494



Medaille auf die Vermählung Maximilians mit Bianca Sforza.
Umschrift: „Maximilianus Ro(manorum) Rex e(t) Bianca M(aria) Coni(u)ges iu(ncti).“

In der Zwischenzeit brach der Sturm in Italien los; nachdem der König von Neapel im Januar 1494 gestorben war, erschien König Karl, zwang den Papst zu einem Vergleich, überwältigte Neapel und erklärte sich bald darauf
1495 (am 12. Mai 1495) zum König dieses Landes. Zwar hatte sich auch Lodovico anfangs den Franzosen angeschlossen, aber das schnelle Fortschreiten Karls machte ihn nicht minder bedenklich, als den Papst: so kam es im März 1495 zu der ersten sogenannten „heiligen" Liga, in welcher sich jene beiden nebst dem Herzog von Ferrara und der Republik Venedig mit Maximilian und dem König von Aragonien verbündeten. Ihr Zweck war die Vertreibung der Franzosen. Maximilian, der noch in den Niederlanden weilte, ging voll Begeisterung auf den Plan ein. Als Sieger über die unverschämten Franzosen gedachte er die Rechte des Reiches in Italien geltend zu machen und sich dann in Rom mit der Kaiserkrone schmücken zu lassen. Solcher Gedanken voll, kam er am 18. März nach Worms, wohin er die Reichsstände berufen hatte. Die Verhandlungen über die Reichshilfe, meinte er, würden kaum vierzehn Tage beanspruchen, dann wollte er den ersten Schritt auf seiner Heldenlaufbahn thun.

1495 Am 26. März 1495 eröffnete Maximilian die nicht unansehnliche Versammlung zu Worms, legte die Gefahren dar, welche dem Reiche von den Türken und Franzosen drohten, und forderte zu umfassenden Gegenmaßregeln auf. Er forderte eine sogenannte „eilende Hilfe", d. h. ein schleuniges Aufgebot der gesammten Reichsmacht und eine beständige „währende Hilfe" auf zehn bis zwölf Jahre, also ein stehendes Heer oder die Geldmittel, um ein solches anzuwerben. Wol waren auch die Stände von der Nothwendigkeit durchdrungen, den Franzosen zu widerstehen, aber sie wollten die günstige Gelegenheit, ihre Verbesserungsideen durchzusetzen, nicht vorüber gehen lassen. Daher beantworteten sie Maximilians Forderungen mit einem umfassenden Reformplan, dessen Hauptpunkte die Bestellung eines ständigen Kammergerichtes und eines aus siebzehn Mitgliedern zusammengesetzten Reichsrathes waren. Der Reichsrath sollte seinen Präsidenten vom Kaiser erhalten, die Mitglieder waren von den Kurfürsten, Fürsten und Städten zu ernennen. Dieser Behörde war ein hoher Grad von Unabhängigkeit zugedacht; sie sollte die Summe der Regierung in der Hand haben. Während nun aus Italien immer dringendere Hilferufe erschollen, wurde in Worms über jene Vorlage gestritten. Maximilian hatte, um nicht von vornherein Verstimmung zu erregen, in allgemeinen Ausdrücken erklärt, er werde alles annehmen, was — unbeschadet seiner kaiserlichen Rechte — zum Nutzen und zur Ehre des Reiches dienen könne: er hatte aber wenig Lust, so weitgehenden Forderungen entgegen zu kommen. Nun bewilligten ihm auf sein Drängen die Stände zwar einen Vorschuß von 150,000 Gulden, aber diese Gelder gingen nur langsam und spärlich ein; größere Bewilligungen wurden von Maximilians Nachgiebigkeit in der Reformsache abhängig gemacht. In einem Gegenentwurfe, den der Kaiser am 22. Juni als eine Verbesserung der ständischen Vorschläge einreichte, hob er dieselben eigentlich Artikel für Artikel auf, und dies erregte große Verstimmung.

Da bequemte sich Maximilian zu einem Zugeständnis: zufrieden, wenn er für diesmal den Plan des Reichsrathes beseitigen konnte, der ihn bevormunden sollte, ließ er am 7. August ein Landfriedensgesetz und eine Kammergerichtsordnung verkünden. Das erstgenannte Gesetz, welches unter dem Namen des „ewigen Landfriedens" solche Berühmtheit erlangte, unterschied sich von den früheren Entwürfen dieser Art wesentlich nur dadurch, daß es nicht für eine beschränkte Zahl von Jahren, sondern für immer gelten sollte. Natürlich fehlte viel daran, daß der Landfriede dadurch zur Wahrheit geworden wäre.

Bedeutsamer war die Institution des Kammergerichtes, das nach den für den Reichsrath gemachten Vorschlägen besetzt wurde. Der König hatte nur den Vorsitzenden, den Kammerrichter zu ernennen, die Beisitzer — sechs kurfürstliche, acht fürstliche, zwei städtische — wurden von den Ständen präsentirt. Das Gericht erhielt die Befugnis, im Namen des Königs die Reichsacht auszusprechen, auch mußte sich jener mit bestimmten Sporteln begnügen. Man begreift die Wichtigkeit der Neuerung, wenn man bedenkt, daß die oberrichterliche Gewalt das vornehmste Attribut des mittelalterlichen Kaiserthums war. Bisher waren die kaiserlichen Kammergerichte daher immer dem Hofe des Kaisers gefolgt und hatten keineswegs den Ruf der Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit. Der Sitz des Reichskammergerichtes sollte dagegen in Zukunft Frankfurt sein, und die Stände hatten es in ihrer Hand, aller Willkür vorzubeugen, indem sie rechtschaffene Beisitzer ernannten.

Zum Danke namentlich für dieses große Zugeständnis bewilligten die Stände noch weitere 150,000 Gulden, die nebst der früher verheißenen Summe durch eine allgemeine Reichssteuer gedeckt werden sollten. Nach einem keineswegs neuen Plan beschloß man den sogenannten „gemeinen Pfennig" zu erheben, eine Auflage, die eine Mischung von Kopf- und Vermögenssteuer ist.

Von je tausend Gulden Besitz an beweglichen und unbeweglichen Gütern sollte ein Gulden, von je fünfhundert Gulden ein halber bezahlt werden; wer unter fünfhundert Gulden besaß, sollte den vierundzwanzigsten Theil eines Guldens entrichten. Niemand, der das fünfzehnte Jahr überschritten hatte, war ausgenommen. Mit der Einziehung der Steuer waren die Pfarrer beauftragt: die Einzelerträge waren an eine Kommission von sieben Reichsschatzmeistern einzuliefern; am 1. Februar sollte durch die alljährlich zusammentretende Reichsversammlung die Verwendung der Gelder kontrolirt werden.

Nachdem Maximilian in Worms noch den Grafen von Würtemberg, Eberhard im Bart, zum Herzog erhoben hatte, begab er sich nach Frankfurt, um das Kammergericht einzusetzen. Am 31. Oktober ward es vereidigt, am 3. November hielt es unter dem Vorsitz des Kammerrichters, Grafen Eitelfritz von Zollern, seine erste Session, am 21. Februar 1496 übte es zum ersten Male das Recht der Achtserklärung aus. 1496

So hatte der Wormser Reichstag nach einer Seite wenigstens einen befriedigenden Abschluß. Im ganzen aber blieb bei den Ständen, wie bei dem König eine bedeutende Verstimmung zurück. Die Stände hatten die Idee des Reichsrathes vorläufig aufgeben müssen; der thatenlustige König sah sich durch die

ihm verdrießlichen Verhandlungen abgehalten, den günstigen Augenblick zum Eingreifen in Italien zu benutzen. So dachte er denn auch gar nicht daran, die Beschlüsse des Reichstages zur Wahrheit zu machen; er griff in den Rechtsgang des Kammergerichtes ein, unterließ dagegen in seinen Erblanden die Einsammlung des gemeinen Pfennigs. Ueberhaupt machte die Einziehung dieser Reichssteuer die größte Schwierigkeit; die Städte, unpatriotisch wie stets zuvor, wollten nicht eher zahlen, als bis Kammergericht und Landfrieden eine thatsächliche Wirkung ausübten, der Ritterschaft war der Landfriede und die Reichssteuer gleichmäßig verhaßt. Nicht ohne Vergnügen vernahm Maximilian, daß der Reichstag, welcher im Februar 1496 in Frankfurt abgehalten werden sollte, nur spärlich beschickt werde: er nahm daraus Anlaß, ihn auf den August, und zwar nach Lindau zu verlegen. Ihn drängte es, seine italienischen Pläne wieder aufzunehmen. Der Hilferuf Lodovicos und der Versuch des Franzosenkönigs, die florentinische Republik durch die Aussicht auf die Annexion von Pisa und Livorno zu gewinnen, bestimmten ihn zum Einschreiten. Nachdem er zu Mals in Tirol im Juli mit dem Mailänder eine Zusammenkunft gehabt, brach er nach Italien auf, mehr zu einer abenteuerlichen Ritterfahrt, als zu einem Kriegszug gerüstet: den Reichsständen in Lindau ließ er durch seinen Sohn Philipp sagen, sie möchten schnell den gemeinen Pfennig eintreiben und ihm mit so viel Truppen, als sie davon besolden könnten, folgen; er vermöge ihrer nicht zu warten, sondern ziehe mit der Macht, die ihm Gott verliehen, über die Berge.

1496

Während Maximilian in Italien beschäftigt war, — natürlich mißlang sein Unternehmen und endigte mit der Auflösung der eben erneuerten heiligen Liga, — sammelten sich die Reichsstände in Lindau, und am 7. September eröffnete der Kurfürst Berthold von Mainz die Versammlung. Er war nicht allein der Wortführer der Fürsten, er war die belebende Kraft des Reichstages, der ohne seine beredten Worte und seine energischen Mahnungen sanft entschlummert wäre. Er sah sich genöthigt, den Reichsständen wegen ihrer Indolenz, wegen ihres Mangels an Nationalgefühl und Opferwilligkeit harte Vorwürfe zu machen. Schon stand die wichtigste der Wormser Errungenschaften auf dem Spiel. Das Reichskammergericht hatte aus Mangel an Besoldung im Juni seine Sitzungen eingestellt. Im November ward es durch den Mainzer, der für die materielle Existenz gesorgt hatte, bewogen, seine Thätigkeit wieder aufzunehmen. Mit Rücksicht auf die Nähe der Universitäten zu Heidelberg, Basel, Mainz und Köln wurde es aber nach Worms verlegt. Am 23. Dezember ward der Beschluß, den gemeinen Pfennig einzubringen, erneuert und die unzufriedene Ritterschaft bedeutet, nicht der König, sondern das Reich fordere diese Steuer, die ihnen selbst zugute kommen werde, wenn sie nur aufsitzen und sich den Rittersold verdienen wollte.

1497

Als die Versammlung am 10. Februar 1497 endigte, konnte man sich mit dem Bewußtsein trennen, das Reformwerk wenigstens erhalten zu haben; Maximilian dagegen war von seinem mißlungenen Zuge am 27. Dezember 1496 wieder zu Mals angelangt, wo er bis zum Frühjahr blieb.

Auf einem zweiten Wormser Reichstag im Frühling des Jahres 1497 kam es zu nichts: die Reichsstände waren äußerst spärlich erschienen, und bekümmert mahnte der patriotische Mainzer die Anwesenden: „Es ist zu besorgen, wo man sich nicht anders in die Sachen schicken, getreulicher und fleißiger zusammenhalten will, daß eines Tages ein Fremder kommt, der uns mit eisernen Ruthen regieren wird.“ Auch Maximilian war nicht erschienen; er hatte die Zwischenzeit benutzt, um eine Doppelheirath seiner Kinder Philipp und Margarethe mit Johanna und Johann, den Erben des Königs Ferdinand von Aragonien und der Königin Isabella von Castilien zu Stande zu bringen. Zeigte er sich durch diese Doppelheirath auch als ein echter Habsburger, so konnte doch damals niemand ahnen, daß jenes erste Ehebündnis den Ursprung der habsburgisch-spanischen Weltmacht in sich schloß.

Auf dem Reichstage zu Freiburg erschien Maximilian endlich wieder, im Juni 1498, von neuen Kriegsplänen erfüllt. Nach dem am 7. April 1498 erfolgten Tode Karls VIII. hatte sein Vetter, der Herzog von Orleans, als Ludwig XII. den Thron bestiegen. Maximilian hoffte auf Verwirrungen in Frankreich und hatte mit seinem Sohne Philipp einen Krieg gegen jene Macht verabredet. Obwol seine Hoffnung fehlschlug, gab er den Plan nicht auf; die in Freiburg ziemlich zahlreich versammelten Stände sollten ihm die Mittel für dies Unternehmen gewähren. Gleich in der ersten Sitzung sprach er mit großer Heftigkeit seine Absichten aus und erging sich in leidenschaftlichen Klagen über die Lässigkeit und Kargheit der Reichsstände. „Von den Lombarden“, sagte er, „bin ich verrathen, von den Deutschen verlassen. Aber ich will mich nicht wieder, wie in Worms an Händen und Füßen binden und an einen Nagel henken lassen. Den italienischen Krieg muß ich führen und will ihn führen, man sage mir, was man will. Eher werde ich mich von dem Eide dispensiren, den ich dort hinter dem Altare zu Frankfurt geschworen habe. Denn nicht allein dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Oesterreich. Ich sage das und muß es sagen, und sollte ich auch darüber die Krone zu meinen Füßen setzen und sie zertreten.“

1498

Die Fürsten waren erstaunt, sie ließen sich einschüchtern: doch gehörte die ganze Geschicklichkeit des Mainzers dazu, einem offenen Bruche vorzubeugen. Den König gewann er damit, daß er ihm Aussicht auf den Ertrag des gemeinen Pfennigs machte, über dessen Erhebung jetzt von allen Seiten Rechenschaft abgelegt wurde. Daher ging denn der Kaiser auch mehr auf die Wünsche der Stände ein, verschärfte die Bestimmungen des Landfriedens und ertheilte dem Kammerrichter die Befugnis, in dringenden Fällen nach eigenem Ermessen die benachbarten Fürsten zur Vollstreckung eines Urtheils aufzubieten. Dafür gestattete man dem König, sein Glück gegen Frankreich zu versuchen und Maximilian, im Vertrauen auf die Reichshilfe, beschleunigte seine Rüstungen; in drei Abtheilungen ließ er gegen Langres, Chalons und Dijon marschiren. Aber unaufhörliche Regengüsse, angeschwollene Ströme trieben ihn fort aus der Champagne, die französische Diplomatie erweckte ihm Feinde, wie den Herzog Karl

von Geldern, und machte ihm seine Bundesgenossen, den Papst Alexander VI., den Herzog von Savoyen und die Florentiner abtrünnig. Ja des Königs eigener Sohn Philipp hatte sich am 2. August zu einem Vertrage mit Ludwig verleiten lassen, in welchem er alle Streitigkeiten nur im Wege der Güte zu verfolgen versprach und sich sogar verpflichtete, für Flandern und Artois Huldigung zu leisten. So mußte Maximilian sein Vorhaben aufgeben: an weiteren Unternehmungen in Italien wurde er zunächst durch einen Krieg mit der Schweiz gehindert.

Die schweizerische Eidgenossenschaft war allmählich eine europäische Macht geworden, die ihren Angehörigen einen besseren Schutz gewährte, als das deutsche Reich je zuvor. Die Eidgenossen schätzten den Zusammenhang mit dem Reiche gering: in dem regierenden Kaiser sahen sie nur den Habsburger, deren Joch abgeschüttelt zu haben ihr größter Stolz war. Den Eintritt in den schwäbischen Bund hatten sie abgelehnt, noch weniger waren sie geneigt, sich den neuen Reichsordnungen zu unterwerfen. Sie hatten an den Wormser Beschlüssen keinen Antheil genommen und baten, sie mit Neuerungen zu verschonen. Zur Einforderung des gemeinen Pfennigs machten sie keine Anstalten, gegen das Kammergericht lehnten sie sich direkt auf. Venedig und Frankreich, das aus der Schweiz obendrein seine besten Söldner bezog, schürten geflissentlich die Zwietracht, welche schon im Jahr 1497 zu einem offenen Kriege führen zu sollen schien. Maximilian 1498 verhinderte dies, aber im Dezember 1498 wurde der Kampf durch Grenzstreitigkeiten zwischen der Tiroler Regierung und Graubünden, auch außerdem durch die Privatfeindschaft eines tiroler Rathes und eines bündnerischen Edelmannes hervorgerufen. Doch war dies nur der äußere Anlaß; längst war der „Schwabenkrieg" vorbereitet: die blutige Abrechnung zwischen dem süddeutschen Edelmann und dem schweizer Bauer, dem „Stiefel" und dem „Bundschuh". Aber die Raschheit und Mannszucht der Eidgenossen behielt auch diesmal den Sieg: 1499 bei Dorneck (22. März 1499), am Schwaderloch bei Constanz, (11. April) erlagen die Schwäbischen, bei Frastanz (20. April) die Oesterreicher ihren kraftvollen Gegnern. Jetzt hätte man von seiten des Bundes die ganze Kriegslast gern auf die Schultern Maximilians gewälzt, den bisher ein Aufstand des Herzogs von Geldern in den Niederlanden festgehalten hatte.

Am 28. April erschien er am Bodensee in Ueberlingen und ließ in der dortigen Kirche das Reichspanier aufstecken. Aber man mußte mit den Rüstungen von vorn anfangen: in der Zwischenzeit wurden kleinere, aber entsetzlich verheerende Streifzüge unternommen. Zweihundert Ortschaften sollen dabei zerstört, an 20,000 Menschen umgekommen sein. Endlich, am 18. Juli hielt Maximilian bei Konstanz die Musterung des neuen Heeres ab: er hoffte noch immer die Kriegsehre zu retten und die Hoheit des Reiches zu wahren und wollte die Eidgenossen von drei Seiten zugleich anfallen. Aber er traf bei den Führern und der Mannschaft nur auf Ausflüchte und Unlust; verstimmt begab er sich nach Lindau, um mit den Hauptleuten des Bundes Rücksprache zu nehmen. Da traf ihn eine neue Unglücksbotschaft. Graf Heinrich von Fürstenberg, der mit 16,000 Mann aus der Gegend von Basel her anrücken sollte, ließ sich in



Landsknechte unter Maximilian: Pfeifer, Trommler und Fähndrich.
Kupferstich von Matthäus Zasinger, Wende des XV. Jahrhunderts.

seinem Lager an der Birs zwischen Dorneck und Rheinach überfallen (22. Juli). Zwar ermannten sich die Ueberraschten zu tapferer Gegenwehr, Graf Fürstenberg sühnte seine Unbesonnenheit durch ehrlichen Soldatentod, aber das Heer erlitt doch eine völlige Niederlage: als Siegesbeute führten die Schweizer die „große Oesterreicherin von Ensisheim“, ein Prachtstück der Arsenale Maximilians, hinweg. Der König, zuerst äußerst niedergeschlagen, fand seine Fassung bald wieder und seinen Trost in den Sternen. Da der von den Franzosen bedrängte Lodovico, den Beistand seines königlichen Verwandten ersehnend, durch seinen Botschafter zum Frieden rathen ließ, gab Maximilian seine Rachegedanken auf. In dem Baseler Frieden (22. September 1499) versprach man sich gegenseitiges Vergeben und Vergessen: thatsächlich hatten die Schweizer gesiegt und des Reiches Rechte hatten den Eidgenossen gegenüber nicht behauptet werden können. Die Reichskriegsverfassung hatte sich als ungenügend erwiesen, das Reich als unfähig, den Abfall eines Gliedes zu verhüten. Die Franzosen endlich konnten nicht verhindert werden sich Mailands zu bemächtigen. 1499

Lodovico Moro, der im Herbst 1499 flüchtig nach Deutschland kam, nahm sein Herzogthum, in dem sich die Franzosen bald verhaßt gemacht hatten, noch einmal ein, ward aber dann von einem Urner Verräther seinen Feinden ausgeliefert, die ihn bis zu seinem Tode — zehn Jahre lang — in Frankreich gefangen hielten.

In der Absicht, die Organisation des Reiches so umzugestalten, daß seine Wehrkraft zukünftige Erfolge gegen Frankreich verbürge, berief Maximilian zum Februar des Jahres 1500 einen Reichstag nach Augsburg, doch konnten die Verhandlungen erst am 10. April eröffnet werden. Statt durch die allgemein verhaßte Reichssteuer, gedachte man durch eine Aushebung von Truppen nach bestimmten Bevölkerungs- und Einkommensnormen die Aufstellung schlagfertiger Reichsheere zu sichern. Maximilian ging mit Freuden auf den etwas verwickelten Plan ein, — schon sah er im Geist 30,000 Mann kriegsbereit vor sich — und ließ sich nun für die Einrichtung des früher abgelehnten Reichsrathes gewinnen, welcher die häufigen, kostspieligen und meist resultatlosen Reichstage ersetzen sollte. Die drei Kollegien, welche in den Reichsversammlungen vertreten waren, sollten in diesem aus zwanzig (resp. zweiundzwanzig) Mitgliedern bestehenden „Reichsregiment" Sitz und Stimme haben: an der Spitze desselben sollte ein kaiserlicher Statthalter stehen, zu welchem Amt jetzt Friedrich der Weise von Sachsen berufen wurde. Zum Sitz der Körperschaft, die sowol ein berathendes Kollegium, als auch in der Abwesenheit des Kaisers eine vollziehende Centralgewalt sein sollte, wurde Nürnberg erwählt. Hier sollte alljährlich einmal getagt werden; die Dauer der neuen Einrichtung wurde vorläufig auf sechs Jahre festgesetzt.

1500

Die Zusammensetzung des Reichsregiments war im einzelnen folgende. Die Kurfürsten hatten fünf, die weltlichen und geistlichen Fürsten je sechs Vertreter, die Reichsgrafen einen, die habsburgisch-östreichischen Erblande und die habsburgischen Niederlande gleichfalls je einen. Dazu wurden den achtzig Reichsstädten zwei Abgeordnete bewilligt und verfügt, daß Köln und Augsburg, Straßburg und Lübeck, Nürnberg und Goslar, Frankfurt und Ulm in den vier Jahressitzungen abwechselnd die Städte vertreten sollten. Endlich sollten noch sechs allgemeine Reichsräthe, Ritter und Doktoren, gewählt werden: bei der Bestallung derselben griff man auf die zu Kaiser Albrechts II. Zeit vorgeschlagenen sechs Reichskreise zurück.

Die Voraussetzungen, unter denen Maximilian so große Zugeständnisse gemacht hatte, erfüllten sich nicht. Die 30,000 Mann, über die der König schon zu verfügen glaubte, wurden kaum auf dem Papier aufgestellt, das Reichsregiment theilte Maximilians Kriegslust nicht; es schloß vielmehr am 13. Dezember 1500 mit Frankreich einen Waffenstillstand bis zum Juli des Jahres 1501 und war sogar nicht abgeneigt, das Reichslehen Mailand Ludwig XII. als solches zu übergeben. Maximilian war über alles dies sehr ungehalten: er schloß erst am 13. Oktober 1501 zu Trient mit Frankreich Frieden, eigentlich nur auf das Drängen seines Sohnes Philipp, welcher mit dem französischen König die Verlobung ihrer Kinder, der einundeinhalbjährigen Claudia mit dem noch etwas jüngeren Karl, verabredet hatte.

1501

Trotz des äußerlichen Friedensschlusses bewahrte Maximilian gegen Frankreich und das Reichsregiment, das seine kriegerischen Absichten durchkreuzt hatte,

einen nachhaltigen Groll. Ueberall witterte er französische Intriguen: Ludwig, meinte er, habe das Reichsregiment direkt bestochen. Diesen Anschauungen entsprechend kümmerte er sich weder um das Fortbestehen des Reichsregimentes, noch des Kammergerichtes. Räthe und Richter, die weder Besoldung empfingen noch irgendwie eine gedeihliche Thätigkeit entfalten konnten, gingen nach Hause. Maximilian war damit nicht unzufrieden, er stellte in Regensburg, ganz nach der Weise seines Vaters, ein Reichshofgericht auf, dem er selbst präsidirte. Ebenso beabsichtigte er einen Reichshofrath für die Geschäftsführung im Reiche als rein königliche Behörde einzusetzen. Seine üble Laune bekundete er am deutlichsten im Juli 1502 zu Ulm in einem Gespräch mit den städtischen Räthen. 1502 Mit aufgehobenen Fingern, berichtet der Ulmer Rathsbote, habe der König zweimal zu Gott und den Heiligen geschworen, wenn man ihm jetzt nicht folge, wolle er sein Lebtag vom Reich zu Tisch und Bett geschieden sein. Er werde dann etwas thun, das ihm niemand zutraue.

Hatte nun Maximilian auch unzweifelhaft Unrecht, wenn er meinte, daß Berthold von Mainz im Solde Frankreichs stehe, so war doch seine Erbitterung gegen den eifrigen Reformer wohl begreiflich. Dieser vereinigte nämlich am 30. Juni 1502 die Kurfürstenpartei zu einer feierlichen Versammlung zu Gelnhausen; 1502 in allen wichtigen Angelegenheiten gelobten sie zusammenzuhalten und allen Neuerungen und Schmälerungen ihrer Gewalt geschlossen entgegenzutreten. Gingen sie auch nicht so weit, den König geradezu abzusetzen, wie man ihnen nachsagte, ihr Verfahren bedeutete ziemlich das gleiche. Auch kündigten sie, ohne den König zu befragen, für den ersten November eine Reichsversammlung an. Besonders bedrohlich war es, daß sich auch der Kurfürst von der Pfalz, bisher ein Gegner der Reformpartei, dieser anschloß, als der Bruch mit dem König zu nahen schien.

Ein eigenthümliches Geschick gab Maximilian Gelegenheit, gerade diesem neuen Feinde zu beweisen, daß er trotz aller Mißerfolge noch nichts an der Elasticität seines Geistes eingebüßt habe und auch auf zahlreiche Freunde und Anhänger rechnen dürfe. Ehe wir uns zu diesem Vorgange wenden, müssen wir von dem Erlöschen der Reformbestrebungen Kenntnis nehmen. Gescheitert waren sie bereits im Jahr 1502, gescheitert an der völligen Theilnahmlosigkeit der Nation, welche sich weit eher an den Heldenthaten eines kühnen, wenn auch etwas abenteuerlichen Führers zu erfreuen vermochte, als sich für staatsrechtliche Fragen zu begeistern. Der Ruhm eines siegreichen Königs wirft auf den geringsten Mann im Volke einen leuchtenden, beseligenden Strahl; was hatte der gemeine Mann in Stadt und Land davon, wenn die Kurfürsten oder die Stände an der Regierungsgewalt theilnahmen? Der Träger jener Ideen, ein großer Staatsmann, und keineswegs ein schlechter Patriot, wie ihn seine Gegner damals und später gescholten haben, war seiner Zeit um Jahrhunderte voraus; verdient er Tadel, weil er einen Körper heilen wollte, der sich nachmals als unheilbar erwies? Am 21. Dezember 1504 starb Kurfürst Berthold, gealtert und in seinen 1504 Hoffnungen gebrochen. Und als wäre es nicht hart genug gewesen, daß der Mainzer sein eigenes Werk mißlingen sah, ward ihm vorbehalten, noch den

Triumph seines Gegners zu erleben. Was kümmerte Maximilian des Kurfürsten Groll? Gab ihm doch der bairisch-pfälzische Erbfolgestreit Gelegenheit, sein königliches Ansehn zu wahren und obendrein eine ansehnliche, bequeme Erwerbung zu machen. Mit jenem Erbfolgestreit hatte es folgende Bewandtnis.

Herzog Georg der Reiche von Baiern-Landshut, welcher als der Letzte seines Stammes ursprünglich mit seinem Vetter Albrecht von Baiern-München einen Erbvertrag geschlossen, hatte vor seinem Ende dem Gemahl seiner Tochter, dem Kurprinzen Ruprecht von der Pfalz, die Nachfolge zuzuwenden beschlossen und ihm noch bei seinem Leben Landshut und Burghausen, seinen Schatz und alles Geschütz übergeben. Nach dem am 1. Dezember 1503 erfolgten Tode Georgs betrachtete sich Ruprecht als Erbe des Landes. Zu seiner Sicherung hatte er mit einigen Nachbarfürsten, auch mit den Königen von Frankreich und Böhmen Bündnisse abgeschlossen. Herzog Albrecht aber ward bei dem König um Anerkennung seines Anrechtes vorstellig. Maximilian hörte im Februar 1504, wo er sich in Augsburg unter Lustbarkeiten aller Art vortrefflich vergnügte, den gelehrten Ausführungen der Anwälte beider Parteien anscheinend aufmerksam zu und fällte am 28. Februar den Spruch, sowol das Testament, wie der bairische Theilungsvertrag von 1492 seien ungiltig, lediglich Billigkeitsgründe sprächen zu Gunsten Albrechts: auf einem weiteren Termine werde er aber die Entschädigung bezeichnen, die er selbst für die vielen ihm vom bairischen Hause bereiteten Mühen zu fordern habe. Diese Entschädigung war sehr beträchtlich, doch zeigte sich der Wittelsbacher nicht abgeneigt, die Bedingungen des Königs anzunehmen. Ruprecht wollte von einer Theilung nichts wissen: ehe die Verhandlungen beendet waren, besetzte er Landshut mit Gewalt (24. April) und gab dadurch Maximilian willkommenen Vorwand, den ausbrechenden Krieg als Reichskrieg zu bezeichnen. Am 28. April sprach er unter freiem Himmel zu Augsburg die Reichsacht aus über den Landfriedensbrecher Ruprecht und dessen gleich kampfesfreudige Gemahlin. Jetzt erwachte in den alten Feinden des pfälzischen Hauses die Erinnerung an die Unbill, die sie ehedem von dem „bösen Fritz" erlitten: ihnen gesellten sich all die jungen Fürsten zu, welche im kaiserlichen Dienst Ehre, Beförderung und Gnadenerweisungen hofften. Man erkannte auf beiden Seiten die Wichtigkeit der Sache; in Baiern und in der Pfalz wurde mit großer Erbitterung gestritten. Selbst der Tod Ruprechts, den am 20. Juli in Landshut die Ruhr dahinraffte, beendigte den Kampf nicht; seine Gemahlin setzte ihn fort. In der Schlacht von Menzesbach, unweit Regensburg, gewann aber Maximilian, der persönlich in Lebensgefahr gerieth und durch den Herzog Erich von Braunschweig gerettet wurde, einen entscheidenden Sieg (12. September). Wenige Tage später starb auch die Pfalzgräfin an der Ruhr. Dennoch kämpfte der Vater Ruprechts, Kurfürst Philipp, weiter, bis er, schwer bedrängt, im Februar 1505 um Frieden bitten mußte. Der eigentliche Friedensschluß fand aber erst auf dem Kölner Reichstage (30. Juli 1505) statt, wo der siegreiche König die Bedingungen vorschrieb. Aus den nördlich der Donau gelegenen Besitzungen des Landshuters wurde für Ruprechts Söhne ein eigenes Gebiet, die nachmalige „Oberpfalz" gebildet. Alles übrige, mit Ausnahme einiger von Maximilian beanspruchten Städte, Schlösser und Gerechtsame erhielt der bairische Albrecht.

1503

1504

Eine tragische Episode aus dem letzten Theil des Krieges ist das vielfach in Liedern gefeierte Ende des tapferen Johann von Pienzenau. Er hatte die ihm anvertraute wichtige Festung Kufstein dem Pfalzgrafen überliefert und wies im Vertrauen auf seine Felsenwälle alle Aufforderungen zur Uebergabe trotzig zurück. Als die kleinen Feldschlangen der Belagerer wenig Schaden anrichteten, ließ er, jenen zum Hohn, mit Besen die Stellen fegen, an welchen unbedeutende Steintrümmer zerstreut lagen. Da ließ Maximilian aus seinem Zeughause zu Innsbruck seine zwei Lieblingsgeschütze herbeischaffen, den „Purlepaus" und den „Weckauf Oesterreich". Da wurde Wall und Trotz gebrochen; die Ver-

einen nachhaltigen Groll. Ueberall witterte er französische Intriguen: Ludwig, meinte er, habe das Reichsregiment direkt bestochen. Diesen Anschauungen entsprechend kümmerte er sich weder um das Fortbestehen des Reichsregimentes, noch des Kammergerichtes. Räthe und Richter, die weder Besoldung empfingen noch irgendwie eine gedeihliche Thätigkeit entfalten konnten, gingen nach Hause. Maximilian war damit nicht unzufrieden, er stellte in Regensburg, ganz nach der Weise seines Vaters, ein Reichshofgericht auf, dem er selbst präsidirte. Ebenso beabsichtigte er einen Reichshofrath für die Geschäftsführung im Reiche als rein königliche Behörde einzusetzen. Seine üble Laune bekundete er am deutlichsten im Juli 1502 zu Ulm in einem Gespräch mit den städtischen Räthen. 1502 Mit aufgehobenen Fingern, berichtet der Ulmer Rathsbote, habe der König zweimal zu Gott und den Heiligen geschworen, wenn man ihm jetzt nicht folge, wolle er sein Lebtag vom Reich zu Tisch und Bett geschieden sein. Er werde dann etwas thun, das ihm niemand zutraue.

Hatte nun Maximilian auch unzweifelhaft Unrecht, wenn er meinte, daß Berthold von Mainz im Solde Frankreichs stehe, so war doch seine Erbitterung gegen den eifrigen Reformer wohl begreiflich. Dieser vereinigte nämlich am 30. Juni 1502 die Kurfürstenpartei zu einer feierlichen Versammlung zu Gelnhausen; 1502 in allen wichtigen Angelegenheiten gelobten sie zusammenzuhalten und allen Neuerungen und Schmälerungen ihrer Gewalt geschlossen entgegenzutreten. Gingen sie auch nicht so weit, den König geradezu abzusetzen, wie man ihnen nachsagte, ihr Verfahren bedeutete ziemlich das gleiche. Auch kündigten sie, ohne den König zu befragen, für den ersten November eine Reichsversammlung an. Besonders bedrohlich war es, daß sich auch der Kurfürst von der Pfalz, bisher ein Gegner der Reformpartei, dieser anschloß, als der Bruch mit dem König zu nahen schien.

Ein eigenthümliches Geschick gab Maximilian Gelegenheit, gerade diesem neuen Feinde zu beweisen, daß er trotz aller Mißerfolge noch nichts an der Elasticität seines Geistes eingebüßt habe und auch auf zahlreiche Freunde und Anhänger rechnen dürfe. Ehe wir uns zu diesem Vorgange wenden, müssen wir von dem Erlöschen der Reformbestrebungen Kenntnis nehmen. Gescheitert waren sie bereits im Jahr 1502, gescheitert an der völligen Theilnahmlosigkeit der Nation, welche sich weit eher an den Heldenthaten eines kühnen, wenn auch etwas abenteuerlichen Führers zu erfreuen vermochte, als sich für staatsrechtliche Fragen zu begeistern. Der Ruhm eines siegreichen Königs wirft auf den geringsten Mann im Volke einen leuchtenden, beseligenden Strahl; was hatte der gemeine Mann in Stadt und Land davon, wenn die Kurfürsten oder die Stände an der Regierungsgewalt theilnahmen? Der Träger jener Ideen, ein großer Staatsmann, und keineswegs ein schlechter Patriot, wie ihn seine Gegner damals und später gescholten haben, war seiner Zeit um Jahrhunderte voraus; verdient er Tadel, weil er einen Körper heilen wollte, der sich nachmals als unheilbar erwies? Am 21. Dezember 1504 starb Kurfürst Berthold, gealtert und in seinen 1504 Hoffnungen gebrochen. Und als wäre es nicht hart genug gewesen, daß der Mainzer sein eigenes Werk mißlingen sah, ward ihm vorbehalten, noch den



Holzschnitt Hans Burgmaiers aus dem Weißkunig: Pienzenau, Vertheidiger der Veste Kufstein in Tirol, wird mit seinen Genossen enthauptet. Unterschrift: „Wie der weiß kunig ain sonder stark Slos mit seinem geschütz gewan.“

Charakteristisch für Tracht und Bewaffnung der Landsknechte Maximilians.

1506 Für den Augenblick wurde diese Streitfrage gegenstandlos, da am 1. Juli 1506 dem Könige Wladislaus ein Sohn — Ludwig — geboren wurde; aber am 19. Juli gewährleisteten ungarische Abgeordnete zu Wien die habsburgischen Rechte, welche Maximilian im Jahr 1491 erworben hatte.

Nun glaubte Maximilian seine italienischen Pläne wieder aufnehmen zu sollen, namentlich auch zur Römerfahrt sich anschicken zu müssen. Mehr oder

weniger bedeutete dies Kampf gegen Frankreich, mit dem sich Maximilian in den letzten Jahren freundschaftlicher gestanden hatte; ja am 14. Dezember 1502 war zwischen ihm und Ludwig XII. zu Trient ein förmliches Freundschaftsbündniß geschlossen worden. Natürlich hatte der französische König dabei nur sein Interesse im Auge: er pflegte diese Freundschaft um so mehr, als er im Jahr 1503 von den Spaniern aus Neapel verdrängt wurde, welches er im Verein mit diesen erobert hatte. Dann führte der gemeinsame Groll gegen Venedig die beiden Könige und den neuen Papst, Julius II., einander näher: im Vertrage von Blois (22. September 1504) hieß es, sie seien „einig, wie eine Seele in drei Körpern.“ Auch der Erzherzog Philipp, der nach dem Tode seiner Schwiegermutter Isabella (26. November 1504) in einem schiefen Verhältniß zu Ferdinand von Aragonien stand, lehnte sich an Frankreich und so schien ein neuer Vertrag zu Hagenau (5. und 7. April 1505) die Häuser Valois und Habsburg enger zu verbinden, denn je zuvor. Der Kardinal von Amboise leistete im Namen seines Herrn für Mailand den Lehnseid, die Verlobung Karls mit Claudia wurde bestätigt.

Wie hinterlistig Frankreich dabei verfuhr, zeigt der Umstand, daß schon im Oktober desselben Jahres Ludwig XII. dem vierundfünfzigjährigen König Ferdinand die Hand seiner achtzehnjährigen Nichte Germaine von Foix anbot, deren etwaigen Kindern Aragonien und Neapel zufallen sollten. Indes wurden die Berechnungen des ränkevollen Ludwig dadurch gestört, daß König Ferdinand seinem Schwiegersohne im April 1506 die Regierung Kastiliens übergab. Als gar der französische König die Prinzessin Claudia mit seinem muthmaßlichen Thronfolger, dem Herzog Franz von Angoulême verlobte (Mai 1506), zerfiel das unnatürliche Bündniß in sich. Dazu kam, daß am 26. September desselben Jahres der nunmehrige König Philipp von Kastilien an den Folgen eines unvorsichtigen Trunkes starb und Maximilian die Aufgabe zufiel, seinem Enkel Karl die gesammte Erbschaft zu wahren. 1506

Das Jahr 1507 bestimmte er für seine Römerfahrt, Frankreich zum Trotz: Ludwig XII. hatte alles mögliche gethan, um ihm Hindernisse zu bereiten und besonders die Venetianer aufgereizt, ihm die Alpenpässe zu verlegen. Maximilian berief die Stände zum Frühling des Jahres 1507 nach Konstanz, wo sie zur Heeresfahrt gerüstet erscheinen sollten. Nicht ohne Selbstbewußtsein eröffnete er am 27. April die zahlreich besuchte Versammlung; mit Beredsamkeit setzte er den Ständen seine Pläne und seine Hoffnungen auseinander. Ein Hauch von Begeisterung ging diesmal durch die Versammlung; man vernahm tapfere Reden von deutscher Ehre und von treuem Zusammenstehen gegen alle Feinde des Reichs; man bewilligte die Reichshilfe zwar nicht in dem von Maximilian begehrten Umfange, aber doch immerhin 3000 Reiter und 9000 Mann zu Fuß. Die Schweizer, stets am Platz, wo es etwas zu verdienen gab, wollten 6000 Söldner stellen, wenn man dieselben nicht direkt gegen Frankreich verwenden wolle. Für diese „Hochherzigkeit“ erhielten sie eine unverhältnißmäßige Belohnung. Der König stellte in Konstanz nämlich das Kammergericht, ungefähr nach 1507

den Wormser Beschlüssen, wieder her, sprach aber die Eidgenossen förmlich von dem Reichsgerichte und damit von dem Reichsverbande los. Sie hießen von nun an nicht mehr „Glieder“, sondern „gehorsame Verwandte“ des Reiches.

Die endgiltige Festsetzung der Matrikularbeiträge des Kammergerichts stammt von diesem Reichstag. Drei Jahrhunderte lang blieben sie die hauptsächlichsten — wenngleich äußerst mangelhaften — Institutionen, in denen die Einheit des Reiches ihren Ausdruck fand.

Da auch Papst Julius II., durch das Auftreten der Franzosen beunruhigt, zur Römerfahrt mahnte, hätte ein schnelles thatkräftiges Vorgehen wol auch ein günstiges Resultat zur Folge gehabt. Aber der Reichstag dauerte bis in den August, französische Agenten schwächten den ersten Eindruck der königlichen Mahnungen, die Reichstruppen zogen langsam herbei, die Matrikularbeiträge gingen spärlich ein, die Schweizer zögerten und blieben schließlich aus, als sie von Maximilians Geldmangel hörten, die Venetianer hielten die Pässe besetzt. So erschien er mit einem recht mäßigen Heere erst in den ersten Tagen des Februar 1508 in Trient, wo der Sammelplatz sein sollte. Hier überzeugte er sich, daß niemand seine Anwesenheit in Italien wünsche, selbst der Papst sagte ab, „da bei dem bevorstehenden Kampfe leicht zu viel Christenblut vergossen werden könne.“ Die weitere Andeutung, daß zur Führung des Kaisertitels ein Römerzug nicht unbedingt erforderlich sei, beherzigte Maximilian sofort. Am 4. Februar nahm er den Titel eines „erwählten römischen Kaisers“ feierlich an, welches Beispiel die späteren befolgt haben. Dem Papst zeigte er den Vorgang an; Julius II. fand nichts dagegen einzuwenden, zufrieden, daß die Heeresfahrt nach Rom unterblieb.

Der neue Kaiser begab sich nach Deutschland, um seine Rüstungen zu ergänzen, sein Heer sollte die Venetianer züchtigen. Aber diese behielten überall die Oberhand und erlangten einen Waffenstillstand auf drei Jahre. So war das italienische Unternehmen des Kaisers nach allen Richtungen gescheitert.

Es ist begreiflich, daß die Reichsstände, über diesen Mißerfolg ungehalten, jetzt wenig Neigung zu weiteren Bewilligungen empfanden und auch für die Zukunft von derartigen Unternehmungen nichts wissen wollten. So schlugen sie im folgenden Jahre zu Worms alle Gesuche des Kaisers rundweg ab; zu Augsburg im Jahr 1510 versuchte Maximilian vergeblich durch glanzvolles Auftreten den Ständen zu imponiren; nur die glänzende Beredsamkeit des französischen Gesandten verschaffte ihm eine Hilfe von 6000 Mann zu Fuß und 1800 Reitern: auf dem in Trier begonnenen, in Köln fortgesetzten Reichstage des Jahres 1512 erhielt er statt der verdoppelten Matrikel und einer Kriegshilfe nur einen höchst geschmälerten „gemeinen Pfennig“ bewilligt. Nur von 4000 Gulden wollte man je einen geben und die Fürsten außerdem ihr Kammergut ausgenommen wissen.

Alle diese Hilfsgesuche hängen mit Maximilians italienischen Unternehmungen zusammen, die hier nur in ganz allgemeinen Umrissen skizzirt werden können. Denn sie gehören mehr der europäischen, als der deutschen Geschichte an und

haben mit dem Wohl und Wehe der deutschen Nation wenig zu thun; höchstens daß Maximilian durch jene Dinge an einer konsequenten und erfolgreichen Thätigkeit für Deutschland gehindert wurde.

Die Verhältnisse Italiens sind insofern verwickelt, als sich damals drei auswärtige Mächte: Spanien, Frankreich und das deutsche Reich um den dominirenden Einfluß dort stritten, während zwei Herrschergewalten, die Signoria von Venedig und Papst Julius II., gleichfalls um die Führerschaft ringen. Eine Reihe von Stellungen und Gegenstellungen geht daraus hervor, daß die auswärtigen Mächte darauf angewiesen sind, sich mit Venedig oder dem Papst zu verbinden, welche letztere gleichfalls der Bundesgenossen nicht entbehren können. An und für sich würde Julius II., ein durch und durch national gesinnter Fürst, es am liebsten gesehen haben, daß alle Fremde aus Italien verdrängt würden; er haßte die Franzosen insbesondere und ist mit einem Fluche gegen sie gestorben: aber die Entfernung der Fremdlinge hätte er nur im Verein mit Venedig durchsetzen können, dessen Nebenbuhlerschaft er bekämpfte. Dadurch, daß auch kleinere Fürsten, wie Herzog Alfons von Ferrara, in diesem Drama eine nicht unbedeutende Rolle spielen, im letzten Akt auch die Schweizer als Kämpfer für die Rechte des jungen Maximilian Sforza in den Vordergrund treten, wird der Schauplatz höchst belebt und die Uebersicht außerordentlich erschwert.

Zuerst fielen Papst und Kaiser, sowie die Könige von Spanien und Frankreich, welche alle Maximilians staatskluge Tochter Margarethe durch die Liga von Cambrai (1508) einte, über Venedig her, dessen ganzen Landbesitz man auftheilen wollte. Nachdem Venedigs Feldherrn, der Zauderer Pitigliano und der Heißsporn Alviano bei Agnadello oder Ghiradadda am 14. Mai 1509 geschlagen waren, begannen für Venedig schlimme Tage, und die Republik war einen Augenblick geneigt, durch große Abtretungen einen Sonderfrieden mit Maximilian zu erkaufen. Dieser wies die Vorschläge zurück, war aber nicht im Stande die Eroberungen des Sommers zu behaupten. Da Papst Julius schon im Februar 1510 sich mit Venedig verständigte, auch Ferdinand von Aragonien nicht länger den Franzosen in die Hände arbeiten wollte, blieben als einzige Mitglieder der Liga von Cambrai nur noch Ludwig XII. und Maximilian übrig. Diese schlossen sich nun eng aneinander (Vertrag von Blois 17. November 1510) und Maximilian begünstigte Ludwigs Absicht, ein Konzil zu berufen und den Papst abzusetzen. Dieser aber nebst Venedig und König Ferdinand schloß gegen die ehemaligen Bundesgenossen eine zweite „heilige" Liga. Das Konzil kam in Pisa wirklich zusammen: ehe es aber daran ging, Julius II. abzusetzen, faßte Maximilian den für ihn charakteristischen, aber immerhin höchst abenteuerlichen Plan, sich selbst zum Papst wählen zu lassen und dadurch eine Reihe von Schwierigkeiten zu beseitigen. Es ist keine Frage, daß er es damit ganz ernst meinte. Der Papst war seit dem August 1511 lebensgefährlich krank, der Kaiser war Wittwer und durch Bestechungen gedachte er die Majorität der Kardinäle für sich zu gewinnen. Schon unterzeichnete er sich (18. September) in einem Briefe an seine Tochter Margarethe als „zukünftiger Papst" — aber sein treuer Paul von Lichtenstein vermochte das zu den Bestechungen nöthige Geld — 300,000 Goldgulden — nicht aufzubringen, und Papst Julius genas.

Aus dieser Epoche der italienischen Kämpfe stammt noch ein zweiter wichtiger und nicht so abenteuerlicher Plan des Kaisers. Im Jahr 1510 erbat er sich von einem aufgeklärten Straßburger Theologen, Jakob Wimpfeling, ein Gutachten darüber, wie es zu machen wäre, daß die deutsche Kirche, in ähnlicher Weise wie die französische, eine vom römischen Stuhl unabhängigere Stellung gewänne. Der Theologe rieth zur Vorsicht; Maximilian ließ den Plan fallen, dessen Ausführung von unberechenbaren Folgen hätte sein können.

Das Pisaner Konzil nahm ein klägliches Ende, die Ligisten warben für den Papst

16,000 Schweizer an und suchten Maximilian zu sich herüberzuziehen und ihn mit Venedig auszusöhnen. Im Frühling des Jahres 1512 (11. April) kämpfte der Kaiser zwar noch bei Ravenna an der Seite der Franzosen, dann aber näherte er sich den Ligisten und schloß mit Venedig einen zehnmonatlichen Waffenstillstand; über einen Ausgleich der gegenseitigen Ansprüche hatte man sich aber noch nicht einigen können. Die eigentlichen Herren der Situation aber waren die Eidgenossen, welche auch die Mailänder Angelegenheit in einer dem Kaiser ungünstigen Weise entschieden. Maximilian und Ferdinand hätten gern einem ihrer Enkel dies Herzogthum zugewendet, womit weder der Papst noch die Signoria zufrieden war; im Verein mit den Eidgenossen setzten sie durch, daß Maximilian Sforza zu Ende Dezember des Jahres 1512 in Mailand einziehen durfte.

1512

Schon vorher aber hatten sich der Papst und Venedig veruneinigt; Julius II. und Maximilian verbündeten sich (30. November 1512) gegen die Signoria, welche sich nunmehr Frankreich näherte und mit Ludwig XII. am 23. März zu Blois eine Allianz schloß. Papst Julius II. starb zwar (am 20. Februar), ohne seine Hoffnungen verwirklicht zu sehen, aber sein Nachfolger, der verhältnißmäßig junge, von den nationalgesinnten Kardinälen gewählte Leo X. hielt vorläufig an der Politik seines Vorgängers fest. Die Franzosen wurden, als sie dem jungen Sforza sein Herzogthum noch einmal streitig machen wollten (am 6. Juni 1513), bei Novara vollständig geschlagen und mußten Italien für den Augenblick räumen. Inzwischen hatte sich Maximilian mit Heinrich VIII. verbündet (5. April); der König ließ durch seine Befehlshaber Terouenne belagern, während er selbst in Calais weilte. Am 4. August bezog er ein Lager, wo Maximilian mit 4000 Pferden zu ihm stieß. Als englischer „Freiwilliger" — er ließ sich



Maximilians Zusammenkunft mit Heinrich VIII. von England.
Marmorrelief am Maximiliansdenkmal zu Innsbruck.

jaben mit dem Wohl und Wehe der deutschen Nation wenig zu thun: höchstens daß Maximilian durch jene Dinge an einer konsequenten und erfolgreichen Thätigkeit für Deutschland gehindert wurde.

Die Verhältnisse Italiens sind insofern verwickelt, als sich damals drei auswärtige Mächte: Spanien, Frankreich und das deutsche Reich um den dominirenden Einfluß dort stritten, während zwei Herrschergewalten, die Signoria von Venedig und Papst Julius II., gleichfalls um die Führerschaft ringen. Eine Reihe von Stellungen und Gegenstellungen geht daraus hervor, daß die auswärtigen Mächte darauf angewiesen sind, sich mit Venedig oder dem Papst zu verbinden, welche letztere gleichfalls der Bundesgenossen nicht entbehren können. An und für sich würde Julius II., ein durch und durch national gesinnter Fürst, es am liebsten gesehen haben, daß alle Fremde aus Italien verdrängt würden; er haßte die Franzosen insbesondere und ist mit einem Fluche gegen sie gestorben: aber die Entfernung der Fremdlinge hätte er nur im Verein mit Venedig durchsetzen können, dessen Nebenbuhlerschaft er bekämpfte. Dadurch, daß auch kleinere Fürsten, wie Herzog Alfons von Ferrara, in diesem Drama eine nicht unbedeutende Rolle spielen, im letzten Akt auch die Schweizer als Kämpfer für die Rechte des jungen Maximilian Sforza in den Vordergrund treten, wird der Schauplatz höchst belebt und die Uebersicht außerordentlich erschwert.

Zuerst fielen Papst und Kaiser, sowie die Könige von Spanien und Frankreich, welche alle Maximilians staatskluge Tochter Margarethe durch die Liga von Cambrai (1508) einte, über Venedig her, dessen ganzen Landbesitz man auftheilen wollte. Nachdem Venedigs Feldherrn, der Zauderer Pitigliano und der Heißsporn Alviano bei Agnadello oder Ghiradadda am 14. Mai 1509 geschlagen waren, begannen für Venedig schlimme Tage, und die Republik war einen Augenblick geneigt, durch große Abtretungen einen Sonderfrieden mit Maximilian zu erkaufen. Dieser wies die Vorschläge zurück, war aber nicht im Stande die Eroberungen des Sommers zu behaupten. Da Papst Julius schon im Februar 1510 sich mit Venedig verständigte, auch Ferdinand von Aragonien nicht länger den Franzosen in die Hände arbeiten wollte, blieben als einzige Mitglieder der Liga von Cambrai nur noch Ludwig XII. und Maximilian übrig. Diese schlossen sich nun eng aneinander (Vertrag von Blois 17. November 1510) und Maximilian begünstigte Ludwigs Absicht, ein Konzil zu berufen und den Papst abzusetzen. Dieser aber nebst Venedig und König Ferdinand schloß gegen die ehemaligen Bundesgenossen eine zweite „heilige" Liga. Das Konzil kam in Pisa wirklich zusammen: ehe es aber daran ging, Julius II. abzusetzen, faßte Maximilian den für ihn charakteristischen, aber immerhin höchst abenteuerlichen Plan, sich selbst zum Papst wählen zu lassen und dadurch eine Reihe von Schwierigkeiten zu beseitigen. Es ist keine Frage, daß er es damit ganz ernst meinte. Der Papst war seit dem August 1511 lebensgefährlich krank, der Kaiser war Wittwer und durch Bestechungen gedachte er die Majorität der Kardinäle für sich zu gewinnen. Schon unterzeichnete er sich (18. September) in einem Briefe an seine Tochter Margarethe als „zukünftiger Papst" — aber sein treuer Paul von Lichtenstein vermochte das zu den Bestechungen nöthige Geld — 300,000 Goldgulden — nicht aufzubringen, und Papst Julius genas.

Aus dieser Epoche der italienischen Kämpfe stammt noch ein zweiter wichtiger und nicht so abenteuerlicher Plan des Kaisers. Im Jahr 1510 erbat er sich von einem aufgeklärten Straßburger Theologen, Jakob Wimpfeling, ein Gutachten darüber, wie es zu machen wäre, daß die deutsche Kirche, in ähnlicher Weise wie die französische, eine vom römischen Stuhl unabhängigere Stellung gewänne. Der Theologe rieth zur Vorsicht; Maximilian ließ den Plan fallen, dessen Ausführung von unberechenbaren Folgen hätte sein können.

Das Pisaner Konzil nahm ein klägliches Ende, die Ligisten warben für den Papst

und Genua als Mitgift bekommen sollte. Einen Abschluß erreichten die italienischen Dinge im Jahr 1513 noch nicht: den Ausgang dieser Bestrebungen und Gegenbestrebungen werden wir weiterhin zu beschreiben haben.

1513

Während der italienischen Heerzüge hatte Maximilian, wie erwähnt, nur selten und nur mäßige Kriegshilfen von den deutschen Ständen erlangt; für den arg geschmälerten „gemeinen Pfennig“, den man im Jahr 1512 bewilligte, wurden aber auch von seiten des Reiches Reformen gefordert, denn die Handhabung des Landfriedens, die Vollziehung der Urtheile des Kammergerichtes ließen noch viel zu wünschen übrig. Um eine Vollziehungsgewalt zu schaffen, nahm man Albrechts II. Plan, das Reich in sechs Kreise zu theilen, wieder auf, fügte aber zu den früher bestimmten Kreisen noch vier hinzu, den niederrheinischen, den kurrheinischen, den östreichischen und den burgundischen.

Die ersten sechs waren: der schwäbische, bairische, fränkische, obersächsische, niedersächsische und westfälische.

In jedem Kreise sollte ein Hauptmann den Landfrieden handhaben; über die Art ihrer Ernennung stritt man lange: der Kaiser wollte sie erwähle



Götz von Berlichingens Reliefbildniß auf seinem Grabsteine zu Kloster Schönthal.
„Und er warthet alhie einer frölichen Auferstheung.“

eine tägliche Löhnung von 100 Kronen zahlen, — errang er am 16. August bei **Guinegate** einen glänzenden Sieg. An derselben Stelle, wo er vor vierunddreißig Jahren seinen Heldenmuth bewiesen, jagte er die Feinde in die Flucht: „die Sporenschlacht" nannte man sie, weil



Maximilians (und Heinrichs VIII. von England) Sieg über die Franzosen bei Guinegate.
Marmorrelief am Denkmal Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck.

die Franzosen daselbst mehr von ihren Sporen, als ihren Schwertern Gebrauch machten. Da auch Frankreichs Verbündete, die Venetianer, am 17. Oktober bei Vicenza unterlagen, mußte Ludwig XII. es noch als eine Gunst ansehen, daß (am 1. Dezember) eine Verlobung zwischen einem Enkel Maximilians und seiner eigenen Tochter Renée geschlossen wurde, welche Mailand

und Genua als Mitgift bekommen sollte. Einen Abschluß erreichten die italienischen Dinge im Jahr 1513 noch nicht: den Ausgang dieser Bestrebungen und Gegenbestrebungen werden wir weiterhin zu beschreiben haben.

1513

Während der italienischen Heerzüge hatte Maximilian, wie erwähnt, nur selten und nur mäßige Kriegshilfen von den deutschen Ständen erlangt; für den arg geschmälerten „gemeinen Pfennig", den man im Jahr 1512 bewilligte, wurden aber auch von seiten des Reiches Reformen gefordert, denn die Handhabung des Landfriedens, die Vollziehung der Urtheile des Kammergerichtes ließen noch viel zu wünschen übrig. Um eine Vollziehungsgewalt zu schaffen, nahm man Albrechts II. Plan, das Reich in sechs Kreise zu theilen, wieder auf, fügte aber zu den früher bestimmten Kreisen noch vier hinzu, den niederrheinischen, den kurrheinischen, den östreichischen und den burgundischen.



Götz von Berlichingens Reliefbildniß auf seinem Grabsteine zu Kloster Schönthal.
„Und er warthet alhie einer fröllichen Auferstheung."

Die ersten sechs waren: der schwäbische, bairische, fränkische, obersächsische, niedersächsische und westfälische.

In jedem Kreise sollte ein Hauptmann den Landfrieden handhaben; über die Art ihrer Ernennung stritt man lange: der Kaiser wollte sie erwählen

oder mindestens bestätigen, auch einen Oberhauptmann nebst acht Räthen einsetzen, der seinen Sitz am Hofe haben sollte. Die Räthe ließ man sich endlich gefallen, den obersten Hauptmann aber nicht; die Ernennung der Hauptleute mußte Maximilian den Kreisständen überlassen. Zufrieden war mit den Beschlüssen niemand, sie wurden auch erst auf dem Wormser Reichstage vom Jahr 1521 erneuert und dann zur Ausführung gebracht.

Auf dem Kölner Reichstag sprach Maximilian auch über den berühmten Götz von Berlichingen des Reiches Acht aus. Für die Kenntniß von der allgemeinen Unsicherheit, die trotz aller Landfriedensgesetze den Verkehr hemmte und schädigte, sind die Denkwürdigkeiten, welche jener Ritter (geb. zu Jagsthausen 1481, gest. 1562 zu Hornberg) im höheren Alter niederschrieb, von unschätzbarem Werth. Das Raubritterthum erscheint hier in ganz eigener Beleuchtung. Götz hält es für sein angestammtes Recht, Waarenzüge auszuplündern, reiche Geldsendungen abzufangen, zahlungsfähige Personen in



Ausplünderung und Wegschleppung von Reisenden durch Stegreifritter. (Die Wegelagerer, deren berittene, mit Armbrüsten bewehrte Anführer im Walde sichtbar sind, haben ein Flußschiff angehalten und plündern es. Im Hintergrunde wird ein Reisender zwischen zwei Rittern weggeführt. Im Mittelgrunde wird ein Wagen angehalten.)

Aus dem „Trostspiegel“, einer Uebersetzung von Petrarcas „de remediis utriusque fortunae“ mit Holzschnittillustrationen von Hans Schäufelin; diese, um 1520 gezeichnet, sind die reichhaltigste Quelle für Anschauung des Lebens dieser Zeit in den verschiedensten Lagen.

seine Gewalt zu bringen. Es gilt ihm gleich, ob er Nürnberger „Ballenbinder“ ausraubt oder dem Bischof von Mainz seine Palliengelder abnimmt: einen Grafen von Waldeck fängt er ein, schleppt den alten Herrn von einem Raubnest zum andern, kümmert sich gar wenig um die Fürbitten seiner Standesgenossen, die ihm vorstellen, daß der Gefangene ein rechter „Reutervater“ sei, und läßt ihn erst gegen ein unmäßiges Lösegeld frei, von dem er nicht den kleinsten Theil stunden will. Als er sich in einer andern Fehde durch den Kaiser zu Zugeständnissen bewegen läßt, beschwert er sich über den Schaden, den ihm Kais. Majestät zugefügt: 200,000 Gulden habe er auf diese Weise eingebüßt. Noch im hohen Alter beklagte er sich bitter darüber, wie viel gewinnversprechende Anschläge ihm durch „liederliche, heillose Leute verwahrlost seien.“ So wenig sah er die Unrechtmäßigkeit seiner früheren Stegreifritte ein, die er mit größtem Behagen und nicht ohne Humor erzählt. Verhilft er gelegentlich einem Bedrückten, wie dem Stuttgarter Schneider Hans Sindelfinger, zu seinem Recht, da ihm die Kölner den versprochenen Schützenpreis nicht zahlen wollen, so leitet ihn dabei in erster Linie sein Haß gegen die Städter, in zweiter sein Wunsch, bei solchem Anlaß auch für sich ein Sümmchen herauszuschlagen. Von der eigenthümlichen Rolle, die ihm im Bauernkriege (1525) aufgedrängt wurde, wird später die Rede sein.

Wie bei seinem Vater, sind auch bei Maximilian hervorragende Erfolge weniger in der Verwaltung des Reiches zu verzeichnen, als in den Unternehmungen, welche die Erweiterung der habsburgischen Macht bezweckten. Der von Friedrich III. entworfene und seitdem nie wieder aufgegebene Plan, auch das ungarische Königreich sich durch Heiratsbündnisse für die Zukunft zu sichern, verwirklichte sich im Jahr 1515. Dem Projekt einer Wechselheirath zwischen Maximilians Enkelkindern und den Kindern des Königs Wladislaus war namentlich der Bruder des letzteren, König Sigmund von Polen, abhold; aber Maximilian wußte ihn gefügig zu machen. Mit dem Zaren Wasiliei Iwanovic, dem Nachfolger des Begründers der russischen Herrschaft (Iwan I., † 1505), schloß er am 9. August 1514 zu Gmunden ein Trutz- und Schutzbündniß, dessen Spitze natürlich gegen Polen gerichtet war; auch den Deutschen Orden begünstigte Maximilian. Da gab Sigmund seinen Widerstand auf, im Mai 1515 wurden zu Preßburg die Ehepakten festgestellt, dann begaben sich die beiden Jagellonen zum Kaiser nach Wien, wo unter Festen und bei allerlei Frohsinn die Verträge vollzogen und am 28. Juli öffentlich verkündigt wurden. Der ungarische Thronfolger Ludwig wurde mit Maximilians Enkelin Maria — formell — vermählt; der Erzherzog Ferdinand oder Karl sollte als Gemahl der Prinzessin Anna von Ungarn gelten, vorausgesetzt, daß die Verlobung mit Renée von Frankreich gelöst werde; geschähe das nicht, so sollte der nicht mehr ganz jugendliche Kaiser das dreizehnjährige Kind heirathen.

1515

1514

1515

Im Juli des nächsten Jahres konnte Maximilian auf Annas Hand zu Gunsten seines Enkels Ferdinand endgiltig verzichten. — Selbstverständlich war mit jenen Heirathen ein gegenseitiger Erbfolgevertrag verbunden.

Zog schon die ungarische Erbfolgefrage den Kaiser von Italien ab, so trat für ihn der Kampf gegen Venedig und die Franzosen vollends in die zweite Linie zurück, nachdem am 24. Januar 1516 König Ferdinand von Aragonien gestorben und der habsburgische Karl ihm gefolgt war. Jetzt galten alle Bestrebungen, alle Gedanken Maximilians der

1516

oder mindestens bestätigen, auch einen Oberhauptmann nebst acht Räthen einsetzen, der seinen Sitz am Hofe haben sollte. Die Räthe ließ man sich endlich gefallen, den obersten Hauptmann aber nicht; die Ernennung der Hauptleute mußte Maximilian den Kreisständen überlassen. Zufrieden war mit den Beschlüssen niemand, sie wurden auch erst auf dem Wormser Reichstage vom Jahr 1521 erneuert und dann zur Ausführung gebracht.

Auf dem Kölner Reichstag sprach Maximilian auch über den berühmten Götz von Berlichingen des Reiches Acht aus. Für die Kenntniß von der allgemeinen Unsicherheit, die trotz aller Landfriedensgesetze den Verkehr hemmte und schädigte, sind die Denkwürdigkeiten, welche jener Ritter (geb. zu Jagsthausen 1481, gest. 1562 zu Hornberg) im höheren Alter niederschrieb, von unschätzbarem Werth. Das Raubritterthum erscheint hier in ganz eigener Beleuchtung. Götz hält es für sein angestammtes Recht, Waarenzüge auszuplündern, reiche Geldsendungen abzufangen, zahlungsfähige Personen in



Ausplünderung und Wegschleppung von Reisenden durch Stegreifritter. (Die Wegelagerer, deren berittene, mit Armbrüsten bewehrte Anführer im Walde sichtbar sind, haben ein Flußschiff angehalten und plündern es. Im Hintergrunde wird ein Reisender zwischen zwei Rittern weggeführt. Im Mittelgrunde wird ein Wagen angehalten.)

Aus dem „Trostspiegel“, einer Uebersetzung von Petrarcas „de remediis utriusque fortunae“ mit Holzschnittillustrationen von Hans Schäuffelin; diese, um 1520 gezeichnet, sind die reichhaltigste Quelle für Anschauung des Lebens dieser Zeit in den verschiedensten Lagen.



Belagerung einer Stadt unter Maximilian.
Aus dem Triumphbogen Maximilians, großes Holzschnittwerk Dürers.

seiten der Städte. Rath zu schaffen wußte niemand, aber an den Kaiser wendeten sich die Stände und beschworen ihn, um Gottes und der Gerechtigkeit willen, zum Nutzen des Reiches und der Christenheit auf Abhilfe zu denken.

Aber ganz andere Dinge lagen dem Kaiser am Herzen: trotz seiner schlimmen Erfahrungen in Italien verzichtete er auch im höheren Alter nicht auf großartige Unternehmungen. Von Jugend auf war sein Lieblingsgedanke, nach Bezwingung

seiner anderen Feinde die osmanische Macht zu brechen. Während in den letzten Jahren nur das zunächst interessirte Ungarn ein allgemeineres Unternehmen gegen die Türken verlangt hatte, schien es jetzt durch das Zusammenwirken mehrerer Fürsten ausgeführt werden zu sollen. Auch Franz I. war für den Plan begeistert; der Papst, welcher von dem nahenden Sturm auf kirchlichem Gebiete eine Vorahnung hatte, wünschte die Erregung der Geister nach außen abzulenken. Auf einem Kongreß zu Cambrai im Anfang des Jahres 1517 tauschten Franz I. und Maximilian ihre Entwürfe aus. Der Kaiser plante einen dreijährigen Feldzug unter seiner Leitung: in Afrika sollte der Anfang gemacht werden, die Einnahme Konstantinopels das glorreiche Ende des Unternehmens bilden. Der Papst ließ, um das Feuer der Begeisterung noch mehr anzufachen, einen allgemeinen Türkenzug durch ein Laterankonzil (6. März 1517) beschließen, einen Kriegsplan entwerfen und die voraussichtlichen Kosten berechnen, welche er durch allgemeine Besteuerung der Stände aufgebracht wissen wollte. In diesem römischen Entwurf war aber dem französischen Könige eine Rolle zugedacht, auf die Maximilian nicht ohne Eifersucht blickte. 1517

Für Deutschland war die Zeit der Kreuzzüge vorbei, obgleich es gerade eine kirchliche Frage war, welche die Gemüther augenblicklich aufs lebhafteste beschäftigte. Am 31. Oktober 1517 hatte Luther gegen den Mißbrauch des Ablasses einen öffentlichen Angriff gemacht; gegen Rom selbst, nicht gegen die Ungläubigen wälzte sich die breite erregte Strömung.

Allerdings stand Maximilian mit seinem Kreuzzugsplan nicht ganz vereinsamt im Reiche da. Der bessere Theil der Reichsritterschaft, die sich nach Thaten sehnte und nur aus Mangel an edleren oder nutzbringenden Aufgaben jenen kleinlichen, unheilvollen Fehden oblag, ergriff den kaiserlichen Gedanken mit Begeisterung. Ulrich von Hutten, den freilich seine humanistische Bildung von der Mehrzahl seiner Standesgenossen erheblich schied, erließ im Frühling des Jahres 1518 im Sinne des Türkenzuges ein begeistertes Rundschreiben an die deutschen Fürsten. Dem Kaiser, der seit dreißig Jahren rastlos für das Wohl des Reiches sorge und von dem Ertrage seiner Erbländer die Kosten seiner aufopferungsvollen Thätigkeit bestreite, hielt er eine schwungvolle Lobrede: die deutsche Zerfahrenheit, die Unbotmäßigkeit der Fürsten geißelte er aufs schärfste. „Freiheit nennen wir", rief er, „um das Reich sich nicht kümmern, dem Kaiser nicht gehorchen und sich ungestraft alles erlauben." Indes hatte Hutten doch mehr die Einigung und Befreiung seiner Nation, — bei einem großartigen Unternehmen, — als den Türkenkrieg selbst im Auge. Auch richtete sich der Schluß seiner Mahnung, wahrlich bezeichnend genug, gegen Rom, von dem nicht geringere Gefahr drohe, als von Asien her; und dabei hatte Hutten dazumal das Auftreten Luthers in seiner vollen Bedeutung noch gar nicht erkannt. 1518



Ulrich von Hutten. Kohlezeichnung im Kgl. Kupferstichkabinet zu Berlin, angeblich von Albrecht Dürer.

In letzterer Hinsicht erging es dem Kaiser ebenso; der Gedanke einer Opposition gegen den Papst war ihm nicht fremd, und er soll dem Kurfürsten von Sachsen gesagt haben, er möge den kühnen Mönch wohl bewahren, vielleicht könne man ihn dereinst gegen Rom brauchen. Daß aber dies Auftreten jenes Mönches von augenblicklicher, durchschlagender Wirkung sein werde, ahnte Maximilian nicht. Vor allem lag ihm auch jetzt sehr viel an der Einigkeit mit dem Papste: nicht nur das Gelingen des Kreuzzuges, für den sich der Kaiser allerdings mit jugendlicher Glut erwärmte, hing von diesem guten Einvernehmen ab: Maximilian knüpfte daran auch noch andere Hoffnungen, besonders hinsichtlich der Erbfolge seines Enkels Karl. Wenn es gelang, auf dem Reichstage, den er für das Jahr 1518 nach Augsburg berief, im Drange der allgemeinen Begeisterung den Enkel zum Römischen König krönen zu lassen, dann war der Kreuzzugsplan ein wahrhaft segensreicher Gedanke!

1518 Nachdem der Papst am 13. März 1518 den Kreuzzug und einen fünfjährigen Gottesfrieden verkündigt hatte, erschien der Kaiser zu Ende Juni in Augsburg, später sammelten sich die Fürsten, auch ein päpstlicher Legat traf ein. Es war Thomas de Vio, Kardinal von Gaëta (Cajetanus), der auch den vorwitzigen Wittenberger Mönch verhören sollte. Dem Kaiser überbrachte er einen vom Papst geweihten Hut und Degen. Aber auf den Antrag einer allgemeinen Türkensteuer antworteten die Stände mit den „alten Beschwerden der deutschen Nation.“ Offen griff man das habsüchtige römische Wesen an, ein allgemeiner Sturm gegen die Kurie brach los; die kaiserliche Vorlage ward am 27. August abgelehnt.

Dagegen gelang es dem Kaiser fast, die Nachfolge Karls zu sichern. Theils aus eigennützigen Motiven, theils aus sachlichen Gründen war ein Theil der Kurfürsten bisher gegen den Plan gewesen. Friedrich der Weise von Sachsen war verstimmt, weil der Kaiser das erledigte Herzogthum Jülich-Berg dem Herzog von Cleve gegeben, außerdem aber hielt er es für wenig heilbringend, wenn der König von Spanien in Deutschland herrschen sollte. Andere Kurfürsten waren stark von Frankreich beeinflußt, welches seit zwei Jahren unermüdlich daran gearbeitet hatte, die spanische Erbfolge zu verhindern. Jetzt aber blieb nur Friedrich im Widerstande fest; fünf Kurfürsten wurden durch Verheißungen bewogen, das Wahlversprechen zu unterzeichnen (27. August). Dagegen ließ der Papst, vielleicht enttäuscht über den Mißerfolg der Kreuzzugsidee, trotz früherer Versprechungen den Kaiser in diesem Punkte völlig im Stich. Maximilian klagte: „Nun ist der Papst auch noch zu einem Bösewicht an mir geworden und ich kann sagen, daß mir kein Papst, so lange ich gelebt, je Treue gehalten hat. Ich hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein.“

Enttäuscht, krank und lebensmüde verließ Maximilian am 28. September Augsburg. Ahnungsvoll rief er unterwegs der geliebten Stadt den Abschiedsgruß zu: „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchesmal guten Muth in dir gehabt, nun werden wir dich niemals wiedersehen.“

Wenige Tage nach seiner Abreise traf Luther in Augsburg ein. Maximilian hatte

seiner anderen Feinde die osmanische Macht zu brechen. Während in den letzten Jahren nur das zunächst interessirte Ungarn ein allgemeineres Unternehmen gegen die Türken verlangt hatte, schien es jetzt durch das Zusammenwirken mehrerer Fürsten ausgeführt werden zu sollen. Auch Franz I. war für den Plan begeistert; der Papst, welcher von dem nahenden Sturm auf kirchlichem Gebiete eine Vorahnung hatte, wünschte die Erregung der Geister nach außen abzulenken. Auf einem Kongreß zu Cambrai im Anfang des Jahres 1517 tauschten Franz I. und Maximilian ihre Entwürfe aus. Der Kaiser plante einen dreijährigen Feldzug unter seiner Leitung: in Afrika sollte der Anfang gemacht werden, die Einnahme Konstantinopels das glorreiche Ende des Unternehmens bilden. Der Papst ließ, um das Feuer der Begeisterung noch mehr anzufachen, einen allgemeinen Türkenzug durch ein Laterankonzil (6. März 1517) beschließen, einen Kriegsplan entwerfen und die voraussichtlichen Kosten berechnen, welche er durch allgemeine Besteuerung der Stände aufgebracht wissen wollte. In diesem römischen Entwurf war aber dem französischen Könige eine Rolle zugedacht, auf die Maximilian nicht ohne Eifersucht blickte.

1517

Für Deutschland war die Zeit der Kreuzzüge vorbei, obgleich es gerade eine kirchliche Frage war, welche die Gemüther augenblicklich aufs lebhafteste beschäftigte. Am 31. Oktober 1517 hatte Luther gegen den Mißbrauch des Ablasses einen öffentlichen Angriff gemacht; gegen Rom selbst, nicht gegen die Ungläubigen wälzte sich die breite erregte Strömung.

Allerdings stand Maximilian mit seinem Kreuzzugsplan nicht ganz vereinsamt im Reiche da. Der bessere Theil der Reichsritterschaft, die sich nach Thaten sehnte und nur aus Mangel an edleren oder nutzbringenden Aufgaben jenen kleinlichen, unheilvollen Fehden oblag, ergriff den kaiserlichen Gedanken mit Begeisterung. Ulrich von Hutten, den freilich seine humanistische Bildung von der Mehrzahl seiner Standesgenossen erheblich schied, erließ im Frühling des Jahres 1518 im Sinne des Türkenzuges ein begeistertes Rundschreiben an die deutschen Fürsten. Dem Kaiser, der seit dreißig Jahren rastlos für das Wohl des Reiches sorge und von dem Ertrage seiner Erbländer die Kosten seiner aufopferungsvollen Thätigkeit bestreite, hielt er eine schwungvolle Lobrede: die deutsche Zerfahrenheit, die Unbotmäßigkeit der Fürsten geißelte er aufs schärfste. „Freiheit nennen wir", rief er, „um das Reich sich nicht kümmern, dem Kaiser nicht gehorchen und sich ungestraft alles erlauben." Indes hatte Hutten doch mehr die Einigung und Befriedung seiner Nation, — bei einem großartigen Unternehmen, — als den Türkenkrieg selbst im Auge. Auch richtete sich der Schluß seiner Mahnung, wahrlich bezeichnend genug, gegen Rom, von dem nicht geringere Gefahr drohe, als von Asien her; und dabei hatte Hutten dazumal das Auftreten Luthers in seiner vollen Bedeutung noch gar nicht erkannt.

1518



Ulrich von Hutten. Kohlezeichnung im Kgl. Kupferstichkabinet zu Berlin, angeblich von Albrecht Dürer.

In letzterer Hinsicht erging es dem Kaiser ebenso: der Gedanke einer Opposition gegen den Papst war ihm nicht fremd, und er soll dem Kurfürsten von Sachsen gesagt haben, er möge den kühnen Mönch wohl bewahren, vielleicht könne man ihn dereinst gegen Rom brauchen. Daß aber dies Auftreten jenes Mönches von augenblicklicher, durchschlagender Wirkung sein werde, ahnte Maximilian nicht. Vor allem lag ihm auch jetzt sehr viel an der Einigkeit mit dem Papste: nicht nur das Gelingen des Kreuzzuges, für den sich der Kaiser allerdings mit jugendlicher Glut erwärmte, hing von diesem guten Einvernehmen ab: Maximilian knüpfte daran auch noch andere Hoffnungen, besonders hinsichtlich der Erbfolge seines Enkels Karl. Wenn es gelang, auf dem Reichstage, den er für das Jahr 1518 nach Augsburg berief, im Drange der allgemeinen Begeisterung den Enkel zum Römischen König krönen zu lassen, dann war der Kreuzzugsplan ein wahrhaft segensreicher Gedanke!

1518 Nachdem der Papst am 13. März 1518 den Kreuzzug und einen fünfjährigen Gottesfrieden verkündigt hatte, erschien der Kaiser zu Ende Juni in Augsburg, später sammelten sich die Fürsten, auch ein päpstlicher Legat traf ein. Es war Thomas de Vio, Kardinal von Gaëta (Cajetanus), der auch den vorwitzigen Wittenberger Mönch verhören sollte. Dem Kaiser überbrachte er einen vom Papst geweihten Hut und Degen. Aber auf den Antrag einer allgemeinen Türkensteuer antworteten die Stände mit den „alten Beschwerden der deutschen Nation." Offen griff man das habsüchtige römische Wesen an, ein allgemeiner Sturm gegen die Kurie brach los: die kaiserliche Vorlage ward am 27. August abgelehnt.

Dagegen gelang es dem Kaiser fast, die Nachfolge Karls zu sichern. Theils aus eigennützigen Motiven, theils aus sachlichen Gründen war ein Theil der Kurfürsten bisher gegen den Plan gewesen. Friedrich der Weise von Sachsen war verstimmt, weil der Kaiser das erledigte Herzogthum Jülich-Berg dem Herzog von Cleve gegeben, außerdem aber hielt er es für wenig heilbringend, wenn der König von Spanien in Deutschland herrschen sollte. Andere Kurfürsten waren stark von Frankreich beeinflußt, welches seit zwei Jahren unermüdlich daran gearbeitet hatte, die spanische Erbfolge zu verhindern. Jetzt aber blieb nur Friedrich im Widerstande fest: fünf Kurfürsten wurden durch Verheißungen bewogen, das Wahlversprechen zu unterzeichnen (27. August). Dagegen ließ der Papst, vielleicht enttäuscht über den Mißerfolg der Kreuzzugsidee, trotz früherer Versprechungen den Kaiser in diesem Punkte völlig im Stich. Maximilian klagte: „Nun ist der Papst auch noch zu einem Bösewicht an mir geworden und ich kann sagen, daß mir kein Papst, so lange ich gelebt, je Treue gehalten hat. Ich hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein."

Enttäuscht, krank und lebensmüde verließ Maximilian am 28. September Augsburg. Ahnungsvoll rief er unterwegs der geliebten Stadt den Abschiedsgruß zu: „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchesmal guten Muth in dir gehabt, nun werden wir dich niemals wiedersehen."

Wenige Tage nach seiner Abreise traf Luther in Augsburg ein. Maximilian hatte

phag, auf welchem Maximilian, im Kaiserornat, betend, von den vier Kardinaltugenden umgeben, dargestellt ist. Auf den Seitenflächen des Sarkophags sieht man vierundzwanzig Tafeln aus carrarischem Marmor, auf welchen in feinster Arbeit die Thaten des Kaisers abgebildet sind. Rings herum stehen achtundzwanzig kolossale Statuen aus Erz, Bildnisse kaiserlicher Vorfahren und Verwandter des Hauses Habsburg. Den bedeutendsten Kunstwerth haben die Statuen des Königs Arthur von England und des Ostgothenkönigs Theodorich, beide hervorgegangen aus der Werkstätte des genialen Erzgießers Peter Vischer in Nürnberg. Der Plan zu diesem Grabdenkmal war vom Kaiser im Verein mit seinem gelehrten Freunde Peutinger entworfen und die Ausführung im Jahr 1508 begonnen worden, aber erst im Jahr 1566 gelangte das Werk zur Vollendung.

Es ist im Eingange der Lebensbeschreibung Maximilians erwähnt worden, daß dieser Fürst höheren, edlen Eindrücken in besonderer Weise zugänglich war: er empfand das Bedürfniß mit den Männern der Wissenschaften und Künste in regem Verkehr zu stehen; er zog sie an seinen Hof, er suchte sie selber auf, er ermunterte sie zu den Schöpfungen, die an ihm ihren eifrigsten Bewunderer fanden. Wenn die Bezeichnung Maximilians als des „letzten Ritters“ schon aus vielen andern Gründen nicht zutreffend ist, so ist sie ganz besonders von diesem Standpunkte aus zu verwerfen. Das ersterbende Ritterthum des XV. Jahrhunderts hatte mit der Pflege geistiger Güter wenig zu thun, und selbst in der Blüthezeit des Ritterwesens unter den Hohenstaufen hat es derartige Verdienste höchstens auf dem Gebiete der Dichtkunst aufzuweisen. Als Beförderer der Künste und Wissenschaften erscheint Maximilian weit mehr als das Kind der neueren regsamen Zeit, die ihre Impulse von anderer Seite bekam als vorher. Namentlich die Wissenschaft erhob selbständiger und selbstbewußter ihr Haupt, umweht von dem warmen Hauch, welcher dem klassischen Boden Italiens entströmte. Die bekanntesten unter Maximilians gelehrten Freunden und Rathgebern sind der Nürnberger Rathsherr Wilibald Pirkheimer und der Augsburger Konrad Peutinger. Ersterer, der Sohn eines wohlhabenden Patriziers, hatte nicht weniger als sieben Jahre lang in Italien studirt und sogar die damals noch ziemlich seltene Kenntniß der griechischen Sprache erworben. Die nähere Bekanntschaft des gelehrten Mannes hatte Maximilian bei Gelegenheit des Schweizerkrieges gemacht, wo jener das Nürnberger Kontingent führte. Der Kaiser ernannte ihn zu seinem Rath, übergab ihm mehrfach wichtige Aufträge und stand mit ihm in brieflichem Verkehr; Pirkheimer widmete ihm mehrere seiner Schriften. Peutinger war ein Alterthumsforscher und im Besitz großer literarischer Sammlungen, in denen sich auch die „Peutingersche Tafel“ (tabula Peutingeriana), die älteste erhaltene Karte des altrömischen Reiches befand. Auch er wurde mit diplomatischen Aufträgen betraut, da er den Dienst der Stadt Augsburg mit dem Maximilians vertauschte. Er war namentlich des Kaisers Vermittler für künstlerische und geschichtliche Liebhabereien und hatte mit den Waffenschmieden, Goldarbeitern, Holzschneidern und Druckern Augsburgs zu verhandeln. Andere Gelehrte, wie Ladislaus Sontheim von Ravensburg und Jakob Mantius von Freiburg, wurden auf wissenschaftliche Reisen gesendet, um handschriftliche Geschichtsquellen, namentlich für die Geschichte des Hauses Habsburg aufzusuchen. Den Humanisten Konrad Celtes von Schweinfurt berief er nach Wien, ebenso dessen Landsmann Cuspinianus (Spießhammer), den er zu seinem Sekretär und Bibliothekar machte; diese letzteren schmückte er eigenhändig mit dem Dichterlorber, auch andern geistig hervorragenden Männern erwies er die gleiche Ehre.

Weitaus am bekanntesten ist die zu Augsburg am 12. Juli 1517 erfolgte Dichterkrönung des berühmten Ulrich von Hutten. Peutinger machte den Kaiser auf die literarischen Verdienste des Ritters aufmerksam: seine Tochter, die schöne und tugendhafte Konstanze, flocht daheim den Kranz und Maximilian selbst zierte in glänzender Versammlung das Haupt des Dichters, der sich von nun an so gern als „lorbergeschmückter“ abbilden ließ. Gelegentlich wagte sich Maximilian auch auf das Gebiet der Theologie; wiewol er äußerlich den Kultus des römisch-katholischen Glaubens übte, war er kein blinder Anhänger der Kirche und des kirch-



Wilibald Pirkheimers Bildniß aus dem 53. Jahre seines Lebens, 1524 von Albrecht Dürer gestochen.

„Vivitur ingenio caetera mortis erunt.“

Am besten durch das Schillersche Wort zu übersetzen:

„Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“

lichen Dogmas: dem gelehrten Abte Trittenheim von Boppard (Trithemus) legte er im Jahr 1580 eine Anzahl dogmatischer Fragen vor, deren schriftliche Beantwortung dem geistlichen Herrn nicht wenig Kopfzerbrechen verursachte. Für die kirchlich-religiösen Reformbestrebungen, die in die letzten Jahre seiner Regierung fallen, hatte er freilich kein Verständniß. Luthers Auftreten, wie wir sahen, unterschätzte er; in einer nicht unwichtigen theologisch-philologischen Streitfrage, von der später die Rede sein wird, dem Streite Reuchlins mit dem Ketzermeister Jakob von Hogstraten, nahm er eine schwankende, wenig geziemende Stellung ein.

In ein besonderes Verhältniß trat der Kaiser zur Poesie, zur deutschen Literatur jener Zeit, indem er zu zwei vielgelesenen Schriftwerken Anregung, Plan und Stoff gab; ja durch Diktate nahm er an der Entstehung der Arbeit thätigen Antheil. Nun stand die deutsche Dichtkunst jener Tage freilich auf keiner hohen Stufe: die Blüthezeit der Literatur war längst vorüber, an die Stelle des Minnesanges die handwerksmäßige Reimerei der Meistersänger getreten. Allegorische Künsteleien, triviale Didaktik, Derbheiten entsprachen dem damaligen Geschmack. Der Prosa fehlte es an dem feineren Gefühl für die Sprache, welches erst in den bewegten Tagen der Reformation sich kundgibt. Demgemäß zeugten auch Maximilians Entwürfe weder von poetischem Geist, noch von geläutertem Geschmack: jene beiden Werke sind allegorisirende Autobiographien, historisch didaktische Erzählungen, d. h. Mischungen von trockener Geschichte und steifer Allegorie. Auch waren die Schriftsteller, welche der Kaiser mit der Ausführung seiner Entwürfe betraute, keine besonders poetischen Köpfe. Unter der Redaktion und nach den Diktaten des Kaisers arbeiteten ziemlich gleichzeitig seine Sekretäre Melchior Pfinzing

und Max Treizsauerwein von Ehrentreiz, ersterer in Versen an dem „Theuerdank", letzterer in Prosa an dem „Weißkunig." Schon im Jahr 1517 war der Theuerdank vollendet und wurde, geschmückt mit hundertachtzehn kostbaren Holzschnitten, dem König Karl



Aus den Holzschnitten des Theuerdank: Maximilian auf der Gemsenjagd. Unterschrift: „Wie den Tewrdannck auf dem Gembsen Jaid am ablassen der wynndt erhub vnd überaus wolt geworffen haben, deß Er sich aber durch sein schicklichait enthielt." (Im Vordergrund zwei der allegorischen „Hauptleute.")

zu Brüssel überreicht: der Weißkunig, 1514 zusammengestellt, war erst in einer Reinschrift fertig, die Ausschmückung durch Holzschnitte — an Zahl 237 — vorbereitet; erst 1775 kam dies Werk zum Druck.

Der Theuerdank ist vor allem ein Meisterstück der damaligen Buchdruckerkunst, an den



Wilibald Pirkheimers Bildniß aus dem 53. Jahre seines Lebens, 1524 von Albrecht Dürer gestochen.

„Vivitur ingenio caetera mortis erunt.“

Am besten durch das Schillersche Wort zu übersetzen:

„Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“

lichen Dogmas: dem gelehrten Abte Trittenheim von Boppard (Trithemus) legte er im Jahr 1580 eine Anzahl dogmatischer Fragen vor, deren schriftliche Beantwortung dem geistlichen Herrn nicht wenig Kopfzerbrechen verursachte. Für die kirchlich-religiösen Reformbestrebungen, die in die letzten Jahre seiner Regierung fallen, hatte er freilich kein Verständniß. Luthers Auftreten, wie wir sahen, unterschätzte er; in einer nicht unwichtigen theologisch-philologischen Streitfrage, von der später die Rede sein wird, dem Streite Reuchlins mit dem Ketzermeister Jakob von Hogstraten, nahm er eine schwankende, wenig geziemende Stellung ein.

In ein besonderes Verhältniß trat der Kaiser zur Poesie, zur deutschen Literatur jener Zeit, indem er zu zwei vielgelesenen Schriftwerken Anregung, Plan und Stoff gab; ja durch Diktate nahm er an der Entstehung der Arbeit thätigen Antheil. Nun stand die deutsche Dichtkunst jener Tage freilich auf keiner hohen Stufe: die Blüthezeit der Literatur war längst vorüber, an die Stelle des Minnesanges die handwerksmäßige Reimerei der Meistersänger getreten. Allegorische Künsteleien, triviale Didaktik, Derbheiten entsprachen dem damaligen Geschmack. Der Prosa fehlte es an dem feineren Gefühl für die Sprache, welches erst in den bewegten Tagen der Reformation sich kundgibt. Demgemäß zeugten auch Maximilians Entwürfe weder von poetischem Geist, noch von geläutertem Geschmack: jene beiden Werke sind allegorisirende Autobiographien, historisch didaktische Erzählungen, d. h. Mischungen von trockener Geschichte und steifer Allegorie. Auch waren die Schriftsteller, welche der Kaiser mit der Ausführung seiner Entwürfe betraute, keine besonders poetischen Köpfe. Unter der Redaktion und nach den Diktaten des Kaisers arbeiteten ziemlich gleichzeitig seine Sekretäre Melchior Pfinzing

und Max Treizsauerwein von Ehrentreiz, ersterer in Versen an dem „Theuerdank“, letzterer in Prosa an dem „Weißkunig.“ Schon im Jahr 1517 war der Theuerdank vollendet und wurde, geschmückt mit hundertachtzehn kostbaren Holzschnitten, dem König Karl



Aus den Holzschnitten des Theuerdank: **Maximilian auf der Gemsenjagd.** Unterschrift: „Wie den Tewrdannck auf dem Gembsen Jaid am ablassen der wynndt erhub vnd überaus wolt geworffen haben, deß Er sich aber durch sein schicklichait enthielt.“ (Im Vordergrund zwei der allegorischen „Hauptleute.“)

zu Brüssel überreicht: der Weißkunig, 1514 zusammengestellt, war erst in einer Reinschrift fertig, die Ausschmückung durch Holzschnitte — an Zahl 237 — vorbereitet; erst 1775 kam dies Werk zum Druck.

Der Theuerdank ist vor allem ein Meisterstück der damaligen Buchdruckerkunst, an den

existiren nur vier Probeabdrücke: nach Maximilians Tode verkauften Dürer und der Holzschneider Reich die Bilder aus dem Leben des Kaisers einzeln.

Zu dem allegorischen, gleichfalls in Holzschnitt ausgeführten „Triumphwagen" arbeitete Pirkheimer den Entwurf, welchen Dürer mit reicher künstlerischer Phantasie ausführte. Der Kaiser, im vollen Ornat, fährt auf einem von zwölf reichgeschirrten Pferden gezogenen Wagen. Ueber der Gestalt des Kaisers erhebt sich ein phantastischer Baldachin, unter dem eine Siegesgöttin schwebt: sie krönt Maximilian mit dem Lorber; auf ihren Schwungfedern stehen die Namen der von jenem besiegten Nationen.

Von Dürers Hand haben wir mehrere Porträts Maximilians, unter ihnen das schönste Bildniß, welches von diesem Fürsten überhaupt existirt. Das Charakteristische in Maximilians Zügen ist der Ausdruck freundlicher Milde, wie denn ja auch wirklich Frohsinn und Humor, schlagfertiger Mutterwitz zu seinen besten Gaben gehören. So lebte denn im Volke neben dem Bilde des „edlen Helden Theuerdank" besonders die Erinnerung an den fröhlichen heiteren Herrn. Da hatte er sich einmal im Feldlager das Essen von der Marketenderin nicht verkosten lassen, denn „sie sei 'ne Augsburgerin, und in Augsburg wohnten lauter fromme Leute." Oder er hatte gemeint, an den Franzosen sei alles falsch: sie sprächen anders, als sie schrieben und sängen höher als notirt sei. Von seiner kaiserlichen Würde sprach er wol mit leiser Selbstironie: „der König der Franzosen sei ein König der Esel, die alle Lasten geduldig trügen; er aber wäre ein König der Könige, denn die Fürsten pflegten nur das zu thun, was sie selbst wollten."

Damit ist der Hauptpunkt berührt, an dem so viele sehnsüchtige Wünsche des Kaisers scheiterten, — wiewol wir die deutschen Fürsten nicht tadeln können, wenn sie gerade ihm nicht allenthalben folgen wollten. Jedenfalls nimmt Maximilian eine hervorragende Stelle unter unseren Herrschern ein, als die letzte Heldengestalt des scheidenden Mittelalters wird er allezeit seine Bewunderer finden.



[illegible]

[illegible] 1515 — in zehn Tagen — für [illegible]. Das Exemplar [illegible] Königen — die Rede; [illegible]



Albrecht Dürers Holzschnittbildniß Kaiser Maximilians. (Verkleinert.)

„Der Teur Furst Kayser Maximilianus ist auff den 12. tag des Jenners seines alters im 59. Jar seligtlich von dyser zeyt gescheiden. Anno domini 1519.“



Albrecht Dürers Holzschnittbildniß Kaiser Maximilians. (Verkleinert.)

„Der Teur Fürst Kayser Maximilianus ist auff den 12. tag des Jenners seines alters im 59. Jar seligtlich von dyser zeyt gescheiden. Anno domini 1519.“



Ansicht einer deutschen Stadt (Nürnberg) zu Beginn der Reformationszeit.
(Im Vordergrunde die Gestalt eines Eremiten.) Kupferstich von Albrecht Dürer.

XI. Das Zeitalter der Reformation.

1. Die Vorgeschichte der Reformation.



Verzierter deutscher Anfangsbuchstabe wie sie in Druckwerken des XVI. Jahrhunderts vielfach vorkommen.

Man würde das große Ereigniß, welches das Mittelalter von der neueren Zeit scheidet, nur unvollkommen würdigen, wenn man nicht zuvor einen Blick auf den kirchlich-religiösen, den geistig-literarischen und den sozialen Zustand gethan, der zu Ausgang des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts in Deutschland herrschte. Denn ohne Kenntniß von der Opposition, die sich auf den beiden ersten Gebieten gegen Rom, den Papst und die herrschende Kirche geltend machte, würde man die unmittelbare Wirkung von Luthers Auftreten nicht begreifen, und die sozialen Veränderungen, welche sich in diesem Zeitalter vollziehen, machen die Bekanntschaft mit den früheren gesellschaftlichen Zuständen unerläßlich.

Seit den großen Konzilien des XV. Jahrhunderts hatten weder die Theologen den Kampf gegen die Autorität des Papstes und der römischen Kirchenlehre aufgegeben, noch die Wohlgesinnten aller Stände den Kampf gegen die Verweltlichung und Entartung der Geistlichkeit. In den Niederlanden hatte der Prior Johann von Goch († 1473) gelehrt, die Bibel sei die einzige authentische Quelle des Glaubens; kurz nach dieser Zeit befehdete

Johann von Wesel, auf jenen Satz gestützt, die Autorität des Papstes, die kirchlichen Ceremonien und den Ablaß. Der beliebte Prediger Johann Geiler von Kaisersberg (1440—1509), der erst in Basel, dann in Straßburg wirkte, brachte derartige Lehren dem Verständniß des Volkes näher.

Aber ein weit gefährlicherer Feind erwuchs der Kirchenlehre und der mit ihr verbundenen schwerfälligen und geistlosen Scholastik in dem sogenannten „Humanismus“ d. h. der neuen, aus Italien nach Deutschland übertragenen Art, die Wissenschaften — insbesondere die alten Sprachen — zu betreiben. In Italien, wo alle Zeit hindurch die Erinnerung an das klassische Alterthum wach geblieben und dadurch die Wissenschaft vor völliger Verknöcherung bewahrt worden war, regten sich seit dem XIII. Jahrhundert die Geister mit besonderer Energie und brachten eine völlige Umwälzung in der Literatur hervor. Diese Gelehrten verlangten nicht allein das Recht freier Forschung, sie empfahlen nicht nur, das Studium des Alterthums aus den Quellen selbst zu schöpfen, sie wollten auch, daß die Wissenschaft aus den dumpfigen Schulstuben und Hörsälen hinaus in das Leben eingeführt werde. Aeußerlich unterschied sich der Humanismus von der mönchischen Scholastik durch eine auf gründlicheren Studien beruhende Kenntniß namentlich der lateinischen Sprache, in deren Gebrauch die Humanisten eine erstaunliche Fertigkeit erlangten; in formgewandten lateinischen Gedichten feierten sie die Tugenden, die sie bei ihren Vorbildern bewunderten. Ursprünglich trug der Humanismus kein kirchenfeindliches Gepräge, wie bei der ersten Reihe der Humanisten (zur Zeit Friedrichs III.) hervortritt, allein allmählich ging unvermerkt zugleich mit der Kenntniß des Alterthums auch etwas vom Geiste der heidnisch-klassischen Zeit auf die Gelehrten über; die Namen und Eigenschaften der antiken Götter waren ihnen geläufig genug, aber über ihre eigene Religion oder wenigstens über die Aeußerlichkeiten und Einrichtungen der römischen Kirche hatten sie sehr freie Ansichten, die sich gelegentlich in bitterm Spott und beißendem Witz äußern. Da nennt wol der eine die Mönche „kuttentragende Unthiere“, die Messe eine Komödie und geißelt die scheinheiligen habsüchtigen Priester: „Die Theologen heißen uns hoffen, um uns zu betrügen; während wir auf den Himmel warten, eignen sie sich die irdischen Güter zu.“

Natürlich waren die Humanisten dieser neueren Richtung der Geistlichkeit im höchsten Grade verhaßt. „Er ist ein Poet, er spricht Griechisch, also steht es schlecht um sein Christenthum“ hieß es. Auch Philosophen nannte man die Neuerer hämisch; man wollte sie nicht als gute Deutsche gelten lassen, da sie ja aus Wälschland ihre verderblichen Lehren geholt hatten. Die Universitäten wehrten sich, so lange und so gut sie konnten, gegen das Eindringen des neuen Geistes, aber wenn sie auch einige Humanisten zum Weichen brachten, wie Conrad Celtes in Leipzig, es glückte ihnen doch nicht allenthalben, die studirende Jugend schloß sich erklärlicher Weise den Neuerern an, gar bald änderte sich der Geist der Universitäten.



Medaillonbildniß des Erasmus von Rotterdam, nach dem Leben gezeichnet von Holbein, in Holz geschnitten wahrscheinlich von Lützelburger. Genaue Kopie des sehr seltenen Originals dieses unnachahmlich geistreichen Blattes.

Aus der großen Schar der Humanisten müssen wir wenigstens drei Männer genauer betrachten. Den Reigen eröffne[t] der Niederländer Desiderius Erasmu[s] von Rotterdam (1465—1536), de[r] wie kein anderer seiner Zeitgenossen s[...]



Holbeins Holzschnittbildniß des Erasmus von Rotterdam.

Titel der Frobenschen Gesammtausgabe von Erasmus' Werken von 1540.

Uebersetzung der Unterschrift:

„Pallas bewunderte jüngst das Apelläische Bilderwerk,
Sich es als ewige Zier hegen die Bibliothek.
Holbein zeigt dädalische Kunst, und der große Erasmus
Zeiget den Musen zugleich herrlichen Geistes Gewalt.“

Geist und Form des klassischen Alterthums zu eigen gemacht hatte. Er verfaßte Lehrbücher über Methode und Form, er gab alte Schriftsteller heraus, er übersetzte aus dem Griechischen, er zeigte überall den Geist feiner Beobachtung, der zugleich belehrt und ergötzt, aber seine Beliebtheit verdankte er der Tendenz, welche er verfolgte. Obgleich er sich gegen das Christenthum, welches er vielmehr vorsichtig geschont wissen wollte, keineswegs feindlich oder gleichgiltig verhielt, wie die meisten italienischen und viele deutsche Humanisten, richtete er seinen ganzen Spott gegen die herkömmlichen Formen, in denen sich geistliches und frommes Wesen bisher bewegt hatten. Das „Lob der Narrheit", welches noch zu Erasmus' Zeit siebenundzwanzig Auflagen erlebte, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Opposition gegen das damals bestehende Kirchenthum zu vermehren.

Moria (die Narrheit), geboren auf den glückseligen Inseln, genährt von Trunkenheit und Ungezogenheit, schildert ihr weites Reich, zu dem alle Stände der Welt gehören. Am längsten verweilt sie bei den Geistlichen, die ihre Verdienste am wenigsten anerkennen wollen und ihr doch am meisten verpflichtet sind. Die Mönche, die Priester und die Bischöfe, ja den römischen Papst, der lediglich auf sein Vergnügen bedacht, die Apostel Peter und Paul für sein Amt sorgen lasse, greift Erasmus schonungslos an.



Holbeins Schlußzeichnung zu Erasmus' „Lob der Narrheit". (Die Narrheit steigt vom Katheder herunter.)
Aus dem für Erasmus selbst illustrirten Exemplare, jetzt im Museum zu Basel.

Neben Erasmus, welcher später die Fahne verließ, die er zuerst ruhmvoll vorangetragen, steht als der edle Heißsporn der Humanisten der fränkische Ritter **Ulrich von Hutten** (geb. 21. April 1488). In ihm vereinigt sich der ingrimmige Haß gegen die römische Mißwirthschaft mit glühender vaterländischer Begeisterung. Gelehrter, Dichter und Staatsmann zugleich, hat er sich ein höheres Ziel gesteckt; er kämpft ebenso für politische, wie für kirchliche Reform. Durch Wort und Schrift hat er noch weit unmittelbarer gewirkt und seine Ideen in weitere Kreise verbreitet, als der gelehrtere Erasmus. Ein seltsamer Kontrast zwischen diesem kleinen blonden Mann, der schon bei dem Wort „Tod" erzitterte, und dem fränkischen Ritter, der trotz Krankheit, Noth und Mißgeschick sein ganzes Leben der einmal gestellten Aufgabe opfert. Unverzagt schließt er seine Rechnung mit irdischem Glück ab: „Ich hab's gewagt und will des Ends erwarten", aber wie eine schmetternde Fanfare, die zum Angriff ruft, tönt seine Mahnung hinein:

„Auf, Landsknecht gut und Reuters Muth!
Laßt Hutten nicht verderben."

Nicht geringere Verdienste, als Erasmus, erwarb sich **Johann Reuchlin** (1455 bis 1521), ein geborner Pforzheimer, wahrscheinlich der Sohn eines armen Boten. Stückweise hatte

umfangreiches Wissen erworben und sich zum vertrauten Rathe des ersten Herzogs von
nberg emporgeschwungen. Nur seine Nebenstunden konnte er gelehrten Studien zuwenden,
e wurden um so fruchtbringender, als er ein bisher wenig bebautes Feld bestellte. Denn
der Fertigkeit im
schen und Lateinischen
r sich durch den Un-
der Rabbinen eine
Kenntniß des Hebrä-
erschafft. Mit berech-
Selbstgefühl durfte
hmals seine Gegner
verweisen, daß er der
eutsche gewesen, der
räische Sprache gram-
zu behandeln unter-
n. Sein Interesse an
Sprache war nicht
in philologisches oder
isches, sondern auch
stisches an den Ge-
ssen der Kabbala: in
Worte, jedem Buch-
des alten Testamentes
Geheimnisse. Dennoch
g er diesem Hange
Wahrheit und Auf-
eit war der Inbegriff
Wesens und Strebens.
Mit einer Art von
ndigkeit mußte grade
esonnene, würdevolle
dem es keineswegs
waltsame Zerstörung
rchenlehre zu thun
mit dem scholastisch-
akten Kirchenthum in
gerathen. Die ge-
iche lateinische Bibel-
ung, die „Vulgata“
eine Fülle von Irr-
n, die aus mangel-
Sprachkenntniß her-
angen waren: an vie-

So reych es recht hyn wo Gott wöll/
die sach ich jm gäntzlich heymstell/
Ich habs gewagt on alls vngföll.



Schlußstück einer Huttenschen Schrift mit dem Bilde und Wahlspruch des Ritters („Ich hab's gewagt“). In der Umrahmung ist der siegreiche Kampf von Genien gegen Dämonen dargestellt.

tellen seines Werkes über die hebräische Sprache berichtigte Reuchlin derartige Versehen.
auf diese Irrthümer waren kirchliche Lehrsätze gegründet, und so schien Reuchlin mit
Vulgata die Kirche selbst anzutasten; da er sich bei seinen Verbesserungen auf die Schriften
Juden berief, ward es nicht schwer sein Christenthum zu verdächtigen. Dennoch hätte er
leicht ungestört die Ruhe genießen können, nach der er sich sehnte, hätte ihn nicht plötzlich
äußerer Anlaß zu einem ihm widerwärtigen Kampfe genöthigt.

Ein getaufter Jude, namens Pfefferkorn, hatte im Jahr 1509 sich ein kaiserliches

Dekret zu verschaffen gewußt, kraft dessen alle Bücher der Juden untersucht, und soweit sie Schmähungen gegen die christliche Religion enthielten, verbrannt werden sollten. Maximilian hielt es aber doch für rathsam, das Gutachten einer wissenschaftlichen Autorität einzuholen: Reuchlin, dazu aufgefordert, entschied zu Ungunsten Pfefferkorns und der fanatischen Kölner Dominikaner, welche hinter diesem standen. Nach einem erbitterten Schriftenwechsel zwischen den streitenden Parteien kam es dahin, daß der Kölner Ketzermeister Jakob Hogstraten den Gelehrten nach Mainz citirte, wo er sich im Oktober 1513 vor einem Inquisitionsgericht wegen Ketzerei verantworten sollte. Aber die Zeit der Inquisition war für Deutschland längst vorbei; der Kurfürst hob die Versammlung noch im letzten Augenblick auf, im folgenden Jahr legte ein neues Gericht den Anklägern Reuchlins als Verleumdern ewiges Stillschweigen auf. Da aber die verfolgende Rechtgläubigkeit ihr Spiel noch nicht verloren gab und sich nach Rom wandte, unterstützt durch die Gutachten mehrerer Universitäten, entbrannte nach jenem ersten Siege der Kampf erst recht heiß. Alle „Reuchlinisten" sammelten sich um ihren Meister und waren für ihn bei Kaiser und Papst thätig. Um zu bekunden, welche ausgezeichneten Männer auf Reuchlins Seite standen, veranstalteten seine Freunde im Jahr 1514 eine Sammlung von Briefen berühmter Männer an ihn. Zwar erreichte man in Rom nur, daß der ärgerliche Handel niedergeschlagen wurde, aber auch das war schon ein bedeutender Erfolg. Hutten feierte den Sieger in seinem schwungvollen Gedicht „Reuchlins Triumph"; die Besiegten vollends zu vernichten, wurden die „Briefe der Dunkelmänner" veröffentlicht. Die Briefe der Dunkelmänner (Epistolae obscurorum virorum) erschienen im Jahr 1516 und entstanden in dem Kreise, zu dem Hutten und Reuchlin gehören: daher finden sich viele Anspielungen auf den Streit mit Pfefferkorn. Die von Reuchlins Freunden im Jahr 1514 veröffentlichten „Briefe berühmter Männer an J. Reuchlin" riefen vielleicht den Gedanken wach, in einem lustigen Seitenstück die Gegner tüchtig mitzunehmen. Der Hauptscherz besteht darin, daß die Dunkelmänner selbst die angeblichen Briefsteller sind und sowol ihr barbarisches Latein, als auch ihre sonstige Unkenntniß und Verkehrtheit, ihre scholastische Beschränktheit, ihre moralischen Schwächen und ihre Wuth gegen die Männer der Aufklärung bloßstellen und dem Spotte preisgeben. Durch scheinbar ernsthafte, schulmäßige Erörterung alberner, selbst unsauberer Streitfragen wird zudem das ganze Wesen der Scholastik lächerlich gemacht. In dem zweiten Theil, der 1517 unter Mitwirkung Ulrichs von Hutten erschien, finden sich neben dem Närrischen und Possenhaften auch sehr ernste Erörterungen.

Außer der theologischen und gelehrten Opposition gegen die Kirche, war aber auch der satirische Volksgeist erwacht und nun doppelt bereit, der verlotterten Geistlichkeit zu Leibe zu gehen. Es war ein Zeichen der Zeit, daß zu Ausgang des XV. Jahrhunderts der „Reineke Fuchs", welcher nach allen Seiten die Hierarchie geißelt, in angemessener Bearbeitung neu erschien. Auch in dem „Narrenschiff" des Sebastian Brant (erschien 1494) wurde, wie den anderen Ständen, ganz besonders der Geistlichkeit der Text gelesen. Noch schärfer griff der Franziskanermönch Thomas Murner in seiner „Schelmenzunft" (1508) den Mönchsstand in seiner scheinbaren Heiligkeit an. Zuweilen gelang es auch einem gelehrten Herrn dem etwas derben Volkshumor und der Volksstimmung in lateinischer Sprache Ausdruck zu geben, wie dies Heinrich Bebel, Professor der alten Literatur zu Tübingen, in seinen „Facetien" (im Jahr 1506) that.

Kurzum, nach keiner Richtung fehlte es an Zündstoff, den ein kleiner Funke in lodernde Flammen verwandeln konnte. Es war vorauszusehen, daß diese Flamme, verbreitet durch den Hauch nationaler Begeisterung, mit den üblichen Mitteln nicht zu bewältigen sein würde.

Was die sozialen Zustände innerhalb der deutschen Nation betrifft, so hatte sich zu Ausgang des XV. Jahrhunderts ganz besonders die Lage desjenigen Standes verschlechtert, dessen Blüthe dem Mittelalter sein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hatte. Entsprach Leben und Treiben des Ritterstandes auch schon längst nicht mehr der Stellung, welche er zur Hohenstaufenzeit eingenommen, so sah er sich nunmehr beinahe in seiner Existenz bedroht.

Denn auf der einen Seite war er, zumal bei der allmählich gesteigerten Entwerthung des Geldes, nicht mehr im Stande, in äußerem Glanz mit den Stadtbürgern zu wetteifern: ja das Bestreben, im Aufwande es dem Patriziat gleichzuthun, stürzte ihn nur in größere Noth und in Schulden. Auf der anderen Seite sanken die Dienste, durch welche er sich dem Kaiser und den Fürsten nützlich und unentbehrlich gemacht hatte, im Werthe, seit die Ausbildung der Feuerwaffen die Bedeutung der schweren geharnischten Reiterei erheblich gemindert und dem Fußvolk seine frühere Wichtigkeit wieder verschafft hatte. Soweit die Ritter unter Festhaltung ihrer alten Beschäftigung ehrlich durchkommen wollten, mußten sie mit dem neuen Soldatenthum der Landsknechte rechnen und sich als glückliche Söldnerführer Reichthum, Ehre und Ansehen zu verschaffen suchen. Daher finden wir denn auch unter den Führern der Landsknechte gar manchen alten und edlen Namen vertreten, auch galt es nicht gerade als Schande von der Pike auf zu dienen oder eine Offiziersstelle bei den „frommen Leuten" zu bekleiden. Es scheint sogar, als habe Kaiser Maximilian, der sich zuerst deutscher Landsknechte zu seinen vielfachen Kriegen bediente, die Landsknechte zu einer adligen Brüderschaft, einem „Orden", entwickeln wollen, ja im Jahr 1516 hat er selbst mit dem langen Spieße im ersten Gliede der Landsknechtsordnung gestanden.

Die Bedeutung des Fußsoldaten zeigte sich zuerst in den Husitenkriegen, wo das böhmische Fußvolk durch geschickte Benutzung der mit Büchsen gespickten Wagenburg seine Siege errang, dann aber ganz besonders in den Burgunderkriegen der Schweizer gegen Karl den Kühnen. Beutelust war es hauptsächlich, welche die Söhne der Schweiz auch fernerhin zum „Reislaufen" (die Reise — der Kriegszug) veranlaßte und besonders Frankreich verstand es die Geldgier und die Volkskraft der „freien Eidgenossen" auszunutzen. Im Gegensatz zu den schweizerischen Fußknechten ist der Name der „Landsknechte" (nicht Lanzknechte) entstanden; um die störrigen Niederländer zum Gehorsam zu zwingen, brachte Maximilian im Jahr 1487 aus den östreichischen Erblanden rüstige Land- und Stadtbewohner zusammen, bewaffnete sie mit Schwert und Spieß, stellte sie unter den Befehl meist adliger Hauptleute und nannte sie Landsknechte. Um das Jahr 1490 kann die Landsknechtsverfassung als vollendet betrachtet werden: die Einzelheiten der Werbung, der Selbstverwaltung, der Rotteneintheilung u. A. sind den Schweizern entlehnt, anderes ist der deutschen Organisation eigenthümlich.

Sobald ein Kriegsherr eines Soldheeres bedurfte, beauftragte er einen berühmten Führer „ein Regiment aufzurichten" d. h. eine im Grunde republikanisch organisirte Kriegerzunft unter gewissen Bedingungen anzuwerben. Die Werbegelder erhielt der Oberst entweder baar, oder in Kreditbriefen oder er schoß die erforderlichen Summen als Unternehmer vor. Zog der Name, so bedurfte er weniger des baaren Geldes; der Oberst hatte das Recht die Offiziere, an erster Stelle seinen Vertreter, den Oberstlieutenant, zu ernennen. Waren die Hauptleute für die einzelnen „Fähnlein" bestellt, so wurde die Werbetrommel gerührt; theils vom platten Lande, theils auch aus den Städten strömte genug kräftiges abenteuerlustiges Volk zusammen. Aber, wenigstens in der ersten Zeit, war man wählerisch, die Knechte mußten mit vollständiger Rüstung, vor allem mit Schwert, Hellebarde oder (18 Fuß) langem Spieß, wol auch mit Hakenbüchse nebst Zubehör versehen sein und ein Stück Geld im Beutel haben. Demnach war diese Truppe kein Gesindel, sie bestand der Mehrzahl nach aus „frommen" d. h. redlichen zuverlässigen Gesellen, die freilich diesen Ehrennamen noch beibehielten, als das Landsknechtswesen längst entartet war. Auch muntere Soldatenlieder konnten in diesem Kreise ganz wohl aufkommen. Nach dem „Zusammenlauf" wurde Musterung gehalten, man organisirte die Fähnlein (zu 400 Mann). Man theilte die Landsknechte in zwei Klassen, die des ersten und zweiten „Blattes", in „Spießträger", welche sich mit dem einfachen Monatssold von vier Gulden begnügen mußten, und in „Doppelsöldner", die, besser gerüstet, acht Gulden beanspruchen durften. Den Sold zahlte der „Pfennigmeister", gewöhnlich vierteljährlich, doch hatten die frommen Leute bei besonderen Gelegenheiten einen Schlacht- oder Sturmsold zu erwarten. Ueber den Zweck des Feldzuges und die Rechte der Geworbenen verständigte sich der Oberst mit ihnen im

„Ring" (einer Versammlung) und las ihnen den „Artikelbrief" vor. Nach einer Ansprache des Obersten erfolgte die Eidesleistung in die Hand des „Schultheißen" und die Vorstellung der „hohen Aemter" d. h. der Stabsoffiziere, nämlich des Oberstlieutenants, des Proviantmeisters, des Pfennigmeisters, des Quartiermeisters und des Profoß. Der letztere, öffentlicher Ankläger und Urtheilsvollstrecker, war natürlich eine gefürchtete Persönlichkeit, suchte aber das Imposante seiner Stellung durch gemüthliches, ja selbst burleskes Erscheinen zu mildern. Er war aber stets ein hochgeachteter Kriegsmann mit Hauptmannsrang und pflegte in einer Ansprache die Geworbenen mit seinen Befugnissen und ihren Pflichten bekannt zu machen. Er warnte sie vor Spielen, Balgen, Schelten, Vollsaufen, damit er sie nicht durch seine „Steckenknechte" in Eisen legen oder sie gar dem „Freimann" übergeben müsse. Der letztere (Scharfrichter) schritt im blutrothen Wamms einher, die rothe Feder auf dem Hut und das breite Richtschwert an der Hüfte. Außerdem gab es noch einen „Brandmeister" (im Hauptmannsrang) der mit den „Brandknechten" das Sengen und Brennen systematisch betrieb, einen Waibel, welcher den Troß, namentlich der Weiber, Händler und Marketenderinnen zu beaufsichtigen hatte; ihm stand der „Rumormeister" mit seinen Leuten zur Seite.



Profoß der Landsknechte.
Kupferstich von Franz Brunner vom Jahr 1559.

Nach Vorstellung dieser „hohen Aemter" wurden dem Ringe die Namen der vom Obersten ernannten Hauptleute bekannt gemacht, sie erhielten zehnfachen Sold (40 Gulden) und legten sich bald, gleich dem Obersten, einen sogenannten „Staat" bei, der aus Trabanten, Kaplan, Schreiber, Feldscheer, Buben bestand. Der Hauptmann focht zu Fuß an der Spitze seines Fähnleins mit Streitaxt, Hellebarde oder Schwert. Sein Vertreter hatte den Namen von seiner Stellung: „Lieutenant".

Nunmehr übergab der Oberst dem prächtig geschmückten Fähnrich die Fahne des Regimentes. Er mußte schwören, von seiner Fahne nicht zu lassen, nach Verlust der Hände sie noch mit den Zähnen festzuhalten, in der letzten Noth sich selbst hineinzuwickeln und Leib und Leben dabei und darin zu lassen. Unter seinem Befehl standen die bei jedem Fähnlein befindlichen „zwei Spiel", ein Trommler und ein Pfeifer; beim Angriff wurde „das Spiel gerührt" und zwar in fünf Absätzen, deren Aufeinanderfolge sich die Knechte, — wol erst seit dem Bauernkriege — durch die Worte einprägten: „Hüt' dich, Bauer, ich komme!"

Dann wählten die Knechte aus ihrer Mitte den „Feldwaibel", der eine Zwischenstellung zwischen den Offizieren und der Mannschaft einnahm, die taktische Ausbildung besorgte, die Losung holte, die Wachen vertheilte und dem „Malefizgericht" beisaß. Der Feldwaibel ließ durch die Mannschaft den „Gemeinwaibel" ernennen, welcher die Gemeinen dem Hauptmann gegenüber vertrat, „Kraut und Loth" vertheilte. Dieser erhielt Doppelsold, ebenso die Rottmeister, welche Rotten zu zehn Mann führten; dem Feldwaibel aber gestand man vierfachen Monatssold zu. Zuweilen, bei Irrungen mit den Hauptleuten, erscheinen auch noch gewählte Sprecher der Mannschaft, sogenannte „Ambassanten".

Die militärische Rechtspflege übte entweder das Schultheißengericht, d. h. ein Gericht aus zwölf Geschworenen, welches unter Vorsitz des Schultheißen zusammentrat, oder der Ring durch das Recht „der langen Spieße". Bei diesem Verfahren stießen die Fähnriche die Fahnen

verkehrt in die Erde, bis durch Bestrafung des Missethäters die Ehre des Regimentes wieder hergestellt war. Erfolgte die Verurtheilung, so wurde der Schütze erschossen (arkebusiert), der Pikenier durch die Spießgasse einer dreifachen Reihe von Landsknechten gejagt.



Ein Fahnenschwenker der Landsknechte zu Anfang des XVI. Jahrhunderts.
Stich von Albrecht Dürer.

Die Tracht der Landsknechte war von Anfang an ziemlich bunt, doch zweckentsprechend, artete aber bald in phantastischen Aufputz aus, und auch hier zeigte sich die größte Abenteuerlichkeit bei den Hosen. Was die Bewaffnung anbetrifft, so bestand die Hauptmasse aus Spießern; dazu kamen die Schwertfechter, die mit den gewaltigen „Zweihändern“ die Spieße des gegnerischen Haufens zerschlagen mußten und daher den Spießern voran gingen. Inmitten der Spießer gingen die „Rondartschiere“ (mit Rundschildern und kurzen Degen) vor, die sich in die Lücken der feindlichen Massen eindrängen mußten. Neben den Leuten mit blanken Waffen standen Schützen, anfangs meist Armbrustschützen, dann Hakenschützen, und zwar in immer zunehmender Zahl, je mehr man die Vorzüge der Feuerwaffen erkannte. Zu Karls V. Zeiten zählte man auf ein Fähnlein von 400 Mann nur 50 Hakenschützen, seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts übertrafen sie an Zahl die Spießer.

Die Schlachthaufen, auf dem Marsche ziemlich regellos, formirten sich erst bei der Annäherung an den Feind. Dem Gros, dem „hellen Haufen“, zog der Vortrupp voran, der „verlorene Haufen“, so genannt, weil seine Mitglieder bei eiligem Rückzuge oft preisgegeben wurden. Die Front des hellen Haufens bildeten drei Glieder der bestgerüsteten Spießer, dann folgte ein Glied Schwertfechter, in deren Mitte die drei ersten Fähnlein flatterten, weiterhin wechselten Spießer mit Schwertfechtern, den Beschluß machten stets drei bis fünf Glieder der kräftigsten Spießträger, um gewaltig nachzudrücken. Die Formation, welche fast für unüberwindlich gehalten wurde, war die der „gevierten Ordnung“ d. h. man bildete Quadratkolonnen von verschiedener Stärke. (Haufen von 10 mal 10 bis 101 mal 101 Mann.) Der Angriff solches Haufens war allerdings furchtbar, wenn er glückte, führte aber oft zur völligen Vernichtung, wenn er mißlang; blutig war das Zusammentreffen solcher Landsknechtsheere aber unter allen



Landsknechtszug mit Troß um 1540.

Nach dem großen Holzschnitt Hans Sebald Behams verkleinert in Kupfer gestochen von de Bry.



Bildniß Georg Frundsbergs von Hans Holbein.

Landsknechten den Sieg von Pavia über Franz' I. Schweizer Soldknechte, ein Ereigniß, das viele Landsknechtslieder triumphirend verkündigen. Im folgenden Jahre führte er dem Kaiser 12,000 Mann zu, die er größtentheils aus eigenen Mitteln geworben. Eine Meuterei seiner Landsknechte veranlaßte einen Schlaganfall, der ihm die Theilnahme an den Kriegsereignissen verbot und ihm ein vorzeitiges Ende bereitete. Er starb, verschuldet, im Jahr 1528 in Mindelheim; von dem Leben seiner Söhne, die sich auch als Landsknechtsführer auszeichneten, und von dem Kriegswesen in der Reformationszeit gab Ad. Reißner 1572 eine anschauliche Schilderung in seiner „Historia der Herren Georg und Kaspar von Frundsberg." Auch zu den Landsknechtsliedern hat der alte Frundsberg, der „Leutfresser", beigesteuert; so singt er von seinem treuen, oft mit Undank belohnten Thun:

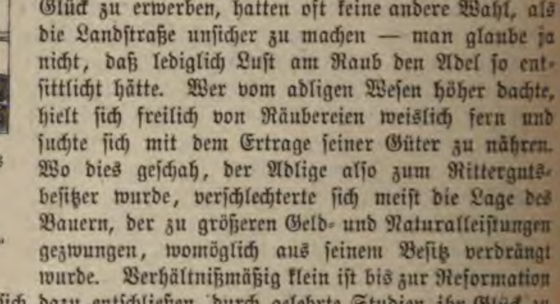


Landsknechte nach Beendigung des Bauernkriegs.

1543 gestochen von Hans Sebald Beham.

„Wo nun hinaus, der Krieg hat ein Loch."

„Mein Fleiß und Müh'
Ich nie hab g'spart
Und allzeit g'wart'
Dem Herren mein
Zum Besten sein.
Mich geschickt hab' drein:
Gnad, Gunst verhofft;
Doch G'müth zu Hof
Verkehrt sich oft."



Diejenigen Ritter, welche keine Lust oder keine Gelegenheit hatten, bei dem Landsknechtsthum Geld und Glück zu erwerben, hatten oft keine andere Wahl, als die Landstraße unsicher zu machen — man glaube ja nicht, daß lediglich Lust am Raub den Adel so entsittlicht hätte. Wer vom adligen Wesen höher dachte, hielt sich freilich von Räubereien weislich fern und suchte sich mit dem Ertrage seiner Güter zu nähren. Wo dies geschah, der Adlige also zum Rittergutsbesitzer wurde, verschlechterte sich meist die Lage des Bauern, der zu größeren Geld- und Naturalleistungen gezwungen, womöglich aus seinem Besitz verdrängt wurde. Verhältnißmäßig klein ist bis zur Reformation die Zahl derjenigen Adligen, welche sich dazu entschließen, durch gelehrte Studien ihr Glück zu begründen, um dann als landesfürstliche Räthe Auskommen und Einfluß zu finden, später mehrt sich die Erkenntniß, daß auf diesem Felde dem Adel noch ein dankbares Arbeitsfeld vorbehalten sei.

Auch in den sozialen Verhältnissen der Städte und Bürger hatte sich seit dem vorigen Jahrhundert manches geändert.

Noch immer blühte der deutsche Handel. Im Norden, wo die Hansa bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein ihre Herrschaft ausübte, behaupteten sich Lübeck und Danzig an der Spitze des Weltverkehrs. Im Süden standen nach wie vor die Reichsstädte in Flor, welche aus dem Handel über die Alpen, namentlich mit Venedig, ihren Nutzen zogen. Dort hatten die Kaufleute von Köln, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Lübeck ihre eigenen Comptoirs und im Jahr 1484 veranschlagte man die Zolleinnahmen für die nach Deutschland gehenden Waaren auf 20,000 Dukaten. Ja, im Jahre 1511 sollen die Deutschen allein im Januar zu Venedig für 140,000 Dukaten Spezereien, Zucker und andere Waaren angekauft haben. Der gesammte Verkehr Süddeutschlands konzentrirte sich in Frankfurt am Main; zur dortigen Messe strömten die Kaufleute aus allen europäischen Ländern zusammen, und König

Franz I. nannte im Jahr 1519 Frankfurt die berühmteste Handelsstadt nicht allein von Deutschland, sondern von fast der ganzen Welt.

Allerdings änderte die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien die Richtung des Welthandels, dessen Centralpunkte jetzt die Häfen der europäischen Westküste, insbesondere Lissabon, wurden. Aber so schwerfällig war der deutsche Kaufmannsgeist nicht, daß er sich nicht beeilt hätte, diesen Thatsachen Rechnung zu tragen. Die Hansa, wie die Oberdeutschen nahmen an den Entdeckungsfahrten der Portugiesen lebhaften Antheil, und schon im Jahr 1503 begründeten die Welser und andere deutsche Kaufleute eine Niederlassung in Lissabon und erwarben sich vom Könige Immanuel bedeutende Handelsprivilegien.

Aus dieser fortdauernden Betheiligung am Weltverkehr erwuchs nun freilich dem städtischen Wesen gar mancher Vortheil, aber er kam doch großentheils nur einzelnen, nicht der Nation zu gute. Ueberdies zeigte sich im Handelsstande und im Handel auch schon manches Ungesunde. Dahin gehörte die Steigerung des eigentlichen Geldhandels (Bankierwesens) und die Gründung der großen Handelsgesellschaften behufs Ausbeutung eines Handelsweges, eines Handelszweiges, zuletzt aller möglichen Handelsartikel. Was das erste betrifft, so hatte der Judenwucher im XV. Jahrhundert zu mannigfachen Austreibungen der verhaßten Bedrücker geführt, aber das Uebel wurde dadurch nicht ausgetilgt, sondern, entgegen den Vorschriften der christlichen Kirche, nahmen christliche Wucherer das vortheilhafte Geschäft in die Hand und suchten durch bezahlte Gelehrte zu beweisen, daß dasselbe erlaubt sei. So erregte der bekannte Dr. Eck großes Aergerniß, als er im Jahr 1514 zu Ingolstadt die These vertheidigte, Kaufleute könnten sich kontraktlich verpflichten 5 % zu nehmen und zu geben. Mit Geld und Empfehlungsbriefen von seiten der Fugger versehen, ging Eck 1515 nach Bologna, wo die angesehensten Juristen seinen Ausführungen zustimmten. Aber noch größere Mißstände hatte die Stiftung der großen Handelsgesellschaften im Gefolge. War es an sich nicht verdammlich, wenn sich mehrere Kaufleute zusammenthaten, um den Import- und Exporthandel auf gemeinsamen Gewinn und Schaden nach Maßgabe ihres Einlagekapitals zu betreiben, so erhielten sie dadurch doch schon die Möglichkeit, die Preise der ausländischen Waaren zu bestimmen. So weit diese Waaren dem Luxus dienten oder doch entbehrlich waren, hätte sich dieser Zustand ertragen lassen: aber, in dem Wunsch, mit den so erworbenen Kapitalien sich neuen Nutzen zu schaffen und dieselben nicht unverzinst zu lassen, wandten sich die Handelsgesellschaften auf alle Gebiete des Verkehrslebens, kauften den Wein und die Feldfrüchte auf und trieben mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen einen unerträglichen Schacher. Wenn man das zu Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts wieder üppig emporwuchernde Raubritterthum brandmarkt, sollte man nicht vergessen, auch dieser städtischen Raubritter zu gedenken, welche der Nation das Blut aus den Adern sogen. Wucher und „Fürkauf“ wird daher in den Beschwerden aller Wohlmeinenden stets zusammengenannt.

Die öffentliche Meinung verlangte natürlich, daß die Obrigkeit gegen dieses Unwesen einschreite, was schon 1512 von seiten des Kölner Reichstages geschah, dann auch von einigen Einzellandtagen. Dennoch wurde dadurch nicht viel erreicht, da die kaiserlichen Räthe den reichlichen Bestechungen der großen Bankiers zugänglicher waren, als den Beschwerden des gedrückten armen Mannes. So kam es, daß in Würtemberg der Preis des Kornes allmählich um 49 Prozent, der des Weines um 32 Prozent stieg; aber freilich hatte sich in diesen Jahren auch ein Augsburger mit einem Anlagekapital von 500 Gulden 24,500 Gulden verdient und das Vermögen der Fugger in sieben Jahren um 13 Millionen Gulden gebessert! Begreiflich ist unter diesen Umständen, daß die Erbitterung im Volke immer mehr zunahm, und so heißt es in der in bäurischen Kreisen entstandenen Schrift „Teutscher Nation Notturfft“ im elften Hauptartikel: Alle Kaufmannshändel, so im ganzen römischen Reich teutscher Nation sind, werden fürgenommen und geändert gemeinem Nutz zu gute.“ Kein Kaufmann darf mit größerm Kapital als 10,000 Gulden Handel treiben: sein überschüssiges Geld muß er zu 4 Prozent



Städtisches Leben in Deutschland in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

Vorn links ein Handelsherr rechnend (auf der Rechenmaschine) mit einem Schreiber, daneben ein Holzbildhauer a einer Statue beschäftigt. Vorn rechts ein Organist, dem ein Gehilfe die Bälge handhabt. Im Mittelgrunde a einem Tisch ein Arzt und Astrologen, links daneben das Atelier eines Malers mit Farbenreiber. In der Perspekti der Stadt Auslagen der Kaufleute, wovon die vorn als Laden eines Goldschmiedes erkennbar. Holzschnitt von Han Sebald Beham aus seiner, unter den zwölf Thierkreisbildern das Leben der verschiedenen Stände und Beruf schildernden Folge von Darstellungen.

dem Rath auszantworten, der es zu 5 Prozent an „arme geschickte Gesellen" ausleiht, „die sich mit solchem Hauptgut wohl zu nähren wissen."

Zu den Handelshäusern, die unter Maximilian I. und Karl V. die hervorragendste Rolle spielen, gehören die Augsburger Fugger, die „Rothschilds" der Reformationszeit.

Das Haus der Fugger stammt von Johannes Fugger, einem Webermeister im Dorfe Graben bei Augsburg. Sein gleichnamiger ältester Sohn erlangte im Jahr 1370 das Bürgerrecht zu Augsburg und starb im Jahr 1409. Von seinen fünf Söhnen erhielt der eine, Andreas, bereits den Beinamen: der Reiche; er war mit einer Adligen vermählt und der Stammvater der 1583 ausgestorbenen Linie vom Reh. Von seinem Bruder Jakob (gest. 1469) stammen die Fugger „von den Lilien", welche durch Handel und Bergbau den Grund zu dem Erblühen des Hauses legten. Seine Söhne, von Maximilian I. geadelt, erhielten die goldenen und blauen Lilien ins Wappen und trieben neben dem Bergbau die ausgedehntesten Bankiergeschäfte. Am bekanntesten von ihnen ist Jakob Fugger, kaiserlicher Rath und lateranensischer Pfalzgraf, derselbe, auf dessen Beihilfe Maximilian rechnete, als er durch Bestechung der Kardinäle Papst werden wollte. Er ist der Erbauer des Schlosses Fuggerau in Tirol, der Fuggerei und der Fugger Grabkapelle in Augsburg. Das ganze Vermögen Jakobs und seines Bruders Ulrich kam an die Söhne eines dritten Bruders Georg, welche bei Karl V. im höchsten Ansehen standen. Er nahm im Jahr 1530 während des Augsburger Reichstages bei ihnen Quartier, erhob sie zu Grafen und Bannerherren und verlieh ihnen fürstliche Rechte. Dafür unterstützten sie den Kaiser reichlich mit Geld, namentlich 1535 auf seinem Zuge nach Algier. Vom Grafen Anton wird jene grundlose Sage erzählt, daß er nach Karls Rückkehr auf einem Feuer von kostbarem Zimmt die Schuldscheine des Kaisers verbrannt habe. Die Volksmeinung war den Fugger nicht günstig, da sie sich streng zur römischen Kirche hielten.



Porträt Jakob Fuggers, Begründers der Fuggerschen Größe. Silberstiftzeichnung Hans Holbeins des Aelteren nach dem Leben, jetzt im Berliner Museum.

Der Wohlstand, ja Reichthum, welchen der Handel gewährte, bewirkte in den Städten einen ausnehmenden Luxus in jeder Richtung. Natürlich äußerte er sich auch in der Kostbarkeit des Hausrathes, aber doch vor allem in dem Aufwand, der mit Kleidern und Schmuck getrieben wurde. Die Kleider selbst waren von den kostbarsten Stoffen, Sammt und Atlas; man prunkte mit langen Schleppen und mit der Mannigfaltigkeit der Kleider. Man hatte zierlich gefältelte seidene Hemden mit goldenen Borten, Mäntel und Röcke wurden mit dem kostbarsten Pelzwerk, mit Zobel und Hermelin besetzt. Dazu behängten sich die Frauen mit allerlei Zierrathen. Besonders gefiel man sich in kostbarem Kopfschmuck — übrigens war der Gebrauch falschen Haares allgemein, — besonderen Werth legte man auf künstlich gearbeitete Gürtel. Auch falsche Zähne, Schminke kamen zur Verwendung. Die Mode war natürlich damals so veränderlich, wie heutzutage und alle Thorheiten und Schwankungen derselben wurden

getreulich mitgemacht.[1] Die reichen Kaufmannssöhne wetteiferten mit dem weiblichen Geschlecht in Modethorheiten. Das Pomadisiren und Färben der Haare kam auf, ebenso der Gebrauch von Parfüm (Rosenwasser und Balsam), ganz lächerlich waren die aus allen möglichen kostbaren Lappen zusammengesetzten Hosen, welche nach der Meinung dieser Gecken besonders geschmackvoll waren. Am Tage stolzirten sie auf den Straßen einher oder verthaten das Geld ihrer Väter in den Wirthshäusern, bei Nacht suchten sie ihre Freuden an noch weniger unschuldigen Stätten. Auch mit der Moralität der Frauen sah es in den großen Handelsstädten, wie Wien und Nürnberg, wenig erfreulich aus.



Vornehme Frau in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.
Handzeichnung Hans Holbeins im Museum zu Basel.

Der Aufwand, der bei Familienfestlichkeiten aller Art gemacht wurde, nahm trotz aller Verbote der Obrigkeiten von Jahr zu Jahr zu. Er beschränkte sich nicht auf die vornehmen Familien, sondern wie in deren Kleiderprunk, suchte auch der Geringere es in kostspieligen Gastereien den besser Gestellten gleich zu thun. Es kam wol vor, daß ein Hochzeitvater an zweihundert Gäste lud, ohne auch nur im geringsten die Mittel dazu zu besitzen; reichten die üblichen Hochzeitsgeschenke nicht zur Deckung der Kosten, so hatte das junge Ehepaar oft noch durch jahrelange Abzahlungen den thörichten Aufwand seines Ehrentages zu ersetzen.

Immerhin hatte die alte deutsche Ehrbarkeit aber einen festeren Sitz beim Handwerker-

stande. Wenn zu irgend einer Zeit, waren zu Ausgang des XV. Jahrhunderts die deutschen Handwerker in der ganzen Welt geachtet und geehrt. „Wenn jemand", schreibt im Jahr 1484 der Ulmer Fabri, „ein vortreffliches Werk in Erz, Holz oder Stein geliefert haben will, so übergibt er es einem Deutschen." Aber selbst in Gewerben, welche keinen besonderen Kunstsinn erforderten, waren die Deutschen berühmt; so erfreuten sich die deutschen Bäcker solcher Anerkennung, daß Venedig nur durch solche den Schiffszwieback bereiten ließ, den es wieder an alle Seehandel treibende Völker verkaufte. Daß die deutschen Handwerker es so weit brachten, verdankten sie nicht zum kleinsten Theil den Zunftverbänden, in denen sie sowol an Arbeit überhaupt, wie an kunstgerechten Betrieb gewöhnt wurden. Wie das Handwerk seinen goldenen Boden, so hatte die Arbeit ihre Ehre. Noch herrschte die Ueberzeugung, daß die Arbeit eine geheiligte göttliche Satzung sei, und diese Auffassung wurde dadurch unterstützt, daß jede Zunft ihren besonderen Schutzpatron hatte. Die Zünfte wahrten sowol die eigentliche Handwerksehre, als auch wachten sie über der Moralität der Lehrlinge. Sie unterstützten einander brüderlich als Genossen, sorgten auch für deren Hinterbliebene. Indem jedem Zunftgenossen die Benutzung aller zünftischen Einrichtungen gestattet war, ward dem Einzelnen der Betrieb seines Geschäftes wesentlich erleichtert.



Adlige Dame zu Pferd mit einem Hellebardier.
Kostümblatt von Albrecht Dürer um 1520.

Trotz dieser Vorzüge brachte das Zunftwesen aber auch Nachtheile mit sich, die entweder schon von Gleichzeitigen als solche erkannt wurden oder doch ihre verderblichen Wirkungen äußerten. So erschwerten sie noch immer die Aufgabe neuer Elemente, weil sie die Konkurrenz auszuschließen suchten, und wenn wir in der Zeit des Bauernkrieges finden, daß so viele kleine süddeutsche Städte ein bedeutendes Kontingent Unzufriedener stellen, ja sich sogar der Bewegung anschließen, so hat das ihm darin seinen Grund, daß die große Menge nichtprivilegirter (unzünftiger) Insassen die Gelegenheit zum Sturz der Zunftherrschaft benutzen will.

So heißt es in der 1438 erschienenen, aber in den letzten Jahren vor dem Bauernkrieg wiederholt gedruckten (z. B. Straßburg 1520) Schrift „Reformation des Kaisers Sigmund": „Es ist auch zu wissen, daß in den guten Städten, nämlich in den Reichsstädten Zünfte sind. Die sind nun sehr gewaltig worden, und muß man die Zunft gröblich kaufen. Sie machen Gesetze unter sich, wie etwa die Städte gethan haben, sie ordnen in vielen Städten den Rath 2c.



Deutsches bürgerliches Wohnzimmer zu Anfang des XVI. Jahrhunderts. Stich Albrecht Dürers vom Jahr 1514.

Durch die Figur des heil. Hieronymus und seines Löwen legte der Künstler seiner Darstellung den Charakter eines Heiligenbildes bei, im übrigen vergegenwärtigt der Stich auf das getreueste das Innere eines altdeutschen Wohngemachs.

Dies heißt in einer Stadt „una parcialitas“ und ist nicht eine rechte Gemeinsamkeit, wie ich euch sagen will. . . . So hilft doch eine Zunft der andern, als ob ich spreche „Hilf mir, so helf ich Dir“ — damit ist die Gemeinde dann betrogen.“ Demnach müßten die Zünfte abgethan werden; dann gäbe es „weder kalt noch warm“ und „sei jedermann dem andern gleich.“

Da die Arbeit ihren Mann nährte, befanden sich auch neben den Zunftmeistern die Gesellen in behaglichen Verhältnissen; mußte doch auf mehreren Reichstagen auch gegen ihren Hang zum Luxus ein ernstliches Wort gesagt werden; freilich setzte der reichliche Verdienst auch die Gesellen gelegentlich in den Stand, zu wohlthätigen und frommen Stiftungen beizutragen.

Betrachtet man das städtische Leben des ausgehenden XV. und beginnenden XVI. Jahrhunderts im großen und ganzen, so hat es unleugbar den Anstrich des Behaglichen, einen Zug, den wir stets wiederfinden, wo die bildenden Künstler den Deutschen in seinem Heim, seiner Wohnung, darstellen.

Das Abbild eines wohnlichen, behaglich eingerichteten Studirzimmers gewährt uns Dürers Stich „der heilige Hieronymus“ vom Jahre 1514. Durch die Figur des schreibenden Heiligen mit seinem Löwen und durch einen die Vergänglichkeit des Irdischen andeutenden Todtenschädel ist die Darstellung zu einem Heiligenbilde gemacht, im übrigen hat es uns eine deutsche Stube von 1514 in einer Treue aufbewahrt, daß wir uns ein lebendiges Bild vom Heim eines deutschen Bürgers jener Zeit machen können. Das Licht fällt durch zwei Fenster mit runden grünen Scheiben hinein; der Heilige ist an einem kleinen Pult beschäftigt, das auf einem altväterisch gestalteten Eichentisch steht: auch ein Kruzifix und ein Tintenfaß befindet sich auf denselben. An der Rückwand bemerken wir die Sanduhr, auf einem Brette mehrere Leuchter, darunter, hinter einem Lederriemen, Briefschaften und eine Scheere, daneben Rosenkranz und Bürste. Umherliegende Kissen auf den harten Bänken zeigen, daß der Sinn für eine gewisse Bequemlichkeit nicht fehlt. Auf der Bank liegen unter den tiefen Fensternischen Bücher, unter denselben steht die Truhe mit künstlichem Schloß, daneben dicksohlige Pantoffeln. Vom Deckbalken hernieder hängt als merkwürdiges Produkt des Hausgartens der mächtige getrocknete Kürbis. Neben dem Löwenthier des Heiligen schläft behaglich das Hündchen des Hauses.

Eine deutsche Kinder- und Wochenstube ist uns in einem Holzschnitte Jost Ammanns aufbewahrt. In einem Himmelbette liegt die Wöchnerin, eine Dienerin reicht ihr die Suppe; im Vordergrunde badet



Bürgerliche Kinder- und Wochenstube in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Holzschnitt von Jost Ammann.

eine Magd das kleine Neugeborene, eine zweite steht bereit, das Kind in das wärmende Tuch einzuhüllen, auch die Wiege ist gerüstet. Links vorn hockt ein Kind mit einer Puppe, ein Hündchen trägt einen Knochen davon, den es wahrscheinlich an einem Tische erbeutet hat, wo die helfenden Geister nach überstandener Mühe ihre Kräfte stärken; eine stattliche Matrone nimmt eben einen gewaltigen Zug aus dem Kruge.



Deutsche Bürgerfrauen in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.
Holzschnitt von Jost Ammann.

Auch der Bauernstand befand sich offenbar in der beschriebenen Zeit in zum Theil erträglichen, zum Theil sogar behäbigen Verhältnissen. Freilich herrschte in den bäuerlichen Zuständen in den verschiedenen Gegenden Deutschlands große Mannigfaltigkeit, und da die Lage der Bauern und bäuerlichen Arbeiter wesentlich von lokalen Verhältnissen, selbst der Persönlichkeit der Herrschenden abhängig war, konnte es leicht kommen, daß in einem Gebiete die Bauern allen Grund zur Zufriedenheit hatten, während die nächsten Nachbarn schon über Härte oder offenkundige Bedrückungen klagen mußten. Freie Bauernhöfe bestanden noch in allen Theilen von Deutschland, namentlich da, wo der Adel zu keiner dominirenden Stellung gelangt war, aber allerdings überwog die Zahl derjenigen, welche zu einem Grundherrn, einem Adligen, Kloster oder Stift in einem Pacht- oder Zinsverhältnisse standen. Ein großer Theil der bäuerlichen Bevölkerung befand sich im Verband der Fronhöfe oder außerhalb derselben auf gesonderten Hufen. Die Hofhörigen waren nicht entfernt Leibeigene, allerdings an die Scholle gebunden, aber dafür wurden ihre Ländereien auch meist im Wege der Erbverleihung weiter gegeben; diese Erbverleihung sicherte einen ordentlichen seßhaften Bauernstand. Die Rechte und Pflichten der Hofhörigen waren meistentheils genau festgestellt: die Leistungen bestanden in Pachtgeldern, Naturallieferungen und persönlichen Diensten und Fronen. Eine besonders drückende Abgabe war bei einem Sterbfall das „Besthaupt" d. h. das beste Stück Vieh, das beste Kleid, mußte an den Grundherrn abgeliefert werden. Während des Frondienstes

wurden die Leute vom Dienstherrn auskömmlich beköstigt. Viele Bestimmungen über die Erhebung der Zinse, über Bestrafung Säumiger, athmen einen erfreulichen Geist deutscher Milde. Die in Dörfern Angesessenen hatten auch die Mitbenutzung des Gemeindelandes, wofür zuweilen eine kleine Entschädigung gezahlt wurde.

Demnach war die Lage der Bauern im allgemeinen weder rechtlos noch gedrückt, ja die zahlreichen satirischen Ausfälle der Dichter auf die Großmannsucht der Bauern und die bezüglichen Darstellungen der Künstler beweisen, daß bei den reicheren Bauern neben dem Wohlstande auch ein gewisser Uebermuth Platz gegriffen hatte. Im Essen und Trinken ließen sie sich nichts abgehen, tranken gelegentlich besseren Wein als ihre Herren; aber auch in der Kleidung suchten sie es Patriziern und Adligen gleichzuthun, was begreiflicher Weise die Aufmerksamkeit der Reichstage erregte. Auch die Tagelöhner, Knechte und Mägde der Bauern befanden sich in nicht schlechterer materieller Lage, als diese selbst, die Fleischkost war allgemein, und in Süddeutschland wurde selbst dem Tagelöhner nur ausnahmsweise der Wein verweigert. Kein Wunder, wenn sich unter diesen Umständen Jung und Alt bei Kirmessen und andern Festlichkeiten mit Spiel und Tanz einen vergnügten Tag machte. Aber ebenso erklärlich ist es, daß sich die Unzufriedenheit regte, wo weniger günstige Verhältnisse herrschten oder die bestehenden durch zufällige Ereignisse sich verschlechterten.



Drei Bauern aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts.
Nach dem Leben gezeichnet und gestochen von Albrecht Dürer.

---

2. Luthers Jugendleben und erstes Auftreten bis zum Jahr 1519.

Nicht aus den Reihen der Humanisten, die zum Theil mit der Kirche, wie mit dem Christenthum gebrochen hatten, nicht aus der Mitte der Theologen, die einen oder den anderen Irrthum der römischen Kirchenlehre bekämpften, nicht aus den Kreisen, die mit volksthümlichem Spott die Uebelstände der bestehenden Kirchenordnung anfeindeten, ist der Mann hervorgegangen, welcher die christliche Welt aus Jahrhunderte langer Knechtschaft befreien, das Christen-

thum wieder sich selbst zurückgeben sollte. Nicht eine neue, von Irrthümern und Mißbräuchen gereinigte Kirche wollte Martin Luther schaffen, — mag er immerhin ein Reformator genannt werden, — sondern die wahre und echte Kirche begründen, die in der bestehenden mangelhaft und unvollkommen verkörpert war. Darum steht er auf einem ganz anderen Boden, als alle diejenigen, welche man wol als „Reformatoren vor der Reformation" bezeichnet: von diesen, wie z. B. von Hus, ist Luther nicht sowol nach den Erfolgen, sondern weit mehr nach dem Wesen seines Werkes verschieden. Die äußere Veranlassung zu seinem Auftreten gab mit Nothwendigkeit eine Lehrmeinung der römisch-katholischen Kirche: innerlich aber hatte sich Luther von derselben bereits losgesagt, als er sich in den härtesten Gewissenskämpfen zu der Ueberzeugung durchgerungen hatte, daß die Aneignung der Erlösung lediglich in dem Glauben an das liege, was Gott für die Menschheit gethan, ihr verkündigt und ihr als Heil angeboten hat. Diese Lehre, welche den Inbegriff des Christenthums ausmacht, sollte das Fundament auch der wahren Kirche sein: diese Glaubenserfahrung, die Luther an sich gemacht, wollte er als einzige und reine Heilswahrheit der christlichen Gemeinschaft einflößen. Darum steht Luther auch unter seinen Zeitgenossen und seinen Mitstreitern völlig eigenartig da, nur aus einer eingehenden Betrachtung seines Vorlebens kann diese Eigenart erfaßt werden und ist oft genug verkannt worden. Ein eigenthümliches Geschick aber war es, daß aus einer stillen, engen Klosterzelle, von einem Mönche, der ausschließlich um sein Seelenheil kämpfte, ihm selber unbewußt, die Bewegung ausging, die, aller Welt zum Frommen, endlich die wahre Kirche schuf.

„Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer worden; daher bin ich", sagt Luther in seinen Tischreden. Seine Vorfahren saßen in Möhra, einem Dorfe, unweit von Eisenach und Salzungen. Sein Vater, Hans Luther, war wol aus Dürftigkeit zur Uebersiedlung in das Mansfeldsche veranlaßt worden; seine Mutter, Margarethe, war eine Bürgerstochter aus Eisenach. In Eisleben ward Martin Luther am 10. November 1483 geboren, sechs Monate später ließen sich seine Eltern in dem Städtchen Mansfeld nieder. Luther wurde von Vater und Mutter mit der damals üblichen Strenge erzogen; in der Schule zu Mansfeld, welche der Knabe früh besuchte, ging es förmlich barbarisch zu: „die Schulen", sagt Luther später, „waren damals rechte Kerker und Höllen." Durch jene harte Behandlung kam Luther in die Richtung, die ihn nachmals ins Kloster geführt hat. Im Jahr 1497 schickte man den Knaben nach Magdeburg zu den Franziskanern in die Schule, „da man die Kinder wie Vögel im Vogelbauer hält und ihnen keine Ergötzung gönnt." Auch äußerst dürftig ging es hier zu. Eine bessere Zeit brach für ihn in Eisenach an, wo er freilich auch „Parteken sammelte" d. h. für ein Almosen nebst anderen Schülern vor fremden Thüren sang, aber an der Frau Cotta eine edelmüthige Gönnerin fand. Da er treffliche Anlagen für die Musik hatte, ließ ihn Frau Cotta im Flötenspiel unterrichten, auch die Laute spielte er und in der Schule eignete er sich die Elemente der Tonkunst an. Die „edle Musika" hielt er denn auch sein Lebenlang hoch als die mächtigste Trösterin bekümmerter Seelen. In Eisenach lernte er auch die alte deutsche Volkssage, die Meistergesänge, den „Reineke Fuchs" kennen. Im Jahr 1501 verließ er diese liebe Heimstätte, um in Erfurt, einer der angesehensten Universitäten, zu studiren. Sein Vater, dessen Lage sich gebessert, hatte ihn zum Juristen bestimmt. Obwol sein



Luthers Bildniß noch in der Tracht des Augustiners, v. J. 1520.

Holzschnitt aus Lukas Cranachs Schule, verschiedentlich in ersten Wittenberger Drucken früher Lutherischer Schriften angewendet, dann auch vielfach als Einzeldruck, auch kolorirt, verbreitet.

Universitätsleben jugendlicher Frische nicht ganz entbehrt, waren Schüchternheit und religiöser Ernst doch bei ihm vorwaltend. Seine hauptsächlichsten Lehrer waren Usingen und Jodokus Trutfetter († 1519), von denen der letztere, ein hervorragender Scholastiker, den Studenten zugleich als ein sittlich-tüchtiger Charakter und als Muster aufrichtiger Frömmigkeit voranleuchtete.

Im Jahr 1505 erlangte Luther die Magisterwürde, schon erwartete sein Vater, daß sich der Sohn durch juristische Studien eine glänzende Laufbahn erschließen würde, als dieser sich unvermuthet dazu entschloß in das Kloster zu gehen. Die Ursache dieses Entschlusses waren Gewissenszweifel: nach der Anschauung der Zeit war es nur im Kloster möglich, durch ein vollkommen heiliges Leben die Gnade des Himmels zu verdienen. Zwei äußere Veranlassungen aber brachten in Luther den Entschluß zur Reife. Sein Freund Alexius ward im Duell erstochen, er selbst, auf einem Spaziergange von einem heftigen Gewitter überfallen, that das Gelübde, Mönch zu werden, überwältigt von dem Gedanken, plötzlich und unvorbereitet vor seinem Richter erscheinen zu müssen. Nach herzlichem Abschied von seinen Freunden trat er im Jahr 1505 (wahrscheinlich am 16. Juli) in das Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt. Sein Vater, den er nicht befragt, zürnte ihm heftig und blieb zwei Jahre unversöhnt. Den inneren Frieden, den er ersehnte, fand er nicht, obwol er die niedrigsten Arbeiten, die ihm die Mönche auferlegten, ohne Murren verrichtete und sich freiwillig aufs härteste kasteite. Auch nicht einmal das Studium der heiligen Schrift bewahrte ihn vor tiefster Niedergeschlagenheit, seine Beichtväter verstanden ihn nicht; sie kannten nur Thatsünden; was wußten sie von der Unruhe einer Seele, die nach vollkommener Reinheit vergebens ringt. Da traf zur rechten Zeit der Generalvikar des Ordens, der edle Johann von Staupitz ein, der selbst zu den Ausläufern der mystischen Schule gehörte und Luthers Seelenstimmung, wiewol nicht ohne Mühe, verstand. Theils durch seinen Zuspruch tröstete er den Gequälten, theils indem er ihn zum Studium der Mystiker und des heiligen Augustinus anleitete. Noch hatte Luther den inneren Frieden nicht gefunden, als er im Frühling des Jahres 1507 die Priesterweihe empfing. Noch stand er so sehr unter dem Banne seiner Zweifel, daß er am 2. Mai 1507, als er zum ersten Mal seines Amtes walten sollte, beinahe vor Schluß des Gottesdienstes sich entfernt hätte. Auch machte es ihm schwere Bedenken, daß sein Vater, welcher zu der Feierlichkeit freilich erschienen war, sich mit dem neuen Stande unzufrieden bezeigte. Indessen stellte sich, als er nun mit etwas freierem Blick die göttlichen Offenbarungen namentlich im Römerbriefe überschaute, eine geläuterte, freudigere Stimmung bei ihm ein. Auch in der scholastischen Theologie arbeitete er rastlos; er schloß sich der nominalistischen Schule an, welche, im Gegensatz zu den Realisten, lehrt, daß für die Hauptsätze des christlichen Glaubens die Vernunftbeweise nicht ausreichen, daß vielmehr die Kirchenlehre als Offenbarung angenommen werden muß.

Auf Veranlassung des wohlwollenden Staupitz entschloß sich Luther, wiewol nicht ohne Widerstreben, im Jahr 1508 als Professor — zunächst der Philosophie — an die neue Hochschule zu gehen, welche Friedrich der Weise im Jahr 1502 zu Wittenberg gegründet hatte. In wenigen Jahren ward er der geachtetste Lehrer und Prediger. Im Jahr 1510 erhielt er den Auftrag, in einer — übrigens nicht bekannten — Ordensangelegenheit nach Rom zu gehen; er verband damit die Erfüllung eines in der Jugend übernommenen Gelübdes und reiste zu Fuß von Kloster zu Kloster. Mit andächtiger Begeisterung fiel er auf die Knie nieder, als er das „heilige Rom" vor sich liegen sah. Was er in der Stadt wahrnahm, mußte aber sein religiöses und patriotisches Gefühl aufs tiefste verletzen. Gewiß nahm er von Rom einen Stachel in seinem Innern mit, doch war er die nächsten Jahre noch weit entfernt, die geheiligte Autorität des Papstes anzutasten.

Der ehemals verzweifelnde Augustinermönch des Erfurter Klosters übte, im Glauben erstarkt und in der Wissenschaft gefestigt, seit dem Jahre 1512 als

Doktor und Professor der Theologie an der Universität zu Wittenberg, als Prediger am dortigen Augustinerkloster, bereits mehrere Jahre eine segensreiche Thätigkeit aus, als der Papst selbst das Unwetter entfesselte, welches die Kurie ihres reichsten Erntefeldes berauben sollte.

1516 Die Ablaßpredigt war 1516 allenthalben im deutschen Lande erschollen: zur Restauration der Peterskirche brauchte Papst Leo X., der kunstliebende Mediceer, große Summen, die ihm Deutschland liefern sollte. War es schon an sich ein Frevel, daß gewisse Arten dieses Sündenerlasses ausdrücklich ohne Reue und Buße für Geld zu haben sein sollten, so waren die Umstände, welche den Schacher begleiteten, ganz besonders anstößig. Dem Kurfürsten Albrecht von Mainz war in den Sprengeln Mainz und Magdeburg die Hälfte der Einnahmen zugesagt, damit er das Handelshaus der Fugger befriedigen könne, welche ihm die Gebühren für das erzbischöfliche Pallium — 30,000 Gulden — vorgeschossen hatten. Fuggersche Agenten zogen mit den Ablaßpredigern umher, um



Ablaßhandel.

Theil eines höchst seltenen (weil angeblich durch den Rath der Stadt Basel verboten gewesenen) Holzschnittes von Hans Holbein. (Ueberall in der Kirche ist das Wappen der Mediceer angebracht.)

gleich an Ort und Stelle ihre 50 Prozent einzustreichen. Wahrlich eine prachtvolle Illustration der Theorie, daß der Papst aus dem Gnadenschatze der Kirche die Vergebung der Sünden vermitteln könne.

Die Idee, welche dem Ablaß zu Grunde liegt, ist die Vorstellung, daß die Kirche eine Himmel und Erde, Lebendige und Todte gleichmäßig umfassende Gemeinschaft bilde, in der die Verschuldung des Einzelnen durch die Verdienste der Gesammtheit aufgehoben werde. Daß sich die Gnade auch auf jenen Mittelzustand zwischen Himmel und Erde, das Fegfeuer, erstrecke, war eine erst neuerdings hinzugekommene Lehre. Der Ablaß von 1516 diente besonders auch zur Erlösung der Seelen der Verstorbenen aus dem Fegfeuer.

Wie hätte Luther bei seiner Ueberzeugung, daß jeder Mensch die Erlösung sich selber erkämpfen müsse, einem solchen Unwesen nicht entgegentreten sollen! Als im Jahre 1516 der Dominikaner Johann Tetzel in der Nachbarschaft

Ablaßbrief, datirt Nürnberg den 24. März 1455, ausgestellt durch Johannes de Ytstein, der Theologie Doktor, Cisterzienserordens, für Friedrich Schulem, Priester der Sebalduskirche.

Das Original, auf Pergament gedruckt, (eins von den 23 erhaltenen Exemplaren aus Gutenbergs erster Druckerei) befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. (Die Initialen sind eingeschrieben.)

Das vorliegende Dokument verdankt seine Entstehung dem allgemeinen Ablaß, welchen Papst Nikolaus V. 1451 allen denen bewilligte, welche zur Unterstützung des Königreichs Cypern gegen die Türken beitragen würden. Der König von Cypern, Johannes II. von Lusignan, sandte seinen Bevollmächtigten Paulinus Zapp (Chappe) zum Vertriebe dieses Ablaß nach Deutschland. Zapp vertrieb von Mainz aus seine Ablaßbriefe durch Unteragenten (zu denen also auch der Aussteller vorliegenden Exemplars, der Cisterzienser Joh. von Ytstein, gehörte) in ganz Deutschland.

Gutenbergs neue Erfindung eignete sich ganz vortrefflich zur massenhaften Anfertigung dieser Urkunden, indem man blos den Raum für den Ort, Tag und Namen des Käufers zur handschriftlichen Ausfüllung frei ließ. Nach dem 1. Mai 1455 verlor der Ablaß seine Gültigkeit und die Dokumente wurden werthlos, weshalb sie entweder fortgeworfen oder von den Buchbindern verbraucht wurden. Dennoch sind nach und nach aus Büchereinbänden, Registraturen ꝛc. 23 Exemplare dieser kostbaren Drucke aus Gutenbergs erster Zeit wieder ans Licht gekommen.

Uebersetzung des Ablaßbriefs.

Allen in Christo Getreuen, welche den gegenwärtigen Brief zu Gesicht bekommen werden, entbietet Paulinus Chappe, Rath, Gesandter und Generalverwalter des durchlauchtigsten Königs von Cypern in diesem Theile Gruß in dem Herrn. Da der heiligste in Christo Vater und Herr, unser Herr Nikolaus, durch die göttliche Vorsehung Papst, der fünfte, indem er mit der Bedrängniß des Königreichs Cypern Mitleiden hat, gegen die treulosesten Feinde des Kreuzes Christi, die Türken und Sarazenen unentgeldlich allen in Christo Getreuen, wo sie auch immer sein mögen, sie bei dem vergoßnen Blute unsers Herrn Jesu Christi gütig ermunternd, gestattet hat, welche innerhalb dreier Jahre, vom ersten Tage des Mai des Jahres des Herrn 1452 anzufangen, für die Vertheidigung des katholischen Glaubens und des vorgenannten Königreichs nach ihren Kräften mehr oder weniger, wie es sich mit ihren Gewissen zu vertragen scheinen wird, von den dazu eingesetzten Verwaltern oder Boten pflichtmäßig erbeten haben, daß geeignete geistliche oder weltliche, durch sie selbst zu wählende Beichtväter, nach Vernehmung derer Glaubensbekenntnisse, für begangene, auch dem apostolischen Stuhle vorbehaltene Ausschreitungen, Beschuldigungen und Vergehen, wie schwer sie auch immer sein mögen, nur für einmal eine schuldige Vergebung zu verhängen und eine heilsame Reue aufzuerlegen, nicht minder, wenn sie demüthig darum bitten würden, sie selbst von jeden Urtheilen, Strafen der Exkommunikationen, Suspensionen und des Interdiktes und andern kirchlichen Strafen, vom Rechte oder vom Menschen ausgesprochen, mit denen sie vielleicht behaftet, freizusprechen und nach auferlegter gemäß dem Grade der Schuld heilsamer Reue oder andern Dingen, welche von Rechtswegen aufzuerlegen sein werden, und denen, die wahrhaft bereut und bekannt haben, oder ihnen, wenn sie vielleicht wegen Verlustes der Sprache nicht bekennen könnten, die Zeichen der Buße vorhaltend, die vollständigste Vergebung aller ihrer Sünden, die sie mit dem Munde bekannt und im Herzen reuig gefühlt haben werden, und eine völlige Erlassung einmal für das

Leben und einmal für den Augenblick des Todes zufolge apostolischer Machtvollkommenheit einzuräumen die Kraft hätten, die nach geschehener Rechtfertigung, wenn sie am Leben blieben, oder durch ihre Erben, wenn sie dann stürben, jedoch erst nach eingeräumter Vergebung, während eines Jahres an jedem sechsten Tage oder an einem bestimmten andern Tage fasten sollen unter Vorschrift des gesetzmäßigen Hindernisses der Kirche nach der gewöhnlichen Beobachtung, wenn die auferlegte Reue, ein Gelübde oder sonst nichts im Wege steht, und die, wenn sie selbst in dem genannten Jahre oder in einem Theile desselben daran verhindert worden sind, im folgenden Jahre oder sonst sobald sie können fasten werden, und kann der dazu erwählte Beichtvater, wenn sie in irgend einem der Jahre oder in einem Theile derselben das erwähnte Fasten nicht bequem erfüllen könnten, es in andere Werke der Liebe verwandeln, die sie selbst auszuüben auch angehalten werden sollen, dafern sie nur nicht in Zuversicht auf eine derartige Erlassung zu sündigen sich vornehmen wollen, widrigenfalls die erwähnte Bewilligung, die sich auf die vollständige Erlassung für den Augenblick des Todes und die Erlassung, die sich auf die begangenen Sünden in Zuversicht, wie vorausgeschickt worden ist, bezieht, keine Kraft oder Bedeutung haben sollen, und weil der demüthige in Christo Friedrich Schulem, Priester des Altares in der Kirche des heiligen Sebaldus, gemäß der erwähnten Vergebung nach seinen Kräften pflichtmäßig es erbeten hat, so soll er sich verdienter Weise einer derartigen Vergebung erfreuen. Zur Bekräftigung der Wahrheit ist das dazu gehörige Siegel an dem gegenwärtigen Zeugnisse angehangen. Gegeben zu Nürnberg im Jahre des Herrn 1455, am vierundzwanzigsten Tage des Monats März.

Formel der vollständigsten Vergebung und Erlassung für das Leben.

Es möge sich Deiner erbarmen rc. Unser Herr Jesus Christus durch seine heiligste und gütigste Barmherzigkeit möge Dir vergeben und kraft der Machtvollkommenheit seiner selbst und seiner glückseligen Apostel Petrus und Paulus, sowie kraft der mir übertragenen und Dir eingeräumten apostolischen Machtvollkommenheit, spreche ich Dich von allen Deinen reuig gefühlten, begangenen und in Vergessenheit gerathenen, auch von allen dem apostolischen Stuhle vorbehaltenen Unfällen, Ausschreitungen, Beschuldigungen und Vergehen, wie schwer sie auch immer sein mögen, nicht minder von jeglichen Urtheilen, Strafen der Exkommunikationen, Suspensionen und des Interdiktes und andern kirchlichen Strafen, vom Rechte oder vom Menschen ausgesprochen, wenn Du in solche gerathen bist, frei, indem ich Dir die vollständigste Vergebung und Erlassung aller Deiner Sünden zu Theil werden lasse, insoweit die Schlüssel der heiligen Mutter Kirche in diesem Theile reichen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Formel der vollständigen Erlassung für den Augenblick des Todes.

Es möge sich Deiner erbarmen rc. Unser Herr (wie oben). Ich spreche Dich von allen Deinen reuig gefühlten, begangenen und in Vergessenheit gerathenen Sünden frei, indem ich Dich in die Gemeinschaft der Gläubigen und in die Sakramente der Kirche wieder einsetze, Dir die Strafen des Fegefeuers, in welche Du wegen Vergehen und Beleidigungen gerathen bist, erlasse und Dir eine vollständige Vergebung aller Deiner Sünden ertheile, insoweit die Schlüssel der heiligen Mutter Kirche in diesem Theile reichen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Johannes von Ytstein, Doktor der heiligen Theologie, vom Orden der Cisterzienser, zu dem Vorgeschickten beauftragt.

Andreas Inder Clingen, Notar, hat es unterschrieben.

Ablaßbrief, datirt Nürnberg den 24. März 1455, ausgestellt durch Johannes de Ytstein, der Theologie Doktor, Cisterzienserordens, für Friedrich Schulem, Priester der Sebalduskirche.

Das Original, auf Pergament gedruckt, (eins von den 23 erhaltenen Exemplaren aus Gutenbergs erster Druckerei) befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. (Die Initialen sind eingeschrieben.)

Das vorliegende Dokument verdankt seine Entstehung dem allgemeinen Ablaß, welchen Papst Nikolaus V. 1451 allen denen bewilligte, welche zur Unterstützung des Königreichs Cypern gegen die Türken beitragen würden. Der König von Cypern, Johannes II. von Lusignan, sandte seinen Bevollmächtigten Paulinus Zapp (Chappe) zum Vertriebe dieses Ablaß nach Deutschland. Zapp vertrieb von Mainz aus seine Ablaßbriefe durch Unteragenten (zu denen also auch der Aussteller vorliegenden Exemplars, der Cisterzienser Joh. von Ytstein, gehörte) in ganz Deutschland.

Gutenbergs neue Erfindung eignete sich ganz vortrefflich zur massenhaften Anfertigung dieser Urkunden, indem man blos den Raum für den Ort, Tag und Namen des Käufers zur handschriftlichen Ausfüllung frei ließ. Nach dem 1. Mai 1455 verlor der Ablaß seine Gültigkeit und die Dokumente wurden werthlos, weshalb sie entweder fortgeworfen oder von den Buchbindern verbraucht wurden. Dennoch sind nach und nach aus Büchereinbänden, Registraturen ꝛc. 23 Exemplare dieser kostbaren Drucke aus Gutenbergs erster Zeit wieder ans Licht gekommen.

Uebersetzung des Ablaßbriefs.

Allen in Christo Getreuen, welche den gegenwärtigen Brief zu Gesicht bekommen werden, entbietet Paulinus Chappe, Rath, Gesandter und Generalverwalter des durchlauchtigsten Königs von Cypern in diesem Theile Gruß in dem Herrn. Da der heiligste in Christo Vater und Herr, unser Herr Nikolaus, durch die göttliche Vorsehung Papst, der fünfte, indem er mit der Bedrängniß des Königreichs Cypern Mitleiden hat, gegen die treulosesten Feinde des Kreuzes Christi, die Türken und Sarazenen unentgeldlich allen in Christo Getreuen, wo sie auch immer sein mögen, sie bei dem vergoßnen Blute unsers Herrn Jesu Christi gütig ermunternd, gestattet hat, welche innerhalb dreier Jahre, vom ersten Tage des Mai des Jahres des Herrn 1452 anzufangen, für die Vertheidigung des katholischen Glaubens und des vorgenannten Königreichs nach ihren Kräften mehr oder weniger, wie es sich mit ihren Gewissen zu vertragen scheinen wird, von den dazu eingesetzten Verwaltern oder Boten pflichtmäßig erbeten haben, daß geeignete geistliche oder weltliche, durch sie selbst zu wählende Beichtväter, nach Vernehmung derer Glaubensbekenntnisse, für begangene, auch dem apostolischen Stuhle vorbehaltene Ausschreitungen, Beschuldigungen und Vergehen, wie schwer sie auch immer sein mögen, nur für einmal eine schuldige Vergebung zu verhängen und eine heilsame Reue aufzuerlegen, nicht minder, wenn sie demüthig darum bitten würden, sie selbst von jeden Urtheilen, Strafen der Exkommunikationen, Suspensionen und des Interdiktes und andern kirchlichen Strafen, vom Rechte oder vom Menschen ausgesprochen, mit denen sie vielleicht behaftet, freizusprechen und nach auferlegter gemäß dem Grade der Schuld heilsamer Reue oder andern Dingen, welche von Rechtswegen aufzuerlegen sein werden, und denen, die wahrhaft bereut und bekannt haben, oder ihnen, wenn sie vielleicht wegen Verlustes der Sprache nicht bekennen könnten, die Zeichen der Buße vorhaltend, die vollständigste Vergebung aller ihrer Sünden, die sie mit dem Munde bekannt und im Herzen reuig gefühlt haben werden, und eine völlige Erlassung einmal für das

Wittenbergs mit seinem Ablaßkram sich einfand, warnte Luther dagegen von der Kanzel und im Beichtstuhl. Tetzel antwortete mit Drohungen: da kündigte Luther eine akademische Disputation über den Ablaß an, indem er (am 31. Oktober 1517) 95 Thesen (Lehrsätze) an der Thür der Kirche zu Wittenberg anschlagen ließ. Der erste Satz schon versetzte dem Ablaßwesen den Todesstoß; er lautete: „Indem unser Herr Jesus Christus sagt: Thut Buße und bekehrt euch, wollte er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei." Nicht um einen Angriff auf das Papstthum, sondern um das Wesen des Christenthums war es Luther zu thun. 1517

In unglaublich kurzer Zeit verbreiteten sich die 95 Thesen durch Deutschland, jubelnden Beifall, aber auch lebhaften Unwillen erregend. Merkwürdig genug: Luther sandte die Thesen an den Erzbischof Albrecht, an den Bischof Skultetus ein: es erfolgte kein Verweis, der Bischof billigte sogar sein Verfahren gegen Tetzel. Auch der Landesfürst, Friedrich der Weise, ein frommer Mann im Sinne der römischen Kirche, schritt nicht ein, obwol er die Bedeutung der Sache sofort geahnt haben mag.

Man erzählt, der Kurfürst habe in seinem Schlosse zu Schweiniz in der Nacht auf Allerheiligen im Traum den Mönch gesehen, wie er an der Schloßkapelle zu Wittenberg einige Sätze mit so starker Schrift anschrieb, daß man diese in Schweiniz lesen konnte. Die Feder wuchs und wuchs, reichte bis Rom, berührte die dreifache Krone des Papstes und machte sie wanken, — der Kurfürst streckte den Arm aus, sie zu halten — und erwachte.

Die nationale, die gelehrte Opposition stand für Luther ein; wer wahrhaft fromm war, mußte ihm Recht geben; Tetzel, Konrad Wimpina zu Frankfurt a. O., Dr. Jakob Eck zu Ingolstadt erhoben die Anklage wider den Ketzer, der den Tod verdiene. Schon ließ sich auch aus Rom eine Stimme vernehmen. Der „Meister des heiligen Palastes", ein Dominikaner, Silvester Prierias, der schon in dem Streite Reuchlins ein unheilvolle Rolle gespielt, hielt ihm den heiligen Thomas von Aquino zu Trutz und Schutz entgegen. Luther sandte (Mai 1518) eine Rechtfertigungsschrift an Leo X.: an Thomas von Aquino wollte er nicht gebunden sein; noch berief er sich nicht auf die alleinige Autorität der heiligen Schrift, noch erklärte er sich sogar den päpstlichen Dekreten zu unterwerfen. Aber in Rom hatte man sich längst entschieden; es wurde zu seiner Aburtheilung ein Gericht eingesetzt, von welchem derselbe Silvester Prierias ihm als der einzige Theologe gegenübergestellt wurde. Am 7. August erhielt Luther den Befehl, sich binnen sechzig Tagen in Rom zu verantworten. Indes zweifelte der Papst wol mit Recht an der Wirkung seines Befehls und beauftragte den Kardinallegaten Thomas de Vio von Gaëta (Cajetanus), der an den Augsburger Reichstag abgeordnet war, Luther dort vorzufordern, zu verhaften und ihm nach geleistetem Widerruf Verzeihung zu gewähren, andernfalls aber ihn mit dem Banne zu belegen und nach Rom zu liefern.

Ein hochwichtiger Moment nahte. Eine Opposition war entstanden, die noch unscheinbar aussah, aber an der Stimmung der Nation und in einem

Wittenbergs mit seinem Ablaßkram sich einfand, warnte Luther dagegen von der Kanzel und im Beichtstuhl. Tetzel antwortete mit Drohungen: da kündigte Luther eine akademische Disputation über den Ablaß an, indem er (am 31. Oktober 1517) 95 Thesen (Lehrsätze) an der Thür der Kirche zu Wittenberg anschlagen ließ. Der erste Satz schon versetzte dem Ablaßwesen den Todesstoß; er lautete: „Indem unser Herr Jesus Christus sagt: Thut Buße und bekehrt euch, wollte er, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei.“ Nicht um einen Angriff auf das Papstthum, sondern um das Wesen des Christenthums war es Luther zu thun. 1517

In unglaublich kurzer Zeit verbreiteten sich die 95 Thesen durch Deutschland, jubelnden Beifall, aber auch lebhaften Unwillen erregend. Merkwürdig genug: Luther sandte die Thesen an den Erzbischof Albrecht, an den Bischof Skultetus ein: es erfolgte kein Verweis, der Bischof billigte sogar sein Verfahren gegen Tetzel. Auch der Landesfürst, Friedrich der Weise, ein frommer Mann im Sinne der römischen Kirche, schritt nicht ein, obwol er die Bedeutung der Sache sofort geahnt haben mag.

Man erzählt, der Kurfürst habe in seinem Schlosse zu Schweiniz in der Nacht auf Allerheiligen im Traum den Mönch gesehen, wie er an der Schloßkapelle zu Wittenberg einige Sätze mit so starker Schrift anschrieb, daß man diese in Schweiniz lesen konnte. Die Feder wuchs und wuchs, reichte bis Rom, berührte die dreifache Krone des Papstes und machte sie wanken, — der Kurfürst streckte den Arm aus, sie zu halten — und erwachte.

Die nationale, die gelehrte Opposition stand für Luther ein; wer wahrhaft fromm war, mußte ihm Recht geben; Tetzel, Konrad Wimpina zu Frankfurt a. O., Dr. Jakob Eck zu Ingolstadt erhoben die Anklage wider den Ketzer, der den Tod verdiene. Schon ließ sich auch aus Rom eine Stimme vernehmen. Der „Meister des heiligen Palastes“, ein Dominikaner, Silvester Prierias, der schon in dem Streite Reuchlins ein unheilvolle Rolle gespielt, hielt ihm den heiligen Thomas von Aquino zu Trutz und Schutz entgegen. Luther sandte (Mai 1518) eine Rechtfertigungsschrift an Leo X.: an Thomas von Aquino wollte er nicht gebunden sein; noch berief er sich nicht auf die alleinige Autorität der heiligen Schrift, noch erklärte er sich sogar den päpstlichen Dekreten zu unterwerfen. Aber in Rom hatte man sich längst entschieden; es wurde zu seiner Aburtheilung ein Gericht eingesetzt, von welchem derselbe Silvester Prierias ihm als der einzige Theologe gegenübergestellt wurde. Am 7. August erhielt Luther den Befehl, sich binnen sechzig Tagen in Rom zu verantworten. Indes zweifelte der Papst wol mit Recht an der Wirkung seines Befehls und beauftragte den Kardinallegaten Thomas de Vio von Gaëta (Cajetanus), der an den Augsburger Reichstag abgeordnet war, Luther dort vorzufordern, zu verhaften und ihm nach geleistetem Widerruf Verzeihung zu gewähren, andernfalls aber ihn mit dem Banne zu belegen und nach Rom zu liefern.

Ein hochwichtiger Moment nahte. Eine Opposition war entstanden, die noch unscheinbar aussah, aber an der Stimmung der Nation und in einem

mächtigen Reichsfürsten einen starken Rückhalt fand. Wenn sich jetzt der Kaise dazu herbeiließ, diese Regungen zu benutzen, so konnte er ein neues Zeitalte für Reich und Nation heraufführen. Allein Maximilian war grade jetzt a gutes Einvernehmen mit dem Papste angewiesen, ihm lagen, wie wir sahen andere Dinge am Herzen. Luther erhielt indessen von ihm kaiserliches Gelei — erst nach seiner Ankunft in Augsburg — und stellte sich am 12. 13. un 1517 14. Oktober dem Kardinal. Cajetan verlangte einen Widerruf, mit dem Luthe seine ganze Grundlehre aufgegeben haben würde; der Kardinal war über di Belesenheit und Tiefe des deutschen Mönches erstaunt, vor der Glut seiner Be geisterung empfand er ein Grauen, erzürnt rief er ihm zu: wolle Luther nich widerrufen, so möge er sich nicht wieder vor ihm sehen lassen. Trotz des kaise lichen Geleites hielten Luthers Freunde ihn nicht mehr für sicher; am 20. Oktobe entwich Luther aus Augsburg, am 31. Oktober langte er wohlbehalten in Witten berg an. Er erwartete nun eigentlich, daß der Bann gegen ihn ausgesproche werden würde und verfaßte eine Appellation an ein allgemeines Konzil. Alle dings machte Cajetan den Versuch, den Kurfürsten zur Auslieferung Luthers z bewegen, aber Friedrich verweigerte dieselbe, gestützt auf ein Gutachten de Wittenberger Universität, welche an Luther keinerlei Ketzerei wahrgenomme haben wollte.

Auch in Rom war man mit dem Verfahren des Kardinals nicht ganz ein verstanden, da er es mit dem Kurfürsten verdarb, welcher bei der vielbesprochene Frage der Kaiserwahl höchst wahrscheinlich den Ausschlag geben konnte. Ma beschränkte sich daher darauf, eine päpstliche Bulle zu erlassen (9. November 1518 in welcher die Lehre vom Ablaß ausdrücklich bestätigt, Luthers Name aber nich genannt wurde. Diesen zum Widerruf zu bewegen, wurde als päpstlicher Nun tius der Edelmann Karl von Miltitz entsendet, welcher als geborner Sachs als geschickter Diplomat und als ein versöhnlicher Charakter zur Beilegung de 1519 Streites höchst geeignet erschien. Vom 4. Januar 1519 an hatte Luther m ihm in Altenburg mehrere Unterredungen, in denen er sich zum Stillschweige erbot, falls seine Gegner sich ebenso verhalten wollten: doch bat er um Unte suchung seiner Sache. Den Widerruf lehnte er ab, richtete aber in Folge d Unterredung ein neues Schreiben an den Papst (3. März 1519), in welche er die Ehre der römischen Kirche zu vertheidigen versprach. Den Papst selb nannte er „einen Daniel unter den Löwen, eine Rose unter den Dornen, e Lamm unter den Wölfen.“

1520 Nach einem Brief des Kurfürsten vom Jahre 1520 dachte Luther dama daran Sachsen zu verlassen; Miltitz habe dies aber verhindert aus Furcht, jen möge sich irgend wohin begeben (Paris ist gemeint), wo er sich freier beweg könne, als in Deutschland.

Trotz des Versprechens, welches Luther zu Altenburg gegeben, hätte d Streit sich in dieser Phase schwerlich todtschweigen lassen; daß er sehr bal und in entscheidender Richtung, wieder aufgenommen wurde, hing mit ein Verabredung zusammen, die Luther und der eben so ruhmbegierige, als streitsü

tige Dr. Eck schon in Augsburg getroffen hatten. Auf einer Disputation in
Erfurt oder Leipzig sollte Eck mit dem Wittenberger Professor Dr. Karlstadt
eigentlich Andreas Bodenstein) über dessen Lehre „Von der Unfähigkeit des
natürlichen Menschen zum Guten“ disputiren: eine Lehre, in der Luther mit
Karlstadt übereinstimmte. Der gewandte Eck, neuer Triumphe sicher, veröffent-
lichte in den ersten Monaten des Jahres 1519 das Programm der Disputation,
nd Luther bemerkte mit Unwillen, daß 13 Artikel lediglich gegen seine Lehren
erichtet seien. Die eigentliche Absicht Ecks war, im Anschluß an die Ablaßlehre
inen Gegner dahin zu drängen, daß er die Autorität des Papstes angreife, was
enn auch wirklich geschah. Jedenfalls fühlte sich Luther nun durch das Ver-
prechen, das er Miltitz gegeben, nicht mehr gebunden und beschloß an der Dis-
utation persönlich theilzunehmen. Nicht ohne Bedenken, — auch von kirchlicher
Seite wurden solche laut — gab der dem Kirchenglauben streng ergebene Herzog
Georg von Sachsen die Erlaubniß, daß die Disputation auf der Pleißen-
urg zu Leipzig vor sich gehen dürfe.

Vor einer zahlreichen Zuhörerschaft nahm sie am 27. Juni ihren Anfang. Karl-
stadt, der zuerst in die Schranken trat, war in allen Aeußerlichkeiten seinem Gegner nicht
gewachsen: konnte auch der ganzen Sachlage nach von einem Siege des Einen oder des
Andern nicht die Rede sein, so begann dieses Vorspiel doch die Zuhörer zu langweilen.
Das ward anders, als am 4. Juli Luther sich mit seinem Gegner maß. Der Streit
wandte sich sofort gegen die Lehre von dem Primat des Papstes: je lebhafter das Wort-
gefecht wurde, je mehr man nach Beweisen und Widerlegungen der Ausnahmestellung des
römischen Bischofs suchte, desto klarer ward es Luther, daß er, sich selbst unbewußt, dahin
gelangt war, in dem Primat des Papstes nur eine menschliche Institution zu erblicken.
Grade ein solches Eingeständniß wünschte Eck zu hören; aber Luther ging im Feuer des
Kampfes noch weiter. Als man ihm vorhielt, daß seine Lehrmeinung mit den Ansichten
der Ketzer Wikliff und Hus übereinstimme, und zuletzt noch von den heiligen Konzilien,
denen doch der heilige Geist innewohne, verdammt worden sei, wagte Luther die Be-
hauptung „unter den zu Konstanz verdammten Artikeln seien einige grundchristliche und
evangelische.“ Das erregte allgemeines Erstaunen; Herzog Georg fuhr mit seinem Fluch
„das walt' die Sucht!“ dazwischen. Als Luther dann genöthigt ward, einfach zu erklären,
auch ein Konzil könne irren, sagte Eck: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr das glaubt, seid
Ihr mir wie ein Heide und Zöllner.“ Der weitere Verlauf der Disputation ist jenem
ersten Hauptergebniß gegenüber ohne Belang: es war augenscheinlich, daß Luther die
Autoritäten der römischen Kirche in Glaubenssachen nicht mehr anerkannte.

Die Folgen, welche die Disputation für Luthers eigenen Glaubensstand
hatte, waren unermeßlich. Er erkannte, daß die allgemeine Kirche keines sicht-
baren Oberhauptes bedürfe, er verwarf die Lehre vom Fegefeuer, welcher er in
Leipzig noch zugethan gewesen, er fand zu seinem Erstaunen, aber nicht zu
seinem Schrecken, daß er, daß Staupitz wirklich in der paulinisch-augustinischen
Rechtfertigungslehre eine husitische Doktrin vorgetragen.

Ein wahrhaft göttliches Geschick hatte ihm in dieser Zeit den rechten Mann
an die Seite gestellt, Philipp Melanchthon. Den Geist dieses ebenso
frommen als gelehrten Theologen und Philologen hatte die Leipziger Disputation,
bei der sich beide Parteien auf Lehrsätze der Kirchenväter beriefen, zu einer hoch-



wichtigen Untersuchung angeregt. Er kam zu dem Resultate, man müsse di Schrift nicht nach den Kirchenvätern, sondern nach dem Sinne der h. Schrif verstehen. Diesen Grundsatz führte er im September 1519 dahin aus, daß ei katholischer Christ nichts anzunehmen verpflichtet sei, was nicht in der heil. Schrift stehe. Demgemäß griff er gleichzeitig die Grundlehren der bestehenden Kirche, die Lehre von der Transsubstantiation und den sieben Sakramenten an.

Philipp Melanchthon oder, wie er später den Namen schrieb, „Melanthon" (eigentlich Ph. Schwarzerd), war am 16. Februar 1497 zu Bretten, einer kleinen pfälzischen Stadt, die jetzt zum Großherzogthum Baden gehört, als Sohn eines nicht unbemittelten Waffenschmiedes geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters ward er zu Pforzheim von seiner Großmutter, Reuchlins Schwester, erzogen und erhielt von Reuchlin selbst die bedeutendste Anregung. Ein frühreifes Talent, bezog er zwölfjährig im Herbst 1509 die Universität Heidelberg, wurde im Jahr 1514 zu Tübingen Magister und kam im Jahr 1518 als Professor der Philologie nach Wittenberg. Hier erwarb sich der jugendliche Universitätslehrer bald allgemeines Ansehen und allgemeine Beliebtheit. Gegenseitige Zuneigung führte zu einem innigen Freundschaftsbund zwischen ihm und Luther, den er denn auch zur Leipziger Disputation begleitete. Das Verhältniß beider ist wol nicht unzutreffend mit einer Ehe verglichen, in welcher Luther das männliche, Melanchthon das weibliche Prinzip vertritt. Denn Melanchthon, feinsinnig und milde, zart und friedlich, konnte nur in Anlehnung an eine stärkere Natur eine wahrhaft fruchtbare Wirksamkeit entwickeln. Andererseits erkannte auch Luther an, daß er des friedsam waltenden Freundes zur Ergänzung seines eigenen Wesens bedürfe. „Ich bin der grobe Waldrechter", sagt er, „der Bahn machen muß, aber Magister Philipp fährt säuberlich daher, säet und begeußt mit Lust."



Luther. Melanchthon.

Gruppe aus des jüngeren Lukas Cranach figurenreichem Gemälde „Die Arbeiter im Weinberge des Herrn", welches auf der einen Seite Papst, Bischöfe und Mönche zerstörend, auf der anderen die Reformatoren hegend und pflegend darstellt. In der hier abgebildeten Gruppe sind Luther und Melanchthon leicht zu erkennen.



Karl V. und sein Bruder Ferdinand.
Relief in Kehlheimer Stein geschnitten, von Hans Dollinger, datirt von 1527. Im Privatbesitz zu Leipzig.

3. Die Wahl Karls V.

Um dieselbe Zeit, wo die Theologen sich zu Leipzig versammelten, beschäftigte die deutschen Fürsten zu Frankfurt eine noch wichtigere Angelegenheit; schwieriger als je zuvor, war im gegenwärtigen Augenblicke die Wahl eines geeigneten Nachfolgers für Maximilian I. Niemals haben sich die Wähler ihres bedeutsamen Amtes unwürdiger gezeigt, als bei dieser Gelegenheit. Nicht darin liegt der schwerste Vorwurf, daß sich, einen einzigen Fürsten ausgenommen, niemand unter ihnen bereit finden ließ, die höchste Würde der Christenheit zu übernehmen, auch nicht darin, daß man zuletzt den spanischen Karl erkor, sondern in dem elenden Intriguenspiel, in dem entwürdigenden Feilschen und Markten, das sich an die Wahlangelegenheit knüpfte. Es war ja an sich nicht unerhört und eine Folge der universalen Tendenzen des Kaiserthums, daß auch der Papst und die auswärtigen Mächte in die Wahl eines deutschen Königs eingriffen, aber nie zuvor wurde der fremden Einmischung ein so weiter Spielraum gewährt, wie jetzt. Es war nicht ohne Beispiel, daß die Wahlfürsten durch persönliche Vortheile, durch Privilegien und Machterweiterung sich in ihrem Votum bestimmen ließen, aber mit der Schamlosigkeit, die man gegenüber den Bewerbungen eines Fremden, wie Franz' I. von Frankreich, bewies, war man in den traurigsten Zeiten, allein das Interregnum ausgenommen, nicht zu Werke ge-

gangen. So widerwärtig diese Vorgänge an sich sind, müssen sie doch ausführlicher geschildert werden, weil der Gegensatz zwischen dem siegreichen und der geschlagenen Hauptbewerber auf die nächsten Jahrzehnte unmittelbar einwirkt, mittelbar aber auf Jahrhunderte hinaus die europäische Politik beeinflußt.

Zum kleineren Theil hatte Maximilian die Unsicherheit der Situation mit verschuldet, insofern er früher einmal dem Könige von England die Nachfolge angetragen, auch dem jungen Könige Ludwig von Ungarn und Böhmen die deutsche Krone zugesichert hatte. Regte sich jetzt in beiden Fürsten der Gedanke, den Plan zu verwirklichen, so kommt das auf die Rechnung des verstorbenen Kaisers. Allein der eine war zu weit entfernt, der andere in seinem eigenen Lande nicht stark genug: sie kamen beide für die Deutschen nicht sehr in Betracht; diese Bewerbungen wurden bald zurückgezogen. Auch hatte Maximilian in seinem letzten Regierungsjahr ganz offen für die Nachfolge seines Enkels Karl gewirkt und seine wahren Absichten eingestanden. Demgemäß konnten in Wirklichkeit nur die beiden Persönlichkeiten in Frage kommen, zwischen denen man schon im Jahre 1518 geschwankt hatte: Karl V. und Franz I. Oder aber ein deutscher Fürst mußte versuchen, durch seine eigene Bewerbung die Wahl eines Fremden zu hintertreiben. Der Kurfürst Friedrich von Sachsen, an dessen Widerstand alle Bemühungen Maximilians gescheitert waren, konnte diese Rolle spielen, wenn es ihm genehm war. Er war nach keiner Seite gebunden, auch die französische Politik hatte ihn nicht gewonnen, wie so viele andere deutschen Fürsten. Leider aber war Friedrich viel zu weise, als daß er die undankbare Rolle des Kaisers übernehmen, die bequeme Ruhe der kurfürstlichen Stellung aufgeben, den Besitz des sächsischen Hauses an die Wohlfahrt des Reiches hätte wagen wollen. Er handelte klug, aber nicht patriotisch.

Um so größere Anstrengungen machten Franz I. und Karl V. zum Erwerb der Krone, welche den deutschen Kurfürsten so wenig begehrenswerth erschien. Der französische König rechnete in erster Linie auf die Unterstützung des Papstes, der sich auch den Anschein gab, als fördere er die Sache Franz' I. Thatsächlich aber war er keinem der beiden Kandidaten sehr wohlgesinnt; wer auch immer von ihnen zu seiner Krone noch das kaiserliche Diadem gewann, mußte der Kurie furchtbar werden und das Emporkommen des mediceischen Hauses, das Leo X anstrebte, verhindern. Indes war Karl in den Augen des Papstes noch immer der weniger gefährliche: ihn wollte man allenfalls in den Besitz der Krone gelangen lassen, wenn er die Bedingungen Roms erfüllt haben würde. Um Karl dazu geneigt zu machen, wirkte man anscheinend für Frankreich. Meisterhaft verschleierte Leo X. seine eigentlichen Absichten; bindende Erklärungen, unzweideutige Versprechungen gab er nach keiner Seite; man sah mit Verwunderung den einen der päpstlichen Legaten für Franz I. thätig, den andern für Karl. Indes die Gunst oder Ungunst des Papstes gab nimmer den Ausschlag: es galt vielmehr, die Kurfürsten zu gewinnen. Franz I. ordnete zu diesem Zweck eine glänzende Gesandtschaft ab, an deren Spitze der Admiral Bonnive stand. Die Gesandten hatten fast unbedingte Vollmacht, namentlich in Bezu

auf Geldbewilligungen; kam es doch darauf an, möglichst viele Kurstimmen zu erkaufen. Drei Millionen Kronthaler wollte Franz an seine Wahl wenden. Aber so richtig es war, auf die Habsucht der Kurfürsten zu spekuliren, in einem andern Punkt machte Franz einen verhängnißvollen Mißgriff. Seine Gesandten wurden angewiesen Karl als einen unbedeutenden, unerfahrenen, kränklichen Mann ohne Energie darzustellen, ihren eigenen Herrn aber als einen machtvollen Herrscher, der in seinem Lande fast unbedingten Gehorsam genieße. Der letztere Umstand aber empfahl ihn den Kurfürsten keineswegs, je schwächer der Herrscher, desto besser für ihre Machtstellung: nichts hat Karl mehr genutzt, als die geflissentlich verbreitete Vorstellung von seiner Schwäche und seiner geistigen Unbedeutendheit.

Zunächst waren die Umtriebe der Franzosen erfolgreich; der Pfälzer versprach seine Stimme, ohne freilich die Verhandlung mit dem Habsburger abzubrechen. Richard von Trier ließ sich zu einem Abkommen bewegen, wie Frankreich es wünschte. Köln lieh den Anträgen der Gesandten ein geneigtes Ohr. Nicht minder glückte es diesen bei Joachim I. von Brandenburg.

Joachim war ein ehrgeiziger Fürst, der am liebsten selbst Kaiser geworden wäre, und wir werden im letzten Moment seine Bewerbung auftauchen sehen. Seine Aussichten waren von Anfang an gering, daher wollte er aus seiner Wahlstimme neben einem bedeutenden Geldgewinn womöglich noch einen weiteren Vortheil herausschlagen, der seiner Eitelkeit schmeichelte. Von östreichischer Seite hatte man ihn vorher dadurch gewinnen wollen, daß man seinem Sohne Karls Schwester Katharina nebst einer reichen Ausstattung versprach: es war aber versäumt worden, die Sache zum Abschluß zu bringen, und Joachim setzte voraus, man wolle ihn betrügen. Nun boten ihm die französischen Gesandten für den Kurprinzen eine Prinzessin von königlichem Geblüt, Renata, die Tochter Ludwigs XII., nebst einer noch reicheren Aussteuer, als für die Erzherzogin gewährt werden sollte. Jetzt schraubte Joachim seine Ansprüche so hoch als möglich. Die erste Hälfte der Mitgift von 200,000 goldenen Sonnenthalern llte ihm am 1. Mai 1519 in Berlin, die zweite am Wahlorte gezahlt werden. r bedang sich eine Jahrespension von 12,000 Gulden aus, die für seine und s Kurprinzen Lebenszeit gelten sollte. Außerdem sollte ihn Franz sofort nach r Wahl zu seinem Statthalter in Deutschland machen: wäre aber die Wahl s Königs nicht durchzusetzen, so müsse dieser all seinen Einfluß zur Erhebung achims verwenden. Anfangs erschraken die französischen Unterhändler über e Höhe dieser Bedingungen; aber der König nahm sie im vollen Umfange an.

Joachims Bruder Albrecht, Kurfürst von Mainz, folgte diesem Beispiel. e Franzosen verstanden sich dazu, ihm eine einmalige Gratifikation von 0,000 Goldgulden, in zwei Raten zahlbar, und eine Pension von 10,000 ulden zu gewähren. Von seinen weiteren Forderungen bewilligten sie, was ihrem Vermögen stand: im besonderen unterstützten sie das Gesuch des erst Jahre 1518 zum Kardinal erhobenen Erzbischofs um Ertheilung der Letenwürde.

Obwohl nun die Mehrheit der Kurstimmen dem Franzosenkönige gesich
schien, war es für seine Sache äußerst nachtheilig, daß Friedrich von Sach
die Freiheit seiner Entschließung sich wahrte. Das Widerstreben des allgem
geachteten Fürsten bewirkte, daß die Nation der französischen Bewerbung ab
neigt war. Von den andern deutschen Fürsten trat namentlich Herzog Hei
rich von Braunschweig-Lüneburg in Frankreichs Sold. Dagegen glück
es nicht den Führer der Reichsritter, Franz von Sickingen, in das fra
zösische Interesse zu ziehen.

Der rastlose Eifer der Franzosen schien der habsburgischen Partei ein
bedeutenden Vorsprung abgewonnen zu haben. Für Karl war theils seine Ta
Margarethe, theils Maximilian Zevenberghen, ein treuer Diener d
verstorbenen Kaisers, thätig gewesen: nach der Ansicht des letzteren sollte
deutschen Fürsten insbesondere vorgehalten werden, die Wahl Franz' I. we
Deutschland in Sklaverei stürzen, auch sei es eine Schande, einem Fremden z
Throne zu verhelfen. Allein mit solchen Belehrungen war wenig gethan, u
der habsburgischen Partei war es sehr nachtheilig, daß die weite Entfernu
den Verkehr mit dem in Spanien befindlichen Karl hemmte und hinderte. M
schloß sogar aus der Säumigkeit, mit welcher der spanische Hof die Wahlang
legenheit zu behandeln schien, König Karl sei an seiner Wahl wenig geleg
ja Margarethe war so voreilig, ihm vorzuschlagen, er möge den Erzherz
Ferdinand als Thronbewerber auftreten lassen. Aber Karl, der die Kro
als ein ihm von seinen Vorfahren vererbtes Gut betrachtete, nahm jenes A
sinnen sehr ungnädig auf. Er erklärte jetzt, zur Erhebung des heiligen Glaube
und zur Niederwerfung der Ungläubigen wolle er die römische Krone selbst
ringen, es koste, was es wolle. Margarethe und Ferdinand mußten alles au
bieten, um Karl zu beschwichtigen.

Der erste Versuch, welchen man machte, die Kurfürsten im östreichisch
Interesse zu bearbeiten, hatte keinen erheblichen Erfolg; überall hatten
Franzosen schon vorgearbeitet. In Trier und Köln wurden die östreichisch
Agenten mit leeren Phrasen abgefertigt: „man werde sich betragen, wie man
vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne; man werde auf den Nu
des Reiches und der Christenheit Bedacht nehmen." Nur der Mainzer ließ
für einen Augenblick umstimmen und mahnte seinen Bruder, das Wohl
Reiches zu bedenken. Aber Joachim gab ihm die verlorene Festigkeit wied
und Albrecht schloß mit den Franzosen ab. Jedenfalls, um sich über die Wa
frage zu besprechen, hielten die vier rheinischen Kurfürsten Ende März eine V
sammlung in Wesel ab, wohin die Gesandten und Agenten der Parteien z
sammenströmten, aber eine schriftliche Festsetzung über die Hauptfrage fand ni
statt. Man verständigte sich nur über ein gegenseitiges Schutzbündniß, das b
zu erfolgter Wahl dauern sollte. Uebrigens war die Volksstimmung in d
Rheingegenden im höchsten Maße franzosenfeindlich, und auch auf die Kurfürst
selbst machten die Prätensionen, mit denen die päpstlichen Gesandten für Franz
eintraten, einen äußerst üblen Eindruck. Man verlangte im Namen Leos

daß sich die Kurfürsten der Wahl des Königs von Neapel (Karls) enthielten, weil diese gegen eine Verfügung Clemens' IV. verstoßen würde. Gegen eine solche Beschränkung der Wahlfreiheit protestirten die Kurfürsten gemeinschaftlich, und es kam zwischen ihnen und den päpstlichen Gesandten zu scharfen Auseinandersetzungen. Auch Karl beschwerte sich in Rom über das Betragen des Legaten Cajetan und des Erzbischofs von Reggio, doch war ihm nicht unbekannt, daß jene scheinbare Parteinahme für Franz wenig mehr als eine Komödie war, durch welche man demselben einen Beweis päpstlicher Unterstützung geben wollte.

Gleichzeitig mit den diplomatischen Verhandlungen fanden auf beiden Seiten umfassende Kriegsrüstungen statt. Trotz der antifranzösischen Stimmung im Volke ließen sich nicht wenige Grafen und Herren zu Dienstverträgen bereit finden: vor allem aber rechneten die Franzosen auf den Herzog Ulrich von Würtemberg, der aus den unsicheren Zuständen für sich Vortheil zu ziehen und sein Herzogthum mit französischer Hilfe zu behaupten hoffte. Namentlich durch Werbungen in der Schweiz brachte Ulrich ein ansehnliches Heer im Lager von Blaubeuren zusammen.

Herzog Ulrich von Würtemberg, ein Fürst von rascher, heißblütiger Gemüthsart, hatte es 1512 schon mit Maximilian verdorben, weil er bei der Erneuerung des Schwäbischen Bundes seinen Beitritt versagte. Dann war er in Streit mit seinen Ständen gerathen, die ihm im Tübinger Vertrag (1514) die Anerkennung ihrer Privilegien abnöthigten. Wieder brachte er den Kaiser und den Landesadel zugleich gegen sich auf, als er, aus Leidenschaft zu der schönen Frau seines Stallmeisters Hans von Hutten, diesen



Ermordung des Hans von Hutten durch Herzog Ulrich von Württemberg.

Verkleinerter Holzschnitt einer wahrscheinlich von Ulrich von Hutten verfaßten gedruckten Klagschrift gegen den Herzog. Wahrscheinlich einziges erhaltenes Exemplar in der Sammlung des germanischen Museums zu Nürnberg.

auf der Jagd ermordete und seine eigene Gemahlin Sabina, des Kaisers Nichte, zur Flucht veranlaßte. Da machte der Herzog seinen Ständen einige Zugeständnisse, die Stimmung des Landes schlug um, und namentlich der gemeine Mann trat für Ulrich ein, als der Kaiser ihn (September 1516) geächtet und sein Land einem Regimentsrath von zehn Mitgliedern überwiesen hatte. Die Ausführung der Acht unterblieb, Ulrich wüthete gegen alle seine Widersacher und wurde auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1518 zum zweiten

Mal geächtet. Auf die Nachricht vom Tode Maximilians überfiel Ulrich die verhaß Reichsstadt Reutlingen und regte dadurch den schwäbischen Bund gegen sich auf. De Bundesheere zog bald auch Franz von Sickingen als kaiserlicher Feldhauptmann z Hilfe; in seinem Gefolge war Ulrich von Hutten, erfüllt von Rachedurst gegen de Tyrannen.

Aber zum größten Nachtheile der französischen Sache erklärten sich di Schweizer für die Ansprüche Karls — theils aus Besorgniß vor einem franzö sischen Kaiserthum, theils gewonnen durch die Geldversprechungen Zevenberghens sie riefen daher ihre Landsleute aus dem Heere des Herzogs ab, der nun de Heere des schwäbischen Bundes weichen und sein Land wieder verlassen mußte

Nichts schadete den Absichten des Königs Franz I. mehr, als das Bündniß mit dem unruhigen Würtemberger: erklärten doch die Grafen und Herren am Rhein den vier Kurfürsten, sie würden den letzten Blutstropfen daran setzen, um Franz' Wahl zu verhindern. Karls Aussichten stiegen seit dem April des Jahres 1519 immer mehr; mit Mainz und Pfalz verständigte man sich, und wenn es auch nicht gelang, Trier und Brandenburg umzustimmen, konnte man immer sicherer darauf rechnen, daß Friedrich der Weise sich schließlich für Karl ent scheiden werde. Pfalz machte freilich abermals eine Schwenkung; beim Beginn des Juni rechneten die Franzosen mit Gewißheit auf Brandenburg, Trier und Böhmen, mit Wahrscheinlichkeit auf Köln und Pfalz. Besondere Schwierigkeiten erweckte die Frage, wer bei der Minderjährigkeit des Königs Ludwig II. von Ungarn und Böhmen die böhmische Kurstimme zu führen habe, die Stände dieses Königreiches oder der König Sigmund von Polen. Hier schien ein ergiebiges Feld für die Intriguen der beiden Thronbewerber zu sein. Zwar sprach das Recht unzweifelhaft für den Polenkönig; als sich aber die Wahlfürsten zu Frankfurt im Juni versammelt hatten, ließen sie sich, wol durch östreichischen Einfluß, bewegen, für die Abgesandten der böhmischen Stände zu entscheiden und Herr Ladislaus von Sternberg ward mit der Führung der Stimme be auftragt.

Vom 17. bis 27. Juni fanden zwischen den Kurfürsten Besprechungen statt Es stellte sich heraus, daß Frankreichs Aussichten fast ganz verschwunden waren selbst Pfalz und Trier ließen den König im Stich: Joachim von Brandenburg glaubte eher seine eigene Wahl, als die Franz' durchsetzen zu können. Noch einmal bestürmte man den Kurfürsten von Sachsen, sich wählen zu lassen; e ging mit sich, mit seinen Getreuen zu Rathe und lehnte ab. Es blieb nichts übrig, als aus Mangel eines besseren den spanischen Habsburger zu erheben 1519 schon am 27. Juni war ihm die Krone sicher. Am folgenden Tage ward Karl einstimmig gewählt. Die Kosten des Erfolges beliefen sich auf zwölf Millionen Thaler, und es ist einleuchtend, daß die deutschen Fürsten, welche sich ursprüng lich von Frankreich hatten kaufen lassen wollen, kein besonderes Lob verdienen weil sie sich nachmals mit geringeren pekuniären Vortheilen begnügten. Wei größeren Nutzen erhofften sie von der „Wahlkapitulation", welche die Bevol mächtigten des Neugewählten beschwören mußten.

tige Dr. Eck schon in Augsburg getroffen hatten. Auf einer Disputation in Erfurt oder Leipzig sollte Eck mit dem Wittenberger Professor Dr. Karlstadt (eigentlich Andreas Bodenstein) über dessen Lehre „Von der Unfähigkeit des natürlichen Menschen zum Guten“ disputiren: eine Lehre, in der Luther mit Karlstadt übereinstimmte. Der gewandte Eck, neuer Triumphe sicher, veröffentlichte in den ersten Monaten des Jahres 1519 das Programm der Disputation, und Luther bemerkte mit Unwillen, daß 13 Artikel lediglich gegen seine Lehren gerichtet seien. Die eigentliche Absicht Ecks war, im Anschluß an die Ablaßlehre seinen Gegner dahin zu drängen, daß er die Autorität des Papstes angreife, was denn auch wirklich geschah. Jedenfalls fühlte sich Luther nun durch das Versprechen, das er Miltitz gegeben, nicht mehr gebunden und beschloß an der Disputation persönlich theilzunehmen. Nicht ohne Bedenken, — auch von kirchlicher Seite wurden solche laut — gab der dem Kirchenglauben streng ergebene Herzog Georg von Sachsen die Erlaubniß, daß die Disputation auf der Pleißenburg zu Leipzig vor sich gehen dürfe.

Vor einer zahlreichen Zuhörerschaft nahm sie am 27. Juni ihren Anfang. Karlstadt, der zuerst in die Schranken trat, war in allen Aeußerlichkeiten seinem Gegner nicht gewachsen: konnte auch der ganzen Sachlage nach von einem Siege des Einen oder des Andern nicht die Rede sein, so begann dieses Vorspiel doch die Zuhörer zu langweilen. Das ward anders, als am 4. Juli Luther sich mit seinem Gegner maß. Der Streit wandte sich sofort gegen die Lehre von dem Primat des Papstes: je lebhafter das Wortgefecht wurde, je mehr man nach Beweisen und Widerlegungen der Ausnahmestellung des römischen Bischofs suchte, desto klarer ward es Luther, daß er, sich selbst unbewußt, dahin gelangt war, in dem Primat des Papstes nur eine menschliche Institution zu erblicken. Grade ein solches Eingeständniß wünschte Eck zu hören; aber Luther ging im Feuer des Kampfes noch weiter. Als man ihm vorhielt, daß seine Lehrmeinung mit den Ansichten der Ketzer Wikliff und Hus übereinstimme, und zuletzt noch von den heiligen Konzilien, denen doch der heilige Geist innewohne, verdammt worden sei, wagte Luther die Behauptung „unter den zu Konstanz verdammten Artikeln seien einige grundchristliche und evangelische.“ Das erregte allgemeines Erstaunen; Herzog Georg fuhr mit seinem Fluch „das walt' die Sucht!“ dazwischen. Als Luther dann genöthigt ward, einfach zu erklären, auch ein Konzil könne irren, sagte Eck: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr das glaubt, seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner.“ Der weitere Verlauf der Disputation ist jenem ersten Hauptergebniß gegenüber ohne Belang: es war augenscheinlich, daß Luther die Autoritäten der römischen Kirche in Glaubenssachen nicht mehr anerkannte.

Die Folgen, welche die Disputation für Luthers eigenen Glaubensstand hatte, waren unermeßlich. Er erkannte, daß die allgemeine Kirche keines sichtbaren Oberhauptes bedürfe, er verwarf die Lehre vom Fegefeuer, welcher er in Leipzig noch zugethan gewesen, er fand zu seinem Erstaunen, aber nicht zu seinem Schrecken, daß er, daß Staupitz wirklich in der paulinisch-augustinischen Rechtfertigungslehre eine husitische Doktrin vorgetragen.

Ein wahrhaft göttliches Geschick hatte ihm in dieser Zeit den rechten Mann an die Seite gestellt, Philipp Melanchthon. Den Geist dieses ebenso frommen als gelehrten Theologen und Philologen hatte die Leipziger Disputation, bei der sich beide Parteien auf Lehrsätze der Kirchenväter beriefen, zu einer hoch-

Karls Schwester Katharina heirathen, — sah er sich gar bald auf wälsche Weise betrogen und mit einem Schimpf beladen, den er nicht verdient zu haben glaubte und zu rächen nicht vermochte.

---

4. Von der Wahl Karls V. bis zum Wormser Reichstag. (1519—1521.

Obwohl Karl V. die Nothwendigkeit einsah, zur Sicherung seines Kaiserthums in Deutschland zu erscheinen und in Aachen die Krone des großen Karl zu empfangen, verzögerten die Zustände Spaniens die Ausführung seines Planes bis zum Mai des nächsten Jahres. In Deutschland walteten inzwischen seine Kommissare, deren erste Regierungshandlung gewaltsam genug war. Im Februar des Jahres 1520 übernahmen sie die Verwaltung des Herzogthums Würtemberg, das ihnen der Schwäbische Bund gegen Erstattung der Kriegskosten überantwortete. Die Kurfürsten, welche sich gedacht hatten, es würde sofort ein Reichstag ausgeschrieben, das Reichsregiment bestellt werden, sahen sich getäuscht. Zwar wurde Karl V. nicht müde, den Kurfürsten von Sachsen seiner Dankbarkeit zu versichern, es lief sogar ein Schreiben ein, durch welches Friedrich zum Statthalter des Regiments ernannt ward, aber die kaiserlichen Kommissarien beriefen gar kein Regiment und behielten jene Ernennung für sich. Dennoch aber hatte Karls Abwesenheit und die angesehene Stellung, die Kurfürst Friedrich einnahm, die segensreiche Folge, daß Luthers Lehre unter dem Beifall der Nation sich ungehindert verbreiten und feste Wurzeln fassen konnte.

1520

Während im Anfange des Jahres 1520 der feurige Ulrich von Hutten besonders vom nationalen Standpunkte aus gegen den Papst und die Kurie zu Felde zog, die Erinnerung an den großartigen Kampf gegen Gregor VII. zu erwecken versuchte, hatte sich Luther ziemlich still gehalten, nur etwa gegen die Ohrenbeichte und die Austheilung des Abendmahls unter einer Gestalt sich erklärt. Um so rühriger waren seine Gegner, insbesondere Dr. Eck. Obwol in Luthers Sache auf dem Frankfurter Wahltage dem Erzbischof von Trier das Schiedsrichteramt übertragen war, veranlaßte er das unmittelbare Einschreiten des Papstes. Am 4. Juni 1520 ward die Bulle ausgefertigt, kraft welcher Luther binnen sechzig Tagen widerrufen oder als hartnäckiger Gegner durch den weltlichen Arm in die Gewalt des Papstes geliefert werden sollte. Siegfroh, mit dem neuen Titel eines päpstlichen Protonotars und Nuntius erschien Dr. Eck nebst der Bannbulle in Deutschland. Sowie aber Luther von den Erfolgen seines Gegners hörte, ging er selbst zum Angriff vor. An die fränkischen und rheinischen Ritter zumeist, mit denen er damals in Verbindung stand, richtete er (24. Juni 1520) seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung." Er leugnete die Bedeutung der Priesterweihe und behauptete, daß hinsichtlich der geistlichen Befähigung alle Christen einander gleich seien; er verlangte eine unabhängige deutsche Landeskirche und erkannte in dem Papst nicht einmal den Inhaber aller geistlichen Gewalt an. Obwol Eck schon am 21. September die Bannbulle in Meißen anschlug, ließ sich Luther durch Miltiz noch zu einem Verständigungsversuch bereden und sandte dem Papst nebst einer geeigneten

Aufschrift die kleine Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen.“ Zum Zeichen aber, daß er in der Hauptsache keinen Schritt zurückweiche, veröffentlichte er zu gleicher Zeit (Oktober 1520) die nachdrücklichste Schrift, die er je gegen die römische Kirche ausgehen ließ: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche.“ Er stellte den „sieben Sakramenten“ die Lehre der ältesten Verkündiger des Christenthums entgegen.

Wohl mußten sich im Süden Deutschlands die Bekenner der neuen Lehre vor Dr. Eck beugen, wie selbst Pirkheimer in Nürnberg; in Ingolstadt wurden Luthers Bücher versiegelt, in Mainz verbrannt. Aber das Feuer auf dem Herde der Bewegung ließ sich nicht dämpfen. Der Kurfürst Friedrich schützte Luther, die ganze Universität trat für ihren Helden ein. Nicht allein, daß Luther ungestraft die Bannbulle für untergeschoben, für lügnerisch erklären durfte, er bezeichnete den Papst öffentlich als den „Antichrist“, falls er seinen Spruch nicht zurücknehme: ja, endlich, am 10. Dezember 1520 wagte er das äußerste, die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle. Vor dem Elsterthore versammelte sich die akademische Jugend, ein Magister entzündete den Holzstoß: dann trat der gewaltige Augustiner in der Kutte vor; er hatte die Bulle und die Dekretalen der Päpste in den Händen. Mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer“, warf er sie in die Flamme.

Während dieser letzte, gewaltsame Akt sich vorbereitete, war der sehnlichst erwartete Kaiser, dem alle mit Spannung, viele mit Hoffnung entgegensahen, in den Rheinlanden eingetroffen. Er hatte unterwegs in Dover und Gravelingen mit Heinrich VIII. wichtige Besprechungen gehabt; in Brüssel luden ihn die Gesandten der Kurfürsten noch einmal zur Krönung ein. Am 22. Oktober hielt Karl seinen feierlichen Einzug in Aachen, am 23. erfolgte unter den üblichen Ceremonien die Krönung. Auf Grund eines päpstlichen Breve nahm Karl drei Tage später auch den Titel eines erwählten römischen Kaisers an. Inmitten des festlichen Gepränges bekamen die Deutschen ihren Herrn zum ersten Mal zu sehen. Das „junge edle Blut von Oestreich“ hatte wol ein anderes Aussehen, als man gedacht. Eine zarte Gestalt von mittlerer Größe, ein blasses



Holzschnittbildniß Karls V. aus dem Jahre 1521 von Albrecht Dürer (verkleinert).

Aus einer Flugschrift Ulrich von Huttens: „Concilia wie man die halten sol. Vnd von verleyhung geystlicher lehenpfründen. Antzöig damit, der Bäpst, Cardinälen, vñ aller Curtisanen list, ursprung vñ handel bitz uff diss zeit.“

Das Bild des Kaisers trägt die Ueberschrift:

O Carle, Keyſser lobesan,
greiff du die sach zum ersten an,
Gott würts mit dir on zweyfel han.

bartloses Gesicht, ruhige, anscheinend theilnahmlose Züge. Die körperlic
Entwicklung war hinter seinem Alter zurückgeblieben, und er zählte erst zwanz
Jahre. Wenigstens nicht abstoßend wirkte diese Persönlichkeit; aber es kam m
alles darauf an, daß Karl die deutsche Art, die Bedürfnisse der Nation versta
und würdigte. Zum Unglück — bald sollte es sich zeigen — hatte der Kön
keinen Begriff von dem Treiben des deutschen Geistes; er verstand weder unse
Sprache noch unsre Gedanken.

1521 Am 28. Januar 1521 eröffnete er seinen ersten Reichstag, zu Worms
hoffnungsreich lautete seine Verheißung, er gedenke mit Hilfe der Königreich
großmächtigen Lande und Verbindungen, die ihm Gott verliehen, das Reich z
seiner alten Glorie wieder zu erheben. Zunächst suchte er hier das im ganze
vortheilhafte Verhältniß zu befestigen, in welches er durch die Wahlereignisse z
den deutschen Fürsten getreten war. Indem er die fünf östreichischen Her
zogthümer, die schon Maximilian zu einem Königreiche hatte vereinigen wollen
seinem Bruder Ferdinand als das ihm gebührende Erbe überwies, begründete e
eine zweite deutsche Linie des habsburgischen Geschlechtes, der nachmals eine
bedeutungsvolle Rolle zufiel. In Worms aber drangen nun auch die Kurfürst
auf die Erfüllung der in der Wahlkapitulation enthaltenen Zusagen, vor alle
auf die Einrichtung des Reichsregimentes.

Man nahm den früheren Entwurf vom Jahr 1500 einfach wieder auf, verlang
aber, daß das Reichsregiment auch bestehen solle, wenn der Kaiser im Reiche anwese
sei. Obwol Karl eine solche Institution für eine Beeinträchtigung seines Ansehens, a
fremden Fürsten gegenüber, erklärte und einen Gegenentwurf vorlegte, erreichte er n
ganz geringfügige Aenderungen und Zugeständnisse. Zugleich organisirte man das Kamm
gericht, das ganz in Verfall gerathen war. Zu durchgreifenden Verbesserungen kam
nicht, so dringend nöthig dieselben gewesen wären. Für das Reichsregiment, wie f
das Kammergericht war die Eintheilung des Reiches in sechs Kreise (Franken, Schwab
Baiern, Oberrhein und Westfalen) maßgebend; auch übernahmen die Stände die Ko
für die Erhaltung beider Behörden. Zu einer Reform der Kriegsverfassung bezeugte
mand Neigung; Karl erhielt die Hilfe zum Römerzug, zu deren Forderung er bere
war, sogar nur auf ein halbes Jahr bewilligt. Bei der Vertheilung auf die einzel
Reichsstände legte man den Kostnitzer Anschlag zu Grunde; indem man hinsichtlich
Stellung der Reiterei den alten Anschlag beibehielt und ihn in Bezug auf das Fu
größtentheils vervierfachte, entstand die „Matrikel" von 1521, nach deren Bestimmung
sich das Reich Jahrhunderte lang bewaffnet hat.

Etwas neues war mit diesen Einrichtungen, wie man sieht, nicht geschaff
was geschah, kam lediglich den Fürsten zu gute; die Städte, die „armen Le
gingen leer aus, obwol in diesen Kreisen eine bedeutende Erregung herrsc
Es fragte sich, in welcher Weise der König die religiöse Volksstimm
berücksichtigen, auf kirchlichem Gebiete den Wünschen und Forderungen
Nation entgegenkommen würde. Die Sache Luthers war nicht zu umgehe
der Papst hatte am 3. Januar 1520 den unbedingten Bann, welcher he
kömmlich die Reichsacht nach sich zog, gegen Luther und seine Anhänger au
gesprochen; die Reichsstände hatten durchgesetzt, daß Luther wenigstens e

noch vorgeladen werden sollte, um zum Widerruf aufgefordert zu werden; am 26. März wurde er vom kaiserlichen Herold unter freiem Geleit nach Worms entboten.

Die Ansichten, welche der Kaiser und die Stände von der Sache Luthers hatten, gingen weit auseinander, da beide von verschiedenem Standpunkt aus urtheilten. Karl bedurfte des Papstes sowol für seine spanischen Angelegenheiten, als auch für den bevorstehenden Kampf mit Franz I.: wie tief Luthers Sache bereits eingewurzelt war, konnte er nicht ahnen; er hätte am liebsten die Acht gegen den ketzerischen Mönch ohne weiteres ausgesprochen. Für ihn gab es nur politische, keine nationaldeutschen Rücksichten. Was aber die Opposition gegen die weltlichen Uebergriffe des Papstes betraf, darin waren die Stände mit Luther einverstanden: nur soweit seine Lehre dem hergebrachten Glauben widersprach, wollten sie das kaiserliche Mandat genehmigen, falls kein Widerruf erfolgte. Geschah dies, so konnten die Stände ihn nicht fallen lassen; ja selbst in der unmittelbaren Nähe des Kaisers gab es eine Partei, die einen solchen Ausgang gern gesehen, eine Verurtheilung Luthers vermieden hätte. Wie trefflich ließ sich nicht diese Opposition gegen den Papst verwerthen! Der Beichtvater Karls bat Sickingen, der jetzt als einer der vornehmsten Beschützer Luthers galt, um seine Vermittlung.

Es ist überflüssig, die Frage aufzuwerfen, welche Folgen es für die Nation und ihre Einheit gehabt hätte, wenn Luthers Angriff sich auf jenes erste Gebiet beschränkt hätte; ihn hatten ja keinerlei politische Erwägungen zu seinem Auftreten bestimmt, sondern grade das Interesse des Glaubens und der reinen Lehre; längst war der Würfel gefallen; wer Luther einigermaßen kannte, war überzeugt, daß er nicht einen Schritt rückwärts weichen werde.

Man warnte Luther von befreundeter Seite, sich nicht dem Schicksal des Johann Hus auszusetzen; er antwortete: „ich will hinein, und wenn so viel Teufel auf mich zielten, als Ziegel auf den Dächern sind.“ Allgemeines Aufsehen erregte er am 16. April bei seiner Ankunft in Worms, wie er daherfuhr in der Augustinerkutte, auf dem offenen Rollwagen, den ihm der Rath von Wittenberg zur Reise geliehen. Bei seiner ersten Vernehmung, am 17. April, 1521 trat er im Angesicht der glänzenden Versammlung nicht ohne Schüchternheit auf; er erbat Bedenkzeit, als man ihn befragte, ob er seine Schriften, deren Titel verlesen wurden, vertheidigen oder widerrufen wolle. Am folgenden Tage zeigte er seine ganze natürliche Festigkeit. Er lehnte jeden Widerruf ab; nur wenn er aus prophetischen und evangelischen Schriften widerlegt werde, so sei er bereit, alle Irrthümer, deren man ihn überwiesen, zurückzunehmen. Als der kaiserliche Orator nun auf eine „schlechte und runde“ Antwort drang, rief er aus: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!“

Es ist auffallend, welchen verschiedenartigen Eindruck auf die Anwesenden die Haltung Luthers machte. Die Spanier fanden den Mönch aberwitzig; der Kaiser rief: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen.“ Dagegen waren die versuchten Kriegshauptleute, wie Georg von Frundsberg, Herzog Erich von Braunschweig über Luthers Un-

erschrockenheit hocherfreut; auch Friedrich von Sachsen war mit seinem Professor zufrieden, der „so gut vor Kaiser und Reich gesprochen.“ Auch in den Massen zeigte sich lebhafte Theilnahme. In den kaiserlichen Gemächern fand man einen Zettel mit den Worten: „Weh dem Lande, dessen König ein Kind ist.“ Ein Anschlag am Rathhaus schien auf eine Erhebung der Ritter und Bauern zum Schutze Luthers hinzudeuten.

Bis zum 25. April wurde noch mit Luther gütlich verhandelt, dann aber ihm angezeigt, daß der Kaiser in seiner Eigenschaft als Vogt der Kirche gegen ihn einschreiten müsse; binnen 21 Tagen möge er sich in Sicherheit bringen. Diese Frist wurde von Luthers Gönnern trefflich benutzt. Er war am 26. April von Worms abgereist, hatte, dem kaiserlichen Verbot entgegen, unterwegs mehrmals gepredigt, war glücklich nach Eisenach gelangt und wurde am 4. Mai auf eine wol schon zu Worms verabredete Weise in Sicherheit gebracht. Er war auf dem Wege von Möhra nach Schweina, da wurde er nahe dem Schlosse Altenstein im Auftrage des Kurfürsten von Sachsen durch den Schloßhauptmann der Wartburg und den Herrn des Schlosses Altenstein aufgegriffen und auf die Wartburg gebracht. Hier verweilte Luther unter dem Namen eines Junkers Georg (Jörg) bis zum März 1522, hauptsächlich mit der Uebersetzung des Neuen

IMAGO MARTINI LVTHERI EO HABITV EXPRESSA, QVO REVERSUS EST EX PATHMO VVITEMBERGAM. ANNO DOMINI 1522.



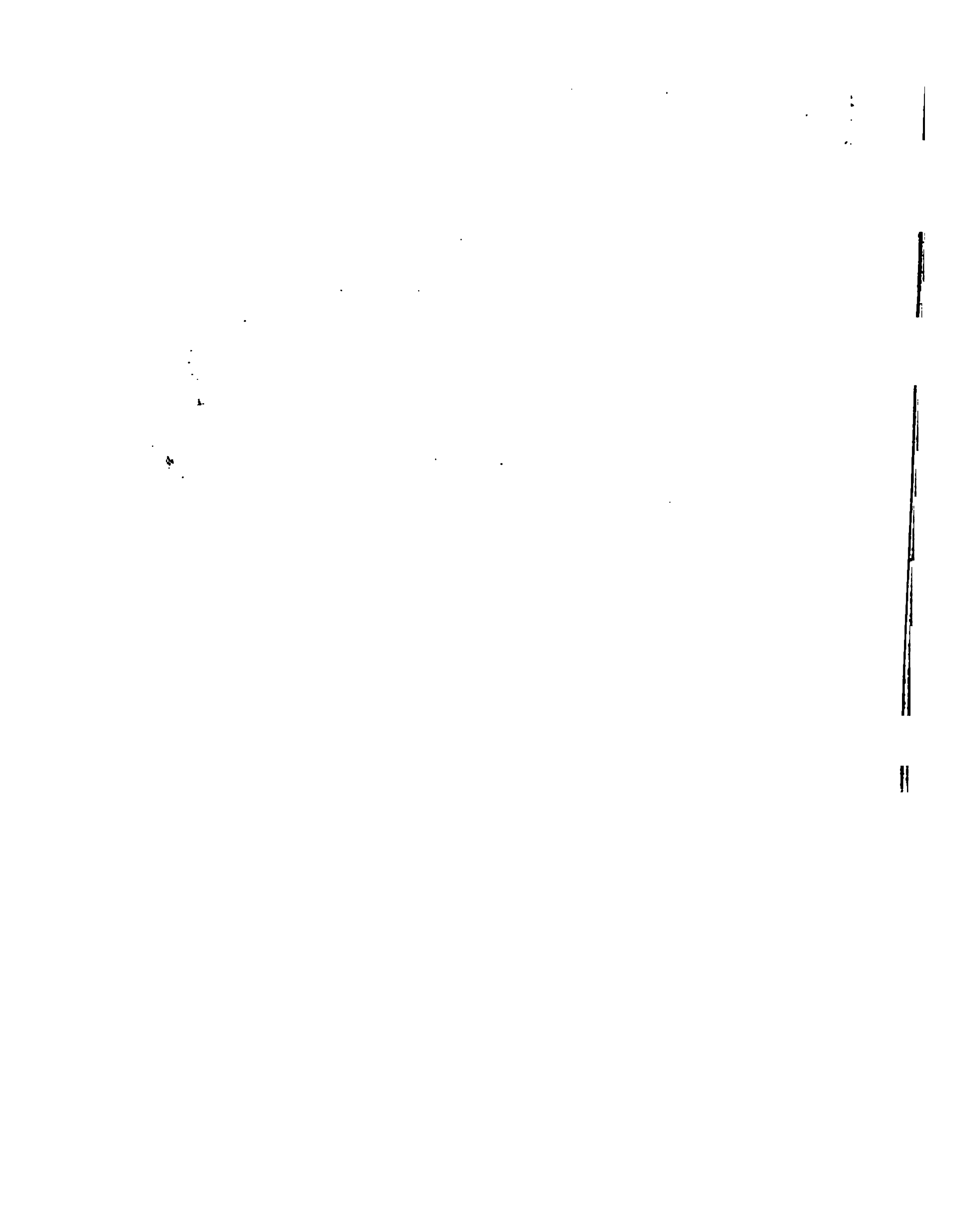
Luther als Junker Jörg auf der Wartburg.

1522 Nachbildung eines Holzschnittes von Lukas Cranach von 1522. „Bildniß Martin Luthers in der Erscheinung dargestellt, wie er zurückkehrte aus Pathmos im Jahre des Herrn 1522.“



Anno etc. 1500 vnd im ainvndzwaintzigistenn vnnsers

nandatum domini Imperatoris
manu propria (?)
rtus Cardinalis Moguntinus
archicancellarius subscripsit
Niclas Zieg (?)



Testamentes beschäftigt: durch unermüdliche Arbeit war er im Stande, noch in diesem Jahre das Neue Testament herauszugeben.

Nicht allein der Ausbreitung der Lehre diente dies Werk, vielmehr ward es epochemachend für unsere Sprache und unsern Stil. Durch das Uebergewicht der lateinischen Sprache war die deutsche Prosa verkümmert. Luther arbeitete sich mit Sorgfalt in den Besitz der Muttersprache hinein, schöpfte, selbst ein Kind des Volkes, aus den reichen Quellen volksthümlicher Redeweise, nahm bei seiner Uebersetzung nicht allein Gelehrte zu Hilfe, wie Melanchthon für das Griechische, Cruciger für das Hebräische, sondern erfragte auch bei Männern geringen Standes echt deutsche Ausdrücke. Seine Anlage zur Beredsamkeit, sein poetischer Genius befähigten ihn, in seinem Meisterwerke den obersächsischen Dialekt zur neuhochdeutschen Schriftsprache zu erheben.

Schon vor Luther waren deutsche Bibelübersetzungen erschienen, vierzehn hochdeutsche und vier niederdeutsche; die erste vollständige hochdeutsche stammt aus Mainz und dem Jahr 1464. Allein Luthers Werk stellte sie alle in den Schatten, löschte sie, so zu sagen, aus. Luthers Uebersetzung ward erst im Jahr 1534 vollendet und hat, vom gelehrten Standpunkt betrachtet, gar manche Unvollkommenheiten, in den schwierigen Büchern des Alten Testamentes selbst entschiedene Fehler. Als Ganzes betrachtet ist sie aber kraftvoll und naiv, poetisch und volksmäßig, wie keine vorher oder nachher.

Von nicht geringerer Bedeutung als die Bibelübersetzung war die Entstehung des evangelischen Kirchenliedes. Indem Luther die Psalmen übersetzte, faßte er den Gedanken sie für den Gesang der Gemeinde zu bearbeiten. Angehaucht von dem poetischen Genius des Alten Testamentes, im Bewußtsein der rechten Ueberzeugung, im Gefühl des Kampfes und der Gefahr kam er, kamen andere zu eigenen Produktionen. Die Melodie beruhte entweder auf alten Kirchenweisen oder auf weltlichen Volksliedern: das Kirchenlied kann als das heilige Volkslied bezeichnet werden und hat im Reformationszeitalter erstaunliche Wirkungen hervorgerufen.

Das Siegeslied Luthers „Ein' feste Burg ist unser Gott" dichtete er im Anschluß an Psalm 46; seinem „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir" liegt Psalm 130 zu Grunde. Sein erstes Gesangbüchlein vom Jahre 1524 enthielt nur acht, darunter vier eigene Lieder, die letzte Ausgabe — von 1545 — bereits hundertneunundzwanzig, darunter siebenunddreißig eigene.

---

5. Ausbreitung der Lehre seit dem Wormser Reichstag.

Luther war längst geborgen, als zu Worms die Acht gegen ihn ausgesprochen wurde (am 8. Mai: die Verkündigung erfolgte erst am 25. Mai). Der Kaiser that wenigstens nichts zur Vollstreckung derselben, und das war um so anerkennenswerther, als er grade jetzt mit Leo X. einen innigen Freundschaftsbund gegen Franz I. geschlossen hatte. 1521

Allenthalben verbreitete sich die neue Lehre, da der Kaiser nicht energisch eingriff: und wenn auch in einzelnen Gebieten an die Ausführung des Wormser Ediktes gegangen wurde, so war doch Sachsen und Wittenberg im besonderen eine unangreifbare Burg des Evangeliums.



Mönche legten ihre Kutten ab, die Priester der alten Kirche traten in den Dienst der neuen, verheiratheten sich. Wo die Geistlichen zögerten, das Evangelium zu predigen, ergriffen die Laien das Wort: in Ingolstadt, unter den Augen des Dr. Eck, las ein begeisterter Webergesell Luthers Schriften der lauschenden Menge vor. Auf den Ort der Predigt sah man nicht: als die Neuerer in Goslar die Kirche verschlossen fanden, wurde auf dem Lindenplan gepredigt, in Arnstadt auf dem Marktplatz, in Danzig auf einer Anhöhe vor der Stadt.



Predigender Bauer.

Titelholzschnitt einer Flugschrift: „Eyn Sermon geprediget vom Pawren zu Werdt bey Nurnberg · am Sōtag vor Faßnacht, von dem Freyen willen des Menschen. Im M. D. XXIIII (1524) Jar.“ (Gedruckt zu Erffort yn der Permenter gaßen Zum Ferbefaß. Anno M. D. XXIIII (1524).

Auch die Kunst wandte dem Reformator ihre Sympathien zu: der Maler Lukas Cranach, einer der großen Meister dieser Epoche, erfüllte sich zu Wittenberg im vertrauten Umgange mit Luther mit reformatorischen Gesinnungen, widmete ihrer Darstellung sein Talent. Hans Sachs, der Nürnberger Meistersinger, pries (1523) dem ehrenfesten Bürgerstande gegenüber die „Wittenbergisch Nachtigall“, die endlich Sonne und Tageslicht verkündige.

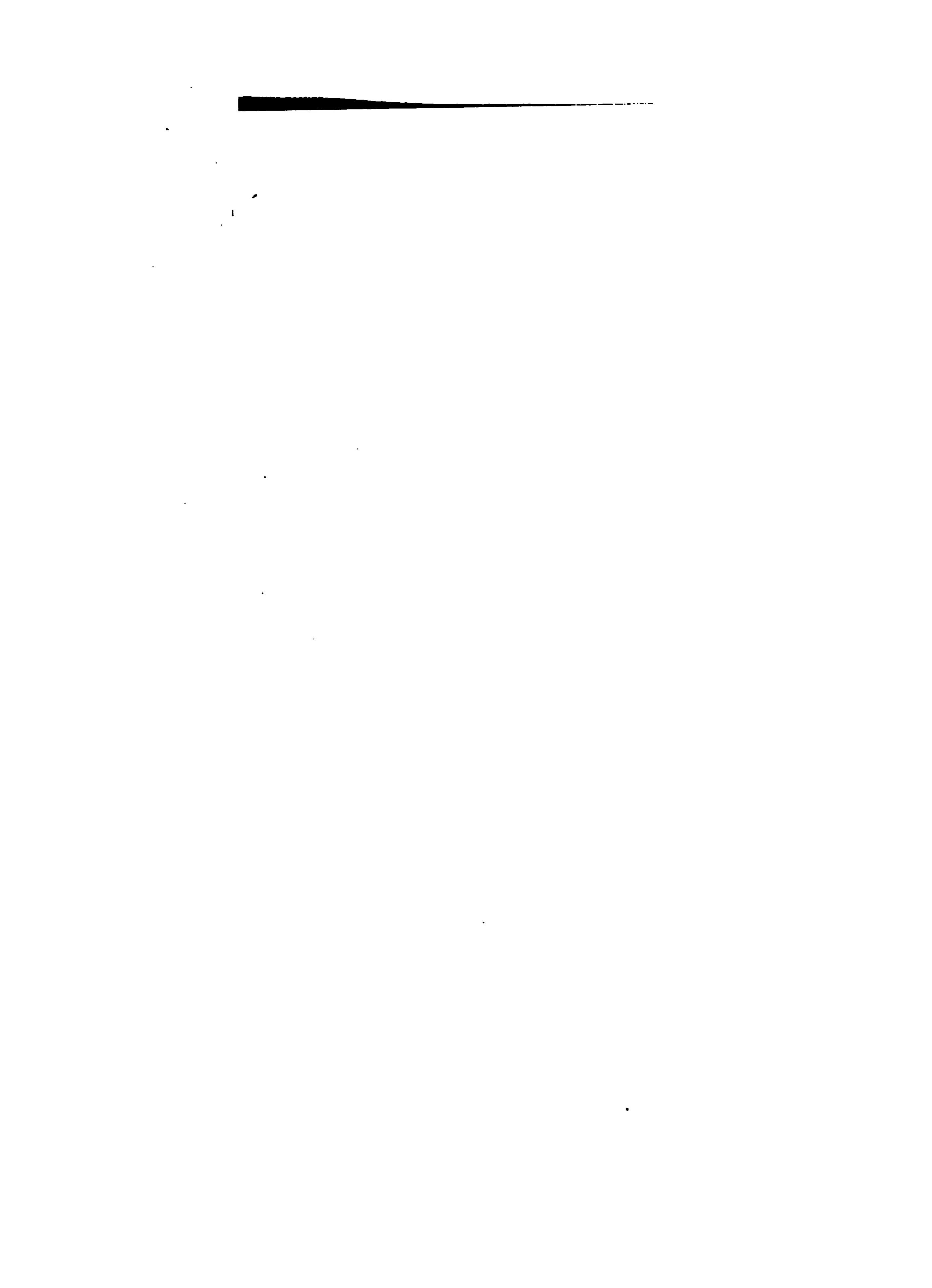
Die Volksdichtung rühmte den Mann, der „inmitten der rothen Barette und Sammetschauben“ die gerechte Lehre bewahre. In den Fastnachtsspielen wurden Papst, Kardinäle und Bischöfe verhöhnt, zum Schluß tritt der „Doktor“ auf, der die reine Lehre verkündigt. Allerdings blieben Entgegnungen nicht aus: dem Jahre 1522 verdankt eine Schmähschrift, die an Maßlosigkeit ihres Gleichen sucht, ihre Entstehung; es ist die Satire „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen.“ Nicht Luther, wol aber die unausbleiblichen Auswüchse, welche sich den Neuerungen beigesellten, gaben Murner, der einst selbst das Verderben der Geistlichkeit verspottet, ein gewisses Recht zu seinen Anklagen.

Er wandte sich vor allem gegen die Bilderstürmerei, die dem großen Reformator schweren Kummer bereitete. Mit wahrem Heldenmuth trat Luther diesen Ausschreitungen entgegen, welche der feurige Dr. Karlstadt im Bunde mit den schwärmerischen Zwickauer „Propheten“ zu Wittenberg erregt hatte. Mit Lebensgefahr — denn er war ja in Bann und Acht — begab er sich im März des 1522 Jahres 1522 nach dem Schauplatz der Unruhen, welche ihm zu offenem Aufruhr zu führen schienen. Seiner Besonnenheit und Beredsamkeit gelang es, das verzehrende Feuer zu dämpfen; freilich mußte dem Hauptanstifter das Predigen untersagt werden.

In den „Bilderstürmern“ erneuern sich förmlich die taboritischen Lehrmeinungen der

[illegible]
ci Anno etc. 1500 vnd im ainvndzwaintzigistenn vnnsers

mandatum domini Imperatoris
manu propria (?)
bertus Cardinalis Moguntinus
archicancellarius subscripsit
Niclas Zieg (?)



Testamentes beschäftigt: durch unermüdliche Arbeit war er im Stande, noch in diesem Jahre das Neue Testament herauszugeben.

Nicht allein der Ausbreitung der Lehre diente dies Werk, vielmehr ward es epochemachend für unsere Sprache und unsern Stil. Durch das Uebergewicht der lateinischen Sprache war die deutsche Prosa verkümmert. Luther arbeitete sich mit Sorgfalt in den Besitz der Muttersprache hinein, schöpfte, selbst ein Kind des Volkes, aus den reichen Quellen volksthümlicher Redeweise, nahm bei seiner Uebersetzung nicht allein Gelehrte zu Hilfe, wie Melanchthon für das Griechische, Cruciger für das Hebräische, sondern erfragte auch bei Männern geringen Standes echt deutsche Ausdrücke. Seine Anlage zur Beredsamkeit, sein poetischer Genius befähigten ihn, in seinem Meisterwerke den obersächsischen Dialekt zur neuhochdeutschen Schriftsprache zu erheben.

Schon vor Luther waren deutsche Bibelübersetzungen erschienen, vierzehn hochdeutsche und vier niederdeutsche; die erste vollständige hochdeutsche stammt aus Mainz und dem Jahr 1464. Allein Luthers Werk stellte sie alle in den Schatten, löschte sie, so zu sagen, aus. Luthers Uebersetzung ward erst im Jahr 1534 vollendet und hat, vom gelehrten Standpunkt betrachtet, gar manche Unvollkommenheiten, in den schwierigen Büchern des Alten Testamentes selbst entschiedene Fehler. Als Ganzes betrachtet ist sie aber kraftvoll und naiv, poetisch und volksmäßig, wie keine vorher oder nachher.

Von nicht geringerer Bedeutung als die Bibelübersetzung war die Entstehung des evangelischen Kirchenliedes. Indem Luther die Psalmen übersetzte, faßte er den Gedanken sie für den Gesang der Gemeinde zu bearbeiten. Angehaucht von dem poetischen Genius des Alten Testamentes, im Bewußtsein der rechten Ueberzeugung, im Gefühl des Kampfes und der Gefahr kam er, kamen andere zu eigenen Produktionen. Die Melodie beruhte entweder auf alten Kirchenweisen oder auf weltlichen Volksliedern: das Kirchenlied kann als das heilige Volkslied bezeichnet werden und hat im Reformationszeitalter erstaunliche Wirkungen hervorgerufen.

Das Siegeslied Luthers „Ein' feste Burg ist unser Gott" dichtete er im Anschluß an Psalm 46; seinem „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir" liegt Psalm 130 zu Grunde. Sein erstes Gesangbüchlein vom Jahre 1524 enthielt nur acht, darunter vier eigene Lieder, die letzte Ausgabe — von 1545 — bereits hundertneunundzwanzig, darunter siebenunddreißig eigene.

---

5. Ausbreitung der Lehre seit dem Wormser Reichstag.

Luther war längst geborgen, als zu Worms die Acht gegen ihn ausgesprochen wurde (am 8. Mai: die Verkündigung erfolgte erst am 25. Mai). Der Kaiser that wenigstens nichts zur Vollstreckung derselben, und das war um so anerkennenswerther, als er grade jetzt mit Leo X. einen innigen Freundschaftsbund gegen Franz I. geschlossen hatte. 1521

Allenthalben verbreitete sich die neue Lehre, da der Kaiser nicht energisch eingriff: und wenn auch in einzelnen Gebieten an die Ausführung des Wormser Ediktes gegangen wurde, so war doch Sachsen und Wittenberg im besonderen eine unangreifbare Burg des Evangeliums.

Mönche legten ihre Kutten ab, die Priester der alten Kirche traten in den Dienst der neuen, verheiratheten sich. Wo die Geistlichen zögerten, das Evangelium zu predigen, ergriffen die Laien das Wort: in Ingolstadt, unter den Augen des Dr. Eck, las ein begeisterter Webergesell Luthers Schriften der lauschenden Menge vor. Auf den Ort der Predigt sah man nicht: als die Neuerer in Goslar die Kirche verschlossen fanden, wurde auf dem Lindenplan gepredigt, in Arnstadt auf dem Marktplatz, in Danzig auf einer Anhöhe vor der Stadt.



Predigender Bauer.
Titelholzschnitt einer Flugschrift: „Eyn Sermon geprediget vom Pawren zu Werdt bey Nurnberg · am Sōtag vor Faßnacht, von dem Freyen willen des Menschen. Im M. D. XXIIII (1524) Jar.“ (Gedruckt zu Erffort yn der Permenter gaßen Zum Ferbefaß. Anno M. D. XXIIII (1524).

Auch die Kunst wandte dem Reformator ihre Sympathien zu: der Maler Lukas Cranach, einer der großen Meister dieser Epoche, erfüllte sich zu Wittenberg im vertrauten Umgange mit Luther mit reformatorischen Gesinnungen, widmete ihrer Darstellung sein Talent. Hans Sachs, der Nürnberger Meistersinger, pries (1523) dem ehrenfesten Bürgerstande gegenüber die „Wittenbergisch Nachtigall“, die endlich Sonne und Tageslicht verkündige.

Die Volksdichtung rühmte den Mann, der „inmitten der rothen Barette und Sammetschauben“ die gerechte Lehre bewahre. In den Fastnachtsspielen wurden Papst, Kardinäle und Bischöfe verhöhnt, zum Schluß tritt der „Doktor“ auf, der die reine Lehre verkündigt. Allerdings blieben Entgegnungen nicht aus: dem Jahre 1522 verdankt eine Schmähschrift, die an Maßlosigkeit ihres Gleichen sucht, ihre Entstehung; es ist die Satire „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen.“ Nicht Luther, wol aber die unausbleiblichen Auswüchse, welche sich den Neuerungen beigesellten, gaben Murner, der einst selbst das Verderben der Geistlichkeit verspottet, ein gewisses Recht zu seinen Anklagen.

Er wandte sich vor allem gegen die Bilderstürmerei, die dem großen Reformator schweren Kummer bereitete. Mit wahrem Heldenmuth trat Luther diesen Ausschreitungen entgegen, welche der feurige Dr. Karlstadt im Bunde mit den schwärmerischen Zwickauer „Propheten“ zu Wittenberg erregt hatte. Mit Lebensgefahr — denn er war ja in Bann und Acht — begab er sich im März des 1522 Jahres 1522 nach dem Schauplatz der Unruhen, welche ihm zu offenem Aufruhr zu führen schienen. Seiner Besonnenheit und Beredsamkeit gelang es, das verzehrende Feuer zu dämpfen; freilich mußte dem Hauptanstifter das Predigen untersagt werden.

In den „Bilderstürmern“ erneuern sich förmlich die taboritischen Lehrmeinungen der

Von dem grossen Lutherischen Narren wie in doctor Murner beschworen hat. &c.



Für Rom.

Titelblatt von Murners „Großem Lutherischen Narren“, gedruckt zu Straßburg durch Johannes Grienninger, 1522. Genaue Nachbildung des Exemplars der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Wider das Bapstum zu Rom vom Teuffel gestifft/

Mart. Luther D.



Wittemberg/1545.

durch Hans Lufft.

Wider Rom.

Satyrischer Titel und erste Seite von Luthers Schrift „Wider das Bapstum zu Rom". Erster Druck von 1545, durch Hans Lufft, Luthers bevorzugten Drucker. Genaue Nachbildung des Exemplars im Besitz der Verlagshandlung. (Beide Titel bezeichnend für die Derbheit der Polemik von beiden Seiten.)



ER aller Hellischt Vater Sanct Paulus Tertius/ als were er ein Bischoff der Römischen kirchen/ hat zwey breue an Carolum Quintum vnsern Herrn Keiser geschrieben/ darinnen er sich fast zornig stellet/ murret vnd rhůmet seiner Vorfarn Exempel nach/ Es gebůre nicht einem Keiser noch jmand ein Concilium anzusetzen/ auch nicht ein National/ sondern allein dem Bapst/ der allein macht habe zusetzen/ ordiniren/ schaffen/ alles was in der Kirchen zu gleuben vnd zuleben ist. Hat auch eine Bulla (mit vrlaub zu reden) auslassen gehen/ nu fast zum fünfften mal/ Vnd sol nu abermal zu Trennt/ das Concilium werden/ doch so fern/ das niemand dahin kome/ on allein seine grundsuppe/ Epicurer/ vnd was jm leidlich ist. Hierauff ist mich lust ankomen zu antworten/ mit Gottes gnad vnd hůlffe/ Amen.

ERstlich/ Bit ich dich vmb Gottes willẽ wer du bist/ ein Christ/ ja auch wer du noch natürliche vernunfft hast/ Sag mir doch/ ob du es verstehen oder begreiffen mügest/ Was das für ein Concilium sey/

Inhalt zweyerley Predig, Jede in einer kurzen Summa begrifen.



Summa des Evangelischen Predigers. Ir Kinder Christi merkt und hort Fleissig das hailsam Gottes Wort 2c.

Summa des Bäbstischen Predigers. Ir Christen hört was euch sagt Got Vnd der römischen Kirche gebot 2c.

Zwei predigende Geistliche auf Kanzeln.
Vor denselben Männer und Frauen. Holzschnitt von einem Flugblatte Hans Sachs', die lutherische und die päpstliche Lehre behandelnd.

nzeit. Daß
adt mit der
eilung des
mahls un-
iderlei Ge-
voranging,
t ihm nicht
Vorwurfe;
nun ging
iter, wollte
der Lehre
llgemeinen
terthum
upt von kei-
Geistlichen
issen, auch
bei der
nahlsfeier.
indertaufe
verworfen.
dt wandte
hriftstellen
Abgötterei
n Bilder-
an, diese
zen, diese
ichen Klö-
cht einmal
Kruzifix
er dulden.
Rath nicht
iten wollte, rissen die Eiferer die Bilder von den Altären und verbrannten sie.
aber wollte Karlstadt die Idee einer streng-christlichen Gemeinschaft von Brüdern
lichen. Er eiferte gegen die Gelehrsamkeit und das Studiren, da Gott seine Wahr-
n Unmündigen offenbare. Da Melanchthon zum Widerstande zu schwach, Luther aus
berg abwesend war, hatte Karlstadt bis zum Jahr 1522 freien Spielraum gehabt. 1522

Reichsregiment, Franz von Sickingens Tod (1523), Nürnberger Reichstag und Konvent zu Regensburg (1524).

sbreitung der Lehre kam auch der Umstand zu gute, daß bei der Wahl
V. das Reichsregiment wieder eingerichtet worden war. Diese stän-
itution war von den löblichsten Absichten erfüllt, nahm sich des Kam-
s, des Landfriedens an, suchte den materiellen Beschwerden der Nation
schaffen, indem sie z. B. die großen Handelsgeschäfte zu verbieten ge-
zte sogar den großartigen Gedanken eines Reichsgrenzzolls, aber sie

entbehrte doch einer straffen, einheitlichen Organisation. Ganz abges
daß in dem Reichsregiment der Kurfürst von Sachsen eine hervorra
lung einnahm, sah die Mehrheit der Mitglieder die Sache Luthers
1522 stigen Augen an, und die Beschlüsse, welche in dem Jahre 1522 un
faßt wurden, kamen einer Aufhebung des Wormser Ediktes nahe ge
fühlte sich eben in nationalem Gegensatz gegen den Papst und d
Wesen.

Jedoch war das Reichsregiment schon im Jahre 1522 genöt
einen Mann, der in erster Linie mit zu jener nationalen Oppositi
gewaltsam einzuschr
Luther mochte sich
schen, daß er seine
mit derjenigen der
verschmolzen hatte.

Franz von Sickingen.
Originalbildniß in der städtischen Sammlung zu Heidelberg.

Franz von
der auf seinem Schl
burg, den evangeli
dienst eingerichtet
nahm im August des
den Versuch, die Fü
vernichten und d
Reichsverfassung
Was an die Stelle
setzen sei, war ihm n
klar; aus dem Rei
hätte am allerweni
ordnete Staatsform
können. Nicht ein
welches er nun ge
bischof von Trier f
sentirte das Ritterth
Soldscharen, die
Freunde geworben
Unternehmen hätte
auf Erfolg nur g
Luther, auf den Sic
net, ihn mit seiner
unterstützt hätte. Aber Luther war allen gewaltsamen Schritten abhold, d
Evangeliums allein vertrauend. Als Sickingen, allen Mahnungen zum Trotz
brach, thaten sich die Fürsten, welche ihre Macht bedroht sahen, zusammen
Hessen unterstützten den Trierer, Sickingen ward in seiner Burg Landstuhl
1523 fand bei ihrer Vertheidigung den Tod (April 1523). Entblößten Haupte
Fürsten, die ihn besiegt, an seinem Sterbelager und beteten ein Vater U
Seele; er wird ewig unvergeßlich sein.

Wenige Monate darauf brach auch das Herz seines treuen Freundes
war nach Sickingens Fall in die Schweiz geflohen und starb an der Zufluc
ihm Zwingli auf der Insel Ufnau (im Züricher See) bereitet hatte. Eifer

Krankheit hatten den vereinsamten Mann aufgezehrt, bevor er das sechsunddreißigste Lebensjahr erreicht hatte.

Durch eine Kombination aller der Kräfte, welche sich von dem Reichsregiment behindert sahen, ward es im folgenden Jahre (1524) auf dem Nürnberger Reichstag, wenn auch nicht direkt aufgehoben, doch zur Einstellung seiner Thätigkeit gezwungen. Indes hatte dies auf die Sache Luthers zunächst keine nachtheilige Einwirkung. Der päpstliche Legat Campeggi hatte Gelegenheit sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie weit und tief man bereits von der alten Kirche abgefallen war, nahm doch selbst die Schwester des Erzherzogs Ferdinand, Königin Isabella von Dänemark, zu Nürnberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Man erneuerte die Forderung eines allgemeinen Konzils: auf einer Reichsversammlung in Speier sollte (im November 1524) festgesetzt werden, wie es bis dahin in Sachen des Evangeliums zu halten sei. Aber ehe diese Frage ordnungsgemäß von Seiten des Reiches entschieden wurde, nahmen die Anhänger des Alten Stellung ein; sie sind es, welche die kirchlich-politische Spaltung der Nation verschulden. Der Herzog Wilhelm von Baiern, auch die übrigen Wittelsbacher, standen auf Seiten Roms, durch besondere Gnadenerweise wurden sie noch enger an die Kurie gefesselt. Im Juni 1524 einten sie sich unter dem Vorsitze des Legaten Campeggi mit dem Erzherzog Ferdinand und vielen süddeutschen Kirchenfürsten durch den Regensburger Konvent zu gemeinsamer Unterdrückung der Irrlehre. Alsbald begannen denn auch, besonders in den östreichischen Gebieten, grausame Verfolgungen. Was von Karl V. in Zukunft zu erwarten stand, lehrte sein Ausschreiben vom 27. Juli, durch das er die Speierer Versammlung bei der Strafe der Acht verbot. Luthers Meinungen erklärte er für unmenschlich, verglich ihn mit Mohammed! Es war nur folgerichtig, daß er jetzt das Verlöbniß seiner Schwester Katharina mit dem Herzog Johann von Sachsen, Neffen des Ketzerfürsten Friedrich, aufhob.

---

7. Der deutsche Bauernkrieg.

Es war ein Unheil, daß das Evangelium nicht allein für Sickingens Erhebung, sondern auch für eine zweite, noch gefährlichere Bewegung, den deutschen Bauernkrieg, zur Losung und zum Feldgeschrei wurde.

Wenngleich die bäuerlichen Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts noch recht behagliche gewesen waren, ja sogar zugleich mit dem Wohlstand den Bauern ein trotziges Selbstbewußtsein gegeben haben, so muß dieser Zustand doch noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts sein Ende erreicht haben, wie die gleich zu erwähnenden Vorgänge zeigen werden. Man ist allerdings geneigt, diese Veränderung auf das immer zunehmende Eindringen des römischen Rechtes zu schreiben, und wie es scheint, mit völligem Grunde.

Das römische Recht, welches an den norddeutschen Universitäten schon seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen war, in Süddeutschland aber erst im letzten Jahrzehnt desselben seine ständigen Vertreter bekam, verdrängte in wenigen Jahren das alte deutsche Volksrecht; es wurde der Grundsatz geltend, daß Rechtssachen von ungelehrten Richtern nicht entschieden werden könnten, die „Doktoren“ gewannen die Ueberhand, das Recht war kein Gemeingut des Volkes mehr. Daß sich diese Umwandlung so schnell vollzog, rührte davon her, daß den Fürsten aus der Anerkennung der Prinzipien des römischen Rechtes eine bedeutende Steigerung ihrer obrigkeitlichen Autorität erwuchs. Das neue Gerichtsverfahren empörte den gemeinen Mann, der an kurze mündliche Verhandlung gewöhnt war; selbst Männer, wie Wimpfeling, erhoben ihre Stimme gegen die sportelsüchtigen Advokaten und Rabulisten: Sebastian Brant schilderte sie als Ausplünderer des Bauernstandes gleich dem Raubadel. Es kam wol vor, daß das arme Volk, wie 1509 am Niederrhein, sich an solchen modernen Juristen mit derben Prügeln rächte.

Die neuen Rechtsanschauungen, nach denen der Landesfürst eine den Befugnissen der römischen Imperatoren ähnliche Gewalt besaß, machten sich zunächst in stärkerem Steuerdruck bemerkbar, ganz besonders litten unter ihnen aber die Bauernschaften. Einerseits verloren sie das alte Gewohnheitsrecht, bei dem wenigstens theilweise ihnen eine Mitwirkung zufiel, andrerseits kannte das römische Recht weder freie Bauern, noch Erbpächter, noch Hörige im deutschen Sinne des Wortes. Die Doktoren gaben habsüchtigen Grundherren die Mittel an die Hand, die Bauern sowol ihres Gemeindelandes zu berauben, als auch von ihren Erblehen zu vertreiben, die Frohnden, wie die Zinsen der Hörigen zu steigern. Allerdings treten bei dem Erwachen des Schwarmgeistes unter den Bauern nicht von vornherein die Beschwerden gegen das römische Recht ausdrücklich in den Vordergrund, vielmehr werden die Klagen über den geistlichen Stand vorangestellt, aber die stellenweise sozial-demokratischen Forderungen beweisen, welchen gewaltigen Gegenschlag die rücksichtslose Ausnutzung der Landeshoheit hervorrief, und hinsichtlich des Aufstandes von 1514, des sogenannten „armen Konrad“ erklärten die würtembergischen Stände ihrem Herzog ausdrücklich, daß die durch die Doktoren hervorgerufenen Neuerungen eine Hauptursache der Bewegung gewesen sei.

Als den ersten Apostel politisch-religiöser, demokratisch-revolutionärer Grundsätze hat man das „Pfeiferhänsle“ Hans Böhm von Niklashausen zu betrachten, der im Jahre 1476 unter ungeheurem Zulauf predigte und zu Würzburg als Ketzer verbrannt wurde. Im Jahre 1493 bildete sich in der Gegend von Schlettstadt ein Geheimbund, der den Elsaß aus den Aufstand in weitere Kreise tragen wollte. Als Symbol trug die Fahne der Verschworenen den Bauernschuh (Bundschuh). Eine ähnliche Verbindung entstand im Jahr 1502 in dem speierschen Dorfe Unter-Grünbach: als Losung galt den Eingeweihten der Spruch: „Was ist das denn nun für ein Wesen? Man kann vor München und Pfaffen nit genesen.“ Ein neuer Bauernaufstand brach im Jahr 1514 in Würtemberg aus unter dem Namen des „armen Kunz“ oder „Konrad“. Auch dieser Bund erklärte, „daß er der Gerechtigkeit und dem göttlichen Rechte einen Beistand thun wolle.“ [illegible]

Oestreich zeigten sich ähnliche Bewegungen schon im Jahre 1512, ganz besonders aber in dem Jahre 1515 in Krain, Kärnthen und Steiermark.



Holzschnitt vom Jahr 1522, Zeitereignisse darstellend: Kampf gegen das Papstthum, Kampf gegen das Mönchsthum und Erhebung der Bauern.

Wenn man weiß, daß sich an das Auftreten der früheren Reformatoren, wie Wikliff und Hus, demokratisch-sozialistische Erhebungen der unteren Stände schlossen, wird man es so gar wundersam nicht finden, wenn auch jetzt der bedrückte Bauer verlangte, mit der neuen Lehre, die Freiheit und Brüderlichkeit zu verheißen schien, solle endlich Ernst gemacht werden. Denn daß die Bauern aus reinem Uebermuthe, weil es ihnen zu wohl ging, oder aus bloßer Neuerungslust sich erhoben hätten, kann nur behaupten, wer die Eigenart des deutschen Bauern absolut verkennt. Dazu kam freilich, daß die Schwärmer, welche sich der neuen Lehre bemächtigten, jene Meinung geflissentlich bestärkten und verbreiteten. So predigte Karlstadt zu Rothenburg a. d. Tauber Gütergemeinschaft und Abschaffung aller Obrigkeit, am folgenreichsten aber waren die Lehren des aus Zwickau vertriebenen Thomas Münzer. Zu Allstedt gründete er den Hauptherd der Verschwörung. Schon im Jahre 1523 hatte er eine geheime Gesellschaft gegründet, welche nicht allein die Vertreibung der Herren, Freiheit und Gleichheit bezweckte, sondern — nach Taboritenart — die Vernichtung alles dessen forderte, was, wie Kunst und Wissenschaft, das Leben schmückt und verschönt. Diesem Agitator war Luther viel zu mild und unentschieden, den er das „sanftlebende Fleisch von Wittenberg“ schalt. Dagegen trat er allenthalben mit den Wiedertäufern in Verbindung, welche ein „neues Gesetz“ ein „Reich Gottes“ verhießen.

In den populären Schriften, welche auf die Menge wirken sollten, besonders im alten und neuen „Karsthans“ (d. i. der Bauer), wurde die Meinung ausgesprochen, daß Luther der Verbündete des gemeinen Mannes werden müsse; dafür verhieß man ihm den Beistand des Volks. Man rechnete auf Luther, weil man aus seinen Schriften herauslas,

was man zu vernehmen wünschte: es gab in diesen Aeußerungen eines energischen Charakters und eines lebhaften Temperaments genug Worte, die den Mann am Pfluge, den niederen unzünftigen Stadtbürger anheimelten und leicht mißverstanden werden konnten. In dem „großen und kleinen Sermon vom Wucher“ (1519) hatte er den Grundsatz aufgestellt, daß man ohne Zinsen leihen müsse; in der Schrift: „Von weltlicher Obrigkeit, wie man ihr Gehorsam schuldig ist“, fand sich der Satz: „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht ewer Tyrannei und muthwillen die Länge leiden, lieben Fürsten und Herren; da wisset Euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es ist jetzt nicht mehr ein Welt, wie vor Zeiten, da Ir die Leute wie das Wild jagtet und triebet. Darum lasset Ewer Frevel und gewalt und denkt, daß Ir mit Recht handelt und lasset Gottes Wort seinen Gang haben.“ Man übersah, daß auch dieser Satz in der Forderung gipfelt, dem Worte Gottes müsse allwege nachgelebt werden, man wußte nicht, daß Luther, seiner innersten Natur nach, gewaltsames Auftreten und Dreinschlagen stets mißbilligen würde.

So bereitete sich denn in der Zeit vom Jahre 1523 bis 1525 der große 1524 Bauernkrieg vor, schon im Jahre 1524 an einzelnen Stellen als ein drohender Feuerschein emporzüngelnd.

Es entstanden eine Menge Einzelherde der Verschwörung, namentlich im Schwäbischen — so im Hegau der Bund mit dem Bundschuh und der Sonne im Banner — im Allgau der Seebund um den Bodensee, im Odenwalde, im Hohenlohischen, dann auch in Ostfranken; bis Tirol hinein erstreckte sich neben der Reformation die bäuerliche Verschwörung, für deren Organisation insbesondere Thomas Münzer als wandernder Agitator thätig war. — Die erste Empörung fällt in den August des Jahres 1524, wo ein Stühlinger Bauer, Hans Müller von Bulgenbach, die Absicht kundgab, eine evangelische Brüderschaft zu errichten, um alle deutschen Bauerschaften frei zu machen. Die Unbotmäßigkeit der Stühlinger war der Ueberlieferung zufolge dadurch hervorgerufen worden, daß die Gräfin von Lupfen, ihre Herrin, befohlen hatte, Schneckenhäuschen zu sammeln, auf die sie Garn winden könne.

Die Sache der Bauern wurde wesentlich dadurch gefördert, daß der vertriebene Herzog von Würtemberg die Absicht hegte, durch die Benutzung dieser Bewegung sein Land wiederzugewinnen. Er beschäftigte dadurch vor allem den schwäbischen Bund, welcher in den unruhigen Gegenden allen Ausschreitungen 1525 am ersten hätte ein Ziel setzen können. Im Anfang des Jahres 1525 brachen die Bauern los, nicht alle auf einmal, — zuerst die Untergebenen des Abtes von Kempten, der mit neuen Bedrückungen die Geduld der Leute Jahre lang herausgefordert hatte, es folgten die Allgauer, die Seebauern: sie reichten ihre Beschwerden dem schwäbischen Bunde ein, der mit Rücksicht auf den Würtemberger auf Unterhandlungen einging. So gewannen die Bauern Zeit sich zu größeren Haufen zusammenzuscharen: es gebrach ihnen weder an Führern, die mit dem Schwert umzugehen wußten, noch an federgewandten Männern, welche die Forderungen der Bauerschaft in ein förmliches Programm brachten. Wie unter jenen der rittermäßige Florian Geyer, ist unter diesen Friedrich Weigand, kurmainzischer Kellner zu Miltenberg im Odenwald, neben ihm der hohenlohesche Kanzler Wendelin Hipler zu nennen. Von ihrem Kreise — denn der eigentliche Verfasser ist noch nicht ermittelt — ging das Manifest der Bauerschaft aus, das „gedruckte Büchlin“, welches die „grundlichen und rechten

(12) Hauptartikel" enthielt. Herolde verkündeten das Manifest, in welchem politisch-radikale Freiheitsideen sich mit kirchlich-reformatorischen Gedanken verschmolzen, allenthalben den Gemeinden: unter dem Titel „Teutscher Nation Notturft" oder „Reformation Kaiser Friedrichs III." wurde das Bauernprogramm als ein von der höchsten Reichsautorität längst gewollter, durch ungünstige Umstände bisher verhinderter Besserungsentwurf angepriesen.



Aufständische Bauern.

Titelholzschnitt (verkleinert) der „Handlung, Ordnung, vñ Instruction, so fürgenömen worden sein vonn allen Rottenn vnnd hauffen der Pauren, so sich zesamen verpflicht haben. M : D : XXV :" (1525).

Hier lautet der fünfte Hauptartikel: „Alle Doktores der rechten, sy seyen Geystlich oder weltlich im heyligen römischen reych Teutscher Nation sollen nach laut der fürgenommen reformation an keym gericht, bei keynem rechten, auch in keyns Fürsten oder andern rädten meer erlytten, sondern gantz abgethon werden; Sy sollen auch fürbaß, hyn vor gericht oder recht nit weytter reden, schreyben oder radtgeben, Seytmals got den menschen mit seiner eygen weißheit begnadt und fürsehen hat." Und in der zweiten Deklaration desselben Artikels heißt es gar: „Kein Doktor soll sitzen, helffen rechtsprechen, schöpfen noch beschließen, wann Jn das harter dann den Layen verschlossen ist.... Darzu synd es nun besoldt knecht und nit erbdiener des rechten."

Die „evangelische Brüderschaft", als welche sich die Bauernhaufen bezeichneten, machte reißende Fortschritte. Grafen und Herren mußten sich ihren Forderungen unterwerfen: der Bischof von Speier, der Kurfürst von der Pfalz bequemten sich, den zwölf Artikeln gemäß Abhilfe ihrer Beschwerden zu verheißen. Der Ritter Götz von Berlichingen, dessen Kriegserfahrung den Bauern nicht minder nützen konnte, als sein populärer Name, ließ sich herbei, eine Hauptmannsstelle in ihrem Heere anzunehmen. Es ist zweifelhaft, ob er dabei lediglich dem Zwange wich, wie er es später darstellte, als er wegen seiner Theilnahme an dem Aufstande zur Verantwortung gezogen wurde: allein, was jeder zu befürchten hatte, der sich den Bauern widersetzte, lehrt das schreckliche Ende des Grafen Ludwig von Helfenstein in Weinsberg.

Vom schwäbischen Bunde beauftragt, mit einer kleinen Ritterschar in diesen Gegenden den Fortschritt der Bewegung zu hemmen, gerieth er nach Erstürmung der Stadt in die Gewalt seiner Todfeinde. Unter jubelndem Hohn wurde er nebst seinen Getreuen vor den Augen der weinenden Gattin auf Befehl des blutdürstigen Jäcklein Rohrbach in



Ermordung eines Ritters durch aufrührerische Bauern.
Aus den Holzschnitten Schäuffelins zum „Trostspiegel“. (Auf der Fahne das Zeichen des Bundschuhs.)

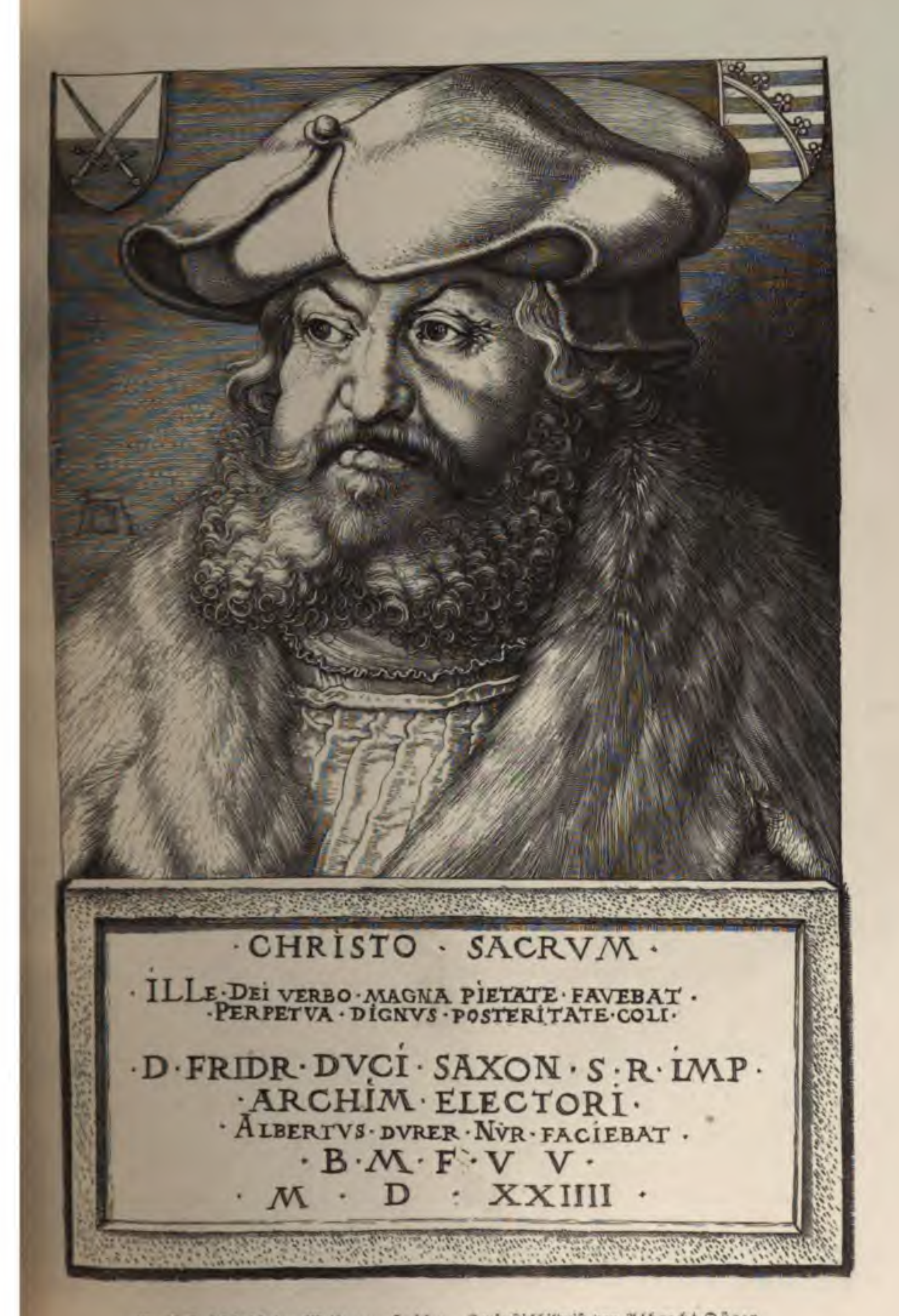
die Spieße gejagt, ein Frevel, der an dem Anstifter nachmals in schauriger Weise vergolten wurde.

Im Bewußtsein ihrer ersten leicht errungenen Erfolge gedachten die Bauern eine planmäßige Umgestaltung des Reiches vorzunehmen. In Heilbronn tagte ein Ausschuß, der sich dieser Arbeit mit Zugrundelegung der zwölf Artikel unterzog. Damit ging viel Zeit und Kraft verloren, welche die Bauern, falls sie sich dauernde Erfolge sichern wollten, zur Organisation ihrer zuchtlosen Banden hätten anwenden müssen. Schon raffte sich der schwäbische Bund zusammen, seit der Mordthat von Weinsberg hatten die Bauern die öffentliche Meinung gegen sich: Luthers Mahnung, die Bauern todtzuschlagen, wie tolle Hunde, war unnöthig: so entschuldbar seine Entrüstung war, so bedauerlich ist es doch, daß der Mund des Reformators sich zu solchem Rufe öffnen mußte.

Seinem hochherzigen Herrn, dem Kurfürsten Friedrich, ward wenigstens erspart den Jammer zu schauen, der sich nunmehr im deutschen Lande erheben sollte. Er war seinen armen Leuten stets ein milder Herr gewesen, er bekannte noch vor seinem Ende, zur Mäßigung rathend, „wir Fürsten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt.“ Am 5. Mai 1525 starb der Fürst, in dem das neue Evangelium wahrhaft verkörpert gelebt hatte. „Er war ein Kind des Friedens“, sagte sein Arzt, „friedlich ist er verschieden.“

1525

Sein Nachfolger Kurfürst Johann, sollte im Bunde mit Philipp von Hessen und den andern sächsischen Fürsten dem Bauernaufstand den ersten tödlichen Schlag beibringen. Thomas Münzer, dessen Umsturzpläne noch viel weiter gingen, als die Bestrebungen der süddeutschen Bauern, hatte von Mühlhausen aus in Thüringen und auf dem Eichsfelde erbarmungslos gehaust. Ein furchtbarer, aber großartiger Schwärmer, konnte er die umliegenden sächsischen



Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen. Kupferstichbildniß von Albrecht Dürer.

Inschrift: „Christo geweiht.“ — „Dieser hat Gottes Wort mit der größten Ergebung gefördert; Ewigen Nachruhms ist würdig darum er fürwahr.“ — „Für Herrn Friedrich, Herzog von Sachsen, des h. röm. Reichs Erzmarschall, Kurfürst, gemacht von Albrecht Dürer aus Nürnberg.“ — · B · M · F · V V · (unübersetzbare Devise) — 1524. —

ten in Mit=
t ziehen,
an seinen
hmungen
zeitig Ein=
Er hatte
lhausen
um
t der
tzugrei=
stand in
theilhafter
ohne ge=
Kriegs=
rit schlecht=
n Scharen
höhe ober=
r Stadt
usen. Hier
n 15. Mai
t. Sowie
liche Ge=
und Ver=
sein Heer
rn begann,
Leuten der
t panischer
überkam
ein himm=
under —
ophet doch
—Rettung
die Streit=
ßten sich
n Gewirre
gen wurde
erwundete
ach Fran=
gerissen.
en Zufall
entdeckt;

Grabmal Friedrichs des Weisen in der Schloßkirche zu Wittenberg.
Erzguß von Peter Vischer. („Opus Petri Fischer Norimbergensis anno 1527.“)

er allen Hohn der Sieger erlitten und bis zum Wahnsinn ge=
r, erhielt er den Todesstreich. Grausam war das Loos der Besiegten,



Zwei Bauern aus dem Bauernkrieg. „Acker Concz (Kunz) und Klos (Klaus) Wuczer im Bauernkrieg 1525.“ Gestochen von Hans Sebald Beham im Jahr 1544.

ein hartes Schicksal traf Mühlhausen
Erzketzernest“.

An demselben Tage, an dem bei F
hausen die Entscheidung fiel, erlitt a
süddeutsche Bauernheer eine schwere Nie
Von dem an sich richtigen Gedanken
sich für die Zukunft einen festen St
und Zufluchtsort zu verschaffen, hat
Bandenführer es unternommen, den Fra
das feste Schloß von Würzburg, zu

Noch heute schaut es trotzig auf d
umkränzte Stadt herab, damals war es e
uneinnehmbar. In der Stadt selbst ha
Bauern starken Anhang, aber unbezwin
der Festungswall. Man hatte versucht,
zu unterminiren, — noch jetzt ist die
Gestein zu sehen, — aber die Arbeit
langsam vor sich, so wagte man am 15.
Sturm, ohne daß an irgend einer Stelle
Bresche geschossen wäre; zweimal gingen di
mit dem Muthe der Verzweiflung vor:
alles vergebens. Man wartete hoffnungs
ein paar Tage; dann zog der größere
Bauernheeres ab, weil die Streitmacht des schwäbischen Bundes sich inzwischen g
hatte. Auch Götz von Berlichingen hielt es für gerathen, in dem erklärliche
seine Flucht zu bewerkstelligen.

Dieses Ereigniß vollendete die Auflösung des Bauernheeres, welches
einer Reihe von Einzelgefechten, so bei Neckarsulm
und Königshofen, geschlagen und vernichtet wurde.
Im Anfang des Juni war der Aufstand im
wesentlichen unterdrückt; jetzt ging die Rache an
ihr schreckliches Werk.

Georg Truchseß von Waldburg, der
Feldherr des schwäbischen Bundes, durchzog Schwaben
und Franken, mit eiserner Strenge die Uebelthäter
strafend, — Jäcklin Rohrbach ward lebendig gebraten,
— aber auch die weniger Schuldigen nicht schonend.
Wer sich nicht ganz rein wußte, floh in die Wälder,
von jedem fallenden Blatt, von der leisesten Be-
wegung der Vögel erschreckt und von neuem auf-
gescheucht. Wo der Truchseß zu gnädig schien,
halfen die Fürsten gründlich nach. Glücklich, wer
mit dem bloßen Tode davon kam und nicht be-
sonders erfinderischer Rache zum Opfer fiel, wie
jene siebenundfünfzig Bürger von Kitzingen, denen
Markgraf Kasimir die Augen ausstechen ließ,



Ein Landsknecht aus dem
kriege. Gestochen von Barte

„damit sie“, wie er sagte, „ihrem Eide, ihn nie wieder ansehen zu wollen, treu bleiben könnten.“

Das Loos der Bauernschaft ward unmittelbar nach diesen Niederlagen aber härter, denn je zuvor; es schien, als sollten die „armen Leut“ vollständiger Leibeigenschaft entgegengehen.

---

8. Die Ausbreitung der Reformation und Karls V. auswärtige Kriege bis zum Jahr 1529.

Eine gewaltige Gefahr hatte der Bauernkrieg auch über die evangelische Sache heraufbeschworen. Wennschon Luther selbst in schroffster Weise gegen diese Bestrebungen sich ausgesprochen hatte, die Thatsache war nicht zu leugnen, daß die neue Lehre — mißverstanden immerhin und mißbraucht — dort eine bedeutende Rolle gespielt, evangelische Prediger in den Reihen der Bauern zahlreich gestanden. Ohne Unterschied hatten die Anhänger des Alten und die Neuerer die gemeinsame soziale Gefahr bekämpft. Jetzt, da sie vorüber war, brachen die alten Antipathien hervor. Der schwäbische Bund, in dem die Regensburger Verbündeten vorwaltenden Einfluß ausübten, wandte sich gegen die Anhänger des Evangeliums ganz besonders. Vierzig evangelische Prediger wurden von dem Profoß Aichili in Schwaben und Franken aufgehängt. Herzog Georg zu Sachsen, der Mühlhausen hatte unterwerfen helfen, ließ zu Leipzig zwei Bürger enthaupten, weil man bei ihnen lutherische Bücher gefunden. Glücklicherweise ließen sich die leitenden evangelischen Fürsten durch die letzten bedauernswerthen Ereignisse nicht beirren. Außerdem herrschte selbst bei den katholischen Fürsten eine heftige Abneigung gegen die weltliche Seite der Bischofsgewalt. Selbst der Erzherzog Ferdinand hätte nichts dagegen gehabt, das ausgedehnte Erzbisthum Salzburg zu seinen Gunsten zu säkularisiren. Schon im Jahre 1525 wurde allen Ernstes die Behauptung aufgestellt, die geistlichen Güter seien zu nichts mehr nütze und müßten von seiten der Reichsregierung eingezogen werden. Ja es regte sich der Gedanke, bei zukünftigen Kaiserwahlen die geistlichen Kurfürsten auszuschließen. 1525

Dennoch wäre es höchst voreilig gewesen, hätten sich die evangelischen Fürsten der Hoffnung hingegeben, ihre Sache sei unantastbar: eben belehrte sie ein kaiserliches Schreiben (vom 24. Mai 1525), welches zu einem Reichstag nach Augsburg einlud, daß man an völlige Wiederherstellung des alten Zustandes denke. Daher einten sich der Landgraf und der Kurfürst zu gemeinsamem Widerstand (Oktober 1525). Der Reichstag wurde zwar im Dezember eröffnet, aber auf allgemeinen Wunsch auf den 1. Mai des nächsten Jahres verschoben, wo er in Speier abgehalten werden sollte. Hier mußte es zum Entscheidungskampfe kommen, zu dem sich jedermann rüstete; auch die katholischen Fürsten

schlossen sich näher aneinander und forderten den Kaiser ausdrücklich auf, die „verdammte lutherische Lehre“ zu vertilgen.

Wie sich Karl V. einer solchen Mahnung gegenüber verhalten würde, war von seiner Stellung zum Papste abhängig, die ja auch schon in den Tagen von Worms die Entscheidung gebracht hatte. Es ist daher im Vorübergehen auf Karls auswärtige Beziehungen, besonders auf seinen ersten italienischen Feldzug ein Blick zu werfen.

Der Gegensatz, der schon zu Maximilians Zeiten zwischen Frankreich und Habsb[illegible] bestand, war durch die Vorgänge bei der Wahl Karls V. nur geschärft worden und mu[illegible] naturgemäß in Italien zum Austrag kommen, wo die Franzosen zuletzt doch noch Maila[illegible] und Genua behauptet hatten. Deutschland hatte zwar seine Oberhoheit über Nordital[illegible] niemals aufgegeben, besaß aber an der Aufrechterhaltung derselben nicht das gering[illegible] Interesse und hatte seine Abneigung gegen Maximilians darauf zielende Versuche deutl[illegible] bekundet. Was für Vortheile hätten der Nation auch daraus erwachsen können? wo[illegible] sollte sie sich für das Phantom längst vergangener, unwiederbringlich verlorener Herrli[illegible]keit im Süden opfern? Es war begreiflich, daß der hochstrebende Herrscher, den Deut[illegible]



Karls V. Landsknechte zur Zeit des ersten Krieges gegen Franz I.
(Holzschnitt Schäuffelins von 1520 aus dem Trostspiegel.)

lands Fürsten erkoren hatten, auch in Italien die Kaisermacht wiederherstellen wollte: aber das lag einzig im Interesse des habsburgisch-spanischen Hauses. Ob Franz I. Mailand behielt oder nicht, war selbst für die Ehre der deutschen Nation höchst gleichgiltig. Und nun gar in den Tagen, wo der kirchlich-nationale Gedanke alle Geister erfüllte! Da für Karl V. Deutschland erst in zweiter Linie stand, hatte er sein Hauptaugenmerk auf Italien gerichtet. Im Bunde mit dem Papste — zuerst Leo X., dann Adrian VI., zuletzt Clemens VII. — bekämpfte er seit dem Jahre 1521 seinen Gegner. Deutsche Landsknechte gewannen ihm, voll grimmigen Hasses gegen die Schweizer, die Schlacht von Bicocca (27. April 1522); im Jahr 1524 wurden die Franzosen aus Italien verdrängt, auf dem Rückzuge fiel Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel", von einer Kugel getroffen: Karl schritt zum Angriff auf Frankreich selbst. Zwar mißlang dies Unternehmen, aber einen um so glänzenderen Sieg errang Karls Feldherr bei Pavia am 25. Februar 1525; in kaum zwei Stunden war das prächtige Heer Franz' I. vernichtet, er selbst ein Gefangener. Aber ein so vollständiger Triumph war nicht nach dem Geschmacke des Papstes, und da Karl obendrein für die Erweiterung des päpstlichen Gebietes nichts thun wollte, begann Clemens mit den Franzosen zu intriguiren. Ja, er nahm die Pläne Julius' II. auf: den siegreichen Kaiser wollte er aus Italien vertreiben, Karls unzufriedener Feldherr Pescara sollte dazu helfen, Sforza von Mailand ward in das Vertrauen gezogen. Aber Pescara blieb treu und verrieth die Ränke dem Kaiser, der nun Mailand für sich behielt. Franz I. bequemte sich am 14. Januar 1526, um der lästigen Gefangenschaft zu entgehen, zu dem Frieden von Madrid, der ihm außer dem Verzicht auf Italien und Burgund die demüthigendsten Bedingungen auferlegte: tags zuvor hatte er eine geheime Protestation verfaßt, kraft welcher er den feierlich zu beschwörenden Vertrag im voraus für null und nichtig erklärte. Seine Begriffe von Religion ließen das zu: hätte er daran gezweifelt, der Papst sprach ihn nicht nur ausdrücklich von seinem Eide los, er verband sich mit ihm sogar durch die Liga von Cognac, welche Karl aller bisher errungenen Vortheile berauben sollte.

1525

1526



Gefangennahme Franz' I. in der Schlacht bei Pavia.

Aus Joh. Lud. Gottfrieds „Historischer Chronika", einem bis zum Jahr 1618 reichenden Geschichtswerk, dessen von M. Merian ausgeführte Kupferstiche zum Theil gute Nachbildungen älterer Originale sind.

Die Wendung der italienischen Dinge ward für die Entwicklung der de
schen Reformation entscheidend. Nach dem Frieden von Madrid schien es ni
unwahrscheinlich, daß Kaiser Karl zur Unterdrückung der Ketzer selbst die Hi
1526 seines Gegners Franz I. haben werde: noch am 23. März des Jahres 15
mahnte Karl, dem alten Glauben treu zu bleiben, die neue Lehre zu vertilg
Auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hes
hielt man daher die Bildung einer festen evangelischen Partei für nothwend
und nach den ersten Verabredungen (zu Gotha, Februar 1526) einten sich
Juni jene Fürsten zu Magdeburg mit ihren norddeutschen Glaubensgenoss

Das Bündniß wird gewöhnlich das „Torgauer Bündniß" genan
weil es in dieser Stadt ratifizirt worden ist.

1526 So geeint, konnte man auf dem Reichstage, der sich im Juni zu Spei
sammelte, ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen. Die kaiserlic
Kommissarien hielten sich zuerst an ihre Instruktion, die, vor der Liga v
Cognac abgefaßt, das Wormser Edikt von neuem einschärfte. Man glaubte a
der Kaiser sei jetzt anders gesinnt, man erklärte die Durchführung des Edi
für unmöglich. Wirklich meldete Karl seinem Bruder Ferdinand, daß
Staatsrath daran denke, die Strafbestimmungen des Wormser Ediktes au
heben und Luthers Lehre einem allgemeinen Konzile zu unterbreiten. Gle
wol erfolgte die Aufhebung nicht. Aber nun kam man auf den Gedanken,
Angelegenheit, deren einheitliche Regelung sich als unmöglich erwies, dem
messen der Territorialfürsten zu überlassen. Der ständische Ausschuß beschl
„jeder Stand möge sich so verhalten, wie er es gegen Gott und den Kaiser
verantworten gedenke". So sollte es gehalten werden bis zu der allgemei
Kirchenversammlung, um welche im Reichsabschiede gebeten ward. Jene Wo
welche der Reichsverweser Erzherzog Ferdinand genehmigte, bilden die gesetzl
Grundlage für die Errichtung evangelischer Landeskirchen. Die religiöse S
derung der Nation ward damit sanktionirt; die dereinstige Wiedervereinigu
war möglich, aber höchst unwahrscheinlich.

Für die wenig freiwillige Nachgiebigkeit des Kaisers, den lediglich
Interesse bestimmte, erwies sich die Nation nicht undankbar. Mit voller Kr
kam sie ihm zu Hilfe: der lutherisch gesinnte Feldhauptmann Georg v
Frundsberg führte seine deutschen Landsknechte, die alle von glühendem H
gegen den Papst erfüllt waren, gegen Rom: „er wollte dem Papst ein Lei
thun, wenn er ihn in seine Hand bekomme." Und zu derselben Zeit ergo
sich deutsche Streitkräfte nach Ungarn, um dem Erzherzog Ferdinand den n
dem Tode Ludwigs II. (1526) erledigten Thron zu sichern. Nachdem er
1526 23. Oktober 1526, nicht ohne Rücksicht auf die religiöse Frage im Gegensatz
den Bestrebungen des katholischen Baiernherzogs, zum König von Böhmen
wählt war, erhielt er am 11. November auch die ungarische Krone, welche
der mächtige Magnat Zapolya so gern streitig gemacht hätte.

1527 Karls zweiter italienischer Krieg dauerte von 1527—1529. Am 6. Mai 1527
stürmte das kaiserliche Heer, dessen Befehlshaber Karl von Bourbon dabei den

fand, Rom: die Landsknechte verhöhnten in lächerlichem Aufzuge das Papstthum, „das sie dem Luther schenken wollten." Mit dem Papst schloß Karl am 29. Juni 1529 zu Barcelona Friede: Clemens VII. bequemte sich, die Herrschaft des Kaisers in Italien anzuerkennen. Zwischen Franz I. und Karl V. vermittelten die Mutter des ersteren und die Tante des letzteren, Margarethe, Statthalterin der Niederlande, den nach ihnen genannten „Damenfrieden" von Cambrai (Juli 1529). Der Vortheil war wesentlich auf der Seite des Kaisers. Zwar gab er die Eroberung von Burgund auf, aber Franz I. verzichtete auf seine italienischen Ansprüche, entsagte der Lehnsherrschaft über Artois und Flandern. Der Friede, gegen den Franz gleich wieder protestirte, ward von beiden Seiten nur als ein Waffenstillstand betrachtet. 1529

Nachdem sich der letzte Jagellone, Wladislaus II., Sohn Ludwigs II., im Jahr 1521 mit Maximilians Enkelin Maria vermählt hatte, bildete sich in Ungarn eine habsburgische Partei, deren Hauptwidersacher Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, war. Dieser Zwist machte das ohnehin ziemlich zerrüttete Königreich erst recht unfähig, den Türken, welche bereits vor Jahren Belgrad erobert hatten, Widerstand zu leisten. Von dem großen Soliman am 29. August 1526 bei Mohacz geschlagen, fand Ludwig auf der Flucht einen unrühmlichen Tod.

Während Karl V. durch die italienischen, Ferdinand durch die ungarischtürkischen Angelegenheiten beschäftigt wurde, konnte die neue evangelische Lehre, begünstigt durch den Speierer Abschied, sich weiter verbreiten und die evangelische Kirche sich begründen. In Sachsen und Hessen, in den fränkischen Fürstenthümern der Hohenzollern, in dem mächtigen Nürnberg, in Lüneburg, Ostfriesland und Holstein, in Schlesien und dem neuentstandenen Herzogthum Preußen befestigte sich das Evangelium.

Der längst ersterbende Deutsche Orden hatte sich zuletzt dadurch aufzuhelfen gesucht, daß er geborene Fürsten zu Hochmeistern wählte. Albrecht von Brandenburg, Hochmeister seit 1511, hatte, wie seine Vorgänger, die polnische Lehnshoheit nicht anerkennen wollen, von Deutschland im Stich gelassen aber nach einem unglücklichen Krieg einen ungünstigen Frieden schließen müssen. Auf einer Reise nach Deutschland wurde der Hochmeister mit evangelischen Ueberzeugungen durchdrungen; das Ordensland selbst sehnte sich nach der neuen Lehre, die Bischöfe liehen ihr mit Freuden Gehör. Der König von Polen wurde durch geschickte Vermittler für den Plan gewonnen, den bisherigen Hochmeister gegen Leistung der Huldigung zum erblichen Herzog zu erklären. Am 10. April 1525 fand in Krakau die feierliche Belehnung statt; die Einführung der Reformation ging leicht und glücklich von statten.



Medaille auf Markgraf Albrecht von Brandenburg, erster Herzog von Preußen 1526. (Germanisches Museum.) Umschrift: Exprimit Alberti atque Dorothee pagina vultus Inclita quos primus Brussia nacta duces. „Albrecht zeiget das Bild und auch Dorothea, das erste Herzogspaar, das besaß Preußen, das ruhmreiche Land."

Da die neuen Kirchen unter dem Schutz und dem unmittelbaren Einfluß der Landesfürsten gegründet wurden, so baute sich ihre Organisation nicht auf der demokratischen Grundlage des Gemeindeprinzipes auf, sondern man gestaltete sie von oben her nach monarchischen Grundsätzen.

Der Landesfürst nahm die Stelle des obersten Bischofs ein: indem er einige de bischöflichen Rechte den Superintendenten übertrug, die aus der Pfarrgeistlichkeit hervor gingen, wurde dieser ein bescheidener Antheil an der Kirchenregierung gewährt. Was d äußerlichen Aenderungen betrifft, so waren es im wesentlichen folgende. Der Cölibat d Geistlichen wurde aufgehoben, — auch Luther hatte sich am 13. Juni 1525 mit d ehemaligen Nonne **Katharina von Bora** vermählt; die Mitglieder der Klöster kehr größtentheils in die Welt zurück, die meisten Klöster gingen ein. Die Klostergü wurden für milde Stiftungen bestimmt oder an die Gründung von Schulen oder Univer täten — so Marburg — gewendet; freilich verschwand auch gar mancher Erlös in d bodenlosen landesfürstlichen Kassen.

Mit der Sorge für die innere Befestigung der neuen Lehre machte den Anf Sachsen, wo im November 1528 auf Luthers Betreiben eine Kirchenvisitation veranstalt wurde. Die Pfarrer wurden angewiesen, in allem Aeußerlichen das Herkömmliche thunli zu schonen; was irgend bestehen konnte, behielt man bei. Zur Unterweisung in d christlich-evangelischen Wahrheiten gab dann Luther im folgenden Jahre den **groß**e und **kleinen Katechismus** heraus „ebenso kindlich, wie tiefsinnig, so faßlich, wie un ergründlich, einfach und erhaben.“

---

9. Der Reichstag von Speier. Die Protestanten. (1529.)

1529 Durch den Frieden, welchen Karl V. im Jahre 1529 mit dem Papste sch hatte er sich verpflichtet, der „verpestenden Krankheit der neuen Meinunge ein Ziel zu setzen. Die lutherische Gesinnung der deutschen Nation vornehm hatte dem Kaiser zu seinem Uebergewicht über den Papst verholfen: die Au rottung derselben Lehre war der Dank, den der undeutsche Fürst in seinem d nastischen Interesse der Nation abstatten wollte.

Vom Papst direkt aufgefordert, sich der Religionssache kräftiger anzunehme als bisher, hatte Karl schon im November des Jahres 1528 einen Reichsta

1529 nach **Speier** zum 21. Februar 1529 einberufen; die Stände wurden bedeutet, da man auf die Ausbleibenden keine Rücksicht nehmen werde. Pünktlich ward di Versammlung eröffnet; die kaiserlichen Kommissare schlugen vor, den Speierer Reichsabschied von 1526, der die Ausbreitung der lutherischen Lehre gestattete, mi einer völlig entgegengesetzten Anordnung zu vertauschen. Da in dem Ständeaus schuß, welcher den kaiserlichen Vorschlag begutachten sollte, die Majorität katholisch war, nahm man ihn an. Dem Wortlaute nach konnte es scheinen, als solle nur der Fortschritt der Bewegung gehemmt werden, in Wirklichkeit aber hatte der Be schluß rückwirkende Kraft. Denn die Messe sollte überall wieder zugelassen, die Autorität der Bischöfe, welche doch die Prediger ein- und abzusetzen hatten, wieder anerkannt werden. Endlich wurden die Anhänger des schweizerischen Reformators **Zwingli** förmlich aus dem Frieden des Reiches ausgeschlossen. Die evange lischen Fürsten erklärten, in Sachen des Gewissens habe die Majorität kein Geltung: dennoch erklärte König **Ferdinand** am 19. April die Beschlüsse de Mehrheit, welche nur noch in die Form eines „Reichsabschiedes“ zu bringen

war, für angenommen und ertheilte auf den Widerspruch der evangelischen Fürsten in verletzender Form eine abweisende Antwort. Mit weiteren Eingaben wollte sich Ferdinand nicht befassen, den Evangelischen blieb nichts übrig, als vor den versammelten Ständen, in Abwesenheit des Königs und der kaiserlichen Kommissarien gegen den Mehrheitsbeschluß einen Protest zu verlesen, in dessen Folge ihnen der Name der „Protestanten" geblieben ist. Sie verlangten, wenn der Reichsabschied im Sinne der Mehrheit abgefaßt würde, müsse ihr Protest mit aufgenommen werden. Auf die weltlichen katholischen Fürsten machte dies Verfahren Eindruck, aber Ferdinand lehnte jede Annäherung, auch jene Forderung ab. Da verfaßten die evangelischen Fürsten am 25. April eine förmliche Protestationsurkunde, die sie öffentlich bekannt machten. Eine große Anzahl von Reichsstädten trat ihrer Erklärung bei.

---

10. Die schweizerische Reformation. Das Marburger Religionsgespräch (1529).

Der katholischen Majorität gegenüber war eine Vereinigung aller Evangelischen dringend geboten. Schon am 22. April hatten Sachsen und Hessen ein geheimes Bündniß mit den Städten Nürnberg, Ulm und Straßburg verabredet. Von diesen Städten hing Straßburg der schweizerischen Reformation Zwinglis an: man hatte im Gefühl der bevorstehenden Gefahr keinen Unterschied gemacht. Aber es fragte sich, ob trotz dieser gemeinsamen Gefahr an theologischen Bedenklichkeiten nicht die so überaus nothwendige politische Vereinigung der deutschen und der schweizerischen Religionsgesellschaft scheitern werde.

1529

Grundverschieden waren Luther und Zwingli nach Charakter und Bildungsgang und persönlichen Erfahrungen, nicht minder verschieden das Werk, das sie, ihrer Eigenart folgend, unter dem Einfluß der politischen Verhältnisse ihres Heimathlandes gegründet. Und außerdem schien eine Differenz in Bezug auf die grundlegende Lehre vom Abendmahl zwischen beiden Reformatoren eine unüberschreitbare Kluft zu bilden.

Der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli (er wandelte seinen Vornamen in „Huldreich" um) wurde am 1. Januar 1484 in dem Dorfe Wildhaus (in der Grafschaft Toggenburg) geboren, wo sein Vater Ammann war. In der Heimath, zu Basel und Bern vorgebildet, bezog er im Jahr 1499 unter dem latinisirten Namen „Cogentius" die Universität zu Wien und vollendete seine Studien in Basel, wo er, namentlich ein Liebhaber der Musik, ein heiteres Leben nach Art der Humanisten führte. Seit 1506 Pfarrer in Glarus, studirte er eifrig das Neue Testament, begleitete dann zweimal schweizerische Soldheere nach Italien als Feldprediger, predigte aber von 1515—1516 nachdrücklichst gegen den Krebsschaden des Söldnerwesens. Die französisch-gesinnte Partei in Glarus zwang ihn deswegen zum Rücktritt: von 1516—1518 nahm Zwingli die bescheidene Stellung eines Pfarrhelfers in Einsiedeln ein; dann aber ward er gerade wegen seiner vaterländischen Gesinnung als Leutpriester an das große Münster zu Zürich berufen. Hier bekämpfte er sowol alle auswärtigen politischen Bündnisse, als auch die Mißbräuche der katholischen Kirche, zunächst predigte er gegen den Ablaß, den Bernardin Samson unter Mißbilligung der schweizerischen Bischöfe seit 1518 verkaufte. Außerdem aber erklärte er vom Tage seines

Amtsantrittes an (1. Januar 1519) die Schrift zur einzigen Grundlage seiner Predigt machen zu wollen. Kein Universitätsgelehrter wie Luther, sah er seine Lebensaufgabe darin, die Republik, die ihn aufgenommen, sittlich und religiös umzugestalten: seine ursprünglichen Gesichtspunkte waren nicht dogmatisch-theologische, sondern moralisch-politische. Seine Parteistellung als Gegner Frankreichs begünstigte sein reformatorisches Wirken, der Papst schonte ihn noch, als Luther schon verdammt war. Der eigentliche Anfang der schweizerischen Reformation fällt in den Beginn des Jahres 1522, wo Zwingli die Schriftwidrigkeit der Fastengebote lehrte. Nach mehreren Disputationen, durch welche der Rath die Schriftmäßigkeit der Lehre Zwinglis erhärten ließ, sagte sich Zürich von der katholischen Kirche und dem Konstanzer Bisthum los. Da Zwingli alles Schriftwidrige, wie z. B. die Bilderverehrung, sogar das Orgelspiel, verwarf, waren wiedertäuferische Reformen die unausbleibliche Folge. Obwol Zwingli für Luther persönliche Verehrung bezeugte, bestanden zwischen der schweizerischen und der deutschen Reformation schwer vereinbare Gegensätze. Nach Zwinglis Ansicht stellt „die Gemeinde“ die wahre Kirche dar: sie ist formgebend, nicht irgend eine Obrigkeit, wie die fürstliche, die in Deutschland das Werk Luthers unter ihren Schutz genommen.

Folgenreicher noch war der dogmatische Unterschied in Bezug auf die Abendmahlslehre. Zwingli erklärte die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl für undenkbar, diese Lehre also für schriftwidrig. In der Einsetzungsformel erklärte er das Wort „ist“ als „bedeutet“ und sah in dem Abendmahl bloß eine Gedächtnißfeier des Opfertodes Christi. Von 1524—1529 führte er einen erbitterten Kampf gegen Luther, der die durch ein Mysterium vermittelte reale Gegenwart Christi im Abendmahl lehrte.

Zuerst Bern (1528) dann Basel (1529) schlossen sich an Zürich an, zugleich mit der Annahme der Lehre die fremden Bündnisse abkündigend. Zwinglis Lehre fand in Südwestdeutschland, besonders in Straßburg, lebhaften Anklang.

Man hatte in Speier den Theologen das neue Bündniß verborgen; als man es ihnen mitgetheilt, zeigten sie sofort Bedenken oder Widerstreben. Melanchthon hätte die Anhänger Zwinglis gern aufgegeben, wenn er dadurch die Sache Luthers sichern konnte: die „gottlose“ Meinung Zwinglis dürfe man nicht vertheidigen: Luther stellte dem Kurfürsten Johann vor, wenn man sich mit solchen Leuten verbinde, gehe man mit Leib und Seele der Verdammniß entgegen. Obwol die Theologen entschlossen waren, alle Maßregeln gemeinsamer Vertheidigung zu hintertreiben, machte der Landgraf **Philipp von Hessen** einen Versuch, die streitenden Geister zu versöhnen und lud **Luther**, **Melanchthon**, 1529 **Zwingli** und viele andere Theologen auf den Michaelistag des Jahres 1529 zu einem Religionsgespräch nach seinem Schlosse zu **Marburg** ein. In dem Hauptpunkt gerade einigten sich die streitenden Parteien nicht, und damit fielen all die Hoffnungen, die der Landgraf in politischer Hinsicht an den Ausgang der Besprechung geknüpft, in nichts zusammen. Und dabei wuchs die Gefahr: der Kaiser hatte die Gesandten, welche ihm die Protestation überbrachten, mit entschiedenster Ungnade behandelt. Man übersah auf evangelischer Seite die Gefahr nicht, man erwog die Berechtigung des gewaltsamen Widerstandes. Luther und sein Kreis verwarf ihn: nach der Meinung dieser Theologen mußte man den härtesten Schlag seitens der höchsten Obrigkeit geduldig hinnehmen. „Gott ist getreu“, sagte Luther, „er wird uns nicht lassen.“

. Der Augsburger Reichstag (1530). Der Schmalkaldener Bund. Zwinglis Tod (1531).

ht unmittelbar äußerte sich die Wirkung des Speierer Reichsabschiedes; Kaiser Karl war noch in Italien, König Ferdinand sah sich von den Türken Soliman angegriffen und sich glücklich schätzen, als ie Macht des furchtbaren s an dem beherzten Wider= des treuen Wien brach er 1529). Erst nachdem V. zu Bologna die italie= Wirren beendigt und da= (24. Februar 1530) mit Pompe, wennschon ohne rkung der Kurfürsten, zum gekrönt war, konnte er an rdnung der deutschen An= heiten denken. Er schrieb sem Zwecke einen Reichstag ugsburg aus: seine Ab= ar, es noch einmal mit güt= Verhandlungen zu versuchen, von Gewaltmaßregeln Ge= machte. Am 15. Juni hielt seinen festlichen Einzug in burg, wo sich die Stände zahlreich versammelt hatten. ermuthung des Kaisers, die tanten würden bei seinem Erscheinen sich demüthigen, te sich indes nicht. Als er rderung stellte, die evangelischen Fürsten sollten die freie Predigt unter= , sagte der alte Markgraf Georg von Brandenburg: „Herr, ehe Gottes Wort abstünde, wollte ich lieber auf der Stelle niederknien r den Kopf abhauen lassen."

1529

1530



Türkischer Krieger mit östreichischen Bauern.
Holzschnitt von Hans Guldenmundt aus der Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken.

troffen begütigte ihn Karl in seinem gebrochenen Niederdeutsch: „Lieber nit Kopp ab." Auch an der Fronleichnamsprozession nahmen die evan= Fürsten keinen Antheil. Der Kaiser beanspruchte bei der Eröffnung entlichen Verhandlungen, am 20. Juni, Hilfe wider die Türken und , um die religiösen Irrungen beizulegen, jeden auf, seine „Meinung,



Prozession Karls V. und Papst Clemens VII. nach der Krönung zu Bologna am 24. Februar 1530.

Darstellung aus dem großen gleichzeitigen Kupferwerk, welches Nikolas Hogenberg als Augenzeuge über die Feierlichkeit anfertigte und es „Divo et invicto imperatori Carolo V" widmete.



Karl V. im 31. Lebensjahre. Kupferstich von Bartel Beham v. J. 1531.

Gutbedünken und Opinion" schriftlich einzureichen. Die protestantischen Fürsten eeilten sich, der Aufforderung nachzukommen: am 25. Juni verlas der Dr. Baier en deutschen Wortlaut des Bekenntnisses, das Melanchthon ausgearbeitet hatte.

Die Grundlage des Augsburger Bekenntnisses (Confessio Augustana) bilden die von Luther verfaßten Schwabacher Artikel (Oktober 1529) und die Torgauer Artikel. Es näherte sich möglichst dem katholischen Lehrbegriff, suchte die Neuerungen nur zu vertheidigen und enthielt sich jeden Angriffs. Die beiden Exemplare des Bekenntnisses, der lateinische und der deutsche Text, waren von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzogen Franz und Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp, dem Fürsten von Anhalt und den Städten Nürnberg und Reutlingen unterzeichnet.

Auf Veranlassung der katholischen Fürsten arbeitete eine Kommission von heologen der alten Lehre eine Widerlegung (Confutatio) der protestantischen chrift aus (3. August): nur in der Rechtfertigungslehre gab man ein wenig ich, in allen übrigen Punkten des Glaubens und des Kultus hielt man e alte Lehre der Kirche fest. Die Widerlegungsschrift ward im Namen arls veröffentlicht: er forderte die Evangelischen auf, in den Schoß der allmeinen Kirche zurückzukehren; andernfalls werde er seines Amtes als Schutzrr der Kirche walten. Auch der Papst, welcher von den Forderungen der rotestanten in Kenntniß gesetzt war, ermahnte den Kaiser zu rücksichtslosem orgehen.

Aber auch die Evangelischen blieben fest, vor allem durch die Einwirkung uthers, der von Koburg her — er war noch in der Reichsacht — den Muth r Bekenner stärkte. Er hielt das augenblickliche Einverständniß der katholischen ächte für wenig dauerhaft, außerdem besiegte sein Gottvertrauen jede Zaghafgkeit. Dieser Stimmung entsprang sein Kernlied: „Ein' feste Burg ist unser ott", dessen Entstehung gewöhnlich in die Zeit seines Koburger Aufenthaltes rlegt wird.

Alle weiteren Vermittlungsversuche, bei denen die Evangelischen an die renze der Möglichkeit gingen, scheiterten an dem Widerstande des Kaisers und r Kurie. Der Reichstagsabschied ging auf das Wormser Edikt zurück und drohte alle Ungehorsamen mit der Acht. Leib und Seele gelobte der spanische ürst, dem deutsches Wesen stets ein Räthsel geblieben, an die Ausrottung der tzer zu setzen.

Es war natürlich, daß die evangelischen Stände an eine Vereinigung zu meinsamem Widerstand gingen. Außer der Religionssache kam noch eine polische Angelegenheit in Frage, die Wahl Ferdinands zum römischen Könige. m 22. Dezember 1530 hielten die Unterzeichner der augsburgischen Konfession Schmalkalden eine Zusammenkunft und einigten sich über ein Trutz- und chutzbündniß. Selbst Luther machte sich mit dem Gedanken gewaltsamer Genwehr vertraut. In der Wahlfrage gingen die Meinungen der Versammelten seinander, aber darauf hatten sie ohnehin wenig Einfluß. Am 5. Januar 31 ward Ferdinand zu Köln gewählt, und in der Wahlkapitulation, welche

1530

1531

die katholischen Kurfürsten feststellten, ausdrücklich auf den Augsburger Reichsabschied verpflichtet. Die Protestanten verweigerten dem neuen Könige den Gehorsam: von den katholischen Fürsten waren die eifersüchtigen Baiernherzoge mit der Wahl höchst unzufrieden.

Auf einer zweiten Versammlung zu Schmalkalden, um Ostern 1531, wurde die Dauer des Bündnisses auf sechs Jahre festgesetzt. Hier zog man auch die „oberländischen" Städte (Straßburg, Konstanz, Memmingen, Lindau) hinzu, nachdem der Straßburger Prediger Martin Butzer in der Abendmahlslehre eine Vermittlungsidee ersonnen, die leider in der Schweiz keinen Anklang fand.

Während der schmalkaldener Bund sich durch den Beitritt der mächtigsten norddeutschen Städte, wie Magdeburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Göttingen, Braunschweig und Goslar stärkte und daran denken konnte, sich eine förmliche Verfassung zu geben, erlag bereits die Reformation in der Eidgenossenschaft.

Zwingli, wie hervorgehoben, zugleich ein politischer Reformator, erregte den bittersten Haß der fünf alten Schweizerkantone, deren unberechtigten politischen Einfluß er brechen wollte. Die Waldstädte waren katholisch geblieben, sie verbündeten sich zu Anfang des Jahres 1529 mit Ferdinand von Oestreich und wurden nur durch die Kriegsrüstungen Zürichs gezwungen, dem Bunde zu entsagen. Aber der Krieg war nur vertagt; 1531 im Herbst des Jahres 1531 nahmen die fünf katholischen Orte den Kampf auf, im Vertrauen auf ihre kleine, aber geschlossene Macht, welche die uneinigen Gegner wol besiegen könne. Mit 8000 Mann brachen sie im Oktober 1531 in das Züricher Gebiet ein; am 11. Oktober stellte sich ihnen bei Kappel die kleine Züricher Streitmacht, weit unter 2000 Mann, entgegen. Alle Tapferkeit der Einzelnen war umsonst: ein Viertel der Züricher fand den Tod; siegestrunken stürmten die Feinde bald über das Schlachtfeld. Zwingli, der als Feldprediger mitgezogen war, lag schwerverwundet unter einem Baume. „Wirst du beichten und die Mutter Gottes anrufen?" riefen ihm zwei Kriegsknechte zu. Er schüttelte mit dem Kopf, ein Unterwaldener Hauptmann schlug ihm den Todesstreich. Am folgenden Tag ließen die Sieger den Leichnam durch die Hand des Henkers viertheilen, verbrennen und die Asche vom Winde verwehen.

Mit Jubel theilte Ferdinand dem Kaiser die Nachricht mit; in der Eidgenossenschaft aber begann die gewaltsame Wiederherstellung des Katholicismus.

Die oberländischen Städte, mit denen die schweizerischen Orte keinerlei Verbindung beibehalten durften, mußten nun wohl oder übel sich in dem schmalkaldischen Bund die Stelle einräumen lassen, welche ihnen die Berathungen zu 1531 Nordhausen und Frankfurt (November und Dezember 1531) anwiesen. Der Bund, welcher Nord- und Süddeutschland einte, war von hervorragender politischer Bedeutung. Wer Oestreich fürchtete, über Oestreich klagte, näherte sich den Verbündeten: selbst das katholische Baiern lehnte sich an den Bund, um der Verwaltung des gehaßten Königs Ferdinand Opposition zu machen.



Ferdinand I. als römischer König im 29. Jahre. Kupferstichbildniß von Bartel Beham v. J. 1531.

Unterschrift: „Ferdinand, welcher zunächst als römischer König dem hohen Karl ist gefolgt, hat so Antlitz und Wangen gehabt.“



Zeit der Schlacht bei Kappel: Die Bannerträger von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zürich.
Gleichzeitige Kupferstiche von Virgil Solis.

12. Der Nürnberger Religionsfriede (1532). Der Friede zu Cadan (1534).

Es schien, als eile die Vorsehung Luthers Zuversicht zu belohnen. Der Sultan Soliman, für den das religiöse Zerwürfniß in Deutschland kein Geheimniß war, baute darauf seine Eroberungspläne. Jetzt bedurfte der Kaiser auch der Protestanten; im Sommer des Jahres 1531 eröffnete man mit ihnen Verhandlungen, da der seit dem April zu Regensburg versammelte Reichstag keine allzu reichliche Türkenhilfe bewilligte. Ehe die Türken wirklich losbrachen, wurden jene Verhandlungen lau geführt; als sich aber Soliman am 26. April 1532 in Bewegung setzte, mußte man die Bedingungen der Protestanten annehmen. Sie forderten die Verkündigung eines allgemeinen Friedens und Einstellung der Prozesse, welche das Kammergericht gegen sie eingeleitet. Wegen des Widerstandes, den Karl bei dem päpstlichen Legaten und der katholischen Majorität fand, verkündigte er nur den Frieden in einem öffentlichen Erlaß; über die Einstellung der Prozesse gab er den Protestanten von Nürnberg aus eine gesonderte Erklärung (August 1532), welche jene nicht ganz befriedigte. Indessen durften sie wenigstens bis zur Berufung eines allgemeinen Konziliums auf Ruhe rechnen.

1531

1532

1532

Bald nach Erlaß dieser Versicherung starb Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen an einem Schlagfluß. Ihm folgte Johann Friedrich.

Auch Luthers Voraussicht, daß der Bund zwischen dem Kaiser, dem Papst und Franz I. von keiner Dauer sein werde, bewahrheitete sich. Der Papst war gegen die Berufung eines Konzils und näherte sich Franz I., der im Jahre 1532 seine alten Pläne wieder aufnahm. Demgemäß unterstützte er das Unternehmen, den vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg, den geschwornen Feind Oestreichs wieder in sein Land zurückzuführen. Philipp von Hessen beredete zu Bar-le-duc mit Franz I. die Einzelheiten des Planes, welchem selbst die Herzoge von Baiern hold waren. Die Gelegenheit war günstig, der schwäbische Bund, mit dessen Hilfe Oestreich dereinst den Herzog vertrieben, hatte sich aufgelöst: die Herzen des würtembergischen Landvolkes schlugen dem angestammten Fürsten entgegen. Mit rasch geworbenen Reiterscharen drang Philipp im Mai des Jahres 1534 in Würtemberg ein und zersprengte am 13. die östreichische Streitmacht bei Lauffen am Neckar. Herzog Ulrich wurde mit Jubel aufgenommen: es konnte keine Frage sein, daß er auch in der Religionssache sich den Gegnern Oestreichs anschloß. Karl V. machte Miene, den kecken Landgrafen zu züchtigen, aber sein Bruder Ferdinand sah ein, daß Würtemberg für ihn verloren war: er schloß am 27. Juni zu Cadan (einem böhmischen Städtchen zwischen Saaz und Annaberg) mit seinen Widersachern Friede. Herzog Ulrich sollte in Zukunft sein Land als Afterlehn von Oestreich, jedoch mit Sitz und Stimme im Reich besitzen. Dagegen gab der Kurfürst von Sachsen seine Opposition gegen Ferdinand auf und erkannte ihn nun als römischen König an.

1534

Der Friede von Cadan förderte in ganz Süddeutschland die Reformation. So trat auch die Stadt Augsburg förmlich über. In Würtemberg selbst vollzog sich die Umgestaltung sehr leicht, das Land wurde bald ein Hort des Evangeliums und die vom Herzog geförderte Universität Tübingen die Pflanzschule tüchtiger Theologen.

---

13. Die Wiedertäufer in Münster. Georg Wullenweber (1535).

Nicht ohne Gewaltsamkeiten hatte sich die Ausbreitung der neuen Lehre auf westfälischem Gebiet vollzogen: meist ging mit der religiösen Bewegung eine Auflehnung der Niederen gegen die Höheren, Rath, Bischof, Kapitel oder Ritterschaft, Hand in Hand. So erzwang sich auch die Stadt Münster im Februar 1533 eine evangelische Kirchenordnung und dieses Beispiel würde für ganz Westfalen entscheidend gewesen sein, hätte nicht an diesem Punkte der vorübergehende Triumph wiedertäuferischer Lehren eine völlige und blutige Reaktion zur Folge gehabt.

Wiedertäuferische Lehren hatten sich an den verschiedensten Orten unmittelbar nach dem Beginne der Reformation gezeigt und waren von den Evangelischen thunlichst unterdrückt, von den Katholischen ganz besonders blutig verfolgt worden. Die Verwerfung der Kindertaufe war nur das Wahrzeichen einer Richtung, die noch in vielen anderen Dingen von der neuen Lehre abwich, in sich selbst aber mannigfache Unterschiede zuließ. Da predigten die Einen strengste Gütergemeinschaft, andere hatten hinsichtlich der Ehe, hinsichtlich des Predigtamtes sehr freie Ansichten. Alle aber einten sich in dem Gefühl des Auserwähltseins und in dem Glauben, der Untergang der Welt stehe bevor, ein neues Jerusalem werde nach Ausrottung der Gottlosen gegründet werden und den Auserwählten ein seliges Leben ohne Gesetze, Obrigkeit und Ehe, in der Fülle des Ueberflusses beschieden sein. Die Wanderapostel der Wiedertäufer, wie Melchior Hoffmann, ein Kürschner, wandten sich besonders an die Handwerker, die sich in ihren dumpfigen Werkstätten mit den ausschweifendsten apokalyptischen Vorstellungen erfüllten. Nirgends hatten die wiedertäuferischen Lehren eine so weite Verbreitung gefun den, wie in den Niederlanden, wo Jan Matthys, ein Bäcker aus Harlem, und sein Landsmann Jan Bockelsohn aus Leyden, zahlreiche kleine Gemeinden gestiftet hatten. Der Reformator von Münster, Bernhard Rottmann, war ihnen völlig ergeben; seit dem Ende des Jahres 1533 füllte sich Münster mit wiedertäuferischen Aposteln aus den Niederlanden. Reißend schnell griff die Schwärmerei um sich; langmüthig schonte der Rath die Sektirer, bis sie sich selbst der Gewalt bemächtigten. Bei der Rathswahl am 21. Februar 1534 ward einer der Ihrigen, Bern- 1534 hard Knipperdolling, zum Bürgermeister erwählt; auch in dem Rath herrschten fortan die Wiedertäufer. Schon am 27. Februar wurden alle, welche die Wiedertaufe verwarfen, vertrieben, darauf wurden alle Bildwerke zerstört, alle Bücher, deren man habhaft wurde, verbrannt; nur die Bibel sollte übrig bleiben. Der Begriff des Eigenthums hörte auf, man bildete eine einzige religiös-kriegerische Familie. Die oberste Gewalt besaß zuerst Matthys, nach dessen Tode (Ostern 1534) Bockelsohn, neben ihm regierten zwölf Aelteste, welche der Prophet erlesen. Knipperdolling wurde mit dem Schwert der Gerechtigkeit betraut. Als man Anstalt machte, die Ehe aufzuheben, zeigte sich eine nicht unbedeutende Opposition; sie ward besiegt und grausam gestraft. Gemäß der mystischen Lehre vom tausendjährigen Reich wurde denn auch Johann Bockelsohn auf Grund der Offenbarungen des Goldschmieds Dusentschuer zum König der ganzen Welt ausgerufen. Sein Regiment, — er führte die Vielweiberei ein, — war eine widerliche Mischung von Genußsucht, Frömmelei, Blutdurst und geistlichem Hochmuth. Der Prophet ließ sich auch





Johann von Leyden und Knipperdolling.
Gleichzeitiges Oelbild, aufbewahrt in der Bibliothek der Akademie zu Münster.
Die Beischriften:

Iohann Beuckels von Leyden König der Anabaptisten zu Münster in Westphalen 1533	I. Bernhard Knipperdollinck Prophet der Anabaptisten zu Münster in Westphalen 1533

anfangs in seinen Freuden wenig durch die Belagerung stören, welche zuerst der Bischof von Münster allein führte. Die Mittel, mit welchen ihn Kleve und Köln unterstützten, waren ungenügend, ein Sturm, am 30. August 1534, mißlang, und die Wiedertäufer erhoben ihr Haupt nur noch stolzer, namentlich in den Niederlanden. Allein nun nahmen sich die nächstgelegenen Kreise, der kurrheinische, der niederrheinisch-westfälische, der oberrheinische der Sache an, Sachsen und Hessen gesellten sich ihnen zu, und jetzt wurde Johanns Lage bedenklich. Der Hunger wüthete in der umlagerten Stadt. In der Johannisnacht des Jahres 1535 wurde sie durch einen Handstreich eingenommen: die erbitterten Landsknechte verübten eine schreckliche Metzelei, dann folgten planmäßige Hinrichtungen. Die vorigen Machthaber wurden mit glühenden Zangen gezwickt, die entseelten Leiber am Lambertusthurm in eisernen Käfigen zur Schau aufgehängt. Die lutherische Lehre war nach den letzten Vorgängen hier aussichtslos.

1534

In dasselbe Jahr fällt das Scheitern einer andern norddeutschen Bewegung die einen gewissen Zusammenhang mit der Reformation hat, aber doch zumeist politischer Natur ist und daher auf die Ausbreitung der Reformation keine nachtheilige Rückwirkung geäußert hat.

Der hochstrebende Bürgermeister von Lübeck, Georg Wullenweber, welcher im Jahre 1533 durch eine demokratische Umwälzung an das Ruder gelangt war, wollte die verwickelten nordischen Verhältnisse dazu benutzen, die Macht der Hansa in den drei skandinavischen Reichen zu ausschließlicher Geltung zu bringen und alle Fremden, namentlich die Holländer aus der Ostsee zu verdrängen. Der Feldherr der Lübecker, Graf Christoph von Oldenburg, nahm zwar im Sommer des Jahres 1534 die dänischen Inseln, auch Kopenhagen ein, aber dann (September 1534) bedrohte Christian von Holstein die allzu kühne Hansestadt selbst. Zum König von Dänemark gewählt, gewann er bald das Uebergewicht über die Lübecker. Wullenwebers Mißgeschick führte seinen Sturz herbei: während seiner Abwesenheit wurde die alte Verfassung wiederhergestellt. Wullenweber dankte ab, fiel auf einer Reise in die Hand des Erzbischofs von Bremen und ward von diesem an seinen Bruder Heinrich von Braunschweig ausgeliefert, der ihn hinrichten ließ.



Der heilige Jakob (Schutzpatron Spaniens) die Türken niederwerfend.
Freskobild des Sodoma in Siena, gemalt zur Zeit von Karls V. Unternehmungen gegen die Türken.

14. Karls V. auswärtige Kriege. Befestigung des Protestantismus (bis zum Jahre 1539).

Die alte Feindschaft mit Franz I. und ein Unternehmen, welches in gewisser Beziehung zu dieser Entzweiung stand, ein Feldzug nach Tunis, zog den Kaiser seit dem Jahre 1535 von den deutschen Verhältnissen ab. Ein glücklicher Seeräuber, Chaireddin, genannt Barbarossa, hatte, begünstigt von dem Sultan Soliman, zuerst Algier, dann auch Tunis eingenommen und bedrohte die Küsten des Mittelmeeres. Abgesehen davon, daß die Spanier das Emporkommen einer so gefährlichen Macht nicht dulden konnten, erschien dem Kaiser der Kampf gegen diese Ungläubigen als ein besonders würdiges Unternehmen. Er ergriff es mit Begeisterung (Frühjahr 1535) und führte es mit Glück durch. Nach einer siegreichen Schlacht bei Tunis nahm er die Stadt selbst ein: das Innere des Landes überließ er einheimischen Fürsten, sich selbst behielt er nur die Küste vor. Seine Erfolge in großartigerem Maßstabe auszunützen hinderte ihn ein neuer Krieg mit Frankreich. 1535

In dem Augenblick, als der Kaiser aus Afrika zurückkehrte, starb Franz Sforza von Mailand. Gern hätte Karl durch die Abtretung der vielumstrittenen Stadt den König Franz dauernd an seine Interesse gefesselt, aber Franz I. lag mehr daran, die Stellung in Italien, welche er durch zwei unglückliche Friedensschlüsse verloren, wiederzugewinnen. Unter dem Vorwande, der Herzog Karl von Savoyen wolle sein Land, das Franz I. beanspruchte, dem Kaiser einräumen, brach er im März des Jahres 1536 dort ein. Karl antwortete im Juli durch einen doppelten Angriff auf Frankreich. Aber das eine Heer, welches von den Niederlanden eingedrungen war, mußte nach vergeblicher Belagerung der Festung Peronne abziehen, Karl selbst aus Mangel an Vorräthen nach großen Verlusten die Provence verlassen. Der allerchristlichste König ver-

band sich mit den Osmanen zu einem gemeinschaftlichen Angriff auf den Kaiser.
1537 In Italien hielten sich in dem nun folgenden Kriege des Jahres 1537 die Gegner die Wage: der Sultan aber benutzte die Gelegenheit, all die altberühmten Eilande des griechischen Archipelagus einzunehmen. Dem Papste Paul III. gelang es endlich, im Mai des Jahres 1538 zu Nizza einen zehnjährigen Waffenstillstand zwischen Franz und Karl herbeizuführen. Bei den bezüglichen Besprechungen wurde auch über die religiöse Frage verhandelt; Karl übernahm es, noch einmal einen gütlichen Ausgleich zu versuchen, da der Papst ein bereits von ihm angekündigtes Konzil verschob.

Auf die evangelische Sache hatten die eben geschilderten Begebenheiten den günstigsten Einfluß. König Ferdinand sah sich im Interesse des östreichischen Gesammthauses genöthigt, mit den evangelischen Fürsten sehr behutsam umzugehen, er sagte den Stillstand der Prozesse am Kammergericht zu, er stellte der Erweiterung des schmalkaldischen Bundes keine Hindernisse entgegen. Am 24. Dezember 1535 wurde er auf zehn Jahre verlängert, im April des Jahres 1536 traten ihm neue Mitglieder bei.

Es waren: Ulrich von Würtemberg, Barnim und Philipp von Pommern, Georg und Joachim von Anhalt, Augsburg, Frankfurt, Hannover, Hamburg und Kempten.

Auch innerlich, im Punkte der Abendmahlslehre besonders, näherten sich in Folge der unermüdlichen Thätigkeit des wackren Butzer die verschiedenen Richtungen. Die Süddeutschen nahmen die augsburgische Konfession und deren Apologie als ihr Bekenntniß an, Luther erkannte sie als Brüder im Glauben an. Diese theologische Versöhnung gewährleistete die Festigkeit des politischen Bundes. Eine solche war aber noch jetzt dringend von nöthen. Die Evangelischen befanden sich im Februar des Jahres 1537 zu Schmalkalden und beschlossen, das vom Papste im Jahre 1536 ausgeschriebene Konzil nicht anzunehmen, da sie es als ein allgemeines und freies nicht ansehen konnten; sie baten um eine unparteiische Versammlung auf deutschem Boden. Da erschien der kaiserliche Vicekanzler Dr. Held, der, allerdings gegen seine Instruktion und aus persönlichem Haß gegen die Evangelischen, eine völlige Reaktion in Aussicht stellte. Die Protestanten waren aufs äußerste erschreckt, die Katholiken faßten Muth, und die eifrigsten Anhänger der alten Lehre, die bereits im Jahre 1533 durch einen Vertrag zu Halle geeinten Fürsten Georg von Sachsen, Heinrich von Wolfenbüttel, Erich von Kalenberg, Albrecht von Mainz, beschlossen, dem schmalkaldischen Bündniß ein ähnliches entgegenzusetzen. Dies kam wirklich am 10. Juni 1538 zu Nürnberg zu stande, auch König Ferdinand, erst später der Kaiser, traten ihm bei. Dr. Held that sein möglichstes, um die Häupter beider Parteien an einander zu hetzen, auf beiden Seiten rüstete man.

Im Grunde war aber der Kaiser mit Held unzufrieden, denn an einem Kriege in Deutschland war ihm jetzt durchaus nicht gelegen. Da sich nun sowol unter den rheinischen Kurfürsten eine gemäßigte Meinung geltend machte, als auch der junge Kurfürst von Brandenburg Joachim II. (seit 1535) sich zur Vermittlung

ot, so beauftragte Karl mit diesem wichtigen Geschäfte seinerseits einen neuen
vollmächtigten, den Erzbischof Johann von Lund. Auf dem Frankfurter
ge (Februar bis April 1539) einigte man sich zwar nicht, aber der Erzbischof 1539
pendirte die Prozesse des Kammergerichts auf achtzehn Monate und trug
ar selbst auf einen neuen Religionsvergleich an. Der schmalkaldener Bund
te einen bedeutungsvollen Sieg erfochten.

Wie werthvoll der Rückhalt war, den der Bund gewährte, zeigte sich sofort.
r reformfeindliche Herzog Georg von Sachsen, welcher am 17. April
39 starb, hatte testamentarisch bestimmt, sein Bruder Heinrich, ein erklärter
eund der neuen Lehre, dürfe das Erbe nur antreten, wenn er sich dem katho-
hen nürnberger Bunde anschlösse: im entgegengesetzten Falle solle König Fer-
and sein Erbe sein. Allein der Herzog, dem der Landgraf sofort Bundes-
fe zusagte, kümmerte sich nicht im geringsten um die bezüglichen Erklärungen
rdinands: er begann die Reformation durchzuführen; am ersten Pfingsttage
Jahres 1539 predigte Luther in Leipzig.

Und nun trat, gewiß unter dem Einfluß der von Frankfurt ausgegangenen
söhnlichen Stimmung, endlich auch Brandenburg in die Reihe der evan-
ischen Staaten ein. Umsonst hatte Joachim I., vor dessen fanatischem Glau-
seifer selbst seine Gemahlin, die fromme Elisabeth, vom Hofe fliehen mußte
. März 1528) seinen Söhnen auf dem Todtenbette den Eid abgenommen, der
mischen Kirche treu zu bleiben. Der jüngere Sohn, Johann von Küstrin,
e entschlossene Natur und Luthers Sache längst aufrichtig ergeben, führte sofort
h seinem Regierungsantritt (1535) die Reformation ein und trat im Jahre
38 dem schmalkaldener Bunde bei; der ältere, Kurfürst Joachim II. stellte
n Fortschreiten der evangelischen Lehre wenigstens keine Hindernisse entgegen.
i Februar des Jahres 1539 sprach die Bürgerschaft von Berlin und Cöln, 1539
nig später die märkische Ritterschaft den Wunsch aus, die „reine göttliche Lehre"
zunehmen; der gelehrteste Bischof des Landes, Matthias von Jagow
n Brandenburg), entschloß sich die Umwandlung nach Kräften zu fördern. Aus
en Händen empfing am 1. November 1539 Kurfürst Joachim zu Spandau,
seine geliebte Mutter nach ihrer Heimkehr den Wittwensitz aufgeschlagen,
s Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Unverzüglich folgten diesem Beispiel die
uptstadt und das Land. Wie ernst es der Kurfürst mit seinem Uebertritt
inte, zeigte eine unmittelbar darauf vorgenommene Kirchenvisitation und der
laß einer Kirchenordnung (1540); und zur Förderung der religiösen Erkenntniß 1540
ß sich Joachim die Pflege des Schulwesens besonders angelegen sein. Aller-
ngs wurde manche Aeußerlichkeit des katholischen Kultus beibehalten, und es
edurfte der Autorität Luthers, um Argwohn und Unzufriedenheit zu dämpfen.
Auch trat Joachim II. dem schmalkaldener Bunde nicht bei; er wollte sich
mit dem Kaiser nicht entzweien, zufrieden, die rechte Lehre eingeführt zu haben.

Der einzige katholische Fürst des brandenburgischen Hauses, der auch füglich nicht
zur Reformation übertreten konnte, Albrecht von Mainz, gab den Ständen seiner
norddeutschen Stifter Magdeburg und Halberstadt, gegen Bezahlung seiner Schulden, die

Einführung der neuen Lehre frei: Halle, das er sich anfangs vorbehalten wollte, trat auch über. Auch in Braunschweig-Kalenberg wurde nach Herzog Erichs Tode reformirt, ebenso in Mecklenburg (1540).

---

15. Die Religionsgespräche zu Hagenau, Worms und Regensburg (1540 und 1541).

1540 Das Jahr 1540 schien den Protestanten anfänglich schwere Gefahren zu bringen. Der Papst arbeitete eifrig an einer völligen Aussöhnung zwischen Franz I. und Karl V.: der Kaiser war geneigt, sogar ein Familienbündniß mit seinem langjährigen Gegner zu schließen: er hätte die Niederlande seiner Tochter als Ausstattung mitgegeben. Zum Glück für die Protestanten, gegen welche sich dann die verbündete Macht beider Fürsten gewendet haben würde, scheiterte der Versuch wieder an den italienischen Ansprüchen der Rivalen; am 5. Juni 1540 wurden die Verhandlungen abgebrochen.

Damit nun nicht etwa Frankreich den religiösen Zwist in Deutschland zu seinem Vortheil ausbeute, mußte der Kaiser an die Beilegung desselben denken. Ohne gradezu den Frankfurter „Anstand" zu bestätigen, gewährte er, was der Erzbischof von Lund im Einklange mit den Ständen dort in Aussicht gestellt hatte: der Kaiser schrieb eine Versammlung nach Speier aus, wo die Religionsstreitigkeit unter der Theilnahme von Laien zum Austrag gebracht werden sollte. Alle Einreden des päpstlichen Legaten fruchteten nichts: Deutschland, so schien es, sollte unter kaiserlicher Autorität sein eigener Richter sein.

Leider gaben die Protestanten in Hagenau, wo — statt in Speier — die erste Vorbesprechung stattfand, dem Kaiser anheim, doch einen päpstlichen Legaten zu den Verhandlungen hinzuzuziehen. Derselbe verstand es denn auch vortrefflich, auf einem zweiten Tage in Worms den Protestanten die eben gewonnene Position wieder zu entreißen. Am liebsten hätte er nur einen Schriftenaustausch zugelassen, jedoch nahm das Gespräch am 14. Januar 1541 seinen Anfang. Melanchthon und Eck disputirten über die Lehre von der Erbsünde. Da lief ein kaiserliches Schreiben ein, durch welches Granvella, der Vertreter des Kaisers, abberufen und die Parteien auf einen Reichstag nach Regensburg eingeladen wurden. Hätte das Gespräch seinen Fortgang ungestört nehmen können, so würde sich unzweifelhaft die Mehrheit für die neue Lehre entschieden haben. So aber hatte die Kurie diese Gefahr für diesmal noch abgewendet. Gewonnenes Spiel hatte sie freilich noch nicht: denn auf dem Reichstag sollte das Religionsgespräch erneuert werden. Und wahrlich, so günstig wie hier war nie vorher die Gelegenheit zur Verständigung. Der Papst hatte einen Legaten geschickt, der selbst von der Nothwendigkeit einer innerlichen Reform der Kirche überzeugt war, den Venetianer Contarini; Martin Butzer, der die Evangelischen geeint, hatte einen Vermittlungsvorschlag zwischen Protestanten und Altgläubigen entworfen. Granvella fand die Schrift geeignet, zur Grundlage der Verhandlung zu dienen, Luther erklärte sie für „gut gemeint." Neben Eck und Melanchthon ernannte der Kaiser die gemäßigtsten Theologen zu „Collocutoren" (Theilnehmern des Gesprächs). Ueber einige der wichtigsten Punkte der Lehre einigte man sich fast völlig; in der Lehre von der Kirche, dem Papst und den Konzilien gingen die Ansichten schon auseinander; an der Lehre vom Abendmahl scheiterte die Verständigung.

Der Kaiser ließ beantragen, daß man wenigstens in den Punkten, über die
t sich zuerst verglichen, bis zu einem Konzilium Toleranz gewähre. Die
rfürsten entschieden sich dafür, aber der Fürstenrath schloß sich ihnen nicht an;
: überwog der Einfluß Baierns. Auch geheime römische und französische
wirkungen machten sich geltend. Der Kaiser konnte seine Absichten einer so
:ken Opposition gegenüber nicht verwirklichen; der Kurfürst von Mainz soll
ußert haben, die Katholischen seien ohne Schutz, sie würden sich einen andern
iser suchen müssen. Statt sich unter einander zu verständigen, fragten die
ände bei dem Legaten an; er entschied, daß das im Gespräch Vereinbarte erst
em Konzile unterbreitet werden müsse. Der Kaiser war wieder genöthigt,
: beiden Parteien zu unterhandeln und seine Doppelstellung trat hier in ein
onders grelles Licht. Auf der einen Seite bestätigte er den Nürnberger Bund,
lcher den Protestanten so feindselig war; auf der andern gewährte er ihnen
einer „Deklaration" so weitgehende Zugeständnisse, daß die Reformation bis
dem Konzile nicht nur unantastbar war, sondern sich ungestört weiter ent-
keln konnte. Er bestätigte die brandenburgische Kirchenordnung, mit dem
ıdgrafen von Hessen schloß er (13. Juni) ein förmliches Bündniß, durch
lches Philipp völlige Amnestie erhielt und sich verpflichtete, jede Verbindung
Schmalkaldener mit Frankreich oder England zu hindern. Natürlich ließ
Karl bei diesen Abmachungen lediglich von politischen Erwägungen und
em dynastischen Interesse leiten. Besonders wirkte damals auf ihn das Ver-
tniß zu dem Herzog Wilhelm von Kleve, der sich auch das Herzogthum
ldern verschafft und an den Grenzen der Niederlande eine bedrohliche Macht
ründet hatte.

. Auswärtige Kriege Karls V. Die Unterwerfung von Braunschweig (1542). Klevescher Krieg (1543).

)ie mildere Behandlung, welche die Protestanten seit dem Regensburger Ge-
spräch erfuhren, verschaffte dem römischen Könige Ferdinand eine ansehnliche
fsbewilligung gegen die Türken. Gleichwol richteten die Reichsvölker, mangel-
t ausgerüstet, ohne Geschütz, keine Heldenthaten aus und Kurfürst Joachim II.
cher die Anführung hatte, erwarb sich keine Lorberen. Ebenso wenig lachte
Glück dem Kaiser Karl, welcher im Herbste des Jahres 1541 sein früheres 1541
ernehmen auf Tunis durch die Eroberung von Algier zu ergänzen gedachte.
günstige Witterung, die maurischen Reiter, zwangen ihn zur Umkehr, sieglos
er am 1. Dezember in Carthagena an.

Schon das nächste Jahr brachte ihm neuen Krieg mit Frankreich. Die
ıngen mit König Franz hatten sich seit dem Jahre 1540 nicht ausgeglichen;
rdings war der König mit dem Herzog von Kleve in ein Bündniß getreten,
Niederlande waren demnach von zwei Seiten bedroht. Zwar richteten die

französischen Heere anfangs nichts erhebliches aus, bald aber machte sich e
weiterer Verbündeter des Königs, der Sultan Soliman, zum Angriff bereit.

Unter solchen Umständen war es von größter Wichtigkeit, wie sich die Pr
testanten verhalten würden. Unter den Häuptern derselben bestand seit dem Jah
1540 eine lebhafte Verstimmung, weil Landgraf Philipp bei Lebzeiten sein
Gemahlin zu einer förmlichen zweiten Ehe geschritten war und damit ein Ae
gerniß gab, welches nur allzuleicht der Einwirkung der neuen Lehre zugeschriebe
werden konnte, obgleich die Protestanten Philipps Verfahren der Mehrzahl nac
entschieden mißbilligten. Da man dem Landgrafen aus der Mitte der eigene
Partei heraus mit Kaiser und Reich drohte, hielt Philipp es für gerathen, sic
dem Kaiser so viel als möglich zu nähern: so erklärt sich auch das Bündniß
das er zu Regensburg mit Karl V. schloß. Indes zeigte der Landgraf an eine
anderen Stelle doch, daß er damit der evangelischen Sache nicht untreu ge-
worden war. Der Herzog Heinrich von Braunschweig nämlich, ein rohe
gewaltthätiger Fürst, der katholischen Kirche blind ergeben, beschloß, ein gege
das protestantische Goslar ergangenes kammergerichtliches Urtheil zu vollstrecke
obwol die Exekution desselben vom Kaiser und König ausdrücklich suspendir
worden war. Ohne Grund hoffte der Herzog auf Hilfe von seiten des kaiser-
lichen Hofes: der schmalkaldische Bund überzog den Friedbrecher mit Krieg
Landgraf Philipp nahm in raschem Siegeslaufe das Land des Herzogs ein, de
zur Unzeit die Seinigen verließ, um neue Hilfe zu beschaffen, am 13. August 154
nahmen die Feinde seine Stadt Wolfenbüttel ein; der Hofprediger des Land-
grafen hielt daselbst die erste evangelische Predigt. Bezeichnend genug wählt
er als Text die Erzählung vom ungerechten Haushalter.

So stark fühlten sich die Protestanten nach diesem Siege, daß sie auf den
1543 nächsten Reichstage zu Nürnberg (Januar 1543) vollkommene Freiheit der Lehr
forderten und die Auflösung des verhaßten Kammergerichtes beantragten. Zwa
wurde beides nicht bewilligt, dafür verwarfen die Protestanten aber auch den
Reichsabschied und nahmen eine trotzige, selbstbewußte Haltung an.

Wer weiß, was sie dem Kaiser, der im Jahre 1543 von Feinden umring
war, würden haben abzwingen können, wäre nicht der Landgraf an die kaiser-
liche Politik gefesselt gewesen. So wurde zunächst der Herzog von Kleve preis-
gegeben, dessen Aufnahme in den schmalkaldischen Bund Philipp von Hesse
hintertrieben hatte. Mit geringer Mühe zwang ihn Karl zur Unterwerfung
er mußte Geldern abtreten und sich glücklich schätzen, daß man ihm wenigsten
sein eigenes Land ließ.

Warhafftige vnd gewiſe.

Newe zeytung, Wie die Röm. Key. Mey.

auff den xx. Octobris/deß xlj. Jars/mit einer treffen-
lichen Armada/ die Statt Algiero zů Erobern/ daſelbſt ankommen/ Was
auch Jr Meye. als ein hertzhaffter Kriegßherr/ vonn tag zů tag/ zů
Eroberung bemelter Statt/ gehandelt/ vnd wie mannlich Jr
Maye. ſampt der ſelben Kriegßvolck/ ſich daſelbſt/ ſo lang
gehalten/ biß das Jr Maye. auß getrangter hungers
not/ mit verluſt etlicher ſchiff/ ſich wyderumb dem
vngeſtůmen Meer/ ſampt allem Kriegß-
volck/ zum abzug/ befelhen můſſen.



Titel und erſte Textſeite einer „Neuen Zeitung“ über Karl V. Zug gegen Algier, gedruckt wahrſcheinlich 1542. Genaue Nachbildung des Originals im Beſitz der Verlagshandlung. Als Beiſpiel von Form und Inhalt der damaligen, unſre heutigen Zeitungen vertretenden „Newen Zeytungen“.



Jn Hauptman mit namen Philippin Celese/ ist widerumb zů rugk vonn Algiero herkomen/ wolcher fürwar nit gůte zeittungen von Römischer Keyserlicher Mayestet Armada geplacht rc. Vnd sonderlich so ist der recht grund durch einen glaubhafftigen erfarnen mann/ also mit obgenanntem Philippin ankommen/ solliche zeyttungen/ geoffenbaret/ vnnd verstendiget wordenn/ vnnd ist auch gedachts Hauptmanns gesell gewesen/ hatt Herr Johann Anthonio de Fauo gehayssenn/ der erzelet nachuolgender gestallt rc.

Auff den zweyntzigsten tag Octobris/ ist Römische Keyserliche Mayestet sonder mangel/ mit jhrer Armada/ vier Welsch Meyl/ von Algiero wol ankommenn rc. ist allda biß an den vierdten tag inn schif-

 sen ver-



Ornamentstich von Virgil Solis (um 1545): Karl V., Ferdinand und Franz I. mit ihren Frauen.

17. Reichstag zu Speier (1544). Friede zu Crespy (1544).

Nun fragte es sich, ob die Protestanten den Kaiser in seinen Kriegsplänen gegen Frankreich unterstützen würden: auf einem Reichstag zu Speier (Februar 1544) forderte Karl Reichshilfe gegen Türken und Franzosen. Es kam dem Kaiser zu statten, daß er damals in offenkundigem Zwist mit dem Papste stand, und daß sein Gegner, der „allerchristlichste" König, mit den Ungläubigen im Bunde war. Jener Umstand gewann dem Kaiser die Sympathie der Protestanten, die sich außerdem durch gleißnerische Phrasen der spanischen Anwälte bethören ließen: die zweite Angelegenheit schien den Evangelischen ganz besonders geeignet, ihre Zugehörigkeit zur christlichen Kirche durch die That zu erweisen. 1544

Anstandslos ward die geforderte Reichshilfe bewilligt, welche der Kaiser zur Vertheidigung bedurfte: als es sich dann um weitere Bewilligungen handelte, mittelst welcher Karl den Angriffskrieg führen wollte, brachten die Protestanten ihre Sache mit Geschick und Erfolg zur Sprache. Im wesentlichen erhielt der Zustand der evangelischen Landeskirchen die Bestätigung des Reiches; hinsichtlich des Kammergerichtes wurde völlige Rechtsgleichheit in Aussicht gestellt. Herzog Heinrich von Braunschweig, der Heißsporn der Katholiken, erhielt sein Land nicht wieder; es wurde dem Kaiser zur einstweiligen Verwaltung übergeben.

Die völlige Beendigung des Religionsstreites verwies der Kaiser auf ein „gemeines, freies, christliches Konzilium". Käme dies nicht in kürzester Frist zu stande, so wollte der Kaiser für den nächsten Herbst oder Winter einen Reichstag berufen, auf welchem die Stände mit ihren Reformationsentwürfen erscheinen sollten. So kam man wieder auf den Gedanken zurück, die Streitigkeiten unter sich selbst auszutragen.

Nie zuvor war das Verhältniß zwischen dem Kaiser und den Häuptern der Protestanten gleich freundschaftlich, wie hier. Besonderer Auszeichnung erfreute sich der Landgraf, der nach Beendigung des Krieges mit Frankreich die Nation gegen die Türken führen sollte.

Der Feldzug gegen Franz I. war kurz und glücklich. Karl drang weiter in Frankreich ein, als je ein deutsches Heer seit den Tagen Ottos II. gekommen war, schon zitterte Paris. Da indes mancherlei Erwägungen dem Kaiser eine maßvolle Benutzung seines Vortheils empfahlen, erhielt Franz I. im Frieden von Crespy (14. September 1544) ganz erträgliche Bedingungen. Aber 1544

ein höchst verfänglicher Artikel fand sich in dem Vertrag: Der König verpflichtete sich, den Kaiser nicht allein gegen die Türken, sondern auch zur Wiedervereinigung des Glaubens zu unterstützen. Zielte das auf den Papst oder auf die deutschen Protestanten?

---

18. Das Konzil von Trient. Der Ursprung des schmalkaldischen Krieges (1545).

Die Beschlüsse des Reichstags zu Speier machten in Rom tiefen Eindruck: um der Gefahr vorzubeugen, daß der für das Jahr 1545 anberaumte Reichstag die Religionsstreitigkeit selbständig schlichte, kündigte der Papst sofort ein Konzilium an; in Trient sollte es sich sammeln und seine Berathungen eher beginnen, als der Reichstag geschlossen sein konnte.

Damit sah Karl erreicht, was er so eifrig betrieben: keineswegs gedachte er sich in Trient zum blinden Werkzeug der Kurie machen zu lassen, vielmehr schwebte ihm der Gedanke an eine Reformation vor, die bei dem Papstthum ihren Anfang zu nehmen habe; aber er mußte in seiner Stellung als Kaiser darauf dringen, daß die Protestanten nun das Konzil beschickten, das auch von ihnen so oft gefordert war.

Allein mit nichten konnten die Protestanten diesem Ansinnen Folge leisten, auch waren sie durch ihre früheren Zusagen nicht gebunden. Stets hatten sie die Forderung eines „freien" Konzils gestellt: der Kaiser, wie ihre Gegner, wußten sehr wohl, daß damit eine „unparteiische" Kirchenversammlung gemeint war, nur daß sich der Kaiser diesen Ausdruck nicht hatte aufdringen lassen. Einer Versammlung, die sich in den hergebrachten Formen bewegte, konnten sie kein Vertrauen entgegenbringen: sie waren überzeugt, ihre Sache werde, wenn überhaupt untersucht, in Trient jedenfalls verdammt werden; hatte man es doch nicht einmal für nöthig gehalten, ihnen das Konzil anzukündigen. Die Forderung des Kaisers beantworteten sie daher mit der Forderung eines beständigen Friedens, der ihnen bis zu „dereinstiger christlicher Vergleichung" ohne Rücksicht auf das Trientiner Konzil gewährt werden solle. Mit Recht wiederum konnte Karl geltend machen, daß er sich dazu niemals verpflichtet habe. Er war entschlossen, ihre Unterwerfung zu erzwingen.

Wol ahnte die Mehrzahl der zu Worms versammelten evangelischen Fürsten die Gefahr, wol tauchte der Gedanke auf, unverzüglich zu den Waffen zu greifen, aber der Kurfürst Johann Friedrich predigte zur Unzeit Ruhe.

Und doch zeigte Karl schon jetzt an einer Stelle deutlich genug, was von ihm demnächst zu erwarten stand. Auch in seinen Niederlanden regten sich evangelische Sympathien: sie konnten trotz aller Gegenmaßregeln triumphiren, wenn die Reformation, welche in dem benachbarten Kölner Erzbisthum von einem der ersten Kirchenfürsten Deutschlands unternommen war, nicht gewaltsam unterdrückt wurde. Als der Kaiser im Mai des Jahres 1545 auf der Reise zum Wormser Reichstage durch Köln kam, sprach er gegen den Rath der Stadt unverhohlen aus, daß er nöthigenfalls selbst der Neuerung ein Ziel setzen werde.

1545

Hermann von Wied (geb. 1477), seit dem Jahre 1515 erwählter Erzbischof, war der Reformation von Anfang an zugethan, zog ähnlich gesinnte Männer an seinen Hof, besuchte im Jahre 1536 mit Joachim II. den Kurfürsten Johann Friedrich, verkehrte im Jahre 1540 zu Hagenau mit Hedio, Capito und Butzer und begann im Jahre 1542 die Reform. Melanchthon lieh ihm, wiewol erst auf wiederholte Einladung, seine Unterstützung (1543). An dem eigenthümlichen Verhältnisse eines geistlichen Kurfürstenthums scheiterte das Werk. Die Jesuiten hetzten in Rom, das Domkapitel besorgte Einbuße seiner Macht und seiner Einkünfte; es appellirte im Jahre 1544 an Papst und Kaiser, die Inquisition schritt gegen die dem Erzbischof Ergebenen ein. Klerus, Rath und Universität säumten nicht, gegen den Erzbischof gleichwie gegen einen Ketzer vorzugehen, in Rom ward ein Prozeß, dessen Ausgang vorauszusehen war, anhängig gemacht. Auf der Rückreise von Worms warnte Karl noch einmal den Erzbischof, der sich vergebens auf den Reichsabschied von 1541 berief. Aber, wie deutlich auch der Kaiser sich aussprach, der Erzbischof blieb unerschütterlich: er ersuchte den schmalkaldischen Bund, sich seiner Sache anzunehmen. Zum großen Verdrusse des Kaisers geschah dies wirklich, auch beschloß man dem Kurfürsten sofort Hilfe zu schicken (21. Januar 1546) wenn er thatsächlich angegriffen würde.

Zaghaftigkeit ließ sich den Protestanten nicht vorwerfen; ein weiterer Vorgang stärkte ihr Selbstvertrauen und ihr Ansehen im Reich. Herzog Heinrich von Braunschweig besetzte mit Hilfe einer ansehnlichen Söldnerschar — man wußte nicht, wer ihm die Geldmittel gewährt — im Herbst des Jahres 1545 sein Land wieder; da trieben ihn die vereinigten Fürsten von Sachsen und Hessen in die Flucht, der Herzog kam in hessische Gefangenschaft. Auch in weiteren Kreisen entwickelten sich die Dinge in einer den Evangelischen günstigen Weise. Der Pfalzgraf nahm am 17. Januar 1546 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, der neuerwählte Erzbischof von Mainz erbot sich zu einer „christlichen Reformation“. Da auch die geistlichen Fürsten fürchteten, die Macht des Kaisers würde übermäßig wachsen, wenn er die Beschlüsse des Konzils mit Gewalt ausführe, faßte Landgraf Philipp sogar den Plan, einen allgemeinen Bund der Fürsten von beiderlei Bekenntniß zu gründen, unter der Bedingung, daß keiner die zu Trient zu erwartenden Beschlüsse ausführen werde. Es konnte leicht kommen, daß die ständische Macht unter protestantischer Führung der kaiserlichen Autorität gegenüber trat. 1545

Das Konzil war zwar am 13. Dezember 1545 eröffnet worden, der Kaiser hatte mit dem Papst einen Hilfsvertrag geschlossen, er begann auch zu rüsten, aber er zögerte in die Aktion einzutreten, bis er sich den Erfolg nach Kräften gesichert hatte. Baiern wurde durch eine östreichische Heirath und die Aussicht auf die Kurwürde, welche dem Pfalzgrafen genommen werden sollte, leicht gewonnen, aber entscheidend war, daß sich in den Reihen der Protestanten selbst ein fluchwürdiger Verräther fand. Es war der mit dem Kurfürsten Johann Friedrich verfeindete Herzog Moritz von Sachsen, der Schwiegersohn des Landgrafen Philipp. Bis zum Frühjahr 1546 hatte er sich zu den Protestanten gehalten, obwol der Kaiser schon früher Versuche gemacht hatte, den jungen Fürsten, dessen Bestechlichkeit Granvella zuerst erkannt zu haben sich rühmte, in seinen Dienst und sein Interesse zu ziehen. Der einflußreichste Rath des Herzogs Moritz, Christoph von Carlowitz, führte die Verhandlung mit 1545

dem Kaiser, und Moritz begab sich zum Reichstag nach Regensburg, welchen übrigen evangelischen Fürsten nicht besuchten. Nach seiner Ankunft erst (24. war Karl zum Kriege entschlossen, er bewilligte die Forderungen des Her der zunächst nur die Stifter Magdeburg und Halberstadt verlangte, als l Ziel aber die Erlangung der Kurwürde im Auge hatte. Eine unbedingte U werfung unter die zukünftigen Beschlüsse des Konzils wollte aber auch M nicht zusagen: in Bezug auf einige Hauptpunkte der Lehre mußte Gran beruhigende Versicherungen geben.

---

19. Luthers Tod (1546). Seine Persönlichkeit.

Ein einziger Mann hätte vielleicht die Zwietracht der sächsischen Vettern, schon einmal, schlichten und damit den Abfall des Herzogs verhüten kön Dr. Martin Luther. Aber seit kurzem weilte er nicht mehr unter Lebenden. Schon seit dem Jahre 1539 wurde er von heftigen Krank anfällen wiederholt heimgesucht, im Jahre 1545 dachte er ernstlich daran, sogar von der Universität zurückzuziehen. Am Schlusse des Jahres 1545 er aufgefordert, einen Streit der Grafen Albrecht und Gerhard von M feld zu schlichten. Seine beiden Versuche scheiterten, dritte Reise, die er am 23. nuar 1546 antrat, brachte den Tod. Er kam am 28. nuar krank in Eisleben an, digte wiederholt, leitete die gleichsverhandlungen noch zum 16. Februar und stark 18. Februar, sanft und Kampf. Seine letzten W waren die dreimal in latein Sprache wiederholten Wort Psalms 31, V. 6 und ein liches „Ja" auf die Frage er auf die Lehre, welche e predigt, sterben wolle. Nac ihm in der Kirche zu Eis eine Leichenrede gehalten, w die sterblichen Ueberreste des formators in einem metal Sarge über Halle nach W berg geführt. In einem

1546



Luthers Bildniß von Lukas Cranach dem Aelteren in der Kathederwand der Aula des Augusteums zu Wittenberg.

Eigenhändiger Brief Luthers an seine Hausfrau Katharina.

Facsimile des Originals mit Siegelspuren auf der K. Bibliothek zu Berlin.

Adresse (auf der Rückseite): Meiner lieben Hausfrawen Kethe Lutherin von Bora.
Zu Handen

Vom 18. September 1541. (Katharina war wahrscheinlich auf ihrem Gute zu Zülsdorf.)

G & P (Gratiam et Pacem: Gnade und Friede.) Liebe Kethe. Ich lasse hiemit Urban zu dir lauffen, auff das du nicht erschrecken solt, ob ein Geschrey vom Türcken zu dir komen würde. Vnd mich wundert, das du so gar nichts her schreibest oder entbeutest, so du wol weißt das wir hie nicht on sorge sind für euch, Weil Meintz, Heintz und Viel vom Adel vun Meißen uns seer feind sind. Verkauffe vnd bestelle was du kanst, vnd kome heym. Denn als michs ansihet, so wills Dreck reg(n)en, Vnd unsere sünde wil Gott heymsuchen, durch seines zorns ruten. Hie mit Gott befolhen — Amen. Sontag nach Lamperti.

1541 M Luther.

G V Ich habe Kethe, Ich lasse hiemit, Urban zu
dir lauffen, auff das du nicht erschrecken solt, ob ein
geschrey vom Turcken zu dir komen wurde, Und mich
wundert, das du so gar nichts her schreibest, oder entbeutst,
So du doch weist das wir hie nicht on sor-
ge sind fur euch, Weil Mentz, ~~Meintz~~ Heintz und viel
vom Adel zum Meyssen uns seer feind sind. Verkeuffe
und bestelle was du kanst, und kom heym. Denn
als michs ansihet, so wils dreck regen, Und unser
sunde wil Gott heymsuchen, durch seines zorns ruten
Hie mit Gott befolhen Amen Dominica post Lamperti
1541

M Luther

Meiner lieben
Hausfrawen
Keithe Lutherin
Von Bora.
zu handen

geschriebene Sammlung der Predigten, in welchen Luther am Sonntage d
seinem Hausstande erläuterte.

Die Derbheiten, welche sich in Luthers Tischreden finden, die Grobhe
Streitschriften, kommen auf Rechnung des herrschenden Zeitgeistes, zum
freilich nur durch die überaus energische Individualität Luthers zu erkläre
schuldigen. Auf die späteren Theologen aber hat seine Schreibart keinen E
fluß ausgeübt.



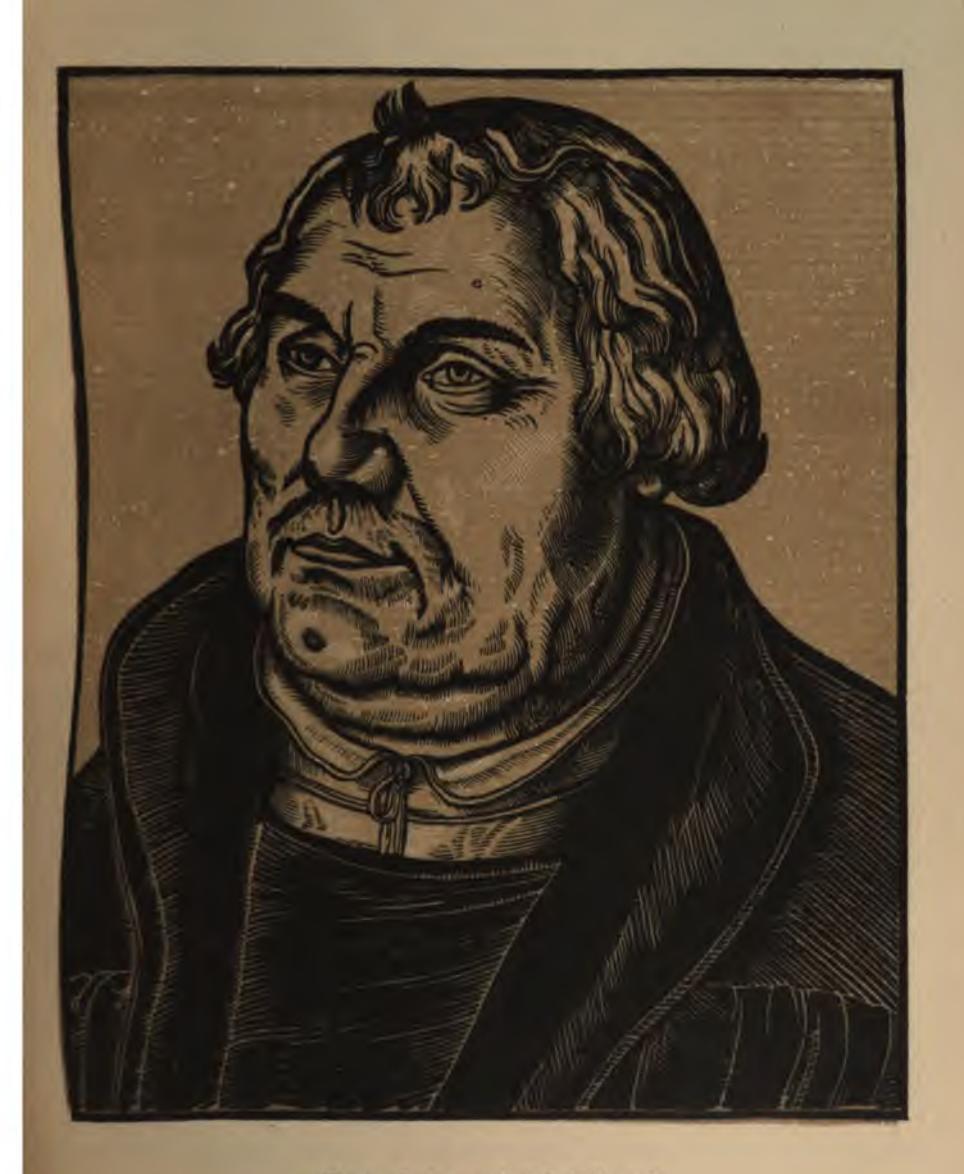
Luthers Wohnstube zu Wittenberg, wie sie heute noch erhalten ist.

20. Der schmalkaldische Krieg an der Donau (Juni bis Novemb

Längst hatte Karl den Krieg beschlossen, dennoch ließ er den R
Reichstag seinen Fortgang nehmen, bis seine Rüstungen beendigt
Den protestantischen Fürsten konnten aber die wahren Gesinnungen
nicht lange verborgen bleiben, sie rüsteten sich zur Vertheidigung; je
schmalkaldische Bund die Feuerprobe bestehen. Leider umfaßte er
protestantischen Stände, vor allem fehlten die Brandenburger; aber a
glieder waren nicht ganz einig, und Pfalz war noch immer nicht

Dennoch bewies man in der Stunde der Gefahr lobenswerthe
die oberländischen Städte stellten in kürzester Frist 12,000 Mann
den Oberbefehl übernahm Sebastian Schärtlin von Burte
alter kriegserfahrener Feldhauptmann, welcher die Eroberung von
macht. Der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen
seit des Thüringer Waldes eine ansehnliche Streitmacht zu vereinig

Ein Hauptfehler war, daß Schärtlin nicht gleich von Anfa
Gegnern mit rücksichtsloser Energie zu Leibe ging; es hing dies
sammen, daß man die Ausdehnung der Gefahr, die Anzahl der G
genügend kannte. Schärtlin mußte z. B. Baiern schonen, um es n
Seite Karls zu treiben, mit dem es doch längst verbündet war. G
sichtsvoll verfuhr man gegen den König Ferdinand, in der Meinung



Martin Luther nach Lukas Cranach.

Farbenholzschnitt wie sie vor und nach Luthers Tode zu Tausenden verbreitet wurden.



sich nicht für seinen Bruder erklären. Und doch hätte man wissen müssen, daß es einen Kampf auf Tod und Leben galt; am 20. Juli wurden Philipp und Johann Friedrich als pflicht- und eidbrüchige Rebellen in des Reiches Acht erklärt; an demselben Tage zogen die ersten spanischen Truppen in Regensburg ein: im August folgten italienische Scharen, namentlich päpstliche Hilfsvölker. 1546

Im Anfang hatten sich auch Philipp und Johann Friedrich zu Donauwörth mit der oberländischen Streitmacht vereinigt; sie zählten 35,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter. Den kühnen, aber richtigen Gedanken, dem Kaiser eine Schlacht anzubieten, es sei bei Regensburg, Landshut oder München, gaben sie wieder auf. Mit nutzlosen Hin- und Herzügen an der Donau verbrachten sie die Zeit: nicht einmal des wichtigen Ingolstadt versicherten sie sich in dem blinden Glauben an die bairische Neutralität. In der Nähe von Ingolstadt kam es am 30. August zu einer Kanonade, zu einer Entscheidungsschlacht hatte man auf beiden Seiten keine rechte Lust. Dann spielte Karl den Krieg nach Schwaben, errang aber auch hier keine größeren Erfolge, während seine des Klimas ungewohnten Truppen von der herbstlichen Witterung zu leiden hatten. Die Protestanten bezogen im Oktober ein festes Lager bei Giengen, um die schwäbischen Reichsstädte und Würtemberg zu schützen. Die Entscheidung wurde durch die offene Parteinahme des Herzogs Moritz herbeigeführt. Seine wahren Absichten hatte er so geschickt verborgen, daß die Kurfürstin von Sachsen nach der Aechtung ihres Gemahls nicht anders dachte, als daß der Vetter das Kurfürstenthum decken würde. Ja sie gab dem Herzog zu verstehen, jetzt sei es an der Zeit, den König Ferdinand aus Böhmen zu verdrängen, wo er, unterstützt durch die Utraquisten, sich selbst auf den Thron schwingen könne. Statt dessen verständigte sich Moritz mit Ferdinand über die Theilung der Beute: Carlowitz entwarf die Akte, durch welche seinem Herrn die Kurwürde zuerkannt wurde. Am 27. Oktober fertigte der Kaiser die Urkunde aus. Nun fielen böhmische Truppen, denen sich der Herzog anschloß, in das Kurfürstenthum ein, die überraschten Städte mußten Moritz huldigen, der sie bei ihrer Religion zu schützen versprach. Der Kaiser triumphirte, als diese Nachrichten ihm überbracht wurden: seine Freude war berechtigt, denn das Heer seiner Gegner, infolge mangelhafter Soldzahlung längst nicht mehr zuverlässig, trennte sich nun. Man wußte, die Trennung sei höchst gefährlich: aber sollte, konnte der Kurfürst seine Truppen in Schwaben zurückhalten, während ihm sein Erbland verloren ging? Am 23. November löste sich das Lager von Giengen auf: Karl behauptete Oberdeutschland. Er hatte die ganze Zeit hindurch eine Ruhe und Zuversicht gezeigt, die großartig und bewunderswerth sein würden, wüßte man nicht, daß er durch spanische List die Protestanten längst politisch besiegt hatte, ehe ein Schuß gefallen war. Aber freilich galt es nun, den Sieg in diesen Gegenden zu sichern. Das glückte über Erwarten leicht. Wo sollten die oberdeutschen Städte, das militärisch wichtige Ulm an der Spitze, den Muth und die Opferfreudigkeit hernehmen, allein den Kampf bis zum letzten Blutstropfen, bis zum letzten Heller durchzukämpfen! Der Kaiser, welcher ihnen weit weniger gram war, als den fürstlichen Häuptern

des Bundes, erleichterte ihnen die Unterwerfung. Er gab ihnen beruhige
sicherungen in der Religionssache; dafür demüthigten sie sich und füll
Geldsummen, von denen sie nicht die Hälfte in die Kriegskasse hatten
wollen, den Beutel des Siegers. Die Strafgelder konnte Karl vortrefflich b

Nach Ulms Unterwerfung konnte sich auch Würtemberg nicht beh
Ulrich mußte sich persönlich demüthigen und eine ungeheure Summe
1547 Am 29. Januar 1547 unterwarf sich Augsburg — die kaiserliche H
150,000 Gulden erkaufend —, etwas früher noch Frankfurt. Dann
das päpstliche Absetzungsurtheil, welches im November gegen den Er
von Köln ergangen war, vollstreckt. Trotz des Widerspruchs der Stände
der Koadjutor Adolf von Schaumburg zum Erzbischof erhoben, am
bruar 1547 verzichtete der achtzigjährige Hermann von Wied au
Würde: — er ist im evangelischen Glauben gestorben (15. August 1552
März erflehte auch Straßburg die Gnade des Kaisers; es erhielt si
glimpflicheren Bedingungen, als die übrigen Städte.

---

21. Das Konzil von Trient. Neues Zerwürfniß zwischen Kaiser Papst (1547).

Merkwürdig genug: indem der Kaiser die Protestanten demüthigte,
sich dem Trientiner Konzil nicht hatten unterwerfen wollen, ge
grade mit dieser Versammlung, noch mehr mit dem Papste, der sie beru
heftigen Streit. Es war eigentlich schon ein Widerspruch, daß der Ka
besiegten Protestanten religiöse Duldung verbürgte, während das Kon
sammenberufen war, um der Duldung ein Ende zu machen: dies war we
des Papstes Absicht, wenn auch nicht ganz die des Kaisers. Aber au
gingen die Meinungen und Wünsche Karls und dieser Versammlung w
einander. Das Konzil, welches nur einen geringen Theil der Geistlichk
gar keinen Deutschen umfaßte, repräsentirte die strenge mönchisch-
kanische Theologie, stand gänzlich unter päpstlichem Einfluß und ver
Lehre und Kultus jede Neuerung. Es erklärte sich ausdrücklich für die A
der Tradition und zeigte in seiner Mehrheit gegen die Protestanten ein
der zum Theil selbst den Legaten in Erstaunen setzte. Da der Kaiser
daß er die Protestanten durch bloße Gewalt nicht zur Unterwerfung un
Konzil nöthigen werde, so forderte er, daß wenigstens die Bekanntmach
Beschlüsse, welche einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Katholiken un
testanten begründeten, aufgeschoben würde. Der Papst beschloß diesem G
nicht zu entsprechen, weil er dem Kaiser grollte, daß er nicht seinem W
gemäß das Konzil an einen andern Ort übertragen wollte. Daher wur
1547 Dekrete am 13. Januar 1547 veröffentlicht: zugleich rief der Papst seine T
die er nur auf sechs Wochen geliehen, aus dem kaiserlichen Lager ab: er
Verbindungen mit Frankreich an. Schon erhoben sich in Italien aufrüh
Bewegungen gegen die von Karl V. hergestellte Ordnung der Dinge, s

ufstandsversuch des Grafen Fiesko gegen das kaiserlich=gesinnte Haus der oria in Genua (Januar 1547). Endlich übertrug der Papst das Konzil och von Trient nach Bologna — angeblich wegen einer in Trient ausgebrochenen Seuche —; nur der kleinere Theil der Versammelten blieb, dem Wunsche Karls gemäß, zur Stelle. Man sprach im kaiserlichen Hauptquartier on einer Unternehmung gegen Italien: zuvor aber mußte der deutsche Krieg iegreich beendigt werden.

22. Der Feldzug an der Elbe. Schlacht bei Mühlberg (1547).

Leichte, vollständige Erfolge hatte Johann Friedrich errungen, als er im Dezember 1546 mit seinen 20,000 Mann in Thüringen erschienen war. Im Sturm eroberte er sein eigenes Gebiet wieder, die Stifter Magdeburg und Halberstadt mußten ihm zu Halle huldigen, fast das ganze Land des Herzogs Moritz, außer Leipzig, nahm er ein. Nicht allein hier war die Bevölkerung auf seiner Seite, ein mächtiger Bundesgenosse zeigte sich in den utraquistischen Unterthanen der Krone Böhmen. Offen widersetzten sie sich dem Heeresaufgebot des Königs Ferdinand; husitische Weisen erklangen begeisternd, der Gedanke an ihre einstige Unabhängigkeit erwachte. Eine Versammlung in Prag beschloß ein Heer aufzustellen, aber nicht um den Kurfürsten zu bekriegen, sondern um das Eindringen „des fremden, unchristlichen hispanischen Volkes“ zu verhindern.

Ferdinand konnte dem Herzog nur geringe Hilfstruppen schicken, der Kaiser sandte den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach, der mit 1200 Reitern in der Stadt Rochlitz sein Hauptquartier nahm. Beide Fürsten wollten am 2. März vereint gegen Johann Friedrich ziehen, der bei Altenburg stand. Aber der Kurfürst kam dem Angriff zuvor; er überfiel den unvorsichtigen Markgrafen in Rochlitz und nahm ihn nebst seiner Schar gefangen.

Herzog Moritz war nun isolirt, König Ferdinand schrieb seinem Bruder, alles sei verloren. Und wahrlich, alles war verloren, wenn Johann Friedrich, in der Erkenntniß, daß nur ein vollständiger Sieg ihm Sicherheit gewähren könne, sich daran gemacht hätte, den Krieg im großen Stile zu führen. Er mußte Städte und Bauern Norddeutschlands in Bewegung setzen, mußte sich zum Kaiser der protestantischen Stände machen, die böhmischen Stände zu kräftigen Entschlüssen treiben. Schwer, unendlich schwer war ein solches Unternehmen, zumal jetzt, wo sich Joachim II. nicht scheute, dem Kaiser brandenburgische Truppen zu senden: und leider war Johann Friedrich nicht der Mann großartiger Pläne, herzhafter Entschlüsse.

Dagegen erfaßte Karl völlig die Bedeutung der Situation. Krank, wie er war, beschloß er, selbst mit einem Heere die Entscheidung zu bringen. Es kam ihm zu statten, daß eben sein alter Widersacher, der König Franz I. gestorben war, kurz nachdem er Sachsen seine Unterstützung verheißen. Der Kaiser traf seine Rüstungen in dem Bewußtsein des bevorstehenden Sieges.



Zum Ueberfluß wurde noch ein Vermittlungsversuch durch den Herzog von Kleve gemacht. Wie wäre an ein Abkommen zu denken gewesen, da Karl die Kurwürde längst an den Herzog vergeben hatte und von Johann Friedrich Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangte!

Ungehindert gelangte Karl nach Eger, wo er nebst Ferdinand und Moritz das Osterfest beging. Nichts wurde seinem Gegner verderblicher, als die auf Böhmen gesetzten Hoffnungen. Johann Friedrich hatte ursprünglich den äußerst verständigen Plan gehabt, nur seine Hauptfestungen zu vertheidigen und die Entscheidung hinter den Mauern des wohlbewehrten Magdeburg abzuwarten. In der Hoffnung auf böhmische Hilfe hatte er aber den Plan geändert und 1547 sich an der mittleren Elbe, bei Meißen, aufgestellt. Als aber nun (April 1547) der Kaiser statt der erwarteten Bundesgenossen aus Böhmen heranzog und ohne Widerstand zu finden in Sachsen eindrang, blieb dem Kurfürsten nur übrig, sich nach Wittenberg zurückzuziehen. Nur der Fluß trennte die beiden an Zahl äußerst ungleichen Heere; Karl war entschlossen mit Hilfe von Pontons oder durch eine Furt auf das rechte Ufer der Elbe hinüberzugehen. Am 23. April erfuhr er, daß der Kurfürst seine Stellung bei Meißen aufgegeben und sich bei Mühlberg festgesetzt habe.

Die Oertlichkeit war zur Vertheidigung trefflich geeignet: das an sich schon höhere Elbufer krönte ein Damm, der den Schützen Deckung bot. Zwar erhielten die Spanier durch einen Bauer Kenntniß von einer Furt, aber der Uebergang über den Fluß im Angesicht der Feinde war immerhin ein schweres Stück. Ein dichter Nebel begünstigte das Anrücken der Spanier; der Kurfürst hörte in Mühlberg eben die Sonntagspredigt, als die Kunde kam, man habe jenseits des Flusses große Reitergeschwader gesehen und trommeln gehört. Der Kurfürst, in der Meinung, es mit ganz unbedeutenden Streitkräften zu thun zu haben, gab zwar dem Fußvolk den Befehl zum Aufbruch, wartete aber die Beendigung des Gottesdienstes ab, ehe er sich entschloß mit der Reiterei zu folgen. Als die Rückwärtsbewegung des Fußvolkes schon begann, hatten die kurfürstlichen Arkebusiere, welche die am rechten Ufer liegenden sächsischen Pontons bewachen sollten, — denn auch Johann Friedrich führte eine Schiffsbrücke mit sich, — noch Widerstand geleistet. Das Feuer der spanischen Hakenschützen vertrieb sie; vergeblich versuchten sie, die Boote zu verbrennen. Eine Anzahl Spanier, die den Fluß durchschwommen, bemächtigten sich derselben: während Albas Reiter auf der glücklich aufgefundenen Furt den Fluß überschreiten, wird die Schiffbrücke für das Fußvolk schleunigst hergerichtet. Auf die Meldung, daß der Kurfürst nur geringe Streitkräfte bei sich habe, gab Karl den Befehl zum Vorrücken und setzte sich selbst an die Spitze der Verfolgung. Bald hatte man die Nachhut des fliehenden Feindes erreicht. Wol hätte sich der Kurfürst mit der Reiterei noch jetzt nach Wittenberg retten können, aber er wollte das Fußvolk nicht der sicheren Vernichtung preisgeben. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Feind abzuschütteln, sahen sich die sächsischen Befehlshaber genöthigt, drei Meilen hinter Mühlberg, nach sechs Uhr abends, dem Feinde die Spitze zu bieten. Man befand sich an dem Saume eines Waldes; der Kampf hatte nur den Zweck, dem Fußvolk, der Artillerie und dem Troß den Rückzug durch den Wald zu sichern. Nach einem vorübergehenden unbedeutenden Erfolge wurde die sächsische Reiterei durch einen gewaltigen Stoß Albas geworfen, und bald artete der Rückzug in regellose Flucht aus. Nur ein kleiner Theil des Heeres entkam nach Wittenberg, die meisten erlagen den Klingen der Spanier. Der Kurfürst, von den Seinen verlassen, mußte sich nach heldenmüthiger Gegenwehr dem Ritter Thilo von Trotha ergeben.



Kurfürst Johann Friedrich vor Karl V.

Aus der „historischen Chronik“ des Joh. Ludw. Gottfridus. (Augenscheinlich gute Nachbildung eines älteren Originals.)

Der Gefangene wurde vor den Kaiser geführt, der ihn höchst ungnädig
mpfing. Auch Karls Bruder Ferdinand gab dem blutbespritzten, gedemüthigten
ürsten harte Worte; den geistlichen Herren in Karls Umgebung war das
nglück des Ketzers eine wahre Augenweide.

Die Haltung des Kurfürsten war eine durchaus würdige; er verlor auch
en Gleichmuth nicht, als ihm sein Todesurtheil verkündet wurde. Der Ueber-
ieferung zufolge spielte er gerade mit dem Herzog Ernst von Braunschweig
Schach: „Vetter“, sagte Johann Friedrich, „gebt acht auf Euer Spiel; Ihr
eid matt.“ Wenn aber Karl V. wirklich im Ernste daran gedacht hatte, das
Urtheil zu vollstrecken, so ward er doch bald anderen Sinnes. Ein solcher Miß-
brauch des Sieges konnte die nationale Opposition gegen den gewaltthätigen
Fremden wachrufen; auch war das gut befestigte Wittenberg noch nicht erobert.
Die Räthe des Kaisers, selbst Alba, meinten, es sei besser, die Todesstrafe in
ewige Gefangenschaft zu verwandeln und sich Wittenberg einräumen zu lassen.

fanatischen Umgebung, die Gebeine des Erzketzers Luther auszugraben und zu verbrennen, wies der Kaiser kalt zurück. „Ich führe“, sagte er, „mit den Lebenden Krieg, nicht mit den Todten.“

Er wandte sich jetzt gegen den Landgrafen Philipp, an dessen Person ihm mehr gelegen war, als an Johann Friedrich. Wenngleich die Geschichte der Gefangennahme des Landgrafen noch nicht ganz aufgehellt ist, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß spanische Hinterlist dabei im Spiele war. Für Philipp hatte dessen Schwiegersohn Moritz von Sachsen verhandelt, aber der Kaiser verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade: eine Bedingung, auf die der Landgraf selbst jetzt nicht eingehen wollte, obschon die Treue seines Landadels wankte. Moritz und der Markgraf Joachim II. von Brandenburg erlangten vom Kaiser auch in der Folge nur die Zusicherung, der Landgraf solle im Falle seiner Unterwerfung weder mit dem Tode, noch mit ewigem Gefängniß, wie Johann Friedrich, gestraft werden. Als dann die einzelnen Artikel der Kapitulation festgestellt wurden, war von „ewigem Gefängniß“ nicht weiter die Rede, ja mehrere Artikel schienen zur Voraussetzung zu haben, daß Philipp seine Freiheit behalten



Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen.
Standbild an dem ihm von seinem Sohne errichteten Prachtmonument aus Alabaster und schwarzem Marmor in der St. Martinskirche zu Kassel, angefertigt von Meister Gottfro.

dürfe. Freies Geleit an das Hoflager, wo Philipp die Verzeihung des Kaisers er-flehen sollte, hatte zwar weder Karl, noch König Ferdinand zugesagt; der letzte aber gestattete, daß dies die vermittelnden Fürsten thaten. Der Bischof von Arras ließ ruhig geschehen, daß dies Geleit erneuert wurde, als das Hoflager nach Halle verlegt wurde. Eine Anfrage an Karl, ob er den Landgrafen trotz des Geleites festhalten werde, mußte selbstverständlich unterbleiben. Karl wußte, daß die Kurfürsten von irrthümlichen Voraussetzungen ausgingen, aber er be-richtigte sie nicht: mochte sich der gutmüthige Deutsche immerhin vertrauensselig selbst in seine Hände liefern.

Am 19. Juni erschien Philipp in Halle, um Abbitte zu leisten; er sah den Akt als eine Ceremonie an, über die man sich leichten Sinnes hinwegsetzen müsse, — hatte er doch wenigstens seinen Besitzstand ungeschmälert bewahrt. Während er vor dem Kaiser kniete, sein Kanzler die Abbitte verlas, soll er sogar zum höchsten Unwillen des Kaisers mehrmals spöttisch gelächelt haben. Auffällig war freilich, daß keine gnädige Handbewegung nach geleisteter Abbitte zum Aufstehen einlud, — der Landgraf erhob sich ungeheißen, — auch reichte ihm der Kaiser die Hand der Versöhnung nicht. Trotzdem schöpfte Philipp keinen Verdacht und folgte am Abend einer Einladung des Herzogs von Alba. Als er nach dem Abendessen sich entfernen wollte, wurde ihm eröffnet, daß er ein Gefangener sei.

Vergebens waren die Vorstellungen, welche Moritz und Joachim dem Herzog Tags darauf dem Kaiser machten. Er entgegnete, daß er dem Uebereinkommen gemäß den Landgrafen keineswegs in ewiger Gefangenschaft zu halten gedenke. Hoffnungslos und grollend verließen die Fürsten den Kaiser, der seine gefähr-lichsten Feinde triumphirend als Gefangene mit sich führte.

Auch den Böhmen erging es nach dem Siege des Kaisers übel; besonders die Städte, in erster Linie Prag, mußten die schwersten Bedingungen zugestehen. Dagegen gelang dem Herzog Erich von Braunschweig die Eroberung Bremens nicht: vielmehr wurde er nach seinem Abzuge durch das begeisterte Entsatzheer der Evangelischen am 23. Mai bei Drakenborg völlig geschlagen. Karl V. selbst verzichtete trotz der Mahnungen Ferdinands auf die Unterwerfung von Niedersachsen.

---

23. Der Reichstag zu Augsburg. Das Interim (1548) und seine Einführung.

Nach zwei Seiten gedachte Karl V. die überlegene Stellung, die ihm der Sieg verschaffte auszunutzen: Papst und Konzil, das Reich sollte sich seinem Willen unbedingt beugen. In jener Hinsicht erreichte er nichts: man willigte weder in eine Revision der trientiner Beschlüsse, noch in die Zurückverlegung des Konzils nach Trient. Die Entzweiung zwischen Papst und Kaiser kam zum völligen Bruch; am 16. Januar 1548 protestirten Karls Bevollmächtigte zu Bologna gegen alles, was hier beschlossen werden würde; sie stellten in Aus-sicht, daß der Kaiser kraft seiner Würde sich der vom Papst vernachlässigten Kirche annehmen werde.

Bis zu welchem Grade das Reich sich der kaiserlichen Obergewalt fügte,
igte sich auf der am 1. September 1547 eröffneten Versammlung zu Augsburg.
amentlich im Bunde mit dem Fürstenkollegium setzte Karl durch, was ihm be-
ebte. Auf ihren Betrieb wurde bestimmt, daß alle Beisitzer des Kammergerichts
em katholischen Bekenntniß angehören müßten: dafür gewährten sie die For-
erung, daß die Besetzung des Kammergerichts dem Kaiser anheimgestellt werde.
Man bewilligte eine Türkenhilfe, man nahm den burgundischen Kreis in den
Schutz und Schirm des Reiches auf, und zwar so, daß dieser Landestheil an
allen Vorzügen der Verbindung, fast gar nicht an den Lasten betheiligt wurde.
Kaiserthum und Reich fielen ja bei dem Oberhaupt des spanisch-östreichischen
Hauses mit nichten zusammen. Man bewilligte, wenn auch nicht ohne anfäng-
liches Widerstreben Beiträge zu einer Reichskriegskasse. Man erstarb in Aus-
drücken der Unterthänigkeit gegen den „gnädigsten" Kaiser, als dieser ablehnte,
das fremde Kriegsvolk zu entlassen, dessen Uebermuth schwer genug empfunden
wurde. Ohne Widerspruch vergab Karl zwei Kurfürstenthümer: am 24. Februar
1548 erhielt **Moritz** den Lohn seines Verrathes, am 8. April wurde der neue 1548
Erzbischof von Köln geweiht: es hätte niemand den Kaiser gehindert, dem Baiern-
herzog die pfälzische Kur zu übertragen. Schon nahm auch König Ferdinand
des Würtembergers Land, das er durch seine Theilnahme am Kriege verwirkt,
in Anspruch.

Auch die Regelung der religiösen Frage konnte Karl nach eigenem Ermessen
vornehmen. Die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche verwarf er trotz
der Mahnungen seines Beichtvaters. Der Papst hatte nicht verdient, daß der
Kaiser seine Interessen verfocht; auch hielt Karl die völlige Restauration für
unausführbar. Darum nahm er den Gedanken auf, ohne Theilnahme des Papstes
innerhalb des Reiches eine Vereinbarung beider Parteien zu treffen. Dem Rathe
Ferdinands folgend, beauftragte er zwei Theologen der verschiedenen Richtungen,
den gemäßigten **Julius Pflug**, und den strengkatholischen mainzischen Weih-
bischof **Helding** mit der Abfassung eines Entwurfs; auch der protestantische
Hofprediger Joachims II., **Johann Agrikola**, nahm an der Arbeit, wenn
auch einflußlos, theil. Natürlich war das Resultat der alten Kirche günstig:
bloß die Priesterehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gab man zu:
es blieb bei der Siebenzahl der Sakramente, der Transsubstantiation, der An-
rufung der Heiligen und den alten Kultusgebräuchen: dem Papste und der
Kirche wurden ihre Rechte gewahrt.

Leicht ließ sich der kurzsichtige Joachim II. bewegen, dem Entwurf beizu-
stimmen, der Pfälzer folgte: nur mit Widerstreben Kurfürst Moritz, der doch die
gegenwärtige Situation geschaffen. Um die unbedeutenderen Fürsten, wie Johann
von Küstrin, kümmerte sich Karl wenig. Aber die altgläubige Partei, vom Papste
beeinflußt, wollte nicht einmal so mäßige Zugeständnisse gewähren; sie erlaubte
ich, dem Kaiser bemerklich zu machen, daß er seine Befugnisse überschreite, daß
cht alle vorgeschlagenen Sätze gut katholisch seien. Diesem Widerstande gegen-
er gab der Kaiser seinen Plan auf, daß der neue Entwurf für alle seine

dem Kaiser, und Moritz begab sich zum Reichstag nach Regensburg, welchen die übrigen evangelischen Fürsten nicht besuchten. Nach seiner Ankunft erst (24. Mai) war Karl zum Kriege entschlossen, er bewilligte die Forderungen des Herzogs, der zunächst nur die Stifter Magdeburg und Halberstadt verlangte, als letztes Ziel aber die Erlangung der Kurwürde im Auge hatte. Eine unbedingte Unterwerfung unter die zukünftigen Beschlüsse des Konzils wollte aber auch Moritz nicht zusagen: in Bezug auf einige Hauptpunkte der Lehre mußte Granvella beruhigende Versicherungen geben.

---

19. Luthers Tod (1546). Seine Persönlichkeit.

Ein einziger Mann hätte vielleicht die Zwietracht der sächsischen Vettern, wie schon einmal, schlichten und damit den Abfall des Herzogs verhüten können: Dr. Martin Luther. Aber seit kurzem weilte er nicht mehr unter den Lebenden. Schon seit dem Jahre 1539 wurde er von heftigen Krankheitsanfällen wiederholt heimgesucht, im Jahre 1545 dachte er ernstlich daran, sich sogar von der Universität zurückzuziehen. Am Schlusse des Jahres 1545 ward er aufgefordert, einen Streit der Grafen Albrecht und Gerhard von Mansfeld zu schlichten. Seine ersten beiden Versuche scheiterten, die dritte Reise, die er am 23. Januar 1546 antrat, brachte ihm den Tod. Er kam am 28. Januar krank in Eisleben an, predigte wiederholt, leitete die Ausgleichsverhandlungen noch bis zum 16. Februar und starb am 18. Februar, sanft und ohne Kampf. Seine letzten Worte waren die dreimal in lateinischer Sprache wiederholten Worte des Psalms 31, V. 6 und ein deutliches „Ja“ auf die Frage, ob er auf die Lehre, welche er gepredigt, sterben wolle. Nachdem ihm in der Kirche zu Eisleben eine Leichenrede gehalten, wurden die sterblichen Ueberreste des Reformators in einem metallenen Sarge über Halle nach Wittenberg geführt. In einem groß-

1546



Luthers Bildniß von Lukas Cranach dem Aelteren in der Kathederwand der Aula des Augusteums zu Wittenberg.

Vererbung konnte ohnehin nicht die Rede sein — eher der deutschen, als der spanischen Linie zukämen. Indessen ging Ferdinand in einem Vertrage (am 9. März 1551) doch insofern auf das Begehren seines Bruders ein, daß er versprach, nach seiner dereinstigen Erhebung zum Kaiser für Philipps Wahl zum Könige nach Kräften einzutreten. Der Prinz dagegen verhieß seinem Oheim jede Unterstützung, besonders auch in der Angelegenheit des heiligen Glaubens.

Auch in der Religionssache war der Kaiser der Erfüllung seiner Wünsche ganz nahe gekommen. Pauls III. Nachfolger Julius III. hatte das Konzil nach Trient zurückverlegt. Auch die Protestanten waren, mit neuen Bekenntnißschriften versehen, — einer sächsischen und einer würtembergischen Konfession — erschienen. Der Kaiser zeigte sich ihren Hauptforderungen, daß die früheren Trientiner Beschlüsse unverbindlich sein sollten und die Formen der konziliaren Berathung geändert werden müßten, geneigt: nur durch einen derartigen Druck vermochte er den nie aufgegebenen Plan einer allgemeinen Reformation, die zur Herstellung der Einheit führen könne, dem Papstthum gegenüber durchzuführen. Es war ihm nicht ungelegen, wenn der Gesandte des Kurfürsten Moritz kühnlich daran erinnerte, daß ein Konzil über dem Papst stehe. Indes konnte der Kaiser nur zum Ziele gelangen, wenn sich die allgemeinen politischen Zustände friedlich entwickelten, wenn das besiegte Deutschland in unterwürfiger Ruhe verharren mußte. Nach beiden Richtungen zeigten sich die Vorboten eines bedrohlichen Sturmes.

---

25. Die religiös-nationale Opposition in Deutschland.

Während die evangelischen Fürsten und die oberdeutschen Städte sich dem Kaiser so schnell gefügt hatten, trotzte das glaubensstarke Magdeburg selbst der Reichsacht, an deren Ausführung sich zunächst allerdings niemand wagen mochte. Als endlich, im November 1550 unter Anführung des Kurfürsten Moritz ein förmlicher Reichskrieg gegen die Stadt eröffnet wurde, bewahrte die Bürgerschaft gleichwol ihre wackere Haltung. Das Glück der Waffen schwankte hin und her, mit allgemeiner Spannung wartete man den Ausgang ab. Nicht allein hier im Norden regte sich der nationale Unwille, auch im Süden rief die schroffe, vom Kaiser begünstigte katholische Reaktion, rief das unverschämte Gebahren des spanischen Kriegsvolkes lebhafte Entrüstung hervor. Schon machten die Fürsten dem Kaiser darüber ärgerliche Vorstellungen: ja, als er seinen Sohn Philipp mit den Niederlanden feierlich belehnen wollte, verhinderten die Einwände der Fürsten den eigentlichen Akt. Dazu kam, daß Karl den Landgrafen Philipp, dessen er sich durch List bemächtigt, noch immer gefangen hielt und sogar in enger, drückender Haft, seit der Fürst einen erfolglosen Fluchtversuch gemacht hatte. Es schien, als wolle Karl ihn vor seiner letzten Stunde nicht frei lassen: dann war ja noch immer das Versprechen, ihn nicht ewig gefangen zu halten, gelöst. Nicht allein die evangelischen, auch die katholischen [illegible]

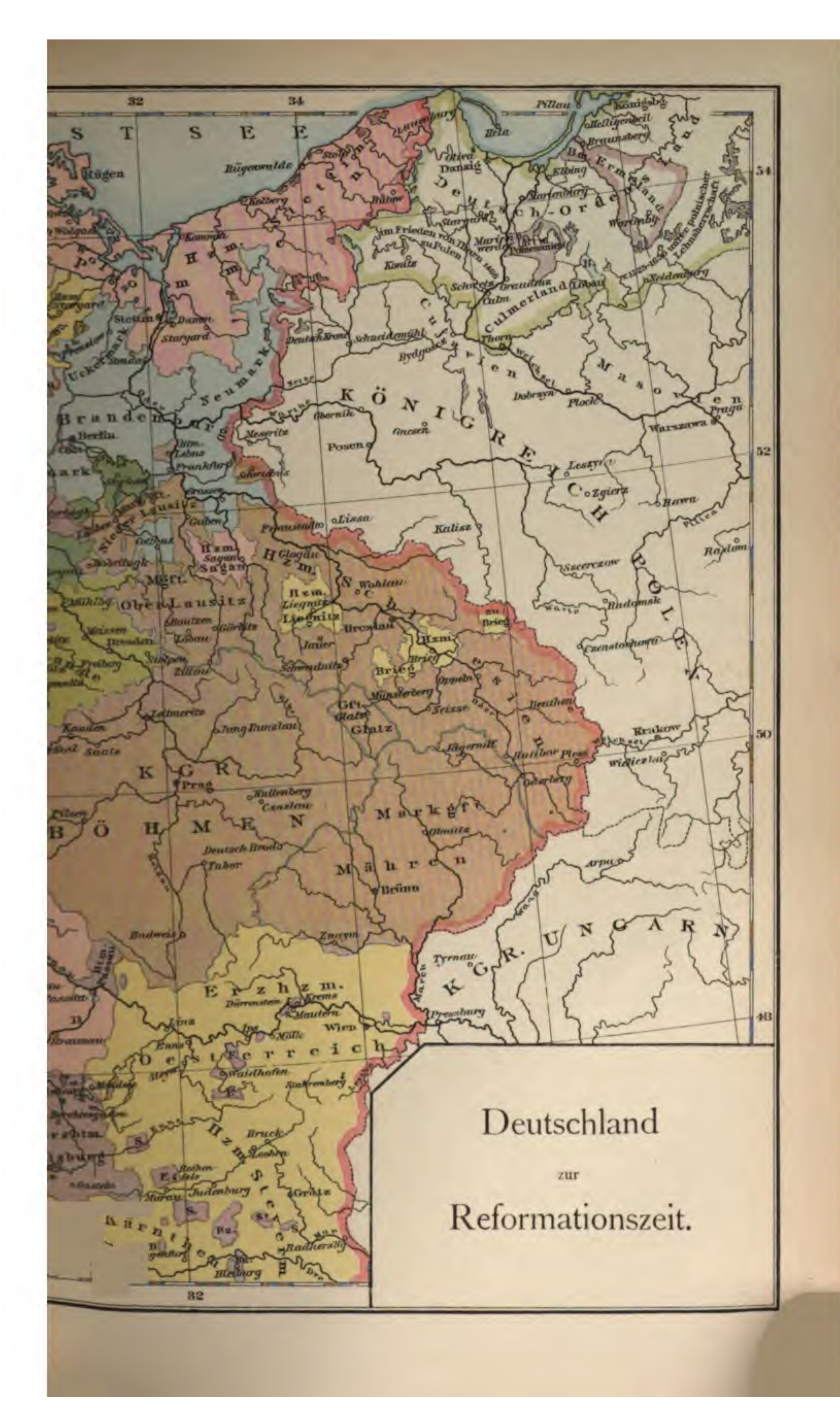
1550

G. v. F. Liebe Kethe, Ich lass hiemit Urban zu
dir lauffen, auff das du nicht erschrecken solt, ob ein
geschrey vom Türcken zu dir komen wurde. Vnd mich
wundert, das du so gar nichts her schreibest, odder entbeutest,
so du doch wol weist das wir hie nicht on sor-
ge sind fur euch, weil Meintz, Heintz vnd viel
vom Adel zu Meissen vns sehr feind sind. Verkeuffe
vnd bestelle was du kanst, vnd kome heym. Denn
als michs ansihet, so wils dreck regen, vnd vnser
sunde will Gott heymsuchen, durch seines zorns ruten.
Hie mit Gott befolhen Amen. Sontags nach Lamperti

1541

M. Luther

Meiner lieben
Hausfrawen
Kethe Lutherin
von Bora
zu ihr hand



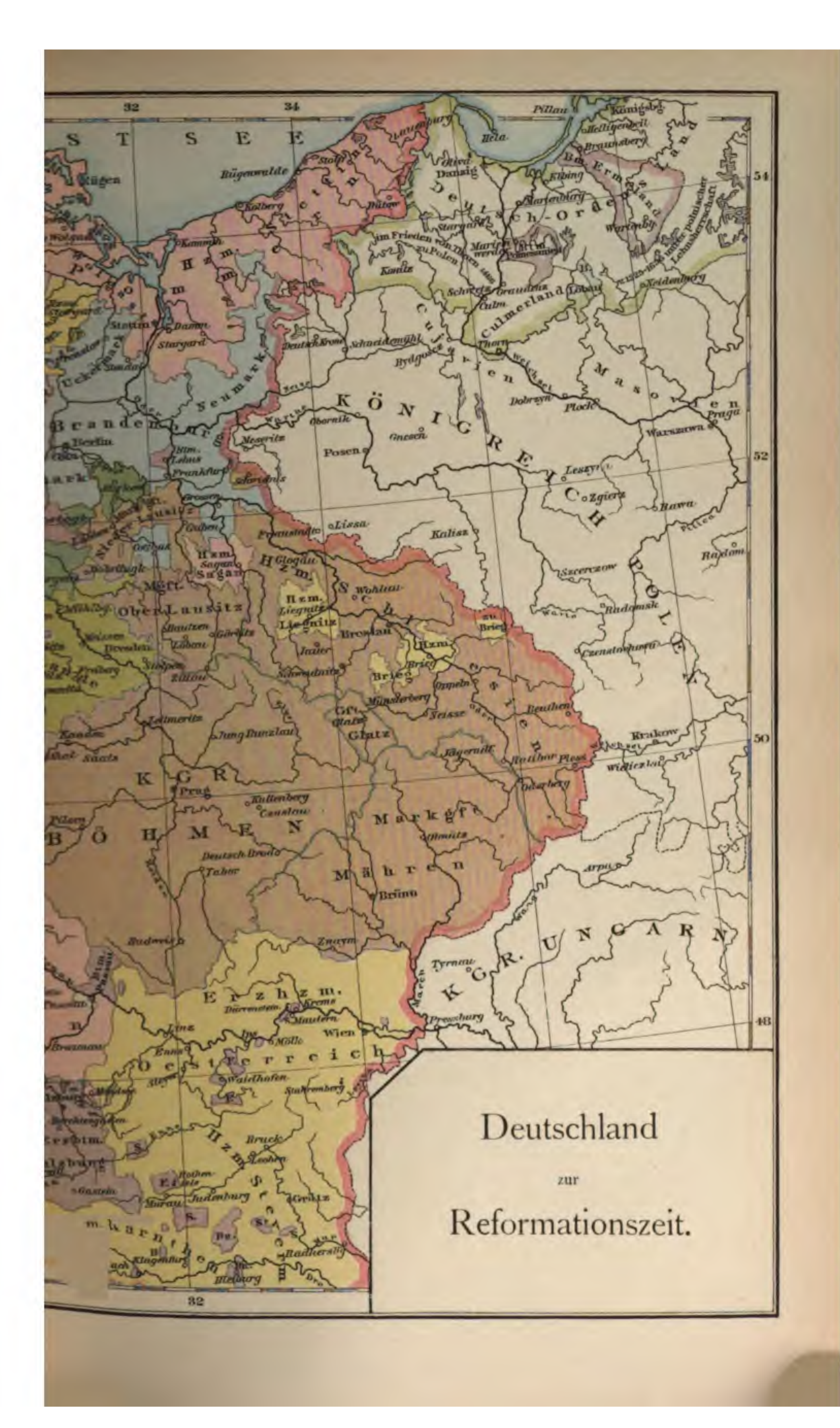
Deutschland zur Reformationszeit.

undten sich für seine Befreiung: bis jetzt ohne Erfolg. War in dem Land-
afen nicht die deutsche Fürstenfreiheit überwältigt? Der Haß, welcher in erster
nie den Spaniern galt, wurde auf Karl übertragen; auch den Kurfürsten Moritz
rfolgte der nationale Unwille als des Kaisers dienstbeflissenen Helfershelfer,
r sich nun auch gegen Magdeburg gebrauchen lasse. In seinem eigenen Lande
ihlte Moritz den Boden unter den Füßen schwanken. Die allgemeine Aufregung
ußerte sich auch in eifrigem Besuch der protestantischen Kirchen; die katholische
Geistlichkeit verzweifelte daran, den gemeinen Mann auf die Dauer zu knechten.

Aber trotz der weitverbreiteten Mißstimmung konnte die Nation an eine
gewaltsame Aenderung der Lage nicht denken, es sei denn, daß der Fürst, welcher
dem Kaiser zum Siege über die Protestanten verholfen hatte, sich von ihm los-
sagte. Schon längst folgte Moritz dem Kaiser nicht mehr unbedingt: er steigerte
die Abneigung gegen Karls Successionspläne bei seinem Neffen Maximilian, er
näherte sich den Söhnen des gefangenen Landgrafen, ja im Sommer d. J. 1550
trat er in Beziehung zu Frankreich, das den Kampf gegen das Haus Habsburg
in jedem Augenblick wiederaufzunehmen bereit stand. Zu einem förmlichen Ent-
schlusse kam Moritz erst vor den Mauern Magdeburgs: an seiner Entscheidung
hatte der Markgraf Hans von Küstrin nicht geringen Antheil. Am 20. Februar
1551 versprach ihm Moritz „zur Erhaltung der Augsburger Konfession und der
deutschen Freiheit“ Land und Leute zu wagen. Um sich die Geldmittel zum
Kriege zu verschaffen, der ursprünglich nur auf Abwehr und Vertheidigung zielte,
traten die Verbündeten in Verkehr mit Frankreich, England, Dänemark und
Polen. Allein der französische König, auf dessen Beistand das meiste ankam,
sah die Sache anders an. Er forderte als Preis seiner Hilfe ein gegen den
Kaiser gerichtetes Angriffsbündniß: eine Forderung, welche Hans von Küstrin
wenigstens nicht bewilligen wollte. Außerdem verlangte Frankreich die Abtretung
der vier französisch-redenden Reichsstädte Metz, Toul, Verdun und Cambray,
die König Heinrich II. als Reichsvikar verwalten wollte. Traurig genug, daß
man ein Uebel nur durch ein anderes vertreiben konnte. Der Kurfürst Moritz
mußte wol oder übel in diese Bedingung willigen, doch behielt er die Rechte des
Reiches ausdrücklich vor. An dem Abschluß des Vertrages (15. Januar 1552)
betheiligte sich auch ein brandenburgischer Fürst, Markgraf Albrecht Alcibiades
von Kulmbach, den wir im schmalkaldischen Kriege unter der kaiserlichen Fahne
sahen. Ein genialer, aber leichtsinniger Mann, ein talentvoller Heerführer und
Draufgänger, konnte er der protestantischen Sache von größtem Nutzen sein.

1551 | 1552

Bis in den August 1551 hatte Moritz, um keinen Verdacht zu erregen, die
Belagerung von Magdeburg fortsetzen müssen, dann eröffnete er Unterhandlungen,
verhieß der Bürgerschaft, eigenmächtig und ohne sich an die Vorschriften des
Kaisers zu kehren, eine günstige Kapitulation: am 9. November erschlossen sich
ihm die Stadtthore, bei dem Denkmal Ottos des Großen huldigten ihm Rath
und Gemeinde. Sein Heer behielt Moritz aber noch beisammen; gleichzeitig
gingen deutsche Söldner, schlachtenerprobte Kriegsknechte, nach Frankreich ab.



32
34
S T S E E
Pillau
Königsberg
Heiligenbeil
Braunsberg
Hela
Danzig
Elbing
Marienburg
Rügen
Rügenwalde
Stolp
Kolberg
Bütow
Deutsch-Orden
Ermland
Culmerland
Thorn
Graudenz
Culm
Schwetz
Konitz
Stargard
Stettin
Neumark
Brandenburg
Berlin
Frankfurt
KÖNIGREICH POLEN
Posen
Gnesen
Warszawa
Praga
Plock
Dobrzyn
Masovien
Kalisz
Lissa
Glogau
Sagan
Liegnitz
Breslau
Brieg
Oppeln
Neisse
Glatz
Jauer
Schweidnitz
Münsterberg
Beuthen
Ratibor
Pless
Krakow
Wieliczka
Radomsk
Czenstochau
Rawa
Radom
Ober Lausitz
Bautzen
Görlitz
Zittau
Dresden
Leitmeritz
Jung Bunzlau
K. G R.
Prag
Kuttenberg
Caslau
BÖHMEN
Pilsen
Deutsch Brod
Tabor
Markgf.
Mähren
Brünn
Olmütz
Budweis
Znaym
K. G R. UNGARN
Tyrnau
Pressburg
Erzhzm.
Oesterreich
Linz
Enns
Wien
Krems
Steyr
Waidhofen
Starhemberg
Hzm. Steiermark
Bruck
Leoben
Grätz
Judenburg
Murau
Radkersburg
Kärnthen
Klagenfurt
Bleiburg
52
50
48
54
32
Deutschland
zur
Reformationszeit.

des Bundes, erleichterte ihnen die Unterwerfung. Er gab ihnen beruhigende Zusicherungen in der Religionssache; dafür demüthigten sie sich und füllten mit Geldsummen, von denen sie nicht die Hälfte in die Kriegskasse hatten zahlen wollen, den Beutel des Siegers. Die Strafgelder konnte Karl vortrefflich brauchen.

Nach Ulms Unterwerfung konnte sich auch Würtemberg nicht behaupten; Ulrich mußte sich persönlich demüthigen und eine ungeheure Summe erlegen. 1547 Am 29. Januar 1547 unterwarf sich Augsburg — die kaiserliche Huld mit 150,000 Gulden erkaufend —, etwas früher noch Frankfurt. Dann wurde das päpstliche Absetzungsurtheil, welches im November gegen den Erzbischof von Köln ergangen war, vollstreckt. Trotz des Widerspruchs der Stände wurde der Koadjutor Adolf von Schaumburg zum Erzbischof erhoben, am 25. Februar 1547 verzichtete der achtzigjährige Hermann von Wied auf seine Würde: — er ist im evangelischen Glauben gestorben (15. August 1552). Im März erflehte auch Straßburg die Gnade des Kaisers; es erhielt sie unter glimpflicheren Bedingungen, als die übrigen Städte.

---

21. Das Konzil von Trient. Neues Zerwürfniß zwischen Kaiser und Papst (1547).

Merkwürdig genug: indem der Kaiser die Protestanten demüthigte, weil sie sich dem Trientiner Konzil nicht hatten unterwerfen wollen, gerieth er grade mit dieser Versammlung, noch mehr mit dem Papste, der sie berufen, in heftigen Streit. Es war eigentlich schon ein Widerspruch, daß der Kaiser den besiegten Protestanten religiöse Duldung verbürgte, während das Konzil zusammenberufen war, um der Duldung ein Ende zu machen: dies war wenigstens des Papstes Absicht, wenn auch nicht ganz die des Kaisers. Aber auch sonst gingen die Meinungen und Wünsche Karls und dieser Versammlung weit auseinander. Das Konzil, welches nur einen geringen Theil der Geistlichkeit, und gar keinen Deutschen umfaßte, repräsentirte die strenge mönchisch-dominikanische Theologie, stand gänzlich unter päpstlichem Einfluß und verwarf in Lehre und Kultus jede Neuerung. Es erklärte sich ausdrücklich für die Autorität der Tradition und zeigte in seiner Mehrheit gegen die Protestanten einen Haß, der zum Theil selbst den Legaten in Erstaunen setzte. Da der Kaiser wußte, daß er die Protestanten durch bloße Gewalt nicht zur Unterwerfung unter das Konzil nöthigen werde, so forderte er, daß wenigstens die Bekanntmachung der Beschlüsse, welche einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten begründeten, aufgeschoben würde. Der Papst beschloß diesem Ersuchen nicht zu entsprechen, weil er dem Kaiser grollte, daß er nicht seinem Wunsche gemäß das Konzil an einen andern Ort übertragen wollte. Daher wurden die 1547 Dekrete am 13. Januar 1547 veröffentlicht: zugleich rief der Papst seine Truppen, die er nur auf sechs Wochen geliehen, aus dem kaiserlichen Lager ab: er knüpfte Verbindungen mit Frankreich an. Schon erhoben sich in Italien aufrührerische Bewegungen gegen die von Karl V. hergestellte Ordnung der Dinge, so jener

Aufstandsversuch des Grafen Fiesko gegen das kaiserlich-gesinnte Haus der Doria in Genua (Januar 1547). Endlich übertrug der Papst das Konzil doch von Trient nach Bologna — angeblich wegen einer in Trient ausgebrochenen Seuche —; nur der kleinere Theil der Versammelten blieb, dem Wunsche Karls gemäß, zur Stelle. Man sprach im kaiserlichen Hauptquartier von einer Unternehmung gegen Italien: zuvor aber mußte der deutsche Krieg siegreich beendigt werden.

---

22. Der Feldzug an der Elbe. Schlacht bei Mühlberg (1547).

Leichte, vollständige Erfolge hatte Johann Friedrich errungen, als er im Dezember 1546 mit seinen 20,000 Mann in Thüringen erschienen war. Im Sturm eroberte er sein eigenes Gebiet wieder, die Stifter Magdeburg und Halberstadt mußten ihm zu Halle huldigen, fast das ganze Land des Herzogs Moritz, außer Leipzig, nahm er ein. Nicht allein hier war die Bevölkerung auf seiner Seite, ein mächtiger Bundesgenosse zeigte sich in den utraquistischen Unterthanen der Krone Böhmen. Offen widersetzten sie sich dem Heeresaufgebot des Königs Ferdinand; husitische Weisen erklangen begeisternd, der Gedanke an ihre einstige Unabhängigkeit erwachte. Eine Versammlung in Prag beschloß ein Heer aufzustellen, aber nicht um den Kurfürsten zu bekriegen, sondern um das Eindringen „des fremden, unchristlichen hispanischen Volkes" zu verhindern.

Ferdinand konnte dem Herzog nur geringe Hilfstruppen schicken, der Kaiser sandte den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach, der mit 1200 Reitern in der Stadt Rochlitz sein Hauptquartier nahm. Beide Fürsten wollten am 2. März vereint gegen Johann Friedrich ziehen, der bei Altenburg stand. Aber der Kurfürst kam dem Angriff zuvor; er überfiel den unvorsichtigen Markgrafen in Rochlitz und nahm ihn nebst seiner Schar gefangen.

Herzog Moritz war nun isolirt, König Ferdinand schrieb seinem Bruder, alles sei verloren. Und wahrlich, alles war verloren, wenn Johann Friedrich, in der Erkenntniß, daß nur ein vollständiger Sieg ihm Sicherheit gewähren könne, sich daran gemacht hätte, den Krieg im großen Stile zu führen. Er mußte Städte und Bauern Norddeutschlands in Bewegung setzen, mußte sich zum Kaiser der protestantischen Stände machen, die böhmischen Stände zu kräftigen Entschlüssen treiben. Schwer, unendlich schwer war ein solches Unternehmen, zumal jetzt, wo sich Joachim II. nicht scheute, dem Kaiser brandenburgische Truppen zu senden: und leider war Johann Friedrich nicht der Mann großartiger Pläne, herzhafter Entschlüsse.

Dagegen erfaßte Karl völlig die Bedeutung der Situation. Krank, wie er war, beschloß er, selbst mit einem Heere die Entscheidung zu bringen. Es kam ihm zu statten, daß eben sein alter Widersacher, der König Franz I. gestorben war, kurz nachdem er Sachsen seine Unterstützung verheißen. Der Kaiser traf seine Rüstungen in dem Bewußtsein des bevorstehenden Sieges.

Zum Ueberfluß wurde noch ein Vermittlungsversuch durch den Herzog von Kleve gemacht. Wie wäre an ein Abkommen zu denken gewesen, da Karl die Kurwürde längst an den Herzog vergeben hatte und von Johann Friedrich Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangte!

Ungehindert gelangte Karl nach Eger, wo er nebst Ferdinand und Moritz das Osterfest beging. Nichts wurde seinem Gegner verderblicher, als die auf Böhmen gesetzten Hoffnungen. Johann Friedrich hatte ursprünglich den äußerst verständigen Plan gehabt, nur seine Hauptfestungen zu vertheidigen und die Entscheidung hinter den Mauern des wohlbewehrten Magdeburg abzuwarten. In der Hoffnung auf böhmische Hilfe hatte er aber den Plan geändert und sich an der mittleren Elbe, bei Meißen, aufgestellt. Als aber nun (April 1547) der Kaiser statt der erwarteten Bundesgenossen aus Böhmen heranzog und ohne Widerstand zu finden in Sachsen eindrang, blieb dem Kurfürsten nur übrig, sich nach Wittenberg zurückzuziehen. Nur der Fluß trennte die beiden an Zahl äußerst ungleichen Heere; Karl war entschlossen mit Hilfe von Pontons oder durch eine Furt auf das rechte Ufer der Elbe hinüberzugehen. Am 23. April erfuhr er, daß der Kurfürst seine Stellung bei Meißen aufgegeben und sich bei Mühlberg festgesetzt habe.

1547

Die Oertlichkeit war zur Vertheidigung trefflich geeignet: das an sich schon höhere Elbufer krönte ein Damm, der den Schützen Deckung bot. Zwar erhielten die Spanier durch einen Bauer Kenntniß von einer Furt, aber der Uebergang über den Fluß im Angesicht der Feinde war immerhin ein schweres Stück. Ein dichter Nebel begünstigte das Anrücken der Spanier; der Kurfürst hörte in Mühlberg eben die Sonntagspredigt, als die Kunde kam, man habe jenseits des Flusses große Reitergeschwader gesehen und trommeln gehört. Der Kurfürst, in der Meinung, es mit ganz unbedeutenden Streitkräften zu thun zu haben, gab zwar dem Fußvolk den Befehl zum Aufbruch, wartete aber die Beendigung des Gottesdienstes ab, ehe er sich entschloß mit der Reiterei zu folgen. Als die Rückwärtsbewegung des Fußvolkes schon begann, hatten die kurfürstlichen Arkebusiere, welche die am rechten Ufer liegenden sächsischen Pontons bewachen sollten, — denn auch Johann Friedrich führte eine Schiffsbrücke mit sich, — noch Widerstand geleistet. Das Feuer der spanischen Hakenschützen vertrieb sie; vergeblich versuchten sie, die Boote zu verbrennen. Eine Anzahl Spanier, die den Fluß durchschwommen, bemächtigten sich derselben: während Albas Reiter auf der glücklich aufgefundenen Furt den Fluß überschreiten, wird die Schiffbrücke für das Fußvolk schleunigst hergerichtet. Auf die Meldung, daß der Kurfürst nur geringe Streitkräfte bei sich habe, gab Karl den Befehl zum Vorrücken und setzte sich selbst an die Spitze der Verfolgung. Bald hatte man die Nachhut des fliehenden Feindes erreicht. Wol hätte sich der Kurfürst mit der Reiterei noch jetzt nach Wittenberg retten können, aber er wollte das Fußvolk nicht der sicheren Vernichtung preisgeben. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Feind abzuschütteln, sahen sich die sächsischen Befehlshaber genöthigt, drei Meilen hinter Mühlberg, nach sechs Uhr abends, dem Feinde die Spitze zu bieten. Man befand sich an dem Saume eines Waldes; der Kampf hatte nur den Zweck, dem Fußvolk, der Artillerie und dem Troß den Rückzug durch den Wald zu sichern. Nach einem vorübergehenden unbedeutenden Erfolge wurde die sächsische Reiterei durch einen gewaltigen Stoß Albas geworfen, und bald artete der Rückzug in regellose Flucht aus. Nur ein kleiner Theil des Heeres entkam nach Wittenberg, die meisten erlagen den Klingen der Spanier. Der Kurfürst, von den Seinen verlassen, mußte sich nach heldenmüthiger Gegenwehr dem Ritter Thilo von Trotha ergeben.



Kurfürst Johann Friedrich vor Karl V.

Aus der „historischen Chronik" des Joh. Ludw. Gottfridus. (Augenscheinlich gute Nachbildung eines älteren Originals.)

Der Gefangene wurde vor den Kaiser geführt, der ihn höchst ungnädig mpfing. Auch Karls Bruder Ferdinand gab dem blutbespritzten, gedemüthigten ürsten harte Worte; den geistlichen Herren in Karls Umgebung war das nglück des Ketzers eine wahre Augenweide.

Die Haltung des Kurfürsten war eine durchaus würdige; er verlor auch en Gleichmuth nicht, als ihm sein Todesurtheil verkündet wurde. Der Ueberieferung zufolge spielte er gerade mit dem Herzog Ernst von Braunschweig chach: „Vetter", sagte Johann Friedrich, „gebt acht auf Euer Spiel; Ihr id matt." Wenn aber Karl V. wirklich im Ernste daran gedacht hatte, das rtheil zu vollstrecken, so ward er doch bald anderen Sinnes. Ein solcher Mißrauch des Sieges konnte die nationale Opposition gegen den gewaltthätigen remden wachrufen; auch war das gut befestigte Wittenberg noch nicht erobert. ie Räthe des Kaisers, selbst Alba, meinten, es sei besser, die Todesstrafe in ige Gefangenschaft zu verwandeln und sich Wittenberg einräumen zu lassen.



Karl V. über das Feld bei Mühlberg reitend.
Nach dem Gemälde Tizians im Museo del prado zu Madrid.

Gern hätte man den Kurfürsten genöthigt, sich auch in Sachen der Relig
dem Willen des Kaisers zu unterwerfen, aber in diesem Punkte blieb Joh
Friedrich unerschütterlich. Seine Kur trat er an Moritz ab, welcher aber sei
Söhnen eine Jahresrente von 50,000 Gulden auf sächsische Aemter verschrei
mußte; — aus diesen Besitzungen sind später die sächsisch-thüringischen Herz
thümer entstanden.

Wittenberg ergab sich auf Anordnung des Kurfürsten. Den Rath sei

jen Umgebung, die Gebeine des Erzketzers Luther auszugraben und zu
ien, wies der Kaiser
ück. „Ich führe“,
„mit den Lebenden
icht mit den Todten.“
wandte sich jetzt
den Landgrafen
pp, an dessen Person
hr gelegen war, als
nn Friedrich. Wenn-
ie Geschichte der Ge-
ahme des Landgrafen
icht ganz aufgehellt
nterliegt doch keinem
daß spanische Hin-
abei im Spiele war.
hilipp hatte dessen
gersohn Moritz von
verhandelt, aber der
verlangte Ergebung
ade und Ungnade:
dingung, auf die der
af selbst jetzt nicht ein-
wollte, obschon die
seines Landadels
Moritz und der
af Joachim II. von
nburg erlangten vom
auch in der Folge
e Zusicherung, der
af solle im Falle sei-
erwerfung weder mit
de, noch mit ewigem
niß, wie Johann
h, gestraft werden.
ann die einzelnen
der Kapitulation fest-
wurden, war von
n Gefängniß“ nicht
die Rede, ja mehrere
schienen zur Voraus-
zu haben, daß Phi-
ne Freiheit behalten



Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen.
Standbild an dem ihm von seinem Sohne errichteten Prachtmonument aus Alabaster und schwarzem Marmor in der St. Martinskirche zu Kassel, angefertigt von Meister Gottfro.

dürfe. Freies Geleit an das Hoflager, wo Philipp die Verzeihung des Kaisers erflehen sollte, hatte zwar weder Karl, noch König Ferdinand zugesagt; der letztere aber gestattete, daß dies die vermittelnden Fürsten thaten. Der Bischof von Arras ließ ruhig geschehen, daß dies Geleit erneuert wurde, als das Hoflager nach Halle verlegt wurde. Eine Anfrage an Karl, ob er den Landgrafen trotz des Geleites festhalten werde, mußte selbstverständlich unterbleiben. Karl wußte, daß die Kurfürsten von irrthümlichen Voraussetzungen ausgingen, aber er berichtigte sie nicht: mochte sich der gutmüthige Deutsche immerhin vertrauensselig selbst in seine Hände liefern.

Am 19. Juni erschien Philipp in Halle, um Abbitte zu leisten; er sah den Akt als eine Ceremonie an, über die man sich leichten Sinnes hinwegsetzen müsse, — hatte er doch wenigstens seinen Besitzstand ungeschmälert bewahrt. Während er vor dem Kaiser kniete, sein Kanzler die Abbitte verlas, soll er sogar zum höchsten Unwillen des Kaisers mehrmals spöttisch gelächelt haben. Auffällig war freilich, daß keine gnädige Handbewegung nach geleisteter Abbitte zum Aufstehen einlud, — der Landgraf erhob sich ungeheißen, — auch reichte ihm der Kaiser die Hand der Versöhnung nicht. Trotzdem schöpfte Philipp keinen Verdacht und folgte am Abend einer Einladung des Herzogs von Alba. Als er nach dem Abendessen sich entfernen wollte, wurde ihm eröffnet, daß er ein Gefangener sei.

Vergebens waren die Vorstellungen, welche Moritz und Joachim dem Herzog, Tags darauf dem Kaiser machten. Er entgegnete, daß er dem Uebereinkommen gemäß den Landgrafen keineswegs in ewiger Gefangenschaft zu halten gedenke. Hoffnungslos und grollend verließen die Fürsten den Kaiser, der seine gefährlichsten Feinde triumphirend als Gefangene mit sich führte.

Auch den Böhmen erging es nach dem Siege des Kaisers übel; besonders die Städte, in erster Linie Prag, mußten die schwersten Bedingungen zugestehen. Dagegen gelang dem Herzog Erich von Braunschweig die Eroberung Bremens nicht: vielmehr wurde er nach seinem Abzuge durch das begeisterte Entsatzheer der Evangelischen am 23. Mai bei Drakenborg völlig geschlagen. Karl V. selbst verzichtete trotz der Mahnungen Ferdinands auf die Unterwerfung von Niedersachsen.

---

23. Der Reichstag zu Augsburg. Das Interim (1548) und seine Einführung.

Nach zwei Seiten gedachte Karl V. die überlegene Stellung, die ihm sein Sieg verschaffte auszunutzen: Papst und Konzil, das Reich sollte sich seinem Willen unbedingt beugen. In jener Hinsicht erreichte er nichts: man willigte weder in eine Revision der trientiner Beschlüsse, noch in die Zurückverlegung des Konzils nach Trient. Die Entzweiung zwischen Papst und Kaiser wurde zum völligen Bruch; am 16. Januar 1548 protestirten Karls Bevollmächtigte zu Bologna gegen alles, was hier beschlossen werden würde; sie stellten in Aussicht, daß der Kaiser kraft seiner Würde sich der vom Papst vernachlässigten Kirche annehmen werde.

Bis zu welchem Grade das Reich sich der kaiserlichen Obergewalt fügte, igte sich auf der am 1. September 1547 eröffneten Versammlung zu Augsburg. lamentlich im Bunde mit dem Fürstenkollegium setzte Karl durch, was ihm be- ebte. Auf ihren Betrieb wurde bestimmt, daß alle Beisitzer des Kammergerichts em katholischen Bekenntniß angehören müßten: dafür gewährten sie die For- erung, daß die Besetzung des Kammergerichts dem Kaiser anheimgestellt werde. Man bewilligte eine Türkenhilfe, man nahm den burgundischen Kreis in den Schutz und Schirm des Reiches auf, und zwar so, daß dieser Landestheil an llen Vorzügen der Verbindung, fast gar nicht an den Lasten betheiligt wurde. Kaiserthum und Reich fielen ja bei dem Oberhaupt des spanisch-östreichischen Hauses mit nichten zusammen. Man bewilligte, wenn auch nicht ohne anfäng- liches Widerstreben Beiträge zu einer Reichskriegskasse. Man erstarb in Aus- drücken der Unterthänigkeit gegen den „gnädigsten" Kaiser, als dieser ablehnte, das fremde Kriegsvolk zu entlassen, dessen Uebermuth schwer genug empfunden wurde. Ohne Widerspruch vergab Karl zwei Kurfürstenthümer: am 24. Februar 1548 erhielt Moritz den Lohn seines Verrathes, am 8. April wurde der neue Erzbischof von Köln geweiht: es hätte niemand den Kaiser gehindert, dem Baiern- herzog die pfälzische Kur zu übertragen. Schon nahm auch König Ferdinand des Würtembergers Land, das er durch seine Theilnahme am Kriege verwirkt, in Anspruch.

1548

Auch die Regelung der religiösen Frage konnte Karl nach eigenem Ermessen vornehmen. Die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche verwarf er trotz der Mahnungen seines Beichtvaters. Der Papst hatte nicht verdient, daß der Kaiser seine Interessen verfocht; auch hielt Karl die völlige Restauration für unausführbar. Darum nahm er den Gedanken auf, ohne Theilnahme des Papstes innerhalb des Reiches eine Vereinbarung beider Parteien zu treffen. Dem Rathe Ferdinands folgend, beauftragte er zwei Theologen der verschiedenen Richtungen, den gemäßigten Julius Pflug, und den strengkatholischen mainzischen Weih- bischof Helding mit der Abfassung eines Entwurfs; auch der protestantische Hofprediger Joachims II., Johann Agrikola, nahm an der Arbeit, wenn auch einflußlos, theil. Natürlich war das Resultat der alten Kirche günstig: bloß die Priesterehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gab man zu: es blieb bei der Siebenzahl der Sakramente, der Transsubstantiation, der An- rufung der Heiligen und den alten Kultusgebräuchen: dem Papste und der Kirche wurden ihre Rechte gewahrt.

Leicht ließ sich der kurzsichtige Joachim II. bewegen, dem Entwurf beizu- stimmen, der Pfälzer folgte: nur mit Widerstreben Kurfürst Moritz, der doch die gegenwärtige Situation geschaffen. Um die unbedeutenderen Fürsten, wie Johann von Küstrin, kümmerte sich Karl wenig. Aber die altgläubige Partei, vom Papste beeinflußt, wollte nicht einmal so mäßige Zugeständnisse gewähren; sie erlaubte sich, dem Kaiser bemerklich zu machen, daß er seine Befugnisse überschreite, daß nicht alle vorgeschlagenen Sätze gut katholisch seien. Diesem Widerstande gegen- über gab der Kaiser seinen Plan auf, daß der neue Entwurf für alle seine

Unterthanen, auch die Katholiken, verbindlich sein solle, auf; zur Ueb
1548 der Protestanten wurde das Augsburger „**Interim**“ am 15. Mai
ein für sie giltiges Reichsgesetz in Vorschlag gebracht und trotz der
des Kurfürsten Moritz, gemäß dem kaiserlichen Willen, von den S
nehmigt. Dem päpstlichen Nuntius, welcher gleichfalls gegen den E
stiren sollte, ertheilte Karl erst Audienz, nachdem die Veröffentlichung e
„Interim“ auf deutsch „inzwischen“ wurde der Erlaß genannt, weil
vorläufige Regelung der Religionsfrage enthielt.

Das „Interim“, das ursprünglich dem Gedanken einer Aussöhnung ent
trug, da es allein die Protestanten band, den Charakter einer Unterdrück
konnte man Widerstand leisten? Die meisten Reichsstädte sahen ihre Unfähigke
wehr ein, mit schwerem Herzen fügte sich der Stadtrath, wie in **Nürnbe**
burg wagte Einwände, aber Karl wußte sich zu helfen. Er änderte die St
in welcher die mehr protestantischen Zünfte das Uebergewicht hatten, ernannte
zischen Rath und verpflichtete ihn zur Durchführung des Interim. **Kon**
indem es sich unter den Schutz Ferdinands stellte, nicht einmal die evangeli
alte „wahre Religion“ ward wieder eingeführt, bald darauf die Predigt des
bei Todesstrafe verboten. „Die Deutschen sollten spanisch lernen“, höhnten d
Räthe. Wenigstens die evangelischen Prediger waren nicht zu belehren. Vie



Gleichzeitiges Spottbild auf das Interim.

„Des Interims vnd Interimisten wahrhafftige abgemalte figur vnd gestalt daraus yederman sonderli
spiel, vnd der großen Kannen mit Bier, yhr andacht und meßig leben erkennen kann.“ — Auf den
die Anfangsworte des 1. Psalms: „Beatus vir“ etc. übersetzt in: „Selig ist der Mann, der Gott
und willigt nicht ins Interim, denn es hat den Schalk hinter ihm, Hinterim.“

ins Exil, als daß sie ihr Gewissen beschwerten; vierhundert Prediger mußten aus Oberdeutschland weichen. Nicht anders war es in Norddeutschland. Dem Kurfürsten Joachim II., der auf das Interim so vertrauensselig eingegangen war, erklärten seine Prediger: der Kaiser sei mächtig, aber Gott noch mächtiger. In den sächsischen Landen herrschte dieselbe Stimmung. Die Stände erinnerten den Kurfürsten Moritz an sein Versprechen, sie in der Religionssache zu schirmen. Die Magdeburger urtheilten, das Interim wolle alle um ihre Seligkeit bringen. Eine Flut von Gegenschriften gab das Edikt dem Hasse und der Verachtung preis. Besonders ehrenvoll und rührend zugleich war die Haltung des gefangenen Johann Friedrich; seine ruhige aber entschiedene Weigerung, das Interim anzunehmen, nöthigte selbst den Gegnern Anerkennung ab; es stärkte zugleich den Widerstand der Evangelischen, die in ihm den Märtyrer der gerechten Sache verehrten.

Weniger groß, ja sogar in bedauerlichem Maße schwach und nachgiebig zeigte sich der Mann, der einst an Luthers Seite so ruhmvoll gekämpft hatte, Philipp Melanchthon. Durch Luthers Tod hatte diese allzu milde, vermittelnde Persönlichkeit die Stütze verloren, deren sie in gefahrvollen Augenblicken bedurfte; jetzt ward der „allgemeine Lehrer Deutschlands“ seiner Vergangenheit untreu. Dem Kurfürsten Moritz lag viel daran, das Interim seinen Unterthanen annehmbar zu machen; Melanchthon, der schon eine Schrift gegen dasselbe veröffentlicht hatte, ließ sich bestimmen einen Entwurf auszuarbeiten, der das protestantische Prinzip zwar nothdürftig rettete, es aber mit allem Nebenwerk des katholischen Ritus belastete. Wol hatte Luther anfangs auf diese Dinge kein Gewicht gelegt; aber etwas anderes war es, das Althergebrachte schonen, als das Abgeschaffte wiederherstellen. Nach zwei Besprechungen in Pegau und Celle ward für die sächsischen Lande das „Leipziger Interim“ verfaßt; die glaubenstreuen Protestanten meinten, jetzt habe das Evangelium die letzte Oelung empfangen.“ Es ist zu begreifen, daß nach diesem Vorgange die Einführung des Interim wenig Schwierigkeiten machte: in Brandenburg, Hessen, Pommern, Cleve kam es, zum Theil mit geringfügigen Aenderungen, zur Geltung.

---

24. Karls weitere politische und kirchliche Pläne (1549—1551).

[Wo]l mag man vom universal-historischen Standpunkte aus den großartigen Plänen Karls Anerkennung zollen und bewundern, daß er, nicht ohne [...] Verdienst, eine Stellung errang, wie sie kaum im Mittelalter ein Kaiser [...]ehabt. Aber diese Machtfülle und die Ausübung der kaiserlichen Autorität [...]en nicht im Interesse des deutschen Volkes, dessen Lebensinteressen der [...]haber seinen universalistischen Tendenzen unterordnete. Seine Absicht ging [...]ahin, die spanische kaiserliche Herrschaft in Deutschland zu verewigen; zu [...] Nachfolger hätte er am liebsten gleich seinen Sohn Philipp bestimmt; [...] ihn, um ihn den deutschen Fürsten vorzustellen, zu dem Reichstage be[...] welchen er am 26. Juli 1550 in Augsburg eröffnete. Zwar stellte es 1550 [...]raus, daß der Kaiser nicht damit umging, seinen Bruder Ferdinand, der [...]chon römischer König war, bei Seite zu drängen: er beabsichtigte vielmehr [...]usetzen, daß nach seinem und Ferdinands Tode Philipp Kaiser, Ferdinands [...] Maximilian römischer König werden sollte.

[F]reilich war auch dieser Plan nicht nach Ferdinands Geschmack: man hatte [...]weigend vorausgesetzt, daß derartige Ansprüche, — von einer förmlichen

Vererbung konnte ohnehin nicht die Rede sein — eher der deutschen, als der spanischen Linie zukämen. Indessen ging Ferdinand in einem Vertrage (am 9. März 1551) doch insofern auf das Begehren seines Bruders ein, daß er versprach, nach seiner dereinstigen Erhebung zum Kaiser für Philipps Wahl zum Könige nach Kräften einzutreten. Der Prinz dagegen verhieß seinem Oheim jede Unterstützung, besonders auch in der Angelegenheit des heiligen Glaubens.

Auch in der Religionssache war der Kaiser der Erfüllung seiner Wünsche ganz nahe gekommen. Pauls III. Nachfolger Julius III. hatte das Konzil nach Trient zurückverlegt. Auch die Protestanten waren, mit neuen Bekenntnißschriften versehen, — einer sächsischen und einer würtembergischen Konfession — erschienen. Der Kaiser zeigte sich ihren Hauptforderungen, daß die früheren Trientiner Beschlüsse unverbindlich sein sollten und die Formen der konziliaren Berathung geändert werden müßten, geneigt: nur durch einen derartigen Druck vermochte er den nie aufgegebenen Plan einer allgemeinen Reformation, die zur Herstellung der Einheit führen könne, dem Papstthum gegenüber durchzuführen. Es war ihm nicht ungelegen, wenn der Gesandte des Kurfürsten Moritz kühnlich daran erinnerte, daß ein Konzil über dem Papst stehe. Indes konnte der Kaiser nur zum Ziele gelangen, wenn sich die allgemeinen politischen Zustände friedlich entwickelten, wenn das besiegte Deutschland in unterwürfiger Ruhe verharren mußte. Nach beiden Richtungen zeigten sich die Vorboten eines bedrohlichen Sturmes.

25. Die religiös-nationale Opposition in Deutschland.

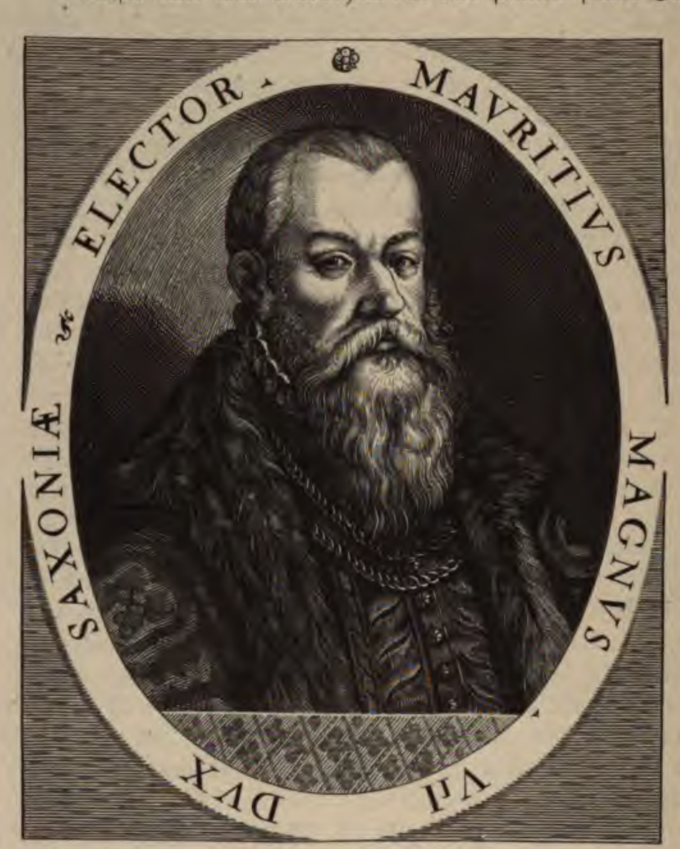
Während die evangelischen Fürsten und die oberdeutschen Städte sich dem Kaiser so schnell gefügt hatten, trotzte das glaubensstarke Magdeburg selbst der Reichsacht, an deren Ausführung sich zunächst allerdings niemand wagen mochte. Als endlich, im November 1550 unter Anführung des Kurfürsten Moritz ein förmlicher Reichskrieg gegen die Stadt eröffnet wurde, bewahrte die Bürgerschaft gleichwol ihre wackere Haltung. Das Glück der Waffen schwankte hin und her, mit allgemeiner Spannung wartete man den Ausgang ab. Nicht allein hier im Norden regte sich der nationale Unwille, auch im Süden rief die schroffe, vom Kaiser begünstigte katholische Reaktion, rief das unverschämte Gebahren des spanischen Kriegsvolkes lebhafte Entrüstung hervor. Schon machten die Fürsten dem Kaiser darüber ärgerliche Vorstellungen: ja, als er seinen Sohn Philipp mit den Niederlanden feierlich belehnen wollte, verhinderten die Einwände der Fürsten den eigentlichen Akt. Dazu kam, daß Karl den Landgrafen Philipp, dessen er sich durch List bemächtigt, noch immer gefangen hielt und sogar in enger, drückender Haft, seit der Fürst einen erfolglosen Fluchtversuch gemacht hatte. Es schien, als wolle Karl ihn vor seiner letzten Stunde nicht frei lassen: dann war ja noch immer das Versprechen, ihn nicht ewig gefangen zu halten, gelöst. Nicht allein die evangelischen, auch die katholischen Höfe

1550

26. Kriegszug gegen Karl V. (1552).

Der Plan der deutschen Fürsten war, unverweilt den Kaiser anzug
sie ihn fänden; was die Franzosen thun wollten, war ihnen g
begreiflicherweise wählten diese einen Angriff nach dem Oberrhein, u
Gegenden zu bemächtigen, die sie zu behalten gedachten.

Kaiser Karl war wiederholt vor den Plänen seiner Gegner gewar
die Verbi
Frankreich
hatte auf
nicht gehe
können.
hielt die D
zu einfälti
sie einen G
trügen kön
rechnete e
Moritz' T
Außerdem
ritz, ein
der Verstel
alles geth
Kaiser irre
einer seine
sten Räth
Innsbruck
sen und h
det, sein L
unverzügli
kommen.
es, daß
über die Nä
fahr und d
nung der g
Bestrebung
täuschte: e
es handle
um die Freilassung des Landgrafen, den er gleichwol festzuhalten entsch



Kurfürst Moritz von Sachsen.
Nach Kranach gestochen von Kilian.

Im März sammelten sich die Kriegsvölker der Verbündeten,
4. April zogen sie in Augsburg ein. Bald belehrten den Kaiser die
der Protestanten, daß es darauf abgesehen war, ihm alle Früchte d
kaldischen Krieges zu entreißen: der deutsche Unabhängigkeitsdrang
wider die Gewalt des siegreichen Spaniers. Vergebens sah sich Kar

chen Fürsten nach thätigem Beistande um; sein Bruder Ferdinand be-
tete eine darauf gerichtete Anfrage mit einem Hilfegesuch, die Augsburger
er verweigerten dem Kaiser den Kredit. Hilflos befand sich Karl in
nig gesicherten Innsbruck. Er machte einen Versuch, nach dem Oberrhein
n Niederlanden zu entkommen, aber die Nähe des Feindes zwang ihn zur
r nach Innsbruck. Nun setzte er all seine Hoffnung auf den Waffen-
d, welchen Moritz nach einer Zusammenkunft mit Ferdinand (zu Linz am
ril) verabredet hatte. Karl begann zu rüsten, seine Truppen sammelten 1552
einem Standlager zu Reutte, unfern der Ehrenberger Klause. Aber seine
hinderten ihn, sich völlig widerstandsfähig zu machen; wohlweislich war
fang der Waffenruhe erst auf den 26. Mai festgesetzt worden. Am 18.
die verbündeten Fürsten das Lager an und sprengten es auseinander,
ie Klause ward genommen. Schon berathschlagte man, ob man nicht
veiter dringen, „den Fuchs in seiner Spelunke suchen“ sollte, da gebot
ldneraufstand dem Kurfürsten Moritz halt. Dadurch bekam Karl Zeit,
uck zu verlassen: am 19. Mai brach er krank in regnerischer, kalter Nacht
m nächsten Tage folgte ihm Johann Friedrich, zwar in Freiheit gesetzt,
rpflichtet, am kaiserlichen Hoflager zu bleiben. Am 23. Mai rückte Moritz
sbruck ein, der Kaiser floh weiter nach Villach, das Konzil löste sich auf.
gab Karl noch nicht alles verloren, er hoffte sogar, vermittelst des Kur-
Johann Friedrich einen Theil der Protestanten auf seine Seite zu bringen.

27. Der Vertrag von Passau.

n man bedenkt, daß die siegreichen Protestanten im Bunde mit Frankreich
anden, so sieht man ein, daß die Gefahr nahe lag, das Reich könne in
nzösisch-protestantische und eine östreichisch-katholische Partei zerklüftet
Dieser Gefahr beugte König Ferdinand vor, welcher mit den letzten
hmen seines Bruders nicht einverstanden gewesen war. Auf einer Ver-
ng, die schon am 18. April, vor dem entscheidenden Schlag, in Linz statt- 1552
atte er die größte Nachgiebigkeit gegen Moritz gezeigt, einen Religions-
, etwa auf Grund der Speierer Beschlüsse von 1544, in Aussicht gestellt,
rientiner Konzil preisgegeben, auch in die Befreiung des Landgrafen ge-
. Da aber der Kaiser die Bestätigung dieser Vorschläge verweigerte, wurde
en 26. Mai eine neue Versammlung aller Reichsstände nach Passau be-
. Hier einigten sich die katholischen und evangelischen Fürsten — der König
nand wurde zu den eigentlichen Berathungen nicht gezogen, — über den
ndsatz, daß beiden Parteien ein beständiger Friede zu gute kommen solle, ob
eine religiöse Ausgleichung erfolge oder nicht. Auch König Ferdinand trat
Gutachten bei (7. Juni 1552). Evangelische Richter sollten am Kammer-
icht zugelassen, eine allgemeine Amnestie ertheilt, der Landgraf in Freiheit
etzt werden.



zog, glaubte man ein weißes Kreuz über seinem Haupte zu sehen. Um dieselbe t kehrte der Landgraf in sein Land zurück.

An vielen Stellen kehrten auch die verjagten Prediger zurück; im Württem- gischen ward das Interim abgeschafft.

. Vom Passauer Vertrag bis zum Augsburger Reichstag (1552—1555).

Die Protestanten konnten überzeugt sein, daß Karl die ihm abgedrungenen Zugeständnisse zurücknehmen werde, sobald er die Freiheit seiner Bewegung dererhielt. Glücklicherweise lähmte ihn für jetzt der Krieg mit Frankreich. Spätherbst machte er sich an die Wiedereroberung seiner Reichsstadt Metz. fang Januar 1553 mußte die Belagerung aufgehoben werden. Jetzt erst wurde tz französisch, aber auch wieder katholisch. Auch in Italien gingen die Dinge n Kaiser nicht nach Wunsch; in Ungarn behauptete König Ferdinand, dem oritz von Sachsen Hilfe zuführte, mit Mühe die Landesgrenze wider die Türken. 1553

Deutschland kam so bald nicht zum Frieden. Markgraf Albrecht von randenburg-Kulmbach, der im Anfange des letzten Krieges die Bischöfe n Bamberg und Würzburg zu erheblichen Abtretungen gezwungen, hatte das ssauer Abkommen nur gegen Bestätigung dieser Verträge genehmigen wollen. Moritz auf ihn keine Rücksicht genommen hatte, suchte er Süddeutschland, Rhein- und Moselgegenden mit verheerenden Kriegszügen heim. Um zu hindern, daß er seine kriegslustigen Scharen Frankreich zuführe, nahm ihn Kaiser in Dienst, als Preis die Anerkennung jener Verträge bietend. Wirklich chte er sich dem Kaiser, dessen Rückzug von Metz er deckte, äußerst nützlich, r die Bischöfe wollten sich zu keiner Abtretung verstehen. Daher eröffnete brecht im April 1553 von neuem die Fehde, wie immer wagemuthig und greich. 1553

Das Fortschreiten seines ehemaligen Kriegskameraden erregte den Groll des rfürsten Moritz: er brachte gegen Albrecht einen Bund zwischen dem König rdinand, den beiden Bischöfen und dem Herzog Heinrich von Braunschweig sammen. Auch mit Frankreich schloß der Kurfürst ein neues Bündniß und abredete einen Angriff auf die Niederlande. Merkwürdig genug war die ellung der beiden Hauptgegner. Den Markgrafen, welcher doch die Evange- hen Niederdeutschlands in Schutz nahm, begünstigte der Kaiser: dem Kurfürsten bte Ferdinand Truppen zu, obwol er die Befürchtung äußerte, Moritz' letztes l sei, ihm die römische Königswürde zu entreißen.

Aber die Tage des Kurfürsten waren gezählt. Am 9. Juli griff Moritz t seinen Verbündeten den Markgrafen bei Sievershausen an. Im dich- n Handgemenge fielen zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig: wol blieb itz Sieger, aber er erhielt selbst im Getümmel die Todeswunde. Noch faßte en Siegesbericht ab; am zweiten Tage nach der Schlacht starb er mit geheimnißvollen Worten: „Gott wird kommen.“ 1553

26. Kriegszug gegen Karl V. (1552).

Der Plan der deutschen Fürsten war, unverweilt den Kaiser anzugreifen, wo sie ihn fänden; was die Franzosen thun wollten, war ihnen gleichgiltig; begreiflicherweise wählten diese einen Angriff nach dem Oberrhein, um sich der Gegenden zu bemächtigen, die sie zu behalten gedachten.

Kaiser Karl war wiederholt vor den Plänen seiner Gegner gewarnt worden, die Verbindung mit Frankreich namentlich hatte auf die Dauer nicht geheim bleiben können. Aber Karl hielt die Deutschen für zu einfältig, als daß sie einen Spanier betrügen könnten: auch rechnete er wol auf Moritz' Dankbarkeit. Außerdem hatte Moritz, ein Meister in der Verstellungskunst, alles gethan, um den Kaiser irre zu leiten: einer seiner vornehmsten Räthe war in Innsbruck eingetroffen und hatte gemeldet, sein Herr werde unverzüglich nachkommen. So geschah es, daß sich Karl über die Nähe der Gefahr und die Ausdehnung der gegnerischen Bestrebungen völlig täuschte: er glaubte, es handle sich bloß um die Freilassung des Landgrafen, den er gleichwol festzuhalten entschlossen war.



Kurfürst Moritz von Sachsen.
Nach Kranach gestochen von Kilian.

Im März sammelten sich die Kriegsvölker der Verbündeten, schon am 4. April zogen sie in Augsburg ein. Bald belehrten den Kaiser die Manifeste der Protestanten, daß es darauf abgesehen war, ihm alle Früchte des schmalkaldischen Krieges zu entreißen: der deutsche Unabhängigkeitsdrang erhob sich wider die Gewalt des siegreichen Spaniers. Vergebens sah sich Karl bei den



König Ferdinand I.
Bleiguß im Germanischen Museum zu Nürnberg.

gung sich stärkten, auch die päpstlichen Legaten, die heftigsten Gegner des Entwurfs, den Reichstag verließen, war die Basis der Verständigung gesichert. Auch über die einzelnen Artikel einigte man sich leicht, soweit sie die Vergangenheit betrafen. Schwierigkeiten erhoben sich aber mit Nothwendigkeit hinsichtlich dessen, was in Zukunft geschehen solle. Mit Mühe wurde gewährt, daß überhaupt niemand, welcher der augsburgischen Konfession beiträte, verfolgt werden dürfe. Was aber sollte geschehen, wenn die Hochstifter des Reiches zur evangelischen Lehre übertraten? Die Protestanten wollten nichts davon wissen, daß mit der Annahme des Evangeliums die Entsetzung von Bisthum und Erzbisthum verbunden sein solle; aber diesmal gaben die Katholiken nicht nach: dem König Ferdinand wurden zwei entgegengesetzte Entwürfe eingereicht.

Eine Regelung der Landfriedenssache und der Kammergerichtsordnung unterbrach die Berathung über die obenberührte schwierige Frage, an deren Beantwortung der ganze Ausgleich scheitern konnte.

Der Landfrieden sollte durch die Reichskreise gehandhabt, die Wahl des Obersten den Kreisständen überlassen werden. Hinsichtlich des Kammergerichts blieb es bei dem Passauer Vertrag, dem zufolge die „augsburgischen Konfessionsverwandten“ als Beisitzer zugelassen waren.

Ferdinand war entschlossen, in die weitere Verweltlichung geistlicher Hochstifter keinesfalls zu willigen; um die Protestanten zur Nachgiebigkeit zu bringen, sprach er von der vorläufigen Auflösung des Reichstages: ja er wollte nicht einmal die Bedingung gewähren, daß der Friede ohne Rücksicht auf einen weiteren religiösen Ausgleich ewig dauern solle. Nur wenn die Protestanten in jener Frage nachgäben, wollte er seinen Widerspruch fallen lassen. Auf den Rath des Kurfürsten August von Sachsen wurde von protestantischer Seite das gewünschte Zugeständniß gemacht, aber die Gegenforderung gestellt, daß die Evangelischen auch in geistlichen Gebieten ungehindert ihres Glaubens leben dürften. Mit größter Anstrengung erreichte Ferdinand, daß die geistlichen Fürsten diesem Verlangen entsprachen: doch wurde ihr Zugeständniß nicht in den Reichsabschied aufgenommen, sondern ihm als eine Erklärung beigefügt.

Man muß eingestehen, daß diese Bestimmung und der „religiöse Vorbehalt“ — wie jenes den Katholiken gemachte Zugeständniß genannt wurde — in Zukunft die Quelle großer Zwistigkeiten werden konnte, aber für den Augenblick war das Erreichbare erreicht. Fortan war es gleichgiltig, ob ein päpstliches Konzilium die Protestanten verdammte oder nicht.



Schlittenfahrt Kaiser Karl V. und König Ferdinands mit ihren Gemahlinnen.
Gleichzeitiger Holzschnitt eines unbekannten Meisters im K. Kupferstichkabinet zu München.

30. Die Abdankung Karls V. (1556.)

Um dieselbe Zeit, wo in Deutschland Karls kaiserliche Machtstellung eine so bedeutende Einbuße erlitt, glänzte ihm von anderer Seite ein letzter Glücksstrahl entgegen. Im Juli des Jahres 1553 starb in England Eduard VI., ihm folgte Maria die Katholische, dem Kaiser aufs nächste verwandt. Obwol viel älter als Karls Sohn Philipp, empfand sie ein lebhaftes Verlangen sich mit dem mächtigen Prinzen zu vermählen. Am 25. Juli 1554 ward die Ehe vollzogen: eine dritte, englische Linie des Hauses Oestreich schien im Entstehen begriffen. Allein die Ehe blieb kinderlos, und obwol sich Philipp in England mit großer Klugheit bewegte, fand er keine Sympathien in dem Lande, in welchem seine Gemahlin die bereits eingewurzelte evangelische Lehre aufs härteste verfolgte.

So verwirklichten sich die Hoffnungen nicht, die Karl an diese Heirath knüpfte; dagegen mußte er erleben, daß im Mai 1555 sein persönlicher Feind Caraffa als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg: von neuem wurden die Franzosen von hier aus begünstigt: der alte Hader lebte wieder auf. 1555

Als nun Karls Mutter Johanna (die Wahnsinnige) starb und die Anwesenheit eines Herrschers von Geblüt in Spanien nothwendig erschien, beschloß Karl, dem die Aerzte längst eine Veränderung des Klimas gerathen hatten, nach Spanien zurückzukehren und die Regierung der Niederlande an Philipp zu übergeben. Am 25. Oktober erfolgte zu Brüssel die feierliche Abdikation, in ausführlicher Rede ging der Kaiser durch, was er erstrebt, wie vieles unerreicht geblieben sei; er ermahnte seinen Sohn an der alten Religion festzuhalten, thränenerfüllt nahm er von den tiefergriffenen Ständen Abschied.

Während widrige Winde ihn an der Abreise hinderten, brachten unangenehme Nachrichten, die aus Italien einliefen, in ihm den Plan zur Reife, seine gesammte Herschergewalt niederzulegen. Schon in den Tagen des Glücks und der Machtfülle hatte er den Gedanken gehegt, einst den Rest seines Lebens in klösterlicher Ruhe und Zurückgezogenheit zu verbringen: was lag ihm jetzt an dem Kaiserthum, das er nicht in dem Sinne, wie er es verstand, hatte ausüben

können; Gewissensbedenken kamen hinzu. Er schrieb seinem Bruder, daß er ihm das Kaiserthum überlasse: am 15. Januar übertrug er seinem Sohne auch die Regierung der spanischen Reiche. Von nun an enthielt er sich jeder Theilnahme an den Reichsgeschäften, weigerte sich auch, den Reichstag zu beschicken, der im Juli 1556 in Regensburg zusammentrat; ehe er nach Spanien absegelte (September 1556) theilte er den Kurfürsten mit, daß er sein Kaiserthum ohne Vorbehalt seinem Bruder abtrete.

1556

Die Uebernahme der Kaiserwürde von seiten Ferdinands verzögerte sich bis zum 14. März 1558: nachdem er die Wahlkapitulation beschworen, setzte ihm Joachim II. die goldene Krone auf. In der Kapitulation bildete den Hauptpunkt der Augsburger Reichsabschied von 1555. Wenige Tage darauf erneuerten die Kurfürsten ihre alte Vereinigung, um in Zukunft ihrem Kollegium seine frühere Bedeutung zu sichern. Der Papst war über diese Vorgänge entrüstet; nach seiner Meinung hätte die Kaiserwürde in seine Hände, nicht in die der Kurfürsten zurückgegeben werden müssen. Und nun hatten gar Ketzer an der Wahl theilgenommen, einen König gewählt, welcher den verdammungswürdigen Religionsfrieden hatte zu stande bringen helfen. Paul IV. verlangte, Ferdinand solle für das erste auf seine Würde verzichten und weiteres abwarten. Man begnügte sich zur Wahrung der Rechte des Reiches die päpstlichen Ansprüche förmlich zu widerlegen: die Zeiten waren vorbei, wo die Fürsten auf einen Wink von Rom zu einer neuen Wahl schritten.

---

31. Karls V. Tod (1558). Seine Persönlichkeit.

Karl lebte während dieser Irrungen in dem von ihm erwählten Zufluchtsort, dem Hieronymitenkloster San Juste in Estremadura. Nicht als ob er förmlich ein Klosterbruder geworden wäre, vielmehr bewohnte er ein Haus, das an der Kirche für ihn erbaut war. Auch hatte er der Theilnahme an weltlichen Geschäften noch nicht ganz entsagt; vielmehr stand er in unausgesetztem Briefwechsel mit seinem Sohne. Spaziergänge nach einer nahen Einsiedelei gehörten zu seinen Vergnügungen; auch erfreute er sich wohl an dem Gesange der Mönche. Den Frieden, den er im Kloster gesucht hatte, fand er aber nicht, um so weniger, als er erleben mußte, daß selbst in Spanien evangelische Gemeinden entdeckt wurden. Er selbst blieb sich freilich treu; noch zwölf Tage vor seinem Tode ermahnte er seinen Sohn Ketzereien kräftig zu unterdrücken. Am 21. September 1558 endigte sein einst so bewegtes Leben.

1558

Treffend hat man Karl mit den Helden verglichen, wie sie uns die alte Sage schildert; eine lange Jugend hindurch sitzen sie unthätig zu Hause; haben sie sich aber erst einmal erhoben, so schreiten sie unermüdlich von Unternehmung zu Unternehmung. So war auch Karls Leben nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Er war ein Mann von langsamen Entschlüssen, liebte daher, um Zeit zu gewinnen, in seinen Aeußerungen unbestimmte, vieldeutige Ausdrücke: hatte er sich aber erst eine Meinung

gebildet, so stand sie unabänderlich fest. Seine Politik, abwartend, beobachtend und lauernd, gilt seinen Bewunderern als ein Muster von Klugheit, seinen Gegnern als verabscheuungswürdige Hinterlist.

Sein Körper hatte sich spät entwickelt; von seinem einundzwanzigsten Jahre an erfreute er sich zunehmender Kräftigung: das Vergnügen der Jagd und des Turniers blieb ihm nicht fremd. Aber sowie er in das thätige Leben eintrat, fühlte er sich nicht mehr recht gesund, im vierzigsten Jahre war seine Kraft schon halb gebrochen. Später machte ihm die Gicht große Beschwerden und unter ihrem Einflusse nahm sein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit zu.

Seine Stellung zu unserem Volke mag der größte unter unsern lebenden Geschichtschreibern schildern:

„Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wol geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wol die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte: ob er sich wol bemühte, deutsche Sitten anzunehmen und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. . . . Besonders seit dem schmalkaldischen Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation."



Karl V. in seinen letzten Regierungsjahren.

Holzschnitt aus dem „thesaurus picturarum", einer Sammlung von Zeichnungen, Holzschnitten und Kupferstichen in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt, angelegt in den Jahren 1572—1620 durch den Pfälzischen Kirchenrath Markus zum Lamb: im Jahre 1614 wurde sie dem Landgrafen Georg II. geschenkt zu dem Zwecke, sich während „des leydigen Kriegswesens mit Durchsehung dieser wenigen schlechten Bücher jeweils zu amusiren."

---

32. Allgemeiner Charakter der Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Reformation, die sich mit jugendfrischer Kraft den größten Theil des civilisirten Europa im Fluge erobert tte, machte sich allmählich eine Gegen- und Rückströmung der bedrohlichsten t bemerkbar. Jeder Schlag erzeugt Gegenschlag: es war naturgemäß, daß in seinem Besitzstande geschmälerte Katholizismus alle Kräfte an den Versuch te, das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Wenn, wie in Spanien und

Frankreich, vorübergehend auch in England, die Krone diesen Bestrebungen ihren Beistand lieh, war der alten Kirche der Sieg fast gewiß. Aber auch in den Ländern, in welchen sich die monarchische Gewalt parteilos hielt, durften die Evangelischen sich träger Ruhe nicht hingeben oder gar Streitigkeiten untereinander beginnen, wenn sie die errungenen Güter nicht gefährden wollten. Einigkeit und Wachsamkeit war um so dringender geboten, als ein furchtbarer Feind, unvermerkt zu gewaltiger Kraft erwachsen, seine verderbenbringenden Waffen zum Vernichtungskampfe bereits geschärft hatte. Der im Jahre 1540 gestiftete Jesuitenorden hatte sich die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche zum Ziel gesetzt; als Beichtväter beherrschten seine Mitglieder bald die Gewissen der Fürsten, als Staatsmänner knüpften sie ihren Interessen gemäß die künstlichen Gewebe der Politik, als Lehrer und Erzieher suchten sie die heranwachsende Jugend mit ihren Gesinnungen zu erfüllen, sie ihren Zwecken dienstbar zu machen und auf diese Weise die Zukunft zu erobern.

Don Inigo (Ignatius) Lopez de Recalde ward als der jüngste Sohn des Ritters B. von Loyola im Jahre 1491 auf dem gleichnamigen, im baskischen Gebirge gelegenen Schlosse geboren. Durch eine schwere Verwundung, die er im Dienste Karls V. erhielt, zum Kriegsdienst untauglich geworden, beschloß er, dem Beispiele des heiligen Franziskus folgend, „durch der Erde Elend die Herrlichkeit des Himmels zu erwerben." Er gab sich einem ascetischen Leben hin, machte Wallfahrten, — auch nach Palästina, — und trieb dann in Salamanca theologische Studien. Als Schwärmer der Inquisition verdächtig, begab er sich (1528) nach Paris, wo es ihm äußerst kümmerlich erging. Hier sammelte er gleichgesinnte Genossen und eröffnete ihnen seinen Plan, zur Verbreitung der wahren Religion unter Ketzern und Heiden einen Orden zu stiften. Der ursprüngliche Plan eines geistlichen Kreuzzuges nach Palästina mußte aufgegeben werden, die Verbündeten widmeten sich vorübergehend der Krankenpflege, und erst allmählich kam Ignatius auf den Gedanken, seine Thätigkeit der Bekämpfung der Reformation zuzuwenden. Seinem Verein gab er den Namen der „Kompagnie Jesu"; im Jahr 1540 erhielt die Gesellschaft im Interesse der „kämpfenden Kirche" die päpstliche Bestätigung, und Ignatius wurde erster General des Ordens. Den drei üblichen Ordensgelübden hatte er als viertes hinzugefügt: „das Leben dem beständigen Dienste Christi und der Päpste zu weihen und unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten." Der Papst verlieh ihnen alle priesterlichen Befugnisse und Vorrechte, gestattete auch dem Orden Gütererwerb. In Deutschland ward ihr Hauptsitz die Universität Ingolstadt.

Die Führung in dem Kampfe gegen die neue Lehre übernahm der bigotte, kaltsinnige Philipp II. von Spanien (1556—1598). Seine Bestrebungen hatten als nächste Folge den Abfall der Niederlande (1579): an der am meisten bedrohten Seite des Reiches entstand auf diese Weise ein starkes protestantisches Gemeinwesen, das nachmals von größter Bedeutung für die politische und religiöse Freiheit Deutschlands werden sollte. In Gemeinschaft mit den Niederlanden schützte das unter Elisabeth (1558—1603) erstarkte England die Welt vor spanischer Unterdrückung. In Frankreich schienen die blutigen Kämpfe zwischen Katholiken und Hugenotten gegen Ausgang des Jahrhunderts unter dem weisen Regiment des Königs Heinrich IV. durch maßvollen Ausgleich ein Ende finden zu sollen: die vorzeitige Ermordung des Königs (1610) führte aber

ten völligen Umschlag herbei. Am wenigsten wurde die ruhige Entwicklung s Protestantismus in den nordischen Königreichen gestört, welche denn auch in m letzten großen politisch-religiösen Kampf gegen die absolute Monarchie des anisch-östreichischen Hauses auf dem deutschen Kriegsschauplatz erscheinen.

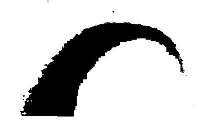
---

33. Deutschland unter Ferdinand I. (1556—1564).

Von dem Herrscher, welcher auf Karl V. im Reiche gefolgt war, hatte die deutsche Nation nichts zu befürchten. Obwol in Spanien geboren und er-gen, hatte er sich allmählich in die deutsche Art zu finden gewußt. Seiner rmittelnden und versöhnlichen Thätigkeit verdankte Karl V. manchen Erfolg if den Reichstagen. Obwol persönlich ein strenggläubiger Katholik, war er von r Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der katholischen Kirche durchdrungen nd gewillt, durch bedeutende Zugeständnisse den Glaubensfrieden zu begründen. r hatte keine Veranlassung sich zu gunsten des Papstthums zu ereifern: hatte an doch in Rom seine Wahl bekämpft und sie erst spät (Februar 1560) aner-nnt, um einem völligen Bruch vorzubeugen. So ließ denn der Kaiser, den Standpunkt des Augsburger Religionsfriedens wahrend, die Reformation allent-alben gewähren, wiewol er sie nicht gradezu begünstigte; in seinen deutschen rblanden, aber auch in Ungarn fand der Protestantismus immer mehr Boden: ine einflußreichsten Räthe, wie Dietrichstein und Fels waren offenkundige freunde der Evangelischen. 1556

Die Toleranz des Kaisers wirkte auch weiter hinaus auf das Reich. Herzog Albrecht von Baiern, Ferdinands Schwiegersohn, gestattete seinen Unter-thanen den Gebrauch des Laienkelches und die Aufhebung der Fastengebote, selbst n dem Salzburger Erzstift schlug der Protestantismus so tiefe Wurzeln, daß er nachmals Jahrhunderte langen Bedrückungen zu trotzen wußte. Wo die Refor-mation nicht gradezu siegte, vermieden die Katholiken doch thunlichst jeden öffent-ichen Anstoß, die Verheirathung der Priester war allgemein. Unter diesen Um-ständen schien ein Ausgleich zwischen Protestanten und Katholiken nicht unmöglich, nd der Kaiser ließ zu diesem Zwecke im Herbst 1557 ein Religionsgespräch in Worms veranstalten. Nicht die Katholiken hinderten die Verständigung: sie cheiterte an dem Hader der evangelischen Theologen, welche, entartete Söhne der großen Zeit, über armseligen dogmatischen Spitzfindigkeiten das Gemeinsame r verschiedenen Richtungen vergaßen. Natürlich war der Jubel in Rom und adrid groß: „ihr Krieg ist unser Friede," frohlockten die Katholiken. 1557

Wol sahen die evangelischen Fürsten die Nothwendigkeit einer Union ein die vornehmsten unter ihnen vereinigten sich zu Frankfurt (März 1558) auf Bekenntniß, das der milde Melanchthon ausgearbeitet hatte. Aber grade er Theologe, dessen Schüler als „Philippisten" oder „Kryptocalvinisten" (ge-ne Calvinisten) von den Lutheranern geschmäht wurden, war diesen verhaßter, der schlimmste Jesuit. In den thüringischen Landen verketzerte man seine 1558



neue Bekenntnißschrift, vergebens suchten die oberdeutschen Fürsten auf einem
in Naumburg (Januar 1561) den eigensinnigen Johann Friedrich zu einer
söhnlichen Haltung zu bewegen. Die Lehre vom Abendmahl, die einst Luther und Zwingli getrennt, schuf auch jetzt eine tiefe Kluft zwischen den Lutheranern und Calvinisten. Vor den Losungsworten „Luther" und „Calvin" verstummte der Name Christi und des Evangeliums.

Melanchthon, der in seinen letzten Lebensjahren die Reformation in die Pfalz hatte einführen helfen, unterstützt von dem kunstsinnigen Pfalzgrafen Ottheinrich (1556 bis 1559), starb am 19. April 1560. Hat er gleich in den Tagen nach der Mühlberger Schlacht sich durch Zaghaftigkeit gerechte Vorwürfe zugezogen, so ist ihm Deutschland dennoch ewigen Dank schuldig. Wie Melanchthon nach Begabung, Vorbildung und Neigung dem Humanismus angehörte, war seine vornehmste Sorge, in die Schulen und Universitäten der evangelischen Länder gründliches Studium des klassischen Alterthums zu verpflanzen. So vollkommen gelang ihm dies, daß die evangelischen Gelehrtenschulen auch nachmals von den Jesuitenschulen trotz aller Anstrengungen nicht erreicht wurden. Indem Melanchthon die gelehrte Bildung in den Dienst der Kirche zog, beugte er zugleich der naheliegenden Gefahr vor, daß jene antik-heidnische Richtung des Humanismus, ungläubig und spottsüchtig, in der heranwachsenden Generation Wurzel fasse. Mit vollstem Rechte gebührt daher Melanchthon der Ehrennahme eines „Praeceptor Germaniae" (Lehrer Deutschlands). Er verfaßte nicht allein Lehrbücher, wie (1518) seine grundlegende griechische Grammatik, er gab auch eine große An-



Melanchthon taufend.
Flügelbild des Altargemäldes in der Stadtkirche zu Witt
von Lukas Cranach.
(Das ganze Werk stellt die von den Reformatoren anerk
gottesdienstlichen Handlungen dar: in der Mitte das heil.

gebildet, so stand sie unabänderlich fest. Seine Politik, abwartend, beobachtend und lauernd, gilt seinen Bewunderern als ein Muster von Klugheit, seinen Gegnern als verabscheuungswürdige Hinterlist.

Sein Körper hatte sich spät entwickelt; von seinem einundzwanzigsten Jahre an erfreute er sich zunehmender Kräftigung: das Vergnügen der Jagd und des Turniers blieb ihm nicht fremd. Aber sowie er in das thätige Leben eintrat, fühlte er sich nicht mehr recht gesund, im vierzigsten Jahre war seine Kraft schon halb gebrochen. Später machte ihm die Gicht große Beschwerden und unter ihrem Einflusse nahm sein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit zu.

Seine Stellung zu unserem Volke mag der größte unter unsern lebenden Geschichtschreibern schildern:

„Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wol geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wol die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte: ob er sich wol bemühte, deutsche Sitten anzunehmen und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. . . . Besonders seit dem schmalkaldischen Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation.“



Karl V. in seinen letzten Regierungsjahren.

Holzschnitt aus dem „thessurus picturarum“, einer Sammlung von Zeichnungen, Holzschnitten und Kupferstichen in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt, angelegt in den Jahren 1572—1620 durch den Pfälzischen Kirchenrath Markus zum Lamb: im Jahre 1644 wurde sie dem Landgrafen Georg II. geschenkt zu dem Zwecke, sich während „des leydigen Kriegswesens mit Durchsehung dieser wenigen schlechten Bücher jeweils zu amusiren.“

---

32. Allgemeiner Charakter der Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Reformation, die sich mit jugendfrischer Kraft den größten Theil des civilisirten Europa im Fluge erobert atte, machte sich allmählich eine Gegen- und Rückströmung der bedrohlichsten rt bemerkbar. Jeder Schlag erzeugt Gegenschlag: es war naturgemäß, daß r in seinem Besitzstande geschmälerte Katholizismus alle Kräfte an den Versuch tte, das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Wenn, wie in Spanien und

Frankreich, vorübergehend auch in England, die Krone diesen Bestrebungen ihren Beistand lieh, war der alten Kirche der Sieg fast gewiß. Aber auch in den Ländern, in welchen sich die monarchische Gewalt parteilos hielt, durften die Evangelischen sich träger Ruhe nicht hingeben oder gar Streitigkeiten unter einander beginnen, wenn sie die errungenen Güter nicht gefährden wollten. Einigkeit und Wachsamkeit war um so dringender geboten, als ein furchtbarer Feind, unvermerkt zu gewaltiger Kraft erwachsen, seine verderbenbringenden Waffen zum Vernichtungskampfe bereits geschärft hatte. Der im Jahre 1540 gestiftete Jesuitenorden hatte sich die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche zum Ziel gesetzt: als Beichtväter beherrschten seine Mitglieder bald die Gewissen der Fürsten, als Staatsmänner knüpften sie ihren Interessen gemäß die künstlichen Gewebe der Politik, als Lehrer und Erzieher suchten sie die heranwachsende Jugend mit ihren Gesinnungen zu erfüllen, sie ihren Zwecken dienstbar zu machen und auf diese Weise die Zukunft zu erobern.

Don Inigo (Ignatius) Lopez de Recalde ward als der jüngste Sohn des Ritters B. von Loyola im Jahre 1491 auf dem gleichnamigen, im baskischen Gebirge gelegenen Schlosse geboren. Durch eine schwere Verwundung, die er im Dienste Karls V. erhielt, zum Kriegsdienst untauglich geworden, beschloß er, dem Beispiele des heiligen Franziskus folgend, „durch der Erde Elend die Herrlichkeit des Himmels zu erwerben.“ Er gab sich einem ascetischen Leben hin, machte Wallfahrten, — auch nach Palästina, — und trieb dann in Salamanca theologische Studien. Als Schwärmer der Inquisition verdächtig, begab er sich (1528) nach Paris, wo es ihm äußerst kümmerlich erging. Hier sammelte er gleichgesinnte Genossen und eröffnete ihnen seinen Plan, zur Verbreitung der wahren Religion unter Ketzern und Heiden einen Orden zu stiften. Der ursprüngliche Plan eines geistlichen Kreuzzuges nach Palästina mußte aufgegeben werden, die Verbrüderten widmeten sich vorübergehend der Krankenpflege, und erst allmählich kam Ignatius auf den Gedanken, seine Thätigkeit der Bekämpfung der Reformation zuzuwenden. Seinem Verein gab er den Namen der „Kompagnie Jesu“; im Jahr 1540 erhielt die Gesellschaft im Interesse der „kämpfenden Kirche“ die päpstliche Bestätigung, und Ignatius wurde erster General des Ordens. Den drei üblichen Ordensgelübden hatte er als viertes hinzugefügt: „das Leben dem beständigen Dienste Christi und der Päpste zu weihen und unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten.“ Der Papst verlieh ihnen alle priesterlichen Befugnisse und Vorrechte, gestattete auch dem Orden Gütererwerb. In Deutschland ward ihr Hauptsitz die Universität Ingolstadt.

Die Führung in dem Kampfe gegen die neue Lehre übernahm der bigotte, kaltsinnige Philipp II. von Spanien (1556—1598). Seine Bestrebungen hatten als nächste Folge den Abfall der Niederlande (1579): an der am meisten bedrohten Seite des Reiches entstand auf diese Weise ein starkes protestantisches Gemeinwesen, das nachmals von größter Bedeutung für die politische und religiöse Freiheit Deutschlands werden sollte. In Gemeinschaft mit den Niederlanden schützte das unter Elisabeth (1558—1603) erstarkte England die Welt vor spanischer Unterdrückung. In Frankreich schienen die blutigen Kämpfe zwischen Katholiken und Hugenotten gegen Ausgang des Jahrhunderts unter dem weisen Regiment des Königs Heinrich IV. durch maßvollen Ausgleich ein Ende finden zu sollen: die vorzeitige Ermordung des Königs (1610) führte aber

ein mit deutschem Wesen wenig vertrauter Gelehrter (eigentlich Frankowich aus Albona in Istrien) zu bezeichnen, der schließlich auch aus Jena wegen seiner Streitsucht ausgewiesen wurde und 1575 im Elend zu Frankfurt starb.

Johann Calvin, der jüngste der Reformatoren, war am 11. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie als Sohn wohlhabender Eltern geboren. In Orleans, wo er die Rechte studirte, lernte er Luthers Lehre kennen. Auf unstäter Wanderung in Deutschland und Italien bildete er seine religiösen Ansichten weiter aus, bis er in Genf eine neue Heimstätte fand und die lebenslustige Stadt in einen Sitz ernsten religiösen Lebens verwandelte. Seine Lehre stand zwar in dem Dogma vom Abendmahl der Luthers näher, als der Zwinglis, unterschied sich aber von der lutherischen in dem Satze von der unbedingten Gnadenwahl. Er verwarf allen äußeren Prunk; Gesang und Predigt in schmucklosen Gotteshäusern sollten allein wirken; auch führte er eine schonungslose Kirchenzucht ein: an fanatischem Glaubenseifer kam er den Ketzerrichtern der alten Kirche, wie an Verfolgungssucht den starren Lutheranern gleich. Hinsichtlich der Organisation des Kirchenthums stand er in diametralem Gegensatz zu Luther. Alle Rechte, welche dieser der Obrigkeit zuspricht, legte er, als Republikaner, der Gemeinde bei: dem Willen der Gemeinde hat sich dann jeder einzelne unbedingt zu unterwerfen. Von dem leidenden Gehorsam, welchen Luther den Unterthanen gepredigt hatte, wollte er nichts wissen; der Calvinismus ist trotzigkühn, selbstbewußt, kampfbereit. Diese Eigenschaften kamen zwar später der allgemeinen evangelischen Sache zu gute, hinderten aber auch die Verständigung mit den Lutheranern. Die eigenthümliche Kirchenordnung empfahl sich besonders für Republiken wie die Niederlande und die Schweiz oder solche Staaten, in denen die Monarchie noch nicht im Stande gewesen war, durchzugreifen, wie in Frankreich und Schottland.

Besondere Erbitterung bei den Lutherischen erregte der Abfall des Kurfürsten von der Pfalz; in diese Gegenden war aus Genf, Straßburg und dem benachbarten Frankreich der Calvinismus eingedrungen: Pfalzgraf Friedrich ließ durch die Theologen Ursinus und Olevianus eine neue Bekenntnißschrift, den Heidelberger Katechismus, ausarbeiten (1563) und trat mit seinem Lande, trotz vieler Abmahnungen, zu den Reformirten über. Grade dieser Glaubenswechsel hat nachmals für die Sache des Evangeliums die nachtheiligsten Folgen gehabt.

Während sich die protestantischen Bekenntnisse aller Gemeinschaft entschlugen und auf heftigste befehdeten, wurden die Anhänger der alten Kirche durch die Beschlüsse des Konzils zu Trient von neuem zusammengefaßt. Zwar waren auch die protestantischen Fürsten ursprünglich eingeladen worden, aber mit Recht lehnten sie den Besuch ab: einem mittelalterlichen Konzil konnte der Protestantismus jetzt nicht mehr die Entscheidung über seine Berechtigung zuerkennen. Dagegen erhielt die katholische Kirche in Lehre, Gesetz und Organisation zu Trient ihren Abschluß, dem Papst wurde aufs neue die unumschränkte Herrschaft über die Kirche zugebilligt. Neugestärkt sollte sie gar bald von der Vertheidigung zum Angriff übergehen.

Kaiser Ferdinand erlebte das nicht mehr; am 25. Juli 1564 schied er aus dem Leben, keine ungewöhnliche, wol aber eine achtungswerthe Persönlichkeit. Er hatte im Jahre 1554 den Besitz des Habsburgischen Hauses unter seine drei Söhne getheilt: Maximilian erhielt Oestreich, Ungarn und Böhmen, ihm war außerdem die römische Königskrone zugedacht, die er im Jahre 1562 wirklich erhielt, und die Nachfolge im deutschen Reiche. Ferdinand erhielt Tirol, Karl Steiermark.



Türkische Gesandtschaft an Ferdinand zur Krönung seines Sohnes Maximilian II. zum Rö
König zu Frankfurt 1562. „Einrit der Türkischen Bottschafft Ephraim Stroys mitt den Presenten so
deß Türcken wegen Kayser Ferdinãdo gethon. Geschehen zu Franckfurt an Mayn. Den 23. Novembris Anno
Aquarelle gezeichnet F R im Darmstädter Thesaurus picturarum. Der Gesandte, dessen Name verschieden ge
wird, war von Geburt ein Pole; er wurde von Maximilian während der Krönungsfeierlichkeiten empfan

Ferdinand, der Liebling des Vaters, war mit **Philippine Welser**, der
schönen, als feingebildeten Tochter eines reichen Augsburger Patriziers in geheime
vermählt. Scheu hüteten sie ihr Glück in dem böhmischen Kronschloß Bürglitz, b
Jahre 1561 Philippine den Muth fand, dem Kaiser das Geheimniß zu entdecken. Ferd
ertheilte die erbetene Verzeihung, legte den Gatten aber ewiges Schweigen auf: die K
durften nur den Namen „von Oestreich“ (d'Austria), nicht das Familienwappen f

---



…rstellung aus den Frankfurter Festlichkeiten zur Krönung Maximilians II. zum Römischen König 1562:
Das Braten des gefüllten Ochsen. (Gouachebild im Thesaurus picturarum zu Darmstadt.)

34. Maximilian II. (1564—1576). Der Türkenkrieg und die Grumbachschen Händel.

1564

Mit den größten Erwartungen sah die protestantische Partei, mit banger Sorge die Kurie den ersten Regierungshandlungen Maximilians entgegen, …r 37 Jahre alt den väterlichen Thron bestieg. War doch seine Erziehung …on Protestanten geleitet worden — erst von August Schiefer, dann von Petrus …ollatinus —, ja alles Herbe, was er als Jüngling und Mann erduldet, hing …it seinem religiösen Entwicklungsgange zusammen. Noch im Jahre 1561 dachte … daran, durch Flucht dem Glaubenszwange des Vaters zu entgehen, noch im …ahre 1563 beharrte er auf dem Abendmahle unter beiderlei Gestalt.

Aber wiewol er seinen evangelischen Ueberzeugungen sein Leben lang treu …ieb, trat er doch nicht förmlich zur protestantischen Konfession über. Schon der …treit der Lutheraner und Reformirten hatte nichts einladendes; sein weicher, …was unentschiedener Sinn schrak vor dem förmlichen Bruche mit den Familien…aditionen zurück, auch der spanische Hof war nicht müßig. Er beschränkte …h darauf, den Protestanten Beweise seines Wohlwollens zu geben; die Be…lüsse des Trientiner Konzils ließ er nicht veröffentlichen, gegen ketzerische …chriften schritt er nicht nur nicht ein, er erlaubte sogar (1570) die Begrün…ng einer protestantischen Buchdruckerei zu Stein. Nicht überall befriedigten … oft nur halben Maßregeln, am wenigsten in Böhmen, wo durch den Gegen… zwischen Alt-Utraquisten und den „Brüdern“ besondere Schwierigkeiten …lagen.

Das beste Zeugniß für Maximilians religiöse Denkweise bietet das Schreiben, in dem er die grauenvolle Blutthat der Bartholomäusnacht (1572) verurtheilt: „... Und hab' es mit herzlichem Leid vernommen, daß sich mein Tochtermann (Karl IX.) zu einem



Philipp Melanchthon.
Kupferstich von Albrecht Dürer vom Jahre 1526.
Unterschrift: „Dürer konnte dem Leben nachbilden die Züge Philippus',
Doch seine kundige Hand konnte nicht malen den Geist."

Lübeck, befestigte dieselbe in Pommern (1534) und seit 1537 in Dänemark. Ihm wurde die Salbung des Königspaares, die Ordination der Superintendenten, die Abfassung der Kirchenordnung übertragen. Nach Kursachsen zurückgekehrt, wirkte er in der einflußreichen Stellung als Generalsuperintendent segensreich nach allen Seiten und war auch in Wittenberg unentbehrlich, als Luther zu kränkeln begann. Tief ergriffen hielt er dann auch seinem Freunde die Leichenpredigt. Im schmalkaldischen Kriege bewies er seinen Muth, indem er sich auch nach der Besetzung Wittenbergs nicht abhalten ließ, die evangelische Wahrheit zu verkünden. In den Wirren, die das Interim nach sich zog, stand er an Melanchthons Seite und hatte die gleichen Verunglimpfungen wie dieser zu ertragen. Des Streites müde, beschränkte er sich immer mehr auf die Pflichten seines Amtes, doch suchten ihn in den letzten Jahren dauernde körperliche Leiden heim, bis den halberblindeten Greis ein sanfter Tod erlöste (19./20. April 1558); in der Stadt-Pfarrkirche fand er seine letzte Ruhestätte.

Der Herd der Zwietracht im Lager der Evangelischen war die Universität Jena, welche in einen schroffen Gegensatz zu der älteren Wittenberger Schwester trat. Der Haß zwischen der Ernestinischen und Albertinischen Linie übertrug sich eben auch auf diese Hochschulen. Als der zanksüchtigste und unheilvollste der Jenenser Theologen ist Matthias Flacius („Illyricus"),

einem sechsten Zuge nach Ungarn auf. Es sollte seine letzte Heerfahrt sein. Die Leitung des Feldzuges war von kaiserlicher Seite mangelhaft, obwol erfahrene Kriegsobersten, wie Lazarus Schwendi, Protestant und geborener Würtemberger, mit den wichtigsten Befehlshaberstellen betraut waren.



Türkische Kriegstrompeter, aus der Zeit des Türkenkrieges unter Maximilian II.
Kolorirter Holzschnitt im Thesaurus picturarum.

So that das Hauptheer nichts, um die Festung Sziget zu entsetzen, welche vom 7. August bis zum 8. September durch den Grafen Zrinyi aufs heldenmüthigste vertheidigt wurde. In der Nacht vom 5. zum 6. September starb Suleiman, der „Prächtige", während der Belagerung: die Erfüllung seines Wunsches, sich mit Maximilian in offener Feldschlacht zu messen, vereitelte der tapfere Zrinyi, dessen Geschick sich aber auch am 8. September erfüllte. Da die Festung nicht zu halten war, verstanden die Vertheidiger, Niklas Zrinyi voran, dann sein Fahnenträger Georg Csáky, seine Hauptleute Bajony, Iswánffi, Paprutowitsch und Andere, auch die Frauen, heroisch zu sterben. Am 17. Februar 1568 wurde mit Suleimans Nachfolger Selim III. ein Friede geschlossen, kraft dessen der Pforte ein jährliches „Ehrengeschenk" von 30,000 Dukaten gezahlt wurde. 1568

An dem geringen Erfolge des ungarischen Feldzuges hatte eine Angelegenheit Schuld, welche aus einer unbedeutenden Privatfehde zu einer wichtigen Reichssache geworden war, die sogenannten „Grumbachschen Händel".

Der Ursprung der Händel fällt noch in die Zeit Ferdinands I. Ein fränkischer Reichsritter, Wilhelm von Grumbach, war durch seine Verbindung mit dem wilden Albrecht Alcibiades in Streitigkeiten mit dem Würzburger Bischof gerathen, von dem er einige Güter zu Lehen trug: ohne seine Absicht wurde der Bischof im Jahre 1558 von Bewaffneten nahe seiner Residenz ermordet. Um der Bestrafung zu entgehen, suchte Grumbach Verbindungen mit Frankreich und der Reichsritterschaft, welcher er seine Privatsache als Angelegenheit des ganzen Standes darstellte. Vor allem aber gewann er den Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Weimar-Koburg-Gotha, — den Sohn des Besiegten von Mühlberg — durch die thörichte Vorspiegelung, er werde mit Hilfe der Reichsritterschaft den Räuber des väterlichen Kurfürstenthums, — nach Moritz' Tode Kurfürst August — aus seinem unrechtmäßigen Besitz verdrängen können. Johann Friedrichs Kanzler Brück bestärkte seinen Herrn noch mehr in seinem Vertrauen auf die Versprechungen des Abenteurers. Im Jahre 1563 nahm Grumbach Würzburg ein und zwang den Bischof zu einem nachtheiligen Vertrag, wurde aber vom Kaiser als Landfriedensbrecher in die Acht gethan. Johann Friedrich gewährte ihm Unterkunft und wurde, da



Türkische Gesandtschaft an Ferdinand zur Krönung seines Sohnes Maximilian II. zum Römischen König zu Frankfurt 1562. „Einrit der Türkischen Bottschafft Ephraim Stroys mitt den Presenten so sie im deß Türcken wegen Kayser Ferdinādo gethon. Geschehen zu Franckfurt an Mayn. Den 23. Novembris Anno 1562." Aquarelle gezeichnet F R im Darmstädter Thesaurus picturarum. Der Gesandte, dessen Name verschieden geschrieben wird, war von Geburt ein Pole; er wurde von Maximilian während der Krönungsfeierlichkeiten empfangen.

Ferdinand, der Liebling des Vaters, war mit **Philippine Welser**, der ebenso schönen, als feingebildeten Tochter eines reichen Augsburger Patriziers in geheimer Ehe vermählt. Scheu hüteten sie ihr Glück in dem böhmischen Kronschloß Bürglitz, bis im Jahre 1561 Philippine den Muth fand, dem Kaiser das Geheimniß zu entdecken. Ferdinand ertheilte die erbetene Verzeihung, legte den Gatten aber ewiges Schweigen auf: die Kinder durften nur den Namen „von Oestreich" (d'Austria), nicht das Familienwappen führen.



„Audientz des aller Großmächtigsten Durchleuchtigsten Vnüberwindlichsten Römischen Keysers **Maximilians des Anderen** unsers allergnädigsten Herren wie die durch ihr Maiestät zu Speyr auff dem Reychßtag ist gehalten worden. Im Jar 1570.“

Holzschnitt eines fliegenden Blattes (Lobgedicht auf Maximilian II.). Germanisches Museum zu Nürnberg.



Maximilian II. im kaiserlichen Ornat.

Gleichzeitiger kolorirter Holzschnitt aus dem „Thesaurus picturarum“ in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt.

solchen
lichen
hat
lassen.
ist in T
nicht
als wie
nünftig
daß Re
sachen
dem G
gerichte
wollen.

Wiew
ximilian
Kriegshel
ließ er sich
eine kam
ge Part
Ungarn,
ders dur
Grafen N
Zrinyi
nem F
gegen die
ken veran
Der Au
ger Re
1566 (April 15
willigte
stattliche
und Max
konnte üb
als 1
Mann ve
Aber mit
noch gen
ren Heere
der greis
tan S
man am
Mai zu
dreizehnte
ligen“



Türkische Kriegstrompeter, aus der Zeit des Türkenkrieges unter Maximilian II.
Kolorirter Holzschnitt im Thesaurus picturarum.

inem sechsten Zuge nach Ungarn
uf. Es sollte seine letzte Heer-
hrt sein. Die Leitung des Feld-
ges war von kaiserlicher Seite
ngelhaft, obwol erfahrene Kriegs-
rsten, wie Lazarus Schwendi,
otestant und geborener Würtem-
ger, mit den wichtigsten Befehls-
erstellen betraut waren.

So that das Hauptheer nichts,
die Festung Sziget zu ent-
en, welche vom 7. August bis
n 8. September durch den Grafen
inyi aufs heldenmüthigste ver-
idigt wurde. In der Nacht vom
zum 6. September starb Sulei-
n, der „Prächtige“, während der
lagerung: die Erfüllung seines
unsches, sich mit Maximilian in
ener Feldschlacht zu messen, ver-
elte der tapfere Zrinyi, dessen Geschick sich aber auch am 8. September er-
llte. Da die Festung nicht zu halten war, verstanden die Vertheidiger, Niklas
inyi voran, dann sein Fahnenträger Georg Csáky, seine Hauptleute Bajony,
twánffi, Paprutowitsch und Andere, auch die Frauen, heroisch zu sterben. Am
. Februar 1568 wurde mit Suleimans Nachfolger Selim III. ein Friede 1568
schlossen, kraft dessen der Pforte ein jährliches „Ehrengeschenk“ von 30,000
ukaten gezahlt wurde.

An dem geringen Erfolge des ungarischen Feldzuges hatte eine Angelegen-
it Schuld, welche aus einer unbedeutenden Privatfehde zu einer wichtigen
eichssache geworden war, die sogenannten „Grumbachschen Händel“.

Der Ursprung der Händel fällt noch in die Zeit Ferdinands I. Ein fränkischer Reichsritter, Wilhelm von Grumbach, war durch seine Verbindung mit dem wilden Albrecht Alcibiades in Streitigkeiten mit dem Würzburger Bischof gerathen, von dem er einige Güter zu Lehen trug: ohne seine Absicht wurde der Bischof im Jahre 1558 von Bewaffneten nahe seiner Residenz ermordet. Um der Bestrafung zu entgehen, suchte Grumbach Verbindungen mit Frankreich und der Reichsritterschaft, welcher er seine Privatsache als Angelegenheit des ganzen Standes darstellte. Vor allem aber gewann er den Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Weimar-Koburg-Gotha, — den Sohn des Besiegten von Mühlberg — durch die thörichte Vorspiegelung, er werde mit Hilfe der Reichsritterschaft den Räuber des väterlichen Kurfürstenthums, — nach Moritz' Tode Kurfürst August — aus seinem unrechtmäßigen Besitz verdrängen können. Johann Friedrichs Kanzler Brück bestärkte seinen Herrn noch mehr in seinem Vertrauen auf die Versprechungen des Abenteurers. Im Jahre 1563 nahm Grumbach Würzburg ein und zwang den Bischof zu einem nachtheiligen Vertrag, wurde aber vom Kaiser als Landfriedensbrecher in die Acht gethan. Johann Friedrich gewährte ihm Unterkunft und wurde, da



Wilhelm von Grumbach in seinem 69. Jahre.
Kupferstich von Matthias Zündt vom Jahr 1567.

er allen kaiserlichen Abmahnungen trotzte, gleichfalls mit der Acht (1566) belegt. Die Exekution derselben wurde dem Kurfürsten August übertragen und Johann Friedrich in dem stark befestigten Gotha belagert. Eine Meuterei der geängstigten Bürgerschaft zwang den Herzog am 13. April 1567 zur Kapitulation. Grumbach, Brück und die anderen Haupträdelsführer wurden auf barbarische Weise hingerichtet, Johann Friedrich zu ewigem Gefängniß nach Wien abgeführt. Mit Mühe erhielten seine Söhne nachmals das väterliche Erbe wieder: Johann Friedrich blieb bis an sein Lebensende (1594) in Wienerisch-Neustadt internirt; seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, theilte seit 1571 das Loos ihres Gemahls, den sie nur ein Jahr überlebte.

Das Gothaer Strafgericht gab der protestantischen Oppositionspartei willkommenen Grund zur Klage gegen den Kaiser, der ihren anderweitigen Erwartungen nicht entsprochen hatte: man schalt ihn einen zweiten „Julian“, einen papistisch gewordenen Feind des Evangeliums. War dies auch nach zwei Seiten hin ungerecht, — denn der Urheber des furchtbaren Strafgerichts war der lutherische Kurfürst August, und Maximilian blieb im Herzen protestantenfreundlich —, so konnte man doch nicht leugnen, daß der Kaiser in der zweiten Hälfte seiner Regierung aus politischen Gründen sich den katholischen Mächten entschieden näherte. Seine älteste Tochter Anna wurde im Jahre 1570 die zweite Gattin des Königs Philipp von Spanien, die zweitgeborne, Elisabeth, reichte kurz darauf dem Franzosenkönig Karl IX. die Hand. Auch der Abfall der Niederlande, ein Ereigniß, daß die protestantische Partei im Reiche mit größtem Jubel begrüßte, mußte von dem Kaiser in einem ganz anderen Lichte betrachtet werden, und die spanischen Hilfsgesuche brachten ihn vollends in eine schiefe Stellung.

Wie sich das Verhältniß der Protestanten zu dem Kaiser verändert hatte, trat deutlich hervor, als Maximilian im Jahre 1575 die Kurfürsten nach Regensburg berief, um seinen Sohn Rudolf zum römischen König wählen zu lassen. Man verlangte von Seiten der weltlichen Kurfürsten, unter Führung von Kurpfalz, daß der zukünftige Kaiser in seiner Wahlkapitulation nicht allein den Religionsfrieden, sondern auch die „ferdinandeische Deklaration“ bestätige, der zufolge

1575



„Audientz des aller Großmächtigsten Durchleuchtigsten Vnüberwindlichsten Römischen Keysers **Maximilians des Anderen** unsers allergnädigsten Herren wie die durch ihr Maiestät zu Speyr auff dem Reychßtag ist gehalten worden. Im Jar 1570."

Holzschnitt eines fliegenden Blattes (Lobgedicht auf Maximilian II.). Germanisches Museum zu Nürnberg.

auch die evangelischen Unterthanen geistlicher Fürsten in der Ausübung ihres Gottesdienstes nicht gestört werden sollten. Die Zwietracht zwischen Pfalz und Sachsen verhinderte, daß diese für den Frieden so nothwendige Bestimmung endlich zum Reichsgesetze erhoben wurde. Auch ein neuer Reichstag brachte die gewünschte Lösung nicht. Die Wahl Rudolfs erfolgte am 27. Oktober 1575 mit Stimmeneinheit.

Dieser Erfolg war der letzte, den der Kaiser aufzuweisen hatte. In einer anderen dynastischen Frage erlitt er um dieselbe Zeit eine Niederlage. Schon im Jahre 1572 hatte Maximilian, nach dem Tode des letzten Jagellonen, sich bemüht, dem habsburgischen Hause die Nachfolge im Königreich Polen zu verschaffen. Er unterlag damals dem französischen Thronbewerber Heinrich (gewählt Mai 1573), erneuerte seinen Plan aber, als jener nach dem Tode Karls IX (30. Mai 1574) die Regierung Frankreichs übernehmen mußte. Nur ein Theil des polnischen Adels wählte aber Maximilian zum Könige, die Gegenpartei erhob Stephan Báthory, den mit der Pforte verbündeten Fürsten von Siebenbürgen. Der gefahrvollen Aufgabe, seinem Nebenbuhler die Krone durch einen harten Kampf zu entreißen, überhob der Tod den Kaiser. Krank war Maximilian auf den Regensburger Reichstag gekommen. Am Tage des Reichsabschiedes (12. Oktober 1576) starb er ruhig und gefaßt. „Meine glücklichste Stunde ist gekommen," sprach er im Angesichte des Todes. Er mußte den Tod als Erlösung von herben Enttäuschungen begrüßen.

1576

Wol fehlte diesem Herrscher ein kräftiger Arm und ein starkes Herz, aber dennoch verweilt das Auge gern auf dieser Gestalt, dem gemüthvollen, gebildeten, edelgesinnten Fürsten. Ernstliche Feinde hatte er nicht besessen: seine Regierung bildete einen letzten Lichtblick in der Geschichte des alten deutschen Reiches.

---

55. Regierungsantritt Rudolfs II. Die Konkordienformel (1577).

1576

Rudolf II. hatte seine Jugendzeit am Hofe Philipps II., seines Oheims und Schwagers zugebracht. Dort erfüllte er seinen Geist mit der Idee der königlichen Allgewalt in politischen und religiösen Dingen: die unermüdliche Arbeitskraft aber, welche die spanischen Regenten bei all der Verkehrtheit ihres Strebens auszeichnet, eignete er sich nicht an.

Sein Gemüth war zu Melancholie geneigt; sein Geist war freilich voll reger Empfänglichkeit für Kunst und Wissenschaft, sein Charakter aber voll Zögerns und Schwankens. So wälzte er die Herrschersorgen gern auf fremde Schultern, er selbst blieb ein Fremdling in seinem Reich, ohne Verständniß für die Bedürfnisse der Zeit und seiner Völker. Fast seine ganze Regierungszeit verlebte er zu Prag auf der Burg am Hradschin, mit seinen Büchern, Blumen und Kunstschätzen beschäftigt: sein Marstall war voll der prächtigsten Pferde, die er oft stundenlang besah, ohne je eines zu besteigen. Außerordentlich nachtheilig ward für einen derartigen Herrscher die Beschäftigung mit der die Welt beherrschenden Astrologie. Bald schläferte ihn die Sprache der Sterne ein, bald nährte sie seinen Argwohn, die Sprache des Lebens blieb ihm unverständlich. Auf dem Wege der Alchymie suchte er den Stein der Weisen zu finden, darum erwarb er nie auf dem Wege praktischer



Bronzebüste Kaiser Rudolfs II. in der Ambraser Sammlung zu Wien.
Bezeichnet: Adrianus Fries Hagensis fecit 1607.

Erfahrungen irdische Lebens- und Herrscherweisheit. So war der Nachfolger Maximilians beschaffen: es war vorauszusehen, daß seine Regierungsthätigkeit keine segensreiche, der Kaiser vor allem nicht im Stande sein werde, den von neuem andringenden religiösen Zerwürfnissen Einhalt zu gebieten.

Was die Protestanten betraf, so kamen sie um die Zeit, als Maximilian dem Leben schied, auf den Gedanken, alle Bekenner der Augsburgischen fession durch eine neue Glaubensformel zu einigen, zur Abwehr gegen

Katholiken und Calvinisten. Der Gedanke ging vom Kurfürsten August von Sachsen aus, welcher in seinem Lande soeben eine strenge Verfolgung gegen die Kryptocalvinisten ins Werk gesetzt hatte. In Kurpfalz wurde grade jetzt, nach dem Tode Friedrichs III. (26. Oktober 1576), durch den neuen Regenten, Ludwig, das Lutherthum mit Gewalt an die Stelle des Calvinismus gesetzt. Auch Brandenburg hatte den unbestimmten Standpunkt Joachims II. aufgegeben und sich auf Grund der neuen Kirchenordnung Johann Georgs (1572) den eigentlichen Lutheranern genähert.

Als Opfer der lutherischen Religionsverfolgung in Sachsen fiel nebst anderen (1574) Kaspar Peucer, der Schwiegersohn Melanchthons, welchen man zwölf Jahre lang in einem dumpfigen Kerker schmachten ließ. In der reformirten Pfalz ließen die Urheber des Heidelberger Katechismus am 23. Dezember 1572 den Prediger Sylvan wegen abweichender Lehrmeinungen auf dem Markte zu Heidelberg enthaupten. Das erste Opfer protestantischer Ketzerrichter war der Hofprediger des Herzogs Albrecht von Preußen gewesen, Joh. Funck, als angeblicher „Landesverräther“ zu Königsberg enthauptet Oktober 1566.

Drei lutherische Theologen, Andreä, Selnecker und Chemnitz brachten eine Eintrachts-(Konkordien-)Formel im Geiste der damals zu Dresden herrschenden Hoftheologie zu stande, die am 28. Mai 1577 im Kloster Bergen zu Magdeburg vollendet ward. Sie verdiente eher den Namen einer „Zwietrachtsformel“, denn sie verewigte den traurigen Zwiespalt zwischen Lutheranern und Reformirten.

1577

Die Konkordienformel erkannte die heilige Schrift als einzige Richtschnur des Glaubens an und setzte ihre volle Einstimmigkeit mit Luther voraus: die schwierigsten Lehren waren mehr durch Unbestimmtheit des Ausdrucks verdeckt, als aufgehellt.

Die Einführung des neuen Bekenntnisses machte große Schwierigkeiten und blieb unvollständig; in der Pfalz wurde ohnehin nach Ludwigs Tode (1583) der reformirte Glaube wiederhergestellt. Im Jahre 1580 wurde die Konkordienformel in Verbindung mit den übrigen symbolischen Schriften der Evangelischen als „Konkordienbuch“ zu Dresden veröffentlicht.

Das erste Opfer der Konkordienformel ward der sächsische Kanzler Nikolaus Krell, welcher Augusts Nachfolger Christian I. (1586—1591) für eine freisinnigere Auffassung der evangelischen Lehre gewann. Nach dessen Tode wurde Krell eingekerkert und nach zehnjähriger Gefangenschaft, als man endlich bei der böhmischen Appellationskammer zu Prag ein verurtheilendes Erkenntniß erlangt hatte, am 9. Oktober 1601 enthauptet. Die fromme Kurfürstin-Wittwe sah dem Justizmorde zu; auf dem Schwerte des Scharfrichters stand die Inschrift: Cave Calviniane! („Hüte dich Calvinist!“)

---

36. Die katholische Reaktion unter König Rudolf.

Sechs Jahre lang entzog sich Rudolf seinen kaiserlichen Regentenpflichten: erst für das Jahr 1582 berief er einen Reichstag nach Augsburg: eigentlich auch nur wegen der seinen Staaten drohenden Türkengefahr, nicht um den Nothständen im Reiche abzuhelfen. Begreiflicher Weise lagen aber den Reichsständen ihre

1582

enen Angelegenheiten mehr am Herzen als die des Kaisers; außerdem schien Vorgang auf dem Reichstage selbst die Entscheidung der wichtigsten Frage ieterisch zu fordern. Als der „Administrator" d. h. der protestantische Inber des Erzbisthums Magdeburg, ein brandenburgischer Prinz Joachim riedrich, den Vorsitz im Reichsfürstenrathe verlangte, wollten ihm die Kathoen nicht einmal Sitz und Stimme gestatten. Sollten demnach die evangelischen nhaber ehemals geistlicher Fürstenthümer das Recht verloren haben, die Interen ihres Stiftes auf den Reichstagen zu vertreten? Die Entscheidung war endlich schwierig. Zu der Eigenschaft des Oberhauptes eines Stiftes gehörte e päpstliche Bestätigung, welche einem Protestanten unmöglich ertheilt werden nnte; andererseits konnte man die geistlichen Fürstenthümer doch nicht ausschließen von Berathungen über Steuern, über Gesetze, die für das ganze Reich erbindlich sein sollten.

Bei dem Zwiespalt unter den Protestanten ward es dem päpstlichen Legaten Madruzzi leicht, die Abweisung der Ansprüche des Administrators durchzusetzen. Der Streit erneuerte sich auf den folgenden Reichstagen, zum Siege gelangte keine Partei; die protestantischen Administratoren wurden zu Sitz und Stimme nicht zugelassen und mußten sich auf die feierliche Verwahrung ihrer Rechte beschränken.

Von untergeordneterer Bedeutung war die Angelegenheit der Stadt Aachen, welche, einer früheren Bestimmung entgegen, Protestanten den Eintritt in den Rath gestattet, die Katholiken verjagt und sich gegen die kaiserlichen Kommissare unbotmäßig gezeigt hatte. Zur Strafe war sie vom Kaiser nicht zum Reichstage geladen, aber die Stände beschieden sie trotzdem zum Reichstag. Erledigt wurde die Sache hier nicht; im Jahre 1598 aber rückten spanische Exekutionstruppen vor die Stadt, führten die Katholiken zurück und stellten den katholischen Gottesdienst wieder her.

Nun trat aber im Jahr 1582 auch der in dem „geistlichen Vorbehalt" vorgesehene Fall ein, daß der im ordnungsmäßigen Besitze einer geistlichen Herrschaft befindliche Fürst die evangelische Lehre annahm. 1582

Der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, gab seinen priesterlichen Stand aus Liebe zu der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld auf, trat zum protestantischen Glauben, — dem reformirten Bekenntniß, — über, gedachte aber sein Erzbisthum zu behalten. Der Kaiser konnte diesem Vorgange unmöglich ruhig zusehen; da schon die drei weltlichen Kurfürsten Protestanten waren, würden sie jetzt im kurfürstlichen Rathe die Majorität erhalten haben. Der Papst bannte den Erzbischof und setzte ihn ab, sein Stift unterstützte ihn nicht, ebensowenig die Lutheraner, — Gebhard war ja Calvinist. Spanische Truppen vertrieben ihn; der vom Domkapitel erwählte Ernst von Baiern gelangte im Jahre 1584 in den Besitz des Erzbisthums. Als acht Jahre später in Straßburg eine Doppelwahl erfolgte, mußte wiederum der protestantische Bewerber Johann Georg von Brandenburg dem katholischen Kardinal von Lothringen das Feld räumen. Ueberhaupt suchten Oestreich und Baiern fortan alle katholischen Bisthümer an Prinzen ihres Hauses zu bringen, und der ebengenannte Ernst von Köln erwarb noch Freising, Hildesheim, Lüttich, Münster und die Reichsabtei Stablo, wiewol eine solche Häufung geistlicher Würden vom Papst wiederholt verboten war. 1584

Nicht allein über die Bisthümerfrage hatten sich die Protestanten zu be=



klagen, sondern auch über die Besetzung des Kammergerichtes, wo sich eine katholische Majorität gebildet hatte. Wer konnte dieselbe hindern, in Bezug auf die geistlichen Güter im Sinne der katholischen Stände zu entscheiden? Dazu kam noch, daß der neuerdings eingesetzte Reichshofrath, dessen Mitglieder der Kaiser ernannte, vielfach in die Gerichtsbarkeit des Kammergerichtes eingriff.

1586 Was die Protestanten zu erwarten hatten, zeigte der 1586 in München erschienene Traktat „de autonomia, das ist von Freistellung mehrererlei Religion und Glauben", ein Jesuitenprodukt, welches mit unvergleichlichem Hohne auseinandersetzte, daß der Religionsfrieden nichts gelte und die Vernichtung der Ketzer nur eine Frage der Zeit sei. Der thatsächliche Beweis ließ nicht lange auf sich warten; soweit der östreichische Einfluß reichte, begann das Gott wohlgefällige Werk der Gegenreformation. In Steiermark hatte der jüngste Bruder Maximilians schon im Jahre 1580 den Anfang gemacht und zur Verbreitung des wahren Glaubens (1586) die von den Jesuiten geleitete Landesuniversität Graz gestiftet. Eine zweite Reihe von Verfolgungen begann im Jahre 1596, als Karls ältester Sohn Ferdinand von der Universität heimgekehrt war. Er faßte die Wiederherstellung des alten Glaubens als Gewissenssache auf: auf einer Wallfahrt nach Loretto, im Jahre 1598, soll er das Gelübde gethan haben, alle Ketzer auszurotten. Um dieselbe Zeit eröffnete man in den übrigen östreichischen Erblanden ein gleich feindseliges Verfahren gegen alle Nichtkatholiken.

Fast schien es, als ob man von katholischer Seite auch auf das Reich Rücksicht zu nehmen für überflüssig hielt. Im Herbst des Jahres 1593 nahm ein spanisches Heer, das durch das Gebiet von Jülich-Kleve nach den Niederlanden zog, in jenem Herzogthum Winterquartiere und erlaubte sich die größten Ausschreitungen. Selbst katholische Stände waren entrüstet über diese freche Verletzung des Reichsbodens. Der spanische Feldherr Mendoza stellte in der deutschen Stadt Wesel den katholischen Gottesdienst wieder her, aber die



Spanische Soldaten in Deutschland. Beginn des XVII. Jahrhunderts.
Aus Gottfrieds Historischer Chronik.

protestantischen Nachbarfürsten konnten sich über wirksame Gegenmaßregeln nicht einigen. Als endlich ein Reichsheer zusammengebracht wurde, lief es vor der Festung Rees jämmerlich auseinander.

Aus allen diesen Vorgängen aber mußte jeder Einsichtige abnehmen, daß die kaiserliche Regierung auch im Reiche zu dem Umsturze des Bestehenden, im Bunde mit Spanien zur Unterdrückung des Protestantismus schreiten würde, sobald sie volle Freiheit der Bewegung erhielt. Denn einstweilen war ihre Thatkraft noch gelähmt, theils durch Streitigkeiten im kaiserlichen Hause, theils durch folgenschwere Verwicklungen in Ungarn und Siebenbürgen. Denn hier, wo man am liebsten sich jeder Verbindung mit Oestreich entzogen hätte, beschloß man, der katholischen Gegenreformation, der Unterdrückung der ständischen und nationalen Freiheit durch muthvolle Erhebung zuvorzukommen.

Das Haupt dieser Bewegung war ein reicher ungarischer Magnat, der vorsichtige und schlaue Stephan Borskay, der im Februar 1605 zum Fürsten von Siebenbürgen erhoben wurde, im April auch zum Fürsten Ungarns. Im Wiener Frieden (1606) wurden ihm Siebenbürgen und acht Komitate Ungarns auf Lebenszeit zugesprochen. Die Oberhoheit behielt die Pforte, an welche Rudolf im Frieden von Zsitva Torok (1606) ein „Ehrengeschenk" von 200,000 Thalern zahlte.

---

37. Die Parteihäupter im Reich.

Da die Absichten des Kaisers den Protestanten nicht mehr ein Geheimniß waren, sannen sie darauf, sich vor zukünftiger Vergewaltigung bei Zeiten zu schützen. Die Anregung ging von Kurpfalz aus, da das Lutherthum mehr der Lehre vom leidenden Gehorsam huldigte. Die Reformirten waren unablässig bemüht, durch Verbindung mit auswärtigen Mächten sich einen Rückhalt zu verschaffen, da sie auf die Lutheraner im Reich nicht rechnen durften. Indes schien der Nachfolger Augusts von Sachsen einer Annäherung an die Pfalz geneigt, und so verpflichtete sich auf dem Torgauer Tage (1591) eine Anzahl Reichsstände, unter ihnen auch Brandenburg, zur Aufrechterhaltung des Religionsfriedens. 1591

Der Tod der beiden Führer zerriß diese Verhandlungen, die lutherische Reaktion in Sachsen bereitete der Einigung vorläufig ein Ende. Aber der Grundgedanke wurde immer wieder von neuem aufgenommen: die Seele der Unionspläne ward der vielerfahrene, weltmännisch-freie und ritterlich-tüchtige Fürst Christian von Anhalt (geb. 1568). Unter den „Korrespondirenden" — so nannte man die protestantischen Theilnehmer dieser Bestrebungen — befestigte er die Ansicht, daß man sich vor allem an die Niederlande und Frankreich schließen müsse. Denn eifersüchtig blickte Heinrich IV. auf das Wachsen der spanisch-östreichischen Macht, zu deren Bekämpfung ihm die deutschen Protestanten willkommene Bundesgenossen waren.

Diese Pläne nahmen eine festere Gestalt an, als in der Pfalz Friedrich IV. auf seinen strenglutherischen Vater Ludwig gefolgt war (1592). Seine Gemahlin war die geistreiche Luise Juliane, die Tochter des großen Wilhelm von Oranien.

1594 Auf einem Fürstentage zu Heilbronn (März 1594) kam ein protestantisches Bündniß mit Anlehnung an Frankreich zu stande.

Das Haupt der katholischen Reaktionspartei im Reich war der Herzog 1597 Maximilian von Baiern (geb. 1573), welcher im Jahre 1597 die Regierung des Landes übernahm. Seine strengkatholische Jugenderziehung erhielt auf der Universität Ingolstadt durch die Jesuiten ihren Abschluß, und er war ein durchaus würdiger Studiengenosse des steiermärkischen Ferdinand. Wie dieser in seinem Erblande, so räumte Maximilian in Baiern mit den Resten des protestantischen Kultus unbarmherzig auf und machte sein Herzogthum zum sichersten Hort der alten Lehre. Am päpstlichen Hofe, den er selbst besucht hatte, stand er in hohem Ansehn. Als Landesfürst bewies er Umsicht und Ordnungsliebe: durch Gründung einer einheimischen Miliz machte er sein Land widerstandsfähig, in der Errichtung eines kleinen stehenden Heeres ging er den übrigen Fürsten voran. Die tüchtigsten, gelehrtesten und erfahrensten Räthe umgaben ihn. So war der Herzog, dessen Thätigkeit im Reich nachmals die allerunheilvollste geworden ist, kein unbedeutender Regent, überdies ein politischer Charakter, der auf ein bestimmtes Ziel mit ruhiger Sicherheit lossteuerte. Im Gegensatz zu dem schwankenden Rudolf und seinem ebenso unfähigen Nachfolger war er der rechte Mann, wenn es galt, auch im Reiche die Gegenreformation durchzuführen.

---

38. Deutsche Kulturzustände in der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege.



Buchstabe B aus Holbeins kleinem Todtentanzalphabet, geschnitten von Hans Lützelburger. Als Beispiel der in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in der großen und kleinen Kunst immer wiederkehrenden Todtentanzdarstellungen.

Bei den großen Veränderungen, welche der dreißigjährige Krieg zur Folge gehabt, ist es höchst nothwendig, durch einen Blick auf das Kulturleben vor der Kriegszeit sich ein Bild von den Zuständen zu machen, welche dem Zeitalter der Reformation und Gegenreformation entstammen. Allerdings muß man in dieser Epoche zwei Abschnitte unterscheiden, das erste Menschenalter bis 1555, dann die beiden folgenden; denn die Kultur des XVI. Jahrhunderts hat nur im ganzen einen ähnlichen Charakter, die einzelnen Generationen weichen von einander nicht wenig ab; nur daß begreiflicherweise die Keime der späteren Zustände sich schon im ersten Abschnitt vorfinden und dann nur eine Fortentwicklung und Steigerung eintritt: eine strenge Scheidung läßt sich demnach nicht durchführen.

Die Fürstengewalt erhielt durch den Gang, welchen die reformatorische Bewegung nahm, dem Kaiser gegenüber eine erhebliche Stärkung, besonders seit Karls V. Versuch, den Mühlberger Sieg auszunutzen gescheitert und der Augsburger Religionsfriede geschlossen war. Hatte es sich schon vor der Reformation als fast unmöglich erwiesen, das Reich zusammenzufassen, so wurde diese Schwierig-

keit noch vermehrt, seit die Konfession die Reichsstände in zwei Gruppen schied. Allerdings fehlte auf evangelischer Seite jeder feste Zusammenhalt; verderblich erwies sich von Anfang an der Antagonismus der lutherischen und der reformirten Richtung.

Auch nach innen erhielt die fürstliche Gewalt in den protestantischen, speziell den lutherischen Gebieten, eine zweifache Vermehrung. Erstlich nahm der Besitz der Fürsten durch Einziehung der geistlichen Güter zu, die nicht überall an den Dienst der neuen Lehre oder des Schulwesens gewendet wurden; dann aber trat der Landesfürst auch noch in die Rechte, welche die Kirche bis dahin besessen hatte. Außerdem hatte Luther mit besonderem Nachdruck die Lehre von der göttlichen Entstehung der Obrigkeit und der Verpflichtung des Unterthanen zu leidendem Gehorsam verkündigt, und die Fürsten verfehlten nicht, diese Anschauungen in ihren Territorien praktisch durchzuführen. Wenn sich gleichwol in einzelnen Ländern die Macht der Stände hob, so war dies eine Folge besonderer Veranlassungen. So führte die Verschwendungssucht des Brandenburgers Joachim II. (1535—1571) dazu, daß er den Ständen versprechen mußte, „keine wichtige Sache, daran das Gedeihen oder Verderben des Landes gelegen sei, ohne Vorwissen und Rath der Stände zu beschließen." Er mußte den Ständen die Einziehung der Steuern überlassen und die Kontrolle, daß dies Geld wirklich zur Deckung der Landesschulden verwendet werde. Wol hätte die größere Unabhängigkeit der Fürsten der Entwicklung echtnationaler Gemein-



Beispiel eines künstlich angelegten Schloßgartens (des Heidelberger Schlosses) im XVI. Jahrhundert.
Nach einem alten Kupferstich Merians.

wesen Vorschub leisten können, wenn jene es sich hätten angelegen sein lassen, auf die Pflege deutschen Wesens ihr Augenmerk zu richten. Allein, wenn wir auch sehen, daß die Fürsten des XVI. Jahrhunderts nach manchen Seiten in wohlthätiger Weise von ihrer Landesobrigkeit Gebrauch gemacht haben, gaben sie gerade in jenem Punkte ihren Unterthanen ein sehr schlechtes Beispiel.

Es ist nämlich eine durchaus irrige Vorstellung, als habe erst der dreißigjährige Krieg und der westfälische Friede in Sitte, Literatur und Tracht eine Fremdherrschaft über Deutschland gebracht. Die Entnationalisirung ist älteren Ursprungs. Seitdem die kaiserlichen Habsburger spanisch geworden waren, fingen die deutschen Fürsten an, sich wetteifernd nach italienischen und französischen Mustern zu bilden. Durch die Fürstenhöfe verbreitete sich die Nachäffung des Fremden bei dem Adel, der, wie wir sehen werden, mehr und mehr zum Hofadel ward; das Bürgerthum endlich wollte hinter den Vornehmen nicht zurückbleiben und richtete sich, so weit möglich, nach dem Beispiel der tonangebenden Kreise. Die mittelalterliche Burg der Fürsten wurde zum Renaissanceschloß, zunächst natürlich so, daß das Mittelalterliche noch überwog. Man legte wohlgepflegte, künstliche Schloßgärten an, hielt Pfauen und Schwäne: Herzog Christoph von Würtemberg war der erste, der in deutschen Landen eine Orangerie anlegte.

Das Eindringen des Fremden zeigte sich besonders auch in den Vergnügungen und Festlichkeiten der Fürstenhöfe. Allerdings bildeten noch zwei echt deutsche Liebhabereien den Hauptinhalt der gewöhnlichen fürstlichen Belustigungen: die Jagd und das Trinken. In erschreckendem Maße wurde zum Nachtheil des armen Mannes das Wild gehegt, dessen er



Deutsche Jagd um die Mitte des XVI. Jahrhunderts: eine Sauhatz im abgesteckten Revier.
Holzschnitt von Jost Ammann aus dessen Jahrbuch von 1560, Frankfurt a. M. bei Joh. Sigism. Feyerabend



Widder den Sauffteuf-
fel/ gebessert/ vnd an vielen ortern gemehret.

Item/ Ein Sendbrieff des Hellischen
Sathans/ an die Zutrincker/ vor 45.
Jaren zuuor aus gegangen.
Item/ Ein Sendbrieff Matthæi Friderichs/
an die Vollen Brüder in Deutschem Lande.



M. D. LVII.

Zur Kulturgeschichte des XVI. Jahrhunderts: Titel des „Saufteufels" von Matthäus Friderich, Pfarrherr zu Görentz, zuerst gedruckt 1551. Genaue Nachbildung des Exemplars vom zweiten Druck, (1557, zu Frankfurt an der Oder, durch Johann Eichorn,) im Besitz der Verlagshandlung.

sich nicht erwehren durfte: das Jagdvergnügen der hohen Herren aber bestand nicht sowol im anstrengenden Pirschen, als in dem bequemen Schießen aus dem verborgenen „Schirm", an welchem das Wild in Scharen vorbeigetrieben wurde. Das übermäßige Trinken, welches die Einsichtigeren unter den Fürsten ihren Unterthanen zu verbieten suchten, war an vielen Höfen gebräuchlich. Eine der auffallendsten Gestalten unter den Fürsten dieser Art ist Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, der würdige Sohn seines liederlichen Vaters Friedrich III., der im Jahre 1559 von kaiserlichen Kommissarien abgesetzt wurde. Sein Biograph Hans von Schweinichen hat uns in den Stand gesetzt, in diese verkommene Wirthschaft einen tiefen Blick zu thun. So sehr war die Völlerei im Schwange, daß am kaiserlichen Hofe oft die wichtigsten Regierungsgeschäfte nicht erledigt werden konnten, die fremden Gesandten warten mußten, weil die Räthe schon in den Frühstunden betrunken waren. Kurfürst Christian von Sachsen legte durch dieses Laster den Grund zu seinem vorzeitigen Tode, Johann Georg führte den Namen des „Bierjörge." Durch alle Stände ging das nationale Laster des Trunks, so daß die Geistlichkeit in wohlgemeinten Schriften, wie die „Wider den Saufteufel", dagegen zu wirken suchte.

Auch die ehelichen Verhältnisse blieben nicht so lauter und ungetrübt, als vordem, wenngleich förmliche Sittenlosigkeit im ganzen erst der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege angehört. Leichtlebig war Joachim II. von Brandenburg (1535—1571), höchst anstößige Dinge gingen am Hofe von Jülich-Kleve vor sich, wo die Gemahlin des blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm III., Jakobäa von Baden, ihre Ausschreitungen mit dem Tode büßte.

Die neue Art des Festprunkes zu entfalten gaben namentlich fürstliche Vermählungen und Taufen Veranlassung. Zwar turnierte man noch bis in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts nach alter Ritterweise, aber von da ab verlor sich der Geschmack an dem ernsteren Kampfspiel, besonders seit im Jahre 1559 König Heinrich II. von Frankreich an einer im Turnier erhaltenen Verwundung gestorben war. Maurisch-spanische Bräuche wurden nach Deutschland verpflanzt, seit 1570 auch das neumodische Ringelrennen. Große Schaugerüste mit mythologischen und allegorischen Figuren wurden daher gefahren; in wunderlicher Tracht erschienen die kämpfenden Parteien, denn an die Stelle der Turnierrüstung trat ein phantastisches Maskenkleid. Grundzug derartiger Inventionen, in denen Landgraf Moritz von Hessen sich auszeichnete, war lange der, daß eine Partei, die „Manutenadores" eine bestimmte Behauptung, — z. B. (in Wien 1560) die von der Undankbarkeit der Jungfrauen — gegen die andere, die „Avantureros" mit einer Anzahl von Lanzenstößen und Schwertstreichen vertheidigte. Aber die Waffen waren stumpf, die Lanzen so schwach, daß sie bei dem ersten Anprall zersplitterten. Später gaben die Erlebnisse der Türkenkriege zu weiteren Schauspielen Veranlassung: da wurde denn wol ein Türkenschloß vertheidigt und bestürmt und viel Feuerwerk verpufft. Endlich kam auch in Folge französischen Einflusses das Wohlgefallen an arkadischen Schäferspielen auf.

Die fremdländischen Einflüsse wurden auch dadurch unterstützt, daß es mehr und mehr Sitte ward, die deutschen Fürstensöhne zur Sammlung vielseitiger Kenntnisse und Aneignung weltmännischer Bildung auf die Universitäten Italiens und an den Hof von Paris zu schicken. Da ging denn viel nationaler Sinn verloren: mit fremder Sprache, Sitte und Unsitte brachten die jungen Fürsten die Geringschätzung des Vaterländischen heim. An mehreren Höfen war im Anfang des XVII. Jahrhunderts das Französische schon elegante Hofsprache. Als 1613 Elisabeth Stuart als Pfalzgräfin in Heidelberg einzog, sagten geschmückte Kinder französische Phrasen auf. Ihre Töchter Elisabeth und Agnes waren schon als Kinder des französischen Stils mächtig und Elisabeth schrieb später in italienischer Sprache petrarkische Madrigale. In Anhalt und Hessen trieb man die französische Sprache: in Berlin war im Jahre 1617 an der ersten Kavaliertafel, der „Grafentafel", die Unterhaltung französisch.

Auch die an sich nicht tadelnswerthe Kunstliebhaberei deutscher Fürsten, ihre Begünstigung wissenschaftlicher, namentlich mathematischer und physikalischer Bestrebungen kommt zum großen

Theil auf Rechnung derselben Nachahmungssucht: es galt als vornehm, sich zulegen, Gemälde, Münzen, geschnittene Steine u. A. zu sammeln. Die Vorl Physik und Mathematik hing mit der Alchemie und Astrologie deren Probleme die hohen äußerste interessirten; die wal schaft eines Kepler und Tycho wurde eigentlich nur mit den speist, welche von der Tafel schwester fielen. Allgemein war die Sitte, sich einen Hofastrolo ten, welcher namentlich den für dern ihre „Nativität" zu stellen den Archiven lagern noch jetzt in wunderlichen Ausgeburten blö schaft: Tabellen, die kein Mensch versteht, und die ihr selbst mehr zusammenphantas rechnet hat.



Astrolog.
Aus Hans Holbeins Zeichnungen zu Erasmus' „Lob der Narrheit."

Der Adel war, wie er allen diesen Dingen, soweit es Mittel erlaubten, das Spieg höheren Fürstlichkeit. Es hatte im XVI. Jahrhundert in seinen eine bedeutsame Aenderung die ihm wenigstens theilweise zum Vorzug gereichte. Auf den Anschl Höfe war er direkt angewiesen, denn die Reformation raubte ihm in lichen Stiftern zahlreiche Versorgungsanstalten für seine Kinder: di wurden statt in den Klöstern, an den Höfen untergebracht. Mit dem raub war es vorbei, seit die Landesfürsten ihre erstarkte Territorial Sicherung der Landstraßen verwendeten; selbst der raublustige märkische noch zur Zeit Joachims I. (1499—1535) so manchen Wegelagerer u dieb gestellt hatte, ließ von seiner Liebhaberei und versuchte aus seine und Boden etwas herauszuwirthschaften.

Es war für den Edelmann nicht leicht, anständig durchzukommen; längs selbst im Heerdienst ein wohlgeschulter Berufssoldat von bürgerlicher Abkunft Konkurrenz. Götz von Berlichingen brachte es Zeit seines Lebens nur z führer", sein jüngerer, bürgerlicher Berufsgenosse Sebastian Schärtlin tenbach (geb. 1498, gest. 1577), Soldat und Staatsmann zugleich, hat als Ge große Heere befehligt und sich dabei ein schönes Vermögen zu erwerben verst

Einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse bil moiren beider: Götz' Denkwürdigkeiten zeigen so recht, wie fremd der gealt mann seiner Zeit gegenüberstand.

So mußte sich der Edelmann denn bequemen, selbst den Studien nachz sich später als fürstlicher Rath fortzuhelfen, wenn ihm die nüchterne Stellun junkers, das geistlose Wesen eines Jagdjunkers nicht behagte. Für die Wisse

hat der Adel im XVI. Jahrhundert noch nichts geleistet. Er mußte sich in den friedlichen Beschäftigungen erst die Geschicklichkeit erwerben, welche der Bürgerstand längst besaß: vorzugsweise aus diesem wurden noch lange die höchsten Regierungsbeamten genommen.

Weltmännische Bildung, Wohlstand und Freude am Genuß hatten auch noch im XVI. Jahrhundert ihre Heimstätte wesentlich in den Patrizier-



Deutsches Patrizierpaar um 1550.
Holzschnitt von Jost Ammann.

familien der größeren Reichsstädte: sie übten den wichtigsten Einfluß auf die Industrie, den Luxus, die Mode aus. Denn da sie sich zuerst gewöhnt hatten, ihre Söhne nach Italien zu schicken, — oft um dort die Rechte zu studieren, damit sie später Räthe und Freunde fürstlicher Herren werden könnten, — so wurde auf diesem Wege nicht minder, als durch den Handelsverkehr vieles fremd-

11*

Theil auf Rechnung derselben Nachahmungssucht: es galt als vornehm, sich Museen anzulegen, Gemälde, Münzen, geschnittene Steine u. A. zu sammeln. Die Vorliebe für die Physik und Mathematik hing hauptsächlich mit der Alchemie und Astrologie zusammen, deren Probleme die hohen Herren auf's äußerste interessirten; die wahre Wissenschaft eines Kepler und Tycho de Brahe wurde eigentlich nur mit den Brocken gespeist, welche von der Tafel ihrer Afterschwester fielen. Allgemein verbreitet war die Sitte, sich einen Hofastrologen zu halten, welcher namentlich den fürstlichen Kindern ihre „Nativität" zu stellen hatte. In den Archiven lagern noch jetzt in Masse jene wunderlichen Ausgeburten blöder Wissenschaft: Tabellen, die kein vernünftiger Mensch versteht, und die ihr Verfasser wol selbst mehr zusammenphantasirt als berechnet hat.



Astrolog.
Aus Hans Holbeins Zeichnungen zu Erasmus' „Lob der Narrheit."

Der Adel war, wie erwähnt, in allen diesen Dingen, soweit es ihm seine Mittel erlaubten, das Spiegelbild der höheren Fürstlichkeit. Es hatte sich schon im XVI. Jahrhundert in seiner Stellung eine bedeutsame Aenderung vollzogen, die ihm wenigstens theilweise zum Vorzug gereichte. Auf den Anschluß an die Höfe war er direkt angewiesen, denn die Reformation raubte ihm in den geistlichen Stiftern zahlreiche Versorgungsanstalten für seine Kinder: die Töchter wurden statt in den Klöstern, an den Höfen untergebracht. Mit dem Straßenraub war es vorbei, seit die Landesfürsten ihre erstarkte Territorialgewalt zur Sicherung der Landstraßen verwendeten; selbst der raublustige märkische Adel, der noch zur Zeit Joachims I. (1499—1535) so manchen Wegelagerer und Pferdedieb gestellt hatte, ließ von seiner Liebhaberei und versuchte aus seinem Grund und Boden etwas herauszuwirthschaften.

Es war für den Edelmann nicht leicht, anständig durchzukommen; längst machte ihm selbst im Heerdienst ein wohlgeschulter Berufssoldat von bürgerlicher Abkunft erfolgreiche Konkurrenz. Götz von Berlichingen brachte es Zeit seines Lebens nur zum „Reiterführer", sein jüngerer, bürgerlicher Berufsgenosse Sebastian Schärtlin von Burtenbach (geb. 1498, gest. 1577), Soldat und Staatsmann zugleich, hat als Generalkapitän große Heere befehligt und sich dabei ein schönes Vermögen zu erwerben verstanden.

Einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse bilden die Memoiren beider: Götz' Denkwürdigkeiten zeigen so recht, wie fremd der gealterte Reitersmann seiner Zeit gegenüberstand.

So mußte sich der Edelmann denn bequemen, selbst den Studien nachzugehen, um sich später als fürstlicher Rath fortzuhelfen, wenn ihm die nüchterne Stellung eines Hofjunkers, das geistlose Wesen eines Jagdjunkers nicht behagte. Für die Wissenschaft selbst

hat der Adel im XVI. Jahrhundert noch nichts geleistet. Er mußte sich in den friedlichen Beschäftigungen erst die Geschicklichkeit erwerben, welche der Bürgerstand längst besaß: vorzugsweise aus diesem wurden noch lange die höchsten Regierungsbeamten genommen.

Weltmännische Bildung, Wohlstand und Freude am Genuß hatten auch och im XVI. Jahrhundert ihre Heimstätte wesentlich in den Patrizier-



Deutsches Patrizierpaar um 1550.
Holzschnitt von Jost Ammann.

amilien der größeren Reichsstädte: sie übten den wichtigsten Einfluß auf die Industrie, den Luxus, die Mode aus. Denn da sie sich zuerst gewöhnt hatten, hre Söhne nach Italien zu schicken, — oft um dort die Rechte zu studieren, amit sie später Räthe und Freunde fürstlicher Herren werden könnten, — so urde auf diesem Wege nicht minder, als durch den Handelsverkehr vieles fremd-

und Freuden der Schweizer Thomas Platter so anziehend zu erzählen we
Herumziehen von einer Schule zur andern, das nur allzu oft in elenden Müßigg
ging und statt in die Schule gelegentlich ins Stockhaus führte, hat zwar manches
Lied entstehen lassen, war aber doch wenig geeignet, wahren wissenschaftlichen S
humanes Wesen zu fördern, und es ist zu bewundern, daß aus der Zahl der „Ba
(Vaganten?) noch gar manche für ihre Zeit brauchbaren Männer hervorgegangen

Die „Bacchanten", die, meist den unbemittelten Ständen angehörend, nach d
nischen Schulen aus allen Gegenden zusammenströmten, waren meist auf Be
Diebstahl angewiesen. Das fahrende Schülerthum nahm eine förmliche Organis
die jüngeren Schüler (Schützen) mußten den älteren Knechtesdienste thun, für s
sammeln und stehlen. Eigenmächtig wechselte man die Schulen, bis man im g
Falle das Ziel, die Universität erreichte, wo dem jungen Studenten von den älte
militonen gründlich vergolten wurde, was er an seinen Schützen in Tyrannei
Der Lernstoff bezweckte, wie erwähnt, eine einseitige, gelehrt theologisch-philologi
bildung, gewährte mithin wenig Nutzen für das praktische Leben, dem der Gelehr



Eine Schulstube des XVI. Jahrhunderts.

Holzschnitt von Hans Schäuffelin, um 1520; aus dem „Trostspiegel". (Der Lehrer ist durch die Schell
„ungelert" charakterisirt.)

mehr entfremdet wurde. Die Schulzucht war noch immer sehr streng, die S
spielten eine hervorragende Rolle in der Jugendbildung, und die Pädagogen des XV
hunderts waren in sinnigen Erfindungen nicht weniger ingeniös, als die Krimin

Es läßt sich denken, daß auf diese Weise keine Generation hera
konnte, welche für allgemeinere Fragen, für politische und nationale I
einen freieren Blick wahrte; in dieser Hinsicht ging es im XVI. Jah
eher rückwärts.

Das straffe obrigkeitliche Regiment ließ sich der Bürger, froh

nehmenden Sicherheit im Verkehr und Handel, gern gefallen, obwol es in seine persönlichen Verhältnisse tief eingriff, den Luxus in der Tracht und bei Familienfesten ihm zu verkürzen strebte. Aber dies Sich-regieren-lassen in Verbindung mit der Entwöhnung vom Waffendienst hatte auch eine üble Folge: es entstand eine kriegsuntüchtige Bürgerschaft, die zu jedem selbständigen Handeln, zu freien kühnen Entschlüssen gänzlich unfähig war. Diese Entartung hat der Städter in den traurigen Jahrzehnten des dreißigjährigen Krieges schwer genug büßen müssen. Diesem Hinschwinden thatkräftigen Bürgersinnes konnte die äußerliche Uebung im Waffengebrauch nicht vorbeugen.

Im letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts waren nämlich die Schützenfeste ganz besonders in Flor; in Straßburg waren z. B. im Jahre 1576 an siebenzig Orte vertreten, zu Regensburg im Jahre 1586 gegen fünfunddreißig fremde Städte; Halle lud im Jahre 1601 sogar hundertsechsundfünfzig Orte zum Vogelschießen ein. Die Armbrust war noch immer die vornehmere Waffe gegenüber der Büchse; das Stahlschießen ging stets dem Büchsenschießen voran und brachte auch höhere Preise.

Was die Lage des Bauernstandes anbetrifft, so muß wol ein Unterschied gemacht werden zwischen den Gegenden, wo seiner Zeit der Bauernkrieg gewüthet hatte, und denen, welche von der Bewegung verschont geblieben waren. Zunächst war ja in den vom Krieg heimgesuchten Gebieten das Land auf Jahre hinaus verwüstet und durch massenhafte Hinrichtungen der Aufrührer, sowie die Ausweisung ihrer Hinterbliebenen verödet worden. Dann aber hatten die Bauern während des Krieges planmäßig alle Urkunden über Zinsen und Frohndienste vernichtet und es war ganz natürlich, daß die Gutsherren ihre Anforderungen an die bäuerliche Bevölkerung nach Gutdünken vermehrten. Auf diese Gegenden besonders passen die Schilderungen, die Sebastian Franck und Sebastian Münster entwerfen.

„Die Bauern führen ein gar schlecht und niederträchtig Leben. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Lehm und Koth gemacht, auf das Ertrich gesetzt und mit Stroh gedeckt. Ihre Speis ist schwarz Rockenbrod, Haberbrey und gekocht Erbsen und Linsen; Wasser und Molken ist fast ihr Trank u. s. w." So schreibt auch der Schwabe Heinrich Müller im Jahre 1550: „Noch bei Gedenken meines Vaters, der ein Bauersmann war, hat man bei den Bauern viel anders gegessen, als jetzt. Da waren jeden Tag Fleisch und Speisen im Ueberfluß; jetzt ist die Nahrung der besten Bauern fast viel schlechter, als von ehedem die der Tagelöhner und Knechte waß."



Bauernweib zu Markt ziehend.
1520 gestochen von Hans Seb. Beham.

Es ist natürlich, daß in solchen Gegenden, zumal unter dem Druck der Obrigkeit ein an Ertragen und Entbehrungen gewöhntes Geschlecht erwuchs, das zufrieden war, wenn es, unbekümmert von Mord und Brand, die ländlichen Produkte in der Stadt verkaufen durfte und sich nur selten an besonderen Festtagen einfachen Vergnügungen ergab, einem ländlichen Tanz bei dem zum Luxus gewordenen Becher Weines. Aber es war doch schon etwas, daß man im ganzen im Frieden säen und ernten konnte, daß kein fehdelustiger Ritter über Nacht den Segen der Felder ver-



Ländliches Gastmahl im Freien.

Kupferstich um 1530 von Hans Sebald Beham. (Einem Alten wird eine junge Tänzerin zugeführt mit den Worten: „Alder, du mußt danzen.“)

brennen, das Dörfchen „ausroden“ konnte, wie es im XV. Jahrhundert noch gäng und gebe gewesen. Das war die wichtigste Segnung, welche das neue fürstliche Regiment den Unterthanen brachte, und so blühte der Bauernstand in den Gegenden, wo er die Sünden der Väter nicht zu büßen hatte, fröhlich auf. Die Landesherren waren doch zu der Erkenntniß gekommen, daß in der bäuerlichen Bevölkerung die beste Grundlage ihres materiellen Wohlstandes beruhe, und in ihrem eigenen Interesse begünstigten sie alles, was die Ertragfähigkeit des platten Landes heben konnte. Allerdings wurde manch erblich besessenes Gut zu einem Zeitpachtgut herabgedrückt, weil die Erblichkeit nicht nachgewiesen werden konnte. Dennoch trat auch der umgekehrte Fall ein, und die persönliche Freiheit des Landmannes wurde anerkannt, so sehr man auch das Unterthänigkeitsverhältniß auszubeuten wußte.

„*Kurfürst August von Sachsen* verstand es besonders, das Interesse seiner Bauern mit dem seiner Kammer zu verbinden, und seine Landesordnung wurde so berühmt, daß auch der Kurfürst von Brandenburg sie einführte. Kurfürst August der Weise war der erste deutsche Fürst, der sich der Landwirthschaft mit Rücksicht auf den Zusammenhang des Ganzen und der einzelnen ökonomischen Gewerbszweige unter einander annahm. Er ließ den Obersee bei Weißensee austrocknen und in Wiesen verwandeln, er vermehrte die Zahl seiner Bauern, indem er Wüsteneien und Waldstrecken urbar machen und sie in Erbpacht austhun ließ. Er veranlaßte einen systematischen Betrieb der Landwirthschaft, schrieb ein Buch über Haushaltungskunst, bereiste das Land und beaufsichtigte die Aemter. Er sorgte für die Feststellung des Arbeitslohnes, für Pflege der Forsten und der Obstbäume, Verbesserung der Wege; er suchte dem Wucher zu steuern und erleichterte die Lasten der Bauern, wo sie zu schwer erschienen.“

Ein weiterer Vortheil erwuchs der landbauenden Bevölkerung in den evangelischen Staaten durch die Einziehung zahlreicher Klostergüter. Mochten dieselben zu den landesherrlichen Domänen geschlagen oder für den Unterhalt von Schulen und frommen Stiftungen bestimmt sein, immerhin wurden sie in Zeitpacht gegeben, und so wurde eine neue Kategorie bäuerlicher Pächter geschaffen, die auf solchem Gut sich wohl nähren konnten. So sprechen denn zahlreiche Beweise dafür, daß es auch in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an einem in behaglichen Verhältnissen lebenden Bauernstand nicht gefehlt hat, der sich mit jenem eigenthümlichen trockenen Humor in die Un-





Die Wetterbauern, 1542 gestochen von Hans Seb. Beham.

Der junge Knecht, mit Mistgabel und Schwert versehen, scheint es zu kalt zur Arbeit zu finden mit den Worten des Spruchbandes: „es ist kalt Weter“, worauf der Bauer antwortet: „das schadet nit“.



Dörfliches Leben in Deutschland um die Mitte des XVI. Jahrhunderts.

echts herumziehende Bettler, die an einer Klosterpforte von Mönchen gespeist und getränkt werden, dahinter nem Gefängniß ein Mann in den Stock geschlossen. Vorn links die Thätigkeit eines Schweinemetzgers. Im grunde zieht ein Gespann Wasser aus einem Brunnen, dahinter ein Pflüger. Links hinten gewerbliche Be- gungen: am Wasser Gerberei, weiter hinten Korbflechten und Holzspalten. Weiter rechts im Hintergrunde eine ne mit Dreschern, dahinter die Aussicht auf Galgen und Rad. — Holzschnitt von Hans Sebald Beham aus Folge seiner Darstellungen deutschen Lebens der verschiedenen Stände, eingetheilt nach den zwölf Zeichen des Thierkreises.

gunst der Zeiten schickte, durch fleißige Beobachtung und Ausnutzung der Witte
redlich nährte und an den Dorffeiertagen, vor allem der Kirchweih, auch in alt
lustig zu sein verstand. Da fehlte es denn weder an dem herkömmlichen Essen und
noch an den nöthigen Raufereien; Krämer, Q
fanden ihren Verdienst, auch der Landsknecht n
bei den Bauern Platz, erzählte von seinen Krie
oder sang die letzte neue Weise. An Belustigung
Art war kein Mangel, die erste Rolle spielte nach
der Tanz, daneben Kegelspiel, Stangenklettern a.
der Frömmigkeit ward ihr Recht, nicht umsonst ma
im Fahnenschmuck prangende Kirchlein, dem Ge
Guten Dank zu sagen.



Bäuerliche Braut um 1540.
Gestochen von Hans Sebald Beham, dem „deutschen Kleinmeister."

Ohne Zweifel waren auch die sittlichen Ve
auf dem Lande ehrbarer und reiner als in den
und wenn es den Bauern auch vielleicht nicht mehr
war, bei den Hochzeiten ihrer Töchter denselben
entfalten, wie in den Zeiten vor dem Bauernkrieg,
Kränzlein der Braut in Ehren.

Auch der eigentliche Betrieb der Landw
schaft hatte Fortschritte gemacht. Bis zu
gang des XV. Jahrhunderts war die „Dreifelderwirthschaft" allgemein
d. h. abwechselnd wurde das eine Feld mit Winterfrüchten, das zweite mit S
korn bestellt, das dritte als Brachfeld nur umgepflügt. Jetzt hatte man
begonnen, einen Theil des Brachfeldes zu besömmern, d. h. es mit soge
Brachfrüchten, Wicken und Erbsen, zu bestellen.



Arbeitende Landleute im XVI. Jahrhundert.
Holzschnitt von Hans Schäuffelin um 1520, aus dem „Trostspiegel".

Obstzucht und Gartenbau wurden von den Bauern noch immer sehr vernachlässigt, besonders zeichneten sich dadurch die märkischen Bauern aus, die, wie noch heute, ihren ganzen Garten auf wenige Fruchtbäume, etwas Kohl, Mohrrüben und Petersilie beschränkten. Dagegen zeichneten sich durch Garten- und Sämereibau mehrere Städte aus, besonders Erfurt, Mainz, Würzburg und Bamberg. Erfurt baute ganz besonders den Waid an, und in alten Amtsbüchern findet sich, daß manches Dorf dieser Gegend jährlich für 12 bis 16,000 Thaler Waid gebaut habe. Noch 1554 nahm ein Bauer aus dem Erfurtischen von fünf Morgen mit Waid bestellten Landes 150 Gulden ein. Leider wurde der Anbau dieses nutzbringenden Farbekrautes seit 1570 immer mehr durch die Einführung des Indigo beeinträchtigt, obwol manche Regierungen im Interesse ihrer Unterthanen nach Kräften dagegen wirkten.

Auch den einheimischen Weinbau, der im späteren Mittelalter in ganz Deutschland mit besonderer Liebe gepflegt wurde, schützte die landesväterliche Fürsorge. Der Weinbau war damals weit verbreiteter als heutzutage: so erntete man in Erfurt zu Ausgang des XV. Jahrhunderts in guten Jahren an 60,000 Eimer.

In Sachsen ermunterte der bereits genannte Kurfürst August diesen Zweig der heimischen Thätigkeit: drei Hauptkellereien zu Dresden, Torgau und Leipzig verarbeiteten Weine aus bestimmten Bergen, jeder Kellerei waren besondere Walddistrikte zu Faßholz und Reifstäben angewiesen. Die Regierung erinnerte gelegentlich die Stadträthe, ja keinen ausländischen Wein zu schänken. Der sächsische Weinbau wurde dadurch so gefördert, daß im XVI. Jahrhundert diese Produkte selbst Absatz im Ausland fanden, wo sie wol mit besseren Weinen verschnitten wurden.

Mit nicht geringerem Eifer betrieb man zu gleicher Zeit im Brandenburgischen den Weinbau, und im Jahre 1578 erließ schon Kurfürst Johann Georg eine „Weinmeister-Ordnung“, in welcher vollständiger Unterricht im Weinbau ertheilt wurde. Das Klima der Mark war damals keineswegs vom heutigen verschieden, und so brachten die Weinberge nicht alle Jahre einen guten Ertrag, häufig nur in sieben Jahren einmal. Berühmte Weinjahre waren schon 1536 und 1540, aber die heißen Sommer von 1590 und 1596 zeitigten ein Gewächs, wie es seit hundert Jahren nicht existirt haben sollte.

Als ein Beweis dafür, daß auch die Gelehrten dem Bauernstande eine gewisse Aufmerksamkeit zuwandten, mag erwähnt werden, daß im Jahre 1593 Coler, ein Berliner Magister, außer einem deutsch geschriebenen Buche über Oekonomie einen Kalender herausgab, der die für jeden Monat vorzunehmenden Wirthschaftsverrichtungen, Vorschriften für die Gesundheitspflege, Witterungsverhältnisse, Bauernregeln, sowie eine Uebersicht der deutschen Jahrmärkte enthielt.

Rechnet man hinzu, daß auch Berg- und Hüttenbau in Böhmen, im Harz und im Erzgebirge eifrig betrieben wurde und den Nationalwohlstand nicht minder förderte, als die Ausbeutung der amerikanischen Goldgruben den spanischen Staatsschatz füllte, so wird man gestehen müssen, daß sich Deutschland im XVI. Jahrhundert eines leidlichen Wohlstandes erfreute.

Von der Reichhaltigkeit der Mittel zeugte auch der übertriebene Aufwand, der bei Festlichkeiten gemacht wurde und oft Gesetze gegen den Luxus hervorrief. Freilich gaben die Fürsten selbst darin den Ton an. Die Staatskleider, aus gold- und silberdurchwirktem Sammt, mit Zobel und Hermelin besetzt, waren äußerst kostbar. Von fürstlichen Bräuten wurde ein wohlgefülltes Schmuckkästchen verlangt; dem brandenburger Kurfürsten Johann brachte seine Braut einen „Kleinodschrein“ zu, dessen Inhalt über 14,000 Mark gekostet hatte. Der Bürger verschwendete sein Geld am liebsten an eine der unsinnigsten Moden, die je existirt hat, die sogenannten „Pluderhosen“, welche 60—130 Ellen Zeug verschlangen.



Dorfkirchweih von 1530.

Nach dem großen gleichzeitigen Holzschnitt von Hans Sebald Beham in Kupfer gestochen von Theod. de Bry. (Hier in zwei Hälften getheilt.)

Hauptblatt des bedeutendsten deutschen „Kleinmeisters", des unvergleichlichen Schilderers bürgerlichen und bäuerlichen Lebens in Deutschland in der ersten Hälfte des



zeigt, daß des Guten schon sehr viel gethan ist. Rechts davon spielen sich Kirchweihszenen ab: ein Bauer feilscht mit Juden um ein Schwein, eine andere Gruppe scheint zu spielen, daneben in kellerartiger Vertiefung, gegen die Sonne geschützt, die großen Bier- oder Weinfässer. Im Hintergrunde eine Krambude, zu der Männer und Weiber drängen, im Mittelgrunde ein Quacksalber und Zahnreißer mit einem Patienten, dem während der peinlichen Operation das Weib des Arztes den Beutel ausleert. Dahinter ein Brautzug, der vor der Kirche vom Geistlichen empfangen wird. Auf der linken Hälfte sind die Volksbelustigungen dargestellt: Tanz zu Dudelsack und Pfeife mit kräftigem Schwingen der Tänzerinnen, Kegelspiel, Schreiten über Schwerter mit einem Gefäß auf dem Haupte, dabei wüster Streit, den die Weiber resolut zu schlichten suchen. Stangenklettern, Wettlaufen der Mägde und Wettrennen. Man sieht, daß es der Zeit, welche dieses Bild darstellt, an Lebenskraft und derber Lebensfreude nicht gefehlt haben kann. Beachtenswerth ist, daß sämmtliche Bauern bewehrt sind.

Mit Recht eiferten die Geistlichen gegen solche sinnlose Verschwendung, den „zerluderten, zucht- und ehrvergessenen pludrichten Hosenteufel."

Der höhere Genuß, welchen die **Künste** gewähren, fand in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Deutschland nur noch wenig verständnißvolle Liebhaber; weder die Zahl fürstlicher Gönner, noch ausübender Künstler war in diesem Zeitraum von größerer Bedeutung, alle Meister und Meisterwerke, — wenn man von dem Denkmal Maximilians in Innsbruck absieht, — gehören der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an.

Wiewol das italienische Kunstleben der Renaissance auf die deutsche Kunst nicht ohne allen Einfluß war, blieb diese sich selbst treu und bewegte sich wesentlich in den Bahnen, welche die Niederländer und die Kölner Schule (**Hans Memling**, † um 1495, **Martin Schongauer**, † 1488) ihr vorgezeichnet hatten. In Schwaben und Franken waren die Hauptsitze der Künste; besonders Nürnberg kann in dieser Zeit als deutsches Florenz gelten. Von plastischen Künstlern wirken hier der Holzschneider **Veit Stoß** (aus Krakau, 1447 bis 1542), berühmt vor allem durch seinen „Heiland am Kreuz", der Holzschnitzer und Tafelmaler **Michael Wohlgemuth** (1434—1519), **Adam Krafft** († 1507), der Meister der Steinbildnerei (z. B. das steinerne Sakramentsgehäuse in der Lorenzkirche zu Nürnberg, eine vierundsechzig Fuß hohe gothische Pyramide), endlich der Erzgießer **Peter Vischer** († 1529) mit seinen kunstbegabten Söhnen, durch innige Freundschaft verbunden mit dem „Steinmetzen" **Krafft** und dem Kupferschmied **Sebastian Lindenast**. In seinem Hauptwerke, dem Sebaldusgrab in der gleichnamigen Kirche zu Nürnberg, arbeitete Vischer mit seinen fünf Söhnen von 1508—1519. Es stellt einen kunstvollen Tempel dar, der sich über dem Silbersarge des Heiligen erhebt. Das Christkind thront auf der Spitze des Mittelthurmes, die Weltkugel in der Hand: als unübertroffen gelten die ausdrucksvollen Figuren der Apostel.

An dem Sebaldusgrab hat Vischer sich selbst angebracht: eine einfache, untersetzte Gestalt, in der Kleidung eines Rothgießers mit Schurzfell, Hammer und Mütze. — Für das Maximiliansdenkmal zu Innsbruck arbeitete Vischer das Standbild des Königs Artus von England.

Die Werkstätte **Martin Schongauers** in Colmar, dessen Gemälde und Kupferstiche die Fremden als kostbarste Schätze aufkauften, hat auf eine Reihe bedeutender Künstler, wie **Bartholomäus Zeitbloom** von Ulm und **Hans Burgkmaier** von Augsburg, **Hans Holbein** den Aelteren den größten Einfluß ausgeübt; auch auf die beiden Meister eingewirkt, welche den Ruhm der deutschen Malerei auf den Gipfel erhoben, **Albrecht Dürer** und **Hans Holbein** den Jüngeren.

Albrecht Dürer (1471—1528) war der Sohn eines Goldschmiedes, doch zogen ihn Neigung und Talent vom väterlichen Gewerbe zur Malerei, in die er bei Michael Wohlgemuth eingeführt wurde. Später aber zeichnete er sich auf allen Gebieten der darstellenden Kunst gleichmäßig aus; er malte al fresco, in Oel, war ein meisterhafter Kupferstecher und Holzschnitzer u. s. w. Mit seinem Talent hielt seine Produktionskraft gleichen Schritt. Sein Leben war ein innerlich reiches, äußerlich bescheidenes, wiewol es ihm an bedeutenden Freunden und Gönnern — Pirkheimer, Tizian, Kaiser Max — nicht fehlte. Seine Arbeiten wurden oft nur dürftig bezahlt; selbst der Kaiser wußte ihn für den Lohn ehrlich gelieferter Arbeit gelegentlich nur an den kargen Rath Nürnbergs zu verweisen. Aber die Einwirkung seiner Kunst verbreitete sich auf die ganze Welt. Unter seinen deutschen Schülern sind namentlich **Hans Schäuffelin**, **Albrecht Altdorffer**, **Matth. Grünewald** zu nennen.

Hans Holbein der Jüngere (geb. zu Augsburg 1497, gest. zu London 15[illegible]

Vom Hosen Teuffel.



ANNO M.D.LV.

Zur Kulturgeschichte des XVI. Jahrhunderts: Titelblatt und Inhaltsprobe des ersten Drucks von Musculus' (Professor und Doktor der Theologie) Hosenteufel. Gedruckt zu Frankfurt a. O. 1555. Genaue Nachbildung des Exemplars im Besitz der Verlagshandlung.

Reime vom zötlichten Hosen Teuffel.

WEh denen / wie Jesaja sagt/
Welchn das böse vor gut behagt/
Vnnd das gut als böse achten/
Nach finsterm mehr dann licht trachten.
Wie jtzt thut die jugent gemein/
Die da helt wider recht noch rein.
Was Gott gebeut im höchsten tron/
Dem gehorchen Stern/ Sonn vnnd Mon.
All creaturn das jre thun/
Mit lust/lieb/zier/vnnd grossem rhum/
Daran nicht gedenckt menschen kindt/
Wird im hellen licht schentlich blindt.
Nicht mehr sich der erbarkeit fleist/
Ihr eusserlichr wandel aus weist.
Wie man sicht an der hosen tracht.
Die der Teuffel hatt her gebracht.
Hosen Teuffel wirdt er genandt/
Deutscher jugent nun woll bekandt.
Wie fewr flammen die schnit flincken/
Als wolt sie zur Hellen sincken.
Mit karteck/Samet vnd seiden/
Thut sie jre schambd bekleiden.

verlebte seine Jugend zu Basel, siedelte 1526 nach London über, wo er sich großer Gunst erfreute und namentlich als Porträtmaler thätig war. Die Jahre 1528—30 verbrachte er wieder in Basel; nach England zurückgekehrt, fand er von neuem lohnende Beschäftigung besonders am Hofe, wurde königlicher Hofmaler und starb wahrscheinlich 1543 an der Pest. Er war einer der größten Bildnißmaler aller Zeiten; sein berühmtestes Bild ist seine Madonna, bekannt das Porträt des Erasmus, aber am meisten charakteristisch sind seine Todesbilder und Todtentänze, ein Genre, das Holbein zwar nicht erfunden hat, aber mit der Meisterschaft des Genies behandelte. Die Idee, auf die Nichtigkeit des Lebens mitten im blühendsten Leben hinzuweisen, an sich populär, regte viele Nachahmer an, und oft begegnen wir an der Seite der blühenden Jugend oder des kraftvollen Mannesalters dem unheimlichen Mahner.

Am engsten mit der Reformation verbunden ist Lukas (Sunder?) von Cronach, meist Lukas Cranach genannt (1472—1553), der sechzig Jahre lang den drei sächsischen Kurfürsten Friedrich, Johann und Johann Friedrich diente und sich besonders durch die Treue berühmt gemacht hat, mit der er den letztgenannten in seine Gefangenschaft begleitete, ihm Freund und Tröster zu sein. Ohne die Genialität Holbeins oder das Talent Dürers zu besitzen, — er betrieb die Kunst fast als ein Gewerbe, indem er zahlreiche „Malknechte" für sich arbeiten ließ, deren Bilder heute noch als „aus Cranachs Schule" benannt werden — gewann er sich viele Freunde durch die Anmuth, Einfalt und deutsche Treuherzigkeit, die den Gemälden von seiner eigenen Hand eigen ist. Am ausgezeichnetsten war auch er in der Porträtmalerei: von fast sämmtlichen bedeutenden Männern der Reformationszeit, besonders von Luther selbst, hat er uns Bildnisse überliefert. Das Lutherbildniß im Holzschnitt verbreitete sich durch ihn in Deutschland, Luthers Schriften versah er mit Randzeichnungen, in denen er sich gelegentlich satirische Anspielungen auf Zeitereignisse gestattete.

Was die Wissenschaften anbetrifft, so hatte die Reformation der freien Forschung fast auf allen Gebieten lebhafte Impulse gegeben, welche großentheils im ganzen XVI. Jahrhundert noch merklich waren. Für die Theologie ist dies nach dem früher Erzählten selbstverständlich, wennschon gerade die Erzeugnisse dieser Wissenschaft damals am wenigsten wahren Nutzen zu stiften geeignet waren. Indes ist auf anderen Gebieten Erfreulicheres zu verzeichnen.

Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim (1493—1541) begründete mit seinen Nachfolgern Agrikola und Thomas Lieber eine neue Epoche der Heilkunst: die Chirurgie reformirte Felix Würtz (1563), die Zoologie und Botanik förderte Konrad Geßner aus Zürich (1516—1565). Sebastian Münster (1489 bis 1552) zeigt in seiner „Kosmographie" die Anfänge geographischer und statistischer Thätigkeit.

Die Geschichtsschreibung fand ihre Vertreter in Johannes Sleidanus (1506 bis 1556) und einer Anzahl Chronisten, von deren Werken die bairische Chronik des Thurmayer-Aventinus, die pommersche des Thomas Kantzow und die schweizerische des Egidius Tschudi (aus Glarus 1505—1572) die vorzüglichsten sind. Von kritischem Verarbeiten des Stoffes ist nicht die Rede; dafür erfreut die naive Lebhaftigkeit des phantasievollen Tschudi und die Treuherzigkeit Kantzows. Wahrhaft Großes aber leistete die Mathematik durch die Astronomen Nikolaus Kopernikus (eigentlich Köpernik aus Thorn, 1473—1543), Johann Kepler (aus Weil in Schwaben, 1571—1630) und Tycho de Brahe (aus Dänemark). Nach dreißigjähriger Thätigkeit vollendete Kopernikus sein epochemachendes Werk (1543), in welchem er die Sonne als Mittelpunkt der Welt nachwies; nach siebzehnjähriger Anstrengung fand Kepler die nach ihm benannten drei Gesetze der Planetenbewegung.

Kepler studirte mit Unterstützung des Herzogs von Würtemberg in Tübingen zuerst Theologie, dann erst Mathematik und wurde 1593 Professor der Mathematik und Moral in Graz, wo er die Aufmerksamkeit des damals schon berühmten Tycho de Brahe auf sich zog. Die Austreibung aller Protestanten traf auch Kepler mit seiner Familie und kostete ihm Hab und Gut. Auf Brahes Einladung ging er nach Prag, hatte dort zwar keine sehr angenehme Stellung neben seinem Gönner, erhielt auch sein Gehalt als kaiserlicher Mathematiker Rudolfs II. nur unregelmäßig, durfte aber die trefflichen astronomischen Instrumente Tychos benutzen. Im Jahre 1613 kam er als Professor nach Linz. Einen Beweis kindlicher Pietät gab er durch sein muthvolles Eintreten für seine Mutter, welche als Hexe angeklagt war. Kepler erwirkte ihre Freisprechung. — Die drei berühmten Gesetze Keplers sind: Die Bahnen der Planeten sind Ellipsen, in deren Brennpunkte sich die Sonne befindet. Die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten sich wie die dritten Potenzen der mittleren Entfernungen. Die Bewegung in der Ellipse geschieht so, daß in gleichen Zeiten gleiche Räume beschrieben werden.

Die Stätten gelehrter Bildung waren noch immer die Universitäten, zu denen im XVI. Jahrhundert außer Wittenberg und Frankfurt Marburg (1527), Königsberg (1544), Jena (1548), Helmstädt (1575), Altdorf (1578) kamen. Die Zahl der Professoren war nur klein, ihr Gehalt gering. Zu Rektoren wählte man häufig den Landesfürsten oder vornehme Herren, die grade studirten. Die akademische Zucht ließ viel zu wünschen: eine Fülle von Kraft, aber auch von Roheit steckte in dem deutschen Studententhum. In einer etwas phantastischen Tracht, mit Schlapphut, breitem Halskragen, Stulpenstiefeln, Stoßdegen oder Hieber schritt der Student trotzig einher. Ungemeinen Quälereien waren die Neulinge (Pennäle) von seiten der älteren „Burschen" ausgesetzt. Auch die landsmannschaftlichen Korporationen leisteten mehr einem ungebundenen Lebenswandel, als fleißigem Studiren Vorschub. Wüste Gelage und sittenloses Umhertreiben nahm immer mehr überhand, bis die Verwilderung im dreißigjährigen Kriege ihren Höhepunkt erreichte.

Was auch immer in den Wissenschaften geleistet werden mochte, es fehlte sehr viel, daß ihr belebender und reinigender Hauch alle Verhältnisse der Gesellschaft durchwehte; vielmehr bewiesen die Alchemie und die Hexenprozesse, welch finsterer Aberglaube im großen und ganzen die Geister gefesselt hielt.

Selbst wissenschaftlich denkende Männer, wie der genannte Paracelsus, ließen sich den freien Blick trüben durch die alchemistischen Dünste, die zahllosen Laboratorien entstiegen: da suchten die „Adepten" das Lebenselixir, den Stein der Weisen und das Transmutationspulver, um aus werthlosem Metall Gold zu machen. Die Habsucht der Fürsten unterstützte den Schwindel, aber wehe dem entlarvten Betrüger! So befahl im Jahre 1597 Herzog Friedrich von Würtemberg den Goldmacher Honauer, weil er seinen Versprechungen nicht nachkommen konnte, in einem Kleide aus Goldstoff an einen Galgen zu hängen, der aus den unverwandelten Eisenstangen errichtet war, und ließ, abermals betrogen, ihm drei Genossen folgen.

Jedoch war der Aberglaube, insofern er die Alchemie unterstützte, bei dem geringen Maße naturwissenschaftlicher Kenntnisse noch allenfalls entschuldbar: auch erwies er sich nur den eigentlich Schuldigen, Betrogenen und Betrügern verhängnißvoll. Grausamer und schrecklicher wirkte er in den zahllosen Hexenprozessen der umdüsterten Zeit.

Der Glaube an Zauberer und Zauberinnen, an Bündnisse mit übernatürlichen Dämonen ist allen Völkern und Religionen gemein. Die mittelalterliche Anschauung, welche die Wunderthaten der Heiligen aus einer Verbindung derselben mit Gott erklärte, mußte



Alchemisten im Laboratorium.
Aus den Holzschnitten Schäuffelins zum „Trostspiegel“ aus dem Jahr 1520.

Weise auch Verbindungen mit dem Teufel, dem Fürsten der Finsterniß, für
en. Man war geneigt, ungewöhnliche Kenntnisse auf solche unerlaubten Ver-
u schieben, und selbst Päpste, wie Sylvester II., mußten sich gefallen lassen, für
gelten. Warum sollten nicht auch Weiber einen unnatürlichen Bund mit dem
hen, um übernatürliche Kräfte zu erlangen? Schon in der Mitte des XV. Jahr-
rbrannte man in Frankreich Hexen und Zauberer in großer Zahl, ebenso in
Deutschland waren solche Fälle vereinzelt, bis Innocenz VIII. durch seine be-
lle vom 4. Dezember 1484 das Aufspüren von Hexen in Deutschland direkt befahl.
ser Aufgabe betrauten Inquisitoren verfaßten dann den „Hexenhammer“, der im
gedruckt wurde, und die Verfolgung begann.

war die Einführung der Hexenprozesse ein Danaergeschenk der römischen Kurie,
therthum war nicht geeignet, es mit Verachtung und Entrüstung zurückzuweisen.
nothwendig, die Qualen zu schildern, durch welche man die Beschuldigten zu den
Geständnissen d. h. Selbstanklagen zwang, in welchen Formen sich das sogenannte
ren, — die grausamste Verirrung der menschlichen Gerechtigkeit, — bewegte, die
Strafen zu beschreiben, unter welchen die Opfer eines finstern Wahnes, nicht selten
er der Rachsucht und der Geldgier, ihr Leben endeten. Nur einige Beispiele der
sucht seien hier erwähnt. In der Grafschaft Werdenfels lieferte (um 1582) ein
zeß achtundvierzig Hexen auf den Scheiterhaufen; in der kleinen Reichsstadt Nörd-
n von 1592—1594 an zweiunddreißig Zauberer und Hexen hingerichtet; ein Prozeß
ig kostete (1583) fünfundzwanzig Unholden das Leben, in Ingelfingen (1593) drei-
n. In Braunschweig wurden von 1590—1600 so viele Hexen verbrannt, daß die
vor dem Thore „dicht wie ein Wald“ standen.

utsche Sage überließ zwar die Bestrafung des Schuldigen dem Teufel selbst, der
ser nach einer bestimmten Frist holte, wie beliebt aber der Gegenstand selbst zu
VI. Jahrhunderts war, beweisen die zahlreichen Auflagen des Buchs von Dr. Faust
us Knittlingen in Schwaben) und seinem Schüler Wagner. Ersteres erschien 1587
in den nächsten Jahren neun Ausgaben; vom Wagnerbuche erschienen seit 1593
aben.



Hexenverbrennung in der Grafschaft Reinstein (Regenstein) am Harz im J. 1555.

(Im Hintergrunde sind einige der ihnen zur Last gelegten Uebelthaten sowie die Enthauptung eines mitschuldigen Mannes dargestellt.) Kolorirter Holzschnitt — fliegendes Blatt — in der Sammlung des Germanischen Museums zu Nürnberg.

Allerdings erhoben einige aufgeklärte Männer ihre Stimme gegen das Hexenbrennen schon im 16. Jahrhundert: so der protestantische Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Kleve, Johann Weier (1563), aber sofort entbrannte gegen ihn die Wuth der blinden Orthodoxen; einem zweiten, dem Priester Kornelius Loos, kam es theuer zu stehen, daß er geäußert, der Hexenprozeß sei nur eine Art Alchemie, bei der aus Menschenblut Gold und Silber gemacht werde. Aber wie hätte Besserung geschafft werden können, wenn sich selbst der größte deutsche Satiriker des Jahrhunderts, Johann Fischart, dazu herbeiließ, das aberwitzige Hexenbuch des Franzosen Bodin unter dem Titel „Vom außgelassenen wüthigen Teuffelsheer" ins Deutsche zu übersetzen!

Es war betrübend, daß das sogenannte „Recht" des XVI. Jahrhunderts von empörender Barbarei war und daß man namentlich Geständnissen gegenüber, selbst wenn sie durch die Folter erzwungen waren, dem gesunden Menschenverstand, wie allen thatsächlichen Verhältnissen Hohn sprach. Was in dieser Hinsicht geleistet wurde, zeigt u. A. der Prozeß des im Jahre 1593 zu Nördlingen gerichteten Andreas Gallmeyer von Heroldingen.

Derselbe erschien im genannten Jahr in Nördlingen und versuchte unter dem Namen eines Junkers Andreas von Cronbach bei dieser adligen Sippe Geld zu borgen. Der Betrug wurde entdeckt und nun kam der Rath auf die Idee, daß er es mit einem ganz gefährlichen Strolch zu thun habe. Durch die Folter zwang man ihn zunächst zu dem Geständniß, daß er Straßenraub begangen und dann zur Angabe bestimmter Verbrechen. Merkwürdiger Weise zog man wirklich erst bei allen Städten, in deren Gerichtsbann die Schandthaten verübt sein sollten, Erkundigungen ein, aber obwol sie sämmtlich (achtzehn an der Zahl) antworteten, daß ihnen von den bezeichneten Vorfällen nie das geringste bekannt geworden sei, schritt der weise Rath zur Hinrichtung, und Gallmeyer wurde gerädert.

Wenn häufig bei einer Betrachtung des XVI. Jahrhunderts mit besonderer Entrüstung der Greuel gedacht wird, welche die Ausnahmegerichte der Inquisition verübten, so sollte man auch nicht die Rohheiten, Schandthaten und Justizmorde vergessen, welche auf Grund der „Karolina" im ordentlichen Kriminalverfahren begangen wurden.



Eine Sitzung gelehrter Richter unter der Karolina um 1550.
Holzschnitt Hans Burgmaiers aus dem „Klagspiegel“.

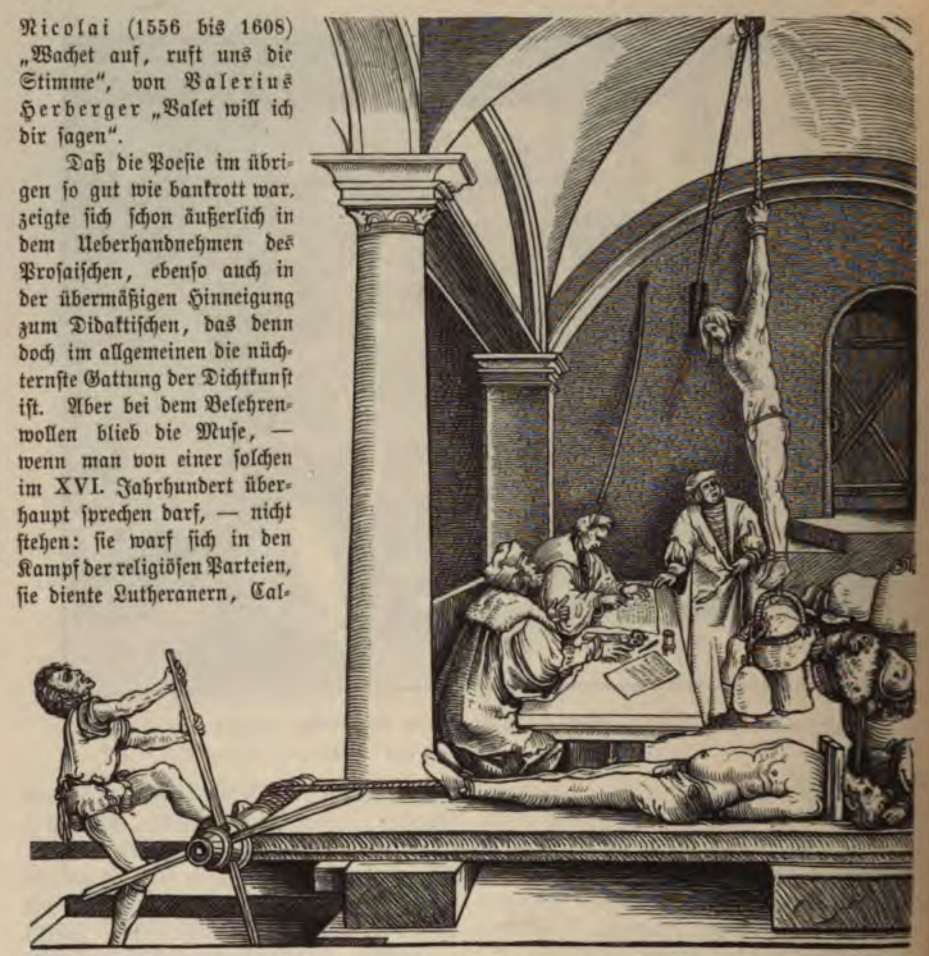
Die Karolina ist die „peinliche Halsgerichtsordnung“, welche auf Befehl des Kaisers Karl V. im Jahre 1532 festgestellt wurde, eigentlich nur die Ueberarbeitung des am Anfange des XVI. Jahrhunderts durch J. von Schwarzenberg zusammengestellten fürstbischöflich-bambergischen Strafrechtes. Es findet sich in der Karolina zwar auch die humane Bestimmung, es solle nicht als Diebstahl gelten, wenn jemand durch seinen oder seiner Angehörigen Hunger veranlaßt, Lebensmittel gestohlen, aber sie legitimirte auch die Folter, und die zahllosen Marterinstrumente in den städtischen Folterkammern zeugen von einer traurigen Erfindungskunst der damaligen Juristen. Würdig stehen diesen Untersuchungsinstrumenten die verschiedenen Bestimmungen zur Seite, durch welche die Todesstrafe verschärft wurde. (Reißen mit glühenden Zangen, Ausgießen der Wunden mit geschmolzenem Blei u. s. w.)

Bei dem Interesse, das Hexenprozesse beim Pöbel erregten, machte die Hexen- und Zaubereidichtung neben den volksmäßig bearbeiteten Sagen und Heldendichten einen großen Theil der deutschen Literatur aus, die im XVI. Jahrhundert auf das traurigste entartet war.

Ausgenommen Hans Sachs hat das XVI. Jahrhundert keinen einzigen echten Dichter aufzuweisen. Die Volkslieder, die man um diese Zeit zu sammeln begann, übertreffen an Innigkeit und poetischem Gehalt bei weitem alles, was damals neu geschaffen wurde. Die lyrische Poesie brachte nur noch in den geistlichen und Kirchenliedern Nennenswerthes hervor: von Selnecker stammt: „Ach bleib' bei uns, Herr Jesu Christ“, von

Nicolai (1556 bis 1608) „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, von Valerius Herberger „Valet will ich dir sagen“.

Daß die Poesie im übrigen so gut wie bankrott war, zeigte sich schon äußerlich in dem Ueberhandnehmen des Prosaischen, ebenso auch in der übermäßigen Hinneigung zum Didaktischen, das denn doch im allgemeinen die nüchternste Gattung der Dichtkunst ist. Aber bei dem Belehrenwollen blieb die Muse, — wenn man von einer solchen im XVI. Jahrhundert überhaupt sprechen darf, — nicht stehen: sie warf sich in den Kampf der religiösen Parteien, sie diente Lutheranern, Calvinisten und Katholiken zu gegenseitiger Schmähung; sie wurde satirisch und vergaß, daß die Kunst in erster Linie erfreuen soll. Gewiß verdienten die Jesuiten die schärfste Abfertigung: es war gut, daß der Dichter warnend auf der Wacht stand, um seinem Volke die Gefahren deutlich zu machen, die von dorther drohten. Ebenso verdienstlich war es, die mannigfachen Gebrechen der Zeit durchzuhecheln: aber sollte die Poesie in Satire aufgehen? Eher ging sie darin unter. Wir erwähnen nur beiläufig die Fabeldichter Erasmus Alberus († 1553) und Burkard Waldis († 1586); auch das allegorisch-satirische Thiergedicht des Georg Rollenhagen, „der Froschmeuseler“, ist nach Form und Inhalt nur eine äußerst mittelmäßige Leistung. Der berufenste Vertreter der ganzen Zeitrichtung ist der Elsasser Johann Fischart, genannt Menzer († 1589). Wenn man ihn bloß als Satiriker betrachtet, so mag er als eine Art Genie gelten, denn mit unerschöpflicher Laune, beißendem Witz und



Eine Folterkammer im XVI. Jahrhundert, mit Darstellung der beiden gebräuchlichsten Formen der peinlichen Frage: „Strickprobe“ und „Wasserprobe“.

Holzschnitt von Hans Schäuffelin um 1520; aus dem „Trostspiegel“.

chem Humor weiß er die Gebrechen seiner Zeit und Zeitgenossen, insbesondere die Schwächen ner Hauptgegner, der Jesuiten, zu geißeln: man mag zugestehen, daß Fischarts Spott die rren aller Zeiten trifft. Sein Patriotismus, seine Weisheit soll nicht angezweifelt werden, ht einmal sein hoher Geist, seine erhabene Gesinnung. Dennoch nimmt er auf dem deutschen rnaß keine hohe Stellung ein, und wären seine Schriften noch zehnmal beliebter und ver- eiteter gewesen, als dies wirklich der Fall war: denn seine Beliebtheit beweist nicht, daß r Geschmack seiner Zeitgenossen nicht der schlimmste Ungeschmack war, wenigstens die völlige rkennung wahrer Poesie.

Sein berühmtestes Werk ist eine freie Uebersetzung des Gargantua des Franzosen Ra- lais († 1553) und erschien 1575 unter einem unendlich affektirten Titel*), schon 1573 tte er unter dem Titel „Aller Praktik Großmutter"**) ebenfalls nur nach Rabelais' organge, den Aberglauben der Zeit in Bezug auf Nativitätstellen und Kalendermachen rchgezogen. Auch hier sollte der Titel auf jeden Leser von Geschmack eher abstoßend als ziehend wirken.

Fischart bewies eine außerordentliche Gewandtheit in bis dahin für unmöglich gehaltenen ortverbindungen, aus denen er die halsbrechendsten Perioden schuf. Unbedingt wird selbst n seinen Bewunderern zugegeben, daß sein Stil das Ungeheuerlichste ist, was die deutsche prache je hervorgebracht, daß Fischart die Sprache despotisch behandelt hat. Sollte dies irklich ein Grund sein, den Erfinder der „sternamhimmligen, sandammeerigen" Zeitgebrechen s einen Sprachvirtuosen zu feiern? Die deutsche Nation hat wol nicht ohne Grund die chriften dieses Mannes, in dem sich „das Jahrhundert mit seiner ziellosen Beweglichkeit, iner hastigen Unruhe, seiner Beschäftigung mit tausend Dingen, seiner Disputir- und Streit- cht" personifizirt, nachmals ziemlich unbeachtet gelassen: seine Werke sind wichtiger für die itgeschichte, als für die Entwicklung der Literatur. Auch sein gepriesenes „Glückhaftes chiff" beschreibt nur einfach die lustige Fahrt der Züricher mit dem Hirsebrei, den sie noch arm nach Straßburg brachten.

Man könnte sich, wenn man die literarischen Produktionen des XVI. Jahrhunderts ustert, darüber wundern, daß Luthers sprachschöpferische That so wenig unmittelbare Folgen r die Entwicklung der Sprache gehabt hat und im Gebrauche derselben eine ungemeine hwerfälligkeit herrscht. Aber einerseits kam die Bibelübersetzung nur der Prosa zugute, ndrerseits wandten sich die Gelehrten und Gebildeten, die allenfalls Geschmack besaßen, hoch- üthig von der deutschen Literatur ab und dichteten in lateinischer Sprache für ihresgleichen. elten genug kam es dann vor, daß solch humanistischer Dichter, der dem Volke selbst natürlich verständlich blieb, wenigstens Volksmäßig-deutsches in seine Dichtungen aufnahm. Zu diesen usnahmen gehört der durch sein tragisches Ende berühmte Würtemberger **Nikodemus** **rischlin** (1547—1590).

Mit seinem ursprünglichen Gönner, dem Herzog von Würtemberg, erzürnte er sich, urde in Urach gefangen gesetzt und fand bei einem Fluchtversuch durch den Sturz von dem elsen einen jähen Tod. Seine beste Komödie ist „Julius redivivus": der dem Grabe ent- iegene Cäsar, auch Cicero wundern sich über die Fortschritte der Deutschen und erfahren, was ür Lumpen aus den alten Römern geworden sind.

Einen wirklichen Fortschritt machte in diesem Jahrhundert nur das Drama, das unter

*) „Affenteurliche, naupengeheurliche Geschichtklitterung, von Taten und Raten der vor urzen langen Weilen vollen wohl beschreiten Helden und Herren Grandgusier, Gargantua und antagruel."

**) „Aller Praktik Großmutter, das ist, die dickgebrockte pantagruelische Betrugdicke raldick oder Pruchnastikratz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein u. s. w. durch den olbeschickten Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt."

dem Einfluß der englischen Komödianten, namentlich durch Jakob Ayrer († aus Nürnberg, sich über die Fastnachtsspiele zu erheben begann, indem man all auf Entwerfung einer dramatischen Intrigue lossteuerte.

So wird man zugeben müssen, daß sich das XVI. Jahrhundert als ein in rischer Hinsicht armseliges Zeitalter kennzeichnet, dem eigentlich schöpferische Kraf inne wohnt. Dem entsprechend bricht denn auch in der nächsten Zeit die Nachahm vollen Strömen herein und überfluthet, allen Gegenbestrebungen zum Trotz, unsere Li mit fremdartigen Stoffen und fremdartigen Formen.

Die Literatur erweist sich eben auch hier als Spiegelbild der Vol und Volkskraft: willenlos und widerstandsunfähig ließ die deutsche Nation fremde Kriegsheere den Boden des heiligen Vaterlandes zertreten.



Soldatenabschied um 1600.
Gleichzeitiges Kostümblatt von Theodor de Bry.

XII. Das Zeitalter des großen Kriegs.

1. Die Vorspiele des dreißigjährigen Krieges. Gründung der Union. Der Majestätsbrief.

s bedurfte einer augenscheinlichen Gewaltthat, um die Protestanten an die drohende Gefahr zu erinnern und sie zu festerer Einigung zu vermögen. der kleinen schwäbischen Reichsstadt Donauwörth, deren Besitz stets das Ziel bairischen Nachbarfürsten gewesen war, bestand inmitten der fast ganz protestan- en Bürgerschaft eine kleine katholische Gemeinde. Gestützt auf ein Reichs- rathsmandat von zweifelhafter Gültigkeit, veranstaltete dieselbe am 25. April 06 wider altes Herkommen eine feierliche Prozession, die von fanatischen 1606 lkshaufen angegriffen und zerstreut wurde. Da ließ sich der Herzog Maxi- lian zuerst mit dem Schutz der Katholiken durch den Kaiser beauftragen 6. März 1607) und erwirkte, als seine Kommissare in Donauwörth gleichfalls 1607 droht wurden, die Achtserklärung gegen die unglückliche Stadt (3. August 1607). ütliche Verhandlungen, welche den Vollzug des Urtheils verhindert haben ürden, scheiterten an dem Widerstande der Bürgerschaft; trotz mannigfacher Proteste wurde die Exekution der Acht dem Baiernherzog übertragen, welcher die

Stadt am 17. Dezember 1607 besetzen ließ. Da Maximilian sofort die Gegenreformation mit allen Mitteln der Gewalt ins Werk setzte, konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser Vorfall ebenso sehr zur Schädigung der Protestanten, wie zur Mehrung des bairischen Territorialbesitzes dienen sollte.

Als daher kurz darauf sich zu Regensburg ein Reichstag versammelte, auf welchem sich Kaiser Rudolf II. Geldmittel für einen neuen ungarischen Krieg bewilligen lassen wollte, beantwortete man sein Verlangen mit der Forderung, daß der Religionsfriede förmlich und ausdrücklich erneuert werde. Die katholischen Fürsten stellten aber die Gegenforderung, daß vorher alle seit 1555 eingezogenen geistlichen Güter der Kirche zurückgegeben werden müßten. Hierauf gingen die Protestanten nicht nur nicht ein, sondern erklärten förmlich, daß sie ihren gegenwärtigen Besitzbestand nöthigenfalls mit Waffengewalt schirmen würden. Ende 1608 April 1608 löste sich der Reichstag auf, ohne daß über das Schicksal von Donauwörth ein Beschluß gefaßt war. Trotz aller Gegenbemühungen der Protestanten wußte sich Maximilian im Besitz der Stadt zu erhalten, — die Aufmerksamkeit seiner Gegner wurde gar bald auf größere, wichtigere Vorgänge gelenkt.

Indessen bewirkten die Erfahrungen des letzten Reichstages doch so viel, daß die protestantischen Fürsten, besonders angefeuert durch Christian von Anhalt, zu einem engeren Bündniß zusammentraten. Am 14. Mai 1608 schlossen Friedrich IV. von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, der Herzog von Würtemberg, Georg Friedrich von Baden und die brandenburgischen Markgrafen von Kulmbach und Ansbach in dem Dorfe Ahausen die sogenannte „Union“, zunächst auf zehn Jahre. Der Bund sollte die Mitglieder gegen das Kammergericht und die Willkür des Reichshofraths schirmen und sie in ihrem Besitzstande sichern. Bundesbeiträge sollten zur Aufstellung eines Bundesheeres dienen. An die Spitze der Union trat ein Director; zunächst wurde diese Würde dem Pfalzgrafen übertragen.

Aber nicht allein für die evangelischen Bekenntnisse sollte die Union ein festes Bollwerk sein; sie wollte auch auf die politische Gestaltung Deutschlands einwirken: in Sachen der Freiheit und Hoheit deutscher Stände versprachen die Verbündeten alle für einen Mann zu stehen.

Noch in demselben Jahre erweiterte sich der Bund durch den Zutritt der Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg; der Anschluß von Brandenburg und Hessen erfolgte am 29. Januar 1610. Auch suchte man in diesem Jahre weitere Stützpunkte in der [illegible] Dänemark, England und Holland. In Nord- und Mitteldeutschland gewann der [illegible] keine weitere Ausdehnung; in Süddeutschland traten zwar noch viele Städte bei, [illegible] grade hier so zahlreichen Grafengeschlechter hielten sich fern, weil nach ihrer Meinung [illegible] Fürsten eine allzu bevorzugte Stellung eingeräumt war.

Nicht allein die gefahrdrohende Uebermacht Baierns hatte die Union ins Leben gerufen: ihre Gründung hängt vielmehr auch mit den Wirren zusammen, welche gleichzeitig im östreichischen Hause herrschten und zu äußerst gewaltsamen Ereignissen führten.

Die Mißregierung des Kaisers Rudolf hatte namentlich in Ungarn, Mähren d Oestreich eine heftige Oppositionspartei geschaffen, die sich theils aus stän- schen, theils aus protestantischen Elementen zusammensetzte. Auf diese Oppo- ion baute Rudolfs ehrgeiziger Bruder Matthias seine eigennützigen Pläne, deren Verwirklichung ihn auch die anderen Erzherzoge nicht hinderten. eine Absicht war, durch das vereinigte Heer der ungarischen, mährischen und reichischen Mißvergnügten, die er durch die Aussicht auf ständische und reli- öse Freiheiten leicht gewann, die Thronentsagung Rudolfs zu erzwingen. Ver- blich hoffte der Kaiser auf die vermittelnde Hilfe des Reiches, indem er bei elegenheit des Donauwörther Handels soeben einen großen Theil der Reichs- rsten erzürnt hatte; durch einen raschen Einfall in Böhmen nöthigte Matthias nen Bruder zu einem Vertrage (zu Czaslau oder Sterbehol, den 25. Juni 1608), ſt dessen ihm Rudolf die Regierung Oestreichs, Ungarns und Mährens ab- ten mußte. Nach diesem Erfolge waren dem Sieger seine Bundesgenossen ilich sehr unbequem, und am liebsten hätte er die gemachten Versprechungen cht erfüllt. Doch mußte er den Umständen Rechnung tragen: Mähren errang n 30. August 1608 die völlige Wiederherstellung des ständisch-feudalen taates und hinreichende Toleranz bezüglich der Glaubenssache, in Ungarn, wo latthias am 19. Novbr. gekrönt wurde, ward sogar das Verbot gegen die Jesuiten

1608



Uebertragung der Krone Ungarns an Matthias.

(Aus Gottfrieds Historischer Chronik.)

erneuert. In Oestreich wollte Matthias, erbherrliche Rechte in Anspruch nehmend, sich in der Glaubenssache zu weniger weitgehenden Zugeständnissen bequemen, aber auf Betrieb einer vermittelnden Partei unter seinen Räthen und unter dem Drucke der Union, die eine Botschaft nach Wien geschickt hatte, entschloß er sich, auch den östreichischen Ständen das Maß von Duldung zu bewilligen, dessen sie unter Maximilians II. milder Regierung sich erfreut hatten.

Am wichtigsten für die Folgezeit war aber der Gang der Ereignisse in Böhmen. Es war natürlich, daß die Böhmen, welche bisher ihrem Herrn die Treue bewahrt hatten, obwol sie dieselben Beschwerden vorzubringen hatten, wie die Stände der übrigen Kronländer, nunmehr auch mindestens den gleichen Dank für ihr Verhalten beanspruchten. Da die spanisch-römische Partei am kaiserlichen Hofe jedes Zugeständniß an die Ketzer beharrlich widerrieth, ging es 1609 seit dem März des Jahres 1609 in Prag sehr bewegt zu; schon wurden Stimmen laut, „der König tauge nichts, man müsse einen besseren haben.“ Ende Mai ließ ein ständisches Direktorium eine allgemeine Volksbewaffnung anordnen. Zuletzt gab Rudolf doch nach; am 9. Juli erschien der verhängnißvolle „Majestätsbrief“, welcher den böhmischen „Utraquisten“ — das Wort „Protestanten“ war ängstlich vermieden worden — freie Religionsübung gestattete. Die Prager Universität ward den protestantischen Ständen wieder eingeräumt, ihnen außerdem ein Kollegium von 24 „Glaubensvertheidigern“ bewilligt. Die Quelle der schwersten Verwicklungen aber wurde nachmals der Artikel, laut dessen den Nichtkatholiken das Recht gewährt wurde, Kirchen und Schulen zu errichten: hier war die feste Schranke nicht inne gehalten, welche das Reformationszeitalter mit den Worten bezeichnete: „Wessen das Gebiet ist, dessen ist auch der Glaube.“

Dieser Artikel, der später den Ausbruch des böhmischen und damit des dreißigjährigen Krieges zur Folge gehabt hat, lautet im deutschen Text: „Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreyen Ständen dieses Königreiches sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuser, deren sie allbereit im Besitz seyn und die ihnen zuvor geständig, dabey sie friedlich gelassen und geschützt werden sollen, es sey in Städten Märkten Dörfern oder anderswo noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst oder aber Schulen zu Unterrichtung der Jugend aufbauen lassen wollte, werden solches sowol der Herren- und Ritterstand als auch die Prager, Kuttenberger und alle andern Städte gesamt und sonders jederzeit geraum und frey thun können ohne allermäniglichs verhindern.“

Die Wirkungen des Majestätsbriefes wurden für jetzt noch dadurch gelähmt, daß die namhaftesten Katholikenführer, Lobkowitz, Martinitz und Slawata, welche in dem Majestätsbrief eine erzwungene und darum unverbindliche, sündhafte Nothmaßregel sahen, die höchsten Stellen in der Landesregierung einnahmen.

2. Die Liga und der Jülichsche Erbfolgestreit (1609).

ei den energischen Katholiken im Reich mußten die Vorgänge in den öst-
reichischen Erblanden die höchste Besorgniß erregen. An Oestreich schien
alte Glaube keine Stütze mehr zu finden, und je mehr die Union bei dem
derzwiste ihren Einfluß geltend machte, desto mehr wuchsen die Befürchtungen
r Gegner im Reich. Niemand hatte das Erstarken des Protestantismus so
zu fürchten, wie Maximilian. Wie leicht konnte man ihn wegen des
nauwörther Handels zum Ziel des Angriffs wählen! Schon seit dem Jahre
7 hatte er sich zu sichern gesucht: am 10. Juli 1609 vereinigte er sich mit den 1609
höfen von Würzburg, Konstanz, Augsburg, Straßburg, Passau und Regens-
z, dem Propst zu Ellwangen und dem Abt zu Kempten zu einem katholischen
nde, dessen Haupt er selber war. Der Zweck der auf neun Jahre geschlossenen
iga" war die Vertheidigung der katholischen Konfession und ihrer Glieder,
e die Handhabung der Reichsabschiede und des Religionsfriedens. Dem
ise Oestreich gegenüber wahrte sich die Liga eine durchaus selbständige Stel-
. Der Kaiser sollte zu „künftiger, gelegener Zeit" zur Genehmigung des
ndes aufgefordert werden. Auf einem Kurfürstentage zu Mainz (August 1609)
en Mainz, Trier und Köln der Liga bei, die nun auch Anlehnung bei den
tdeutschen katholischen Nachbarstaaten suchte. Oestreichs Einfluß wünschte Maxi-
an fern zu halten, wie er überhaupt die Seele des Bundes zu bleiben gedachte;
n die Wahl des Mainzers zum Mit-Bundesobersten erfüllte ihn mit Miß-
gnügen. Freilich konnte er voraussehen, daß weder Oestreich noch Spanien
Bestrebungen fördern werde, so lange er seine beobachtende Stellung be-
rte. Indes war die Zeit nicht fern, da Habsburg und die Liga durch
einsame Interessen einander in die Arme geführt wurden. Zunächst stießen
Liga und Union aufeinander, so heftig, daß eigentlich schon jetzt die Be-
niß vor einem europäischen Kriege wachgerufen wurde. Die Veranlassung zum
ammenstoß gab der am 25. März 1609 erfolgte Tod des letzten Herzogs von
lich, Kleve und Berg, des kinderlosen, blödsinnigen Johann Wilhelm.
Entscheidung über die Erbfolge war um so wichtiger, als in diesem aus-
hnten Territorium — denn auch die Grafschaften Mark und Ravensberg
en von jenen Herzogen erworben — eine größtentheils protestantische Be-
lerung von einem katholischen Fürstenhause bisher beherrscht worden war.
llte nun die katholische oder die protestantische Partei durch Uebernahme dieser
schaft verstärkt werden? Einstweilen schien der Zuwachs auf jeden Fall der letz-
en zu gute kommen zu sollen, denn von den sieben Bewerbern gehörten die beiden
uptsächlichsten, der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg
nd der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg dem evangelischen
Bekenntnisse an, ebenso Sachsen, dessen Ansprüche in dritter Linie standen.

Alle diese Ansprüche beruhten auf der dem Herzogshause vom Kaiser bewilligten
weiblichen Erbfolge. Johann Wilhelms älteste Schwester Maria Eleonore war mit dem

jungen Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt, dessen älteste Tochter Anna Johann Sigismunds Gemahlin war. Der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg hatte eine jüngere Schwester Johann Wilhelms, Anna, geheirathet, und sein Sohn Wolfgang Wilhelm konnte sein besseres Erbrecht nur damit begründen, daß seine Mutter noch lebte, während deren ältere Schwester Maria Eleonore schon todt war, ehe der Erbfall eintrat. Sachsens Erbrecht beruhte darauf, daß Johann Friedrich mit der Vaters-Schwester des letzten Herzogs vermählt gewesen war.

Um nicht ihre Ansprüche an einen Dritten zu verlieren, verständigten sich Brandenburg und Pfalz-Neuburg im Dortmunder Vertrage, das Land bis zur Entscheidung der Rechtsfrage gemeinschaftlich zu verwalten: die Städte bis auf vier, unter ihnen das feste Jülich, leisteten auch die Huldigung. Der Kaiser aber, von den katholischen Fürsten gedrängt, beauftragte seinen Neffen Leopold, das Land in Sequester zu nehmen. Durch Verrath setzte er sich in den Besitz von Jülich und bat die Liga, deren Mitglied er war, um Unterstützung. Dagegen wagten Brandenburg und Neuburg nicht, die Hilfe der Union anzusprechen, sondern wandten sich an England, Holland und Frankreich, dessen König Heinrich IV. sich grade damals mit dem Gedanken trug, durch Schwächung der habsburgischen Macht das europäische Gleichgewicht zu begründen. Heinrich nahm sich der Hilfesuchenden ernstlich an und schloß zu Schwäbisch-Hall mit der



Belagerung von Jülich 1610.

Aus J. L. Gottfrieds Historischer Chronik, deren Kupferstiche zur Veranschaulichung gleichzeitiger Begebenheiten eine schätzbare Quelle bilden.

es frühzeitigen Todes starb, stellte die Union im Oktober den Kampf
streitige Land ward bald der Schauplatz trauriger Kämpfe zwischen
unter Spinola und Holländern unter dem Prinzen von Oranien, da sich
rg und Pfalz-Neuburg veruneinigten und erst im Jahre 1614 durch
ig von Xanten zu neuer Verständigung gelangten.

m sich die Hilfe der Katholiken zu verschaffen, trat der Pfalzgraf im November
er römischen Kirche über. Der nur einen Monat später erfolgte Uebertritt des
iburgers zum reformirten Bekenntniß, — dem die Holländer angehörten, — ist zu
, als daß man die Vermuthung abweisen könnte, es seien für Johann Sigismund
ol politische als religiöse Momente bestimmend gewesen.

---

3. Das Ende des Kaisers Rudolf II.

Jülich-Klevesche Sache nicht schon im Jahre 1610 größere Ausdeh- 1610
gewann, hing zum Theil mit den Irrungen im habsburgischen Hause
So theilnahmlos Rudolf II. auch sonst in Regierungsangelegenheiten
ihn die Hinterlist seiner Brüder, vor allem Matthias', aufs äußerste
Er gedachte, durch eine Aenderung der Thronfolge den letzteren um die
Herrschaft zu bringen: selbst die feierliche Abbitte, welche die Erz-
rdinand und Maximilian in Matthias' Namen (Oktober 1610) leisteten,
versöhnt. Ueberdies wünschte er die trotziger als je sich erhebende
ht in Böhmen zu brechen. Aber seine Pläne mißlangen völlig. Eine
Erhebung der Prager gegen die von Rudolf ins Land gerufenen
achte ihn zum Gefangenen in seiner eigenen Hauptstadt. Die Stände
tthias herbei, der dem Hilflosen nun auch die böhmische Krone nahm
1). Der Kaisertitel blieb ihm, doch soll Rudolf, der Ueberlieferung 1611
Feder, mit der er seine Abdankung als König unterschrieb, zerbissen



„Aigentliche Abcontrafactur, wie die Rom. Kai: Maj: Rudolphus, nachdem dieselbe den 20. Januari ano 1612 Todtes verscheiden, in der Audientz Stuben offentlich sei gesehen worden." Kupferstich von T. Bidersharter.

---

4. König Matthias (1612—1619).

Noch bei Lebzeiten Rudolfs war die Frage, wer sein Nachfolger im Reich werden solle, lebhaft erörtert worden. Die Brüder des Kaisers und auch Philipp III. von Spanien, der anfangs selbst Lust zur römischen Krone verspürte, hatten sich zuletzt auf Matthias geeinigt; Rudolf selbst hätte dagegen die Krone am liebsten dem Erzherzog Leopold zugewendet, für den die geistlichen Kurfürsten und auch Sachsen gewonnen wurden. Dennoch verschaffte der Einfluß des spanischen Gesandten Zuñiga Matthias die ersehnte Würde. Am 3. Juni ward er zu Frankfurt einstimmig gewählt.

1612

Matthias stand jetzt im Alter von 55 Jahren: das geringe Kapital von Kraft und Energie, das die Natur ihm gegeben, war bei seiner Thronbesteigung bereits aufgezehrt. In dem Augenblick, wo er der Thatkraft am meisten bedurfte, war seine Seele nur noch für Spielereien und eitle Ehrenbezeugungen empfänglich. Gleich seinem Bruder mied er fast ängstlich jede geschäftliche Thätigkeit, sein Antheil an den Geschäften beschränkte sich auf die Unterzeichnung seines Namens. In seiner Neigung zu prunkvollen Veranstaltungen war er dagegen seinem Bruder, der die Zurückgezogenheit liebte, unähnlich. G



Krönung des Kaisers Matthias im Dom zu Frankfurt.
(Aus Gottfrieds Historischer Chronik.)

gen fand er an den Späßen seines Hofnarren Nelli, auch liebte er die
die größte Freude aber gewährten ihm die Kunstschätze, die er von
Bruder ererbt hatte. Diese prachtvollen Sammlungen immer wieder zu
zen und von neuem zu ordnen war seine höchste Lust; seine letzten Befehle
n die Umarbeitung eines Kunstwerkes. Alles in allem war Matthias ein
higer alter Mann, der die Ruhe liebte und froh war, wenn man ihn in
n ließ.

ie Erfolge, welche dieser Fürst trotzdem zeitweise errang, verdankte er
Minister Melchior Khlesl.

Der Sohn eines Wiener Bäckers (geb. 1553), mit achtzehn Jahren Zögling des
esuitenordens, hatte er sich im Kirchendienst emporgeschwungen und war zuletzt Matthias'
ornehmster Rathgeber geworden. Er hatte bisher alle Schritte desselben geleitet, auf ihn
etzten sogar die protestantischen Fürsten ihre Hoffnung. Denn, ursprünglich ein rücksichts-
loser Eiferer für eine durchgreifende Wiederherstellung des Katholizismus, war er aus dem
Mann der Kirche ein gewandter Staatsmann geworden; er wolle den Frieden mit den
Protestanten, hatte er erklärt, nicht weil er sie liebe, sondern weil der Krieg zwischen
gleichen Gegnern zu beiderseitigem Verderben führen müsse.



SERENISSIMVS POTENTISSIMVS INVICTISSIMVS PRINCEPS DOMINVS DOMINVS MATTHIAS DEI GRATIA ROMANORVM IMPERATOR SEMPER AVGVSTVS GERMANIAE HVNGARIAE BOHEMIAE DALMATIAE CROATIAE SCLAVONIAE ETC-REX ARCHIDVX AVSTRIAE DVX BVRGVNDIAE ETC COMES TYROLIS ETC P.P.P.F.

Sacræ ejus Cæsareæ Majestatis Sculptor Egidius Sadeler de facie expressit et in devoti animi signum humilis obtulit Pragæ Anno Christiano MDCXVI.

Kaiser Matthias. Im Jahre 1616 nach dem Leben gezeichnet und in Kupfer gestochen von Egidius Sadeler, Hofkupferstecher zu Prag.

Wol hatten die Protestanten auf dem Wahltage zu Frankfurt trotz solcher Erwartungen beabsichtigt, Matthias zu bindenden Zugeständnissen in der Religionssache zu nöthigen, aber der Plan war durch das Widerstreben der geistlichen Kurfürsten und Sachsens vereitelt worden. Jedoch durfte man der Zukunft auch so vertrauensvoll entgegensehen, weil die Häupter der Union schon drei Monate vor Matthias' Wahl einen Hilfsvertrag mit England abgeschlossen hatten; und als im November 1612 auch das Ehebündniß zwischen dem jungen Pfalzgrafen Friedrich V. und Elisabeth, der Tochter Jakobs I. unterzeichnet wurde, schien dieser König schon aus Familieninteresse die Stärkung der Union fördern zu müssen.

Als nun der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg ausschrieb, einigten die Mitglieder der Union zu Rothenburg (März 1613) dahin, dem Reichs- 1613
e jede Befugniß zur Entscheidung von Glaubenssachen abzusprechen, ertheilten h dem Pfalzgrafen die Vollmacht, einen Bund mit Holland zu schließen, was h vor Eröffnung des Reichstages geschah. Da aber auch die Mitglieder der a im Februar 1613 zu Frankfurt getagt und beschlossen hatten, alle seit 55 geschehenen Besitzveränderungen als unrechtmäßig zu verwerfen, war die sicht auf einen gedeihlichen Ausgang von vornherein sehr gering. Uebrigens ief Matthias den Regensburger Tag, den letzten, der in alter Weise zusammen- t, keineswegs vorwiegend um der Religionssache willen: er wollte eine Türken- e einfordern. Die Unirten erklärten sich zur Bewilligung bereit, wenn endlich en Beschwerden Abhilfe geschafft würde, namentlich hinsichtlich der Reichsstadt nauwörth. Sie ließen sich auch nicht umstimmen, als der Kaiser zur Erle- ung der religiösen Irrungen einen besonderen „Kompositionstag" verhieß. e Katholiken bewilligten die Hilfe und ermunterten den Kaiser zu rücksichts- m Vorgehen gegen die Widerspenstigen. Davon war nun Matthias freilich it entfernt, aber er mußte den Reichstag ohne jedes Resultat schließen.

Die Hartnäckigkeit, mit welcher der Kaiser die Forderungen der Union ückwies, hing mit einer bedeutungsvollen Veränderung in der Organisation Liga zusammen. Dem Bischof Khlesl war der vorwaltende Einfluß des bstbewußten Baiernherzogs sehr unbequem gewesen; jetzt wurde Maximilian eigentlichen Leitung beraubt und dem Kaiser eine dominirende Stellung ein- äumt. Der Bund zerfiel fortan in drei Kreise, einen bairischen, einen öst- chischen und einen schwäbischen; östreichische Erzherzoge wurden die Direktoren den beiden letztgenannten Kreisen, jedem kriegerischen Unternehmen sollte eine zeige bei dem Kaiser vorangehen. Daß gar auf den Beitritt protestantischer ände gerechnet wurde, war vollends nicht nach dem Geschmacke Maximilians, sen Stellung ohnehin bedeutend herabgedrückt wurde.

Auf dem Reichstage zu Regensburg wurde auch lebhaft darüber verhandelt, r einmal nach Matthias dessen Nachfolger werden solle. Denn da von Matthias ne Nachkommenschaft erwartet wurde, fürchteten die Bischöfe und besonders geistlichen Kurfürsten, daß die Protestanten im gegebenen Fall einen aus er Mitte auf den Thron erheben würden. Darum baten sie — auch der pstliche Nuntius schloß sich ihnen an — den Kaiser inständig, die Nachfolge reits jetzt zu regeln. Als Personen ihres Vertrauens bezeichneten sie die Erz- rzoge Albrecht und Ferdinand, die freilich beide, jener als Spanier, ieser wegen seiner mönchischen Gesinnung in Deutschland gleichmäßig unbeliebt waren.

Da aber der Kurfürst von Köln, der Erzherzog Maximilian und der päpst- liche Nuntius sich eifrig für Ferdinand verwandten, würde sich wenigstens die habsburgische Partei hier über den Thronkandidaten geeinigt haben, hätte dies nicht der spanische Gesandte Zuñiga hintertrieben. Derselbe hatte nämlich schon vorher bei Matthias für die Nachfolge des spanischen Infanten Karl wirken



müssen, dessen Vater Philipp III. durchaus nicht gewillt war, ohne bedeutende Entschädigungen von seinem Plane abzustehen; ja er behauptete sogar, auf Böhmen und Ungarn ein näheres Anrecht zu haben, als die steirische Nebenlinie, welcher Ferdinand angehörte. Zuñiga veranlaßte also in Regensburg die Kurfürsten, die Entscheidung über diese Frage zu vertagen, welche nunmehr Gegenstand jahrelanger Verhandlungen und Intriguen im östreichisch-spanischen Hause und auch im Reiche wurde. Namentlich Khlesl suchte die Entscheidung auf jede Weise zu verzögern; nicht daß er grundsätzlich ein Gegner Ferdinands gewesen wäre, der ehrgeizige Mann fürchtete aber, den größeren Theil seines Einflusses zu verlieren, wenn die Nachfolge geregelt war. Es kam soweit, daß der Erzherzog Maximilian sogar am liebsten zu Gift und Dolch gegriffen hätte, um den verhaßten Diplomaten zu beseitigen.

Aber zwischen Khlesl und den östreichischen Erzherzogen bestand auch eine bedeutsame sachliche Meinungsverschiedenheit. Khlesl beabsichtigte, vor der Wahl die beiden Konfessionen miteinander auszusöhnen; die Erzherzoge hofften, eine Majoritätswahl auch ohne Rücksicht auf Brandenburg und Kurpfalz durchzusetzen. Bis zu welchen gewaltsamen Plänen sie sich verstiegen, zeigte eine Denkschrift, 1616 welche der Erzherzog Maximilian im Februar 1616 dem Kaiser einreichte. Mit Hilfe des spanischen Hofes sollte Ferdinand eine gewaltige Kriegsmacht auf dem Boden des Reiches aufstellen, alle Ungehorsamen schrecken, von den jülichschen Landen aus den Krieg gegen die protestantischen Niederlande beginnen und das Reich einer förmlichen Militärdiktatur unterwerfen.

Als diese Anschläge bekannt wurden, machten sie natürlich ungeheures Aufsehen. Die protestantischen Reichsfürsten hatten jetzt gegründetes Recht zu der Anklage, das Haus Habsburg wolle das kurfürstliche Wahlrecht vernichten, die Kaiserwürde erblich machen, das Reich vergewaltigen.

Aber fast noch mehr als die Protestanten, war Maximilian von Baiern über jenen Plan betroffen. Eine derartige habsburgische Armee schien auch für Baierns Machtstellung nicht ungefährlich; grollend gab er zu Anfang des Jahres 1616 sein Amt als Direktor der Liga auf; es schien ihm das einzige Mittel, um zu verhüten, daß das bairische Haus und andere katholische Stände die Sklaven Oestreichs würden.

Endlich im März des Jahres 1617 gab der spanische Hof gegen angemessene Entschädigung — vor allem das Elsaß wurde abgetreten — und gegen die Zusicherung, daß die spanische männliche Nachkommenschaft vor Ferdinands weiblicher Descendenz in zukünftigen Erbfällen den Vorrang haben solle, seinen Widerstand auf, und nun ordneten sich die Verhältnisse des Erzherzogs Ferdinand auch in den östreichischen Kronländern leicht. Obwol in Böhmen eine starke Partei, geführt vom Grafen H. Matthias von Thurn, die Wahl Ferdinands als die größte Gefahr der Glaubensfreiheit bekämpfte, setzten die Katholikenführer Lobkowitz, Slawata, Martinitz und Adam von Sternberg ihren 1617 Willen durch; den 29. Juni 1617 erfolgte Ferdinands Krönung zum böhmischen Könige. Zu einer eigentlichen Wahl war es gar nicht gekommen: die

Anhänger Ferdinands bewiesen unwiderleglich, daß Böhmen seit dem Jahre 1526 ein Erbreich sei: Ferdinand wurde ausdrücklich nicht gewählt, sondern als König „einstimmig angenommen". So kleinmüthig die Opposition in der Wahlfrage nachgegeben hatte, bestand sie doch mit Eifer darauf, daß Ferdinand „alle Rechte und Privilegien in allen Punkten und Klauseln" bestätigte: ausdrücklich wurde betont, daß diese ängstliche Sorge dem Majestätsbrief gelte. Vergeblich suchte Slawata dies zu hintertreiben: wollte Ferdinand nicht alle Hoffnung verlieren, auch in Deutschland zur Krone zu gelangen, so durfte er nicht in Böhmen eine Gegenreformation, wie einst in Steiermark, in Szene setzen. Das Prager Jesuitenkollegium half ihm zudem über alle Gewissensbedenken leicht hinweg; es erklärte auf seine geheime Anfrage, Ferdinand würde den Majestätsbrief nie haben ertheilen dürfen, möge ihn aber bestätigen, wenn er anders nicht zur Regierung gelangen könne.

Eine charakteristische Szene spielte zwischen Ferdinand und Slawata, als sich der König in feierlichem Zuge zur Krönung in die Kirche begab. Ferdinand äußerte: „Ich bin doch froh, daß ich die Krone ohne Gewissensbisse erlangt habe." Slawata zuckte mit den Achseln.

---

5. Ferdinands Werbung um die deutsche Krone. Seine Krönung in Ungarn (1618).

Sowie Ferdinand in Böhmen zum Ziele gelangt war, traf er seine Vorkehrungen, um sich auch die Nachfolge im deutschen Reiche zu sichern. Zuerst sollte der Kurfürst von Sachsen gewonnen werden; war man seiner und der geistlichen Kurfürsten gewiß, so konnte man nöthigenfalls die Wahl Ferdinands ertrotzen. Uebrigens war man östreichischerseits darauf gefaßt, daß es ohne Zugeständnisse in der Religionssache nicht abgehen werde, und daher auch bereit, auf einem Kurfürstentage den religiösen Ausgleich zur Sprache zu bringen. Fügsamer, als irgend erwartet werden konnte, zeigte sich Johann Georg von Sachsen, den Ferdinand mit seinem Besuch in Dresden beehrte. Er machte seine Zustimmung zu Ferdinands Erhebung nicht einmal von dem religiösen Ausgleich abhängig und versprach den Kurfürstentag zu besuchen, der auf den Februar des Jahres 1618 angesetzt wurde. So gab der lutherische Kurfürst die Sache seiner Glaubensgenossen bedingungslos preis. Dagegen machte der Pfalzgraf die größten Anstrengungen, Ferdinands Pläne zu durchkreuzen und einen geeigneten Gegenkandidaten zu finden. Er hatte früher sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Böhmen würden niemals in Ferdinands Wahl willigen; die letzten Vorgänge bereiteten ihm bittere Enttäuschung. Aber die deutsche Krone sollte Ferdinand wenigstens nicht tragen. Der Pfalzgraf richtete sein Augenmerk anfänglich auf den Herzog von Lothringen, erhielt aber eine ablehnende Antwort. Nun wandte er sich an Maximilian von Baiern, von dem er annahm, daß er mit den Habsburgern unzufrieden sei: aber der

Herzog erklärte offen, daß ihm die angebotene Würde lediglich als Bürde erscheine und versicherte Ferdinand auf das bestimmteste, daß er nie daran denken werde, als Thronbewerber aufzutreten. Auch ein Besuch des Pfalzgrafen in München stimmte ihn nicht um, und so standen Ferdinands Aussichten im Frühjahre 1618 nicht ungünstig; indes wurde die Berufung des Kurfürstentages hinausgeschoben, um Ferdinand auch in Ungarn zum Siege zu verhelfen. Mit Hilfe der katholischen Magnatenpartei glückte dies vollständig; am 16. Mai 1618 gewählt, wurde Ferdinand am 1. Juli gekrönt.

1618

1618

---

6. Der Ausbruch des böhmischen Krieges (1618).

Während sich Ferdinand mit dem Gedanken beschäftigte, den Kurfürstentag zu besuchen, der Ende Mai zusammentreten sollte, war es in Böhmen zu einer Gewaltthat gekommen, die ihre Wirkungen weit über die Grenzen des Königreiches erstrecken und einen europäischen Krieg entzünden sollte: einen Krieg, in welchem politische Grundsätze, materielle Rücksichten, persönliche Leidenschaften und religiöse Interessen neben- und miteinander bestimmend wirkten und schonungslos durchgefochten wurden.

Ehe von der Gewaltthat selbst, dem sogenannten „Fenstersturz" vom 23. Mai 1618 berichtet wird, muß die Veranlassung dieses Ereignisses dargestellt werden.

Schon vor der Wahl Ferdinands hatten sich in Böhmen Streitigkeiten erhoben über die Auslegung des Majestätsbriefes und eines gleichzeitig zwischen den protestantischen und katholischen Ständen geschlossenen „Vergleiches". Während der Majestätsbrief das Recht des Kirchenbaues nur den Herren, Rittern und königlichen Städten zusprach, sollte dasselbe dem „Vergleich" zufolge auch den Bewohnern der „königlichen" Güter zustehen. Nun fragte sich, ob die geistlichen Güter, über welche die böhmische Krone seit der Hussitenzeit ziemlich frei verfügte, als königlich zu bezeichnen seien oder nicht. Diese Frage wurde von Matthias zum Nachtheil der Protestanten entschieden, welche in der dem dortigen Benediktinerstift gehörigen Stadt Braunau den Bau einer Kirche begonnen hatten. Hierin fanden die durch den Majestätsbrief eingesetzten böhmischen Glaubensdefensoren eine Verletzung der religiösen Freiheit, erließen einen Protest und forderten die Braunauer zur Fortsetzung des Baues auf. Dies geschah; ein protestantischer Prediger ward 1612 angestellt, und die königliche Autorität hatte eine empfindliche Niederlage erlitten. Ruhig benutzten die Protestanten ihre Kirche bis zum Jahre 1614, wo Matthias beschloß, auf den königlichen Gütern durch den Erzbischof von Prag eine Gegenreformation vornehmen zu lassen. Da hinderte denn auch der Abt von Braunau den weiteren Besuch der protestantischen Kirche. Etwas ähnliches geschah in dem Städtchen Klostergrab, dessen Einwohner nach Ertheilung des Majestätsbriefes sich gleichfalls eine protestantische Kirche gebaut hatten. Sie behaupteten, eine freie Bergstadt zu sein, wurden aber von dem Kloster Osfegg als Unterthanen betrachtet und so ließ denn jetzt (Ende 1614) der Erzbischof von Prag den Prediger entfernen und die Kirche versiegeln. Die Glaubensdefensoren nahmen sich beider Streitfälle eifrig an, erhielten aber im Mai 1616 zu Brandeis von Matthias eine schroffe Zurück-

weisung. Auch eine Eingabe, welche die Protestanten im Februar 1617 an Matthias richteten, änderte in seinen Entschließungen nichts. Ueberhaupt zeigten seine Erlasse immer deutlicher, daß er den Majestätsbrief zu umgehen oder offen zu brechen gewillt war.

Als nun Matthias im November 1617 Böhmen verließ, dessen Regierung er einem aus zehn Personen bestehenden Statthaltereirath übergab, wurde ihm gemeldet, die Braunauer Bürger benutzten ihre Kirche wieder und verweigerten die Auslieferung der Schlüssel. Der König bestellte den Braunauer Rath nach Pardubitz und befahl ihm, die Kirche dem Abte definitiv abzutreten: die Statthalter aber erhielten strenge Weisung, etwaigen Widerstand gewaltsam zu ersticken. Jedoch setzte Matthias seinen Willen nicht durch, obwol er besondere Kommissarien nach Braunau schickte; die Bürgerschaft schirmte ihr Heiligthum mit Gewalt und blieb bis zum Ausbruch des Aufstandes im Besitz.

Schneller fand der Streit zu Klostergrab sein Ende. Im Dezember 1617 ließ der Erzbischof innerhalb dreier Tagen die protestantische Kirche niederreißen. Diese Gewaltthat erregte in ganz Europa ungeheure Sensation; den böhmischen Protestanten aber leuchtete ein, daß nur das Schwert ihre religiöse Freiheit zu schützen vermöge.

Dem blutigen Kampf ging, wie gewöhnlich, ein Geplänkel mit Worten und Schriften voran. Wegen der braunauer Sache beriefen die Defensoren einen roßen Protestantentag nach Prag (März 1618) und sandten eine Beschwerde- 1618 hrift an Matthias, dessen Antwort sie auf einer zweiten Versammlung bekannt achen wollten. Die kaiserliche Antwort war schroffer, als irgend jemand ervartet hatte; sie stammte von Khlesl selbst, aber in Prag glaubte man, sie sei on den Räthen Martinitz und Slawata verfaßt und von diesen nur zur Unterhrift nach Wien gesandt worden. Der Kaiser stellte alle angeblichen Verletzungen s Majestätsbriefes in Abrede und verbot jede weitere protestantische Zusammennft. Gleichwol beharrten die Leiter der Bewegung auf ihrem Plan und erfneten am 21. Mai eine zweite protestantische Ständeversammlung. Hier wurde n Protest gegen das letzte Verbot verfaßt: Graf Thurn aber und einige andere, ren Erbitterung gegen die Statthalter und die habsburgische Herrschaft den chsten Grad erreicht hatte, beschlossen, durch die Ermordung der beiden verßtesten Statthaltereiräthe Martinitz und Slawata es zum offnen Bruch mit ren Gegnern zu bringen. Am folgenden Tage stürmten die Verschworenen waffnet in das Prager Schloß, drangen in das Sitzungszimmer der Stattlter ein und machten ihnen über die letzten Maßregeln schwere Vorwürfe. Allählich merkten die vier Statthalter, die man angetroffen, daß ihr Leben in Gehr sei. Zwei derselben schonte man, den Oberstburggrafen Adam von Sternberg nd Lobkowitz, den Großprior des Maltheserordens: vergeblich aber bat der ltere für seinen Schwiegersohn Slawata, umsonst flehten dieser und sein Schicksalsgenosse Martinitz um Gnade; sie wurden an das Fenster gedrängt nd trotz verzweifelter Gegenwehr in den 28 Ellen tiefer gelegenen Graben getürzt. Dann sandte man ihnen noch den Sekretär Fabricius, einen an den Entscheidungen ganz unbetheiligten Mann nach.

Alle drei Personen entgingen in wahrhaft wunderbarer Weise dem ihnen zugedachten Tode. Der gewaltige Sturz fügte ihnen kein Leid zu, nur Slawata verletzte sich im Fallen, indem sein Kopf auf ein Fenstergesimse aufschlug. Und als man auf


Der Fenstersturz zu Prag 1618.
Aus Gottfrieds historischer Chronik.

die Geretteten noch Fe
erhielt nur Martinitz
Wunden.

Der grauenvollen
so nahe sind einander
die Gegensätze — ein
Zug nicht. Als der
neben seinen Herren
regte sich in ihm nicht
gegen die Vorsehung,
daß man ihm, dem n
theiligten, ebenso übel
seinen Herren. Zu M
det, fragte er: „Was
denn gethan, daß sie
worfen haben?" Marti
„Herr Philipp, es ist
solches zu fragen und
Stände zu erwarten."

Fabricius, — der
dem Namen „von Hol
wurde, — entkam glüc
Martinitz nicht ohne M
chen: Slawata mußte
bleiben, wurde aber
helligt. An der Nach
ständischen hatte das
Rettung den größten
Katholiken schrieben
göttlichen Wunder, di
höllischen Zauberkünste
Kehrichthaufe zum Retter geworden, hat wenigstens Slawata stets in Abrede g

---

7. Vorbereitungen zum Kampf. Khlesls Sturz (161

Die nächste Aufgabe der Häupter der Bewegung bestand in der
der aufgeregten und plünderungslustigen Einwohnerschaft von
folgenden Tage wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, wel
Ständeausschuß von dreißig Mitgliedern bestand. Die hervorragen
toren" waren Wenzel Wilhelm von Ruppaw, Wenzel B
Graf Andreas Schlick; Graf Thurn, an dessen Namen sich d
wegung knüpfte, hatte in richtiger Erkenntniß seiner Kräfte sich
Direktorium wählen, sondern mit der Organisation des Heeres be
Unzweifelhaft war er am geeignetsten den Oberbefehl zu führen, aber v
ward es, daß nun das vielköpfige Direktorium sich der schwierigen A
ziehen mußte, ausreichende Mittel zur Vertheidigung zu beschaffe
man die ersten Schritte zur Aufstellung eines Heeres that, verfaßt

toren eine Rechtfertigungsschrift, die „böhmische Apologie", welche sie nebst einem Begleitschreiben an den Kaiser und die Nachbarfürsten schickten. In Böhmen selbst bewirkte die Gewaltthat vom 23. Mai ein enges Zusammentreten aller Protestanten, auch der bis dahin zaghaften Städte. Gegen Budweis und Krummau, welche dem Kaiser treu blieben, zog Thurn mit einer kleinen, eilig gesammelten Armee (Mitte Juni); die letztere Stadt ließ sich einschüchtern, Budweis aber ergab sich nicht.

Um Mittel zur Kriegführung zu beschaffen, wurde im Juni ein Landtag einberufen. Hier mußten sich die Stände auch über ihre Haltung zum Kaiser schlüssig machen, denn Matthias hatte die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich nicht von vornherein aufgegeben, obwol Ferdinand und der spanische Gesandte die gewaltsame Bekämpfung der Rebellion energisch forderten. Er benutzte die Zeit, welche ihm seine ehrlichen aber ungeschickten Friedensverhandlungen gewährten, nicht einmal zu Rüstungen. Matthias' Anerbietungen waren nicht annehmbar; aber selbst wenn seine Zugeständnisse noch so umfangreich gewesen wären — die Direktoren konnten nicht mehr zurück; schon hatten sie sich mit der Union, mit den ungarischen Ständen in Verbindung gesetzt.

Aber auch auf gegnerischer Seite drängte man zur Entscheidung, wenn auch nicht der Kaiser, so doch Ferdinand, der am 8. Juli als gekrönter Ungarkönig in Wien eintraf. Um volle Freiheit der Aktion zu bekommen beschloß er nebst dem Erzherzog Maximilian, Matthias' allgewaltigen Minister Khlesl zu beseitigen. Am 20. Juli ließen sie ihn durch Düval von Dampierre verhaften und sofort nach Tirol entfernen. Der kranke Matthias biß wüthend in das Betttuch, als ihm die Erzherzoge das Geschehene meldeten, konnte sich aber nicht dazu ermannen, die Aufhebung der Gewaltmaßregel durchzusetzen: ja zuletzt ließ er sich einreden, daß sein treuer Diener ein Verräther gewesen sei und war mit einer Abbitte der Erzherzoge zufrieden. Es war das wieder einmal ein treffendes Beispiel für den „Dank vom Hause Habsburg!" Das Vermögen des Gestürzten konnte man zu den Rüstungen für den böhmischen Krieg vortrefflich verwerthen.

Khlesl ward vom Papst auf die ungegründetsten Anschuldigungen hin zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, erwirkte aber allmählich seine Restitution und Schadenersatz. Im Jahr 1627 erhielt er die Erlaubniß, aus Rom in die Heimath zurückzukehren und starb, siebenundsiebzig Jahr alt, 1630 als Bischof von Wien und Wiener-Neustadt.

Auf beiden Seiten sah man sich nun nach Verbündeten um: es schien daran nicht fehlen zu können, denn der ausgebrochene Streit reichte offenbar über die Grenzen Böhmens weit hinaus, der Ausgang mußte den religiösen Verhältnissen Mitteleuropas eine neue Gestalt geben. Die Böhmen rechneten, wie erwähnt, mit Bestimmtheit und mit Recht auf die Hilfe des Pfalzgrafen. Sein Gesandter, Graf Solms, bot schon im Juli umfangreiche Unterstützung an. Johann Georg rieth zwar zum Ausgleich mit dem Kaiser, billigte aber den Entschluß der Stände, den Majestätsbrief zu vertheidigen.

Wenn der Kaiser auf die Hilfe der katholischen Reichsfürsten gezählt hatte, so verrechnete er sich: nur Augsburg und der Adel der Wetterau zeigten sich willig, Maximilian schlug Ferdinand trotz der dringendsten Bitten sogar ein Darlehen ab. Dagegen konnte er sich mit Sicherheit auf polnische Hilfe verlassen, denn König Sigmund III. hatte nach einander zwei Schwestern Ferdinands geheirathet. Ebenso versprach Erzherzog Albrecht, aus den spanischen Nieder-

landen Truppen zu schicken. Der Papst Paul V. war wenigstens mit Verheißungen nicht karg; es war schon viel erreicht, wenn er Frankreich abhielt, die Böhmen zu unterstützen. Indessen war in diesem Punkt wenig zu besorgen: am französischen Hofe sah man in dem böhmischen Aufstand einen Angriff auf die katholische Kirche und das geheiligte Recht des Königthums. Demgemäß waren Ferdinands Aussichten augenblicklich günstiger als die der Böhmen, denen höchstens noch Savoyen und die Generalstaaten beispringen konnten. Mischte sich die Union als solche in den Streit, so durften überdies auch die deutschen Katholiken nicht länger müßig zuschauen. Die Wagschale, die sich jetzt zu Gunsten des Kaisers neigte, konnte nur eine andere Richtung bekommen, wenn die übrigen habsburgischen Erblande für Böhmen eintraten. Diese zu gewinnen war daher das eifrigste Bestreben der Direktoren. In Ungarn mißlang dies; das Erzherzogthum Oestreich dagegen, in welchem die ständische Bewegung und die religiöse Frage zu keinem befriedigenden Abschluß gekommen waren, wollte dem Kaiser nicht nur nicht helfen, sondern ihm die Möglichkeit des Kampfes abschneiden. Mähren, auf dessen Bundesgenossenschaft die Böhmen bestimmt gerechnet hatten, ließ sich durch den eigensinnigen Zierotin dazu bewegen, dem Kaiser den Durchmarsch nach Böhmen zu gestatten.

Schlesien beobachtete eine den Böhmen günstige Neutralität, doch hatten dieselben hier einen zuverlässigen Freund in dem brandenburgischen Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, der seit 1609 an der Verbindung Schlesiens mit der Union zum Verderben Habsburgs arbeitete. So standen denn die Dinge in einem großen Theil der Erblande für den Kaiser nicht besonders, indessen bezog er wenigstens aus allen seinen Ländern, selbst Böhmen nicht ausgenommen, den Ertrag der Krongüter. Der nächste Feldzug aber sollte wieder einmal deutlich beweisen, daß die Kriege ebenso sehr durch finanzielle, wie durch militärische Niederlagen entschieden werden.



Truppenwerbung.
Aus einer Radirung von J. Callot aus der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges.

8. Der böhmische Krieg. Erstes Kriegsjahr (1618). Matthias' Tod (1619).

Anfangs August drangen die Kaiserlichen, befehligt von dem Wallonen Dampierre, der unter seinem Landsmann Buquoy kommandirte, in Böhmen ein. Bald standen ihnen die ständischen Truppen gegenüber, verstärkt durch savoyisch-pfälzische Söldner, die ein erprobter Kriegsmann führte, der von den Direktoren als General der Artillerie in Dienst genommene Ernst von Mansfeld. 1618

Mansfeld, der natürliche Sohn des Fürsten Peter Ernst von Mansfeld, um 1580 geboren, hatte unter verschiedenen Erzherzogen seine militärische Laufbahn begonnen, in Jülich gekämpft und sich dann von der Union gewinnen lassen. Nach vier Jahren erzwungener Ruhe trat er in die Dienste des mit der Union befreundeten Herzogs von Savoyen, Karl Emanuel, welcher mit Spanien im Kampfe lag. Mansfeld hatte seine Truppen nach dem Friedensschluß (von Madrid) noch nicht verabschiedet, als Karl Emanuel von dem böhmischen Aufstande Kunde erhielt und, rasch entschlossen, mit empfindlichen Geldopfern die kleine Armee zum weiteren Kampfe gegen das Haus Habsburg bestimmte.

Der Krieg beschränkte sich im Laufe des September auf Plänkeleien und Verheerungen. Graf Thurn versagte Buquoy beharrlich den Kampf, wodurch derselbe in große Verlegenheit gerieth, weil er sich in dem ausgesaugten Lande nur mit Mühe behauptete. Als nun auch Schlesien zu Gunsten der Böhmen seine Neutralität aufgab (Oktober 1618), während der Kaiser Buquoys Hilfsgesuchen zu willfahren nicht vermochte, gewannen die Aufständischen entschiedenes Uebergewicht. Zu Anfang November erlitt Buquoy eine Niederlage bei Budweis, am 21. nahm Mansfeld das wichtige Pilsen ein. Nach diesem Erfolge stand es in Thurns Macht, Böhmen völlig von den Truppen des Kaisers zu säubern; statt dessen ließ er Buquoy durch ein kleines Korps bei Budweis beobachten und drang mit 4000 Mann in Oestreich selbst ein, auf dessen Erhebung er rechnete. Wenn sich die Oberöstreicher ihm schnell angeschlossen hätten, wäre der Kaiser in seiner Residenz eingeschlossen und verloren gewesen, alle auswärtige Hilfe hätte ihm dann nichts mehr nützen können. Aber die Oestreicher warteten auf die Entschließungen der Mähren, die in ihrer Treue gegen den Kaiser wankend geworden waren, sich durch ihren großen Staatsmann, den charakterlosen Zierotin, aber jetzt wieder umstimmen ließen. So konnte denn Thurn nicht daran denken, Wien selbst anzugreifen. Buquoy, der bei Budweis völlig abgeschnitten war, hätte gleichwol vernichtet werden können, wäre das böhmische Heer nicht durch eine furchtbare Seuche, eine Typhusepidemie, dezimirt worden. Der Krieg trug schon jetzt einen wilden Charakter: Thurn saugte nothgedrungen das Land aus, in dem er stand; Buquoy brachte aber die Verödung des Kriegsschauplatzes in ein förmliches System. Der eigentliche Krieg hatte mit dem Beginne des Jahres 1619 aufgehört.

Da das vergangene Jahr deutlich gezeigt hatte, daß der böhmische Aufstand ohne fremde Hilfe nicht lebensfähig sei, wurden nunmehr große Anstrengungen

gemacht, um in Turin, Venedig und England Hilfe zu werben. Die eigentliche Aktionspartei war fest entschlossen, sich auf weitere Unterhandlungen mit dem Kaiser nicht einzulassen, sondern die böhmische Krone dem Pfalzgrafen zuzuwenden. Dieser freilich zeigte sich jetzt sehr bedenklich, und auch die Union ermannte sich nicht zu schnellem und kräftigem Handeln. Da Jakob von England wenig Neigung hegte, für seinen Schwiegersohn einzutreten, ihn vielmehr zur Vorsicht mahnte und Karl Emanuel ohne greifbare Vortheile nichts wagen wollte, waren diese auswärtigen Beziehungen der Böhmen für den Kaiser wenig bedrohlich. Dennoch zweifelte Christian von Anhalt, welcher die Fäden dieser Intriguen zu verknüpfen unablässig bemüht war, nicht im mindesten, daß Habsburgs Untergang unabwendbar sei.

1619 Als ein besonderer Glücksfall konnte der am 20. März 1619 erfolgte Tod des abgelebten Matthias gelten. Gelang es, im Reiche einem Gegner Ferdinands die Krone zu verschaffen, so mußte dies auf die böhmischen Dinge eine gewaltige Rückwirkung ausüben.

9. Ferdinands Wahl zum römischen König. Des Pfalzgrafen Erhebung auf den böhmischen Thron (1619). Gabriel Bethlen.

Die Thronbesteigung Ferdinands vollzog sich in einem verhängnißvollen Moment: Böhmen stand in vollem Aufruhr, in Mähren und Schlesien nahm er täglich zu; Ferdinands Erklärung zu Gunsten der Rechte und Freiheiten Böhmens (6. April 1619) blieb begreiflicherweise wirkungslos, die östreichischen Stände verweigerten die Huldigung, weil Maximilians II. Sohn Albrecht auf seine Ansprüche noch nicht definitiv verzichtet habe. Noch im April beschlossen sie den Beitritt zur böhmischen Konföderation und den Anschluß an die Pfalz, wenn Ferdinand mit Gewaltmaßregeln eingriffe. Buquoy hielt sich noch in Budweis, doch nur die Uneinigkeit zwischen Thurn und Mansfeld bewahrte ihn vor der Vernichtung. Nun brach aber Thurn in Mähren ein und führte im Juni 10,000 Mann vor Wien, wo viele seiner harrten. Am 11. Juni suchte den bedrängten Ferdinand eine Deputation protestantischer Ständemitglieder in der Hofburg auf, um ihm unter schweren Vorwürfen die Bewilligung ihrer Forderungen abzutrotzen. Aber Ferdinand blieb standhaft und das unerwartete Erscheinen einiger kaiserlicher Reiter befreite ihn von seinen Bedrängern.

1619

Da um diese Zeit Mansfeld bei Netolitz von Buquoy geschlagen wurde (10. Juni), mußte Thurn am 14. Juni die Belagerung Wiens aufgeben und zur Deckung Böhmens abrücken. Damit war die Gelegenheit zur völligen Niederwerfung des Habsburgers unwiederbringlich verloren.

Der Sieg bei Netolitz befreite aber nicht allein Wien, er gewährte auch Ferdinand die Möglichkeit, sich nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu begeben.

hen versicherte er sich der guten Gesinnungen des Herzogs Maximilian:
s auch nur zu allgemeinen Vereinbarungen, so durfte Ferdinand doch gewiß
daß der Wittelsbacher ihm die Krone nicht streitig machen werde. Man
glauben sollen, daß die Wahl Ferdinands ein Ding der Unmöglichkeit sei,
inerseits fehlte es an einem geeigneten Gegenkandidaten, andererseits herrschte
n Protestanten völlige Zerfahrenheit, und der Pfalzgraf besonders bewies
äglichste Schwäche. Er hatte sich für die Kandidatur des Herzogs Maxi-
— also eines übereifrigen Katholiken — entschieden, aber im Juli zu
lberg erklärt, daß er nöthigenfalls der Majorität beitreten werde. Sachsen
längst für Ferdinand gewonnen, die Stimmen der geistlichen Kurfürsten
ihm sicher, die Stimme Böhmens führte er selbst, umsonst erhoben
denburg und Pfalz Einwände: am 28. August wurde Ferdinand als ein-
nig ge-
verkün-
selbst der
lzgraf
nicht,
Jesuiten-
g seine
me zu
igern.
In der
e vor der
serwahl
auch in
ten die
heidung
t. Am
uli 1619
lossen
mtliche
er der
elskrone
Bündniß
gaben sich
neue Ver-
ung. Sie
ärten sich
ein Wahl-
ich und be-
ubten die Ka-
oliken ihrer
rrechte. Am

1619



Kaiser Ferdinand II. Kupferstich von 1619.

16. August schlossen sich ihnen die Erzherzogthümer Oestreich an, „zum Schutze ihrer Gerechtsame und des evangelischen Bekenntnisses.“ Am 19. August wurde Ferdinand „als ein Erbfeind der Gewissensfreiheit und Sklave Spaniens und der Jesuiten“ seiner Würde entsetzt, indem die Protestanten mit Recht annahmen, Ferdinand werde ihre Existenz nur da unbeanstandet lassen, wo die Wirksamkeit seines Schwertes ihre Grenze fände.

Am 26. August schritt man zur Neuwahl. Für den Savoyer sprach Mansfeld, für den Kurfürsten von Sachsen waren Thurn, Schlick und Hohenlohe; der König von Dänemark und der Fürst von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, wurden genannt: die Mehrheit entschied sich für den Pfalzgrafen, welcher die Nachricht von seiner Erhebung unmittelbar nach der Kaiserwahl in Frankfurt erhielt.

Wie geringen Rückhalt die Union dem neuen Böhmenkönig gewährte, zeigte sich sofort auf einem Unionstag in Rothenburg a. T. (September 1619). Die Städte wollten dem Pfalzgrafen die Annahme der Königswürde nicht gestatten, aber auf den Wunsch der übrigen Fürsten und das Drängen Christians von Anhalt, getrieben von eigenem Ehrgeiz und dem seiner Gemahlin, nahm Friedrich V. das gefährliche Geschenk an, unbeirrt durch die ahnungsvollen Warnungen seiner Mutter. Am 24. Oktober betrat er das Böhmerland, am 4. November wurde er unter allgemeinem Jubel gekrönt.

In der Zwischenzeit hatte Kaiser Ferdinand den Herzog Maximilian völlig auf seine Seite gebracht. Sowie der Wittelsbacher sah, daß der Papst und Spanien, auch die geistlichen Fürsten zur Unterstützung Ferdinands bereit seien, beschloß er offen zum Kaiser zu treten, wenn derselbe seinen egoistischen Absichten förderlich sein wolle. Durch den für Ferdinand äußerst schimpflichen Münchener Vertrag (8. Oktober) erreichte er sein Ziel vollkommen. Die oberste Leitung der Liga, mit deren Hilfe Ferdinand den Sieg erfechten wollte, wurde ihm zugesichert: für die Kriegskosten setzte der Kaiser die gesammten Besitzungen seines Hauses zum Pfande, bis zur vollen Entschädigung sollte Maximilian in Oestreich alle landesfürstlichen Rechte ausüben. Der Kurhut und die Oberpfalz wurden mündlich versprochen. So hatte Ferdinand gegen alles Recht über Besitz und Würde des Pfalzgrafen verfügt, ehe derselbe auch nur in des Reiches Acht erklärt war.

Die Zugeständnisse, welche Ferdinand dem vergrößerungssüchtigen Herzoge machte, finden ihre Erklärung nur in der überaus bedrohten Lage des Kaisers. Schon im August war Gabriel Bethlen, der von Oestreich bisher unfreundlich behandelte Fürst von Siebenbürgen, in das habsburgische Ungarn eingefallen, wo er auf die Unterstützung zahlreicher Unzufriedener rechnen konnte. Im Flu[illegible] nahm er Oberungarn ein, am 14. Oktober fiel Preßburg in seine Hand, Wi[illegible] schien bedroht. Schleunigst rückte Buquoy aus dem Süden Böhmens zur Decku[illegible] der Hauptstadt ab; ein ständisches Heer unter Thurn und Hohenlohe folgte [illegible] auf dem Fuße und lagerte sich vor Wien. Die Einnahme der Stadt g[illegible] auch diesmal nicht; Bethlen mußte, im Rücken bedroht, nach Oberungarn z[illegible]

ren, auch hatte er keine Lust, sein Schicksal an das des böhmischen A ndes knüpfen. Aus Besorgniß vor der Pforte schloß er dann im Januar 1620 t Ferdinand eine Waffenruhe, die er zu neuen Rüstungen und zu Verhandngen mit Böhmen, Deutschland und der Pforte benutzte. In der That fand s Bündniß Bethlens und Ungarns mit Oestreich und Böhmen schon am . Januar 1620 seinen Abschluß.

1620

). Die Niederlage der Böhmen bei Prag (1620). Die Bestrafung der Aufständischen. Gegenreformation in Böhmen.

Während des Winters 1619—20 gelang es den kaiserlichen Diplomaten, die Hilfe der bedeutendsten katholischen Mächte zu erkaufen. Philipp III. ließ) überzeugen, daß der Kampf in Böhmen ein heiliger Krieg sei; Sigmund Polen war geneigt, die ganze Kraft seines Landes gegen Böhmen aufbieten.

Der „Winterkönig" — schon im Januar 1620 finden wir diesen ottnamen, — zeigte indessen, daß er der übernommenen Aufgabe in keiner eise gewachsen sei. Von tüchtiger Arbeitskraft, von einem Verständniß seiner ellung war bei ihm nicht die Rede. Er war ein gutmüthiger Fürst, dessen ndlungsweise zum Theil an das kaum überschrittene Knabenalter erinnerte, sich nur in Zerstreuungen und glänzenden Aufzügen gefiel und die meiste t in Gesellschaft seiner geliebten Frau zubrachte, statt in die Rathsstube zu en oder auf das Schlachtfeld zu eilen. Außerdem verdarb er sich, durch en taktlosen Hofprediger Scultetus verleitet, seine Stellung durch thörichte derstürmerei. Denn die böhmischen Protestanten, die Lutheraner und die Calvinismus verwandten „Brüder" waren keineswegs ein Herz und eine ele; als der König nun seinen calvinischen Puritanismus offen zur Schau g und in den Kirchen mit allem „abgöttischen Wesen" aufzuräumen begann, letzte er die religiösen Gefühle der Andersgesinnten auf das tiefste. Noch niger übersah Friedrich die militärische Lage; während er in Prag im Ueberiß schwelgte, litt das Heer am nothwendigsten Mangel.

1620

Auf die Unterstützung der fremden Großmächte hatte der Böhmenkönig nicht rechnen. Dagegen gelang der habsburgisch-bairischen Diplomatie nun noch as Meisterstück, eine Verständigung zwischen Sachsen und der Liga anzubahnen. Johann Georg empfand den Wahlsieg des Pfalzgrafen in Böhmen als eine persönliche Niederlage und dieser Groll, genährt durch den vom Kaiser bestochenen Hofprediger Hoë von Hoënegg, steigerte sich zum Hasse, als sich der Herzog von Sachsen-Weimar mit Friedrich verband, um nach dem Siege der Böhmen die Kurwürde der älteren Linie wieder heimzufordern. Er verkaufte seine Hilfe für den Preis des Fürstenthums Anhalt: für die Kosten des Feldzuges sollten ihm die Ober- und Niederlausitz verpfändet werden. Auf dem im März 1620



Der Abfall des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen von der protestantischen Sache: Die Bürgerschaft von Bautzen ergibt sich dem Kurfürsten.

(Aus dem Theatrum Europaeum, einer durch M. Merian zu Frankfurt a. M. mit dem Jahre 1617 begonnenen und durch dessen Erben und Nachfolger bis ins XVIII. Jahrhundert hinein fortgesetzten illustrirten Zeitgeschichte.)

abgehaltenen Fürstentage zu Mühlhausen konnten ihn die Kaiserlichen bereits unbedingt als einen der ihrigen bezeichnen: daß hier auf Johann Georgs Betreiben die Achtserklärung gegen den Pfalzgrafen noch verschoben wurde, hatte nur den Grund, daß man die protestantischen Kreise nicht vorzeitig aus ihrem Halbschlummer wecken wollte.

Wenn endlich der Böhmenkönig auf den Beistand der Union gehofft hatte, so zeigte sie sich in ihrer ganzen Zerfahrenheit und Schwächlichkeit. Auf einem Tage zu Ulm (3. Juli) wußte es der schlaue Baiernherzog, unterstützt von Frankreichs Gesandten, dahin zu bringen, daß die Union mit der Liga einen Neutralitätsvertrag schloß, kraft dessen sie die Sache des Pfalzgrafen in Böhmen preisgab, so daß sich der spanische Spinola mit aller Kraft auf die Pfalz werfen konnte.

Die einzige wahrhafte Hilfe konnte Bethlen Gabor leisten, aber der ungarische Reichstag, der vom Juni bis August 1620 in Neusohl tagte, beschränkte sich darauf, Ferdinand abzusetzen, Bethlen zum König auszurufen und das Vermögen der katholischen Kirche zu konfisziren: wol eröffnete Bethlen im Herbst die Feindseligkeiten, aber den Entscheidungskampf mußten die Böhmen allein ausfechten.

Im Juli erschien das ligistische Heer, geführt von dem Wallonen Johann Tscherklas von Tilly, einem Manne, dessen lange übermäßig entstelltes Bild die gegenwärtige Geschichtsschreibung wieder zum Theil allzu günstig gestaltet.

Tilly (geb. 1559) hatte in jungen Jahren in spanischen Diensten unter Alexander Farnese gefochten, dann von 1595 bis 1610 den Habsburgern gedient und endlich das bairisch-ligistische Kommando übernommen. Er war ein rücksichtsloser Katholik, hart und streng gegen sich selbst, seine Soldaten und die Besiegten.



Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der Winterkönig.

Gestochen 1630 von Delff, nach dem Gemälde Mierevelds.



Kurfürstin Elisabeth (Stuart) von der Pfalz, die Winterkönigin.

Gestochen 1630 von Delff, nach dem Gemälde Miereveldts.

zurückführen: Böhmen aber traf der strafende Arm der beleidigten Majestät mit voller Wucht.

Den Majestätsbrief zerschnitt Ferdinand mit eigener Hand: zur Aburtheilung der Hauptschuldigen, die sich in der Erwartung einer Amnestie nicht geflüchtet hatten, erschien im März des Jahres 1621 eine kaiserliche Kommission in Prag. Am Morgen des 21. Juni bestiegen daselbst das Blutgerüst vierundzwanzig Männer, deren Todesurtheil der Kaiser mehr aus gewohnheitsmäßiger Lässigkeit, als in einer Anwandlung von Milde nur zögernd bestätigt hatte. Zwölf der Opfer waren Greise, der Aelteste der Verurtheilten, der neunzigjährige Graf Schlick, eröffnete den Reigen, alle starben muthvoll und gefaßt. Ihre Güter wurden eingezogen — über fünf Millionen Gulden an Werth —; sie wurden theils an Höflinge oder getreue Diener verschleudert, theils an die Jesuiten gegeben, die bereits am 20. Dezember 1620 in das Land zurückgeführt wurden. Ihre Hilfe sowie die der Dominikaner und Franziskaner konnte man jetzt am wenigsten entbehren, denn nun schritt man zur planmäßigen Wiederherstellung der „alleinseligmachenden“ Kirche. Spanische Kriegsleute, welche das ketzerische Böhmenvolk am liebsten ganz ausgetilgt hätten, überwachten die Ausführung der kaiserlichen Erlasse. Schon am 3. Juni 1621 erging das erste Verbannungsdekret gegen alle calvinistischen Prediger, schonungsloser und schonungsloser ging man vor, auch gegen die lutherische Geistlichkeit, seit 1622 auch gegen die protestantische Laienwelt. In die Ortschaften, welche nicht katholisch werden wollten, wurden die Lichtensteinschen „Seligmacher“ gelegt, eine brutale Soldateska, welche durch Mißhandlungen und Quälereien die Bewohner in die Arme der Verzweiflung und in den Schooß der römischen Kirche trieb. Zahlreiche Familien wanderten aus: im Jahre 1628 nicht weniger als 36,000.

Aehnlich wie in Böhmen ging es in Mähren zu. Zu den berühmtesten, welche diesem Lande den Rücken wendeten, gehörte der Pädagoge Amos Komensky (Comenius).

Unmittelbar in den Sturz des Pfalzgrafen wurde der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf verwickelt. Sein Land wurde dem Statthalter Böhmens, Karl von Lichtenstein, zugesprochen.

---

11. Der pfälzische Krieg (1621 und 1622).

Nach der Eroberung Böhmens blieb nur noch übrig, den gestürzten König auch seines Erblandes zu berauben und dann die Protestanten im Reiche vollständig zu erdrücken. Die Union löste sich auf, die fremden Fürsten, auf die man sehnsüchtig die Augen lenkte, wie Gustav Adolf von Schweden und Christian IV. von Dänemark, hatten keine Lust, für den geächteten (22. Januar 1621) Pfalzgrafen einzutreten, wenn sich König Jakob von England nicht seiner thatkräftig annahm. Da dies nicht geschah, obwol die öffentliche Meinung in England entschieden darauf drang, war der Pfalzgraf auf den Beistand der Männer angewiesen, deren Schicksal an das seinige geknüpft war, oder die ihm das Glück zuführte. Mansfeld hatte sich noch eine Weile in Böhmen gehalten und überzog dann die Oberpfalz. Ihm schlossen sich in edler

Begeisterung für die bedrohte Sache der Religion und die gefährdete Selbständigkeit der deutschen Fürsten die Herzoge Wilhelm und Friedrich von Sachsen — aus der ernestinischen Linie — an. Uebrigens ließ sich Mansfeld selbst mit seinen Gegnern in höchst zweideutige Verhandlungen ein: nur die Energie des Herzogs Maximilian, der sich rasch der Oberpfalz bemächtigte, vereitelte das Abkommen, kraft dessen Mansfeld in spanische Dienste treten sollte. Vor der baierischen Uebermacht rettete sich Mansfeld nun in die Unterpfalz, in welcher Spinola seit dem Herbste des Jahres 1620 stand: er hielt dies Land im Interesse Spaniens besetzt, welches von der Uebertragung der pfälzischen Kurwürde an Baiern nichts wissen wollte. Gleichwol wurde dem Herzog die am 22. September 1621 ausgestellte Belehnungsurkunde übersendet. 1621

Mansfeld warf sich dann in den Elsaß, in der Hoffnung, gestützt auf die protestantischen Sympathien der Bewohner, dort ein selbständiges Fürstenthum zu erwerben. Er war hier nicht unglücklich, wenn schon das mächtige Straßburg gegen ihn eine entschieden unfreundliche Haltung bewahrte. Er erschien den Gegnern immer noch so gefährlich, daß sie ihn von neuem zum Abfall zu bewegen suchten. Man nimmt an, daß Mansfeld auf die verlockenden Erbietungen, die ihm wirklich gemacht wurden, nur scheinbar einging, um den Pfalzgrafen und die Generalstaaten zu energischerem Eingreifen zu veranlassen und von diesen möglichst vortheilhafte Bedingungen für seine Stellung zu ertrotzen. Die Verhandlungen wurden zur größten Ueberraschung des spanischen Vermittlers plötzlich durch die Ankunft des Pfalzgrafen unterbrochen. Dieser hatte sich am 8. April 1622 verkleidet in Briel eingeschifft, war in Dieppe gelandet und über 1622 Paris, nicht ohne Lebensgefahr, nach Lothringen und der Rheinpfalz gelangt. Im Einverständniß mit Moritz von Oranien bereitete er sich für den kommenden Sommer zu muthvollem Kampfe, obgleich sein Schwiegervater, durch die Vorspiegelungen des Kaisers bethört, ihm jede Hilfe versagte. Er rechnete dabei vor allem auf die Unterstützung des Herzogs Christian von Braunschweig (des „tollen Christian"), Administrators von Halberstadt, der, von herzlichem Mitleid und heroischem Thatendurst bewegt, sein ritterliches Schwert für die Pfalzgräfin Elisabeth, die Dame seines Herzens, gezogen hatte. Auf seinem Helme hatte er einen Handschuh der länderlosen Königin aufgesteckt, und seine Fahne führte den Spruch „für Sie."

Sein erstes Unternehmen — im Jahre 1621 — war freilich nicht vom Glücke begünstigt worden. Zwar hatte er sich den Durchzug durch das Land seines Bruders, des Herzogs Ulrich von Braunschweig erzwungen, Hessen überwältigt und einen Einfall in das Mainzische gemacht. Seinem weiteren Vordringen aber war ein Ziel gesetzt, da die Spanier unter Gonsalvo de Corduba die Rheinübergänge behaupteten, die Baiern unter Anholt ihm aber den Weg durch die Wetterau verlegten. So mußte er sein Vorhaben, in die Pfalz einzurücken, aufgeben und zog sich durch Hessen-Kassel in das Bisthum Paderborn zurück. Hier beschloß er den Winter zu verbringen und erhielt seine Armee durch schonungslose Kontributionen.

1622





1622 Gleichzeitiges Spottbild auf Christians von Braunschweig Einnahme von Paderborn und die Wegführung der silbernen Statue des heiligen Liborius, mit Versen. Betitelt: „Paderbornischer Wegweiser vnd angestelter westphälischer Wallfartstag.“

In Paderborn wo er am 31. Januar 1622 einzog, machte er reiche Beute: mit Meßgewändern und Mitren trieben seine übermüthigen Reiter Spott und Hohn. Von dem Herzog selbst wird erzählt, er habe den silbernen Bildsäulen der Apostel im Dom zugerufen: „Was macht ihr hier? da doch geschrieben steht: Gehet hin in alle Welt. Ich will euch hinaus schicken.“ Darauf ließ er sie einschmelzen und Münzen prägen mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“

Da auch der Markgraf **Georg Friedrich von Baden-Durlach** für den Pfalzgrafen ein Heer von 20,000 Mann aufstellte, verfügten die Protestanten im Frühling des Jahres 1622 über 60,000 Mann, denen Tilly wenig mehr als die Hälfte entgegenzusetzen hatte. Errang man Erfolge, so schlossen sich sicherlich noch einzelne zaghafte Fürsten, wie Moritz von Hessen und Friedrich von Würtemberg, der pfalzgräflichen Partei an. Dieselbe verkündigte bereits in der Form der biblischen Propheten das baldige Herannahen einer glücklichen Zeit. Der „Postillon des großen Löwen im Wald“ prophezeite: am 7. April 1623 werde König Friedrich herrlich zu Prag einziehen und sein Same Oestreich erben und ein junger Prinz künftiges Jahr dasselbe empfangen. Selbstverständlich konnten diese Prophezeiungen nur in Erfüllung gehen, wenn die protestantischen Feldherren ihre Vereinigung bewerkstelligten.

Der Feldzug, welchen Mansfeld und der Pfalzgraf Mitte April gegen Tilly eröffneten, begann mit einem nicht unbedeutenden Erfolge. Am 27. April erlitt Tilly bei **Wiesloch** eine gründliche Niederlage und zog sich nach Wimpfen zurück. Unkluger Weise trennten sich jetzt Mansfeld und der Markgraf von



Georg Friedrich Markgraf zu Baden-Durlach. Von einem Plan des von ihm 1620 angelegten verschanzten Lagers bei Iringen.

den, die bei Wiesloch zusammengewirkt ten: Mansfeld zog nach dem Rheine, org Friedrich folgte Tilly, welcher bald auf durch Corduba verstärkt wurde und Markgrafen am 6. Mai bei Wimpfen s Haupt schlug. Außer mehreren tausend dten verlor Georg Friedrich seine ganze illerie, seinen kostbaren Train und seine ehnliche Kriegskasse.

Die Erzählung von den vierhundert tapferen Pforzheimern, die unter Anführung ihres Bürgermeisters Deimling durch heldenmüthige Aufopferung ihres Lebens dem Markgrafen die Flucht ermöglichten, hat sich neuerdings als spätere Erfindung herausgestellt.

Nach dieser Niederlage, welche die Austen des Pfälzers stark verminderte, war Vereinigung mit Christian von Halbert doppelt geboten. Darum zogen Mans- und der Pfalzgraf nach Norden ab, zunächst in das Hessen-Darmstädtische. beabsichtigten zugleich den lutherischen Landgrafen Ludwig, der bis jetzt schwächliche Vermittlungspolitik getrieben hatte, zu züchtigen. Darmstadt rde besetzt, der Landgraf gefangen genommen; nutzbringend war aber dies Verren nicht, denn man erzürnte damit den lutherischen Kurfürsten von Sachsen, nun erst recht nicht zu Gunsten des Pfalzgrafen beim Kaiser vermitteln wollte.

Während dieser Ereignisse im Süden hatte Christian von Braunschweig in stfalen gehaust. In der zweiten Hälfte des April fielen seine Scharen in



Flucht der Braunschweigischen über den Main bei Höchst.
Aus dem Theatrum Europaeum.

das Bisthum Münster ein und erhoben daselbst Kontributionen. Christian hoffte, durch seine Nachbarschaft den Landgrafen Moritz von Hessen aus seiner Neutralität zu bringen, vielleicht sollten die besetzten Bisthümer auch eine Lockspeise für den Dänenkönig sein, dessen Eingreifen von höchster Wichtigkeit gewesen wäre.

Anfangs Mai brach Christian nach dem Maine auf, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Aber Tilly, welcher diesen im Rücken bedrohte, hinderte ihn, den Bischöflichen die Hand zu reichen. Christian blieb daher isolirt. Noch hätte er durch rechtzeitiges Ueberschreiten des Maines eine Schlacht vermeiden können; seinem ritterlichen Charakter folgend nahm er sie an und wurde am 19. Juni von den ihm dreifach überlegnen Gegner bei Höchst geschlagen.

Sein Ueberwinder Tilly hatte die Schlacht geliefert, obwol er zwei Tage vorher von seiten des spanischen Hofes den Befehl erhalten hatte, mit Rücksicht auf die in Brüssel angeknüpften Friedensverhandlungen die Feindseligkeiten einzustellen. Die Besatzung von Höchst ließ der Sieger trotz seines gegebenen Wortes niederhauen.

---

12. Der Verlust der Pfalz. Schlacht bei Fleurus. Der Fürstentag zu Regensburg. Christian von Braunschweig in Niedersachsen. Schlacht bei Stadtlohn (1622—1623).

Tillys Sieg bei Höchst hatte seinen Gegner keineswegs vernichtet, vielmehr vereinigte sich Christian in ziemlicher Ordnung bei Bensheim mit Mansfeld, worauf beide nach dem Elsaß aufbrachen. Dort erhielten sie die unerwartete Nachricht, daß der Pfalzgraf auf ihre weiteren Dienste verzichte (am 13. Juli). 1622 Friedrich entließ sie, gedrängt von seinem Schwiegervater, der für ihn nach Abdankung des Heeres günstigere Bedingungen erhoffte.

Niemand hinderte Tilly sich der Unterpfalz zu bemächtigen, am 19. September nahm er die Hauptstadt Heidelberg; an der abziehenden Besatzung wurden die abscheulichsten Greuel verübt, die Tilly nicht einmal mit dem blanken Degen in der Faust zu verhindern vermochte. Die kostbaren Bücherschätze der Universität (die berühmte „Palatina") wurden dem Papst geschenkt, der sie der vatikanischen Bibliothek einverleibte. Am 3. November fiel auch Mannheim in Tillys Hand.

Mansfeld und der Braunschweiger mußten nun zusehen, wie sie ihre Armee und sich selbst in Sicherheit bringen könnten. Der erstere war wieder vielumworben; die französischen Hugenotten konnten seine Scharen gegen den König Ludwig XIII. brauchen, dieser den gewaltigen Kriegsmann gegen die Hugenotten verwenden. Wollte er ihn nicht selbst in Dienst nehmen, so mußte er suchen ihn auf geschickte Weise loszuwerden, denn Mansfeld hatte sich an seinen Grenzen in Lothringen, einquartiert. Christian von Braunschweig war aber so we-



Herzog Christian von Braunschweig, Bischof von Halberstadt, genannt „der tolle Christian".
Gleichzeitiger holländischer Stich.

geneigt, sich gegen die französischen Calvinisten brauchen zu lassen, daß er sich geradezu von Mansfeld trennte. Zuletzt aber traten beide, nicht ohne Billigung des den Spaniern feindlichen französischen Hofes, in die Dienste der General-

staaten (24. August), um sie in den Niederlanden gegen die Spanier zu unterstützen: zunächst sollten sie die Festung Bergen op Zoom entsetzen helfen. Obwol Mansfeld Sorge getragen hatte, die Richtung seines Marsches zu verbergen, errieth der spanische Feldherr Corduba bei Fleurus den Weg. Am 29. August brach sich aber hier das deutsche Heer Bahn; Christian von Braunschweig verlor zwar in Folge einer Verwundung seinen linken Arm, aber nicht seinen Muth. Er ließ Spinola melden: „der tolle Herzog habe zwar seinen einen Arm verloren, aber den andern behalten, sich zu rächen.“ Von erbeutetem Silber ließ er Münzen schlagen mit der Aufschrift: „Altera restat“ (der andere ist noch da).

Die Belagerung von Bergen op Zoom mußte Spinola denn auch in der That aufheben.

Da Ferdinand im Reich keinen Widerstand zu besorgen hatte, berief er im 1622 Jahre 1622 einen sogenannten Deputationstag der deutschen Fürsten nach Regensburg, wo er dem Herzog Maximilian den Preis seiner Hilfe öffentlich zahlen wollte. Die Belehnungsurkunde vom 21. September 1621 war nämlich noch geheim gehalten worden, weil Spanien, wie erwähnt, von einer Uebertragung der Kur an Maximilian nichts wissen wollte. Auch jetzt arbeitete die spanische Diplomatie diesem Plane entgegen, vornehmlich weil es besorgte, das also vergrößerte Baiern könne einmal mit Frankreich gemeinsame Sache gegen das Habsburger Haus machen. Und wirklich betrachteten die französischen Staatsmänner das katholische Baiern als den einzigen Staat, der Oestreichs Bestrebungen in Deutschland ohne Nachtheil für die Konfession das Gleichgewicht halten könne, demgemäß warf der französische Gesandte in Regensburg seinen vollen Einfluß für Maximilian in die Wagschale. Die protestantischen Fürsten waren auf dem Reichstage fast gar nicht erschienen; sie ließen nicht nur gegen die Uebertragung der Kur auf Maximilian protestiren, sondern erklärten selbst die gegen den Pfalzgrafen ohne kurfürstlichen Beirath ausgesprochene Acht für ungesetzmäßig. Nicht einmal Sachsen ließ Ferdinands Rechtfertigungsgründe gelten. Von den katholischen Ständen wagte aber nur Mainz eine schwache Opposition, demgemäß führte der Kaiser seinen Plan durch. Am 25. Februar 1623 1623 ward Maximilian Kurfürst und erhielt vorläufig die Rheinpfalz; außerdem wurde zwischen ihm und dem Kaiser ein Vertrag geschlossen über den Austausch der Oberpfalz gegen das verpfändete Oestreich und eine Kriegskostenentschädigung von 13 Millionen. Zwar hatte Maximilian die Kur nur für seine Person und auf Lebenszeit erhalten, indessen zeigte er sich bereit, nun auch Gut und Blut an die Austilgung der Protestanten zu setzen. Auf seinen Betrieb verpflichtete sich die Liga zur Aufrechterhaltung des Kriegszustandes: es galt zunächst die Vertreibung Mansfelds, der sich nach Ostfriesland gezogen hatte, und die Entwaffnung des niedersächsischen Kreises ins Werk zu setzen, aus dem Ende März bedrohliche Nachrichten einliefen. Aber selbst zu einem Kampf gegen die Holländer auf holländischem Boden fühlte man Muth.

Nachdem in Regensburg ein Krieg gegen Holland in Aussicht gestellt war



Maximilian von Baiern.
Gestochen von Kilian um 1620.

wollte auch der niedersächsische Kreis gegenüber einem so bedeutsamen Vorgehen Stellung nehmen. Ein Kreistag zu Braunschweig beschloß völlige Neutralität; zur Aufrechthaltung derselben wurde ein starkes „Defensionswerk“ aufgestellt,

Herzog Georg von Lüneburg zum Kommandirenden ernannt und zur Beschaffung der Geldmittel eine Steuer ausgeschrieben.

Allein diese heroischen Beschlüsse blieben meistens auf dem Papier; dagegen war die Kreisversammlung so thöricht, dem Herzog Christian von Braunschweig, der für sein Heer neue Quartiere dringend bedurfte, den Eintritt in den Kreis zu gestatten. Seine Verwandten gaben sich der Hoffnung hin, er werde seine Truppen entlassen und sich mit dem Kaiser aussöhnen: Christian trat auf drei Monate in den Dienst seines Bruders Friedrich Ulrich und verpflichtete sich, nach erlangter Aussöhnung sein Heer aufzulösen. Statt die Aussöhnung zu betreiben, verstärkte aber Christian zum Schrecken des Kreises sein Heer von Tag zu Tag, und nun rückte Tilly im Juni gegen das niedersächsische Gebiet vor. In ohnmächtiger Jämmerlichkeit gestattete man Tilly den Durchzug; Christian verließ den niedersächsischen Boden, um seine Heimath zu schonen. Er wollte 1623 seine Truppen den Niederländern zuführen: am 5. August aber griff ihn Tilly, der aus dem Münsterlande Verstärkungen an sich gezogen hatte, zwischen Nienburg und Stadtlohn an und zersprengte die ganze Armee. Die ernestinischen Fürsten Friedrich und Wilhelm geriethen in Gefangenschaft, Christian entkam nach Holland, wo er in Dürftigkeit lebte.

Nach diesem Siege verließ Tilly keineswegs den niedersächsischen Kreis, sondern breitete sich beharrlich weiter aus, um die norddeutschen Stifter zu besetzen und zu katholisiren. Die Kreisarmee aber wurde aufgelöst, und der Herzog von Celle legte sein Amt als Kreisoberster nieder.

---

13. Die allgemeine Lage bis zum Auftreten Christians von Dänemark (1624—1625).

1624 Das Jahr 1624 hatte äußerlich keine großen Schlachten, aber höchst wichtige politische Veränderungen im Gefolge. Im Reiche war der Wille Maximilians entscheidend; Tilly, der an der Weser eine Militärherrschaft schlimmster Art begründete, schaltete und waltete nach Willkür. Eigenmächtig besetzte er Hessen-Kassel, Baden und Würtemberg, ohne auf die Abmahnungen selbst des Kaisers Rücksicht zu nehmen. Er folgte freilich darin nur dem Beispiel seines Herrn. Ferdinand wünschte, einen Kampf zu beenden, in dem für ihn selbst nichts mehr zu gewinnen war, Maximilian arbeitete ihm selbstbewußt entgegen, obwol selbst die Mitglieder der Liga den Frieden ersehnten. Auf einem Tage der Liga (zu Augsburg, Mai 1624) setzte er auch das Fortbestehen des Bundesheeres durch, dessen er zur Sicherung seines neuen Kurhutes bedurfte.

Eine Veränderung der Verhältnisse im Reich war nur möglich, wenn die auswärtigen Mächte, deren Einfluß sich längst geltend gemacht hatte, ihre Stellung zu einander und zum Kaiser änderten.

Da war es von der größten Bedeutung, daß Jakob I., so lange von spanischen Ränken umgarnt, sich Frankreich näherte, wo man die Verschwägerung beider Königsfamilien als ein Mittel betrachtete, der drohenden Uebermacht Spaniens entgegen zu arbeiten. Ebenso entscheidend war, daß am 26. April der berühmte Richelieu in das französische Ministerium eintrat, welches sich dem Gedanken zuneigte, Niedersachsen unter der Führung Dänemarks, vielleicht mit Hilfe Schwedens, gegen das deutsche Haus Habsburg loszulassen. Aber allerdings wünschte Richelieu auch nicht die vollständige Niederlage Habsburgs und der Liga: Frankreich sollte seinen Absichten zufolge bei den Kämpfen im Reich die oberste schiedsrichterliche Gewalt ausüben. 1624

Die französischen und englischen Gesandten fanden aber in Norddeutschland wenig Entgegenkommen. Die protestantischen Fürstenhäuser waren uneinig, die niederdeutschen Städte fürchteten mehr für ihre politische Selbständigkeit von Seiten Dänemarks und der Fürsten, als für ihre religiöse Freiheit von Seiten des Kaisers. Christian von Dänemark und Gustav Adolf von Schweden, auf deren Eingreifen Frankreich hoffte, hegten vorerst geringe Neigung, sich blindlings in Abenteuer zu stürzen. Besondere Schwierigkeiten lagen auch darin, daß Schweden und Dänemark miteinander rivalisirten und schwerlich ein König dem andern sich für die Zwecke des deutschen Krieges untergeordnet hätte. Gustav Adolf wäre den norddeutschen Protestanten, wie Brandenburg, als Oberfeldherr am angenehmsten gewesen, auch waren Frankreich und England anfangs gewillt, dem feurigen Schwedenkönig die Führung zu übertragen. Schließlich aber entschied namentlich Jakob I. für den Dänen, seinen Schwager, zumal er geringere Anforderungen an den englischen Staatsschatz stellte und überdies als ein politisches Talent allgemeine Anerkennung genoß.

Nachdem Christian IV. sich entschlossen hatte, für die Wiedereroberung der Pfalz einzutreten, suchte er die niedersächsischen Stände zu Rüstungen zu bewegen, deren sie ja gegen Tillys Willkür dringend bedurften; auch war ein neuer Kreisoberster zu wählen. Von vornherein zeigte sich hier eine gewisse Zerfahrenheit. Auf einer Versammlung zu Lauenburg verständigte sich eine Anzahl niedersächsischer Fürsten über die Aufstellung eines Bundesheeres und ernannte zum Führer und Kreisobersten den König von Dänemark, als Herzog von Holstein „wegen seiner hochrühmlichen Tapferkeit, Dexterität und begabten Verstandes“ (3. April 1625); fast gleichzeitig betraute ein förmlicher Kreistag zu Lüneburg mit demselben Amte den Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, der dazu am wenigsten geeignet war und glücklicherweise auf die Würde verzichtete. Der Kreistag ersuchte auch den Kaiser, seine Truppen von den Grenzen Niedersachsens abzuberufen und die bischöflichen Rechte evangelischer Landesherren ehemals geistlicher Gebiete gegen den Reichshofrath zu schützen. 1625

Sehr hoffnungerweckend waren auch die weiteren Verhandlungen nicht, die Christian nun eröffnete: an Opferwilligkeit gebrach es allen Kreisständen; auf einem neuen Kreistag in Braunschweig zeigte eine starke Minorität die Neigung schon jetzt den Rückzug anzutreten. Jedoch konnte Christian hoffen, wenn er

nur einige Erfolge errang, seinem Hause eine glänzende Stellung in Norddeutschland zu verschaffen, namentlich als „Generalbischof“ über die dortigen Bisthümer und Erzbisthümer zu walten.

---

14. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Wallenstein General-Oberst-Feldhauptmann (1625).

Mit einem 16,000 Mann starken Heere, dem die strengste Mannszucht bei den schwersten Strafen anbefohlen war, rückte Christian zu Ende Mai 1625 (1625) in Niedersachsen ein. Die Hansestädte schlossen ihm die Thore, da ihnen die Gründung einer mächtigen norddeutschen Monarchie, — der unausbleiblichen Folge dänischer Siege, — nichts weniger als genehm war. Die Stände, welche ihn erwählt, kamen ihren Verpflichtungen nicht im entferntesten nach: die Hilfsgelder von England und Frankreich waren unzureichend. Auch die schärfste Disciplin konnte die üblen Wirkungen der mangelhaften Soldzahlung nicht hindern. Die Leistungsfähigkeit des Heeres wurde beeinträchtigt durch die Pest: im Oktober zählte man schon 4000 Kranke. Bis Mitte Juli drang man bis zur Weser bei Hameln, bei Höxter stieß man auf die Ligisten unter Tilly. Der Kaiser hatte sich längere Zeit der Hoffnung hingegeben, er werde den Frieden erhalten können, Maximilian beschleunigte aber den Angriff. Als Tilly am (1625) 28. Juli die Weser überschritt, traf er auf keinen Widerstand; wie ein Rudel hungriger Wölfe brachen seine undeutschen Scharen in Braunschweig ein, um alsbald das schöne Land zu einer Einöde zu machen: niemals hatte Mansfeld seiner Soldateska so die Zügel schießen lassen. In die größte Verlegenheit gerieth um diese Zeit auch der Administrator von Magdeburg Christian Wilhelm: behielt Christian IV. ohne seine Unterstützung die Oberhand, so war es um ihn geschehen: andererseits wurde er von einem Heere bedroht, welches der Kaiser unter Führung des Generals Wallenstein in das Feld rücken ließ.

Adalbert Eusebius von Waldstein stammte (geb. 15. September 1583) a[illegible] altböhmischem Geschlechte, das mit den mächtigsten Familien des Landes verschwägert [illegible] Ursprünglich im väterlichen Glauben der böhmischen Brüdergemeinde erwachsen, wurde [illegible] früh verwaiste Knabe von seinem Oheim Slawata in das Olmützer Jesuitenkollegium [illegible] bracht, wo sich sein Uebertritt zum katholischen Glauben vorbereitete. Im Jahre [illegible] bezog er die Universität Altorf, von welcher er wegen toller Jugendstreiche relegirt [illegible] und machte dann nach der Sitte der Zeit eine Rundreise durch die west- und südeuro[illegible] Staaten: in Padua lernte er die geheimnißvolle Sprache der Sterne deuten; i[illegible] 1609 stellte ihm der berühmte Kepler das Horoskop: „unter der Konjunktur de[illegible] und Saturnus geboren, habe er ein unruhiges Gemüth, trachte nach Neueru[illegible] außergewöhnliche Mittel und sei zu hohen Dingen berufen. Viele und große F[illegible] er sich zuziehen, aber ihnen meistens obsiegen.“ Niemals hat Wallenstein den [illegible] Glauben an dies günstige Prognostikon aufgegeben. Und wirklich war ihm [illegible] hold. Die Heirat mit einer vermögenden Witwe, Lukrezia Nikessie vo[illegible] das Erbe seines Oheims Slawata machten ihn reich und setzten ihn in den [illegible] hochfliegenden Plänen nachzugehen. Das Jahr 1618 fand ihn als Soldate[illegible]

nur einige Erfolge errang, seinem Hause eine glänzende Stellung in Norddeutschland zu verschaffen, namentlich als „Generalbischof“ über die dortigen Bisthümer und Erzbisthümer zu walten.

---

14. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Wallenstein General-Oberst-Feldhauptmann (1625).

Mit einem 16,000 Mann starken Heere, dem die strengste Mannszucht bei den schwersten Strafen anbefohlen war, rückte Christian zu Ende Mai 1625 (1625) in Niedersachsen ein. Die Hansestädte schlossen ihm die Thore, da ihnen die Gründung einer mächtigen norddeutschen Monarchie, — der unausbleiblichen Folge dänischer Siege, — nichts weniger als genehm war. Die Stände, welche ihn erwählt, kamen ihren Verpflichtungen nicht im entferntesten nach: die Hilfsgelder von England und Frankreich waren unzureichend. Auch die schärfste Disciplin konnte die üblen Wirkungen der mangelhaften Soldzahlung nicht hindern. Die Leistungsfähigkeit des Heeres wurde beeinträchtigt durch die Pest: im Oktober zählte man schon 4000 Kranke. Bis Mitte Juli drang man bis zur Weser bei Hameln, bei Höxter stieß man auf die Ligisten unter Tilly. Der Kaiser hatte sich längere Zeit der Hoffnung hingegeben, er werde den Frieden erhalten können, Maximilian beschleunigte aber den Angriff. Als Tilly am 28. Juli (1625) die Weser überschritt, traf er auf keinen Widerstand; wie ein Rudel hungriger Wölfe brachen seine undeutschen Scharen in Braunschweig ein, um alsbald das schöne Land zu einer Einöde zu machen: niemals hatte Mansfeld seiner Soldateska so die Zügel schießen lassen. In die größte Verlegenheit gerieth um diese Zeit auch der Administrator von Magdeburg Christian Wilhelm: behielt Christian IV. ohne seine Unterstützung die Oberhand, so war es um ihn geschehen: andererseits wurde er von einem Heere bedroht, welches der Kaiser unter Führung des Generals Wallenstein in das Feld rücken ließ.

Adalbert Eusebius von Waldstein stammte (geb. 15. September 1583) aus altböhmischem Geschlechte, das mit den mächtigsten Familien des Landes verschwägert war. Ursprünglich im väterlichen Glauben der böhmischen Brüdergemeinde erwachsen, wurde der früh verwaiste Knabe von seinem Oheim Slawata in das Olmützer Jesuitenkollegium gebracht, wo sich sein Uebertritt zum katholischen Glauben vorbereitete. Im Jahre 1599 bezog er die Universität Altorf, von welcher er wegen toller Jugendstreiche relegirt wurde, und machte dann nach der Sitte der Zeit eine Rundreise durch die west- und südeuropäischen Staaten: in Padua lernte er die geheimnißvolle Sprache der Sterne deuten; im Jahre 1609 stellte ihm der berühmte Kepler das Horoskop: „unter der Konjunktur des Jupiter und Saturnus geboren, habe er ein unruhiges Gemüth, trachte nach Neuerungen durch außergewöhnliche Mittel und sei zu hohen Dingen berufen. Viele und große Feinde werde er sich zuziehen, aber ihnen meistens obsiegen.“ Niemals hat Wallenstein den unbedingten Glauben an dies günstige Prognostikon aufgegeben. Und wirklich war ihm das Glück hold. Die Heirat mit einer vermögenden Witwe, Lukrezia Nikessie von Landek, das Erbe seines Oheims Slawata machten ihn reich und setzten ihn in den Stand, seinen hochfliegenden Plänen nachzugehen. Das Jahr 1618 fand ihn als Soldaten der kaiser-



Wallenstein.

Gleichzeitiger Kupferstich. Im Hintergrunde die Darstellung seiner Ermordung.

man nahm an, daß er die Vereinigung dieses Feldherrn mit Wallenstein zu hindern beabsichtige. Daran hinderte den König aber seine mißliche Lage: Brandenburg hätte sich ihm gern angeschlossen, getraute sich aber dazu nicht ne Gemeinschaft mit Sachsen, dessen elender Kurfürst immer noch dem Reichs-

oberhaupte Gehorsam zu schulden vorgab. Christian war von kriegerischem Vorgehen so weit entfernt, daß er sogar Frankreich gegenüber offen mit seinem Rückzug drohte, wenn ihm der wieder in Dienst genommene Mansfeld nicht zur Hilfe geschickt werde. Dazu kam noch, daß die Persönlichkeiten Tillys und Wallensteins grundverschieden waren und ein gedeihliches Zusammenwirken beider kaum in Aussicht gestellt werden konnte.

Ein moderner Historiker (Krones) schildert treffend den Gegensatz zwischen Wallenstein und Tilly: „Jener, noch in der Fülle der Mannesjahre, aber frühzeitig gichtleidend, groß und hager von Gestalt, fürstlichen Glanz liebend, wo es gilt, denselben zu zeigen, — dieser, schon im Greisenalter, aber stahlfest, klein von Wuchs, einfach, prunklos, nahezu ascetisch in seiner Lebensweise; Wallenstein, der Politiker, der gern die Welt durch abenteuerliche Aussprüche blendet und irreführt, dem im Lager der Protestant ebenso willkommen ist, wie der Katholik, dessen Ehrgeiz das höchste für erreichbar hält, und Tilly, der bloße Soldat, der wortkarge und ideenarme, aber schlagfertige General, dem die politischen Dinge wenig faßbar sind, der unverbrüchlich ergebene Diener der Kirche, dessen ganzes Sein im Kriegshandwerk aufgeht und der darin auch sein Lebensideal findet."

Eine förmliche Vereinigung der beiden Heere fand nicht statt, wie es denn auch im Jahre 1625 zu keiner Schlacht mehr kam, obwol Wallenstein im Anfang Oktober den niedersächsischen Kreis erreicht hatte. Tilly überwinterte dann in Braunschweig und Hildesheim, Wallenstein in den Stiftern Halberstadt und Magdeburg: um sich vor Unbilden möglichst zu schützen wählte das magdeburger Kapitel den Sohn des loyalen sächsischen Kurfürsten, August, zum Koadjutor des flüchtig gewordenen Administrators Christian Wilhelm. Da der Dänenkönig, bei welchem auch Mansfeld mit einem Hilfskorps eingetroffen war, zwischen Leine und Elbe lagerte, war ganz Norddeutschland von Waffenlärm erfüllt. Die Stellung der einzelnen Heere änderte sich in der Zeit der Winterruhe wenig; 1626 nur besetzte Wallenstein im Januar 1626 die wichtige Elbbrücke bei Dessau, um Mansfeld an einem etwaigen Einbruch in den obersächsischen Kreis, Schlesien und Böhmen zu hindern.

Da der niedersächsische Kreis den furchtbaren Leiden, welchen eine längere Einlagerung der kaiserlichen Völker mit sich bringen mußte, zu erliegen drohte, ließ er durch Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen über den Abzug der Truppen verhandeln. Aber theils konnte, theils wollte man sich über die Bedingungen nicht einigen, der Friedenskongreß zu Braunschweig löste sich im März 1626 resultatlos auf.

Kurz vorher hatten sich an einer andern Stelle die Evangelischen zu kräftigster Wiederaufnahme der Feindseligkeiten verbunden. Im Haager Vertrag versprachen England und Holland dem Dänenkönige, die Waffen nicht eher niederzulegen, bevor der Pfalzgraf wieder eingesetzt sei. Gern hätte man auch Gustav Adolf zur Theilnahme veranlaßt, aber in Feindseligkeiten mit Polen verwickelt, hatte er jetzt noch weniger als früher Neigung, neben Christian die zweite Rolle zu spielen. Auf Sachsens Anschluß hoffte man vergebens; der stocklutherische Johann Georg wollte in seiner Beschränktheit dem Rathschlusse Gottes nicht vorgreifen, der ja zur rechten Stunde selbst einschreiten werde. Frankreich war üb-



Wallenstein.

Gleichzeitiger Kupferstich. Im Hintergrunde die Darstellung seiner Ermordung.

man nahm an, daß er die Vereinigung dieses Feldherrn mit Wallenstein zu hindern beabsichtige. Daran hinderte den König aber seine mißliche Lage: Brandenburg hätte sich ihm gern angeschlossen, getraute sich aber dazu nicht ohne Gemeinschaft mit Sachsen, dessen elender Kurfürst immer noch dem Reichs-

den Bund der protestantischen Mächte sehr ungehalten, und Richelieu dachte schon jetzt an die Nothwendigkeit einer Schwenkung. Die Haager Verbündeten rechneten auch auf den Beistand des Fürsten Gabriel Bethlen, der bisher eine wechselvolle Politik gegen Oestreich beobachtet hatte, jetzt aber zu Feindseligkeiten bereit zu sein schien. Aber einerseits konnten die Engländer seine Geldforderungen nicht befriedigen, andererseits errang fast zur selben Stunde der Kaiser einen bedeutsamen Triumph über seinen Gegner. Die ungarischen Stände ließen sich bereit finden, die Stephanskrone, um welche Bethlen warb, dem Sohne des Kaisers auf das Haupt zu setzen. Am 8. Dezember 1625 ward der Erzherzog Ferdinand gekrönt. Damit war die Hoffnung der Westmächte, daß Bethlen einen gefährlichen Flankenangriff auf die östreichischen Staaten ausführen werde, völlig geschwunden.



Verschanzungen Wallensteins an der Dessauer Brücke, aus „Inventarium Sueciae" von J. L. Gottfried, einer die Siegesthaten der Schweden behandelnden Schrift, welche den in der Vorrede ausgesprochenen Zweck der Dedikation an Gustav Adolf nicht erreichte, sondern mit einem Bericht über dessen Tod bei Lützen abschließt.

15. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Schlachten an der Dessauer Brücke und bei Lutter. Mansfelds Tod (1626.)

1626 Den Feldzug des Jahres 1626 eröffnete Mansfeld im Februar. Noch kurz vor seinem Aufbruch dachte er an einen Marsch in die Weser- und Rheingegenden, ja in das Elsaß, beschloß dann aber, sich in die Mark zu werfen und gegen Wallenstein Front zu machen. Er wollte dadurch dem Dänenkönig das untere Elbgebiet sichern, auch den Einfall in Schlesien und die Verbindung mit Bethlen vorbereiten. Der Einmarsch Mansfelds erfolgte in Abwesenheit des Kurfürsten George Wilhelm von Brandenburg, ohne daß die kurfürstliche Regierung etwas dagegen that; freilich war man auch nicht gerüstet. Der sächsische Kurfürst wahrte in seiner mißlichen Lage, da ein kaiserliches Heer und Mansfelds Scharen ihn umlagerten, äußerlich die strengste Neutralität.

Im März wandte sich Mansfeld, unterstützt von Christians General Fuch[s] nach den Elbgegenden, zunächst nach dem Anhaltischen: am 12. April eröffn[ete] er die Beschießung der Verschanzungen, welche die Feinde bei Roßlau angel[egt]

hatten. Aber die Werke erwiesen sich weit stärker, als Mansfeld vorausgesetzt; indem er auf dänische Hilfe warten mußte, gab er Wallenstein Gelegenheit sich gleichfalls zu verstärken. Daher scheiterte Mansfelds Versuch, am 25. April bei Roßlau den Uebergang zu erzwingen, trotz der glänzendsten Tapferkeit an der Uebermacht der Kaiserlichen. Auf dem Rückzuge nach Zerbst wurde seine Infanterie, von der neugeworbenen Reiterei schmählich im Stich gelassen, zusammengehauen. Großen Jubel erregte die Ankunft der Siegesbotschaft in Wien; am Sonntag darauf veranstalteten die Jesuiten ein feierliches Tedeum.

Die Hoffnung Wallensteins, daß sich der Kurfürst von Sachsen nach dieser Niederlage der protestantischen Waffen offen für den Kaiser entscheiden würde, ging nicht in Erfüllung, aber auch die Bemühungen seiner Gegner, Gustav Adolf zu einer Landung in Pommern zu veranlassen, blieben fruchtlos. Der Schwedenkönig landete vielmehr in Preußen, um Polen zu bekämpfen: allerdings beobachtete er sorgfältig den Gang der Dinge, entschlossen, zu gelegener Zeit seinen Einfluß in die Wagschale zu werfen.

Für den Augenblick aber übte Wallenstein eine unbedingte Militärdiktatur aus, nicht allein im niedersächsischen, sondern auch schon im obersächsischen Kreise, wo Anhalt völliger Verwüstung preisgegeben wurde: auch Süddeutschland ward in Mitleidenschaft gezogen. Allein auch die empörendsten Gewaltthaten und Bedrückungen vermochten nicht, dieses G[...]lecht zu thatkräftiger Leidenschaft zu entflammen. Selbst Johann Kasimir [...]n Koburg bekannte sich zu dem Grundsatze: „Die Geduld muß überall das [...]te thun."

Wallensteins Plan war eigentlich, [...] auf beiden Elbufern vorzugehen und den König Christian zu einer E[...]ngsschlacht oder zum Rückzug zu nöthigen: wahrscheinlich würde dann die Mark alle Schrecken des Krieges erfahren haben. Die Uneinigkeit zwischen Tilly und Wallenstein bewahrte sie vor diesem Loos. Von Anfang an bestand zwischen beiden kein gutes Einvernehmen; jeder der beiden Heerführer betrachtete sich als Oberfeldherrn; Wallenstein verweigerte Tilly jede Verstärkung, verlangte dagegen, der ligistische Feldherr solle sich mit seinen Streitkräften ihm unterordnen. Tillys Lage war bis in den Mai hinein äußerst mißlich; sein Heer war weithin in Garnisonen zerstreut und nur zum Theil felddienstfähig. Erst im Juni bequemte sich Tilly dazu, aus Besorgniß, daß Gustav Adolf eingreifen könne, für kurze Zeit sich dem gehaßten Nebenbuhler unterzuordnen.

Indessen war auch die Lage des Dänenkönigs äußerst sorgenvoll. England und Frankreich, auf deren Einmüthigkeit man alle Hoffnungen gebaut, geriethen in schweres Zerwürfniß; der ränkevolle Kardinal Richelieu näherte sich den Spaniern und zog seine Hand mehr und mehr von seinem protestantischen Schützling zurück. Christians Truppen konnten sich in den von ihnen besetzten Plätzen nicht mehr halten. Am 9. Juni nahm Tilly Minden ein, wobei sein Kriegsvolk unmenschliche Grausamkeiten verübte: am 12. August übergab die dänische Besatzung Göttingen, das mit ausgezeichneter Tapferkeit fast sieben Wochen lang vertheidigt worden war.

Als der Stadt Northeim dasselbe Schicksal, wie Göttingen, bereitet werden sollte, brach König Christian endlich gegen Tilly auf, dem Wallenstein — nach 1626 einer persönlichen Zusammenkunft in Ellrich am 18. Juli — einige Verstärkungen zugeschickt hatte. Tilly wich dem Könige vor Northeim aus, nach seiner Vereinigung mit den Wallensteinern dagegen beschloß er, Christian anzugreifen, der schon wieder den Rückzug auf Wolfenbüttel angetreten hatte. Schon am 26. August ward seine Nachhut angegriffen: um diese zu retten, entschloß sich Christian, gegen den Rath des erfahrenen Generals Fuchs, am folgenden Tage zum Kampf. Bei Lutter am Barenberge wurde die dänische Armee vernichtet: Fuchs fiel nebst vielen Offizieren und 6000 Mann; der König entging mit Mühe der Gefangenschaft.

Diese Niederlage ertödtete den Widerstand in dem größten Theile des niedersächsischen Kreises, obwol Christian seine Sache noch keineswegs verloren gab und sogar mehr Math und Entschlossenheit zeigte, als vorher. Er behauptete die untere Elbgegend, besetzte das Lauenburgische und das südwestliche Mecklenburg. Im November machte er von Stade aus einen Vorstoß auf Hoya, das er vorübergehend einnahm.

Empfindlichen Nachtheil aber brachte Christians Niederlage dem Kurfürsten von Brandenburg, der für sein schwankendes zweideutiges Verhalten durch den Einmarsch der Wallensteiner in die Mark gestraft wurde. Immer mehr trennte sich George Wilhelm von seinen Glaubensgenossen, zumal ihn die Landung Gustav Adolfs in Preußen um jede Besonnenheit gebracht hatte.

Gegen seinen Minister Schwarzenberg äußerte er damals: „Ich sehe nicht anders, ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen; ich habe nur einen Sohn: bleibt der Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn wol auch Kurfürst, da ich mich zum Kaiser wende. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle meine Ehre, Reputation und zeitliche Wohlfahrt verlieren soll."

Er war entschlossen, an Ferdinands Seite gegen seine früheren Genossen ins Feld zu ziehen und auf Reichs- und Deputationstagen dem Kaiser zu gehorchen, wenn ihm alle Ansprüche Brandenburgs unbedingt bestätigt würden.

In Wien dachte man nicht daran, mit solchen Zugeständnissen einen unsicheren Freund zu erkaufen, trotz aller Proteste blieben die kaiserlichen Truppen im Lande, das die Scharen Mansfelds erst vor kurzem geräumt hatten.

Nach Mansfelds Niederlage bei Roßlau hatte König Christian nicht recht gewußt, was mit den Resten dieses Heeres geschehen sollte. Der Kurfürst von Brandenburg drang mit Recht auf ihre Entfernung. Das Landvolk zeigte sich äußerst feindselig gegen die fremden Gäste. Da bat um dieselbe Zeit Gabriel Bethlen, der sich endlich zum Kampfe entschlossen hatte, den König Christian, seine Operationen dadurch zu unterstützen, daß Mansfeld in Schlesien einrückte. Man ging auf dies Ansinnen um so lieber ein, als man hoffte, Gustav Adolf werde sich dem deutsch-ungarischen Heere anschließen. Diese Hoffnung verzögerte Mansfelds Abmarsch bis in den Juli. Die Schlesier legten dem Durchzug dieser Scharen, die leidliche Mannszucht hielten, keine Hin-

Ernst von Mansfeld.

Gestochen 1624 von Delff nach dem Gemälde von Miereveld.

Als der Stadt Northeim dasselbe Schicksal, wie Göttingen, bereitet werden sollte, brach König Christian endlich gegen Tilly auf, dem Wallenstein — nach 1626 einer persönlichen Zusammenkunft in Ellrich am 18. Juli — einige Verstärkungen zugeschickt hatte. Tilly wich dem Könige vor Northeim aus, nach seiner Vereinigung mit den Wallensteinern dagegen beschloß er, Christian anzugreifen, der schon wieder den Rückzug auf Wolfenbüttel angetreten hatte. Schon am 26. August ward seine Nachhut angegriffen: um diese zu retten, entschloß sich Christian, gegen den Rath des erfahrenen Generals Fuchs, am folgenden Tage zum Kampf. Bei Lutter am Barenberge wurde die dänische Armee vernichtet: Fuchs fiel nebst vielen Offizieren und 6000 Mann; der König entging mit Mühe der Gefangenschaft.

Diese Niederlage ertödtete den Widerstand in dem größten Theile des niedersächsischen Kreises, obwol Christian seine Sache noch keineswegs verloren gab und sogar mehr Muth und Entschlossenheit zeigte, als vorher. Er behauptete die untere Elbgegend, besetzte das Lauenburgische und das südwestliche Mecklenburg. Im November machte er von Stade aus einen Vorstoß auf Havelberg, das er vorübergehend einnahm.

Empfindlichen Nachtheil aber brachte Christians Niederlage dem Kurfürsten von Brandenburg, der für sein schwankendes zweideutiges Verhalten durch den Einmarsch der Wallensteiner in die Mark gestraft wurde. Immer mehr trennte sich George Wilhelm von seinen Glaubensgenossen, zumal ihn die Landung Gustav Adolfs in Preußen um jede Besonnenheit gebracht hatte.

Gegen seinen Minister Schwarzenberg äußerte er damals: „Ich sehe nicht anders, ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen; ich habe nur einen Sohn: bleibt der Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn wol auch Kurfürst, da ich mich zum Kaiser wende. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle meine Ehre, Reputation und zeitliche Wohlfahrt verlieren soll."

Er war entschlossen, an Ferdinands Seite gegen seine früheren Genossen ins Feld zu ziehen und auf Reichs- und Deputationstagen dem Kaiser zu gehorchen, wenn ihm alle Ansprüche Brandenburgs unbedingt bestätigt würden.

In Wien dachte man nicht daran, mit solchen Zugeständnissen einen unsicheren Freund zu erkaufen, trotz aller Proteste blieben die kaiserlichen Truppen im Lande, das die Scharen Mansfelds erst vor kurzem geräumt hatten.

Nach Mansfelds Niederlage bei Roßlau hatte König Christian nicht recht gewußt, was mit den Resten dieses Heeres geschehen sollte. Der Kurfürst von Brandenburg drang mit Recht auf ihre Entfernung. Das Landvolk zeigte sich äußerst feindselig gegen die fremden Gäste. Da bat um dieselbe Zeit Gabriel Bethlen, der sich endlich zum Kampfe entschlossen hatte, den König Christian, seine Operationen dadurch zu unterstützen, daß Mansfeld in Schlesien einrückte. Man ging auf dies Ansinnen um so lieber ein, als man hoffte, Gustav Adolf werde sich dem deutsch-ungarischen Heere anschließen. Diese Hoffnung verzögerte Mansfelds Abmarsch bis in den Juli. Die Schlesier legten dem Durchzug dieser Scharen, die leidliche Mannszucht hielten, keine Hinder-

ark einquartiert hatten, waren die in Schlesien stehenden Truppen von der
rbindung mit dem Norden abgeschnitten. Nachdem Wallenstein am 1. Sep-
iber 1627 unter den günstigsten Bedingungen das Fürstenthum Sagan erkauft, 1627
ndte er sich nordwärts und besetzte Mecklenburg, dessen Herzoge sich seiner
t nothgedrungen an Christian angeschlossen hatten. Sein Heer, mit dem
lys vereint, rückte in Holstein ein. Bald waren Rendsburg und Glückstadt
ommen, der König entwich auf seine Inseln, auf die ihm Wallenstein aus
ngel an Schiffen nicht folgen konnte. Bis zum Ende des Jahres war Jüt-
d in der Gewalt der Kaiserlichen, das dänische Heer aufgelöst. Wismar und
stock waren bezwungen, Pommern und Rügen besetzt. Nach Wallensteins
inung gebührte ihm für so außerordentliche Erfolge auch ein ungewöhnlicher
n: sein Ehrgeiz verlangte nach einem Fürstenthum des Reiches. Der Kaiser
lte sich nicht stark genug, dem allmächtigen Friedländer sein Gesuch abzu-
agen: die Herzoge von Mecklenburg wurden geächtet (19. Januar 1628) ohne 1628
ziehung der Kurfürsten, wie vordem der Pfälzer, und verließen das Land,
ches Wallenstein, zuvörderst nur als Unterpfand für seine Kriegskosten, erhielt
Februar 1628). Seine nächste Absicht war, die ganze Ostseeküste kaiserlich
machen, wie man denn schon vor der Schlacht bei Lutter spanischerseits
hrt hatte, Tilly solle sich der Weser- und Elbmündungen bemächtigen,
llenstein die wichtigsten Hafenplätze am baltischen Meere einnehmen. Bald
gingen Wallensteins Pläne weiter und richteten sich auf den Besitz der
ee selbst. Er wollte seine Bestallung als „kaiserlicher General der baltischen
ere" zur Wahrheit machen. Die Beherrschung der deutschen Seeküste sollte
dienen, dem Handel der evangelischen Seemächte, England und Holland,
weden und Dänemark, schwere Wunden zu schlagen: besonders galt es die
htigung des verhaßten holländischen Staates. Man rechnete auf die Eifer-
t der Hansestädte, die sich längst von den Holländern überflügelt sahen und
n elenden Krämergeist genugsam bekundet hatten, indem sie die Unter-
ung Christians IV. ablehnten. Ihre Schiffe sollten den eigentlichen Stamm
zukünftigen kaiserlichen Nordseeflotte bilden. Das freilich verschwiegen die
erlichen Unterhändler, daß die spanisch-östreichische Macht am letzten Ende
h zur Unterdrückung der Freiheit und Selbständigkeit des hanseatischen
ndels ausgenutzt werden würde. Glücklicherweise scheiterte der Plan theils
dem Mißtrauen der Hanseaten, theils an den Gegenbestrebungen des be-
ohten Holland, an den Intriguen Frankreichs und endlich an dem Auftreten
s schwedischen Königs. Zu dem Mißlingen trug auch die Schroffheit des
iserlichen Unterhändlers Schwarzemberg und die Rücksichtslosigkeit Wallen-
teins nicht wenig bei.

Das Eingreifen Schwedens knüpfte sich an den tapferen Widerstand, welchen
die alte Stadt Stralsund den Wallensteinern leistete.

Für Wallensteins Pläne war der Besitz dieser Stadt, welche trotz ihrer Zugehörigkeit
zu Pommern fast die Stellung einer Reichsstadt behauptete, ein Ding der Nothwendigkeit.
Stralsund lehnte aber die Einnahme einer kaiserlichen Besatzung entschieden ab; die Man-

17. Das Restitutionsedikt (1629).

Zur Zeit des Lübecker Friedens konnte es scheinen, als nähme Ferdinand eine Machtstellung ein, welche die Karls V. nach der Mühlberger Schlacht bei veitem überträfe. Die Beraubung der Mecklenburger Herzoge war ein Willkür-ikt, den sich selbst Karl V. schwerlich erlaubt hätte, mit dem Pfalzgrafen war war noch wiederholt verhandelt worden, aber er hatte wol längst jede Hoffnung ufgegeben, seinem Vetter Maximilian die Beute zu entreißen.

Dennoch war die Macht des Kaisers bedroht, diesmal nicht durch seine feinde, sondern durch die befreundete Liga und den befreundeten päpstlichen of: auch die besten Freunde Ferdinands, die Jesuiten, schrieben ihm seine Bege vor. Dazu kamen die Ränke der spanischen Verwandten und die hinter-stigen Rathschläge des Kardinals Richelieu, der alle Gegner des Hauses Habs-urg ermunterte, mochten sie der katholischen Liga angehören, oder zu den prote-antischen Herrschern des Nordens zählen. Es war für die östreichischen Politiker hr schwer Frankreichs Spiel ganz zu durchschauen; hatte nicht der Kardinal eben die französischen Protestanten zu völliger Unterwerfung gezwungen (1628) nd damit seinen Eifer für die katholische Kirche glänzend bethätigt?

Von seinen guten Freunden wurde der Kaiser genöthigt, trotz der Warnungen ieler einsichtiger Katholiken das berüchtigte Restitutionsedikt zu erlassen 6. März 1629), kraft dessen alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geist-lichen Güter der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollten. Wol hatte nan seit dem Jahre 1626 in Süddeutschland, auch in Böhmen und Schlesien, ie Wiederherstellung der alten Lehre mit rücksichtsloser Energie betrieben, der eue Erlaß aber stellte den Besitzstand im ganzen Reiche völlig auf den Kopf: r öffnete dem Eigennutz Thor und Thür, erregte im katholischen Lager einen viderwärtigen Streit um die Beute und bedrohte nun erst das Reich so recht nit einem verheerenden Religionskriege, da die ligistische und die kaiserliche Armee die Zurückgabe der geistlichen Güter nöthigenfalls mit Gewalt durch-führen sollten. 1629

Der Gedanke, der dem Restitutionsedikt zu Grunde liegt, wurde zuerst auf einem Tage der Liga im Jahre 1626 erörtert. Hier verlangte der päpstliche Nuntius Caraffa die im Reiche eingezogenen Güter müßten zur Wiederherstellung der katholischen Kirche verwendet werden. Die geistlichen Fürsten gaben dann den ersten Anstoß zu der prin-zipiellen Durchführung, gelenkt von Frankreich, Rom und den Jesuiten.

Es ist unmöglich, den Jammer der von dem Restitutionsedikt Betroffenen in wenigen Zeilen ausführlich zu schildern. Schonungslos ward es durchgeführt, und man kümmerte sich im einzelnen wenig darum, ob die geistlichen Güter, die man beanspruchte, nicht etwa schon vor dem Passauer Vertrag der katholischen Kirche entfremdet waren. Auch wurde keineswegs stets der ursprüngliche Be-sitzer restituirt: mancher Orden mußte den allmächtigen Jesuiten weichen. Um-sonst raffte sich der Kurfürst von Sachsen aus seiner Lethargie auf: seine Bitten

zu Gunsten der bedrängten Glaubensgenossen verhallten im Wind: vergebens beriefen sich andere Fürsten darauf, daß der Kaiser nur vermöge eines Reichstagsbeschlusses Reichsgesetze erlassen dürfe. Gewalt ging vor Recht: nicht einmal wurden die kaiserlichen Heere abberufen, wiewol doch Friede geschlossen war. Noch immer plagte Wallenstein Norddeutschland mit Einlagerung und Brandschatzung, vor allem bemüht, Magdeburg zu gewinnen, welches sich anschickte, die ruhmreiche Rolle von 1547 von neuem zu spielen.

Am 15. November 1629 trat auch der mehrfach genannte Gabriel Bethlen von dem Schauplatz seiner Thätigkeit ab, die freilich meist in einer ränkevollen, wankelmüthigen Politik bestand. Er war ein bibelfester, bildungs- und schulfreundlicher Calvinist, der in seinem Lande Ordnung, im Heere Zucht hielt. Seine Lieblingsstiftung war die Schule zu Weißenburg, an welcher vorübergehend der deutsche Dichter Martin Opitz wirkte (1622).

Ein einziger Hoffnungsstrahl schimmerte den unterdrückten Protestanten entgegen. Gustav Adolf, der aus seinen Sympathien mit ihrer Noth nie ein Hehl gemacht, dieselben aber nicht hatte bethätigen können, weil ihn sowol Dänemarks Eifersucht, als auch ein Krieg mit Polen fern hielt, schloß am 29. September 1629 mit seinem Gegner die Stuhmer Waffenruhe. Noch ganz zuletzt hatte Wallenstein, in richtiger Erkenntniß von der Gefährlichkeit des Schwedenkönigs, den Polen einige Regimenter unter Arnim geschickt, obwol sein Kaiser mit Gustav Adolf nicht im Kriege war. Arnims raubgierige Scharen, selbst von den Polen verwünscht, mußten jetzt heimkehren: der Schwedenkönig hatte wieder freie Hand.

1629

Jetzt gedachte Wallenstein weiteren Gefahren dadurch vorzubeugen, daß er, auf die Eifersucht zwischen Dänemark und Schweden bauend, dem König Christian ein Bündniß antrug: mit dänischen Schiffen wollte er Schweden auf der Ostsee bekämpfen. Allein Christian entgegnete kalt, „er gestatte außer sich und den Schweden niemand die Herrschaft auf dem baltischen Meer.“ So dauerte der bedrohliche Zustand fort: wehe dem Kaiser, wenn die französische Diplomatie jetzt, wo auch in Italien ein Krieg gegen Ferdinand entbrannte, den Helden des Nordens auf den Kampfplatz zu rufen verstand!

Der sogenannte „Mantuanische“ Krieg entbrannte im Mai 1629 wegen der Nachfolge im Herzogthum Mantua-Montferrat, wo der letzte Gonzaga 1627 gestorben war. Spanien bewirkte, daß der Kaiser als Verwandter und Lehnsherr eingriff, Frankreich bemühte sich für den Herzog Karl von Nevers, aus einer Nebenlinie der Gonzaga. Im Juli 1630 erstürmten die Kaiserlichen Mantua, aber der endliche Friedensschluß (1631 zu Chierasco) war wesentlich für Frankreich vortheilhaft.

---

18. Der Regensburger Reichstag. Wallensteins erster Sturz (1630).

Während sich im Norden die Wetterwolken drohend zusammenballten, dachte Ferdinand an nichts Geringeres, als seinem Erstgebornen die Nachfolge im Reich zu sichern. Dazu wollte er den Reichstag benutzen, welcher auf Anfang

17. Das Restitutionsedikt (1629).

Zur Zeit des Lübecker Friedens konnte es scheinen, als nähme Ferdinand eine Machtstellung ein, welche die Karls V. nach der Mühlberger Schlacht bei weitem überträfe. Die Beraubung der Mecklenburger Herzoge war ein Willkürakt, den sich selbst Karl V. schwerlich erlaubt hätte, mit dem Pfalzgrafen war zwar noch wiederholt verhandelt worden, aber er hatte wol längst jede Hoffnung aufgegeben, seinem Vetter Maximilian die Beute zu entreißen.

Dennoch war die Macht des Kaisers bedroht, diesmal nicht durch seine Feinde, sondern durch die befreundete Liga und den befreundeten päpstlichen Hof: auch die besten Freunde Ferdinands, die Jesuiten, schrieben ihm seine Wege vor. Dazu kamen die Ränke der spanischen Verwandten und die hinterlistigen Rathschläge des Kardinals Richelieu, der alle Gegner des Hauses Habsburg ermunterte, mochten sie der katholischen Liga angehören, oder zu den protestantischen Herrschern des Nordens zählen. Es war für die östreichischen Politiker sehr schwer Frankreichs Spiel ganz zu durchschauen; hatte nicht der Kardinal soeben die französischen Protestanten zu völliger Unterwerfung gezwungen (1628) und damit seinen Eifer für die katholische Kirche glänzend bethätigt?

Von seinen guten Freunden wurde der Kaiser genöthigt, trotz der Warnungen vieler einsichtiger Katholiken das berüchtigte Restitutionsedikt zu erlassen (6. März 1629), kraft dessen alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollten. Wol hatte man seit dem Jahre 1626 in Süddeutschland, auch in Böhmen und Schlesien, die Wiederherstellung der alten Lehre mit rücksichtsloser Energie betrieben, der neue Erlaß aber stellte den Besitzstand im ganzen Reiche völlig auf den Kopf: er öffnete dem Eigennutz Thor und Thür, erregte im katholischen Lager einen widerwärtigen Streit um die Beute und bedrohte nun erst das Reich so recht mit einem verheerenden Religionskriege, da die ligistische und die kaiserliche Armee die Zurückgabe der geistlichen Güter nöthigenfalls mit Gewalt durchführen sollten. 1629

Der Gedanke, der dem Restitutionsedikt zu Grunde liegt, wurde zuerst auf einem Tage der Liga im Jahre 1626 erörtert. Hier verlangte der päpstliche Nuntius Caraffa die im Reiche eingezogenen Güter müßten zur Wiederherstellung der katholischen Kirche verwendet werden. Die geistlichen Fürsten gaben dann den ersten Anstoß zu der prinzipiellen Durchführung, gelenkt von Frankreich, Rom und den Jesuiten.

Es ist unmöglich, den Jammer der von dem Restitutionsedikt Betroffenen in wenigen Zeilen ausführlich zu schildern. Schonungslos ward es durchgeführt, und man kümmerte sich im einzelnen wenig darum, ob die geistlichen Güter, die man beanspruchte, nicht etwa schon vor dem Passauer Vertrag der katholischen Kirche entfremdet waren. Auch wurde keineswegs stets der ursprüngliche Besitzer restituirt: mancher Orden mußte den allmächtigen Jesuiten weichen. Umsonst raffte sich der Kurfürst von Sachsen aus seiner Lethargie auf: seine Bitten

zu Gunsten der bedrängten Glaubensgenossen verhallten im Wind: vergebens beriefen sich andere Fürsten darauf, daß der Kaiser nur vermöge eines Reichstagsbeschlusses Reichsgesetze erlassen dürfe. Gewalt ging vor Recht: nicht einmal wurden die kaiserlichen Heere abberufen, wiewol doch Friede geschlossen war. Noch immer plagte Wallenstein Norddeutschland mit Einlagerung und Brandschatzung, vor allem bemüht, Magdeburg zu gewinnen, welches sich anschickte, die ruhmreiche Rolle von 1547 von neuem zu spielen.

Am 15. November 1629 trat auch der mehrfach genannte Gabriel Bethlen von dem Schauplatz seiner Thätigkeit ab, die freilich meist in einer ränkevollen, wankelmüthigen Politik bestand. Er war ein bibelfester, bildungs- und schulfreundlicher Calvinist, der in seinem Lande Ordnung, im Heere Zucht hielt. Seine Lieblingsstiftung war die Schule zu Weißenburg, an welcher vorübergehend der deutsche Dichter Martin Opitz wirkte (1622).

Ein einziger Hoffnungsstrahl schimmerte den unterdrückten Protestanten entgegen. Gustav Adolf, der aus seinen Sympathien mit ihrer Noth nie ein Hehl gemacht, dieselben aber nicht hatte bethätigen können, weil ihn sowol Dänemarks Eifersucht, als auch ein Krieg mit Polen fern hielt, schloß am 29. September 1629 mit seinem Gegner die Stuhmer Waffenruhe. Noch ganz zuletzt hatte Wallenstein, in richtiger Erkenntniß von der Gefährlichkeit des Schwedenkönigs, den Polen einige Regimenter unter Arnim geschickt, obwol sein Kaiser mit Gustav Adolf nicht im Kriege war. Arnims raubgierige Scharen, selbst von den Polen verwünscht, mußten jetzt heimkehren: der Schwedenkönig hatte wieder freie Hand.

1629

Jetzt gedachte Wallenstein weiteren Gefahren dadurch vorzubeugen, daß er, auf die Eifersucht zwischen Dänemark und Schweden bauend, dem König Christian ein Bündniß antrug: mit dänischen Schiffen wollte er Schweden auf der Ostsee bekämpfen. Allein Christian entgegnete kalt, „er gestatte außer sich und den Schweden niemand die Herrschaft auf dem baltischen Meer." So dauerte der bedrohliche Zustand fort: wehe dem Kaiser, wenn die französische Diplomatie jetzt, wo auch in Italien ein Krieg gegen Ferdinand entbrannte, den Helden des Nordens auf den Kampfplatz zu rufen verstand!

Der sogenannte „Mantuanische" Krieg entbrannte im Mai 1629 wegen der Nachfolge im Herzogthum Mantua-Montferrat, wo der letzte Gonzaga 1627 gestorben war. Spanien bewirkte, daß der Kaiser als Verwandter und Lehnsherr eingriff, Frankreich bemühte sich für den Herzog Karl von Nevers, aus einer Nebenlinie der Gonzaga. Im Juli 1630 erstürmten die Kaiserlichen Mantua, aber der endliche Friedensschluß (1631 zu Chierasco) war wesentlich für Frankreich vortheilhaft.

18. Der Regensburger Reichstag. Wallensteins erster Sturz (1630).

Während sich im Norden die Wetterwolken drohend zusammenballten, dachte Ferdinand an nichts Geringeres, als seinem Erstgebornen die Nachfolge im Reich zu sichern. Dazu wollte er den Reichstag benutzen, welcher auf Anfang

Juni 1630 nach Regensburg berufen war, um den mannigfachen Beschwerden 1630 der Reichsstände, auch der katholischen, Abhilfe zu schaffen. Aber dem Kaiser war eine herbe Demüthigung beschieden, die ganze Partei der Liga war seinem Verlangen abhold: sie hatte ihr feindseliges Verhalten längst mit Frankreich vereinbart, welches als Helfershelfer den Père Le Clerk du Tremblay (Pater Joseph, die „graue Eminenz"), neben Richelieu das bedeutendste diplomatische Talent, nach Regensburg geschickt hatte.

Stürmisch verlangten die Ligisten den Rücktritt des allmächtigen Wallenstein; in seiner Entlassung, hieß es, liege das Heil und die Wohlfahrt des Reiches. Dieses Verlangen konnte am wenigsten den verhaßten Friedländer überraschen: schon im Frühjahr 1630 hatten die Ligisten zu Mergentheim eine Heeresreform geplant, die auf seine Absetzung zielte; vorübergehend hatte er daran gedacht, nach München zu gehen und sich mit Maximilian zu verständigen. Nach Regensburg zu kommen lehnte er Ende Juni mit der stolzen Antwort ab: „in Regensburg habe er nichts zu suchen, sondern sein wahres Quartier in der Hauptstadt Frankreichs zu nehmen."

Natürlich willigte der Kaiser nicht sofort in das Verlangen der Partei, die ihm seine beste Stütze entziehen wollte, aber schwächer und schwächer ward sein Widerstand; endlich gab er am 13. August nach. Die beiden Abgesandten, welche Wallenstein seine Entlassung nach Memmingen überbrachten, Werdenberg und Questenberg, nahm er mit gleichmüthiger Freundlichkeit auf; längst habe er in den Sternen gelesen, daß der spiritus des Kurfürsten von Baiern den des Kaisers regiere, darum könne er diesem keine Schuld beimessen. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, es schmerze ihn, daß sich der Kaiser seiner so wenig angenommen. Er zog sich nach seiner Herrschaft Jitschin zurück.

Den Oberbefehl über das Heer des gestürzten Gewalthabers erhielt aber nicht, wie die Ligisten gewünscht, Maximilian, sondern Tilly. Auch seines Herzogthums schien man Wallenstein berauben zu wollen; die Kurfürsten forderten einen förmlichen Prozeß gegen die vertriebenen Fürsten und ihre Wiedereinsetzung, wenn sich ihre Unschuld ergäbe. Ferdinand versprach die Untersuchung, er mußte weitere Zugeständnisse machen: er verhieß, einen großen Theil des Kriegsvolkes zu entlassen, keinen Krieg ohne Vorwissen der Stände zu führen und keine Steuer nach Willkür der Kriegsobersten auszuschreiben.

So ward der Kaiser in und mit seinem General durch die eifersüchtige Reichsfürstlichkeit tief gedemüthigt und erreichte trotz alledem das Ziel seiner Wünsche nicht: sein Sohn wurde für jetzt nicht zum Römischen König gewählt. Nur in einem Punkte stimmte er mit den Ligisten, die ihm soviel Widerwärtigkeiten bereitet hatten, völlig überein: in der schroffsten Durchführung des Restitutionsediktes, und die Evangelischen mußten die erzwungene Freundschaft des Kaisers und der Liga hart genug büßen. Aber das Maß ihrer Leiden schien voll zu sein: an den Reichstag gelangten wiederholte Mahn- und Drohschreiben des Schwedenkönigs, welcher die Wiedereinsetzung der Herzoge von Mecklenburg, die Herstellung des Friedens im Reiche forderte. Allerdings würdigte man ihn

Schriftstück ersuchte er die Stände des Reiches, sein Vorhaben zu unterstützen. Zum ersten Male wies er jetzt, wo er die Seinen zur Beschirmung aller gefährdeten Güter aufruft, auf die Gefahren hin, in denen das Evangelium schwebe. Dennoch spricht er keineswegs von der Nothwendigkeit, das Evangelium in Deutschland wieder aufzurichten, von der Absicht, die Aufhebung des Restitutionsediktes zu erzwingen: nur für des eigenen Vaterlandes Freiheit, Macht und Glauben ruft er sein Volk zu den Waffen. Die Stände billigten das Vorhaben des Königs und bewilligten die zur Kriegführung erforderlichen Steuern und Auflagen.

Dagegen zeigte sich Frankreich wenig bereit, den König thatkräftig zu unterstützen; bis zum Frühling des Jahres 1630 war es noch zu keinem Vertrage gekommen: auch die Niederländer wahrten, um ihren Handel besorgt, ängstlich die Neutralität; kaum daß sie Aussicht auf Hilfsgelder machten und im geheimen Werbungen in ihrem Lande gestatteten. „Mißgönnt mir der Prinz von Oranien meine Ehre oder werde ich ihm zu groß?" äußerte Gustav Adolf unmuthig. Christian von Dänemark sah Gustav Adolfs Plänen feindselig zu und ließ rüsten; der einzige Bundesgenosse, auf den der König rechnen konnte, war Gabriel Bethlen.

Im Mai 1630 war alles zur deutschen Expedition vorbereitet. Trotzdem ließ Gustav Adolf noch einmal Friedensverhandlungen mit dem Kaiser unter dänischer Vermittlung zu Danzig eröffnen. Als sich diese zerschlagen hatten, wurde die Landung beschlossen. Am 14. Mai nahm der König in einer feierlichen Reichsrathssitzung zu Stockholm von seinem Lande Abschied und sprach in rührendster Weise seine Wünsche für das Gedeihen des geliebten Vaterlandes aus. Noch ordnete er drei Bettage an, auf denen Gottes Hilfe für die schwedischen Waffen erfleht werden sollte: am 27. Juni lichtete die Flotte, deren Abfahrt widriger Wind verzögerte, die Anker. Am 4. Juli landete sie auf der Insel Usedom; Rügen hatte der König schon im April von Stralsund aus besetzt, damit sich dort nicht die Dänen einnisteten.

1630

Der Feind hinderte die Landung nicht, aber Gustav Adolf befand sich doch in schlimmer Lage, da es an Lebensmitteln völlig gebrach. Das evangelische Deutschland rührte sich nicht, nur Stralsund feierte die Ankunft des Königs durch ein Fest und ein Tedeum. So mußte der König von vornherein energisch auftreten, um seine Lage zu sichern. Durch einen kühnen Vormarsch auf Stettin nöthigte er zunächst den Herzog Bogislaus von Pommern, der eben noch Wallenstein seiner kaiserlichen Gesinnung versichert hatte, zu einem Bündniß. Von Stettin breitete sich Gustav Adolf nach Vor- und Hinterpommern aus: die wichtigsten Plätze, wie Anklam und Stolp überließ ihm das kopflose östreichische Kommando ohne Kampf.

In dieser Zeit vollzog sich aber ein Ereigniß, welches von den verhängnißvollsten Folgen begleitet war. Der vertriebene Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm, war in die Stadt zurückgekehrt, welche der schwedische Agent Stalmann zum Anschluß an Gustav Adolf bewog. Am 6. August nahm

dministrator von dem Erzstift wieder Besitz, begann Werbungen und die Vertreibung der Kaiserlichen. Aber seine Streitkraft war noch zu schwach, der Aufstand verfrüht. Gustav Adolf war damit wenig zufrieden, sandte aber den Obersten Dietrich von Falkenberg nach Magdeburg, um den Administrator bei gutem Muthe zu erhalten. Der Magdeburger Aufstand sollte ihm seine Operationen an der Küste erleichtern.

An die Stelle des Christian Wilhelm war im Jahr 1625 Johann Georgs elfjähriger Sohn August berufen; der Kaiser drängte aber im Jahre 1629 dem Erzherzog Leopold das Erzstift auf und die Gegenreformation wurde im Erzstift durchgeführt. In der Stadt Magdeburg bestanden zwei Parteien: die eine, zu der sich namentlich die Gesellschaft der „Dingebankbrüder" und der gemeine Mann hielt, war schon 1625 den Kaiserlichen und der Liga feindselig; die regierende Partei des Rathes aber empfahl Neutralität. Als das Restitutionsedikt erschien, widersetzte sich die Stadt. Wallenstein belagerte sie, wie erwähnt, hob aber gegen eine Zahlung von 10,000 Thalern am 27. September 1629 die Belagerung auf. Mit Hilfe der Hansestädte wurde der verhaßte alte Rath im Februar abgesetzt: da aber seine Amtsnachfolger den verhafteten Führer der Opposition, Obersten Schneidewin, nicht in Freiheit setzten, beschloß sein Anhang den Administrator zurückzurufen, mit dem Gustav Adolf schon früher in Verbindung getreten war.

Um der Elbe näher zu kommen, machte Gustav Adolf zunächst einen Zug nach Mecklenburg, erzwang den Eingang durch den Ribnitzer Paß und ermahnte die Lande, zu ihrer alten Obrigkeit zurückzukehren. Dann wandte er sich nach Pommern, um den Kaiserlichen eine Feldschlacht anzubieten. Zwar kam es dazu nicht, aber in einem glänzenden Winterfeldzuge vertrieb er den Feind und befreite das ganze Oderland. Jetzt brachte man dem „Helden aus Mitternacht" den ersten Jubel dar, jetzt nannte man ihn Gustav den Großen. In Augsburg hing man die Mäuler;" schon zitterte Wien.

Dennoch war eine wirklich ernste Gefahr nur zu besorgen, wenn Gustav Adolf erreichte, was ihm bisher noch nicht gelungen war, den offnen Anschluß von Sachsen und Brandenburg. Gustav Adolf hatte auf die Sympathien der norddeutschen Fürsten zählen zu können gemeint: aber er hatte sie zu hoch taxirt: private Rücksichten und Aengstlichkeit, nicht aber die nationale Wohlfahrt und die eigne Ehre bestimmten ihr Handeln. Wohl hatte Johann Georg in der Restitutionssache dem Kaiser Widerstand geleistet und sich zu Beschwerden erdreistet, auf die man aber mit Recht keine Rücksicht nahm. Alle Versuche Gustav Adolfs, den Schwächling zu einer Parteinahme für die evangelische Sache zu bringen, blieben vergeblich. Nicht besser stand es mit Brandenburg. Konnte man es dem Kurfürsten auch nicht verdenken, daß er von Gustav Adolf die Zusicherung verlangte, daß er in Brandenburg und Pommern keine Eroberungen machen wolle, so war die Gegenforderung des Königs, George Wilhelm solle sich mit ihm verbinden, ebenso gerechtfertigt.

Andrerseits war es vom Kaiser eine starke Zumuthung an den sächsischen Kurfürsten, ihm mit Geld und Truppen gegen die Schweden zu helfen. Johann Georg beantwortete das Ansinnen mit der Eröffnung, er werde eine Versammlung

Schriftstück ersuchte er die Stände des Reiches, sein Vorhaben zu unterstützen. Zum ersten Male wies er jetzt, wo er die Seinen zur Beschirmung aller gefährdeten Güter aufruft, auf die Gefahren hin, in denen das Evangelium schwebe. Dennoch spricht er keineswegs von der Nothwendigkeit, das Evangelium in Deutschland wieder aufzurichten, von der Absicht, die Aufhebung des Restitutionsediktes zu erzwingen: nur für des eigenen Vaterlandes Freiheit, Macht und Glauben ruft er sein Volk zu den Waffen. Die Stände billigten das Vorhaben des Königs und bewilligten die zur Kriegführung erforderlichen Steuern und Auflagen.

Dagegen zeigte sich Frankreich wenig bereit, den König thatkräftig zu unterstützen; bis zum Frühling des Jahres 1630 war es noch zu keinem Vertrage gekommen: auch die Niederländer wahrten, um ihren Handel besorgt, ängstlich die Neutralität; kaum daß sie Aussicht auf Hilfsgelder machten und im geheimen Werbungen in ihrem Lande gestatteten. „Mißgönnt mir der Prinz von Oranien meine Ehre oder werde ich ihm zu groß?“ äußerte Gustav Adolf unmuthig. Christian von Dänemark sah Gustav Adolfs Plänen feindselig zu und ließ rüsten; der einzige Bundesgenosse, auf den der König rechnen konnte, war Gabriel Bethlen.

Im Mai 1630 war alles zur deutschen Expedition vorbereitet. Trotzdem ließ Gustav Adolf noch einmal Friedensverhandlungen mit dem Kaiser unter dänischer Vermittlung zu Danzig eröffnen. Als sich diese zerschlagen hatten, wurde die Landung beschlossen. Am 14. Mai nahm der König in einer feierlichen Reichsrathssitzung zu Stockholm von seinem Lande Abschied und sprach in rührendster Weise seine Wünsche für das Gedeihen des geliebten Vaterlandes aus. Noch ordnete er drei Bettage an, auf denen Gottes Hilfe für die schwedischen Waffen erfleht werden sollte: am 27. Juni lichtete die Flotte, deren Abfahrt widriger Wind verzögerte, die Anker. Am 4. Juli landete sie auf der Insel Usedom; Rügen hatte der König schon im April von Stralsund aus besetzt, damit sich dort nicht die Dänen einnisteten.

1630

Der Feind hinderte die Landung nicht, aber Gustav Adolf befand sich doch in schlimmer Lage, da es an Lebensmitteln völlig gebrach. Das evangelische Deutschland rührte sich nicht, nur Stralsund feierte die Ankunft des Königs durch ein Fest und ein Tedeum. So mußte der König von vornherein energisch auftreten, um seine Lage zu sichern. Durch einen kühnen Vormarsch auf Stettin nöthigte er zunächst den Herzog **Bogislaus von Pommern**, der eben noch Wallenstein seiner kaiserlichen Gesinnung versichert hatte, zu einem Bündniß. Von Stettin breitete sich Gustav Adolf nach Vor- und Hinterpommern aus: die wichtigsten Plätze, wie Anklam und Stolp überließ ihm das kopflose östreichische Kommando ohne Kampf.

In dieser Zeit vollzog sich aber ein Ereigniß, welches von den verhängnißvollsten Folgen begleitet war. Der vertriebene Administrator von Magdeburg Christian Wilhelm, war in die Stadt zurückgekehrt, welche der schwedische Agent Stalmann zum Anschluß an Gustav Adolf bewog. Am 6. August nahm der

20. Der Fall Magdeburgs (20. Mai 1631).

e weiter Gustav Adolfs Ankunft sich verzögerte, desto ängstlicher war die Magdeburger Bürgerschaft geworden, besonders seit die Kaiserlichen die tigsten Außenwerke und die starke Zollschanze erobert hatten. Der Kom- dant Dietrich von Falkenberg konnte nicht verhindern, daß Unter- dlungen mit Tilly angeknüpft wurden. Der ligistische Feldherr, für den s darauf ankam, die Stadt zu gewinnen, ehe Gustav Adolf herankam, benutzte Unterhandlungen, um die Magdeburger zu täuschen. Am 19. Mai stellte 1631 sein Ultimatum: die Bürgerschaft sollte zwischen der Uebergabe und den ueln der Erstürmung wählen. Tilly ließ seine Kanonen schweigen, die hütze aus der Sudenburg abfahren. Vielleicht hat er einen Augenblick lich geschwankt, ob er abziehen solle, aber Verräther aus der Stadt mel- n ihm, daß der rechte Moment gekommen sei, und seine Generale erinnerten daß ein Sturm in der Morgenfrühe ihm die günstigsten Aussichten böte: ei auch Maestricht an einem Morgen erstürmt worden. Noch war in Mag- rg der Rath zu Besprechungen versammelt, — es war um 4 Uhr früh 20. Mai, — da wurde gemeldet, daß sich allenthalben der Feind sehen . Falkenberg überzeugte sich durch einen Rundgang auf den Wällen, daß in Ordnung und wohlbewacht sei, wandte sich dann mit einer Rede an Rath, — da blies der Wächter auf St. Johannis Sturm. Man sah von die weiße Kriegsfahne wehen. Wirklich war der Feind in der Stadt: ein l der Besatzung hatte sich um 5 Uhr Morgens, der Gewohnheit gemäß, den Posten wegbegeben. Pappenheim war der erste in der Stadt: an zwei len drang er ein. Falkenberg warf sich auf sein Pferd und führte das iment Trost gegen den Feind, den er aus den Straßen zurück zu drängen nn. In diesem Augenblick, wie es scheint, gab Pappenheim den Befehl, ge Häuser anzuzünden, um seine Gegner in Verwirrung, vom Kampf zum chen zu bringen. Der wachsenden Uebermacht kann Falkenberg nicht länger erstehen: er fällt im Kampf. Bald waren die Kaiserlichen völlig Meister Stadt: das Plündern und Rauben, das Morden und Schänden nahm nen grausigen Anfang. Maßlos, unmenschlich ward gewüthet.

Während die entfesselte Soldateska in Straßen und Häusern sich für so el ruhmlose Tage entschädigte, brach ein Brand aus, der von plötzlich sich hebendem Winde genährt, fast die ganze stolze Stadt verwüsten sollte. Wer den rand verschuldet, — schon damals wurden die widersprechendsten Meinungen ut, — man muß eingestehen, daß sich die Wahrheit nicht hat ermitteln lassen. ber die furchtbare Thatsache steht fest: als Tilly am vierten Tage nach der stürmung einzog und in dem Dom das Tedeum anstimmen ließ, waren außer ser Kirche, dem Liebfrauenkloster, nur noch einige ärmliche Häuser, großen- ls Fischerhütten, übrig.

Ist man auch jetzt davon zurückgekommen, die Zerstörung der Stadt Tilly zur Last zu legen, so muß er für die Greuelthaten seiner Soldaten, die er nicht zu zügeln vermochte, in vollem Maße verantwortlich gemacht werden.

seiner evangelischen Mitstände berufen. Wirklich lud er sie am 29. Dezember 1630 zu einem Tage nach Leipzig ein. (6. Februar 1631.) Auch Gustav Adolfs Siege in Pommern konnten weder George Wilhelm, noch Johann Georg umstimmen. Wenigstens französischen Beistand erhielt Gustav Adolf durch den Vertrag von Bärwalde (23. Januar 1631) zugesichert.

Bis jetzt hatte Tilly, der an der Weser stand, nichts gethan, um die Fortschritte der Schweden zu hindern, sondern auf Verstärkungen gewartet. Im Dezember 1630 erst brach er auf und näherte sich langsam der Mark und Mecklenburg. Bevor er ankam, eroberte Gustav Adolf Demmin und Kolberg (Februar und März), dann aber gelang es Tilly, Neubrandenburg einzunehmen, dessen Sicherung der König versäumt hatte. Im mörderischen Kampfe erlag die schwedische Besatzung; nur wenige Offiziere, unter ihnen der tapfere Kommandant Knyphausen entkamen. Die Stadt wurde aufs schändlichste ausgeplündert.

Da Tilly den Sieg trotzdem nicht auszunutzen wagte und auf die Vorstellungen Pappenheims, der jetzt Magdeburg belagerte, von seinem Kurfürsten angewiesen ward, gleichfalls dorthin abzurücken, bekam Gustav Adolf Gelegenheit, 1631 die Niederlage von Neubrandenburg zu vergelten. Am 13. April nahm er Frankfurt an der Oder, machte reiche Beute, 1000 Gefangene und ließ, — was sich nicht rechtfertigen läßt, — die unschuldige Stadt gleichfalls ausplündern. Als er kurz darauf auch Landsberg a. W. einnahm, gerieth das katholische Deutschland in die größte Furcht. Für die Evangelischen kamen beide Siege zu spät: der Leipziger Konvent war schon am 12. April geschlossen worden. Man hatte sich nur zu dem Projekt einer Kriegsverfassung und einer Beschwerdeschrift an den Kaiser ermannt: in katholischen Kreisen hatte man nur Spott für diese waffenklirrende Ohnmacht.

Ein Spottlied beginnt: „Ach die armen lutherischen Hündlein halten zu Leipzig ein Konventlein! Wer war dabei? Anderthalb Fürstlein. Was wollten sie machen? Ein kleines Krieglein. Wer soll ihn führen? Das schwedische Königlein“ u. s. w.

Da sich Tilly nach Magdeburg gewendet hatte, durfte Gustav Adolf mit dem Entsatz nicht länger säumen und auf die Bedenken George Wilhelms Rücksicht nehmen. Er verlangte die Einräumung der Festungen von Küstrin und Spandau, die er nicht unbesetzt in seinem Rücken liegen lassen dürfe, und eine „Totalkonjunktion.“ Durch Androhung von Gewalt erst erlangte der König das Gewünschte auf einer persönlichen Zusammenkunft im Berliner Schlosse (13. Mai); der Kurfürst beeilte sich, den gethanen Schritt beim Kaiser demüthigst zu entschuldigen.

Zum Unglück für Magdeburg wies aber der sächsische Kurfürst den Anschluß an Schweden jetzt unumwunden zurück. Gustav Adolf erklärte feierlich, es sei Sachsens Schuld, wenn Magdeburg fiele: zwingende militärische Gründe hielten ihn ab, den Vormarsch fortzusetzen. Er sicherte sich eine feste Position an der Oder: am 20. Mai fiel Magdeburg in die Hand des unbarmherzigen Siegers und seiner zügellosen Soldateska.



chienen zu Frankfurt a./M. 1637.

olk das Wasser überschreiten, um sich dem Sturm auf die Zollschanze anzuschließen.





chienen zu Frankfurt a./M. 1637.

olk das Wasser überschreiten, um sich dem Sturm auf die Zollschanze anzuschließen.

Die Katholiken jauchzten auf, und in höhnendem Jubel sang man: „Vor Ja- hat die alte Magd dem Kaiser einen Tanz versagt. Jetzt tanzt sie mit dem alten Kn so geschieht dem stolzen Mädchen recht."

Die Entmuthigung der Evangelischen war außerordentlich: allenthalben fürchtete Bürgerschaften, daß auch bei ihnen „das magdeburgische Trauerspiel aufgeführt werden möchte." Aber die allgemeine Stimmung wandte sich auch gegen Gustav Adolf, der die Rettung versäumt habe, und die Jesuiten steigerten diese Anklage dahin, daß der Schwedenkönig den Fall der Stadt absichtlich habe geschehen lassen. Gustav Adolf sah sich genöt in einer förmlichen „Apologie" zu erweisen, daß die wahrhaft und einzig Schuldigen zaghaften Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg seien.

Auch in neuerer Zeit hat eine leidenschaftliche und parteiische Geschichtsschreibung jesuitische Anklage wiederholt, wiewol der Einfältigste begreift, daß Gustav Adolf darnach trachten mußte, für seine ferneren Unternehmungen die wichtige Elbstadt unversehrt in seinen Besitz zu bringen.

Auch nach dem Falle von Magdeburg hätte der Brandenburger sich ger ner engeren Verbindung mit Gustav Adolf entzogen; aber die Besorgniß, daß ie Kaiserlichen nach dem Abmarsch der Schweden ihn für sein schwächliches Benehmen strafen würden, bewog ihn, neben den verhüllten Drohungen des Königs, endlich ihm die Festungen und Pässe seines Landes zu öffnen (22. Juni).

Bei einer Festlichkeit, mit der das Einverständniß der beiden Schwäger in Berlin gefeiert wurde, war zuerst von einer Verlobung des Kurprinzen Friedrich Wilhelm mit Gustav Adolfs Tochter Christine die Rede.

---

21. Die Schlacht bei Breitenf . Gustav Adolf und Wallenstein.

Zum größten Verdrusse des thatkrä gen Pappenheim that Tilly nichts, den Erfolg von Magdeburg auszunutzen; vielmehr erwirkte er die Erlaubniß, sich aus dem ausgesogenen Erzstift nach Thüringen und Hessen zu begeben, wo er sich verproviantiren und Verstärkungen an sich ziehen wollte.

Gustav Adolf dagegen beschloß eine Stellung zu wählen, die zum Angriff und zur Vertheidigung gleich geeignet sei: bei Werben fand er sie; nach einem einmaligen Versuch auf das befestigte Lager erkannte Tilly, der sein Unternehmen gegen Hessen aufgegeben, daß sein Gegner hier unangreifbar sei. Bei Gustav Adolf fanden sich als neue Helfer Bernhard von Weimar und der ritterliche Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel ein, der schon 1630 mit dem Schwedenkönige Verhandlungen angeknüpft hatte. Jetzt kam es zu einem förmlichen Bündniß, kraft dessen der Landgraf 10,000 Mann ins Feld zu stellen versprach. Wichtiger war, daß jetzt auch Kursachsen wohl oder übel bei Schweden Schutz und Beistand suchen mußte. Noch immer hatte Johann Georg mit dem Kaiser verhandelt, den der Leipziger Konvent doch etwas betroffen machte: nach der Einnahme von Magdeburg aber glaubte man mit Sachsen weniger Umstände machen zu dürfen und dringend forderte Tilly den Anschluß an den Kaiser. An allen Grenzen Sachsens sammelten sich gewaltige kaiserliche Streitkräfte. Da wählte Tilly, um einen letzten entscheiden=

1631 den Druck auf Johann Georg auszuüben, ein verkehrtes Mittel; am 5. September rückte er von Halle aus in Kursachsen ein. Er trieb damit den immer noch schwankenden Kurfürsten geradezu in die Arme Gustav Adolfs. Am 11. September schloß er mit ihm ab; beide Herrscher versprachen einander, vereint zu stehen oder zu fallen.

Gustav Adolf hatte in der sicheren Voraussicht dieses Erfolges sein Heer möglichst nahe an die sächsische Grenze geschoben: nun erhielten seine Truppen schleunigst den Marschbefehl. In der Nähe von Düben traf er am 15. September mit Johann Georg zusammen; wechselseitig hielt man Musterung über die Heere: jetzt stimmte der sächsische Kurfürst für eine offene Feldschlacht als das beste Mittel, den Feind aus dem Lande zu schaffen. Seinen letzten Erfolg errang Tilly am 16. September, wo er Leipzig zu einer ungeheuren Kontribution zwang; da ward ihm der Anmarsch der Feinde gemeldet. Am 17. September kam es bei **Breitenfeld**, nahe bei Leipzig, zum Entscheidungskampf, bei dem sich das glänzende Feldherrngeschick Gustav Adolfs bekundete und die von ihm erfundenen militärischen Reformen den Sieg gewinnen halfen.

Die Kaiserlichen hatten anfangs den Vortheil der Stellung: durch eine Bewegung nach rechts wurde er ihnen von Gustav Adolf zur Hälfte abgewonnen. Aber dennoch war der Beginn der Schlacht für die Evangelischen ungünstig. Mit voller Wucht warf sich Tilly auf die neugeworbene sächsische Mannschaft des linken Flügels: sie hielt nicht Stand, scharenweise lief das Fußvolk davon, der Kurfürst wurde in die Flucht gerissen; die Schlacht sei verloren, sprengten die Sachsen aus. Die Niederlage der Sachsen gefährdete wirklich den linken Flügel Gustav Adolfs; da ließ ihn dieser eine Frontveränderung machen und durch die Brigaden Hebron und Vitzthum aus dem zweiten Treffen verstärken. Die ostgothischen Reiter, untermischt mit Musketierabtheilungen, die ein rasendes Feuer eröffneten, brachen endlich die spanischen Bataillone. Der Sieg war ein vollständiger; außer vielen tausend Todten und Gefangenen hatte Tilly fast seine sämmtliche Artillerie und neunzig Fahnen eingebüßt, und, was bedeutungsvoller war, den Ruf der Unbesiegbarkeit verloren. Er floh, persönlich durch einen kühnen deutschen Offizier im Regiment Rheingraf, „der lange Fritz" genannt, mit höchster Gefahr bedroht, gen Leipzig.

Jetzt war Gustav Adolf populär; man prägte auf ihn Medaillen, die man an Ketten um den Hals trug: man besang auch das „sächsische Confekt", das auf einem „starken Tisch in einem breiten Felde" Tilly und seinen Confektnäschern dargeboten sei.

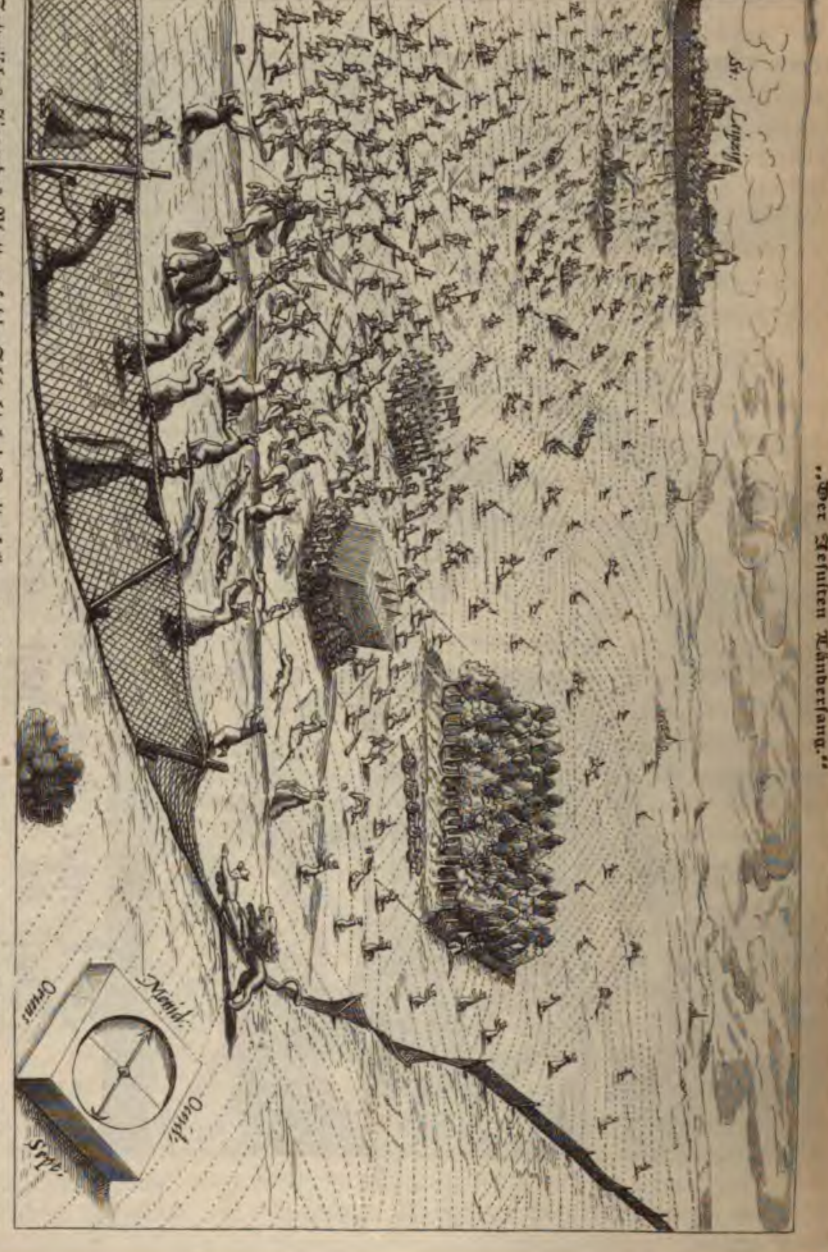
In Folge der Schlacht war man in Wien geneigt, Tilly durch Wallenstein zu ersetzen. Aber man stieß bei ihm auf unvermutheten Widerstand. Dem Kaiser war das unerklärlich, denn er hatte dem gestürzten Generalissimus noch immer Beweise seiner Hochachtung gegeben, auch auf seine Empfehlung Pappenheim zum Feldmarschall gemacht. Aber seit geraumer Zeit verhandelte Gustav Adolf mit dem Friedländer, auf dessen Rachegefühl er rechnete. Der sächsische Feldmarschall Arnim, einst selbst in Wallensteins Diensten, Graf Trzka, des Friedländers Schwager, die böhmischen Flüchtlinge Graf Thurn und Jaroslaw Sesina Raschin, bildeten die Vertrauens- und Mittelspersonen. Gustav Adolf bot Wallenstein die Stelle eines Vizekönigs von Böhmen an: zur Zeit der



Ô Langer Fritz verzeih dirs gott,
Daß dü mich fast geschlagen Todt.

Gleichzeitiges Spottblatt auf Tillys Niederlage bei Breitenfeld.

Als Tilly zur Flucht fortgerissen wurde, bemerkte ihn ein Offizier vom (schwedischen) Regiment des Rheingrafen, wegen seiner Größe der „lange Fritz" genannt. Er suchte Tilly um jeden Preis lebendig zu fangen, ergriff den Alten bei den Kleidern und versetzte ihm mit dem Pistolenkolben Schlag für Schlag auf den Kopf. Schon war Tilly nahe daran sich zu ergeben, als der Herzog von Lauenburg die Gefahr bemerkte und den langen Fritz vom Pferde schoß. — Fliegendes Blatt mit Unterschrift Anno VVIe MagDenbVrg Von GOtt VVar geroChen. (Das Chronogramm giebt die Zahl 1631.)



Satyrisches fliegendes Blatt auf die Schlacht bei Breitenfeld. Der „Löwe aus Norden“ durchbricht die von den Jesuiten um Kursachsen gezogenen Netze. Im Hintergrunde Leipzig. Gedruckt im Jahre 1632.

Schlacht bei Breitenfeld war Wallenstein bereit auf Wien zu marschiren, sobald der König 12,000 Mann nach Böhmen entsendet haben würde.

Auf Wallensteins Uebertritt baute Gustav Adolf einen Theil seines Kriegsplanes. Die noch ungeübte sächsische Armee schickte er nach Böhmen, dessen Bevölkerung sich voraussichtlich zu neuem Aufstande erhob. Dann sollte Wallenstein den allgemeinen Oberbefehl übernehmen und in die östreichischen Erblande einfallen. Auf diese Weise wurde auch der Kurfürst von Sachsen in unversöhnliche Feindschaft mit dem Kaiser verwickelt. Die Eroberung Böhmens gelang ohne Mühe: Wallensteins Besitzungen wurden sorglich geschont.

Der König selbst beschloß den Krieg nach Süddeutschland zu tragen; über den thüringer Wald nach Franken gegen die geistlichen Stifter am Main zu marschiren: das war der Zug „längs der Pfaffengasse".

---

22. Der Zug durch die Pfaffengasse. Gustav Adolf in Mainz und Frankfurt (1631).

Zunächst wandte sich Gustav Adolf nach dem kurmainzischen Erfurt, wo er ein Bündniß mit den herzoglichen Brüdern von Weimar schloß. Von da brach er Anfangs Oktober auf: allen Widerstand brach er siegreich; selbst der für uneinnehmbar gehaltene Frauenberg, die würzburger Citadelle wurde kühn erstürmt. Wohl oder übel mußten sich auch die evangelischen Fürsten und Stände des fränkischen Kreises zu einem Vertrage mit dem König bequemen, der ihnen Schutz versprach, aber auch schwere Leistungen auferlegte. In den ehedem geistlichen Gebieten wurde eine „königliche Landesregierung des Herzogthums Franken" eingesetzt, doch verschenkte der König viele geistliche Güter an seine Offiziere. Dann forderte Gustav Adolf die drei geistlichen Kurfürsten auf, sich mit ihm in Güte zu verständigen, Kontributionen und Religionsfreiheit zu gewähren; andernfalls drohte er sie mit Feuer und Schwert heimzusuchen.

Tilly, der nach seiner Niederlage nur auf einem großen Umwege wieder in die Nähe der Schweden gelangt war, gab die Mainlinie preis, und so konnte Gustav Adolf mühelos Frankfurt einnehmen und die Belagerung von Mainz beginnen. Er isolirte es planmäßig: im Dezember mußte es sich ergeben, nachdem vorher auch Oppenheim gefallen war, wobei Gustav Adolf, sehr gegen seinen Wunsch, es mit Spaniern zu thun gehabt hatte. Denn einem Kampfe mit den spanischen Habsburgern wollte er womöglich aus dem Wege gehen. Mit der Einnahme von Mainz war eine Kette glänzender Ereignisse geschlossen. Nach unsäglicher, mühevoller Arbeit ward dem Kriegsmann Erholung und Ueberfluß zu theil. Fast war zu fürchten, daß dem unverweichlichten Sinn der rauhen Nordländer das reiche Mainland zum Capua werden möchte.

Stolzer hat kaum jemals ein deutscher Kaiser Hof gehalten, als Gustav Adolf im Winter von 1631 auf 1632 zu Mainz und Frankfurt. Von allen Seiten strömten Gesandte herbei; deutsche Fürsten fanden sich ein. Auch der

1631

Pfalzgraf kam, um bei dem Kriegsgewaltigen seine Wiedereinsetzung zu beantragen. Er wurde mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, aber Gustav Adolf ließ sich nicht einmal zu Versprechungen herbei.

Nun erschien in Mainz auch der französische Gesandte Charnacé mit einem Antrage, welcher den König um einen guten Theil seiner Vortheile zu bringen bezweckte. Es war nicht nach Richelieus Geschmack, daß Gustav Adolf statt in die kaiserlichen Erblande, in das Gebiet der Liga eingerückt war. Er bewog daher die Fürsten dieses Bundes, den Schweden für die Zukunft völlige Neutralität anzubieten und machte ihnen auf äußerst günstige Bedingungen Aussicht. Um Frankreich nicht zu beleidigen, ließ sich Gustav Adolf die Anknüpfung der Verhandlungen gefallen, stellte aber solche Bedingungen, daß die Ligisten sie schlechterdings nicht annehmen konnten. Aber von seinem Standpunkte aus hatte er Recht: wenn das Abkommen mit der Liga ihn nicht in den Stand setzte, das Haus Habsburg zu einem allgemeinen Frieden zu zwingen, war es nur schädlich; mochte das Schwert noch einmal entscheiden!

---

23. Wallensteins zweites Generalat. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod (16. November 1632).

So peinlich auch die Lage des Kaisers war, — erklärte doch selbst der Papst, daß er den gegenwärtigen Kampf für keinen Religionskrieg halte, da Gustav Adolf jeden bei seiner Religion schütze, — so leuchtete ihm doch noch im Dezember des Jahres 1631 ein Hoffnungsstrahl entgegen. Zwischen Wallenstein und Gustav Adolf war es zu keiner Verständigung gekommen: einer mißtraute dem andern. Als sich der Kaiser nun in Böhmen durch die Sachsen bedroht sah, wünschte er sich zunächst dieser Gegner zu entledigen und ließ durch den charakterlosen Arnim mit Wallenstein (Ende November) Verhandlungen anknüpfen. Auf wiederholtes Drängen versprach er am 31. Dezember, ein neues Heer zu schaffen und den Oberbefehl auf drei Monate zu übernehmen. Wenn sein beleidigter Ehrgeiz trotzdem noch auf Rache sann: er sollte sie bald in vollem Maße kühlen. Am 15. April 1632 wurde Tilly, als er dem Schwedenkönig bei Rain den Uebergang über den Lech streitig machen wollte, aufs Haupt geschlagen: Tilly starb an seinen Wunden, das Heer der Liga war vernichtet, Maximilian von Baiern ein Flüchtling im eigenem Lande!

1632

Gustav Adolf war im März wieder nach Franken aufgebrochen, wo sein Feldmarschall Horn Bamberg verloren. Nach einem triumphirenden Einzuge in Nürnberg hatte er die Donau bei Donauwörth überschritten und beim weiteren Vormarsch nach Ulm den Kampf herbeigeführt.

Noch ohne Kenntniß von diesem neuen Unheil hatte der Kaiser dem Herzog von Friedland in dessen Feldlager zu Znaim Bedingungen zugestanden, welche noch nie zuvor ein Herrscher seinem Feldherrn bewilligt, und die in ihrer Maßlosigkeit für den Kaiser und den Generalissimus gleich verhängnißvoll werden mußten.

Er erhielt den Oberbefehl auf Lebenszeit, das oberste Konfiskations- und Begnadigungsrecht, nach Okkupation der Reichsländer die Oberlehnsherrlichkeit im Reiche, die Zusicherung eines östreichischen Erblandes. Außerdem zahlte der Kaiser 400,000 Thaler, welche Wallenstein der böhmischen Kammer von seinen Güterkäufen noch schuldete, bestätigte das Besitzrecht an Mecklenburg und räumte ihm pfandweise das Fürstenthum Glogau ein.

Während Wallenstein den Feldzug in Böhmen begann und die Sachsen ne viel Blutvergießen verdrängte, — galt es doch, den schwankenden Kur- sten wieder ganz auf die kaiserliche Seite zu ziehen, — hatte er die Genug- ung zu vernehmen, wie das Land des verhaßten Maximilian dem siegreichen hwedenkönig zur Beute ward. Zur großen Freude der Evangelischen zog ser in Augsburg ein, dann wandte er sich wieder nordwärts zur Donau, um

AUGUSTA ANGUSTIATA, A DEO PER DEUM LIBERATA.
Teutsch: Geängstigt ward Augspurg die Stadt: Gott durch Gott ihr geholffen hat.



Fliegendes Blatt auf Gustav Adolfs Einzug in Augsburg. Gedruckt im Jahr 1632.

Ingolstadt zu belagern; Maximilian zog sich nach Regensburg zurück, um sich mit Wallenstein zu vereinigen.

Da der Friedländer aber nur mit 20,000 Mann anrückte, mußte
Adolf fürch
der Kurfü
Sachsen si
die in Böh
rückgelassen
kräfte einf
lassen möcht
beschloß er
ternehmen,
Bekämpfung
stein seiner
Armee bedu
er gab die
rung auf
schirte auf
los. Wol
die geängsti
ihrem Land
schmählich
bene Stadt
beutete das
die dort ve
Geschütze,
Prachtstück
„Schalmei"
„Bayerin",
war nur
übergehend
Er mußte
den obersch
Gegenden
denen seine
durch eine
chen Volk
droht war
Sachsen k
dies die
Nachrichte
treff des
der nic

Gustav Adolfs Einzug in München. (Gleichzeitiges fliegendes Blatt.)

selbst abzufallen drohte, sondern auch den Versuch gemacht hatte,
burg zum Aufgeben des Bündnisses mit Schweden zu bewegen. Gu

hielt es für das beste, mit einem auserlesenen Heere selbst nach S... ...llen und den Wankenden zu stützen und zog nordwärts, zuvörderst nach ... ...erg. Hier fand er Gelegenheit, seine Ansichten über die Zukunft und seine ...genen Absichten offen darzulegen. Er gedachte die geistlichen Stifter womöglich ... behalten, im Reiche aber eine festorganisirte Vereinigung aller Evangelischen ...orpus Evangelicorum) zu begründen, deren Führung er selber zu übernehmen ...ünschte.

Ehe er nun seinen Plan ausführte, über Koburg nach Sachsen zu gehen, ...fuhr er, daß Maximilian auf Weiden marschire, um sich mit Wallenstein zu ...reinigen. Diese Vereinigung vermochte er aber nicht mehr zu hindern, und ...rkwürdig, sowie er Wallenstein sich gegenüber wußte, wurde er in seinen Ent...schließungen unsicher.

Endlich beschloß er, bei Nürnberg ein festes Lager zu beziehen, die weiteren ...perationen des Feindes abzuwarten ... ...ll' seine Heere hier zu versammeln. ...hm gegenüber, auf dem linken Ufer ... ...egnitz, zwischen Fürth und Stein, ...lug Wallenstein, dessen Heer nach der ...einigung mit den bairischen Truppen ...000—80000 Mann zählte, gleichfal... ...ein wohlbefestigtes Lager auf, in der ...bsicht, die Schweden auszuhungern. Die „alte Veste" war nebst drei Schanzen ... der Nordseite der wichtigste Punkt des Lagers. Wallenstein erreichte seine ...bsicht vollständig: nachdem Gustav ... ...olf seine übrigen Truppen an sich ...zogen, wurde der Mangel an Lebensm... ...eln unerträglich: konnte er die Gegner ...icht in offener Feldschlacht besiegen, s... ...ußte er die ausgesogene Gegend ver...lassen und Nürnberg preisgeben. Wall... ...ein verweigerte hartnäckig den Kampf; ... blieb daher nichts übrig, als den ... ...auf seine furchtbare Position zu ...nternehmen. Am 4. September mach... ...te der Schwedenkönig an das Wag... 1632 ...iß, und es kam zu einem mörderischen zwölfstündigen Ringen. Aber umsonst ...ar der todverachtende Muth der Schweden, dreimal nahmen sie die alte Veste, ...reimal warf sie Aldringer wieder heraus. Endlich gab Gustav Adolf den ...achtlosen Kampf auf; er hatte schwere Einbuße erlitten, und Wallenstein durfte ...riumphirend dem Kaiser berichten, daß Gustav Adolf bei dieser „Impressa sich ...ie Hörner gewaltig abgestoßen."

Dennoch war der König noch nicht gewillt, Nürnberg aufzugeben; trotz ...es äußersten Mangels hielt er sich, denn dieselbe Noth beschwerte auch Wallen...stein. Es kam darauf an, wer in seinem Lager am längsten aushalten würde. ...s war Wallenstein: drei Tage später als sein Gegner (21. September) zog ...r ab: man vermuthete, nach Sachsen. Dies mußte um jeden Preis verhütet ...werden. Einen Augenblick dachte Gustav Adolf an das einzige Rettungsmittel: ...er wollte mit dem ganzen Heere die Donau abwärts ziehen und in Oestreich einfallen, wo man auf die Sympathien des Landvolkes rechnen durfte. Unbe...greiflicher Weise ließ der König diesen kühnen Plan fallen, der Wallenstein genöthigt haben würde, ihm zu folgen: er zersplitterte seine Streitkräfte zu unbedeutenden Unternehmungen und war nun gezwungen, die Wege zu gehen, die Wallenstein ihm wies.

Dieser hatte, unbekümmert um die Maßnahmen seines Gegners, den Marsch nach Sachsen fortgesetzt, in welches eben 10,000 Kaiserliche unter Gallas eingefallen waren. Anfangs November ergab sich Leipzig dem Friedländer; das ganze Land durchzogen sengend und brennend die berüchtigten Scharen des Obersten Holke. Bei Leipzig vereinigte sich Wallenstein auch mit Pappenheim, der nach seiner Trennung von Tilly im niedersächsischen Kreise einen glänzenden Feldzug gemacht hatte.

Vergebens rieth Oxenstierna dem Könige trotz jener Gefahr für Sachsen den Einfall in Oestreich zu machen: Gustav Adolf hielt seine Rückzugslinie nach dem Norden für gefährdet, er bekam von feindseligen Bewegungen Dänemarks Nachricht, die auswärtigen Mächte zeigten sich zurückhaltender, als je zuvor. Auch trieb es ihn wol, vor Ablauf des Jahres die Niederlage vom 4. September wett zu machen. Er übergab Oxenstierna die Verwaltung von Oberdeutschland und, von ernsten Ahnungen erfüllt, ertheilte er ihm Anweisung, wie es im Falle seines Todes während der Minderjährigkeit seiner Tochter Christina gehalten werden solle.

Dann rückte er rastlos über Franken und Thüringen nach Sachsen ab: am 10. November stand er bei Naumburg. Hier gedachte er eine kurze Zeit in einem befestigten Lager zu rasten, bis er alle seine Truppen, auch die sächsische Armee, vereinigt hätte. Denn der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg stand noch an der Elbe, um den Uebergang bei Torgau und Wittenberg zu decken; die kursächsischen Truppen befanden sich noch größtentheils in Böhmen.

Alles, was dieser armselige Kurfürst in der Stunde der Entscheidung bot, waren 1500 Mann — zwei Regimenter. Aber noch ehe er Gustav Adolf von dieser hochherzigen Unterstützung in Kenntniß gesetzt hatte, waren die Würfel bereits gefallen.

Wallenstein selbst hatte eigentlich bei der vorgerückten Jahreszeit es schon aufgegeben, eine Feldschlacht zu liefern: Pappenheim war beauftragt, einen Versuch gegen das noch unbesiegte Halle zu machen, dann nach den Wesergegenden abzurücken. Das Hauptheer sollte, um ihm einstweilen nahe zu sein, in der Gegend von Merseburg und Lützen ein Lager beziehen. Als Gustav Adolf am 15. November bemerkte, daß der Feind eine rückgängige Bewegung von Weißenfels auf Lützen gemacht, brach er mit seinem ganzen Heere von Naumburg auf und hängte sich an die Kaiserlichen.

1632

Seine Absicht war, Wallenstein nach Halle abzudrängen und sich die Verbindung mit dem Kurfürsten zu sichern. Wallenstein sammelte während der Nacht sein Heer bei Lützen und ertheilte Pappenheim schleunigst Gegenbefehl: er solle alles stehen und liegen lassen, am 16. November früh müsse er zur Stelle sein. Am Morgen dieses Tages rückten die Schweden gegen Lützen vor; hier, auf der Walstatt großer Völkerschlachten alter und neuer Zeit, kam es zum Zusammenstoß der beiden genialen Heerführer.





Ansicht von Lützen, gestochen 1650.

rlauf der Schlacht war einfach, ein
n um den Sieg. Die Schweden gingen
ffen, wie bei Breitenfeld, zum Angriff
ihrem linken Flügel lag Lützen, der
e sich an den Floßgraben. Nördlich
traße, die durch Lützen nach Leipzig
den die Kaiserlichen. Gegen Mittag
neinander, und nun wogte der Kampf
r. Besonders hart ging es auf dem
edischen Flügel zu, wo Gustav Adolf
persönlich leitete. Hier wurde der Feind
ngt; tödlich verwundet fiel hier Pap-
der rechtzeitig eingetroffen war. Schon
Schweden siegreich weiter vor, als ein
fallender Nebel den Angriff unsicher
ctavio Piccolomini stellte den
er her und harrte, mehrfach verwundet,
ze seiner Kavallerieregimenter aus: als
ische Angriffe zurückgewiesen waren,
König persönlich ein neues Regiment
nd: im Nebel gerieth es auseinander,
n Handgemenge; zum Tode getroffen
av Adolf vom Pferde.



Zuschauer der Schlacht bei Lützen.
Staffagefiguren des Schlachtplans gestochen von Hulsius, aus dem Jahre 1632.

n Munde seines jungen Pagen Leubel-
s Nürnberg weiß man folgende Einzel-
den Tod des Königs: Ein öſtreichischer
emerkte, daß dem Vorwärtsreitenden
Platz gemacht wurde. Er machte einen Musketier aufmerksam: „das muß ein
Herr sein, schieß' auf ihn!" Die Kugel zerschmetterte des Königs linken Arm, daß
trömte und die Knochensplitter durch den Aermel drangen. „Es ist nichts, meine
nell vorwärts", rief er den Seinen zu, bat aber doch seinen Begleiter, den Herzog
nburg, ihn aus dem Gefecht zu bringen. Hierbei geriethen beide in ein kaiser-
ssierregiment, dessen Oberstleutnant von Falkenberg, den König wiedererkennend,
em Rufe, „dich habe ich lange gesucht", eine Kugel durch den Leib jagte. Falkenberg
h von einer rächenden Kugel. Lauenburg wurde im Handgemenge vom Könige
t, dieser stürzte von seinem verwundeten, wild gewordenen Pferd und blieb liegen.
junge Leubelfingen war beim Könige geblieben, bot ihm sein Pferd an und suchte



Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim.

Gemalt von van Dyk, gestochen von C. Galle.

ihm darauf zu helfen. Allein vergeblich. Einige kaiserliche Reiter eilten herbei und fragten, wer der Verwundete sei. Der Page schwieg; zornig bohrte der eine Reiter Leubelfingen das Schwert durch den Leib, während der andere dem Könige eine Kugel durch den Kopf jagte.

Man gab beiden noch mehrere Schüsse, plünderte sie und ließ sie nackt auf dem Felde liegen. Leubelfingen lebte noch einige Tage und durch ihn hat man die Nachrichten der letzten Augenblicke des großen Königs. Seine Leiche brachte man zunächst auf das Schloß im nahen Weißenfels, von wo sie später nach Schweden geführt wurde.



Flucht der kaiserlichen Reiterei in der Schlacht bei Lützen.
(Aus einem Merianschen gleichzeitigen Kupferstich.)

Bald sah das schwedische Heer den verwundeten Hengst des Königs mit Sattel und Zaum, mit Blut bespritzt zwischen den Truppen umherirren. „Der König ist todt" ging es durch die Reihen. Die Kunde von seinem Tode entflammte die Wuth der Schweden aufs äußerste; aber



Gustav Adolfs Tod bei Lützen. Aus dem Theatrum Europaeum.



Gustav Adolfs Leiche auf einer Tragbahre.
Vom Kupferstich eines gleichzeitigen fliegenden Blattes: Trauer- und Siegeshymnus des Poeta Laureatus Gloner aus Straßburg.

wiewol sie den Kampf unter der Führung Bernhards von Weimar bis zur Dunkelheit fortsetzten, errangen sie keinen eigentlichen Sieg. Vom Kampf ermattet, von Proviant entblößt, zogen die Kaiserlichen nach Leipzig ab; die Schweden lagerten die Nacht auf der Walstatt, gingen jedoch am folgenden Tage auf Weißenfels zurück.

Aber selbst wenn sie einen vollständigen Sieg gewonnen hätten, mit dem Tode ihres Königs wäre er zu theuer bezahlt gewesen. Deutschland war verwaist; und nicht allein die Protestanten beklagten in unzähligen Liedern und Predigten den Fall der „Hauptsäule des Evangeliums"; auch der Papst hielt eine Trauermesse für den Mann, welcher dem gefahrdrohenden Vordringen des Hauses Habsburg einen Damm entgegengesetzt hatte.



Gustav Adolf, Medaillon aus Knochenmasse, im Privatbesitz zu Berlin.

Am meisten verlor an ihm freilich sein eigenes Vaterland, das der König zur Grundlage seines skandinavischen Kaiserreichs zu machen beabsichtigte. Auf die Krone des heiligen römischen Reiches hat sich Gustav Adolf niemals Hoffnung gemacht.

---

24. Der Heilbronner Bund. Wallenstein in Böhmen (1633).

Nach Gustav Adolfs Tod war die Seele der schwedischen Politik der Reichskanzler Oxenstierna, den der Reichsrath mit unbedingter Vollmacht betraute; das Haupt der Kriegführung ward Herzog Bernhard von Weimar; neben dem General Horn kommandirte. Aber mehr und mehr drängte sich der französische Einfluß in den Vordergrund: die Gelegenheit war zu günstig, das Ziel der französischen Vergrößerungssucht, das linke Rheinufer zu gewinnen. Diesem Zwecke, nicht der Unterstützung der Protestanten galten die weiteren Maßnahmen des Kardinals Richelieu. In höchst unbequemer Weise machte sich dieser Einfluß fühlbar bei dem Abschlusse des Heilbronner Bundes (23. April 1633), durch welchen sich die oberdeutschen und die beiden rheinischen Kreise verpflichteten, bis zur Wiederherstellung der evangelischen Reichsstände und zur Befriedigung der schwedischen Ansprüche im Kampfe auszuharren. Mit Mühe hintertrieb Oxenstierna die unmittelbare Verbindung Frankreichs mit den

1633



GVSTAVVS ADOLPHVS D.G. REX SVEC.GOTH:
ET VAND. MAGNVS. PRINCEPS. FINLANDIE. DVX.ETC.

Gustav Adolf.

Gemalt von Anton van Dyk, gestochen von Paul Pontius.

vier Kreisen, aber dafür wußte ihm Richelieu durch den gewandten Marquis von Feuquières die ausschließliche Leitung des Bundes zu entziehen. Auch hatte Oxenstierna bei der kurz vor dem Heilbronner Bündniß erfolgten Erneuerung des Bärwalder Vertrages sich verpflichten müssen, in allen eroberten Gebieten die katholische Religion aufrecht zu erhalten und der Liga auf Verlangen Neutralität zu gewähren.

Der Schauplatz des Krieges befand sich im Anfang des Jahres 1633 namentlich in Schwaben, Franken und den Donaugegenden. Bernhard von Weimar und Horn vereinigten sich bei Donauwörth und bedrohten Baiern: ihnen gegenüber stand der ausgezeichnete Reiterführer, Johann von Werth, ein echter Emporkömmling, bald ein Liebling der Volkssage. Zu entscheidenden Thaten kam es nicht, um so weniger als im schwedischen Heere bei Führern und Soldaten ein Geist der Unbotmäßigkeit sich regte, der nur durch Befriedigung der egoistischen Gelüste der Einzelnen gedämpft werden konnte.

Auch Bernhard von Weimar scheute sich nicht, Bamberg und Würzburg als schwedisches Lehen (Herzogthum Franken) in Empfang zu nehmen.

Im Herbst kämpfte Horn in der nördlichen Schweiz, dann im Elsaß gegen italienisch-spanische Truppen unter dem Herzog von Feria; Bernhard von Weimar eroberte am 14. November nach heißem Kampfe Regensburg, drang bis Passau vor und bedrohte Oestreich; aber der Winter nöthigte ihn zur Umkehr. So war für jetzt Wallensteins Hilfe überflüssig, welche Maximilian sehr dringend erbeten hatte.

Wallenstein spielte während dieses ganzen Jahres ein trugvolles, gefährliches Spiel. Er ahnte wohl, daß man nach Gustav Adolfs Tode ihn nicht mehr für unentbehrlich halte, seine hohen Ansprüche nie bewilligen werde. Aber ihn bewegte auch ein höherer Gedanke, der Wunsch, den allgemeinen Frieden baldigst herbeizuführen. Dieses Friedensbedürfniß war allgemein, und Wallenstein überschritt an und für sich seine Vollmachten nicht, wenn er mit dem Feinde Verhandlungen anknüpfte. Aber allerdings hatten dieselben von Anfang an einen starken Beigeschmack von Verrath. In Dresden verhandelte sein Schwager Kinsky mit dem französischen Gesandten, dem erwähnten Marquis von Feuquières; schon im Juni soll Richelieu dem kaiserlichen General die böhmische Krone, eine Million Livre und den Beistand Frankreichs angeboten haben. Auch mit Sachsen und Brandenburg, mit Schweden wurde unterhandelt; gegenseitiges Mißtrauen hemmte den Fortschritt, gerade die Großartigkeit der Anerbietungen Wallensteins machten Oxenstierna argwöhnisch. Allerdings war Wallenstein zu nichts entschlossen: erwog er doch gleichzeitig die Möglichkeit, als Belohnung seiner Dienste nach Maximilians Tode die Pfalz und die Kur zu erhalten. Um den Preis für seine Treue zu steigern, deutete er dem kaiserlichen Hofe an, ihm seien von feindlicher Seite die höchsten Anerbietungen gemacht, er sei aber durch die Pflicht gewappnet, die ihm Dienst und Gewissen auferlegten.

Schon glaubte man in Wien, vor dem Friedländer auf der Hut sein zu müssen, da zwang er plötzlich (am 11. Oktober 1633) ein schwedisch-sächsisches Heer unter Thurn bei Steinau in Schlesien zur Kapitulation. Seine Widersacher am kaiserlichen Hofe mußten schweigen, — aber warum half er nun trotzdem dem bedrängten Baiernfürsten nicht? Warum kehrte er gar um, als er Ende November von Pilsen gegen Fürth und Chamb aufgebrochen war? Und was sollten die Schweden nach jenem Steinauer Handstreiche von ihm denken? So spielte der ehrgeizige Mann mit dem Gedanken des Abfalls: das sollte ihn verderben.

1633



Die prächtige Halle an der Parkseite von Wallensteins Palast in Prag, dem sogenannten „Friedländer Hause.“
in der Gestalt erhalten, wie sie Wallenstein durch seinen italienischen Baumeister Sebregondi erbauen lie

25. Wallensteins Ausgang (1634).

Zwar war im kaiserlichen Rathe Wallensteins vornehmster Gönner Eg
berg noch immer der einflußreichste Minister, aber es fehlte auch nic
mächtigen Gegnern, unter denen der kaiserliche Beichtvater Pater Läm
mann (Lamormain) nicht der geringste war. Spanien hatte Wallenst
Laufe des Jahres 1633 zweimal aufs schwerste beleidigt; am feindseligst
dem Herzog begreiflicherweise Kurfürst Maximilian. Aber noch ein wic
Gegner erwuchs dem Generalissimus. Der Thronfolger (Ferdinand II
langte den Oberbefehl oder doch mindestens den Befehl in der Arme
Wallenstein. Dieser, auf sein Patent pochend, erklärte, der Thronfolger
geborner Herr, ihm wolle er gern das Kommando abtreten, aber we
ihm, noch neben ihm dienen. Nunmehr gesellte sich auch der junge Fürs
steins Feinden, dem stolzen spanischen Gesandten Oñate, dem spanischen
Quiroga und dem Hofkriegsrathspräsidenten, Grafen Schlick hinzu.

Um Wallensteins räthselhafte Gesinnung zu erforschen, sandte
1633 im Dezember 1633 an ihn den Freiherrn Gerhard von Questen
dessen Instruktion schon gesagt wird, Wallenstein scheine die Rolle
königs spielen und dem Kaiser in seinen eignen Landen nicht mehr

fügung lassen zu wollen. Auch sollte Questenberg den Friedländer zu einem Winterfeldzug bewegen, was jener, gestützt auf ein Gutachten seiner Offiziere, verweigerte. Ebenso eigensinnig zeigte sich Wallenstein gegen den Kapuziner Quiroga (Januar 1634), der ihn zu bestimmen suchte, eine Unternehmung des Kardinalinfanten zu unterstützen. 1634

Den ihm drohenden Gewitter gegenüber verließ sich Wallenstein auf einen doppelten Ausweg, die Verhandlungen mit den fremden Mächten und die Ergebenheit seiner Armee. Der Gedanke des Abfalls gewann für ihn ernstere Bedeutung: um die Armee zu prüfen, theilte er seinen Obersten am 12. Januar zu Pilsen mit, er sei entschlossen, in Folge vielfacher Kränkungen abzudanken. Diese Eröffnung erregte allgemeinen Schrecken, der Kredit der Armee, die Guthaben der Obersten beruhten auf Wallensteins Generalat. Eine Deputation der Obersten, geführt von Trzka und Ilow drangen in Wallenstein, seinen Entschluß aufzugeben. Endlich erklärte er sich zu einem Aufschube bereit, doch forderte er dagegen, daß man treu bei ihm ausharre. Auf Ilows Betrieb, wurde bei einem glänzenden Bankett, das dieser gab und welches höchst tumultuarisch endigte, ein Revers verfaßt, der sogen. erste „Pilsener Schluß", kraft dessen sich die Obersten verpflichteten, für ihren Kriegsherrn den letzten Blutstropfen zu verspritzen und sich nie von ihm zu trennen. Vierzig Generale und Obersten unterschrieben den Pilsener Revers, auch der Verräther Piccolomini, der den Wiener Hof unverzüglich von dem Vorgange in Kenntniß setzte.

Längst war Wallenstein von Verräthern umgeben. Es waren Gallas, Piccolomini, Aldringer, — in dem Generalstabe des Friedländers, — außerdem sein alter Nebenbuhler Marabas und der Marchese Caretto di Grana. Die wichtige Rolle des Aufpassers hatte Piccolomini und löste sie mit echt italienischer Schlauheit. — Die Angabe, daß in dem Pilsener Reverse ein Vorbehalt zu Gunsten des kaiserlichen Dienstes ursprünglich enthalten war, ist zwar an sich richtig: aber Wallenstein strich diese Bestimmung, ehe der Revers vorgelegt und unterschrieben wurde.

Trotz der Meldung Piccolominis war der Kaiser noch zu keiner Gewaltthat entschlossen: er dachte an eine Beschränkung der Vollmachten des Friedländers, hatte schlaflose Nächte und ließ in Kirchengebeten den Himmel um seine Erleuchtung anflehen. In einem Patent vom 24. Januar wurde Wallensteins Entsetzung bereits ausgesprochen, doch hielt man es noch zurück. In der Umgebung des Kaisers dagegen wurde der Plan, den Friedländer durch Gift oder Dolch zu beseitigen, unverhüllt besprochen, denn man setzte mit Recht voraus, daß Wallenstein gutwillig den Oberbefehl nicht abgeben werde. Noch am 13. Februar ertheilte der schwache Ferdinand seinem Generalissimus militärische Anweisungen und nannte ihn „lieber Oheim und Fürst:" zu gleicher Zeit aber ergingen Gallas, Piccolomini, Aldringer u. A. Ordonnanzen, denen zufolge niemand Befehle vom Herzoge, Ilow und Trzka anzunehmen habe. Erst am 22. Februar wurde ein kaiserliches Patent veröffentlicht, das Wallenstein „der ganz gefährlichen Conspiration wider den Kaiser und sein hochlöbliches Haus", des größten Undankes anklagte, des Oberbefehls enthob und die Armee an die 1634



Octavio Piccolomini de Aragona.

Gemalt von Anselmus van Hulle, gestochen von Cornel. Galle 1649, als Piccolomini kaiserlicher Ber
beim Nürnberger Kongreß zur Ausführung des Friedens von Münster war.

vnßers mittelß diesem zuewieder handeln, vnndt sich
sondern wolte, sambtlich vndt ein ieder inn sonderheit,
oder dieselbe wie treulloße Aydts vergeßene Leuth zuuerfo
vndt an deßen Haab undt Güethern, Leib vndt Leben
zurechnen schuldieg vndt verbunden sein sollen vndt wo
Solches alles Erbar vndt ohn alle gefehrde aufrichtieg
halten, haben wir zue mehrer bestettiegung dieses Er
handlich vnterschrieben vndt Besiegelt. So geschehen
Haubt Quartier Pilsen, den zwölfften January Anno 1

Julius Heinrich, Herzog zu sachsen. — Ch. v. Ilow. — Hanß Vlrich Schaffgotsch.

O. C. Piccolon

Joan Ernst H. v. Scherffenberg. — E. G. v. Sparr. — Adam Treczka.

R. Fr. v. Morzin. — Suys. — Joan Lodouico Isola

G. H. v. Scherffenberg. — Fr. Wilhelm Mohr vom Waldt, Obr. — Hans Rudolff v. Bre

W. Lamboy. — Gonzaga. — Johan Beck.

v. Wolff. — A. Waeuell, Obr. — Jh. v. Wiltberg.

Florent de la Fosse. — John Henders

Walter Butler, Col. — Montar v. noyrel.

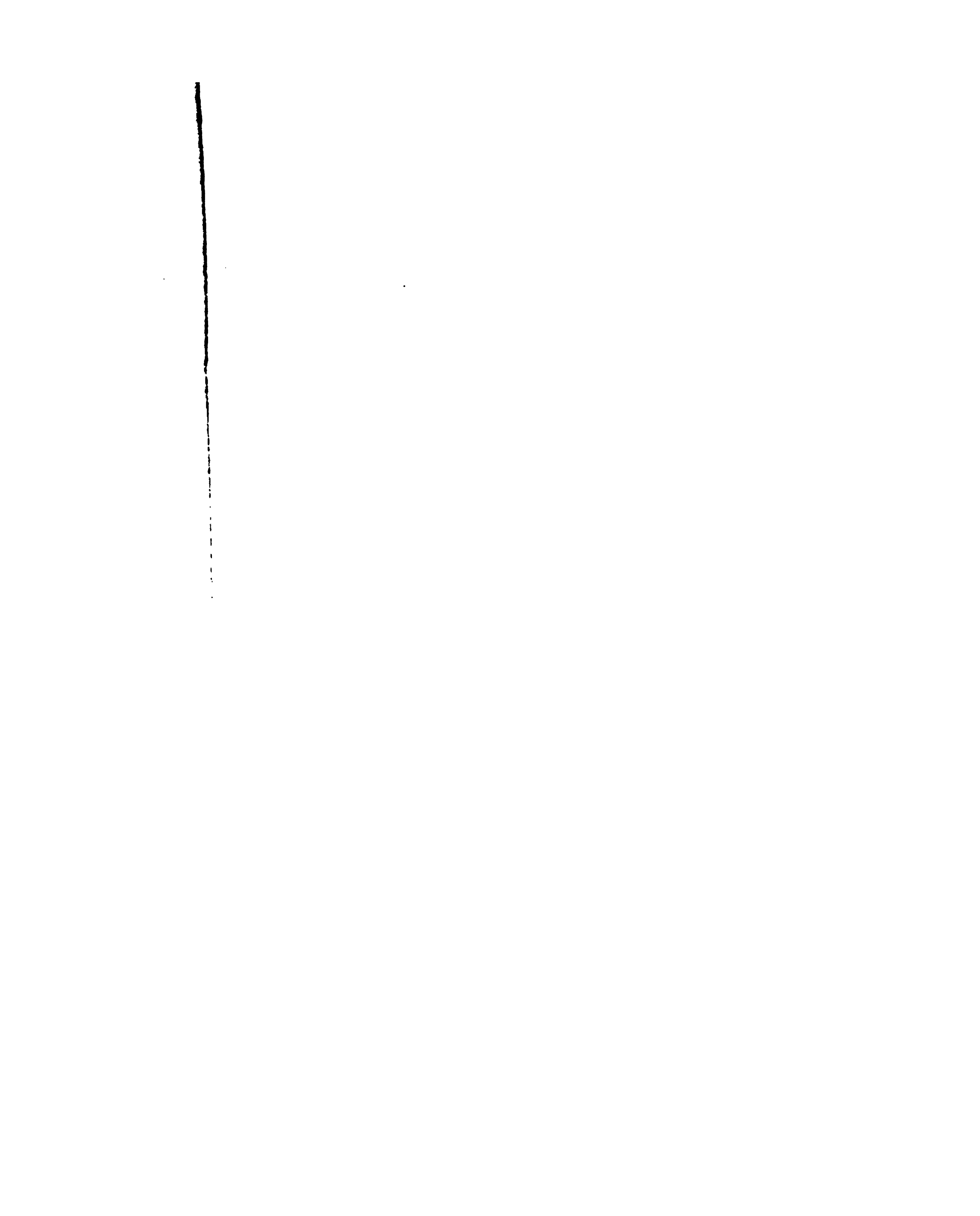
Julio Diodati. — Burvan Ladislaw von Waldstein. — Hans Khar Przchow

la Tornett. — J. G. Rauchhoupt.

Petrus v. Lossy. — Sebestyan Kosseczky.

Marcus Corpesz. — A. Gordon.

Georg Friderich Milheim, Ot



obengenannten Generale wies. Zwei Tage darauf erließ Ferdinand schon an Gallas Mandate, welche über die Güter Wallensteins und seiner Vertrauten die Konfiskation verhängte.

Eine so schnelle Entwicklung der Dinge hatte Wallenstein nicht voraussehen können. Er hatte in einer zweiten Versammlung zu Pilsen am 19. Februar seinen Obersten erklärt, er wolle nichts gegen den Kaiser und die Religion, sondern nur den Frieden: und in einem zweiten Reverse vom folgenden Tage betheuerten die Obersten, Wallenstein mit seiner Unterschrift an ihrer Spitze, sie hätten bei der Unterzeichnung des ersten Schriftstückes nichts wider die Hoheit des Kaisers und die Religion im Sinne gehabt: freilich wiederholten sie das Gelöbniß der Treue gegen den Friedländer. Diese Erklärung übersandte Wallenstein dem Kaiser und bot zugleich seine Abdankung an. Seines Heeres war er schon nicht mehr sicher, Piccolomini, Gallas und Aldringer hatten sich an der zweiten Pilsener Besprechung nicht betheiligt. Mit athemloser Hast wurden jetzt die Verhandlungen mit den Schweden betrieben, dreizehn Eilboten flogen zwischen Regensburg hin und zurück, aber Bernhard von Weimar wie Oxenstierna blieben ebenso mißtrauisch: als er sich endlich entschloß, hatte sich das Geschick des ehrgeizigen Friedländers bereits erfüllt; am 25. Februar war er zu Eger unter den Händen der Meuchelmörder gefallen, welche die geheime Willensmeinung des Kaisers zu errathen glaubten.

Am 22. Februar war Wallenstein, der sich ursprünglich in Prag hatte festsetzen wollen, nach Mies aufgebrochen, um sich nach Eger zu begeben: nur fünf altsächsische und fünf Trzkasche Kompagnien bildeten sein Geleit. Unterwegs stieß er auf den katholischen Irländer Butler mit seinen Dragonern und zwang denselben ihn nach Mies zu begleiten, statt seinen Marsch auf Pilsen fortzusetzen. Am 23. sandte Butler seinen Beichtvater Patrik Taaffe nach Pilsen zu Piccolomini und ließ den General seiner unwandelbaren Treue versichern. Piccolomini ließ Butler durch Taaffe mahnen, den Friedländer lebend oder todt einzuliefern. Ehe der Beichtvater diese Mahnung überbrachte, handelte Butler, dem Wallenstein noch auf dem Wege nach Eger die glänzendsten Anerbietungen gemacht haben soll.

Am Abend des 24. Februar traf Wallenstein in Eger ein und wurde von dem Kommandanten Gordon trotz eines ihm übermittelten Gegenbefehls eingelassen. Er quartierte sich in dem Hause des Bürgermeisters Pachhelbl ein. Am Abend theilte er noch dem Oberstwachtmeister Leslie mit, daß er mit Sicherheit auf das Eintreffen Bernhards von Weimar rechne. Am folgenden Morgen bemühten sich Ilow und Trzka, Butler, Gordon und Leslie zu gewinnen. Die beiden letzten wären am liebsten aus Eger entwichen, um aus der peinlichen Lage zu kommen, aber Butler hielt sie zurück. In einer vertraulichen Besprechung soll dann der schweigsame Schotte Leslie das entscheidende Wort gesprochen haben: „Laßt uns die Verräther tödten.“ Auf einem Fastnachtsschmause in Gordons Wohnung auf der Citadelle traf das blutige Loos zuerst Ilow, Trzka, Kinsky und den Rittmeister Neumann. Während sie beim Weine saßen, stürmten Butlersche Dragoner in den Saal, die verschworenen Offiziere zogen die Degen, — es lebe Ferdinandus! — Kinsky und Ilow fielen gleich, Trzka sank erst nach tapferster Gegenwehr, Neumann wurde im Vorsaale auf der Flucht von der Wache getödtet. Dann überfiel man, unter Beobachtung umfassender Sicherheitsmaßregeln, Wallenstein. Eben hatte ihn, heißt es, sein Astrolog Zenno (Seni) mit der Bemerkung verlassen, die von ihm in den Sternen beobachtete Gefahr sei noch nicht vorüber, und der Feldherr wollte sich zur Ruhe begeben. Lärm auf der Straße schreckte ihn auf, Devereux drang ein: lautlos, mit ausgebreiteten Armen, empfing Wallenstein den tödtlichen Stoß des Iren.

In den vier Medaillons Darstellungen der Blutthaten zu Eger: A und B. Wie etliche kühne Soldaten auf ihrer Herren Befehl auf das Zeichen „viva la Casa Austria“ die zum Gastmal in Eger versammelten Wallensteinischen Offiziere überfallen und ermorden. C. Wie die Soldaten in das Zimmer, wo Waldstein im Podegra Verhaft gelegen, eingedrungen und ihn, der sich aus dem Bett, dem Fenster zu, zu salviren, genahet, mit einer Partesana durchstoßen. D. Wie die Körper der Ermordeten dem Fürsten Franz Albrecht von Sachsen, der dem Waldstein mit Sukkurs nach Eger zur Hilfe gekommen, gewiesen worden, darauf er alsbald in die kaiserliche Verhaft genommen.



„Wahre Abconterfech deß weilandt Alberti von Wallenstain, gewesten Khayserischen Feltgeneralißimi, Sowol auch waß gestalt er sambt 4 andern Rebellen umb vorgehabter maynaydiger Conspiration zu Eger im Jahr 1634 den 25 Februari umbgebracht worden.“ Gleichzeitiges fliegendes Blatt im kaiserlichen Sinne, von ungünstigster Auffassung gegen Wallenstein, sogar über sein Benehmen im Augenblick des Todes, das hier abweichend von allen andern Quellen dargestellt ist.





Der Mord zu Eger.

dung der zu Eger an dem Hertzogen von Friedland vnd etlich andren Keyserischen Obristen vnd Febr. deß 1634. Jahres Verübten Mordthat." Gleichzeitiger Stich in Wallenstein freundlichem Sinne.

zählt, der Kaiser habe den traurigen Ausgang seines Feldherrn mit
nommen: jedenfalls belohnte er die Verräther und die Mörder aufs
Am lautesten jubelte der spanische Gesandte: „Eine große Gnade
n Hause Oestreich erwiesen." Es war ein spanischer Bubenstreich,

den nichts entschuldigen kann, ein Justizmord, den die kaiserlichen Vertheidigungsschriften nicht gerechtfertigt haben. Der tragische Ausgang Wallensteins hatte aber die schwersten Folgen für das arme Deutschland; mit dem Friedländer war der einzige Mann dahin, der nach Gustav Adolfs Tode den Frieden hätte erzwingen können.

Der schwedische General Baner hat den traurigen Ruhm, die Ruhe des Todten nachmals gestört zu haben. Im Jahre 1639 ließ er die Gruft zu Jicin öffnen, in welcher der Leichnam bestattet war, und nahm den Schädel und den rechten Arm als Siegeszeichen mit!



Ein Wallensteinscher Viertelthaler.

„Albertus D(ei) G(ratia) Dux Fridlandiae.“ (Wallensteins Bildniß.) | 1626. Sac(ri) Rom(ani) Imperii Princeps. (Wallensteins Wappen mit dem Herzogshut.)

---

26. Die Schlacht bei Nördlingen (1634). Der Prager Friede (1635). Tod Ferdinands II. (1637).

Nach der Katastrophe von Eger traten Gallas und der Kaisersohn Ferdinand an die Spitze des Heeres. Der Krieg erstreckte sich auf die verschiedensten Theile Deutschlands: in Schlesien gewann der sächsische Feldmarschall Arnim bei Liegnitz einen glänzenden Sieg und das Land begab sich in den sächsischen Schutz, in Niedersachsen kämpften Georg von Braunschweig und der hessische Feldherr Holzapfel mit geringem Glück, in Baiern und der Oberpfalz rang Bernhard von Weimar mit Aldringer und Johann von Werth. Auch am Oberrhein nahm der Krieg seinen Fortgang; die Früchte der Siege fielen Frankreich in den Schoß, welches viele elsässische Städte in seinen „Schutz“ nahm und seine Hand bereits auf Lothringen legte.

Im Juli erlangten die Kaiserlichen, verstärkt durch ein Heer, welches der Kardinalinfant Ferdinand herbeiführte, an der Donau das Uebergewicht. Straubing und Regensburg mußten geräumt werden. Bei Nördlingen kam es dann am 5. und 6. September zur Entscheidungsschlacht. Nach erbittertem Streit erklärte sich das Kriegsglück für die Kaiserlichen, welche der Zahl nach auch die Uebermacht hatten. Der Feldmarschall Horn wurde gefangen, Herzog Bernhard verwundet, die Reste des schwedischen Heeres liefen auseinander. Unermeßlich waren die Folgen der Niederlage. Der Heilbronner Bund gerieth in völlige Auflösung.

1634



Kursächsische Truppen um 1634.
Von einem die Schlacht bei Liegnitz darstellenden Merianschen Kupferstich.

ürtemberg wurde eine kaiserliche Landesverwaltung eingesetzt, bis Weih-
en waren Schwaben, Franken und Baden gleichfalls in den Händen der
rlichen. Aber noch unheilvoller ward die Niederlage dadurch, daß Frankreich,
es allein noch der kaiserlichen Macht die Spitze bieten zu können schien,
Preis für seine Hilfe ins ungemessene steigern durfte. Schon im Oktober
rug der Rheingraf Otto Ludwig den Oberelsaß mit Ausnahme von
ßburg den Franzosen: in einem förmlichen Bundesvertrag (1. November)
t Frankreich den ganzen Elsaß bis zu anderweitiger Entschädigung zu-
ert. Dafür versprach es 12,000 Mann unter dem Befehl eines deutschen
desfürsten, dem ein französischer General mit gleicher Vollmacht zur Seite
i sollte, ins Feld zu stellen. Bald darauf trat Frankreich auch in eigener
e in die Reihe der Kriegführenden ein. Die Spanier nämlich, denen jetzt
Muth außerordentlich gewachsen war, überfielen den Kurfürsten von Trier,
Schützling Frankreichs, in seiner Hauptstadt und führten ihn gefangen
Brüssel. Da ließ Richelieu durch einen französischen Herold auf dem Markt-
e zu Brüssel der Krone Spanien feierlich Fehde ansagen (19. Mai 1635). 1635
Um dieselbe Zeit aber wurde der Kaiser eines andern, wiewol nicht sehr
tbaren Gegners ledig. Wenn schon die Heilbronner Bundesverwandten sich
Anmaßung des schwedischen Kanzlers nur widerwillig gefallen ließen, war
nicht zu verwundern, daß Kursachsen und Brandenburg aus der Verbindung
Schweden loszukommen suchten. Sachsen war ja nur ungern dem Rufe
stav Adolfs gefolgt: Brandenburg konnte sich noch weniger für die Schweden
eistern, die immer deutlicher merken ließen, daß sie Pommern als schließliche
ädigung beanspruchten.

So führte denn Johann Georg, der seit dem Juni 1634 zu Leitmeritz

1635 und Pirna mit dem Kaiser hatte verhandeln lassen, am 30. Mai 1635 den Prager Frieden herbei. Natürlich hatte sich der Kurfürst dabei am reichlichsten bedacht. Er bekam als Preis seines Abfalls von der gemeinsamen Sache endgiltig die beiden Lausitzen, — Schlesien wurde zum größten Verdrusse des sächsischen Unterhändlers, Arnim, nicht abgetreten, aber dafür blieb das Magdeburger Erzstift dem Sohne des Kurfürsten. Ließ sich der Kurfürst auch von seinem Egoismus allein leiten, so würde sein Werk darum doch nicht tadelnswerth erscheinen, wenn es hätte wirklich sein können, was es werden sollte, — ein allgemeiner Frieden. Denn der Kaiser verstand sich in der Hauptfrage, der Beschränkung oder Aufhebung des Restitutionsediktes, zu äußerster Nachgiebigkeit. Die seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter sollten den Protestanten, nach Maßgabe des Besitzstandes vom Jahre 1627, zunächst auf vierzig Jahre verbleiben: wenn dann keine Verständigung erzielt sei, auf immer; das Stimmrecht der protestantischen Stifter sollte allerdings ruhen. Damit war viel gewonnen. Auch wäre es ein Glück für Deutschland gewesen, wenn die vereinigte Kraft der Nation die fremden „Retter" des Evangeliums und der „deutschen Libertät" (Freiheit der Stände), die Helfer, deren eigennützige Absichten täglich offener hervortraten, vom deutschen Boden hätte vertreiben können. Aber von der allgemeinen Amnestie war eine Anzahl Fürsten namentlich ausgenommen, von der Wiederherstellung des Pfalzgrafen war nicht die Rede. Unter solchen Verhältnissen war ein allgemeiner Friede undenkbar; sollten die Protestanten, wie Sachsen es that, ihre Truppen dem Kaiser zur Verfügung stellen, damit man ihn wieder zum unbedingten Meister der Situation mache? Daher mußte der Friede, dem sich freilich Brandenburg, die nord- und mitteldeutschen Fürsten, auch viele Reichsstädte anschlossen, ein Sonderfriede bleiben. Der einseitige Abschluß stärkte schließlich nur den Kaiser, und der engherzige Kurfürst von Sachsen hat seinem Vaterlande keineswegs den Frieden, sondern nur dreizehn weitere Kriegsjahre beschert. Begreiflich aber ist es, daß die Schweden ingrimmig auf den fahnenflüchtigen Sachsen, den „Merseburger Bierkönig" schalten.

Nach dem Frieden von Prag waren die Kaiserlichen zunächst überall siegreich; ein Heer, welches Richelieu dem Herzog Bernhard unter dem Kardinal de la Valette nach dem Rheine zu Hilfe schickte, konnte gegen Gallas und den Herzog von Lothringen ebenso wenig ausrichten, wie nachher König Ludwig selbst. Die Schweden verfügten nur noch über geringe Streitkräfte, schon machte Oxenstierna dem Kaiser und Sachsen Friedensanträge; kaiserliche Heerhaufen faßten in Pommern Fuß.

Alle Früchte der früheren Siege mußte aber Schweden einbüßen, wenn es nicht gelang, den jetzt ablaufenden Waffenstillstand mit Polen zu verlängern. Diese Aufgabe löste der französische Diplomat, Graf d'Avaux mit Meisterschaft. 1635 Durch den Stuhmsdorfer Vertrag (12. September 1635) erhielt Schweden Waffenstillstand auf sechsundzwanzig Jahre und somit die Möglichkeit, die in Preußen und Livland stehenden Truppen auf den deutschen Kriegsschauplatz

werfen. Drei Niederlagen brachten sie im Laufe dieses und des nächsten Jahres den Sachsen bei, bei Dömitz an der Elbe (1. November 1635) bei Kyritz in der Priegnitz (17. Dezember) und bei Wittstock (4. Oktober 1636). In der letzten Schlacht kämpften sie an der Seite der Kaiserlichen: ihre Niederlage wurde von vielen Unterthanen Johann Georgs als göttliche Strafe für den Verrath am Evangelium betrachtet. An den Namen Baner knüpften sich diese Siege, die freilich auch die Mark Brandenburg in arge Mitleidenschaft zogen.

Inzwischen führte Frankreich am Rhein den Krieg gegen das Haus Habsburg: als Feldherr diente ihm Bernhard von Weimar, seit kurzem (durch den Vertrag von St. Germain vom 27. Oktober) förmlich als Söldner Frankreichs, das ihm im geheimen den Elsaß oder eine angemessene Entschädigung verheißen hatte. Noch vor Beginn des Frühjahres erhob sich in den Rheingegenden entsetzliches Kriegsgetümmel, welches unsägliche Noth nach sich zog. Im Elsaß behielten die Franzosen die Oberhand, am Mittelrhein und in Westfalen die kaiserlichen und bairischen Völker. Im Juli 1636 sah sich aber Frankreich in seinem Innern bedroht; aus den Niederlanden brach der Kardinalinfant in Frankreich ein, zugleich überschritten Piccolomini und Johann von Werth von Lüttich aus die Grenze. Namentlich der letztere wurde durch seine kühnen Reiterthaten ein Schrecken der Feinde, — die Sage heftete sich nachmals an den verwegenen Beutemacher, der sich rühmte den Doppelaar auf dem Louvre aufzupflanzen. Das Entsetzen in der Hauptstadt war groß, noch größer und allgemeiner die Wuth gegen Richelieu. Aber der Kardinal fand Mittel, die erregte Stimmung zu beruhigen und durch ein neues überlegenes Heer den Feind zum Abzug zu zwingen. 1636

Mitten in dem Kriegsgetümmel betrieb Ferdinand II. die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige. Von den fünf Kurfürsten — der Trierer saß in Linz gefangen und die Pfalz galt noch immer als erledigt — hatte Ferdinand nichts zu fürchten; nur besorgte er, Kurfürst Maximilian würde seinem Sohne die Krone streitig machen, obwol er dem zweiundsechzigjährigen Fürsten eben seine vierundzwanzigjährige Tochter Maria Anna vermählt hatte. Richelieu und Papst Urban VIII. begünstigten das Projekt, aber zum größten Aerger Frankreichs und Schwedens wurde am 22. Dezember Ferdinand III. einstimmig gewählt.

Das war der letzte Erfolg Ferdinands II.: am 15. Februar 1637 beendete er seine Laufbahn: die Nation mochte an seinem Sarge sich tröstend gestehen, daß schlimmere Zeiten das Vaterland nicht heimsuchen könnten, als die, welche der Glaubenseifer, die Beschränktheit und Kurzsichtigkeit dieses Herrschers herbeigeführt hatten. Die bekannte habsburgische Leutseligkeit, sein Sinn für Geselligkeit und Familienleben mögen ihn als Menschen achtungswerther erscheinen lassen: der Kaiser Ferdinand hat keinen Anspruch auf die Nachsicht späterer Geschlechter. 1637

Allerdings war Ferdinand kein Despot im Sinne Philipps II., aber er besaß auch dessen Tüchtigkeit nicht. Die großen Erfolge verdankte er der Erbärmlichkeit seiner Gegner



Kaiser Ferdinand III.
Kupferstich von Elias Wideman. Wien 1648.

und der Hilfe seiner auswärtigen Freunde. Im Fasten und Beten von keinem Mönch übe
troffen, den Worten jesuitischer Beichtväter eifrig lauschend, wo es sich um religiöse Ding
handelte, mied er ernste Geistesarbeit wie die Sünde und blieb stets der Spielball seiner Höf
linge und geistlichen Berather. Seine Lässigkeit und Unselbständigkeit bewirkte bei seinen Be
amten eine Saumseligkeit, die oft den Spott fremder Gesandten herausforderte. Dabei war e
ein arger Verschwender, der seine Kassen oft mit Zwangsanleihen füllte und gelegentlich (1620
auch die Waisengelder nicht schonte.

27. Bernhards von Weimar Thaten und Ende (1637—1639).

Kriegsereignisse des Jahres 1637 waren dem neuen Kaiser günstig, zumal 1637
ich auch Brandenburg mit Rücksicht auf den pommerschen Erbfall, — am
ärz war Bogislaus XIV. gestorben, — eng an den Kaiser schloß und
ogar ein Heer zur Verfügung stellte. Baner mußte im Juli bis hinter
er zurückweichen; alle festen Plätze an der Elbe gingen an die Kaiserlichen
n. Bernhard von Weimar überschritt zwar im August den Rhein, mußte
er im Oktober vor Johann von Werth zurückziehen. Das traurigste Ge=
aber traf den Landgrafen Wilhem V. von Hessen und sein Land.
als Friedbrecher geächtet mußte er, von all seinen Bundesgenossen ver=
Hessen aufgeben, das für die antikaiserliche Haltung seines Fürsten aufs
lichste gestraft wurde. Landgraf Wilhelm warf sich mit einer kleinen Schar
stfriesland, wo er am 1. Oktober den Anstrengungen eines abenteuerlichen
lebens erlag.

Seine Gemahlin, die kluge Amalie Elisabeth, wußte sich durch wenig ernst ge=
inte Verhandlungen mit dem Kaiser ihre Lage zu erleichtern und hielt, als Vormün=
rin ihres Sohnes, an dem Bündniß mit den fremden Mächten fest.

ber ein gewaltiger Rückschlag erfolgte im nächsten Jahre. Durch ein neues
iß (zu Hamburg, 6. März 1638) einten sich die fremden Mächte enger 1638
zuvor: jetzt verlangten sie von dem Kaiser völlige Wiederherstellung der
de von vor 1618. Der Stern Bernhards von Weimar, der schon im
chen gewesen, erglänzte von neuem. Durch die Mißerfolge des letzten
es nicht eingeschüchtert brach er aus seinen Winterquartieren unvermuthet
m den wichtigen Paß von Rheinfelden zu erobern. Am 28. Februar erlitt
r dieser Festung eine kleine Schlappe, die ihn zwar zur Aufhebung der
rung zwang, von den Kaiserlichen aber überschätzt wurde. Er kehrte wieder
ersprengte das kaiserliche Heer (3. März); die obersten Anführer, unter
Johann von Werth, geriethen in Gefangenschaft. Im Siegeslaufe drang
erzog weiter vor; der Breisgau, Baden und Würtemberg wurden wieder
Verstärkt durch ein neues Korps unter dem Marschall Guébriant
er daran denken, Breisach, den Schlüssel zu Vorderöstreich und dem Elsaß
ehmen. Das sollte der Mittel= und Stützpunkt des Fürstenthums werden,
ich der Herzog, mit oder ohne Frankreichs Genehmigung, hier zu gründen
te. Alle Versuche der Kaiserlichen, die wichtige Festung zu entsetzen, waren
blich: am 15. Oktober wurde Karl von Lothringen bei Thann zurück=
lagen, auch Götz und Savelli drangen nicht durch. Hunger und Seuchen,
chreibliche Leiden nöthigten endlich am 17. Dezember den standhaften Kom=
danten Reinach zu einer Kapitulation, die ihm ehrenvollen Abzug gewährte.
Indessen hatte Baner den säumigen Gallas im Laufe des Sommers wieder
Pommern und Mecklenburg verdrängt: der einzige Lichtblick für den Kaiser



„Dies ist **Johann von Werth**, der Mann, dessen Tugend keine Titel begehrte, alle verdiente, ein Schlacht-soldat, der Feinde Schrecken, ein Vorbild den großen Feldherrn.“

Stich von Paulus Fürst vom Jahre 1637. — (Die Festung Hermanstein über dem Rhein, oben links im Bilde, ist das heutige Ehrenbreitenstein.)



„Bernhard, der Große und Allererste, Hertzog zu Sachsen."
Gleichzeitiger Stich, charakteristisch für die fürstlichen Repräsentationsbildnisse der damaligen Zeit.

war ein Sieg, den der Feldmarschall Hatzfeld bei Blotho, unweit Minden, über den Pfalzgrafen Karl Ludwig, den Sohn des Böhmenkönigs, davontrug.

Aber bald bedurfte der Kaiser nicht nur des Feldmarschalls Hatzfeld, sondern seiner gesammten Streitmacht gegen den kühnen Baner, um seine eigenen Erblande zu schirmen. Im Frühjahr 1639 erhob sich derselbe nämlich zu einem Einfall in die Lande des Kaisers. Bei Chemnitz zersprengte er das sächsische Heer, bald stand er in Böhmen, welches er von neuem in Aufstand zu versetzen hoffte. Aber darin täuschte er sich: gegen Prag vermochte er nichts zu unternehmen, aber das platte Land suchte er furchtbar heim. Als jetzt der neue Oberbefehlshaber der Kaiserlichen, Ferdinands III. Bruder, Leopold Wilhelm, seinem Siegeslaufe Halt gebot, setzte er im nördlichen Böhmen und in Sachsen unter heißen Gefechten die Landverwüstung fort.

1639

Um diese Zeit befreite das Geschick den Kaiser von seinem furchtbarsten und tüchtigsten Gegner, dem Herzog Bernhard. Er hatte nach der Eroberung von Breisach fast die ganze spanische Freigrafschaft erobert und schien dem Ziele, das er sich gesteckt hatte, ganz nahe zu sein. Er trieb damit freilich dem Bruche mit Frankreich entgegen, das an seinen Grenzen kein selbständiges Fürstenthum Elsaß, keinen Herrscher mit dem Geist und Charakter Bernhards dulden konnte. In seinem eigenen Heere hatte der Herzog einen in französischem Solde stehenden Aufpasser, den vaterlandslosen Schweizer Ludwig von Erlach. Aber auch dem Herzog blieb nicht verborgen, daß Frankreich seinen Plänen abhold war: es drängte ihn, aus seiner schiefen Stellung herauszukommen. Daher entwarf er in den letzten Monaten seines Lebens das patriotische, aber unausführbare Projekt, eine „dritte Partei“ zu begründen, welche dereinst die Fremden und den Kaiser zum Frieden zwingen könne. Georg von Lüneburg, die Landgräfin Amalie von Hessen, beide im Besitz beträchtlicher kriegsgeübter Truppen, sollten der dritten, der „guten“ Partei beitreten. Es ward dem Herzog erspart, diesen Plan scheitern zu sehen, mit dem er seinen allzu großen Diensteifer für Frankreich hatte sühnen wollen. Am 18. Juli starb er plötzlich zu Neuenburg am Rhein. Sein Tod mußte den Franzosen so erwünscht kommen, daß die Zeitgenossen an eine natürliche Todesursache nicht glauben mochten; doch ist kaum eine Frage, daß der Herzog dem Typhus erlegen ist. Mit ihm sank die letzte Heldengestalt des großen Krieges in das Grab: er war nicht fleckenrein und vorwurfsfrei, — wie hätte es in jener Zeit anders sein können! — aber er war der Besten Einer.

1639

Seine Eroberungen vermachte er, um sie dem deutschen Reiche zu erhalten, testamentarisch seinen weimarischen Brüdern; er wünschte auch, daß einer derselben sein Kriegsheer übernehmen möchte. Da dieselben dazu weder den Muth, noch den guten Willen, noch aber das nöthigste, die erforderlichen Geldmittel besaßen, ward es Frankreich leicht, die vielumworbenen Weimaraner in ihren Dienst zu ziehen. Auch die Eroberungen Bernhards kamen ausschließlich dem Fremdling zu gute.

Der Vertrag, durch welchen Bernhards Truppen in Frankreichs Sold traten, ist der

deutschen Unterhändler, Ludwig von Erlach, zum schweren Vorwurf gemacht, ja geradezu als Verrath bezeichnet worden. Mit großem Unrecht. Es handelte sich einfach darum, wer den rückständigen Sold zahlen und zu weiteren Zahlungen sich verbindlich machen wollte. Da die weimarischen Brüder dies nicht konnten, war es sehr gleichgiltig, ob die Schweden, Oestreicher oder Franzosen das Heer übernahmen, und sehr natürlich, daß das zuverlässigste Gebot acceptirt wurde. Nationale Gefühle darf man weder von dem Schweizer Erlach, noch von den Offizieren verlangen. Auch der Herzog war französischer Söldner gewesen.

---

28. Die letzten Kriegsjahre (1640—1648).

mmer mehr löste sich der Krieg in einzelne Züge und Gegenzüge auf, deren Planlosigkeit und Fruchtlosigkeit das Interesse des Beobachters erlahmen t. Auch blieben die Schauplätze des Krieges und der Verheerung wesentlich elben, wie zuvor, nur daß Hessen schlimmer mitgenommen wurde, seit die ndgräfin Amalie offen zu den Schweden übergetreten war. Schon hten sich auch Friedenswünsche geltend, und der Kaiser berief einen Reichstag Regensburg zum Juni 1640, aber kein Fürst erschien hier persönlich, um der Verständigung mitzuarbeiten. Der Kaiser aber erfuhr hier zu seinem zen Leidwesen harte Opposition von Seiten Baierns, welches gegen Spanien heftigste loszog und im Gegensatze zu der von Ferdinand beantragten hränkten Amnestie eine allgemeine befürwortete. 1640

Diesem Reichstage hätte der Kriegsgott beinahe ein jähes Ende bereitet. schwedische General Baner nämlich, welcher im Frühjahre 1640 aus Böhmen nach Braunschweig hatte zurückweichen müssen, erschien, mit dem französischen rschall Guébriant, unvermuthet (am 21. Januar 1641) so nahe vor Regens- g, daß er — von Regenstauf aus — den Reichstag und den Kaiser hätte ngen nehmen können, wenn nicht plötzliches Thauwetter das Donaueis gelöst e. Trotz der Aussichtslosigkeit des Friedenswerkes wurde schon im August 1 eine Friedensdeputation in Frankfurt a. M. eingesetzt. Von größter htigkeit war auch, daß nach dem im Dezember 1640 erfolgten Tode des Kur- ten George Wilhelm von Brandenburg der thatkräftige und hochbegabte iedrich Wilhelm zur Regierung gelangte, welcher den kaiserlich gesinnten nister Schwarzenberg entließ und den Ausgleich mit Schweden suchte. 1641

Daß die schwedische Politik den Gedanken Gustav Adolfs, die Schwächung Hauses Habsburg, noch nicht aufgegeben habe, lehrte eine um diese Zeit öffentlichte Denkschrift, in welcher dem Kaiserhause ebenso schwere als berech- te Vorwürfe, und Vorschläge zu völliger Umgestaltung der deutschen Reichs- rfassung gemacht wurden.

Der Grundgedanke der Schrift des Hippolithus a Lapide (wahrscheinlich B. Ph. Chemnitz, schwedischer Historiograph, 1605—1678) ist: „Das einzige Mittel zur Rettung des verfallenden deutschen Reiches ist die Verdrängung des Hauses Oestreich aus Deutschland, denn auf Kosten des Reiches allein hat es sich vergrößert.“ Die Vorschläge zur Umgestaltung der Verfassung zielen auf Gründung eines deutschen Staatenbundes und würden

als vortrefflich zu bezeichnen sein, wenn nicht eine beständige Schutzherrschaft Frankreichs und Schwedens über das deutsche Reich beabsichtigt wäre.

Die Seele der schwedischen Kriegführung blieb bis zu seinem Tode der kühne Baner. Nach seinem Unternehmen auf Regensburg rettete er sich mit Mühe nach Sachsen und weiter nach Norddeutschland: am 20. Mai 1641 starb er, bis zum letzten Augenblick von der kaiserlichen Armee verfolgt. Maßlose Hingabe an die Genüsse des Lebens hatte die Kraft des 45jährigen Feldherrn vor der Zeit gebrochen.

Sein Heer war nach seinem Tode in einer ähnlichen Lage, wie das Bernhards von Weimar; dem Fremdling Guébriant wollte es nicht gehorchen; da übernahm den Oberbefehl Linnard Torstenson, der genialste Schüler Gustav Adolfs, wenngleich ihn körperliches Leiden nöthigte, sich stets einer Sänfte zu bedienen. Durch die Schnelligkeit seiner Feldzüge, die Beweglichkeit seiner Entwürfe setzte er die Welt in Erstaunen.

1642 Im Jahre 1642 brach er durch Brandenburg nach Schlesien vor, schlug die Feinde, welche Glogau belagerten, bei Schweidnitz (August 1642) wandte sich nach Mähren, von dort nach der Einnahme von Olmütz wieder durch die Lausitz nach der Leipziger Ebene. Ein Sieg auf der Walstatt bei Breitenfeld (2. November) brachte ganz Sachsen in seine Hand.

Während im folgenden Jahre auf dem Frankfurter Deputationstag und in Konferenzen zu Wien an der Vorbereitung des Friedens erfolglos gearbeitet wurde, planten die Gegner des Kaisers einen umfassenden Angriff; Torstenson und Guébriant sollten sich in Süddeutschland zur Vernichtung Maximilians die Hände reichen, Fürst Georg Rakóczy von Siebenbürgen nach Oberungarn vorbrechen. Aber Rakóczy wurde durch den kaiserlichen Feldherrn Götz festgehalten, die Franzosen nach dem Tode Guébriants durch den wackeren Ligistengeneral Mercy bei Tuttlingen an der Donau geschlagen (24. November).

Zum Unglück für die Schweden erschienen nun auch die Dänen wieder auf dem Kampfplatz. Christian IV. hatte, neidisch auf Schwedens Siege, ihnen zuletzt durch Friedensvermittlungen die Frucht ihrer Thaten verkümmern wollen und schritt, als dies mißlungen war, zu offenen Feindseligkeiten. Ein kaiserliches Heer zog ihm unter Gallas zu Hilfe. Aber der rasche Torstenson über-
1643 schwemmte schon zu Weihnachten 1643 die Elbherzogthümer mit seinen Truppen; seinen Generalen Wrangel und Horn diese Feinde überlassend, warf er sich dann wieder auf das unglückliche Sachsen und besiegte am 6. März 1645 bei Jankau in Böhmen das kaiserliche und bairische Heer. Der Kaiser schien verloren, denn Rakóczy ward durch ein neues Bündniß gewonnen und Torstenson rückte bis in die unmittelbare Nähe von Wien. Aber Ferdinand verzagte nicht und seine Zuversicht ward belohnt. Rakóczy ließ auf sich warten, endlich sich sogar zu einem Separatfrieden bewegen; Torstenson hatte während der vergeblichen Wartezeit an der Belagerung des festen Brünn seine Kraft geschwächt: nach einem mißlungenen Sturm (15. August) wurden die ungarisch-siebenbürgischen Hilfstruppen abberufen. So mußte Torstenson nach Böhmen zurückkehren; mit



Schwedische Vedette und Troßwagen.
(Staffage des Planes der Schlacht bei Jankau im Theatrum Europaeum.)

1645

ri Mergentheim eine empfindliche Niederlage bereitet (5. Mai), welche der von Enghien durch seinen Pyrrhussieg bei Allersheim (3. August) der wett machte. Aber dafür waren Sachsen und Dänemark aus dem it dem Kaiser ausgeschieden; Sachsen hatte mit den Schweden einen llstand, Dänemark Frieden geschlossen.

vol sich nun schon seit fast drei Jahren Friedensbevollmächtigte in r und Osnabrück befanden, im November 1645 auch der östreichische 1645 inister Graf Trautmannsdorff nach Münster abgegangen war, sollte ückliche Deutschland noch beinahe zwei Jahre auf den Frieden warten. t und Frankreich suchten ihn so günstig wie möglich für sich zu gestalten, gelischen Reichsstände klammerten sich an jene, die katholischen an diese Spanien arbeitete überhaupt gegen den Frieden, so lange es keine n wegen der Niederlande erhielt. Das Friedenswerk wurde außerdem erschwert, daß Frankreich seine Errungenschaften an der Westgrenze des um jeden Preis zu sichern suchte und Schweden sich berufen fühlte, otestantismus in den östreichischen Erbländern aufzuhelfen.

ne eigenthümliche, für den Gang der Ereignisse fast entscheidende Stellung m Jahre 1647 Baiern ein. Der Kurfürst, bejahrt und von der Kriegs- 1647 wer gedrückt, ließ sich zu einem Separatfrieden mit Frankreich (Ulmer ., März 1647) bewegen, der von Schweden nicht respektirt und vom aufs höchste mißbilligt wurde. Eine gründliche Verwirrung folgte. n von Werth wollte die gesammte bairische Armee ins kaiserliche Lager Oxenstierna bot dem Kaiser an, im Bunde mit Schweden den Kur- aus dem Lande zu jagen.



Carl Gustav Wrangel, schwedischer Generalissimus.
Gleichzeitiger Kupferstich von M. Kusell aus dem Verlage von Matthäus Merian jun.

Da verständigten sich der Kurfürst und der Kaiser von neuem (Passauer Vertrag, 2. September 1647), aber auch Frankreich und Schweden. Bei Ansbach vereinigte sich Türenne mit dem aus Böhmen verdrängten Wrangel: in der Nähe von Augsburg — bei Zusmarhausen — wurden die Kaiserlichen am 17. Mai 1648 geschlagen; auch die Baiern mußten weichen, und der alte Kurfürst floh nach Salzburg.

1648



Beschießung von Prag durch Karl Gustav (Pfalzgraf von Zweibrücken, schwedischer Generalissimus, später König von Schweden) **und Königsmark 1648.**

Merianscher Kupferstich aus dem Theatrum Europaeum. Im Vordergrunde links ist dargestellt, wie Karl Gustav durch einen reitenden Boten die Nachricht vom Abschluß des westfälischen Friedens erhält.

Aber, wo der Krieg begonnen hatte, sollte er auch enden, im Herzen Böhmens, in Prag. Während Türenne sich der östreichischen Grenze näherte, Wrangel die Landbevölkerung in Oberöstreich zum Aufstande mahnte, der später schwedische Thronfolger **Karl Gustav von der Pfalz** in Schlesien bereit stand, in Böhmen einzubrechen, wagte der kühne **Königsmark** das großartige Unternehmen auf die böhmische Hauptstadt. Geführt von dem ortskundigen Verräther Ottowalsky von Streitberg, bemächtigte er sich am 26. Juli in der Nacht der Prager Kleinseite. Aber alle Versuche, die Alt- und Neustadt zu erobern, scheiterten an der heldenmüthigen Vertheidigung der Bürgerschaft. Auch der Hauptsturm am 24. Oktober mißlang; acht Tage später mußten die Schweden grollend abziehen, denn endlich, endlich, war der „Westfälische Frieden" unterzeichnet.

Nichtsdestoweniger schleppten sie reiche Beute heim, darunter als kostbarstes Stück die Handschrift von Ulfilas' gothischer Bibelübersetzung, den berühmten Codex argenteus, der nach vielen abenteuerlichen Wanderungen endlich in der Universitätsbibliothek zu Upsala zur Ruhe gekommen ist.



„Neuer Auß Münster vom 25. deß Weinmonats im Jahr 1648 abgefertigter Freud- Friedenbringende Postreuter." Kopfstück eines fliegenden Blattes mit der Friedensnachricht.

29. Der Friede zu Münster und Osnabrück (1648).

1648 Gewiß war der Zug Königsmarks von entscheidender Bedeutung für den Friedensschluß: doch hatte schon vorher die Haltung Baierns und Brandenburgs, welches letztere den Gedanken der „dritten Partei" wieder aufnahm, wesentlich dazu beigetragen, die Verhandlungen in Fluß zu bringen. Sehr förderlich war es auch, daß das bisher widerstrebende Spanien sich am 30. Januar 1648 mit den Niederlanden verständigte. Gleichwol blieb die Schwie

...it, all den verschiedenen Ansprüchen gerecht zu werden, noch sehr ... d ...er Umstand, daß zu Münster mit Frankreich unter päpstlicher und ve... ...r ...ermittlung, zu Osnabrück mit Schweden verhandelt wurde, diente auch nicht ...r Erleichterung der mühevollen und verwickelten Aufgabe. Neben den großen ...ragen der Politik erschwerte ein kleinlicher Etikettenstreit die völlige Verein...rung.

Die vornehmsten Mitglieder des Friedenskongresses waren: Fabio Chigi, der päpstliche Vertreter, Contarini, der venetianische Gesandte; den Kaiser vertraten zu Münster Graf Joh. Ludw. zu Nassau und Isaak Volmar, zu Osnabrück Graf Max Trautmannsdorff; für Frankreich wirkten der gewandte Graf d'Avaux und, häufig mit ihm uneinig, der geistreiche aber anmaßende Abel Servien; Schweden vertraten Johann Oxenstierna, der Sohn des Reichskanzlers, und der ränkevolle Adler Salvius. — Die amtliche Schriftsprache war die lateinische.

Für die fremden Mächte war die wichtigste Angelegenheit die Festsetzung ...hrer Entschädigungen, und theuer mußte Deutschland die französische und schwe...dische Hilfe bezahlen.

Schweden, das ganz Pommern und Schlesien verlangte, erhielt fünf Millionen Thaler als Kriegskostenentschädigung, Vorpommern mit Rügen, Stücke von Hinterpommern mit Stettin, Wismar, die Bisthümer Bremen (mit Ausschluß der Stadt) und Verden als weltliche Herzogthümer. Für diese wurde es Mitglied des deutschen Reiches und erhielt Sitz und Stimme auf dem Reichstag. ...Krone Frankreich wurde die Hoheit über Metz, Toul und Verdun, welche drei Bi... ...es seit 1552 thatsächlich besaß, endgiltig zugesprochen: vom Elsaß bekam es nur ...österreichischen Besitzungen mit Rechtstitel — gegen eine Entschädigung von drei Mill... ...Lires an die Söhne des Erzherzogs Wilhelm —; bald zeigte es sich, daß das n... ...he Reich nicht im Stande war, die nicht abgetretenen reichsfreien Stände im Elsaß ... dem übermächtigen Nachbar zu schirmen.

Was die deutschen Theilnehmer d... Krieges betraf, so blieb Maximilian von Baiern im Besitze der Kurwürde und der Oberpfalz: die Unterpfalz mit der neugeschaffenen achten Kurwürde und dem Erzschatzmeisteramte bekam der Sohn des verstorbenen Böhmenkönigs, Karl Ludwig. Baden-Durlach und Würtemberg wurden restituirt; Mecklenburg-Schwerin entschädigte man für Wismar mit den Stiftern Schwerin und Ratzeburg. Die standhafte Anhängerin der Schweden, Amalie von Hessen-Kassel, blieb nicht unbelohnt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg mußte zufrieden sein, daß man ihm Hinterpommern ließ und für den aufgegebenen Theil des pommerschen Erbes wenigstens leidlich entschädigte.

Hessen bekam außer einer Geldentschädigung die Abtei Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg; Brandenburg die Stifter Kammin, Minden, Halberstadt und Magdeburg; doch blieb letzteres bis 1680 im Besitz des sächsischen Administrators August.

Unerledigt blieben die Donauwörther Sache und der Jülich-Klevesche Erbfolgestreit.

Wie man sieht, hatte Schweden sein Ziel, die Beherrschung der Ostseeküste, fast völlig erreicht, Frankreich an der Westgrenze Thor und Thür ins Reich bekommen. Da die Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande gleichfalls ausdrücklich anerkannt wurde, stand das Reich nach dieser Seite fremden Einflüssen und Angriffen offen. Richelieus Nachfolger, Mazarin, durfte zufrieden sein.

Die religiöse Frage wurde nach langem Hader durch Anerkennung des Passauer Vertrages und Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens erledigt: in den

Armbrustschießen in Nürnberg wegen völlig geschlossenen Reichsfriedens 1650. Unter den Zelten (Herrenzelt, Schreiberszelt, Schenkzelt) ist bemerkenswerth „ihrer fürstl. Gnaden Herrn Piccolomini Zelt", Vertreters Römischer Majestät beim Friedenskongreß zu Nürnberg.

letzteren wu
Reformirter
lich eingesch
den Besitzst
lich der geis
ter wurde s
Jahr 1624
jahr angen
tholiken, w
lische sollten
ten, was s
Jahre besess
war das R
edikt aufgeh
auch weiter
katholischer
ger vorgeben
gelische
wurden der
Gerichtsbark
lich in Ehes
zogen: aber
der Landesh
terthanen,
Normaljahr
te, wegen ent
ten Bekennt
Auswanderu
gen, blieb i

Der förm
des Friedens
gung aller
dauerte noch
Jahr 1650.
8. Februar 1
wechselung
tionen erfolg
sich die B
noch bis in d
hin, wo am
dem zweiten
Friedensexe
die endgiltig
erfolgte. Wi
niß durch ei

Armbrustschießen gefeiert wurde, so hatte auch aus Anlaß des ersten Exekutionsrezesses vom 23. September 1649 zwei Tage darauf in Nürnberg ein großartiges Friedensbankett stattgefunden. Eine gleichzeitige Beschreibung weiß nicht genug zu rühmen den Glanz der Zurüstungen und die Pracht der Tafel. „Zuletzt wollten die anwesenden Kriegsherren und Generale zum Abschied noch einmal Soldaten spielen. Sie ließen sich Ober- und Untergewehr in den Saal bringen, erwählten zu Hauptleuten die beiden Gesandten, Seine hochfürstliche Durchlaucht den schwedischen Generalissimus Herrn Karl Gustav Pfalzgrafen bei Rhein, der nachher König von Schweden wurde, und Se. Excellenz den General von Piccolomini, zum Korporal aber den Feldmarschall Wrangel; alle Generale, Obersten und Oberstlieutenants wurden zu Musketieren gemacht. So marschierten die Herren um die Tafel, schossen ein „Salve", zogen in guter Ordnung auf die Burg und brannten dort vielmals die Stücke ab. Bei ihrem Rückmarsch aber wurden sie von dem Herrn Oberst Kraft scherzweis abgedankt und des Dienstes entlassen, weil nunmehr Friede sei."

Wird zwar gleich die folgende Entwicklung zeigen, daß dieser Frieden, für dessen Aufrechthaltung die beiden fremden Mächte als Garanten zu sorgen hatten, die politische Ohnmacht Deutschlands für Jahrhunderte besiegelte, so wäre es dennoch frevelhaft, der damaligen Generation den Jubel über den Abschluß zum Vorwurf zu machen. Man muß versuchen das Gefühl zu begreifen, dem der fromme Paul Gerhardt die Worte lieh:

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Friedenswort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.

Wohlauf! und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen, vollen Chor!

Eine leidenschaftliche, schmerzliche Freude zuckte durch alle Gemüther; dem alten Landmann kam der Friede vor, wie die Rückkehr der Kinderzeit, da man noch fröhliche Tage unter der nun längst umgehauenen Dorflinde gefeiert: das junge, in den Kriegsjahren erwachsene, Geschlecht vernahm wie ein Märchen, daß eine Zeit nahe, in welcher Saat und Ernte gedeihen und reifen würden, wo man nicht mehr aus halbverfallenen Heimstätten in unwegsame Schlupfwinkel flüchten würde. Gewiß, das „Nun danket alle Gott" des Martin Rinkart kam allen von Herzen. — Vom Papst wurde das Friedenswerk freilich am 3. Januar 1651 verdammt.



Große Nürnberger Denkmünze auf die Friedensfeier.
Unter dem herabschwebenden Friedensgenius umarmen sich Wohlfahrt und Gerechtigkeit, in der Ferne die Stadt Nürnberg. Die Unterschrift enthält als Chronogramm die Jahreszahl 1651. (Städtische Sammlung zu Nürnberg.)

Dieses Fried: und Freuden Mahl
Hielt hie auf dem Rathaus Saal,

Carol Gustav wegen Schweden
alß die Glutbethrenten



3. Pfalzgraf Karl Gustav, schwedischer Generalissimus. 1. Duca d'Amalfi, Fürstl. Gnaden, (Octavio Piccolomini) als Vertreter Röm. Kaiserl. Majestät. 2. Pfalzgraf Karl Ludwig

„Aigentliche Abbildung des Fried- und Freudenmahls, welches der Durchlauchtigste Hochgebo[rne] ... tractaten in des heil. Reichs Stadt Nürnberg auff dem Rathhaussaal den 25. September Anno ... Gäst in folgender Ordnung

Nach dem gleichzeitigen Gemälde J. von Sandrarts gestochen von Wolfgang Kilian in Nürnberg. Interessant ... derselben



Sandrart, der Maler des Bildes.

Fürst und Herr, Herr Carl Gustav, Pfalzgrav bey Rhein 2c. nach Abhandlung der Präliminar-
1649 gehalten, und seind die dabei sich befundenen Höchst- Hoch- und wohlansehnlichen Herren
gesessen (folgt dieselbe).

für den Vorgang sondern auch wegen des Einblicks in das ganze Arrangement eines feierlichen Mahles der

30. Zustände und Nothstände während des dreißigjährigen Krieges.

Daß der Krieg, den man nun endlich hinter sich hatte, eine so entsetzliche Dauer erreichte, lag zum Theil daran, daß auf deutschem Boden der europäische Kampf gegen die spanisch-habsburgische Monarchie ausgefochten wurde, zum Theil aber auch an dem Umstande, daß keine der kämpfenden Parteien durch überwiegende militärische Machtentfaltung eine schnelle, wenn auch gewaltsame Entscheidung herbeizuführen vermochte. Die geworbenen Heere jener Tage waren zu kostspielig, als daß man Massen aufstellen konnte, die ausgedehnte Kriegstheater beherrschten: außerdem befanden sich die Parteien schon beim Ausbruch des Krieges fast alle in Geldverlegenheiten. Ueber die Heere selbst müssen hier wenige Andeutungen genügen.

Seit den Burgunderkriegen und den Feldzügen Maximilians I. und Karls V. hatte das bürgerliche Fußvolk der Landsknechte die adlige Reiterei des Mittelalters in den Hintergrund gedrängt. Obwol auch die Landsknechtsheere bald in Verfall geriethen, behauptete die eigentliche Waffe des Landsknechts, die achtzehn Fuß lange Pike, noch geraume Zeit ihre Bedeutung. Denn da die Handfeuerwaffen der Schützen noch zu schwer und unbehilflich waren, hing der letzte Erfolg doch großentheils von dem Ansturm der Gewalthaufen und dem Kampf mit der scharfen Waffe ab. Aber freilich wurden die „Pikeniere" zu einem entscheidenden Angriff wieder dadurch ungeeignet, daß sie zum Schutz gegen feindliche Kugeln sich in Stahl und Eisen hüllen mußten. Der Pikenier, der bei Beginn des Krieges ausschließlich als schwerer Infanterist galt, wird späterhin als schwerfällig bespöttelt, als „Schiebochse" bezeichnet, und es heißt wol, Gott müsse denjenigen arg mit Blindheit gestraft haben, der solchem Pikenier geradewegs in seine Lanze laufe. Gleichwol war die Massenwirkung der Pikeniere noch immer gewaltig, wenn sie ungeschwächt an den Feind kamen.

Dies zu verhindern, die feindlichen Massen vorher aufzulockern, war die Aufgabe der Schützen. Sie führten entweder die schwerfällige Muskete, die auf einen Gabelstock aufgelegt werden mußte, oder das kürzere und leichtere Handrohr, die Arkebuse. Vereinzelt werden Grenadiere genannt, die Handgranaten warfen. Die Beweglichkeit des Fußvolks durch Erleichterung der Bewaffnung zu erhöhen war besonders Gustav Adolfs Bestreben und verschaffte ihm große Vortheile. Das gleiche versuchte er in Bezug auf die Reiterei, deren Bedeutung während des Krieges wieder stieg, und vornehmlich bei der Artillerie. Denn auch bei der Reiterei bekämpften sich zwei entgegengesetzte Grundsätze: die Lanziers und Kürassiere waren die schwere Reiterei, eine aristokratische Truppe. Daneben hatte man berittene Arkebusiere, bei denen die Feuerwaffe die Hauptsache war: denn schwere Sattelpistolen führten auch die erstgenannten. Endlich gab es Dragoner, berittene Pikeniere oder Musketiere, die sowol zu Pferde als zu Fuß kämpften. Im allgemeinen bewährte sich aber im dreißigjährigen Kriege die schwere Kavallerie, namentlich im eigentlichen Reiterkampfe, und nichts ist irriger, als der Glaube, Gustav Adolf habe seine Siege insbesondere der leichteren Reiterei verdankt; seine Reiterei war weder den schweren Pappenheimern, noch den ganz leichten Kroaten gewachsen. Seine Hauptreformen galten der Artillerie, und seine Siege gewann er durch eine geschicktere Verwendung, namentlich durch Mischung der verschiedenen Waffengattungen, sowie durch eigentliche taktische Manöver.

Die Geschütze waren von sehr verschiedenem Kaliber und hatten die mannigfachsten Benennungen: am häufigsten begegnet der Name „Kartaune." Man hatte ganze, halbe, viertel, Achtelkartaunen. Von anderen Mängeln abgesehen waren alle Geschütze übermäßig

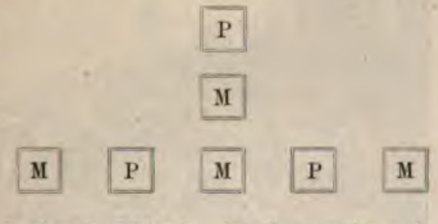


Schwedische Artillerie.
(Aus dem Theatrum Europaeum.)

ang. Gustav Adolfs halbe Kartaunen hatten zwölf Fuß lange Rohre und brauchten vierund-
wanzig Pferde zur Bespannung. Aber er führte leichte Feldgeschütze ein, die von einem Pferd
der drei Menschen transportirt werden konnten. Außer diesen „Eisenstücken" hatte er ebenso
eichte Lederkanonen, — Kupferrohre mit Eisenringen umgittert, mit Hanf übersponnen und mit
Leder überzogen —; doch wurden sie nach der Schlacht bei Breitenfeld abgeschafft.

Gustav Adolf war nun, wie angedeutet, der erste, welcher es verstand, sowol eine Wechsel-
wirkung von Reiterei und Infanterie, als auch ein planmäßiges Zusammenwirken von Muske-
tieren und Pikenieren zu bewerkstelligen. Die Musketiere empfingen den anstürmenden Feind
mit kräftigen Salven, dann brachen die Reiter mit blanker Waffe vor, die Pistole für das
Handgemenge geladen, im Falle des Rückzugs deckten die beiden Waffen einander aufs treff-
lichste. Ebenso unerhört wie diese Zusammenstellung waren Gustav Adolfs kleine bewegliche
„Brigaden" gegenüber den massigen spanischen „Bataillonen." Während diese, schwerfällige
Vierecke oder zehn Glieder tiefe Reihen, allein durch ihre Wucht wirken konnten, zu diesem
Zwecke aber unmittelbar an dem Feinde sein mußten, gestattete die kunstfertige Zusammen-
setzung der schwedischen Brigade ein furchtbares Pelotonfeuer, das die Reihen der Angreifer
schon vor dem unmittelbaren Zusammenstoß lichtete.

Die Aufstellung einer Brigade (1224 Mann) war so, daß drei Pikenierabtheilungen drei
feste Punkte eines Dreiecks bildeten; die Verbindung zwischen Spitze und Basis und die Flanken-
deckung geschah durch Musketierabtheilungen. Etwa in folgender Form: (P = Pikenier, M =
Musketier.)



Den letzteren Vortheil erzielte der König
auch dadurch, daß die schwedische Infanterie nicht
in zehn Gliedern, wie die spanischen Bataillone,
sondern nur in drei Gliedern geordnet stand.
Dazu kam, daß der König die Handhabung des
Feuergewehres erleichtert hatte: ursprünglich hatte
der Musketier neunundneunzig Griffe zu machen,
ehe er zum Schusse gelangte.

Die Soldaten des dreißigjährigen Krieges standen in Fähnlein oder Kompagnien und
waren zu Regimentern verbunden. Oberst des Regimentes hieß, wer das Regiment seinem
Kriegsherrn geworben hatte: der Vater des Fähnleins war der Hauptmann, der auch die Sold-
zahlung besorgte. Uniformen gab es noch nicht; man erkannte einander an Feldbinden oder
anderweitigen Abzeichen. Man hatte ja einfach der „Fahne" zu folgen, — bei der Reiterei
Cornet genannt, — nach der Fahnenfarbe wurden die Regimenter benannt, später freilich mit
Vorliebe nach dem Namen der Obersten.

Die Kriegszucht der Deutschen stand schon beim Beginn des Krieges im schlechtesten Ruf:
aber auch die Truppen, welchen ursprünglich die straffste Zucht innewohnte, verwilderten sehr
bald; selbst Gustav Adolf konnte seine Schweden kaum ein Jahr lang im Zaume halten: Tillys



Plünderung der Schlachtfelder.
Von einem Bilde von Sebastian Vrancx aus der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges. (Kasseler Gemäldegalerie.)



Bagage und Troß im dreißigjährigen Kriege.
Von einem Merianschen Kupferstich von 1638.

Scharen waren von Anfang an berüchtigt, doch standen ihnen die des Mansfelders gewiß nicht nach. Die Schonung, welche die Kriegsgesetze fast aller Feldherren selbst in Feindesland anbefahlen, wurde nicht geübt und konnte, je länger je mehr, kaum geübt werden, wenigstens soweit die unentbehrli



Beutezug zurückkehrende Soldaten (letzte Zeit des dreißigjährigen Kriegs); im Vordergrund ein von jammernden Weibern des Trosses umringter Karren mit Verwundeten.
(Aus einem Gemälde von Philipp Wouverman, Kasseler Galerie.)

ürfnisse des Soldaten in Frage kamen. — Zu den Plünderungen und Räubereien, Heere verübten, trug vor allem der Troß mit bei: Scharen von Reiterbuben, Sol- n mit ihren Kindern, begleiteten die Truppe; wie hätte dies Gesindel ohne Diebstahl existiren sollen? Auf ein Regiment deutscher Soldaten kann man 4000 Personen rechnen.

e Mißstände hat der dreißigjährige Krieg aber keineswegs geschaffen, er fand sie r.

Heere, das schwedische in seiner ursprünglichen Gestalt ausgenommen, bestanden bald Angehörigen der verschiedensten Nationen: unter den „Stradioten" waren sicher auch aner; am verhaßtesten waren die Kroaten. Das abenteuerliche Leben des Kriegs- der nur den Augenblick sein nennt, steigerte die Genußsucht aller und erzeugte un- Lasterhaftigkeit. Die Sehnsucht, diesem zügellosen Genießen möglichst lange zu fröhnen, den Aberglauben. Durch allerlei Zauber glaubte man unverwundbar „fest" werden n. Der „Passauer Zettel" führte meist den Reim: „Teufel, hilf mir, Leib und Seele dir." Tilly und Wallenstein galten für „fest", auch Gustav Adolfs Schwert für gefeit. wilderte in dem Heer das religiöse Gefühl, wie das moralische: auch die Sprache wurde alienische, spanische und ungarische Worte, namentlich Flüche, verunstaltet.

Nicht die Fahne, auf die man freilich schwur, hielt diese Banden zusammen, sondern nur



Lagerscene im dreißigjährigen Kriege.
Gemälde von Sebastian Bourdon aus dem Jahre 1643. (Kasseler Galerie.)

der Wunsch nach Beute: darum trat man ohne Bedenken von einer Partei zur andern über; nach verlorenen Schlachten liefen die Soldaten massenhaft davon, um dann auf eigene Faust zu rauben und zu stehlen. Die, welche unter der Fahne standen, unterschieden sich von jenen nur dadurch, daß sie, vom General bis zum gemeinen Reiter hinab, systematisch und methodisch die Aussaugung der überfallenen Gebiete vornahmen. Von den schrecklichen Mitteln, die armen Opfer zu Geständnissen zu zwingen, sei als das mildeste „der schwedische Trank" — ekelhafte Jauche — erwähnt. Wer sich und die Seinigen nicht in das unzugängliche Dickicht und Moor, in undurchdringlichen Wald flüchten konnte, verfiel dem Kriege.

Es bedarf keiner Erläuterung, was unter solchen Verhältnissen aus dem platten Lande, aus dem Bauer werden mußte. Wo die Soldaten verheerend durchzogen, ließen sie eine verzweifelnde Bevölkerung zurück, die schon aus Noth sich gleichfalls auf Diebstahl und Raub verlegte. So nahm die Bevölkerung ab, Theuerung, Hungersnoth entstand, als nothwendige Folge verheerende Seuche. Man möchte sich wundern, daß bei solchen Verlusten auf dem Lande noch ein Rest deutschen Volkes übrig blieb; drei Gewalten aber riefen den Landmann immer wieder nach seinem Dorfe zurück: die Bemühungen der Obrigkeit, die eigene Heimatliebe und der Eifer des Dorfpfarrers. Was auch dieser Stand in der Zeit vor dem Kriege durch seine Streitsucht und Unduldsamkeit gesündigt, er hat es durch Heroismus im Ertragen, durch unablässige Belebung aller besseren Gefühle wettgemacht.

Das Elend, welches die Kriegsvölker allenthalben über Deutschland brachten,



Soldaten mit Beute und gefangenen Bauern.

Wouvermans aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges (Kasseler Galerie); unter den eldzeichen ist eine ligistische Standarte (mit dem Muttergottesbilde) zu erkennen.

schwerste und schlimmste, aber in manchen Gegenden wurde die nd Verarmung des Volkes schon in den ersten Kriegsjahren ver- dert durch einen besonderen Uebelstand. Dies war das Unwesen „Kipper und Wipper" d. h. der Münzwucherer und Münzver- namentlich von Niedersachsen aus alle Welt mit werthlosem Gelde

el war nicht neu: die Menge der Münzstätten, welche die Kontrole erschwerte, t der Münzmeister und ihrer fürstlichen Herren hatte schon während des lters fortwährend Münzverschlechterungen zur Folge gehabt. Am leichtesten kleineren Silberstücke fälschen: wer achtete denn im Kleinverkehr auf einen Unterschied des wahren und des Sollgehaltes? Aber auch die Gulden- erte sich schon während des XV. Jahrhunderts. Reichsgesetze, Münz- suchten vergeblich dem Unwesen zu steuern, welches sich früh dahin erwei- alte vollwichtige Münzen von gutem Schrot und Korn aufkaufte und beim en Feingehalt verringerte. Gegen derartige Verfälschungen half nur ein errufen" d. i. das Außercourserklären minderwichtigen Geldes, und nicht selten



„Epitaphium oder deß guten Geldes Grabschrifft."

Spottblatt auf die Kipper und Wipper, gedruckt „Zu Augspurg, bey Martin Wörle, Brieffmaler in Stangäßlin."

kam ein Landesfürst, mit dessen Billigung der Betrug geschehen war, in die unangenehme Lage, sein eigenes Geld verrufen zu müssen, um nicht den Handel und Verkehr seiner Unterthanen oder in seinem Lande völlig zu vernichten. Das Unwesen nahm zu, je mehr die kaiserliche Gewalt sich minderte und die Reichsverfassung ihrer Auflösung entgegen ging, erreichte aber seinen Höhepunkt in den Jahren 1618—1623. Die Landesregierungen beschlossen, den Betrug, den sie nicht zu hindern vermochten, mitzumachen und am Profit theilzunehmen.

Die großen, wie die kleinen Landesherren brauchten Geld: jetzt ließen sie, — die braunschweigischen Fürsten zuerst — Münzen schlagen, die statt aus Silber, aus einer schlechten Mischung von Silber und Kupfer, bald aus versilbertem Kupfer bestanden. Die Stadt Leipzig gab sogar, weil sie das Kupfer besser verwerthen konnte, eckiges Blech mit einem Stempel aus. Viele neue Münzen entstanden: wetteifernd beeilten sich Kurfürsten und Fürsten, Herren und Städte, aus Kupfer Geld zu machen. Aus altem Kupfergeräthe ließ man sich neue Münzen schlagen und bezahlte damit eiligst frühere Schulden. Alle Welt legte sich auf den Geldhandel. Wer alte Thaler, Goldgulden oder sonst gutes Reichsgeld als Nothpfennig in der Sparkasse hatte, setzte sein Geld schleunig in neues um, da der Preis für gutes Silber im Verhältniß zur Verschlechterung der Münze stieg. Der mühelose Gewinn wurde meist verpraßt und verjubelt. Niemand achtete auf die Steigerung der Lebensmittelpreise, bis man aus dem allgemeinen Taumel schrecklich erwachte. Nun verriefen die Landesherren die neuen Münzen, die doch in aller Händen waren: das betrogene Volk sollte in altem Gelde seine Abgaben zahlen. Natürlich erhob sich allgemeine Entrüstung gegen die Münzer und die Geldwechsler: Handel und Gewerbe hörten auf, die Stadtgemeinden geriethen in Bankrott; überall entstanden Unordnungen und Tumulte. Die öffentliche Meinung verfolgte die Kipper und Wipper, die Ge-

lichen predigten wider die Teufelsbrut. Aber das kam alles zu spät. Die Besserung war nur möglich, indem das gewaltsame Mittel der Ungiltigkeitserklärung neuen Geldes streng angewendet wurde. In den am meisten betroffenen Gegenden waren einige wenige, die Schuldigsten, reich geworden, der gemeine Mann, verarmt und verzweifelnd, war nun trefflich vorbereitet, die ehrliche Arbeit zu verlassen und im abenteuerlichen Kriegerleben neue Mittel zu üppigem Genuß zu erwerben.

---

31. Die Folgen des Krieges für die Kultur und das Geistesleben in Deutschland.

Die nächste Folge des entsetzlichen Krieges war eine ungeheure Entvölkerung Deutschlands. Was der Krieg nicht unmittelbar verzehrte, rafften Seuchen, Mangel und Obdachlosigkeit dahin. In Würtemberg gingen in den sieben Jahren 1634—1641 an 345,000 Menschen zu Grunde, in Sachsen sollen binnen zwei Jahren (1631 und 1632) über 900,000 Menschen erschlagen, oder dem Hunger und Kummer erlegen sein. Die Pfalz hatte vor dem Kriege eine halbe Million Einwohner, zur Zeit des westfälischen Friedens nicht mehr 50,000. Man nimmt an, daß die Bevölkerung Deutschlands in den Kriegsjahren von siebenzehn auf vier Millionen zusammengeschmolzen ist. Dem Verlust an Menschenleben entsprach der Verlust an Häusern und Heimstätten. In Würtemberg waren allein 8 Städte, 45 Dörfer, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen und 36,000 Häuser abgebrannt. Viele Dörfer sind nie wieder aus der Asche erstanden, viele Städte und Städtchen haben erst im XIX. Jahrhundert die Einwohnerzahl wieder erreicht, die sie vor dem Kriege besaßen.

Die eigentlichen Verheerungen trafen vornehmlich das platte Land. Es ist unmöglich für ganz Deutschland den Schaden zu berechnen, den die Landwirthschaft nicht allein durch die Ver-



Heimatlose Leute nach dem Kriege.
Gemälde von Wouverman in der Kasseler Galerie.



Ausraubung und Zerstörung eines Dorfes im dreißigjährigen Kriege.
Aus der im Jahre 1633 veröffentlichten Folge von Radirungen des Lothringers J. Callot: „les misères et malheurs de la guerre."

wüstungen der Felder, sondern vor allem durch den Ruin der Viehzucht erlitten hat. Wo man die Thatsachen feststellen kann, ergiebt sich das grausenhafte Resultat, daß über achtzig Prozent an Pferden, Kühen und Ziegen eingegangen war; die Schafe aber waren an allen Orten sämmtlich vernichtet. Für solche Gegenden sind dann freilich zwei Jahrhunderte kaum hinreichend gewesen, um den früheren Wohlstand auch nur annähernd wieder zu erzeugen.

Aber weit schlimmer noch, als die materiellen Verluste, waren die moralischen Folgen, welche sich nach dem Kriege auf allen Gebieten und bei allen Ständen geltend machten. Es hing mit dem Ruin der Landwirthschaft zusammen, daß der Gutsherr den ohnehin schwer belasteten **Bauer**, welcher sich bei dem Geldmangel und den niedrigen Getreidepreisen kaum über dem Wasser halten konnte, mit Frohnden und Abgaben noch weit mehr drückte als je zuvor. Der Herr besaß wenig oder nichts, mochte der Bauer zusehen, wie er den Anforderungen des Gebieters nachkam. Er durfte nicht murren, wenn ihm das Wild, welches der Gutsherr zu Gunsten seiner Jagdvergnügungen sich reichlich mehren ließ, seine Saaten verwüstete; wehe ihm, wenn er Selbsthilfe wagte! Eisern lastete auf ihm die Hand des Gebieters, der ihn als einen Menschen zweiter Klasse betrachtete: im Stillen ballte der Bauer wol die Hand und meinte verstohlen: „jungen Edelleuten und jungen Sperlingen müsse man bei Zeiten die Köpfe eindrücken"; — aber er litt und gehorchte. Es ist begreiflich, daß in einem solchen Bauernstande jedes tiefere Gefühl, jeder höhere Gedanke erstarb. Und doch bildete er den Hauptbestandtheil der sogenannten „deutschen Nation."

Auch das **Bürgerthum** hatte einen anderen Charakter gewonnen: nicht allein durch die materiellen Verluste, obwol selbstverständlich wiederholte Belagerungen die Vermögensverhältnisse gerade der Wohlhabenden wesentlich beeinträchtigten. Aber das Bürgerthum hatte d… Freude an der Selbstverwaltung verloren. Dazu kam, daß die seit dem Westfälischen Frie… gesteigerte landesherrliche Hoheit selbstbewußtem Bürgersinn wenig hold war und mit … ordnungen und Steuererlassen so viel als möglich eingriff. Der Bürger, den die Krie…

Ergebung in fremden Willen längst gelehrt, unterwarf sich gehorsam: wie hätte er gegen die Obrigkeit ankämpfen können? Wenn er zu leben hatte und etwas für seine bescheidenen Vergnügungen erübrigte, war er zufrieden. Oder aber, er suchte sich in die Kreise der Regierenden emporzuschwingen und irgend ein kleineres oder größeres Amt in dem Beamtenstaat zu erlangen, welcher jetzt erst seine völlige Ausbildung erhielt. Ein solches Amt, und war es selbst durch die demüthigste Kriecherei erbettelt, erhob den Bürger doch weit über die Menge „gemeiner" Sterblichen, über den „schlechten" Bauer. Das Amt gewährte Gelegenheit zu redlichem und unredlichem Nebenerwerb, es brachte dem Inhaber oft das begehrenswerthe, vielbeneidete Glück, sich höheren, adligen Genossen zu nähern, wol gar, in unmittelbarer Nähe des Durchlauchtigsten oder Serenissimus, in die Reihen des Adels einzutreten. Die Sucht nach Rang und Titeln wurde jetzt allgemein und erzeugte die erbärmlichste Servilität.

Außer solchen egoistischen Interessen beschäftigte den Bürger wenig mehr, als das Geklätsch über Familienereignisse und auffallende Neuigkeiten. Allerdings fuhr er fort, sich um Politik zu kümmern, Zeitungen und Tagesblätter mehrten sich, ja die Zahl der Flugschriften steigerte sich außerordentlich, als Ludwig XIV. die öffentliche Meinung aufregte, aber es kam doch nur zu Weherufen, allenfalls zu patriotischer Entrüstung, und es wäre verfehlt gewesen, auf diese Stimmung eine große Aktion zu bauen. Auch war es mit der Wehrhaftigkeit des deutschen Bürgers vorbei; noch im Beginne des Krieges hatten einzelne Städte sich mannhaft gewehrt, der Sinn für das Waffenhandwerk und die Waffenübung mußte ersterben, sobald stehende Heere ins Leben traten.

Der Adel, begünstigt namentlich durch diese neuen militärischen Einrichtungen der Fürsten und des Kaisers, führte in den einzelnen Territorien förmlich das Regiment seit 1648, aber diese Periode, in welcher er am meisten oder ausschließlich galt, ist die schlechteste der neueren deutschen Geschichte. Indes war es natürlich, daß der Wunsch, adlig zu sein, ungemeine Dimensionen annahm. Schon während des Krieges hatten Offiziere, die durch Plünderungen reich geworden waren, sich den Adelsbrief und verwüstete Güter erkauft. Seit dem Frieden betrieb der Kaiserhof, um die leeren Kassen zu füllen, die Nobilitirung fast geschäftsmäßig, namentlich drängten sich die eitlen Stadtbürger dazu, um durch den Brief des Kaisers die Turnier- und Stiftsfähigkeit und andere Privilegien zu erwerben. Durch diesen Mißbrauch, gegen den Fürsten und Stände auf dem Reichstag von 1654 protestirten, kam es dahin, daß grade die eigentlich adligen Korporationen, wie die Stifter, nur solche anerkannten, die zur Erweisung ihres Adels keines Briefes bedurften. Wer frisch geadelt war, wurde nur „wohledel" genannt; wer länger im Besitz seines Briefes war, ließ sich „hoch- und edelgeborene Gestrengigkeit" nennen. An Luxus und äußerem Prunk suchten es die Neugeadelten ihren älteren Standesgenossen zuvorzuthun, aber das Volk spottete über die glänzenden Karossen mit den neuen Wappenschildern.

Was den alten Adel betraf, so hatte sich an seinen Gewohnheiten wenig verändert, und wenn er noch über größere Güter verfügte, führte er ein ganz behagliches Leben. Der Edelmann hatte seine „europäische Tour" gemacht, vielleicht irgendwo Kriegsdienste geleistet, irgend welche Gelehrte näher kennen gelernt, gehörte wol gar einer gelehrten Gesellschaft an, machte den Gönner junger Dichterlinge. Seine Söhne erwarben einträgliche und angesehene Hofämter oder höhere Offizierstellen. Lag in diesem Adel auch eine gewisse Vornehmheit, so trug er doch zur Nachahmung des Fremden in Mode, Sitte und Denkart erheblich bei und wirkte durch sein Vorbild zum Schaden der Nation.

Weit übler war der kleine Landadel daran, der sich von dem bäuerlichen Landmann eigentlich nur durch seine höheren Ansprüche und seine Unlust zur Feldarbeit unterschied. Diese Gutsherren, die oft nur über wenige Bauern geboten, vor dem Kriege arm, durch den Krieg ruinirt, führten ein trauriges Dasein. Zur Verbesserung ihrer Güter erhielten sie nur mit Mühe Darlehen; eine Mißernte, ein Viehsterben brachte sie an den Bettelstab. Mit Nothwendigkeit mußten die jüngeren Söhne den Kriegsdienst aufsuchen; namentlich der kaiserliche

Dienst gegen die Türken bot Aussicht auf Beute und Beförderung. Oft genug kehrten sie ab ohne Ruhm und Geld heim und mußten sich mit ihren verarmten Vettern Krippenreiter und Misthammel schelten, von reicheren Verwandten durchfüttern lassen.

Die Vertretung des Adels und seiner Interessen bildeten die Landstände, die freilich die Wohlfahrt des gesammten Landes hätten berücksichtigen sollen. Aber, selbst steuerfrei, suchte sie alle unvermeidlichen Geldbewilligungen der Masse des Volkes, vorzüglich dem Bauer aufzubürden und die Finanzreformen, die ihnen selbst Opfer zumutheten, zu hintertreiben. Ueberhaupt kümmerten sich die Stände sehr wenig um die Willensmeinung ihres Landesherrn: als diese jedoch ihrem großen Meister Ludwig XIV. nachmals die Kunst der absoluten Regierung abgelernt hatten, setzten sie, was sie für gut hielten, auch trotz der Stände durch, beugten sie oder beriefen sie gar nicht mehr.

Ueber die Reichsfürstlichkeit läßt sich etwas allgemeines nicht sagen: unter dem Begriff der „Staatsraison" verstanden die Fürsten meist ihr dynastisches oder persönliches Interesse, wenig bekümmert um das Wohl und Wehe der gehorsamen Unterthanen. Nur der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm fand seinen Herrscherberuf und sein Lebensglück in der Begründung eines Staats, der an jeden Einzelnen große Anforderungen stellte, aber dafür auch die Wohlfahrt der Gesammtheit förderte. Darum zeigen sich auch in seinem Lande zuerst Spuren freiwilliger, aufrichtiger Hingabe an den Herrscher: der Bauer, der anderwärts so gedrückte Bauer, greift zur Wehr gegen den Feind, denn er „dient seinem Kurfürsten mit Gut und Blut." Etwas Unerhörtes in einer Zeit, da keiner mehr leistet, als er muß, und nichts thut, was nicht von oben befohlen wird.

Die Schwäche und Unselbständigkeit des deutschen Volksgeistes offenbart sich nirgends deutlicher, als in der Literatur des XVII. Jahrhunderts. Prosa und Poesie, Lyrik und Drama, ebenso der Roman, sind dem Auslande und dem fremden Geschmack fast völlig unterworfen: Verse, Strophen, Stoffe werden dem Fremden abgeborgt. Es war dies ganz natürlich: die nationale Vergangenheit bot keine Anknüpfungspunkte. Nur wo es sich um das Jüngsterlebte handelt, ist Dichtung und Erzählung echt, sei es, daß die Dichter, wie Opitz (1597 bis 1639), P. Gerhardt, Flemming (1609—1640) von den Leiden des Krieges, dem Elend des Vaterlandes, dem Tode des Schwedenkönigs singen, dem Allmächtigen ihre Noth klagen, ihr Vertrauen, ihren endlichen Dank künden, sei es daß Schriftsteller, wie Christoffel von Grimmelshausen in seinem „Abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus" (1669) die traurigen Erlebnisse des großen Krieges mit humoristischen Arabesken umgeben: sei es endlich, daß der Dramatiker A. Gryphius (1616—1664) den soldatischen Großsprecher (im Horribilicribrifax) durchzieht. Abgesehen von solchen Erscheinungen trifft nur selten ein voller, warmer Laut unser Ohr, wie in dem herzigen „Aennchen von Tharau" des Königsbergers Simon Dach († 1659); vereinzelt erschallt das schneidige mahnende Wort des patriotischen Epigrammatisten Friedrich von Logau (1604—1655). Im übrigen nichts Nationales. Auf den Musensitz der romanischen Völker, nach dem klassischen Parnaß führt uns Martin Opitz, der Tonangebende und Führer dieser Geister. Er bietet uns Eklogen, Sonette, Madrigale, Schäferstücke und Liebeslieder nach fremder Schablone: talentvoll, — wenn auch kein dichterisches Genie — und charakterlos eröffnet er den Reigen der Gelegenheitsdichter, die um ein Stück Geld, einen Titel oder die Ehre der Dichterkrönung die alltäglichste Begebenheit oder auch die erbärmlichste Sache feiern. Dabei die größte Selbstüberhebung, wie in allen Zeiten des Verfalls. Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—1679) und Kaspar von Lohenstein (1635—1683) setzten die „galante" Abgeschmacktheit, schamlose Zweideutigkeit auf den Altar der Dichtkunst und bestätigten den moralischen Verfall der Nation. Nur zum kleinsten Theil hat Lohenstein durch seinen langweiligen Roman vom heldenmüthigen Arminius und der durchlauchtigen Thusnelda jene Sünden gesühnt.

Selbst die Sprachgesellschaften, welche den an sich heilbringenden Plan verfolgten, die deutsche Sprache in ihre Rechte wieder einzusetzen, waren nur Nachahmungen fremder

italienischer — Institute und gefährdeten ihr Werk durch Uebertreibungen. Der Verwahrlosung des prosaischen Ausdrucks konnten sie ohnedies nicht vorbeugen, und die Alamode-Sprache erhielt bald ein ebenso fremdartiges Gepräge, wie Tracht und Sitte.

Dennoch dürfen wir weder über Opitz, noch über diese Zeit der Nachahmung unbedingt den Stab brechen. Denn trotz aller Mängel führt Opitz mit Recht den Namen „Vater der neudeutschen Dichtkunst“; durch seine metrischen Theorien (Büchlein von der deutschen Poeterei, 1624) machte er der elenden Knüttelversdichtung des XVI. Jahrhunderts ein Ende. Andererseits war es immerhin auch ein Gewinn, wenn die Deutschen noch irgendwie geistige Interessen pflegten. Die Nachahmung hat die Nation wenigstens vor äußerster Roheit bewahrt, die sittliche Verwilderung zu hemmen vermochte sie allerdings nicht.

---

32. Die Reichsverfassung seit dem Westfälischen Frieden.

Der Westfälische Frieden war der erste europäische Friedensschluß und ist daher für alle europäischen Staaten bedeutungsvoll gewesen; seine besondere Bedeutung besitzt er aber für Deutschland, insofern die meisten der Friedensartikel der Feststellung der inneren deutschen Verhältnisse gewidmet sind und die Reichsverfassung dadurch zum Theil eine neue Gestalt gewinnt: eine Gestalt, an der spätere Jahrhunderte wenig geändert haben.

Etwas wesentlich Neues wurde zwar nicht geschaffen, aber der allmählich gewordene, thatsächliche Zustand reichsrechtlich bestätigt. Seit den Tagen Karls V., schon Maximilians I, hatte das Haus Habsburg versucht, die kaiserliche Würde streng monarchisch zu gestalten, während die Reichsstände eifersüchtig ihre Landes- (Territorial-)Hoheit zu wahren und zu erweitern streben, die Verwaltung der Reichsgeschäfte aber durch ihren Beirath, ja durch ständische Mitregierung regeln wollen. In den Tagen, als Ferdinand II. über Kurpfalz, über Mecklenburg selbständig verfügte, schien das Haus Habsburg am Ziele zu sein; der weitere Verlauf der Dinge stürzte es aus dieser Stellung. Nicht das Reich, noch weniger der Kaiser für das Reich, hat den Frieden mit dem Ausland abgeschlossen; sowol auf der kaiserlichen Seite, wie auf der seiner Gegner werden die „Kurfürsten, Fürsten und Stände“ als selbstbetheiligt genannt. Die Landeshoheit der Fürsten wird in der französischen Friedensurkunde als Souveränetätsrecht bezeichnet, d. h.: fortan ist jeder Reichsstand „Kaiser in seinem Territorium.“ Er darf Krieg führen, Bündnisse schließen, wie es ihm beliebt: nicht mehr das Reichsrecht, sondern das europäische Völkerrecht bestimmt unmittelbar seine Stellung. Damit zerfällt das alte Reich in einzelne Territorien und ist kraftlos und wehrlos, so lange nicht ein Reichsstand die Mittel und den guten Willen besitzt, das Interesse des Reiches dem Ausland gegenüber zur Geltung zu bringen. Denn nur dem Ausland kam der neue Zustand zu gut: um ungestört in Deutschland schalten und walten zu können, hatte es nach Kräften dafür gesorgt, daß kein einzelner deutscher Staat derartig erstarke, um für Recht, Ehre und Freiheit der Nation eintreten zu können. Erst als der junge brandenburgische Staat dazu fähig war, konnte sich Deutschland aus seiner Erniedrigung erheben.

So beruhte denn in Zukunft die gesammte Reichsverfassung auf dem Einverständniß des Kaisers und des Reichstages, der nach wie vor in drei Kollegien gegliedert war. Was das Kaiserthum an Macht einbüßte, gewann aber diese aristokratisch-republikanische Versammlung keineswegs: vielmehr erstarb hier in todtem Formelkram und eifersüchtigen Etikettenfragen jeder nationale Lebenshauch, und jeder gesunde Gedanke wurde hier im Keime erstickt.

Der Reichstag von 1582 galt als maßgebend für die Stimmenführung: jedes Fürstenhaus führte soviel Stimmen, als es damals besessen. Die Kurstimme Böhmens ruhte bis 1708; im Jahre 1692 kam die neunte (hannoversche) Kur hinzu. Neue Reichsstände zu ernennen wurde dem Kaiser sehr schwer gemacht, namentlich wenn die Betreffenden nicht reichsunmittelbaren Besitz hatten, sondern Landsassen waren. Seit 1653 wurde die Einführung neuer Reichsstände direkt an die Genehmigung der Kollegien geknüpft.

Zu giltigen „Reichsschlüssen" konnte man nur sehr schwer gelangen, weil dazu die Uebereinstimmung aller drei Kollegien, außerdem die kaiserliche Ratifikation, erforderlich war. In den einzelnen Kollegien galt die Mehrheit, außer in Religionssachen: dadurch waren die Evangelischen, die im kurfürstlichen und fürstlichen Kollegium die Minderheit bildeten, vor religiöser Vergewaltigung dauernd geschützt. Wo rascheres Handeln erforderlich war, wurden, wie schon früher, „Reichsdeputationen" gebildet: aber meistens haben grade diese die wichtigsten Aufgaben gehemmt und verschleppt.

Wegen der Weitläufigkeit der Verhandlungen wurde der Reichstag seit 1663 in Regensburg permanent: ständige Gesandte führten die Geschäfte der Fürsten, und den



Regensburg, seit 1663 ständiger Sitz des Reichstags. Stich von Hulsius vom Jahre 1632.

fremden Mächten wurden ihre Intriguen wesentlich erleichtert. Brachte dieser Gesandtenkongreß, dessen Mitgliedern es oft an der nöthigen Instruktion gebrach, wirklich einmal einen Reichsschluß zustande, so war es Sitte, ihm nicht zu folgen; schließlich wurde der Reichstag nur noch von wenigen Ständen beschickt und für die Fremden ein Gegenstand des Spottes.

Von der oberrichterlichen Hoheit des Kaisers blieb ihm auch nur ein kleiner Rest, die Gerichtsbarkeit über die Reichsunmittelbaren in höherer Instanz; nur an wenigen Stellen Süddeutschlands bestanden kaiserliche Gerichte erster Instanz und gaben zu vielen Beschwerden Veranlassung. Die beiden



Links geistliche Bank: 8—31 die Vertreter der geistlichen Stifter.

A B C D E verschiedene Reichswürdenträger (Reichsmarschall, Reichsschenk u. a.

Auf der Querbank: 32—34 „der Secularische Stiffter Abgesandte“ (Magdeburg, Lübeck).

Rechts weltliche Bank: 1—33 die weltlichen Fürsten, Grafen und Kreise.

Auf den übrigen Bänken (34—41) die Vertreter der Reichsstädte.

„Eigentlicher Abriß des Reichstags 1653 zu Regensburg. Zu finden in Nürnberg bey Paulus Fürsten, Kunsthändlern, 1653.“

obersten Gerichtshöfe, das Kammergericht und der Reichshofrath, hatten auf dem Frieden von 1648 reformirt werden sollen.

Die erstgenannte Behörde sollte in Zukunft zu gleichen Theilen aus Beisitzern beider Konfessionen bestehen; die Stände hatten sie zu präsentiren, nur den Vorsitzenden und zwei Beisitzer ernannte der Kaiser. In Bezug auf den Reichshofrath konnte man dem Kaiser weniger Vorschriften machen. Doch unterblieb die eigentliche Reform, und bald wurden diese Behörden, besonders das Kammergericht, durch die Bestechlichkeit der Richter und die Verschleppung der Prozesse Zerrbilder der Gerechtigkeitspflege.

Wie die Reichsjustiz, waren auch die Reichsfinanzen und das Kriegswesen in erbärmlichem Zustande. Eigene Einnahmen besaß das Reich nicht; im Falle des Bedürfnisses mußten mit Bewilligung des Reichstages außerordentliche Steuern ausgeschrieben werden. Nach einem uralten Anschlag vertheilt, enthielten die „Römermonate" die größten Ungerechtigkeiten und brachten niemals die Hälfte des Geforderten ein.

Als Karl V. im Jahre 1521 nach Rom ziehen wollte, wurde ein Verzeichniß der Reichsstände entworfen und jedem die Stellung eines Kontingentes und der dazu erforderliche Sold auferlegt. Ein Römermonat sollte 128,000 Gulden ertragen.

Da ein Reichsheer nur im Falle eines Reichskrieges aus den Kontingenten der einzelnen Stände gebildet wurde, diente es, eine buntscheckige Masse feigen und zuchtlosen Gesindels, den Feinden zum Spott, wo es je im Felde erschien.

Durch einen Reichsschluß von 1681 wurde das Reichsheer „im Simplum" auf 12,000 Mann zu Pferd und 28,000 zu Fuß festgesetzt und die Stellung der Mannschaft auf die zehn Kreise vertheilt.

Es fehlte viel, daß die Bestimmungen des Westfälischen Friedens das vollständige System eines deutschen Staatsrechtes enthielten. Manche wichtige Frage blieb unentschieden. So kam der Vorschlag, eine beständige kaiserliche Wahlkapitulation von sämmtlichen Reichsständen abfassen zu lassen, erst im nächsten Jahrhundert (1711) zur Ausführung: gleichfalls erst dann wurde beschlossen, eine römische Königswahl bei Lebzeiten des Kaisers nur in dringenden Nothfällen vorzunehmen. Aber damals war es längst ziemlich gleichgiltig geworden, ob das Haus Habsburg durch derartige Wahlen die Kaiserkrone erblich machte; das deutsche Reich war und blieb, als was es zu großer Entrüstung aller kaiserlich=gesinnten Reichspublizisten der geistvolle Pufendorf bezeichnete, „ein schauerliches, ungefüges, ungeheuerliches Monstrum, das man der Sehkraft beraubt hat."

In seiner Schrift „de ratione status in Imperio nostro Germanico" (Ueber die Staatsform des deutschen Reiches) giebt Samuel Pufendorf, der Begründer des Natur= und Völkerrechts und der Geschichtsschreiber Karl Gustavs von Schweden und des Großen Kurfürsten eine ruhige, aber schonungslose Kritik der deutschen Verfassung und Winke zur Besserung.



Kurhut und Szepter von Brandenburg.

s Aufsteigen der brandenburgisch-preußischen Macht.

1. Die Anfänge des Großen Kurfürsten.

niedergeworfene Deutschland wieder zu Ehre, Macht und Ansehen
i sollte, so war dies nur dadurch möglich, daß unter den nur lose
enden deutschen Territorialstaaten der eine stark genug wurde, um
r auch ohne kaiserlichen Titel wahrhaft kaiserliche Macht und Be-
ewähren. Welcher Staat, welcher Herrscher auch immer diese
ıfgabe erfassen mochte, ein schwerer dreifacher Kampf stand ihm
lt, emporzukommen dem Hause Habsburg zum Trotz: es galt, sich
er viele neidische und eifersüchtige gleichberechtigte Fürstenhäuser:
: Mißgunst des Auslandes zu besiegen, das ein mächtiges deutsches
iedererstehen lassen wollte und daher jeden Versuch einer Neu-
mpfen mußte. So hat denn dieser Kampf über zwei Jahrhunderte
und erst nach Besiegung Oestreichs, der deutschen Kleinstaaten
)s in dem neuen deutschen Reich des preußischen Hohenzollern-
Abschluß gefunden. Die ganze neuere deutsche Geschichte seit dem
Frieden ist nichts anderes, als die Geschichte von dem Kampf und
ıdenburgisch-preußischen Staates. Die Persönlichkeiten der Kaiser
se Habsburg, das mehr europäische Politik treibt, treten gegen die
jen Regenten zurück, welche, allerdings nur durch Stärkung und
ihrer eignen Macht, der Nation auf deutschem Boden ein neues
den versuchen.

hätte während der Kriegsjahre von 1618—1640, kaum einer zur
densschlusses ahnen können, daß der brandenburgische Staat jene
erfassen, geschweige denn lösen werde. Allerdings war das Kur-
burg stets ein vornehmes Glied des Reiches gewesen: gar mancher
Brandenburg hat im Reiche eine hervorragende Rolle, bezeichnend
ıf kaiserlicher Seite, gespielt und wiederholt haben die Branden-
ı Kaiserwahlen die Hand nach der Krone ausgestreckt. Der ehr-

geizige Joachim I. war für geraume Zeit der letzte der auch im Reiche thätig oder bewährten Brandenburger, als deren hervorragendster Albrecht Achille (1470—1486) erscheint. Die weiteren Hohenzollern des XVI. Jahrhunderts zum Theil tüchtige Landesherren, können für ihre reichsfürstliche Thätigkeit besondere Werthschätzung nicht beanspruchen; George Wilhelm, der Zeitgenosse des dreißigjährigen Krieges, war einer der schwachmüthigsten des ganzen Geschlechtes: den Stürmen seiner Zeit wäre auch ein Besserer vielleicht nicht gewachsen gewesen, aber auch unter friedlichen Verhältnissen würde George Wilhelm niemals die Hoffnungen verwirklicht haben, welche die bedeutsamen Erwerbungen von 1614 und 1618 erregen mußten.

Durch die Theilung der Jülich-Kleveschen Erbschaft, wie sie im Jahre 1614 vorläufig und unter Vorbehalt aller Rechte erfolgte, hatte Johann Sigismund Kleve, Mark und Ravensberg bekommen, d. h. Stellung erhalten in einem der Brennpunkte der europäischen Politik. Hier kreuzten sich die Interessen Frankreichs, Spaniens, Oestreichs, der Niederlande: fortan mußte man mit dem neuen Faktor Brandenburg rechnen. Ebenso vielverheißend war die Erwerbung Preußens. Nach dem Aussterben der fränkischen Nebenlinie erwarb hier das Kurhaus ein deutsches Land, das nicht ein Lehn des Reiches, sondern der Krone Polen war: es erhielt den Zugang zur See und wurde in die Kreise der baltischen, der nordischen Politik eingeführt.

Der Sohn Albrechts, des letzten Hochmeisters und ersten Herzogs in Preußen, Albrecht Friedrich, war im Jahre 1568 fünfzehnjährig zur Regierung gekommen. Am 19. Juli 1569 erwarb Joachim II. durch seinen klugen Kanzler Distelmeier von dem König von Polen die Mitbelehnung. Für den gemüthskranken Fürsten, der von seiner Gemahlin Marie Eleonore von Kleve keine Söhne hatte, führte erst Markgraf Georg Friedrich von Jägerndorf, seit 1605 Kurfürst Joachim Friedrich, seit 1609 Johann Sigismund die Vormundschaft. Dieser hatte sich mit Anna, der ältesten Tochter des unglücklichen Herzogs vermählt und nahm 1618 nach dem Tode seines Schwiegervaters das Land ein.

Aber die Zeitumstände, wie die Persönlichkeit George Wilhelms gestatteten dem brandenburgischen Adler noch nicht, in freiem Fluge die Schwingen zu regen. Der Kurfürst stand gänzlich unter dem Einflusse seines allmächtigen Ministers Schwarzenberg, welcher den festen Anschluß an den Kaiser als die einzig richtige Politik empfahl. Nur gezwungen, wie erwähnt, trat George Wilhelm vorübergehend in ein Bündniß mit Gustav Adolf; im Prager Frieden hatte er sich von den Schweden losgesagt, in der Hoffnung, dadurch sich den dereinstigen Besitz Pommerns zu sichern. Es ist erzählt worden, daß dies nicht gelang: der Kurfürst hatte nur den Krieg in sein Land gezogen, indem er Pommern zu erobern meinte. Fern von den Stürmen des Krieges beschloß er in seinem preußischen Herzogthum seine Tage: die Hoffnung einer bessern Zukunft ruhte auf seinem Sohn, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm, der unlängst von seinen Studienreisen heimgekehrt war.

Friedrich Wilhelm, des Kurfürsten einziger Sohn, ward am 16. Februar 1620 geboren. Fern von den Zerstreuungen des Hofes erhielt er in Küstrin unter kundiger

Leitung eine vortreffliche Erziehung: er war ein lebhafter, munterer Knabe, dabei ein frommes Gemüth. Im April 1631 wurde er Gustav Adolf in Frankfurt vorgestellt, der in dem heranwachsenden Kurprinzen schon den künftigen Gemahl seiner Tochter Christine erblickte. Nach dem Tode des Schwedenkönigs beschloß man, namentlich auch auf den Wunsch der Mutter (Elisabeth Charlotte, einer Schwester des unglücklichen Böhmenkönigs) den Prinzen zur Vollendung seiner Erziehung nach den Niederlanden zu schicken. Im Sommer 1634 trat er, begleitet von seinem getreuen Erzieher Gerhard von Leuchtmar die Reise an; vier wichtige Jahre verbrachte er dann theils in Leyden, Arnheim und im Haag, theils im Feldlager des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Schwerlich verstand der heranwachsende Jüngling die Eigenart des jungen niederländischen Freistaates in vollem Umfange zu würdigen, aber dennoch waren die Eindrücke, die er hier empfing, in Verbindung mit den Erläuterungen seines Erziehers, entscheidend für sein Leben. Namentlich erfüllte er sich in diesem Lande, das sich im Kampf gegen das katholische Spanien zugleich die politische Freiheit errungen, mit echt protestantischen Anschauungen. Darum haßte er auch das System des Prager Friedens und dessen Träger, den Grafen Schwarzenberg. Schon dies war dem Vater nicht genehm; da sich nun gar noch das Gerücht verbreitete, eine Herzensneigung fessele den Prinzen an die Tochter des Pfalzgrafen, Ludowika Hollandine, ward Friedrich Wilhelm im Sommer 1638 in die Heimat abberufen. Vater und Sohn waren einander auch innerlich fremd geworden: von allen Staatsgeschäften geflissentlich fern gehalten, in beschränkten pekuniären Verhältnissen, voller Groll gegen Schwarzenberg, verlebte der Prinz keine sehr erfreulichen Tage, bis George Wilhelm am 1. Dezember 1640 zu seinen Vätern versammelt wurde.



Friedrich Wilhelm von Brandenburg als zwölfjähriger Knabe.

(Nach dem Originalbildniß im Königl. Schloß zu Berlin.)

Vorsichtig, ohne Uebereilung, bereitete der junge Regent einen gründlichen echsel des Regierungssystems vor, selbst den verhaßten Schwarzenberg behielt bis zu seinem — bald darauf erfolgten — Tode im Amte. Dann verschiedete er mit Unterstützung des Küstriner Kommandanten Konrad von urgsdorf das aufsässige Kriegsvolk, welches dem Kaiser und dem Kurfürsten schworen hatte, um keinem recht zu gehorchen. An den kaiserlichen Hof durch chts mehr gebunden, gab er den aussichtslosen Widerstand gegen Schwedens mmerische Pläne auf und schloß mit dieser Macht (Juli 1641) einen Waffenllstand, der bis zum endlichen Frieden dauerte. So ward es dem jungen ürsten möglich, schon jetzt an die Neugründung des Hohenzollernstaates zu hen, falls man diese verschiedenartigen Provinzen, welche der Einigung ge-

flissentlich widerstrebten, überhaupt so nennen darf. Da die Finanzlage v zweifelt, die Erschöpfung allgemein war, hatte Friedrich Wilhelm eine Aufgabe t unendlicher Schwierigkeit zu lösen: auf seine persönliche Thätigkeit kam alles a seine Person war das einzige Band, das jene lose gefügten Theile verknüpft

Längst war im Inland und Ausland das Gefühl verbreitet, daß diese Fürst seine eigenen Wege gehen werde, und so sah alle Welt der Vermählun Friedrich Wilhelms mit Spannung entgegen: es erschien von hervorragende politischer Bedeutung zu sein, wo er wählen würde. In der That wäre die in vollem Maße der Fall gewesen, wenn Gustav Adolfs Plan geglückt wär den Kurfürsten mit seiner Tochter Christine zu vermählen. Unstreitig übte di Aussicht auf eine Krone ihren Reiz auf den hochstrebenden Friedrich Wilhelm aber die schwedische Prinzessin mochte ihre Freiheit nicht aufgeben und di schwedische Aristokratie, die nach Gustav Adolfs Tode zu großem Ansehn ge langt war, sehnte sich auch nicht gerade nach einem thatkräftigen Herrscher. S ließ man den Plan im Jahre 1646 fallen, gewiß zum Segen des brande burgischen Kurstaates, der bei einer Verbindung mit Schweden doch nur fremde Interessen dienstbar geworden wäre. Auch die Heirath, welche Friedrich Wilhel im Dezember 1646 wirklich schloß, war wesentlich durch die Politik empfohlen indem der Brandenburger sich mit Luise Henriette, der ältesten Tochter de Statthalters der Niederlande, Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien vermählte, trat sein Staat an die Seite dieser ausgesprochen protestantisch Macht, welche zudem die niederrheinischen Besitzungen des Kurfürsten deckte.

Inzwischen hatte der Westfälische Friedenskongreß seine Thätigkeit begonne es ist erwähnt worden, daß Brandenburg sich glücklich preisen mußte, wenigsten einen Theil von Pommern und für den Rest Entschädigung zu erhalten. Wa der Kurfürst bekam, verdankte er lediglich sich selbst und der Zähigkeit sein gelehrten Vertreters, des Grafen von Sayn-Wittgenstein. Aber es dauer noch Jahre, bis Brandenburg sich des Besitzes erfreute, der ihm zugesproch war; die Niederländer behaupteten allen Vorstellungen zum Trotz in d wichtigsten klevischen Plätzen ihr Besatzungsrecht; die Schweden warteten fü Jahre mit der Räumung von Hinterpommern. Dazu kam, was die Klevesch Erbschaft betraf, daß eine endgültige Auseinandersetzung mit dem Neuburg noch nicht erfolgt war; beide Theile hofften noch immer, dereinst das Ga an sich zu bringen. Etwas übereilt griff Friedrich Wilhelm schon im Jah 1651 zum Schwert; aber sein Einfall in das Gebiet des Pfalzgrafen mißlan und der Kurfürst mußte noch Gott danken, daß wenigstens alles beim Alten bli

1651

Der kurze Feldzug, bei dem der Kurfürst allerdings schon 16,000 Ma hatte ins Feld stellen können, bewies, daß der Staat zu seiner Stärkung n langer Friedensjahre bedürfe und die allseitigste Thätigkeit, die Anspannung all Kräfte von Seiten des Herrschers erheischte. Wohl mit den in Holland e haltenen Eindrücken hängt es zusammen, daß Friedrich Wilhelm schon jetzt dara dachte, seinen pommerschen und preußischen Unterthanen durch Betheiligung a dem Welthandel neue Hilfsquellen zu erschließen.



Der Große Kurfürst im siebenundzwanzigsten Lebensjahre mit seiner jungen neunzehnjährigen Gemahlin Luise Henriette von Oranien zu Pferde auf der Falkenjagd.

Nach dem sehr seltenen gleichzeitigen holländischen Stiche von C. B. Dalen vom Jahre 1647.



Johannes, Graf zu Sayn-Wittgenstein, kurbrandenburgischer Gesandter zum Westfälischen Friedenskongr
zu Münster. Holländischer Stich nach dem Bildnisse Anselmus van Hulles von Corn. Galle.

Bereits im Jahre 1647 hatte er eine ostindische Handelsgesellschaft gegründet: Jahre 1650 kaufte er von den Dänen das Fort Dansburg (Trankebar) an der Kü Koromandel.

Aber die Hauptsache blieb doch weise Sparsamkeit im landesfürstlichen Haushalt, der aufs äußerste eingeschränkt wurde, sorgfältige Kassenführung und

nsichtige Domänenverwaltung. Den eigentlich schöpferischen Gedanken, an die telle der herkömmlichen Kontributionsverfassung, welche auf den ständisch-feudalen inrichtungen beruhte und die Geldleistungen höchst ungerecht vertheilte, indirekte Steuern (die „Konsumtionsaccise“) zu setzen, hat der Kurfürst jedenfalls schon m Anfange seiner Regierung gehegt, aber erst weit später zur Ausführung ringen und nur durch schwere, langwierige Kämpfe verwirklichen können.

Einstweilen mußte der Kurfürst auch hier mit den bestehenden Verhältnissen rechnen und zwar um eines höheren Interesses willen: es galt die Mittel zu erhalten, um die verrottete Lehnsverfassung dauernd durch ein stehendes Heer zu ersetzen. Da war es denn für die ganze Folgezeit von entscheidender Bedeutung, daß die brandenburgischen Stände im Jahre 1653 zum ersten Mal (1653) zur Erhaltung des Heeres eine Geldbewilligung auf sechs Jahre machten; nach Ablauf dieser Zeit fand der Kurfürst, wie wir sehen werden, andere Mittel, den Fortbestand des Heeres zu sichern.

Endlich wurde die gesammte Staatsverwaltung sorgfältig gegliedert und eine einheitliche Thätigkeit der Behörden angestrebt, soweit dies die Autonomie der einzelnen Provinzen irgend zuließ. Eine neue Schule tüchtiger Beamten wuchs heran, die von ihrem Fürsten lernte, stets auf das Ganze zu sehen und die trotzige Eigenart zu überwinden.

An der Heeresreform wirkten namentlich mit der General Sparr, — früher in kaiserlichen Diensten, — und der östreichische Exulant Derfflinger, der — von der Volkssage zum Schneidergesellen gemacht — seit seinem sechzehnten Jahre in der schwedischen Armee gedient und es daselbst durch ungestüme Tapferkeit früh zum General gebracht hatte. Unter den Räthen des Kurfürsten sind hervorzuheben der Reichsgraf Georg von Waldeck, Otto von Schwerin, Somnitz, Jena, Kleist, Weiman, Wallenrodt und Raban von Canstein, ein trefflicher Finanzmann.



Derfflingers Büste (aus Schlüters Schule) auf seinem Grabmal in der Kirche seines Gutes Gusow.

Von einer großartigen, selbständigen Politik Brandenburgs konnte natürlich nicht die Rede sein, so lange der Staat noch Kräfte sammeln mußte. Allerdings nahm der Kurfürst den Gedanken der „dritten Partei“ von 1647 im Jahre 1652 noch einmal auf und knüpfte Verhandlungen mit Braunschweig an, um neben dem Kaiser eine achtunggebietende protestantische Fürstenpartei im Reich zu begründen. Aber, um die Räumung Pommerns durch den Kaiser zu erzwingen, — er versprach, daß die Schweden nicht eher als dies geschehen, zum Reichstag zugelassen werden sollten, — sah sich der Kurfürst veranlaßt, in die Wahl des Erzherzogs Ferdinand zu willigen (Mai 1653). (1653) Daß man mit dem Kaiserhause, welches Brandenburgs Emporkommen neidisch bewachte, auf die Dauer keine Freundschaft halten konnte, zeigte sich freilich bald, und schon im Jahre 1654 trat Brandenburg auf die Seite der Reichstagsopposition. (1654)

Indessen fehlte viel, daß Friedrich Wilhelm nunmehr die Bahnen einschlug, auf welche ihn sein hochstrebender Minister, Graf **Waldeck**, so gerne geleitet hätte. Denn dieser plante, des Kurfürsten früheres Projekt erweiternd, einen umfassenden Bund aller Protestanten im Reich unter brandenburgischer Führung. An der Spitze dieses Bundes, in dem man heutzutage mit Unrecht das Vorbild des Fürstenbundes von 1785 oder gar des Norddeutschen Bundes hat entdecken wollen, sollte der spanisch-habsburgischen Macht diesseit des Meeres „die letzte Oelung" gegeben werden. Kein genialer, sondern ein chimärischer Plan, dessen Ausführung jedenfalls die nächsten Zeitereignisse verhindert haben würden, hätte Friedrich Wilhelms staatsmännisches Urtheil ihn vor derartigen Phantastereien nicht ohnehin schon bewahrt.



Das Herzogliche Schloß in Königsberg.
Nach gleichzeitigen Darstellungen.

2. Der Kampf um die Souveränetät Preußens. Friede zu Oliva (1660).

Den Kampf um das werthvollste Gut brachten die nächsten fünf Jahre: der Siegespreis war die Souveränetät in Preußen, der Anfang zur Großmachtsstellung des brandenburgischen Staates. Die Eroberungsgelüste eines fremden Herrschers ermöglichten die Begründung eines souveränen Staates außerhalb des Reichsverbandes.

Als die Schwedenkönigin Christine im Jahre 1654 die Krone ihrem 1654
r, dem Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken abtrat, nahm dieser
zige Fürst und Kriegsmann aus der Schule des dreißigjährigen Krieges
roberungspläne Gustav Adolfs wieder auf: im Sommer des Jahres 1655 1655
te er sich gegen das zerrüttete Polen. Der Krieg mußte unfehlbar das
gthum Preußen, für welches Friedrich Wilhelm ein Lehnsmann der Krone
war, in Mitleidenschaft ziehen. Was sollte der Kurfürst thun? Sollte
nem Lehnsherrn helfen, auf die Gefahr hin, Preußen zu verlieren, oder
er sich dem Eroberer fügen, ihm die wichtigsten Häfen, Pillau und Memel
, um beide Plätze nie wieder zu erhalten?
Aber vielleicht ließ sich aus der klugen Ausnutzung aller Umstände ein
r politischer Vortheil gewinnen. Von vornherein wurde am kurfürstlichen
der Gedanke ausgesprochen, sich die Befreiung von der polnischen Lehns-
zu erringen. Vorsichtig fragte man bei Karl Gustav an, aber dieser
te keines Bundesgenossen zu bedürfen. Der Kurfürst beschloß zu warten:
loß einstweilen ein Bündniß mit den Ständen des polnischen Preußen,
leichfalls neutral zu bleiben wünschten, und mit den Niederlanden, welche
inblick auf ihren Ostseehandel dem schwedischen Beginnen feindselig zusahen.
Aber die überraschend schnellen Erfolge Karl Gustavs verschlechterten
denburgs Stellung. Nach der Niederwerfung Polens wandte sich der
noch im December gegen Preußen: der Kurfürst war nicht recht entschlossen;
m zu kleinen unentschiedenen Gefechten, zuletzt doch zum Vertrage mit
eden (zu Königsberg 17. Januar 1656). Statt große Hoffnungen ver- 1656
chen zu können, mußte sich Friedrich Wilhelm demüthigende Bedingungen
en lassen. Karl Gustav ward als Lehnsherr für Preußen anerkannt, das
seine Häfen öffnete; der Kurfürst sollte die Hafenzölle mit dem Sieger
n, ihm auch Lehnsfolge leisten; dafür war das Bisthum Ermeland — als
disches Lehn — ein karger Ersatz. Obendrein hatte man die milde polnische
chaft mit dem straffen schwedischen Regiment vertauscht.
Da erhob sich das niedergeworfene Polen, die Geistlichen predigten den
ionskrieg; Karl Gustavs Lage in dem empörten Lande war bedenklich, die
esgenossenschaft Friedrich Wilhelms stieg im Preise. Jetzt konnte er seine
gungen stellen; er kam auf die früheren Forderungen zurück: wenigstens
n ihm in dem neuen Vertrage (von Marienburg, 25. Juni 1656) vier 1656
eilhaft gelegene Wojwodschaften von Großpolen als souveräner Besitz
chert.
Am 1. Juli war Warschau wieder in die Hände der Polen gefallen.
esgewiß verkündete König Johann Kasimir, die Schweden habe er den
ren zum Frühstück geschenkt, und den Kurfürsten wolle er in ein Loch
n, da ihn weder Sonne noch Mond beschiene. Das brandenburgisch-
edische Heer, nur 18,000 Mann stark, brach gleichwohl gegen den fünfmal
keren Feind auf. In der furchtbaren, dreitägigen Schlacht bei Warschau
.—30. Juli) brachen schwedische Strategie und brandenburgische Tapferkeit 1656

die Uebermacht; in wilder Flucht eilten Polen, Tataren, Kosaken davon, am 31. Juli zogen die Sieger in Warschau ein.

Am 28. Juli kam es nur zu kleinen Scharmützeln, in der Frühe des folgenden Tages begann der Entscheidungskampf. Friedrich Wilhelm kommandirte den linken Flügel und nahm gleich im Anfang einen wichtigen Hügel. Karl Gustav wechselte während der Schlacht, um den Feind an einer schwächeren Stelle zu fassen, seine Position und zog



Schlacht bei Warschau, zweiter Tag; Angriff der Tataren auf die von Karl Gustav geführte schwedische Reiterei.

Aus einer Zeichnung des schwedischen Generalquartiermeisterlieutenants Erich Jönson Dahlbergh „nach dem Leben", in Kupfer gestochen von W. Swidde in Stockholm für Puffendorf's „Caroli Gustavi vita et res gestae."

hinter dem brandenburgischen linken Flügel auf die andere Seite. Während dieses gefahrvollen Manövers hatte der Kurfürst ganz allein den Sturm der feindlichen Uebermacht auszuhalten. Obwol beide Heere im wesentlichen ihre Stellung behaupteten, war die Widerstandskraft der Polen gebrochen: entscheidend war am 30. die Erstürmung des Holzes von Praga durch die Brandenburger unter Sparr.

Wie ruhmvoll der Sieg auch war, so hatte er keine nachhaltigen Folgen: die polnische Armee, bald wieder gesammelt, bedrohte Preußen, Zar Alexei von Rußland fiel in Livland ein. Man kann es dem Kurfürsten nicht verübeln, daß er nicht weiter nach Polen vordringen wollte. In der That machten die Polen in den letzten Monaten des Jahres außerordentliche Fortschritte, die schwedischen Eroberungen waren verloren oder standen auf dem Spiel. Noch hielt Friedrich Wilhelm an der Bundesgenossenschaft fest; da aber die Eroberungen in Großpolen höchst wahrscheinlich für immer verloren waren, verlangte er jetzt von Karl Gustav, er solle auf die Lehnshoheit über Preußen verzichten. Der Schwedenkönig konnte den Brandenburger nicht entbehren; im Vertrage von Labiau (20. November) wurde das Lehnsverhältniß für Preußen und Ermeland aufgehoben. Dadurch war ein fester Standpunkt gewonnen, den man auch bei dem dereinstigen Friedensschluß mit Polen geltend machen konnte. Uebrigens hatte der Kurfürst auf das Recht verzichten müssen, auf der Ostsee Kriegsschiffe

1656

zu halten: ein deutlicher Beweis, daß der König dem jungen Aar nicht gestatten wollte, die Flügel zu regen.

Wenn es nur gelang, fürs erste das Erworbene zu behaupten! Die nächste Zukunft sah drohend genug aus. Im Mai 1657 kam nach langen Verhandlungen ein Bündniß zwischen Oestreich und Polen zu stande, zugleich entschloß sich der Dänenkönig Friedrich III. zum Kampfe gegen Schweden. Nothgedrungen mußte Karl Gustav den polnischen Kriegsschauplatz verlassen: für Friedrich Wilhelm ein willkommener Entschuldigungsgrund, um mit seinen bisherigen Gegnern in Unterhandlung zu treten. Er verlangte von ihnen einfach Bestätigung der Rechte, welche er in der schwedischen Waffenbrüderschaft errungen: unerschütterlich hielt er an seinen Forderungen fest. In den Verträgen von Wehlau und Bromberg (19. September und 6. November 1657) — östreichische Staatskunst brachte die Einigung zuwege — verzichtete der Kurfürst auf Ermeland und alle anderen versuchten Eroberungen, schloß ein Trutz- und Schutzbündniß mit der Krone Polen und erhielt dafür die Anerkennung der Souveränetät Preußens. 1657

Die Zeitgenossen vermochten nicht zu ermessen, welche Folgen die Zurückgewinnung dieses alten deutschen Landes dereinst haben würde, aber auch jetzt noch standen schwere Kämpfe bevor, ehe die Erwerbung sicher unter Dach und Fach gebracht werden konnte.

Zunächst mußte der Kurfürst die Waffen gegen den alten Bundesgenossen kehren. In stürmischem Siegeslaufe hatte Karl Gustav den Dänenkönig niedergerannt und zu dem demüthigenden Frieden von Roeskilde gezwungen. Beide Parteien aber waren mit dem Abkommen gleich unzufrieden, und Karl Gustav, der außerdem noch dem Kampf mit Dänemarks Verbündeten entgegensah, beschloß ihrem Angriff durch eine kühne That zuvorzukommen. Im August 1658 lief er plötzlich von Kiel aus und erschien vor Kopenhagen, aber der Handstreich mißlang, und der Friedensbrecher rief nun erst recht seine Gegner auf den Kampfplatz. Im September begann der Feldzug, bald warf Friedrich Wilhelm, persönlich an der Spitze des Bundesheeres, den Feind aus Holstein und Schleswig und erstürmte im Dezember mit glänzender Heldenkraft die starkbesetzte Insel Alsen. Im Mai 1659 fiel die letzte Position auf dem dänischen Festlande. Gern hätte der Kurfürst den Feind auch auf den Inseln aufgesucht, aber er besaß keine Flotte; ein niederländisches Geschwader, das längst erschienen war, wagte, gedrängt von England und Frankreich, nicht, es zum Äußersten kommen zu lassen. Nach zwei mißglückten Versuchen auf die Insel Fünen beschloß man den Feind in Pommern zu fassen; bald war Vorpommern, bald der größte Theil der preußischen festen Plätze in den Händen der Verbündeten. Da führte das Eingreifen Frankreichs eine Wendung herbei. Längst hatte es im Bunde mit England zu Gunsten Schwedens vermitteln wollen, auch die Niederlande dafür gewonnen (im Haager Konzert, Mai 1659), aber Karl Gustav wollte davon so wenig wissen wie der Däne: die Niederländer wollten seine Hartnäckigkeit brechen: in der blutigen Schlacht bei Nyborg verlor Karl Gustav 1658 1659 1659

fast sein ganzes Heer, aber er blieb ungebeugt. Jetzt rettete ihn Frankreich vor völligem Verderben.

Mazarin hatte mit dem pyrenäischen Frieden, der den langjährigen Krieg zwischen Spanien und Frankreich endete (November 1659), seinen letzten, glänzendsten Triumph gefeiert: jetzt hatte er freie Hand. Als Bürge des Westfälischen Friedens verlangte er die Räumung Vorpommerns: eine an der Grenze aufgestellte Armee gab seinen Forderungen Nachdruck. Schwedens Machtstellung an der Ostsee sollte nicht angetastet werden. Der Kaiser sah es gern, daß die Schweden die Nachbarn des hochstrebenden Kurfürsten blieben, die Polen hätten an der Fortsetzung des Krieges kein Interesse, seit der Eindringling aus ihrem Lande gewichen war. Von beiden verlassen, mußte Friedrich Wilhelm, der auch im Haag vergebens angeklopft hatte, sich zu dem Frieden von Oliva, dem altberühmten Kloster bei Danzig, bequemen (3. Mai 1660). Zwar war der heißblütige Karl Gustav im Februar gestorben, aber die französischen Diplomaten traten um so nachdrücklicher für seinen Erben ein. Von all dem früheren Gewinn blieben dem Kurfürsten nur die Souveränetät Preußens, die Lande Lauenburg und Bütow, sowie die Stadt Elbing, welche aber erst vierzig Jahre später wirklich in seinen Besitz gelangte.

1660

Was auch immer unerreicht geblieben sein mochte, die Erwerbung der Souveränetät wog alle Opfer des Krieges auf. Hier in Preußen war Friedrich Wilhelm keines Herrn Lehnsmann mehr, selbst vom Kaiser unabhängig stand er hier auf eigenen Füßen. Und alles war ohne Unterstützung des Auslandes erreicht. Noch zwei nicht verächtliche Vortheile brachte ihm dieser Krieg: er hatte sich eine tüchtige Armee geschaffen und die Künste der Diplomatie kennen gelernt. Er hat es nachmals darin zu einer Meisterschaft gebracht, die nicht selten die ganze Wuth seiner französischen Lehrer herausforderte.

Die Einfügung des Herzogthums Preußen in den Staat des Großen Kurfürsten bereitete noch viele Schwierigkeiten, gehört aber in ihren Einzelheiten mehr der preußischen Spezialgeschichte, als der deutschen an. Die preußischen Stände hatten an dem polnischen König stets einen festen Rückhalt gegen ihren Herzog gehabt und so eine ungemein freie Stellung behauptet. Im Kriege waren sie jetzt ungefragt zu Leistungen aller Art herangezogen worden: aus gerechtfertigter Besorgniß, daß dieses Verhältniß dauernd werden möchte, protestirten sie gegen die brandenburgische Souveränetät, da der polnische König ohne Befragung der Stände seine oberlehnsherrlichen Rechte einseitig aufzugeben gar nicht befugt gewesen sei. Die lutherische Geistlichkeit bestärkte die Stände in der Widersetzlichkeit gegen den neuen Herrn und der polnische Hof benahm sich äußerst zweideutig gegenüber diesen hochverrätherischen Bestrebungen. Der Führer der städtischen Agitation war der königsberger Schöppenmeister Hieronymus Roth (Rhode), an der Spitze des aufsässigen Landadels standen zwei Herren von Kalkstein, Vater und Sohn, Männer von keineswegs fleckenloser Vergangenheit. Da alle Versuche des Kurfürsten, durch milde Maßregeln den Ständen das Uebergangsstadium zu erleichtern, fehlschlugen, erschien er im Oktober 1662 mit Truppenmacht in Königsberg, bemächtigte sich des Schöppenmeisters und ließ ihm als Hochverräther den Prozeß machen. Er kam als Staatsgefangener nach Peiz und hat die Freiheit nie wieder erlangt, da er von Gnade nichts wissen wollte, sondern unerschüttert auf sein Recht pochte († 1678). Soviel erreichte der Kurfürst durch sein

1662



Bildniß des großen Kurfürsten aus dem Jahre 1659.
[Vo]n dem Holländer Adriaen Hanneman. Das Originalgemälde in Wörlitz bei Dessau.

1663 energisches Eingreifen aber doch, daß sich die Stände im Jahre 1663 zur Erbhuldigung bequemten. Die Gährung dauerte freilich fort, namentlich durch den jüngeren Kalkstein rege erhalten, der nach Polen geflüchtet und katholisch geworden war. Nicht ohne Verletzung des Völkerrechtes bemächtigte sich der Kurfürst des Hochverräthers durch Vermittlung des brandenburgischen Residenten in Warschau, Eusebius von Brandt; dann ließ er ein peinliches Verfahren gegen ihn eröffnen, selbst die Tortur kam in Anwendung: im November 1672 ward der Unbesonnene zu Memel enthauptet.



Wappenadler des Herzogthums Preußen.



Franckfort, Silhouette eines Theiles der Stadt aus dem Stich: „Churfürstlich Maintzischer Einzug zu dem ausgeschribnen wahltag in Franckfurt den 7/17 Augusti. 1657. Caspar Merian fecit."

3. Kaiser und Reich bis zum Jahre 1664. Der Rheinbund und die Wahl von 1658. Schlacht bei St. Gotthard (1664).

Während des Krieges gegen den Schwedenkönig hatte Friedrich Wilhelm sich mehr und mehr, endlich ganz auf die Seite des Kaisers gestellt. Noch im Jahre 1657 hatte er einen großartigen Bund katholischer und protestantischer

cher Fürsten geplant, der sich zwar nicht direkt gegen den Kaiser richten
, aber den verbündeten Fürsten größere Selbständigkeit gewährt und eine
tung der eigentlichen Reichsinteressen geschaffen haben würde. Dies war
für die katholischen Fürsten, von denen Mainz, Köln, Trier, Baiern und
Neuburg bereits seit 1651 ein Vertheidigungsbündniß hatten, das Signal
Kurfürsten entgegenzuarbeiten. Namentlich der Kurfürst Johann Philipp
Mainz, ein Staatsmann, der mit seiner beschränkten Einsicht ein Menschen-
hindurch nur den Franzosen in die Hände gearbeitet hat, hielt ein um-
des Bündniß im Reich für geeignet, die Selbständigkeit des Reiches, die
tät" der Reichsstände zu gewährleisten, der Kaisermacht eine feste Grenze
hen. Natürlich nahm Frankreich, das sich vorher an den Kurfürsten
rich Wilhelm gedrängt hatte, den Plan mit Begeisterung auf: was konnte
rin erwünschter sein, als eine dauernde Beschränkung des habsburgischen
thums, zumal wenn Frankreich, das auf dem Reichstag keine Stimme
vollberechtigtes Mitglied des Rheinbundes wurde. Die Frage wurde
end, als Kaiser Ferdinand III. am 2. April 1657 gestorben war.

Die Königswahl wurde Gegenstand weitausgedehnter Intriguen, namentlich
Seiten Frankreichs. Dem Kaiser Ferdinand war es nämlich nicht gelungen,
dem Tode seines 1653 zum römischen König gewählten Erstgeborenen bei
Lebzeiten die Wahl seines zweiten Sohnes Leopold Ignatius durch-
en. Der überkluge Johann Philipp von Mainz hielt jetzt den Augenblick



agen aus C. Merians Stich: „Churfürstlich Maintzischer Einzug zu dem außgeschribnen wahltag in Franck-furt den 7/17 Augusti 1657."

kommen, die Wahl des Habsburgers von einer strengen Kapitulation ab-
ig zu machen und wurde in seinem „patriotischen" Bestreben durch Frank-
bestärkt, das freilich die Erwählung Leopolds am liebsten gänzlich ver-
rt hätte. Glückte das nicht, so war die Gründung eines solchen Rhein-
es ein unberechenbarer politischer Gewinn. Nun wandte man seine Blicke
von dieser Seite auf Friedrich Wilhelm, der ja ursprünglich etwas ähnliches
sichtigt zu haben schien, und an Schweden, dessen Interessen denen Frank-
hs ähnlich waren.

Aber in dem Kurfürsten hatte man sich verrechnet. Der Bund, den die
sländer und mit ihnen der Mainzer begründen wollten, war nicht im ent-
ntesten der, welchen er im Sinne gehabt: sollte man dem fremden Einfluß
e zweite Thür ins Reich öffnen? Statt diesen Bestrebungen sich anzuschließen,



Jugendbild Leopolds I.
(Kupferstich aus der Anfangszeit seiner Regierung.)

trat er offen auf Oestreichs Seite: als endlich im Juli 1658 zu Frankfurt zur neuen Kaiserwahl geschritten wurde, entschied die brandenburgische Stimme, allen Gegenbemühungen Mazarins zum Trotz, für den habsburgischen Bewerber, und Kaiser Leopold I. ward gewählt.

Diese Wahl war für Deutschland nur insofern ein Glück, als sie verhinderte, daß das deutsche Reich ein Anhängsel der Krone Frankreich wurde. Sonst aber war Kaiser Leopold einer der unfähigsten, die je auf dem Throne Deutschlands gesessen. Als Privatmann tadellos, von strenger sittlicher Ueberzeugung, unbestechlichem Rechtssinn, wohlwollend und von Achtung für die Wissenschaft beseelt, war der schwächliche, wortkarge, pedantischförmliche und schwerfällige Jesuitenzögling nicht geeignet, in dem Zeitalter Ludwigs XIV. die Interessen der deutschen Nation zu erkennen, geschweige denn zu vertreten. Von unglaublicher Vertrauensseligkeit hat er seine Gunst an zweideutige, allen Bestechungen zugängliche Räthe verschwendet, welche nicht einmal das Gedeihen des habsburgischen Hauses zur Richtschnur ihres Handelns machten. Dem Kaiser Friedrich III. in vielen Beziehungen vergleichbar, mußte er es dem Brandenburger überlassen, — wie jener dem Markgrafen Albrecht Achilles, — das Reichsinteresse zu wahren.



bung welcher gestalt die Römische Kaiserliche Majestät Leopoldus 2c. zu Nürnberg unter einem Rotsammeten
mmel von den Rathsherren daselbst allerunterthänigst ist eingeholet worden den 6/16 Augusti im J. 1658."
Gleichzeitiger Nürnberger Stich.

3. Herr Tobias Tucher.
9. Herr Georg Philip Harsdörfer.
2. Herr Georg Paulus im Hof.
8. Herr Wolff Jacob Pömer.
11. Herr Georg Friedrich Böhaim.
5. Herr Jobst Wilhelm Ebner.
4. Herr Georg Sigmund Fürer.
10. Herr Johann Friedrich Löffelholtz.

Vierzehn Tage nach der Krönung des neuen Kaisers, am 14. August 1658, kam unter den deutschen Fürsten, welche dem Mainzer anhingen, der Rheinbund zustande: am folgenden Tage trat ihm Frankreich bei, und der Abschluß wurde durch ein glänzendes Bankett bei dem französischen Gesandten gefeiert. Der Kurfürst, dem der Rheinbund sofort befahl, seinen Krieg gegen Schweden einzustellen, erklärte: „wir müssen es als eine sonderbare Strafe, so der allmächtige Gott über das römische Reich verhänget, achten, daß auch die vornehmsten Säulen sich von dem rechten Weg dasselbe in beständigem Frieden und sicherem Ruhstand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten lassen." Der französische Gesandte Gravel aber hat nachmals offen gerühmt, der Rheinbund sei das große Rad gewesen, welches das ganze Reich zu Gunsten Frankreichs in Bewegung gesetzt habe. Nur so sei es möglich gewesen, alle Triebfedern, deren sich das Haus Habsburg gegen Frankreich bedient, aufzuspüren und zu zerstören. Es ist aber für das Elend der damaligen Zustände im Reich nichts bezeichnender, als daß der Große Kurfürst, völlig vereinsamt, im Jahre 1664 gezwungen wurde, um seiner Selbsterhaltung willen diesem Bunde beizutreten, dessen entschiedenster Gegner er war. Freilich hat er seine Stellung in dem Bunde dann nur benutzt, ihn zu sprengen.

Der Kurfürst Johann Philipp von Mainz hat sich nicht entblödet im Jahre 1664 sich des Rheinbundes, d. h. unmittelbar französischer Hilfe zu bedienen, um die Stadt Erfurt, welche sich von dem mainzischen Unterthanenverbande lösen wollte, zur Unterwerfung zu zwingen. Es gelang dies um so leichter, als sich der Kurfürst von Sachsen, der die Stadt hätte schützen sollen, um diese Zeit (1664) unter französischen Schutz gestellt und gegen ein Jahrgeld von 20,000 Thalern versprochen hatte, bei künftigen Kaiserwahlen seine Stimme nur gemäß dem Wunsche Ludwigs XIV. abzugeben.

In der wichtigsten Angelegenheit, welche das östreichische Kaiserhaus damals beschäftigte, beim Kampfe gegen die Türken, sollte Leopold inne werden, daß er mit dem Rheinbunde zu rechnen habe: im Türkenkriege gedachte Ludwig XIV. zu beweisen, daß die Wohlfahrt des Reiches einzig und allein auf dem unter seiner allmächtigen Protektion stehenden Bündniß beruhe. Während der Reichstag nicht schlüssig werden konnte, ob er dem Reichsoberhaupte Hilfe bewilligen sollte, stand die Rheinbundsarmee bereits im November 1663 schlagfertig in Steiermark.

1663

Es ist keine Frage, auch im Türkenkriege war ein Reichsinteresse zu verfechten. Schuf man dem Kaiser an der Ostgrenze seiner Erblande endlich Frieden, so hätte er wenigstens die Möglichkeit gehabt, die Westgrenze des Reiches gegen den fränkischen Erbfeind zu wahren. Nach wie vor gestatteten die religiösen und politischen Verhältnisse Siebenbürgens und Ungarns d[…] Türken, weiter und weiter vorzudringen. Von dem ruhelosen siebenbürgisch[…] Fürsten Georg Rákóczy II., welcher die bedrohlichen Pläne Bethlen Gabo[…] wieder aufgenommen, hatte freilich die Pforte selbst den Kaiser befreit. B[…] Gyalu am Szamos im Türkenkampfe tödtlich verwundet, war er am 6. Ju[…] 1660 in Großwardein gestorben. Aber dafür verschlimmerten sich die Zustä[…]

s zusehends, und alle Mißvergnügten fanden einen Führer und Anwalt Banus Nikolaus Zrinyi, dem Enkel des Vertheidigers von Szigeth, kriegserfahrung und wissen- her Bildung allen Standes- weit überlegen, für die he Ständefreiheit rücksichts- rat und obendrein als feu- ngar die Langsamkeit des gen kaiserlichen Feldherrn cuculi unbarmherzig ver-. Dennoch mußten beide m sich den Türken ent- rfen, die mit einem vier- erlegenen Heer im August gegen Neuhäusel vor- Trotz der heldenmüthig- theidigung fiel dieser Platz, tbarste Bollwerk im nörd- absburgischen Ungarn, in nd der Türken. Schon sie sich, im nächsten Jahre inen Besuch abstatten zu da endlich konnte ihnen uculi im Frühjahr 1664 ehnliches Heer entgegenstellen. Es bestand theils aus kaiserlichen Sol- theils aus den Reichskontingenten, theils aus den erwähnten Rhein- uppen, die unter einem besonderen General, Hohenlohe, standen. Zu ehörten auch französische Regimenter, die Leopold in seiner Bedrängniß men nicht verschmähte. Trotz einiger Erfolge ward der Feldzug eine on Jämmerlichkeiten. Vor allem fehlte es an Proviant, und der Reichs- chall schrieb an Montecuculi: „Ich flehe Ew. Excellenz an, Sorge zu daß meine armen Leute nicht Hungers sterben, gegen die Türken wollen n unser Leben lassen.“ Dazu kam die Vielköpfigkeit des Oberbefehls. heinbundsgeneral Hohenlohe wollte vom kaiserlichen Feldmarschall nicht ole annehmen, obwohl er selbst nur Generallieutenant war; natürlich uchte Graf Waldeck, der die eigentlichen Reichsvölker befehligte, die Rücksicht.

1663



Raimund Graf von Montecuculi.
Gleichzeitiger Stich.

1664

o darf es denn nicht Wunder nehmen, wenn die mäßigen Errungen- der großen Schlacht bei St. Gotthard an der Raab (1. August 1664) verloren gingen. Allerdings fehlte sehr viel, daß die Kaiserlichen, die das Schlachtfeld behaupteten, einen so glänzenden Sieg erfochten , wie in der Christenheit ausposaunt wurde und noch heute in allen ichtsbüchern zu lesen steht: denn so vollständig büßte man das Gewonnene

1664



Schlacht bei St. Gotthard.
(Aus dem Theatrum Europaeum.)

ein, daß nach der Schlacht die Sieger und die Besiegten die Rollen getauscht zu haben schienen. Durch den Vasvarer oder Eisenburger Frieden (vom 10. August) erhielt der Türke Neuhäusel und Großwardein; der Kaiser mußte dem Sultan ein „Geschenk“ von 200,000 Thalern machen, das der Großherr hochherzig zu erwiedern versprach. Das waren die Früchte des sogenannten „köstlichen Sieges von St. Gotthard!“

Der Friede findet zum Theil seine Erklärung in den Verhältnissen Ungarns, wo aber das Haupt der Nationalpartei, Nikolaus Zrinyi, am 18. November desselben Jahres starb. Erbe seiner Stellung war sein Bruder Peter, der Schwager des Markgrafen Franz Frangepani: an der Spitze der ungarischen Verschwörer werden wir ihm weiterhin begegnen.



urfürstliches Schloß zu Berlin. Nach einem Bilde aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Schloß Monbijou zu Berlin.

4. Die Friedensjahre von 1660—1668.

uch die Brandenburger hatten in dem Feldzug gegen die Türken sich den Ruhm tapferer Soldaten erworben; in den nächsten Jahren aber bediente der Kurfürst seines Heeres nur, um seine landesfürstlichen Rechte und den ieden des Reiches zu sichern.

Eigentliche Friedensjahre waren die Jahre von 1660—1668 überhaupt ht, wenn man unter Frieden die Zeit träger Ruhe oder gefahrloser Pflege materiellen Interessen versteht. Es ist uns erinnerlich, daß einen Theil dieses itraumes hindurch der Kampf gegen die preußischen Stände (bis 1663) geführt rde. Gleichzeitig mußten die ebenso widerstrebenden Kleveschen Stände unter brandenburgische Landeshoheit gebeugt werden, und dies war besonders wierig, so lange nicht die endliche Verständigung über die Jülich-Klevesche bschaft erfolgt war. In richtiger Erkenntniß, daß es heilsamer sei, einen Theil Besitzes friedlich in das brandenburgische Staatswesen einzufügen, als im oder um das Ganze die gemachte Erwerbung in Frage zu stellen, schloß der urfürst im Jahre 1666 mit dem Pfalzgrafen von Neuburg einen Vergleich, durch welchen der bisherige Besitzstand als endgiltig festgestellt wurde. 1666

Dieser Ausgleich stand in inniger Verbindung mit einer anderen niederrheinischen Angelegenheit, durch deren Ordnung und Schlichtung der Kurfürst nicht allein dem Reiche den so nothwendigen Frieden erhielt, sondern auch über Ludwigs XIV. Staatskunst einen glänzenden diplomatischen Sieg errang.

Bei der mangelhaften Sicherung der Westgrenze des Reiches war es natürlich, daß die protestantischen Niederländer nicht minder als das katholische Frankreich sich auf Kosten

des Reiches zu vergrößern strebten. Namentlich seit die Oranier durch die aristokratische Partei bei Seite gedrängt waren und der Rathspensionar **Jan de Witt** das Ruder des Staates führte, begannen die Niederlande eine Art großer Politik, durch die sie bei möglichst geringem Risiko möglichst reichliche Vortheile zu erlangen strebten. Als sich aber ihre Großmannssucht gegen ihren nächsten Nachbar, den kriegerischen Fürstbischof von Münster, **Bernhard von Galen**, wandte, kamen die Generalstaaten übel an. Der Bischof, ein Kriegsmann durch und durch, vor allem ein tüchtiger Artillerist, erwiderte die Feindseligkeiten durch einen Einfall in das staatische Gebiet und jagte die unter der Aristokratenwirthschaft verlotterte Armee auseinander. An sich war diese Lektion dem Krämervolke schon zu gönnen; da aber um diese Zeit auch England den Holländern den Krieg erklärte und Frankreich eine äußerst zweideutige Rolle spielte, drohte sich hier ein europäischer Krieg zu entzünden: es schien, als solle der Kampf der beiden Seemächte, die sich wüthend auf einander stürzten, auf deutschem Boden ausgefochten werden. Während das bedrängte Holland sich immer enger an Frankreich schloß, hätten der Kaiser und Spanien den münsterschen Krieg am liebsten zu einer Reichssache gemacht. Der Kurfürst mußte verhindern, daß zu Gunsten des gewaltthätigen Fürstbischofs deutsches Blut vergossen werde, aber er durfte auch nicht zugeben, daß die Niederländer verbluteten: das wäre allein Frankreichs Vortheil gewesen.

Da Ludwig XIV. im Jahre 1666 einen größeren Krieg noch zu vermeiden wünschte, wollte er wenigstens durch die Schlichtung des münsterschen Streites, den er selbst geschürt hatte, die Allmacht der französischen Krone bekunden. Großmüthig wollte er dem Rheinbund einen kleinen Theil seines Triumphes gönnen, um auch hier die heilsame Kraft der neuen Institution zu erweisen. Aber zuletzt brachte der Kurfürst den münsterschen Bischof zur Vernunft, schlug die kaiserlichen, rheinbündischen und französischen Vermittler aus dem Felde und brachte völlig selbständig den Frieden von Kleve (April 1666) zu stande. Die französischen Diplomaten hatten sich ausdrücklich gestanden, es sei nicht möglich, eine Ausgleichung zu bewerkstelligen, durch welche die Staaten sowol als auch der Bischof großen Herrscher zu Dank verpflichtet würden.

Kurze Zeit nach diesem Friedensschlusse, welcher die politische Machtste des Brandenburgers deutlich bewies, sah sich Friedrich Wilhelm in sei eigensten Interesse zu einer unblutigen militärischen Demonstration genö

Die Stadt **Magdeburg**, welche dem Kurfürsten im Westfälischen Frieden zug war, hatte in trotziger Erinnerung an ihre frühere Bedeutung allen Aufforderungen Trotz bisher den Huldigungseid verweigert. Jetzt beschloß der Kurfürst die widers Bürgerschaft, an deren Spitze der wissenschaftlich ausgezeichnete **Otto von G** stand, durch eine Garnison zum Gehorsam zu zwingen. In aller Stille zog er i 1666 eine ansehnliche Truppenmacht zusammen, nöthigte den sächsischen Administrat zu Halle residirte, auf Grund eines demselben nicht ungünstigen Vergleiches sei nehmigung ab, und nun bequemte sich auch der wohlweise Rath, die Garnison aufzu (6. Juni 1666). Der Kurfürst bewilligte der Stadt gnädigst, daß sie nur einen T Verpflegungskosten zu zahlen hatte. Die Stände machten Schwierigkeiten gegen di der Selbstherrlichkeit, protestirten, — aber es half ihnen nichts. Die Huldigung ohne Störung, die Stadt aber wurde eilends zu einer tüchtigen Festung umgesch

1666

Diese Vorgänge machten im Reich ungemeinen Eindruck: hier zei eine Energie des Entschlusses und der Ausführung, die allerdings dem da deutschen Wesen abhanden gekommen zu sein schien. Uebrigens hatte reichische Gesandte alles gethan, um den Plan zu verhindern, Hessen d sogar Kanonen und sonstige Hilfe angeboten!



Bernhard von Galen, Fürstbischof von Münster.
Gleichzeitiger holländischer Stich.

nden wir uns nun zu der friedlichen Thätigkeit, welche der Kurfürst
ohle seiner Unterthanen in dem bezeichneten Zeitraum entfaltete.

Da der Westfälische Frieden wesentlich auch die Beseitigung alles religiösen Haders

hatte herbeiführen sollen, lag es nahe, daß der Kurfürst diese Absichten zunächst in dem engeren Bereich seiner Macht verwirklichte. Hier machte sich weit mehr, als der Streit mit den Katholiken, der Streit der beiden protestantischen Konfessionen geltend. Friedrich Wilhelm stand hoch über den Parteien mit der vollen Ueberlegenheit einer tief religiösen und darum wirklich toleranten evangelischen Gesinnung. Seine Meinung war, nach allen Seiten Gerechtigkeit walten zu lassen. Seinen katholischen Unterthanen gegenüber ist es ihm im allgemeinen gelungen, ein ungetrübtes Verhältniß zu erhalten. Aber an dem giftigen Haß zwischen Lutheranern und Reformirten scheiterten seine aufrichtigsten, redlichsten Bemühungen: auf allen Kanzeln tobte der Streit; durch gehässige Streitschriften wurde die Kluft erweitert. Ein Religionsgespräch, das Friedrich Wilhelm im Jahre 1662 zu Berlin abhalten ließ, hatte wie alle ähnliche Veranstaltungen der früheren Zeit keinen Erfolg, und nun verordnete der Kurfürst in einem strengen Edikt (1664) die Aufrechterhaltung des äußerlichen Friedens, verbot die öffentliche Verketzerung der beiden Bekenntnisse. Besonders die lutherische Geistlichkeit Berlins machte Schwierigkeiten, und es ist kennzeichnend für die Erregung der Gemüther jener Tage, daß der fromme Liederdichter Paulus Gerhard, der allverehrte Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin, wegen seiner unbeugsamen Renitenz abgesetzt und ausgewiesen werden mußte. Man kann nicht behaupten, daß die Märtyrerkrone, mit welcher nachsichtige Beurtheilung den unbeugsamen Lutheraner geschmückt hat, eine wohlverdiente ist. Die Absetzung dieses Predigers schüchterte seine Amtsgenossen zwar für den Augenblick ein, war aber allerdings auch nicht geeignet, den inneren Frieden wieder herzustellen.

Nicht minder, als die Aufrechterhaltung des religiösen Friedens ließ sich der Kurfürst die Pflege der Wissenschaft und humanen Bildung angelegen sein.

Mitten in einer umwölkten Zeit, — wie nachmals Friedrich Wilhelm III., — im Jahre 1655 — eröffnete er die Universität Duisburg in seinen neuen rheinisch-westfälischen Ländern, und wenn auch bei den beschränkten Mitteln das Gehalt der Professoren anfangs nur knapp bemessen war, ist es doch nicht die Schuld des Kurfürsten, daß diese Hochschule nur ein kümmerliches Dasein gefristet hat und aus Mangel an frischer, von lebendigem Geist durchwehter Luft erstickt ist.

Der Professor der Medizin, Dr. Daniels, hatte anfänglich nur 50 Thaler, Wirich Scriba, gleichfalls Mediziner und Professor des Hebräischen, bezog zuerst nur 25 Thaler Jahresgehalt. Als die Universität Ostern 1818 geschlossen wurde, zählte sie nur noch zwei Professoren der Medizin, die ein paar Studenten, meist Holländer, unterrichteten, und einen Juristen, der längst keinen Zuhörer mehr gehabt hatte.

Auch das Einkommen der durch den Krieg hart geschädigten Universität Frankfurt hob er durch Verleihung von Einkünften aus den halberstädtischen, mindenschen und magdeburgischen Stiftern. Mit Begeisterung ergriff er den ihm 1666 von dem schwedischen Reichsrath Skytte vorgelegten Plan, in einer bequem gelegenen Stadt der Mark einen förmlichen Musensitz zu gründen, welcher allen Gelehrten und Künstlern der Welt eine Freistätte gewähren sollte, und am 22. April 1667 verkündete das kurfürstliche Gründungspatent allen Nationen und Sekten den großartigen aber etwas phantastischen Gedanken. Die kriegerischen Zeiten, welche demnächst folgten, verhinderten die Ausführung des Entwurfes, welcher dem Kurfürsten immerhin zur Ehre gereicht.

Praktischer war, was der Kurfürst für das eigentliche Gelehrtenschulwesen that. Das Joachimsthalsche Gymnasium, welches im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden zerstört worden war, erhielt in der Residenz ein neues Heim: daneben blühte das Gymnasium zum Grauen Kloster. Dem militärischen Zwecke zugleich diente ein Kollegium, das zu Kolberg errichtet wurde; hier sollte die Jugend des hinterpommerschen Adels zum Kriegsdienst wissenschaftlich vorgebildet werden. Schwieriger ist es, festzustellen, was der

Kurfürst etwa zu Gunsten des Volksschulwesens gethan. Auch die Anfänge der Königlichen Bibliothek zu Berlin fallen in diese Zeit. Im Jahre 1661 berief der Kurfürst den gelehrten Johann Rave als Oberbibliothekar und ließ die auf dem Schloßboden gefundenen Bücher in besonderen Räumen des Schlosses aufstellen.

Um den Handel zu fördern, erschloß er dem Verkehr neue Wege. Schon im Jahre 1653 faßte er den Plan, Oder und Spree zu verbinden, um den Oderhandel in die Elbe zu leiten, weil die Schweden ja das wichtige Stettin behaupteten. In sechs Jahren wurde dann der drei Meilen lange Friedrich-Wilhelmskanal (Müllroser) vollendet (1662—1668); am 18. März 1669 durchfuhren die ersten Fahrzeuge die neue Wasserstraße; es waren fünf große Kähne aus Breslau, die am 25. März in Berlin ankamen. Für die Entwicklung des Verkehrs zu Lande sorgte Friedrich Wilhelm durch die mit besonderer Vorliebe gepflegte Post. Zum Trotz dem privilegirten Reichserbpostmeister Grafen von Taxis setzte er durch, daß die Postverwaltung in seinen Landen sein ausschließliches Regal blieb. Bald war die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen des langgestreckten brandenburgischen Staatskörpers hergestellt, und die Verwaltung der Anstalt galt in Deutschland als Vorbild.

Dem platten Lande, das durch den Krieg entvölkert und erschöpft war, führte der Kurfürst seit Beginn seiner Regierung systematisch neue Kräfte zu, namentlich durch holländische Kolonisten. Der Wiederanbau wüster Hufen und herrenloser Strecken wurde wie zu der Zeit der Askanier durch allerlei Vergünstigungen erleichtert. Aber freilich durfte der Herrscher die Lage des märkischen Bauern noch nicht menschenwürdiger gestalten, die unterdrückte Volkskraft noch nicht entfesseln: für die Zahlungen, die der märkische Adel zur Unterhaltung des Kriegsheeres leistete, hatte er die Zusicherung erhalten, daß „die Leibeigenschaft an den Orten, da sie herkömmlich und gebräuchlich sei, allerdings verbleiben solle."

Ueberhaupt mußte der Kurfürst, so selbständig er zu Werke ging, dem Adel gegenüber den Fortbestand gewisser sozialer Mißbräuche legitimiren. So gab er im Jahre 1653 nach, adlige Güter dürften nicht in bürgerlichen Besitz übergehen, „sintemalen doch Adel und Bürgerstand nicht zusammen wachsen und in vornehmen Zusammenkünften und Aufwartungen sich schwerlich vergleichen würden."

Eifrig wirkte Friedrich Wilhelm auch für die Hebung der gänzlich in Verfall gerathenen Industrie. Er selbst gab zu neuen Unternehmen Anregung, Ermuthigung und baare Unterstützungen. Die Tuchfabrikation suchte er durch das Verbot der Wollausfuhr, andere Industriezweige durch Einfuhrverbote in Schwung zu bringen.

Vor allem aber nahm der Kurfürst gegen den Schluß dieses Abschnittes seine großartige Steuerreform, die Accise wieder vor.

Nach dem Frieden von Oliva hatten die Stände die Auflösung des kurfürstlichen Heeres verlangt; Friedrich Wilhelm stellte dagegen die Forderung einer gerechteren Vertheilung der Steuern. Im Jahre 1667 wurde damit der Anfang gemacht, indem die Konsumtionsaccise, zunächst nur versuchsweise für ein Jahr, nicht auf alle Artikel, und nur für die Städte eingeführt wurde, welche den Wunsch darnach äußerten. Die Ritterschaft, welche diese Art der Besteuerung unbedingt vermeiden wollte, mußte zur Erleichterung der kleineren Städte, welche die Accise noch nicht einführen konnten, eine jährliche Beihilfe von 24,000 Thalern gewähren.

Durchgeführt war das System erst im Jahre 1680, unter beständigem Widerstande der adligen Stände. Gleichzeitig mit der Opposition gegen die neue Steuerverfassung dauerte der Kampf um das Recht der „oberen" Stände, sich ohne kurfürstliche Berufung zu versammeln. Dieser Streit endete auch erst im Jahre 1683, selbstverständlich mit der völligen Niederlage der Stände.



Ansicht von Berlin um 1660. Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Um neben dem größeren das kleinere nicht zu vergessen sei hier erwähnt, daß d Kurfürst im Jahre 1660 durch eine neue „Gassenordnung" der ziemlich unreinlichen Haupt-stadt das Aussehen einer Residenz zu geben strebte, zehn Jahre später den sumpfigen Friedrichswerder austrocknen und dann die Dorotheen- und Friedrichsstadt erbauen ließ.

Bis zum Jahre 1667 war die Gemahlin des Kurfürsten, die oranische Luise Henriette, zugleich seine vertraute Helferin in vielen Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten gewesen. Zu früh für den Kurfürsten starb sie, noch nicht vierzigjährig, am 18. Juni 1667; erblühte dem Kurfürsten aus der zweiten Ehe mit Dorothea von Holstein-Glücksburg, einer Frau von nüchtern



Denkmünze auf die zweite Vermählung des Großen Kurfürsten mit Dorothea von Holstein-Sonderburg-Glücksburg.

praktischer Gemüthsart, auch noch ein reicher Kindersegen, so hat ihm Dorothea die erste Gemahlin nicht ersetzen können und als Stiefmutter selbst schlimmen Unfrieden in das kurfürstliche Haus gebracht.



Friedrich, 10 Jahr alt, (erster König v. Pr.) Ludwig, 1 Jahr alt, † 1687. Karl Emil, 12 Jahr alt, † 1674.

Luise Henriette in ihrem letzten Lebensjahre mit ihren Kindern.

Nach einem gleichzeitigen Bilde im Königl. Schlosse zu Berlin.

Daß die fromme Kurfürstin Luise Henriette die Verfasserin des Kirchenliedes „Jesus, meine Zuversicht" sei, muß nach den neuesten Forschungen eher verneint, als bejaht werden.

Mit der Gründung der nach Dorothea genannten Dorotheenstadt hängt auch die Anlage der Straße „Unter den Linden" zusammen; die Kurfürstin hat selbst den ersten Baum gepflanzt.



Die Lindenallee um 1660. Nach gleichzeitigen Abbildungen.

Um die Zeit, als Luise Henriette starb, sah der Kurfürst bereits das Reich schweren Ungewittern bedroht. Würde der Kaiser die Kraft haben, das erfällige Staatsschiff, das die deutsche Nation barg, durch die erregten then sicher zum Hafen zu steuern?



Ansicht von Berlin um 1660. Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Um neben dem größeren das kleinere nicht zu vergessen sei hier erwähnt, daß der Kurfürst im Jahre 1660 durch eine neue „Gassenordnung" der ziemlich unreinlichen Hauptstadt das Aussehen einer Residenz zu geben strebte, zehn Jahre später den sumpfigen Friedrichswerder austrocknen und dann die Dorotheen- und Friedrichsstadt erbauen ließ.

Bis zum Jahre 1667 war die Gemahlin des Kurfürsten, die oranische Luise Henriette, zugleich seine vertraute Helferin in vielen Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten gewesen. Zu früh für den Kurfürsten starb sie, noch nicht vierzigjährig, am 18. Juni 1667; erblühte dem Kurfürsten aus der zweiten Ehe mit Dorothea von Holstein-Glücksburg, einer Frau von nüchtern



Denkmünze auf die zweite Vermählung des Großen Kurfürsten mit Dorothea von Holstein-Sonderburg-Glücksburg.

praktischer Gemüthsart, auch noch ein reicher Kindersegen, so hat ihm Dorothea die erste Gemahlin nicht ersetzen können und als Stiefmutter selbst schlimmen U[illegible] in das kurfürstliche Haus gebracht.



Friedrich, 10 Jahr alt, (erster König v. Pr.) Ludwig, 1 Jahr alt, † 1687. Karl Emil, 12 Jahr alt, † 1674.

Luise Henriette in ihrem letzten Lebensjahre mit ihren Kindern.
Nach einem gleichzeitigen Bilde im Königl. Schlosse zu Berlin.

Daß die fromme Kurfürstin Luise Henriette die Verfasserin des Kirchenliedes „Jesus, meine Zuversicht“ sei, muß nach den neuesten Forschungen eher verneint, als bejaht werden.

Mit der Gründung der nach Dorothea genannten Dorotheenstadt hängt auch die Anlage der Straße „Unter den Linden“ zusammen; die Kurfürstin hat selbst den ersten Baum gepflanzt.



Die Lindenallee um 1660. Nach gleichzeitigen Abbildungen.

Um die Zeit, als Luise Henriette starb, sah der Kurfürst bereits das Reich von schweren Ungewittern bedroht. Würde der Kaiser die Kraft haben, das schwerfällige Staatsschiff, das die deutsche Nation barg, durch die erregten Fluthen sicher zum Hafen zu steuern?

5. Der Devolutionskrieg und der Aachener Friede (1668). Der geheime Vertrag vom 19. Januar 1668.

1667 Im Frühjahr 1667 hielt Ludwig XIV., der seit 1661 selbständig regierte, den Augenblick für gekommen, die Vergrößerungspolitik ins Werk zu setzen, zu welcher Mazarin durch den pyrenäischen Frieden die Grundlagen und Handhaben geschaffen hatte. Das Endziel der französischen Politik war kein geringeres als die Erwerbung der spanischen Monarchie. In jenem Friedensschluß war für den jungen König die Hand der spanischen Maria Theresia ausbedungen worden, die freilich ihr Erbrecht auf ihre jüngere Schwester, die spätere Gemahlin Kaiser Leopolds, übertragen mußte, bevor die Ehe vollzogen wurde. Aber an die Giltigkeit des Verzichtes glaubten die spanischen Stände nicht, auch Mazarin hat ihn schwerlich für verbindlich gehalten: Ludwig XIV. vollends sah in den feierlichen Gelöbnissen nur hinfälliges Wortgepränge. Nun konnte es scheinen, als würde die Frage der spanischen Thronfolge auf lange Zeit vertagt werden müssen, weil sich im Jahre 1665 beim Tode Philipps IV. das zarte Leben eines Knaben zwischen Ludwig und seine Erbansprüche stellte: daher beschloß der König zunächst den begehrenswerthesten Theil der spanischen Monarchie, die spanischen Niederlande, zu gewinnen.

Meisterhaft war der Schlag vorbereitet. Durch Einzelverträge, für deren Abschluß den betreffenden Fürsten und ihren vornehmsten Räthen glänzende Pensionen gezahlt wurden, hatte Ludwig dafür gesorgt, daß nicht etwa der Kaiser der bedrohten Schwestermacht zu Hilfe eilen konnte: denn die bestochenen Fürsten, an deren Spitze der „patriotische“ Friedensfürst Johann Philipp von Mainz stand, hatten sich vor allen Dingen verpflichten müssen, keinem kaiserlichen Heere den Durchzug durch ihr Gebiet zu verstatten. Außerdem wurden der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg durch eine polnische Wahlintrigue beschäftigt und zugleich unter sich entzweit.

Bei dem herannahenden Ende des letzten Wasa, des Königs Kasimir von Polen, suchte Frankreich einem Prinzen von Condé, der Kaiser dem Herzog Karl von Lothringen, Brandenburg dem Pfalzgrafen von Neuburg die Nachfolge zu sichern. Schweden intriguirte gegen alle drei und nachmals wurde (1669) ein unbedeutender Edelmann, der Piast Michael Wisniowecki, gewählt.

Von den europäischen Mächten hatte Ludwig vollends nichts zu befürchten: denn England steuerte längst im Fahrwasser der französischen Politik, die Niederlande waren ohnmächtig durch den Hader der republikanischen und der oranischen Partei. So unternahm denn Ludwig einen anscheinend gefahrlosen Kampf, 1667 als er, gestützt auf das sogenannte „Devolutionsrecht“, im Frühjahr 1667 die spanischen Niederlande anfiel.

Französische Flugschriften wiesen nach, daß nach einem jenen Landen eigenthümlichen Rechte (Devolution) auf Ludwigs Gemahlin das Herzogthum Brabant nebst Antwerpen und Limburg, Mecheln, das Oberquartier von Geldern, ferner Namur, Theile von Luxem-

burg und der Freigrafschaft vererbt seien. Es war das fast der ganz
Kreis, der immer noch zum deutschen Reiche gehörte.

Rasch und vollständig waren die Erfolge, welche Ludwig und seine Feld-
rren im Laufe des Jahres 1667 theils in der Freigrafschaft, theils in Flandern
angen. Widerstand fanden sie nicht. Die Niederländer überlegten noch in
Augenblick, als die französischen Waffen die belgischen Nachbarprovinzen
rschwemmten, ob sie den Spaniern für eine Gebietsabtretung beispringen,
gegen einen Antheil am Raube sich mit der Gewaltthat Ludwigs XIV. aus-
en sollten. Auch Kurfürst Friedrich Wilhelm, der bis zuletzt alle Gegner
nkreichs gegen den gemeinsamen Feind zu einigen gestrebt hatte, sah sich ge-
igt, im Dezember 1668 Ludwig XIV. seiner Neutralität zu versichern. 1668
Um dieselbe Zeit bot Frankreich dem englischen Kabinet ein Bündniß an,
n Spitze sich gegen die Niederlande richtete; aber nun hatten auch die Eng-
er vor Ludwigs Fortschritten Angst bekommen, ein völliger Umschwung er-
e; zu Ende Januar 1668 legte das Dreistaatenbündniß Englands, Hollands
Schwedens (die „Triplealliianz") seine schirmende Hand auf die spanischen
erlande und gebot den französischen Triumphen still zu stehen. Aber eine
ende Abwehr der französischen Eroberungsgelüste hätte dies Bündniß nur
hren können, wenn Spanien und Oestreich ihm beigetreten wären. Allein
nien hatte den Abfall der Niederlande in altkastilianischem Stolz noch nicht
merzt: Oestreich hatte sich wenige Tage vor dem Abschluß der Triple-
nz mit Frankreich durch einen Sondervertrag geeinigt, welcher Spanien
gab, das Uebergewicht Frankreichs erst recht inaugurirte und die kaiserliche
erung auf lange Zeit zu einer hint ltigen und perfiden Politik nöthigte.
Längst hatte Frankreich dem östrei hen Hofe den Antrag gemacht, mit
einen Theilungsplan der spanischen Monarchie für die Zukunft zu ent-
n: großmüthig versprach man Oestreich die Hälfte dessen, was ihm Frank-
voll und ganz nun und nimmermehr gewähren wolle noch dürfe. An
old I. wagte man sich freilich nicht, aber man hatte auch gar nicht nöthig,
ängstlichen Monarchen zu beunruhigen. Die Seele des Kabinettes war Fürst
kowitz, Frankreich völlig ergeben: nur die Verantwortlichkeit der Sache
te er nicht tragen; darum wies er den französischen Gesandten, den ge-
nen Jacques Brethel von Grémonville, an seinen eigenen Nebenbuhler,
eiteln Grafen Auersperg. Durch die Aussicht auf den Kardinalshut
de er geködert, und für diese Zier, welche er nie erhalten, verrieth der erste
ister Leopolds I. seinen Herrn und das Gesammthaus Habsburg!

In dem verhängnißvollen geheimen Theilungsvertrag, dessen Existenz bis in die neueste Zeit verborgen geblieben ist, wurde für Oestreich in Aussicht genommen: Spanien, Mailand, Finale, die toskanischen Plätze, Sardinien, die kanarischen und balearischen Inseln, endlich Westindien. Frankreich sollte erhalten: die Niederlande, Navarra, Neapel und Sizilien.

Man würde Auersperg nur unvollkommen entschuldigen, wenn man annähme,
habe Ludwig XIV. durch einen solchen Vertrag den Abschluß des Friedens

erleichtern und eine Allianz der katholischen Hauptmächte gegen die protestantischen Staaten ermöglichen wollen. Nicht um religiöse Interessen handelte es sich jetzt, sondern um das drohende Uebergewicht Frankreichs.

Aber allerdings erleichterte der Theilungsvertrag die augenblickliche Verständigung: was sollte Ludwig um Gebiete hadern, die ihm einst ohne Kampf zufallen mußten. So wurde im Mai 1668 der Aachener Friede unterzeichnet, durch welchen Ludwig die Freigrafschaft den Spaniern zurückgab und nur die Plätze Charleroi, Douai, Tournai, Lille und Oudenarde behielt: — Vauban verwandelte sie sofort in unüberwindliche Festungen. Mochten immerhin die Mächte der Tripleallianz sich einbilden, Frankreich sei durch sie eingeschüchtert worden, mochten insbesondere die kurzsichtigen Niederländer frohlocken, ihr verehrter Jan de Witt habe, einem Josua vergleichbar, der Sonne Frankreichs Stillstand geboten, — thatsächlich verließ Ludwig als Sieger aus freien Stücken das Schlachtfeld. Sein erster Ansturm war gelungen, der zweite sollte den eitlen Thoren gelten, welche in vollständiger Verblendung das aufsteigende Unwetter nicht einmal bemerkten.

---

6. Die Vorbereitungen zum Rachekrieg gegen Holland (1668—1672).

Die nächsten Jahre wendete Ludwig XIV. lediglich dazu an, das Gelingen seiner weiteren Entwürfe, seinen Kampf gegen die Niederlande, vorzubereiten. Vortrefflich glückte ihm das am kaiserlichen Hofe. Zwar ward Auersperg, besonders durch spanischen Einfluß, am 16. December 1669 gestürzt, aber an seinem Nachfolger Lobkowitz hatte Frankreich einen weit zuverlässigeren Gönner gewonnen. Für Lobkowitz gestaltete sich das Zusammengehen mit Frankreich zum förmlichen politischen System; außerdem war er von persönlicher Bewunderung für den glänzenden Franzosenherrscher erfüllt. Wol trat ihm zuweilen der richtige Wille und Sinn des Kaisers entgegen: wol bekämpfte der östreichische Diplomat Lisola (dell' Isola, aus Salins in der Franchecomté) unermüdlich die Politik des leitenden Ministers, aber diese Gegenbestrebungen bewirkten nur ein heilloses Schwanken, und Lobkowitz behielt bis zum Jahre 1674 trotz alledem das Steuer des Staates in seiner Hand.

1669

Oestreich wurde von 1665—1670 außerdem noch beschäftigt durch eine Verschwörung ungarischer Magnaten, an deren Spitze der Palatin Wesselényi, nach dessen Tode namentlich der Banus Peter Zrinyi, der Hofrichter Franz Nádasdy, ein Liebling des Kaisers, Frangepani, der Schwager Zrinyis, Franz Rákóczy, Stephan Tökölyi und der Deutsch-Oestreicher Graf Erasmus von Tattenbach, ein rüder Wüstling, standen. Zweck der Verschwörung war die Losreißung Ungarns: man rechnete auf die Hilfe der Türken und Frankreichs, das hier anfangs auch die Hand im Spiele hatte und sich erst im Jahre 1669 zurückzog. Der Plan wurde verrathen, und die Rädelsführer wurden im Jahre 1671 mit dem Schwert gerichtet, ihre Güter eingezogen. Frangepani war der letzte seines berühmten Hauses, aus dem der Verräther Konradins entsprossen war: auch der Sohn Peter Zrinyis, der 1703 als Staatsgefangener in Kufstein starb,

war der letzte männliche Nachkomme des Vertheidigers von Szigeth. Die E
Verschwörung benutzte die kaiserliche Regierung zu einer grausamen Protestantenverfolgung
und zur Vernichtung der ständischen Rechte Ungarns.

Auch das Dreistaatenbündniß trennte Ludwig XIV. mit geringer Mühe.
chweden hatte kein Interesse, die Niederlande zu schützen und kehrte zur fran-
ösischen Freundschaft zurück, sobald in Polen der Kandidat Frankreichs unter-
egen war. Karl II. von England stand mit allen seinen Sympathien auf Seiten
es absoluten katholischen Herrschers von Frankreich: ingrimmig haßte er die
Niederlande; jetzt verbündete er sich mit Ludwig XIV. aufs engste gegen die
Republik. In ähnlicher Weise wie vor dem Devolutionskriege, wurden auch die
weltlichen und geistlichen Fürsten am Rhein und in Westfalen für Frankreich
ewonnen; wirkte auf die geistlichen Fürsten der Haß gegen die unbezwungene
urg des reformirten Bekenntnisses, so lockte die Aussicht auf Landerwerb die
eutelustigen weltlichen Herren. Es rte sie nicht im geringsten, daß
rankreichs selbstsüchtige Absichten immer deutlicher hervortraten: besetzte es
och im August 1670 ganz Lothringen ohne jede Veranlassung, ohne Kriegs-
klärung.

Vor dem deutschen Reich brauchte sich Ludwig XIV. wahrlich nicht zu
irchten. Der schläfrige Reichstag in ensburg berieth über Reichsreformen,
ber eine beständige Wahlkapitulation, r das bestehende Reich ließ er mit-
idslos und theilnahmlos zu Grund n. Die Nation war freilich noch
icht so verkommen, daß sich keine W und Mahner gefunden hätten: im
Gegentheil, seit der Franzose Aubery Behauptung aufgestellt hatte, das
deutsche Reich sei seit den Zeiten Karl Großen ein Anhängsel Frankreichs
und der König Ludwig mit Fug und Kaiser des Gesammtreiches, waren
patriotische Schriftsteller unablässig bemüht, solche Prätensionen zu bekämpfen
und die französische Prahlerei in ihrer ganzen Hohlheit darzustellen. Aber diese
Patrioten, denen sich auch vereinzelte Dichter anschlossen, gehörten nicht zum
offiziellen Reich und hatten mit der Leitung der Staatsgeschäfte nichts zu thun.
Die Machthaber und ihre Räthe standen im Solde Frankreichs: bis auf einen,
— es war der Große Kurfürst.

In der Kette, welche die Niederlande umschließen sollte, fehlte das wichtigste
Glied, wenn es Frankreich nicht gelang, Brandenburg völlig zu gewinnen. Seit
dem 31. Dezember 1669, wo auch Friedrich Wilhelm Frankreich die Hand zu
reichen sich genöthigt sah, machte Ludwig XIV. die größten Anstrengungen, ihn
zum Bundesgenossen gegen die Niederlande zu werben. Man erinnerte ihn an
all die Beleidigungen, welche er von dem hochmüthigen Krämervolk hatte hin-
nehmen müssen, — es war vergebens; man bot ihm bei der bevorstehenden Thei-
lung der Niederlande das reichste Stück der Beute an: — umsonst. Gewiß
hatte Friedrich Wilhelm keine Ursache zum Dank gegen Jan de Witt und die
aristokratischen Wortführer; als Verwandter der bei Seite gedrängten Oranier
hatte er allerwegen ihre Mißgunst erfahren. Aber er dachte hochherzig und
atsmännisch genug, um trotz alledem den Staat zu schirmen, der nun einmal

zum Bollwerk religiöser und politischer Freiheit in Europa geworden war. Nach dem Fall der Niederlande hätte Ludwig XIV. ungehindert seinen Triumphzug durch Europa antreten können; zur Unterdrückung des ketzerischen Freistaates sandte auch der Papst bereits seinen Segen und reichliche Geldunterstützung. So waren alle Anstrengungen Frankreichs am brandenburgischen Hofe fruchtlos; unausgesetzt warnte der Kurfürst den verblendeten Jan de Witt und setzte sein Heer in Kriegsbereitschaft. Vielleicht sollte es ihm jetzt beschieden sein, für das Reich statt des Kaisers einzutreten: und wenn auch die Niederländer jetzt noch von Gefahr und Hilfe nichts wissen wollten, möglicher Weise konnte die Hilfe gar bald begehrt, und wenn nicht, selbst aufgedrungen werden.



Greuelthaten der französischen Soldateska in Holland.
Aus „Das verwirrte Europa" (Geschichte der durch Ludwig XIV. herbeigeführten Unruhen und Kriege von 1664 bis 1673) von Petrus Valckenier, Niederländischer Resident zu Frankfurt a. M.

7. Der Rachekrieg gegen die Niederlande (1672). Vertrag von Vossem (1673). — Der Reichskrieg am Rhein bis zum Jahre 1675.

Endlich sollte die hochmüthige Republik die Mißgriffe ihrer Regenten entgelten und erkennen, wie unklug es gewesen war, ohne die Mittel und ohne den Willen zu nachhaltigem Widerstande einen selbstsüchtigen Genossen zu einem

ichen Gegner umzuwandeln. Jan de Witt hatte bis
gehofft, wenigstens England in der Gunst Frankreichs den
; wiederholt abgewiesen, schritt man heute zu Rüstungen, morgen zu
higendsten Anerbietungen. Frieden, Frieden um jeden Preis, selbst
r nationalen Ehre, war jetzt die Parole des „großen“ de Witt, be-
se Unterwerfung die Frucht seiner „genialen“ Politik. Aber Ludwig XIV.
he und hatte keine Veranlassung die Gegner zu schonen. Wohl ahnte
in den Kreisen der holländischen Regenten die Gefahr, aber dann
mit dem nationalen Volksgeist und seiner patriotischen Widerstands-
Anhänglichkeit an das Haus Oranien freien Lauf lassen müssen. Eher
Vaterland zu Grunde gehen!

aristokratische Regierung hatte Armee und Flotte wissentlich und ge-
in Verfall gerathen lassen: die Offizierstellen befanden sich, wie das
stokratischen Republiken zu geschehen pflegt, im Besitze unerfahrener
hter Muttersöhnchen, die für das „Geschäft“ untauglich waren. Man
unvorbereitet, als Ludwig XIV. im April 1672 den Feldzug er- 1672
ald war bis auf Holland und Seeland das staatische Gebiet erobert:
chützte nur eine eilig bewerkstelligte Ueberschwemmung und das eben
lende Genie des jungen Oraniers Wilhelm III., der nach dem
aristokratischen Regiments und der Ermordung Jan de Witts die
Regierung ergriffen hatte.

tzter Stunde hatte man mit dem Kurfürsten denn doch noch einen
g geschlossen (16. Mai), aber durch das lange Markten rechtzeitige
rbungen verhindert. So war das brandenburgische Heer noch keines-
fertig, als die überraschend schnellen Erfolge der Franzosen auch den
mit schweren Besorgnissen erfüllten. Jetzt war es für ihn unmöglich,
in die Aktion einzutreten, er mußte Bundesgenossen werben. Unglück-
e suchte und fand er sie in Wien. Denn der Kaiser hatte auf Lob-
h (am 1. November 1671) einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich
wenn er sich jetzt (12. Juni 1672) zu einem Bündniß mit Brandenburg
ß, konnte dies nur den Zweck haben, die Hilfsleistung zu verzögern
hwächen. Schon der Abmarsch der Brandenburger wurde gehemmt,
f die Kaiserlichen warten mußten; dann mußte der kaiserliche Feld-
tecuculi den Kurfürsten zu einem nutzlosen Spaziergang an den
verlocken. Montecuculi hatte die geheime Weisung, jeden ernstlichen
toß zu vermeiden und mußte, wiewol innerlich erbost, diesen Schein-
n. Man erzählte später von ihm die Aeußerung, künftig möchte ihm
l lieber direkt von Paris zugesandt werden.

ard denn dieser Feldzug eine Reihe von Jämmerlichkeiten. Während
von Oranien durch einen glänzenden Vorstoß auf Charleroi seinen
eist bekundete, wand sich die brandenburgisch-kaiserliche Armee schnecken-
dwärts nach Westfalen; hier wollte man den mit Frankreich ver-
Bischof von Münster züchtigen und einem aus Holland erwarteten

1673 Hilfskorps die Hand reichen. Dies blieb aus, und als im Anfang des Jah
der französische Feldherr Türenne erschien, gab der Kurfürst zu all
Erstaunen ohne Kampf die Grafschaft Mark auf und trat den Rü

Dieser Rückzug demoralisirte das Heer vollends, scharenweise w
sertirt. Man kann es den Holländern nicht verdenken, wenn sie auf
fürsten höchst erbittert waren: in der That waren die Hilfsgelder, di
gezahlt, völlig verschleudert. Aber bald gab der Kurfürst den Gener
noch gerechteren Grund zur Klage. Obwol sein Bündniß mit Holla
drücklich vorschrieb, daß kein Theil Frieden oder Waffenstillstand schließ
bevor der andere in denselben Besitzstand, wie vor dem Kriege, eing
trat Friedrich Wilhelm mit Frankreich in Unterhandlungen. Trotz a
mahnungen der Generalstaaten, denen sich jetzt auch der verlogene Wi
beigesellte, blieb der Kurfürst bei seinem Vorsatze, mit Frankreich nicht n
Waffenstillstand, sondern einen Frieden zu schließen. Nur die eigene N
der Mangel an ausgiebiger Unterstützung kann diesen Entschluß rech
denn allerdings war der Kurfürst nicht verpflichtet, die Existenz seines
an die Rettung der Niederlande zu setzen; jedenfalls war er aber nicht
Vorwürfen berechtigt, die er seinerseits den Generalstaaten zu machen
1673 befand. In dem Frieden von Vossem (6. Juni 1673) trat der Kurf
der Waffengemeinschaft mit den Staaten zurück und verpflichtete sich, s
hinter die Weser zurückzuziehen. Dagegen gab Frankreich die eroberte
schen Festungen bis auf Wesel und Rees heraus und verpflichtete s
Erhaltung des brandenburgischen Heeres 800,000 Lires zu zahlen. Au
behielt sich Friedrich Wilhelm vor, wenn das Reich angegriffen werde
in den Kampf einzutreten. Ohne Zweifel lag in dem Vertrag eine
müthigung und alle Feinde des Kurfürsten frohlockten, daß der pa
Sturmlauf gegen Frankreich solch' klägliches Ende genommen.

Zu solchem Jubel war keine Veranlassung: Friedrich Wilhelm zog
zurück, um seine Wunden zu heilen. Sein Herz schlug unverändert
Freiheit seiner theuern Religion, die Sicherheit des Reiches, die Unabh
Europas. Mit steigender Ungeduld harrte er des Augenblicks, wo er n
Kraft für diese hohen Ziele in den Kampf wieder eintreten durfte.

Er sollte nicht gar lange warten. Gerade als der Kurfürst seinen
schloß, regte sich in Spanien die Kriegspartei, und auch am Wie
wehte eine frischere Luft. Denn man sah endlich ein, daß man Ge
allen Einfluß im Reich an Frankreich zu verlieren: wie leicht konnte
selbst seine Erhebung zum Kaiser durchsetzen, da in dem von ihm un
Reichsgebiet vier Kurfürsten angesessen waren. Ein Ultimatum des
blieb von Ludwig unbeantwortet; da trat der Kaiser, im August 167
Lothringen dem Bunde mit Spanien und den Generalstaaten bei. Es
Triumph Lisolas: Lobkowitz' verderblicher Einfluß war für den Augen
brochen, der intriguante Grémonville erhielt seine Pässe, am 26. Augu
ein kaiserliches Heer in die Oberpfalz ein.

Zu Köln, wo ein Friedenskongreß tagte, äußerte Lisola, der Friede müsse vor den Thoren von Paris geschlossen werden.

Ludwig XIV. erwartete den Feind in drei Positionen: in den Niederlanden, Flandern und am Main; es galt diese Vertheidigungslinie zu durchbrechen : eins der französischen Heere zum Rückzug zu nöthigen. Montecuculi erwarb dies Verdienst und zwang im Spätsommer 1673 den französischen Feld-
en Tü-
ne durch
n glän-
den Feld-
zum
ckzug über
Rhein
. Oktob.).
h seiner
einigung
dem Prin-
von Ora-
t wurde
n einge-
nmen; ja
hätte
Mar-
ll von Lu-
burg ab-
neiden



Montecuculi und der Prinz von Oranien vor Bonn.
Aus „Des verwirrten Europae Continuation" (Geschichte der Jahre 1673—1676) von Andreas Mullern.

nen, wenn Montecuculi diesen Plan nicht vereitelt hätte. Indeß war der Erfolg h so noch beträchtlich; der Kölner Friedenskongreß wurde nunmehr aufgelöst.

Die Gefangennahme und Wegführung des Prinzen Wilhelm von Fürstenberg (14. Februar 1674, durch die Kaiserlichen) der bis jetzt unermüdlich im Solde Frankreichs thätig gewesen war, gab den erwünschten Vorwand zum Abbruch der erfolglosen Unterhandlungen.

Da am 19. Februar 1674 der englische König Karl II. von seinem Parnent genöthigt wurde, mit den Niederlanden Frieden zu schließen, in den chsten Monaten auch Münster und Köln sich mit den Generalstaaten vergen, stand Frankreich völlig isolirt seinen Feinden gegenüber. Jetzt trat auch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm die Nothwendigkeit heran, in dem bevorchenden Entscheidungskampf Stellung zu nehmen. Schon seit dem August des ahres 1673 drang Ludwig XIV. in ihn, ein näheres Bündniß mit Frankreich nzugehen, ja sich zum Angriff auf den Kaiser zu verpflichten. Der Kurfürst wich aus: er lehnte sich vielmehr an Schweden, welches eine Vermittlerrolle spielen wollte: aber das Bündniß, das er mit dieser Macht schloß, (11. Dezember 1673) hatte lediglich den Zweck, die Niederlande und den Kaiser zu veranlassen, 1674



Gefangennahme des Prinzen Fürstenberg.

Aus „Des verwirrten Europae Continuation", ein Kupferwerk über die Ereignisse der Zeit von 1673—1678.

sich etwas eifriger um seine Freundschaft zu bemühen; denn im Grunde konnte Friedrich Wilhelm nicht einen Augenblick zweifeln, auf wessen Seite er zu treten habe: daher verfingen auch alle weiteren Einflüsterungen nicht, welche der französische Gesandte machte, als sich der Kaiser und die Generalstaaten wenig willfährig gegen den Kurfürsten bezeigten. Endlich, am 1. Juli 1674 kam durch gegenseitige Nachgiebigkeit der Vertrag zu Stande, durch welchen sich der Kurfürst der Koalition anschloß.

Die Verständigung wurde wesentlich dadurch gefördert, daß der Feldzug, 1674 den Türenne im Beginne des Jahres 1674 gegen den neuen kaiserlichen Feldherrn Bournonville am Oberrhein eröffnet hatte, für die Kaiserlichen wenig günstig war. Nach einem unentschiedenen Treffen bei Sinsheim (16. Juni) zog sich Bournonville bis nach Frankfurt zurück: das Rheingebiet von Basel bis Mainz war den Franzosen preisgegeben.

Da Türenne wußte, daß seine Gegner es auf die Eroberung von Elsaß und Lothringen abgesehen hatten, was er mit seinem kleinen Heere durch kriegerische Vorkehrungen nicht verhindern konnte, beschloß er, den Verbündeten einen Angriff von Osten her durch völlige Verwüstung der rechtsrheinischen Pfalz unmöglich zu machen. Mit unerbittlicher Energie vollzog er den grausamen Akt und fand die völlige Billigung des Kriegsministers Louvois, der sich der Hoffnung hingab, auf diese Weise könne vielleicht der Kurfürst von der Pfalz zum Anschluß an Frankreich bewogen werden.

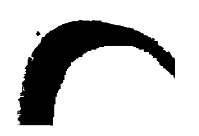
rselben Zeit, wo Friedrich Wilhelm seine Verträge mit Spanien, den
n und dem Kaiser abschloß, wurde auch der Reichskrieg gegen Frank-
ssen. Aber die Hoffnungen, welche auf die neue Koalition gesetzt
üllten sich nicht; vielmehr war der Feldzug von 1674 das traurige
erften gemeinsamen Unternehmens. Es ist nicht unmöglich, daß von
Seite Verrath im Spiele war, wie die Brandenburger argwöhnten,
vitz wurde erst im Oktober 1674 völlig gestürzt, aber auch davon
hlte es dem Hauptquartier der Verbündeten an Einheitlichkeit und

andenburgischen Truppen, unter Führung des von jugendlichem Kriegs-
den Derfflinger, hatten ursprünglich nach den Niederlanden, dem
Oranien zu Hilfe, abgehen sollen. Unter den gegenwärtigen Um-
n es aber dem Kaiser wünschenswerther, sie mit dem Heere des
Feldherrn Bournonville zu vereinigen. Dem Prinzen von Oranien
enderung sehr ungelegen, und in der Folge stellte sich auch heraus,
man gehandelt hatte. Der Oranier wurde durch die unentschiedene
n Seneffe (11. August) aufs äußerste geschwächt und mußte im
die Belagerung von Oudenarde aufgeben: bei der Rheinarmee aber
n Bezug auf die Heeresleitung jene Differenzen, welche entscheidende
hinderten.

der Kurfürst zu dem kaiserlichen Heere stieß, — sein Abmarsch verzögerte sich,
am 23. August brach er von Magdeburg auf, — hatte Türennes meisterhafte
über den bedächtigen Bournonville glänzende Triumphe gefeiert. Mit unzu-
Truppen hatte er den Sommer hindurch Elsaß und Lothringen gegen die
Truppen gedeckt. Aber nach ihrer Vereinigung mit den Brandenburgern würden
doch zu übermächtig geworden sein; daher beschloß er die Kaiserlichen durch eine
Schlacht zum Aufgeben des Elsasses zu nöthigen. Am 4. Oktober kam es bei
zu blutigem Treffen, in dem beide Theile tapfer fochten und beide sich den Sieg
Allerdings hatte Türenne seinen eigentlichen Zweck nicht erreicht, aber das mora-
ergewicht war auf seiner Seite.

r Kurfürst sich endlich (Oktober) mit Bournonville vereinigt hatte,
e Kaiserlichen umsonst zu einer Entscheidungsschlacht zu bewegen.
rhielt Türenne Verstärkungen, und als er nun die feindliche Armee
interquartieren aufsuchte, folgte eine Schlappe auf die andere: nach
unentschiedenen Treffen bei Türkheim (5. Januar 1675) gingen die
über den Rhein zurück.

tte man einen völligen Mißerfolg zu beklagen; den Kurfürsten aber
dem ein schwerer persönlicher Verlust betroffen: der Kurprinz Karl
während des Feldzuges in Straßburg an einem hitzigen Fieber, —
von französischem Gifte — gestorben. Indeß hatte Friedrich Wil-
Muße, seinem Schmerze Raum zu geben: schon auf dem Rückzuge
lsaß erhielt er die Kunde, daß die Schweden in die Mark eingebrochen
war dies ausschließlich Frankreichs Werk. Die geldbedürftige schwe-
ierung hatte mit Ludwig XIV. einen Hilfsgeldervertrag abgeschlossen,





Schlacht bei Seneffe. Kupferstich aus demselben Jahre (1674).

Links ist dargestellt, wie der verwundete Feldmarschall Graf Waldeck, den ein französischer Rittmeister bereits als Gefangenen ergriffen hatte, durch einen Heiducken befreit wird, rechts der Tod des Grafen Rochefort.

der sie verpflichtete, auf Frankreichs-Befehl jeden beliebigen deutschen Fürsten anzugreifen. Obwol Schweden keinen Grund und Vorwand zum Kriege mit Brandenburg hatte, mußte die Regierung trotz allen Sträubens den Willen des französischen Machthabers erfüllen. So sollte denn auch an der Havel und am Rhein der Hochmuth Frankreichs bekämpft und empfindlich gezüchtigt werden. Zum größten Unmuthe des Kaisers, aber nicht ohne Billigung des Prinzen von Oranien, beschloß der Kurfürst seine Rückkehr in die Mark.

In ähnlicher Weise, wie in Schweden gegen Brandenburg, hatte Frankreich in Ungarn, wo ja viele Elemente der Opposition und Empörung vorhanden waren, gegen Oestreich gewühlt. So entstand seit 1671 hier ein gräuelvolles Treiben, der sogenannte Kuruczen-Krieg (kuruczok = Kreuzfahrer), in dem wilde Banden von „Heimatlosen" gegen die Kaiserlichen (Labanczen = Fußknechte) einen räuberischen Kampf unternahmen zu Gunsten „der von Fremden mit Füßen getretenen goldenen Freiheit."

---

8. Fehrbellin. 1675 (28. Juni).

„Das kann den Schweden Pommern kosten", war Friedrich Wilhelms erstes Wort gewesen, als er von dem schwedischen Einfall Kunde erhielt: wir werden sehen, wie ohne Frankreichs Dazwischentreten sich dieses Wort glänzend bewahrheitet haben würde.

Die Schweden, welche anfangs ziemlich gemäßigt in den Marken aufgetreten waren, um auf den Kurfürsten einen gelinden Druck auszuüben, waren doch bald zu schlimmen Brandschatzungen übergegangen; das platte Land konnte sich ihrer nicht erwehren, nur die größeren Städte und die festen Plätze hielten sich. Im Mai hatten die Schweden die Havellinie von Havelberg bis Brandenburg besetzt, um von dort die Elbe zu überschreiten, in die Altmark vorzudringen und sich mit dem französisch-gesinnten Herzog von Hannover zu vereinigen. Im Besitze der drei wichtigsten Havelpässe — bei Havelberg, Rathenow und Brandenburg — hielt sich der schwedische Feldherr Wrangel völlig sicher, zumal er den Kurfürst selbst ja weit entfernt, in Franken, glaubte. Durch die Pässe von Fehrbellin und Kremmen hatten die Schweden nach Norden zu die Verbindung mit Pommern frei.

Der Statthalter in den Marken, Fürst Georg von Dessau, verfügte nur über ungenügende Streitkräfte, aber das Landvolk erhob sich selbständig gegen die verhaßten Schweden. Damals zuerst wieder zeigte sich hier eine Spur von patriotischem Gefühl. Mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, sammelten sich die Bauern der Altmark unter Fahnen, welche die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut Und dienen unserm Fürsten mit unserm Blut."

Aber längst hatte der Kurfürst die rächende Hand erhoben. In aller Stille traf er seine Vorbereitungen. In den letzten Tagen des Mai brach er von Schweinfurt auf, überschritt den Thüringerwald und marschirte in Eilmärschen nach Magdeburg, das, einem Gerüchte zufolge, von den Schweden belagert werden sollte. Am 21. Juni wurde die Stadt erreicht: nach kurzer Ruhepause ging es

in Eilmärschen weiter, der Havel zu: die Armee bestand zum weitaus größeren Theile aus Reitern. Noch immer hatten die Schweden keine Ahnung von der Nähe des Kurfürsten, der ihre Stellung in der Mitte, bei Rathenow, zu durchbrechen beschloß. List und Kühnheit führten zum Ziel. **Derfflinger** erschien am 25. Juni an der wohlbewachten Havelbrücke und verlangte Einlaß als schwedischer Offizier: der Posten ließ sich täuschen, und die Brandenburger drangen ein. Zu gleicher Zeit hatte eine andere Abtheilung sich den Einlaß erzwungen: nach einem erbitterten Straßenkampf mit der überraschten schwedischen Besatzung war der wichtige Platz in der Hand des Kurfürsten, die feindliche Stellung war gesprengt, der rechte Flügel — in Havelberg — vom linken — in Brandenburg — getrennt. Die Schweden mußten jetzt versuchen, schleunigst den Rhin zu erreichen und über den einen der genannten Pässe nach Norden zu entweichen, um sich dann weiter rückwärts wieder zu vereinigen. Dies gedachte der Kurfürst zu verhindern; er wollte die Schweden zwischen Havel und Rhin festhalten, bis der Kern seines Heeres angekommen sein würde. Seine Streifpartien zerstörten die Rhinbrücke bei Fehrbellin, auch der Kremmener Paß wurde besetzt. Vor allem aber galt es, sich an den eiligst abziehenden Feind zu hängen, damit er nicht dennoch entwich. Am 26. Juni begann der Kurfürst die Verfolgung; in der That hatten die Schweden, welche die Gefahr richtig erkannt hatten, bereits einen zu großen Vorsprung gewonnen, als daß man vor ihnen die Pässe erreichen konnte: vielleicht nöthigte man sie noch zum Entscheidungskampfe, wenn man ihre Nachhut in ein Gefecht verwickelte. Dies war zwar nicht die Absicht des Kurfürsten, geschah aber doch durch den kampffrohen Landgrafen **Friedrich von Hessen-Homburg**, welcher mit der brandenburgischen Vorhut dem Feinde auf den Fersen war. Am 28. Juni, morgens 6 Uhr, holte er die Schweden bei dem Dorfe Linum — östlich von Fehrbellin — ein und griff sie an, den Absichten des Kurfürsten entgegen: als dieser ihm die Weisung schickte, sich in kein ernstliches Gefecht einzulassen, war der Kampf längst entbrannt; nun mußte Friedrich Wilhelm eingreifen, obwol sein Heer dem der Schweden an Zahl nicht gewachsen war und nur aus Reiterei bestand.

1675

Wrangel verfügte über 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 38 Geschütze, der Kurfürst hatte nur 5000 Reiter, 600 Dragoner und 13 Geschütze: das brandenburgische Fußvolk traf erst nach Beendigung des Kampfes ein. Uebrigens war der Landgraf kein jugendlicher Hitzkopf, sondern ein bejahrter General, der schon 1658 vor Kopenhagen ein Bein verloren hatte. (Es war durch ein silbernes ersetzt.)

Zwischen Linum und Hakenberg, östlich von Fehrbellin, begann der denkwürdige Kampf, der in manchen Einzelheiten noch nicht völlig aufgeklärt ist, aber schon nach zwei Stunden zu einer völligen Niederlage der Schweden führte.

Wrangel hatte gleich im Anfang der Schlacht, durch die höher postirte brandenburgische Artillerie bedroht, sich weiter nach Hakenberg ziehen müssen, aber es gelang Derfflinger, seine Geschütze auf einer Anhöhe in der Flanke der schwedischen Aufstellung zu postiren und durch das Feuer seiner Batterie den Reiterangriff aufs wirksamste zu unterstützen. Um diesen Hügel, auf dem sich jetzt ein stattliches Denkmal erhebt, tobte der



„Der Hochwolgeborene Herr, Herr Georg, Freyherr von Derflinger, Churfürstl. Brandenburg. Geheimer Kriegs Rath, Statthalter des Herzogthums hinter Pommern, vnd Fürstenthums Camin, General Feld Marschall" 2c. 2c.
Gestochen von Johann Hainzelmann, Kurfürstlicher Kupferstecher zu Berlin 1690.

Entscheidungskampf. Denn Wrangel bestürmte die Höhe, deren Wichtigkeit
sehen, mit überlegenen Kräften; die Reiter, welche die brandenburgischen
sollten, wandten sich zum Theil zur Flucht: der Oberst von Mörner,
der Spitze seines Regimentes den Stürmenden entgegenstellte, fiel, zum
sein tapferer Oberstlieutenant Henniges sank nach ihm schwerverwundet a
— ein Moment höchster Gefahr! Allein eben war der Kurfürst selbst mit
an der bedrohten Stelle angelangt: er stürzte sich in das wildeste Kampf
seiner Seite ward sein treuer Stallmeister Froben erschossen, Friedrich
schwedischen Reitern umringt, wurde mit Mühe von neun tapferen Dra
herausgehauen. Ein wildes Getümmel, in dem die schwedischen Soldaten
Tapferkeit glänzend erwiesen, so wogte der Kampf noch eine Zeit hin und
kämpften die Schweden nur noch um den Rückzug. Es gelang ihnen, sich a
des brandenburgischen Adlers zu befreien, freilich zum Tode wund; Wr
Flügel war völlig vernichtet, der Rest zog nach Fehrbellin ab.

Der Kurfürst mußte auf die Verfolgung verzichten, denn „
rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin;" — elf Tage lang h
seine Reiter nicht abgesattelt. Der Erfolg war auch so glänzend g
Zauber der Unbesiegbarkeit, den die Schweden immer noch behaupt
brochen; nun sang man vom Kurfürsten und der Schlacht bei Fehrb
die liebevolle Tradition späterer Geschlechter mit einem reichen Sc
thümlicher Sagen umsponnen hat.

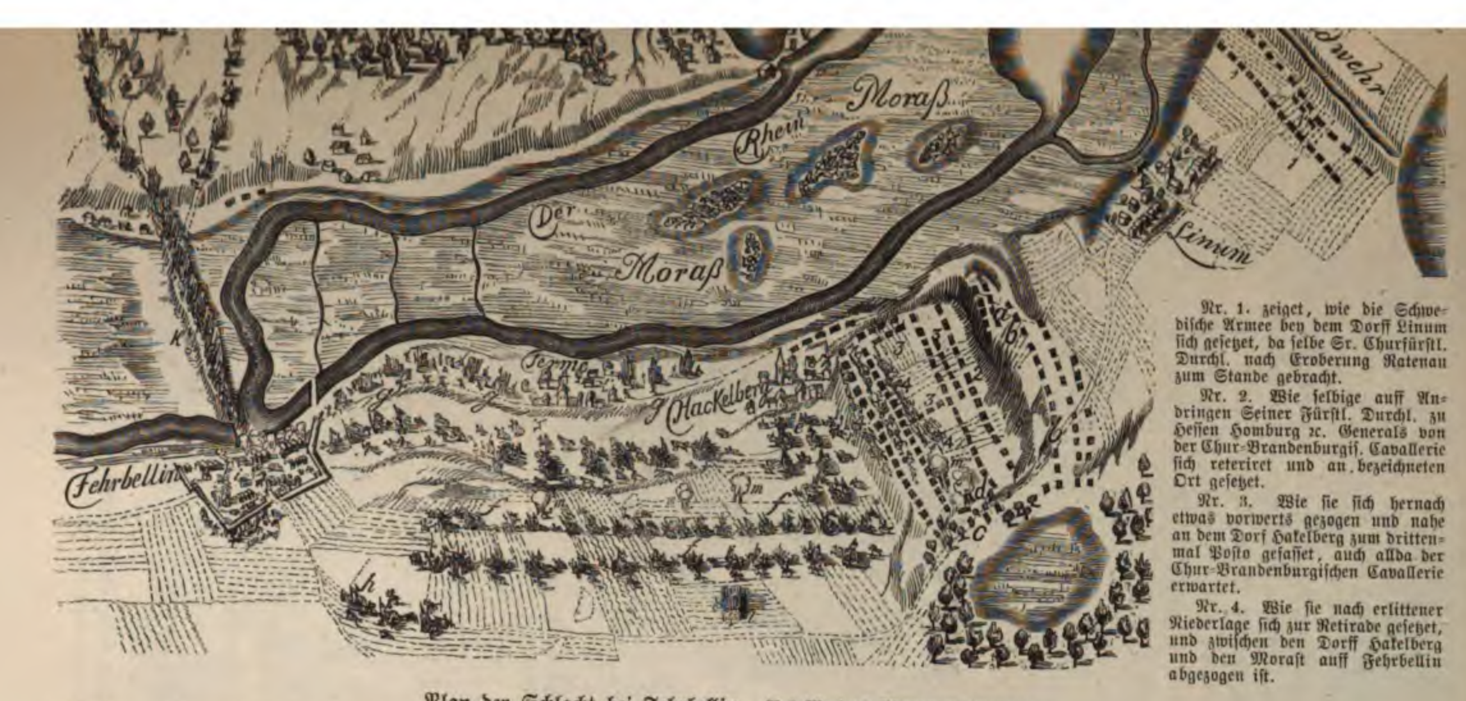
Die schönste derselben erzählt, wie der Kurfürst im letzten Hause von
armes kleines verlassenes Bauerkind zu sich in den Sattel gehoben, wo
Kampf mitgemacht habe. Nach Beendigung der Schlacht sei es, sonnenglä
Kurfürsten segnend, gen Himmel entstiegen. Die Sage läßt ahnen, daß die
der Schutzgeist der Hohenzollern, die märkische Treue gewesen sei. —

Vielfach gefeiert ist auch der Tod des treuen Emanuel Froben, der i



Frobens Fall auf den Gobelins im Hohenzollernmuseum im Schloß Monbijou

Die Gobelins mit den Darstellungen der Thaten des Großen Kurfürsten wurden unter seinem Soh
angefertigt.



Nr. 1. zeiget, wie die Schwedische Armee bey dem Dorff Linum sich gesetzet, da selbe Sr. Churfürstl. Durchl. nach Eroberung Ratenau zum Stande gebracht.

Nr. 2. Wie selbige auff Andringen Seiner Fürstl. Durchl. zu Hessen Homburg ꝛc. Generals von der Chur-Brandenburgis. Cavallerie sich reteriret und an bezeichneten Ort gesetzet.

Nr. 3. Wie sie sich hernach etwas vorwerts gezogen und nahe an dem Dorf Hakelberg zum drittenmal Posto gefasset, auch allda der Chur-Brandenburgischen Cavallerie erwartet.

Nr. 4. Wie sie nach erlittener Niederlage sich zur Retirade gesetzet, und zwischen den Dorff Hakelberg und den Morast auff Fehrbellin abgezogen ist.

Plan der Schlacht bei Fehrbellin. Aus Merians Theatrum Europaeum.

„Bezeichnung, Was zwischen der Königl. Schwedischen Armee und der Churbrandenb. Kavallerie den 18 und 19 Juny A. 1675 zwischen der Landwehr bey Linum und dem Passe Fehrbellin auff dem Ländlein Bellin passiret ist."

a. Die Brandenb. Commendirten. b. Die Brandenb. Cavallerie, wie selbe im Treffen gestanden und avanciret ist. c. Die Dörfflingischen und Domstorffischen Dragoner, welche umb den Berg vor die 2 Stucke verspicket und gegen den Feind avanciret sind. d. Der Berg worauf die 2 Stucke gestanden. e. Die Commentirten wie selbige in der Schweden Flucht marschiret sein. f. Die Brandenb. Cavallerie wie solche gegen die Schwedische Armee marschiret ist. g. Die flüchtige schwedische Armee. h. Das Frankenbergisch Regiment welches nach dem treffen von Berlin nachkommen ist und zur Avantgarde commentirt war. i. Der Flecken Fehrbellin wie er mit der Schwedischen Bagage die Straßen versehen mit hinderlassung 5 metallener Stuck (das 6te Stuck ist bey wehrender Bataille erobert) Munitionswagen und anderer Bagage, einige Häuser in Fehr Bellin angestecket und wie sie endlich über den Tham bey k. die fernere Flucht nehmen. l. Die Commendirten 500 Mann Infanterie unter Commando des Obrist Leutenants von Kann, welche nach dem treffen erst nachkommen sind, dann bei dem Treffen kein Mann zu Fuß gewesen. m. Brandenb. Stucke welche allezeit gleich dehnen Trouppen den Feind mit verfolget und auf die höchten wieder gepflantzet worden.

an der Seite des Kurfürsten fiel; aber der Bericht von dem Pferdetausch zwischen F
und dem auf seinem Schimmel allzu kenntlichen Kurfürsten kann nach dem gegenwä
Stande der Forschung nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Die Marken waren befreit; im Reiche war der Eindruck des Siege
ungeheurer; in Regensburg ward der Reichskrieg gegen die Schweden beschl
Den braunschweigischen Herzogen, dem Bischof von Münster schienen die s
dischen Herzogthümer Bremen und Verden eine lockende Beute. Die Fran
konnten Schweden nicht schützen: im Juli fiel Türenne bei Saßbach, um
selbe Zeit ward Marschall Crequi bei Trier geschlagen und gefangen.
Oktober schloß Dänemark mit dem Kurfürsten einen Bund.

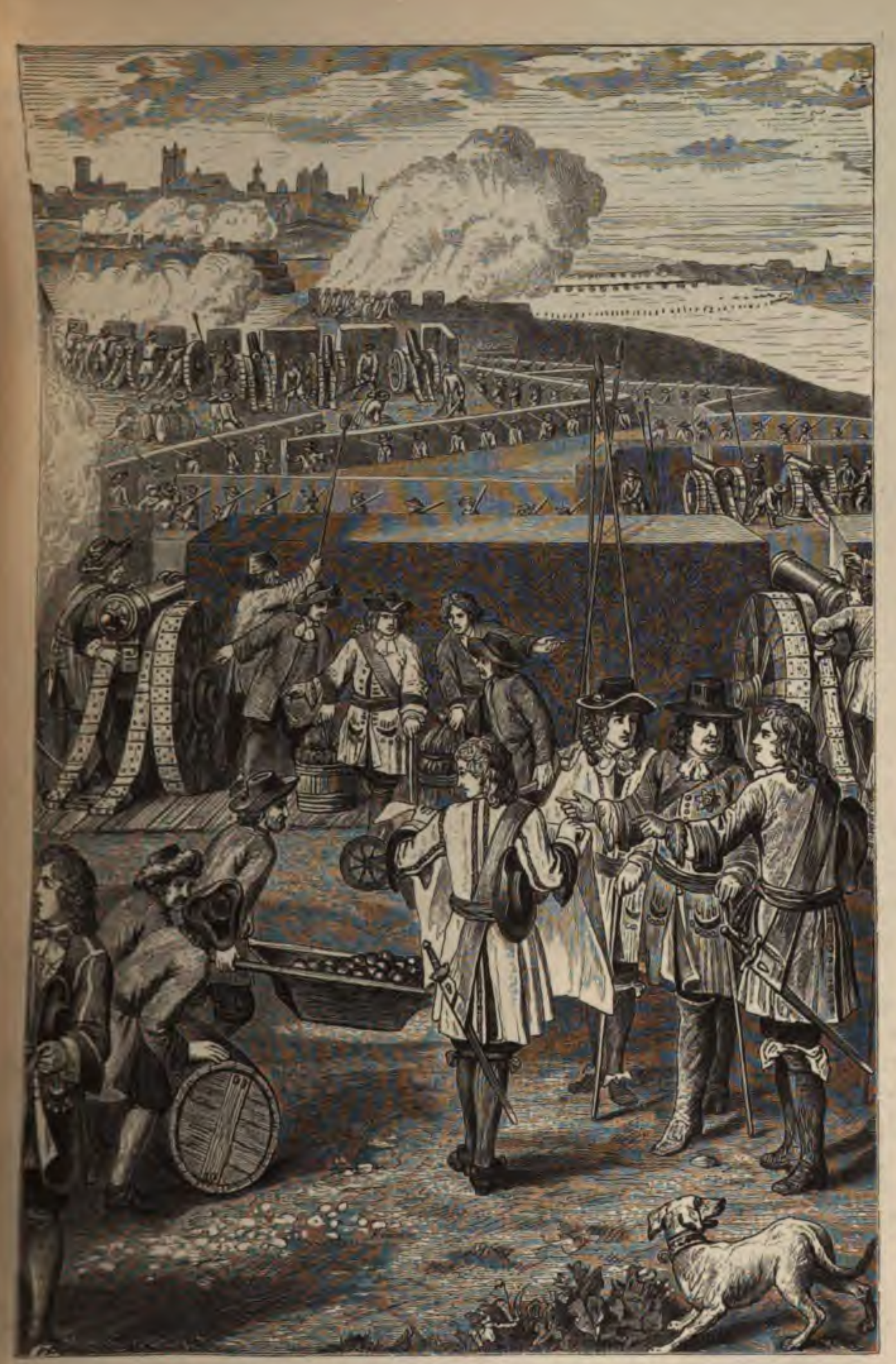


Denkmünze auf die Schlacht bei Fehrbellin mit der Darstellung vom Falle Frobens.
Großen Kurfürsten geprägt 1675. Umschrift: Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern
Psalm 118, 23.

9. Von Fehrbellin (1675) bis zum Frieden von Nimwegen (1678) St. Germain (1679).

Nun galt es den Siegespreis: Pommern. Bis zum Sommer des nä
Jahres war der größte Theil des Landes den Schweden entrissen:
zur See ließ der Kurfürst den Feind durch seinen „Admiral" Raule bef
am 5. Juni 1676 brachten drei seiner Schiffe ein schwedisches Fahrzeu
zweiundzwanzig Kanonen und einen feindlichen Brander in der Ostsee au
belnd führte man die Prise, den mit spanischem Salz beladenen „Leopar
den Kolberger Hafen; zum erstenmale flatterte der brandenburgische Aar
über der schwedischen Flagge.

Schon Ende 1674 hatte Friedrich Wilhelm seinen Gesandten ermächtigt, an



Der Große Kurfürst bei der Belagerung von Stettin.
Darstellung von den Gobelins im Hohenzollernmuseum zu Schloß Monbijou in Berlin.

haber" Kaperbriefe zum Seekrieg gegen Schweden und Frankreich auszugeben, und darauf hin hatte der Rathsherr **Benjamin Raule** zu Middelburg sofort ein solches Patent erworben und die Kaperei eröffnet. Die Generalstaaten aber legten sich aus Handelsinteressen ins Mittel und verboten ihren Unterthanen diese Art des Seekrieges. Darauf schloß denn der Kurfürst mit Raule einen neuen Vertrag zur Stellung von zunächst drei kriegsmäßig ausgerüsteten Fahrzeugen.

Das ganze nächste Jahr mußte an die Eroberung des wichtigen Stettin gewendet werden: ungeheure Vorbereitungen waren erforderlich, 140 schwere Geschütze wurden zur Stelle geschafft. Nach viermonatlicher Belagerung (August bis Dezember 1677), während der die Bürgerschaft mit der schwedischen Besatzung an Opfermuth und Tapferkeit gewetteifert hatte, mußte sich das Bollwerk Pommerns dem Kurfürsten ergeben: am 6. Januar 1678 hielt er seinen Einzug in die bezwungene Feste, die Stadt lag fast in Trümmern. Im Spätherbst fiel auch **Stralsund**, das selbst Wallenstein nicht hatte zwingen können; nach der Einnahme von **Greifswald** (16. November) hatten die Schweden den letzten Platz in Pommern verloren. Jetzt machten die Feinde einen letzten Versuch: von Polen begünstigt, dessen neuer König **Johann Sobieski** von Frankreich völlig abhängig war, machten sie aus Livland einen Einfall in das Herzogthum Preußen. Um ihnen Einhalt zu thun sandte der Kurfürst den General Görtzke vorauf und ließ ein auserlesenes Heer unter **Derfflinger**, **Götze** und **Schöning** folgen (Januar 1679). Als die Schweden den Rückzug antraten, wurden sie nachdrücklich verfolgt; das Fußvolk bestieg Schlitten und überschritt so das frische Haff. Um den Schweden den Rückzug abzuschneiden marschirte der Kurfürst mit dem Hauptheer über das kurische Haff nach der Mündung der Gilge und vereinigte sich dort mit der tapferen Schar des Obristen **Henniges von Treffenfeld**, der die Nachhut der Schweden bei Splitter vernichtet hatte. Schöning jagte, während das erschöpfte brandenburgische Heer zum größten Theil Winterquartiere bezog, den Schweden bis in die Nähe von Riga nach: nur 1500 Feinde hatten sich, ohne Geschütz und Gepäck, nach Livland gerettet.

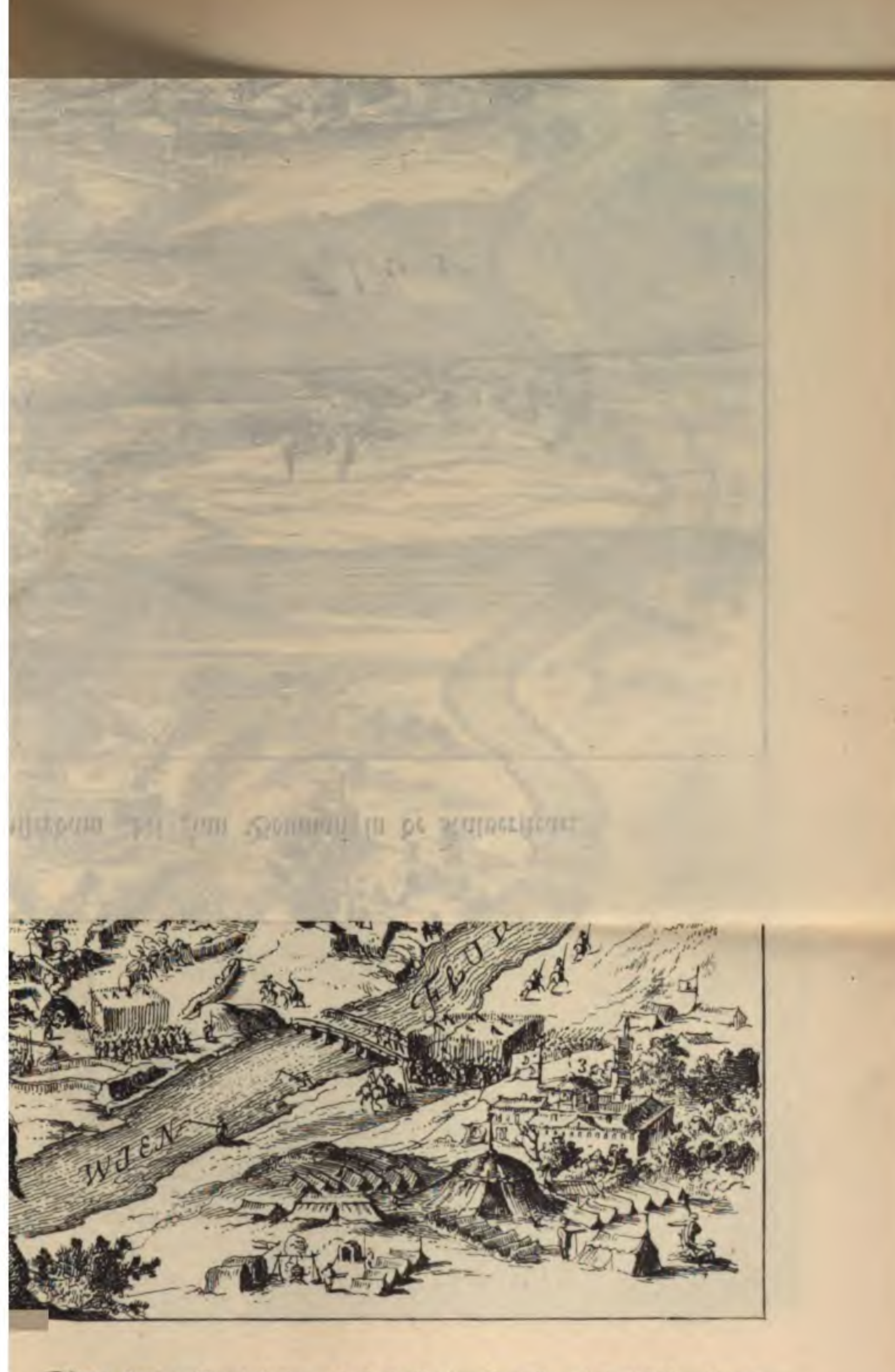
1677

1678

1679

Aber um die Frucht des Sieges, um den Lohn so großer Anstrengungen ward der Kurfürst doch betrogen. Seine Bundesgenossen ließen ihn im Stich. Schon seit dem Jahre 1676 war ein Friedenskongreß in Nimwegen versammelt. Das holländische Krämervolk seufzte nach Frieden, sobald der erste Hauptstoß Frankreichs abgewehrt war, das Reich theilte die Gesinnungen der Generalstaaten; man erkannte nicht, daß der Brandenburger in den Schweden einen Feind des Reiches bekämpfte. Die Wiener Regierung hatte mit den aufständischen Ungarn zu thun, an deren Spitze jetzt der junge stattliche Magnat **Emerich Tököly** getreten war (1678).

Wie sehr Frankreich hier, in dem Kuruczenkrieg, die Hand im Spiele hatte, zeigt der Umstand, daß die von Tököly geprägten Münzen auf einer Seite dessen Bild mit der Umschrift trugen: „Tököli princeps partium Hungariae dominus", („Tököly erster Herr der ungarischen Reichstheile") und auf der andern das Bild Ludwigs XIV. und die Worte: „Ludovicus XIV. Galliae rex, Protector Hungariae" („Ludwig XIV., König von Frankreich, Ungarns Beschützer.")



Türken stark verschanzt hatten. 6. 6. 6. Aeußere Umwallung des türkischen Lagers.
Kaiserliches Schloß (Hofburg). 11. Ein großes Hauptgebäude, auf welches man eine
e, durch Contremine der Vertheidiger in die Luft gesprengt. 17. 17. 17. 17. Mörser-
ottenbastei. 21. Hauptquartier des Großveziers.



Der Große Kurfürst im späteren Lebensalter.
Nach dem gleichzeitigen holländischen Schabkunstblatte von J. Gole.

Natürlich hatte Leopold I. auch keine Lust, zur Vermehrung der brandenburgischen Macht beizutragen und den Kurfürsten gegen die Schweden zu unterstützen. Den Krieg gegen Frankreich hatte der Kaiser allerdings als Reichskrieg noch länger führen wollen, um Oestreichs Ansehen im Reiche zu heben: da aber die Generalstaaten erst Waffenruhe, dann (10. August) Frieden mit Frankreich schlossen, bald auch Spanien diesem Beispiele folgte, beschloß der Kaiser im Namen des Reiches den Kampf zu beenden. Am 5. Februar 1679 schloß Leopold mit Ludwig XIV. ab; zwar erhielt Herzog Karl von Lothringen sein Land zurück, aber unter so demüthigenden Bedingungen, daß der Fürst es vorzog, fern der Heimat in kaiserlichen Diensten zu verbleiben. Der Westfälische Friede, das heißt, auch der Besitzstand Schwedens im Reich, sollte aufrecht erhalten werden: den Franzosen wurde der Durchmarsch durch das Reich verstattet, um den Kurfürsten nöthigenfalls zum Frieden zu zwingen. 1679

Noch einmal prüfte der Kurfürst seine Lage, seine Aussichten: noch einmal erwog er die Möglichkeit, den Kampf gegen Frankreich allein aufzunehmen: als er sich allenthalben verlassen sah, ein französisches Heer an die Weser rückte, beugte er sein Haupt vor dem französischen Machthaber. Nicht einmal Stettin konnte er retten: nur eine unbedeutende Grenzberichtigung an der Oder gewährte der Friede von St. Germain en Laye (29. Juni 1679). 1679

Man erzählt, der Kurfürst habe bei der Unterzeichnung des demüthigenden Vertrages verwünscht, daß er schreiben gelernt; er soll den Virgilvers zitirt haben: „Einst wird uns ein Rächer erstehn aus unserer Asche" („Exoriaro aliquis nostris ex ossibus ultor"). Zum Texte der Friedenspredigt wählte er die Worte des Psalmisten (118, 8): „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen."

Für Brandenburg bedeutete dieser Friede, zu welchem der Kurfürst durch die Erbärmlichkeit seiner Verbündeten gezwungen war, einen förmlichen Wechsel des politischen Systems. Mannhaft hatte Friedrich Wilhelm gegen die wachsende Suprematie Ludwigs XIV. gerungen: nach seinen letzten Erfahrungen mußte er sich gestehen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen an Sieg nicht zu denken sei. Jetzt brach er mit seinen Bundesgenossen völlig: gegen Spanien, das ihm die Zahlung rückständiger Hilfsgelder weigerte, sandte er seine Kreuzer in See; mit den Niederlanden kam es zur feindseligsten Spannung. Auf den Kaiser Rücksicht zu nehmen hatte er vollends keinen Grund: während des Krieges hatte der Wiener Hof die Verlegenheit des Kurfürsten benutzt, um Brandenburg in seinem unbestreitbaren Recht auf die schlesischen Fürstenthümen Liegnitz, Brieg und Wohlau zu kränken.



Brandenburgisches Kanonenboot. — Von dem die Landung auf Rügen darstellenden Gobelin in Monbijou.

Brandenburgs Ansprüche beruhten auf einer Erbverbrüderung, welche Joachim II. und der Herzog Friedrich von Liegnitz im Jahre 1537 bei einer Doppelvermählung



Kriegsschiffe des Großen Kurfürsten.

Nach den Modellen im Hohenzollernmuseum in Schloß Monbijou zu Berlin.

ihrer Kinder geschlossen hatten. Der Tod des letzten Fürsten aus dem alten piastischen Herrscherhause erfolgte in den Tagen der Schlacht von Fehrbellin, und der Kurfürst meldete acht Tage nach seinem Siege seine Ansprüche in Wien an. Trotzdem zog man die Lande als heimgestorbene Lehen der Krone Böhmen ein. Ebenso hielt der Wiener Hof die Konfiskation des Fürstenhauses Jägerndorf aufrecht, obwol es nach Lehnsrecht an Brandenburg hätte fallen müssen.

So unnatürlich es auf den ersten Blick erscheint, der Kurfürst wählte jetzt die Partei Frankreichs. Kein Freund der Halbheit, schreckte er, wie wir im schwedisch-polnischen Kriege von 1656 gesehen, vor einem schroffen Parteiwechsel nicht zurück, sobald ihn die Rücksicht auf das Wohl seines Staates gebieterisch forderte. In einem geheimen Allianzvertrage (vom 20. Oktober 1679) übernahm Ludwig XIV. die Garantie der brandenburgischen Besitzungen und versprach als „besonderen Freundschaftsbeweis“ auf zehn Jahre je 100,000 Lires zu zahlen: Friedrich Wilhelm verpflichtete sich, vorkommenden Falls den französischen Truppen freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten und bei der nächsten Kaiser- oder Königswahl für den französischen König oder Dauphin zu wirken.

1679

Wie das Reich ihn selbst, so gab auch der Kurfürst das Reich preis: ein beklagenswerther Entschluß! So tief war das Reich jetzt gesunken, daß der französische Monarch auf die Anerbietungen in betreff der Wahlfrage seinem Gesandten Pomponne zuerst hochmüthig erwiederte, „die deutsche Kaiserkrone bringe nichts als Verdruß, Verwirrungen und keinen Vortheil.“

dem Allerhöchsten schwer zu verantworten haben, wenn wir diese intendirte Ausrottung des reinen Evangeliums gleichsam mit gebundenen Händen noch ferner ansehen wollten"; den Erlaß Ludwigs XIV. beantwortete er durch das Potsdamer Edikt vom 8. November 1685, laut dessen er versprach, allen aus Frankreich vertriebenen französischen Reformirten in seinen Landen eine sichere Zufluchtsstätte zu bereiten.

Ueber 15,000 Vertriebene folgten dem Rufe des Kurfürsten; die eingewanderten Handwerker brachten eine ganze Reihe neuer Erwerbszweige mit, die nun Gegenstand eifriger Pflege wurden; die ländlichen Kolonisten förderten im besonderen die höhere Gartenkultur. Alle „Refugiés" haben dem brandenburgisch-preußischen Staat seine Gastlichkeit und dem Kurfürsten seine Hochherzigkeit in Zeiten der Noth reichlich vergolten.

Energisch beantwortete der Kurfürst die entrüsteten Remonstrationen Ludwigs XIV.: mit der unnatürlichen Freundschaft beider Fürsten war es für immer vorbei.

---

11. Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten 1685—1688.

Als hätte er eine Schuld zu sühnen, trat der Große Kurfürst opferfreudig auf Oestreichs Seite: zu Gunsten des Kaisers gab er all seine schlesischen Erbansprüche auf und begnügte sich mit dem von brandenburgischem Gebiet umschlossenen Schwiebuser Kreise. Auf diese Bedingung hin wurde am 22. März 1686 zwischen ihm und dem Kaiser eine geheime Allianz geschlossen, und unmittelbar darauf zog ein brandenburgisches Hilfskorps von 8000 Mann unter Hans Adam von Schöning nach Ungarn, um dem Kaiser gegen die Osmanen beizustehen, damit er endlich die Hände frei bekomme gegen den Erbfeind im Westen. 1686

Das brandenburgische Heer zeichnete sich in diesem Jahr besonders bei der Erstürmung Ofens aus (2. September 1686). Einen weiteren Sieg nutzte der kaiserliche Statthalter Ungarns Caraffa im Jahre 1687 zur völligen Vernichtung des zweideutigen ungarischen Magnatenthums. Die kaiserliche Regierung selbst mußte schließlich gegen das Bluttribunal von Eperies einschreiten, aber sie konnte die unschuldig Gemordeten durch die Kassierung der Todesurtheile nicht ins Leben zurückrufen, auch verlor Caraffa, dessen Name zu einem Fluchworte in Ungarn wurde, die Gunst des Hofes nicht.

In der schlesischen Erbschaftsfrage betrog der kaiserliche Hof den Kurfürsten auf die niedrigste Weise. Man ließ sich nämlich von dem Kurprinzen, welchem das von seinem Vater im Januar 1686 errichtete Testament ein Dorn im Auge war, einen Revers ausstellen, daß er nach seiner Thronbesteigung gegen Vernichtung des Testamentes den Schwiebuser Kreis wieder herausgeben werde. Nachher bestätigte der Kaiser das Testament doch, bestand aber gleichwohl auf der vereinbarten Gegenleistung.

Während Frankreich Miene machte, seine Hand weiter nach deutschem Reichsland, der schönen Pfalz, auszustrecken, einten sich seine Gegner im Sommer 1686 durch das Augsburger Bündniß; selbst Schweden erinnerte sich, was es der protestantischen Sache schuldig war. Der Abschluß dieser europäischen Koalition 1686



Mustapha Bassa, Magni Turcarum Imperatoris Minister Primarius; Post acceptam cladem
m ab Eodem obsessam, jussu Imperatoris supremo dicti Alba Graeca strangulatus et decollatus.

he Kara Mustafa Bassa, des türkischen Großherrn erster Minister; nach erlittener Niederlage vor
belagerten Wien auf höchsten Befehl seines Kaisers zu Belgrad (Griechisch Weißenburg) erdrosselt und
enthauptet. — Gleichzeitiges Kupferstichbildniß von J. Gole.

luste nach sich ziehen könne. Das entscheidende war, daß sich Friedrich Wilhelm dem Dienste des Reiches entzog: er allein hätte alle Patrioten unter seinem Banner zu erfolgreichen Thaten sammeln können, aber er stand grollend seitwärts und hatte auch keine Lust, von neuem für Kaiser und Reich einzutreten, um von beiden zum zweiten Male der Rache des Siegers preisgegeben zu werden. 1682 Indessen beklagenswerth war, was er that: am 11. Januar 1682 schloß er mit Frankreich einen definitiven Allianzvertrag. Rücksichtslos nutzte der Kurfürst die Situation aus, um mit dem Hause Habsburg Abrechnung zu halten: er forderte Entschädigung für seine schlesischen Ansprüche (Frühjahr 1683).

Steuerlos trieb das Reich dem Untergange zu, den Stürmen preisgegeben die der Machthaber von Versailles erregt hatte. Kein Mittel, das Wirkung versprach, schien dem französischen Könige zu schlecht, keinen Bundesgenossen wies er zurück, der zum Sturze des Kaisers beitragen konnte. Im Jahre 1682 hieß es, Ludwig habe der Pforte die Theilung der östreichischen Lande angetragen: Böhmen, Schlesien und Mähren solle der französische Dauphin, den Ludwig zum nächsten römischen König und Kaiser ersehen hatte, als Ausstattung erhalten. Gewiß übertrieb das Gerücht, aber am Schluß des Jahres 1682 äußerte ein französischer Diplomat, „sein Herr werde noch eine Zeit innehalten und laviren, sobald aber der Türke erscheine, werde er auf allen Ecken auf einmal losbrechen und vielleicht bis Böhmen vordringen."

Näher und näher rückte diese Gefahr: gegen Frankreich suchte sich der Kaiser durch das Luxemburger Bündniß zu sichern, das er mit zahlreichen Reichsständen abschloß, — Brandenburg blieb ihm fern. Der Werbung um Türkenhilfe aber 1682 war der Regensburger Reichstag (Dezember 1682) wenig günstig: den Beistand, den der Kurfürst wenigstens für diesen Zweck bot, lehnte man in Wien dankend ab: man befürchtete, diese Truppen würden sich Schlesiens bemächtigen, statt gegen die Türken zu ziehen.

So war der Kaiser zunächst auf die Streitmacht seiner eigenen Staaten 1683 angewiesen: außerdem war ihm die Hilfe Polens sicher, (seit 31. März 1683), dessen König Johann Sobieski sich endlich der französischen Freundschaft entwunden hatte. Gleichwol hätte Leopold den Kampf gern vermieden, allein Frankreich schürte unablässig die Kriegslust der Pforte: Ludwig XIV. hoffte, ehe Sobieski seine Rüstungen beendet, würde das Haus Oestreich durch die Türken und den Ungarn Tököly vernichtet sein. Wirklich brach das Türkenheer schon an demselben Tage, wo der Vertrag mit Sobieski geschlossen wurde, von Adrianopel auf: am 1. Mai musterte der Großherr und sein Feldherr, der Großvezier Kara Mustafa, bei Belgrad das größte Osmanenheer, das je in den Kampf gezogen (230,000 Mann mit 300 Geschützen). Das kaiserliche Hauptheer unter Karl von Lothringen nebst den kleinen Korps zählte höchstens 60,000 Mann und war nicht ausreichend, die langgestreckte östreichisch-ungarische Grenze zu decken. Am 26. Juni stand der furchtbare Feind vor Raab, nach einem Gefechte unweit Haimburg, wo „Prinz Eugen" zum ersten Mal unter kaiserlicher Fahne kämpfte, zog sich Karl von Lothringen auf Wien zurück. Ungeheure

dem Allerhöchsten schwer zu verantworten haben, wenn wir diese intendirte Ausrottung des reinen Evangeliums gleichsam mit gebundenen Händen noch ferner ansehen wollten"; den Erlaß Ludwigs XIV. beantwortete er durch das Potsdamer Edikt vom 8. November 1685, laut dessen er versprach, allen aus Frankreich vertriebenen französischen Reformirten in seinen Landen eine sichere Zufluchtsstätte zu bereiten.

Ueber 15,000 Vertriebene folgten dem Rufe des Kurfürsten; die eingewanderten Handwerker brachten eine ganze Reihe neuer Erwerbszweige mit, die nun Gegenstand eifriger Pflege wurden; die ländlichen Kolonisten förderten im besonderen die höhere Gartenkultur. Alle „Refugiés" haben dem brandenburgisch-preußischen Staat seine Gastlichkeit und dem Kurfürsten seine Hochherzigkeit in Zeiten der Noth reichlich vergolten.

Energisch beantwortete der Kurfürst die entrüsteten Remonstrationen Ludwigs XIV.: mit der unnatürlichen Freundschaft beider Fürsten war es für immer vorbei.

---

11. Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten 1685—1688.

Als hätte er eine Schuld zu sühnen, trat der Große Kurfürst opferfreudig auf Oestreichs Seite: zu Gunsten des Kaisers gab er all seine schlesischen Erbansprüche auf und begnügte sich mit dem von brandenburgischem Gebiet umschlossenen Schwiebuser Kreise. Auf diese Bedingung hin wurde am 22. März 1686 zwischen ihm und dem Kaiser eine geheime Allianz geschlossen, und unmittelbar darauf zog ein brandenburgisches Hilfskorps von 8000 Mann unter Hans Adam von Schöning nach Ungarn, um dem Kaiser gegen die Osmanen beizustehen, damit er endlich die Hände frei bekomme gegen den Erbfeind im Westen. 1686

Das brandenburgische Heer zeichnete sich in diesem Jahr besonders bei der Erstürmung Ofens aus (2. September 1686). Einen weiteren Sieg nutzte der kaiserliche Statthalter Ungarns Caraffa im Jahre 1687 zur völligen Vernichtung des zweideutigen ungarischen Magnatenthums. Die kaiserliche Regierung selbst mußte schließlich gegen das Bluttribunal von Eperies einschreiten, aber sie konnte die unschuldig Gemordeten durch die Kassierung der Todesurtheile nicht ins Leben zurückrufen, auch verlor Caraffa, dessen Name zu einem Fluchworte in Ungarn wurde, die Gunst des Hofes nicht.

In der schlesischen Erbschaftsfrage betrog der kaiserliche Hof den Kurfürsten auf die niedrigste Weise. Man ließ sich nämlich von dem Kurprinzen, welchem das von seinem Vater im Januar 1686 errichtete Testament ein Dorn im Auge war, einen Revers ausstellen, daß er nach seiner Thronbesteigung gegen Vernichtung des Testamentes den Schwiebuser Kreis wieder herausgeben werde. Nachher bestätigte der Kaiser das Testament doch, bestand aber gleichwohl auf der vereinbarten Gegenleistung.

Während Frankreich Miene machte, seine Hand weiter nach deutschem Reichsgebiet, der schönen Pfalz, auszustrecken, einten sich seine Gegner im Sommer 1686 durch das Augsburger Bündniß; selbst Schweden erinnerte sich, was es der protestantischen Sache schuldig war. Der Abschluß dieser europäischen Koalition 1686

protestantischer und katholischer Mächte ward dadurch erleichtert, daß selbst der Papst die Uebermacht des bourbonischen Hauses zu fürchten begann. Der Große Kurfürst aber entwarf auf Wunsch des Kaisers eigenhändig den Kriegsplan für den bevorstehenden Kampf: neben den kaiserlichen Truppen sollten 22,000 Brandenburger „den geraden Weg nach Frankreich und auf Paris gehen."

Ehe man den Plan verwirklichen konnte, galt es, England aus dem unnatürlichen Bunde mit Frankreich loszureißen: schon richteten sich aller Hoffnungen und Wünsche auf Wilhelm von Oranien, der berufen schien, die Volkskraft des protestantischen Inselstaates zu verjüngen und der Mißregierung der katholischen Stuarts ein Ende zu bereiten. „Der Nassauer wird die Krone Englands davontragen", verkündete der alte landflüchtige Herzog Karl von Lothringen: auch der Große Kurfürst sah es voraus.

Unter den geheimen militärischen und diplomatischen Vorbereitungen zur entscheidenden Expedition des Oraniers verliefen die letzten Monate des Großen Kurfürsten. Eine höchst bedeutsame Rolle war ihm zugedacht: wenn Ludwig XIV., um dem katholischen Stuart beizuspringen, die Generalstaaten angriffe, sollte Friedrich Wilhelm die Niederlande decken. Seit den letzten Monaten des Jahres 1687 sammelten sich in aller Stille seine Truppen in den klevesschen Landen, aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, den Triumph der guten Sache zu erleben. Seit zwei Jahren war er fast unablässig von Krankheit gequält, häuslicher Kummer war ihm nicht erspart geblieben: wie ihm das Leben nicht leicht geworden war, sollte es auch der Tod nicht sein. Seit dem Anfange des Jahres 1688 war sein Leben fast nur noch ein Ringen mit dem Tode.

1687

1688

Die Zerwürfnisse in der kurfürstlichen Familie hingen mit Friedrich Wilhelms zweiter Ehe zusammen. Die Kurfürstin Dorothea verstand trotz mancher guter Eigenschaften nicht, sich in das richtige Verhältniß zu ihren Stiefkindern, namentlich zum Kurprinzen Friedrich, zu setzen. Als im April 1687 Markgraf Ludwig, der zweite noch lebende Sohn aus der ersten Ehe des Kurfürsten, plötzlich starb, verließ der Kurprinz mit seiner Gemahlin den Hof, begab sich nach Hannover und verweigerte hartnäckig die Rückkehr. Es war viel von Vergiftungsplänen, durch welche Dorothea ihren Söhnen die Nachfolge zuwenden wollte, die Rede. Auch die politische Intrigue benutzte und steigerte das peinliche Zerwürfniß; schließlich mußte der Kurprinz auf Befehl des Vaters und Souveräns doch nach Berlin zurückkehren.

In inniger Verbindung mit diesem Zerwürfniß steht die vielberufene Geschichte von dem Testament des Großen Kurfürsten. Ist auch die früher verbreitete Ansicht, der Kurfürst habe, entgegen dem Hausgesetz des Markgrafen Albrecht Achilles, den vier Söhnen zweiter Ehe ansehnliche Landestheile als selbständige Fürstenthümer zuweisen und so den Hausbesitz zersplittern wollen, durchaus unhaltbar, so hat man doch neuerdings die Gefahren und Nachtheile der letztwilligen Verfügungen des Kurfürsten zu sehr unterschätzt. Streit und Zank wären jedenfalls die Folge derselben gewesen, wenn nicht günstige Umstände und der brandenburgische Familiensinn eine anderweitige Regelung der Erbschaft ermöglicht hätten.

Bis zum letzten Tage seines Lebens leitete der Kurfürst die Staatsgeschäfte: mit welchen Gedanken seine Seele erfüllt war, zeigten die Namen, welche er noch am 7. und 8. Mai als Parole gab: „Amsterdam" und „London." Nachdem



Bildniß des Großen Kurfürsten in seinen letzten Lebensjahren.

Nach dem außerordentlich seltenen deutschen Schabkunstblatt von Benjamin Block.

Unterschrift des Blattes: Hanc Serenit: Suae effigiem ad vivum expressam *alla maniera nuova*
Humillime offert et consecrat
Seren. s.
Devotissimus
Benjamin Block
(geb. Lübeck 1631, † Regensburg 1690).

ı den Seinigen Abschied genommen, endete nach qualvollem Ringen am i dies große Leben. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, waren die letzten 1688 des Fürsten, der für die evangelische Wahrheit und Freiheit nicht weniger ıftig eingetreten war, als für das Wohl seines Staates und die Ehre des Vaterlandes und der deutschen Nation.

Der hat viel gethan“, sagte nachmals Friedrich der Große am Grabe Ahnherrn. Auch seinen Zeitgenossen konnte nicht entgehen, mit welcher rtigkeit dieser Fürst den Staatsgedanken ergriff und mit welcher Energie verwirklichte. Sich selbst so wenig schonend, wie seine Unterthanen, schuf en geordneten und blühenden, leistungsfähigen Staat, aus einem Chaos, hlimmer war als ein Nichts. Aber nicht der brandenburgisch-preußische allein ist dem Großen Kurfürsten zu ewigem Danke verpflichtet, sondern nze Nation und das ganze Reich. In dem morschen und unterwühlten Deutschlands legte er mit norddeutscher Zähigkeit die Fundamente zu Territorialstaat, der, in gleichem Sinn, mit gleichem Geschick, nach gleichem ausgebaut, den großen nationalen Aufgaben eine gesicherte Heimstätte n, der Nation selbst dereinst ein schützendes und schirmendes Obdach ge- n sollte.

Sehr schön schließt der neueste Biograph des Großen Kurfürsten (B. Erdmannsdörffer) ein Werk, dem hier gar manches entnommen ist, mit dem innigen Wort: „Gesegneten Andenkens soll er bei denen sein, die unter den Fruchtbäumen wohnen, die er gepflanzt hat.“ Treffend hebt er auch hervor, das wahre Abbild des unvergleichlichen Mannes sei nicht der von dem genialen Schlüter geschaffene majestätische Triumphator, sondern die neuere Darstellung von Camphausen, wie er im Kriegsschmuck bei Fehrbellin die lange spanische Klinge aus der Scheide zieht zum entscheidenden Angriff. „Der Sieg ist noch nicht gewonnen, aber er blitzt ihm aus den Augen.“



Sarkophag des Großen Kurfürsten im Dom zu Berlin.

12. Vom Tode des Großen Kurfürsten bis zum Frieden von Ryswijk (1688—1697).

Fast schien es, als habe Ludwig XIV. nur den Tod des Großen Kurfürsten abgewartet, um von neuem seine Eroberungspläne aufzunehmen: sein Angriff galt der Pfalz, welche der König für die an den Herzog von Orleans vermählte Elisabeth Charlotte (die „Liselotte") beanspruchte; außerdem trat er für die angeblichen Rechte seines langjährigen Agenten Wilhelm von Fürstenberg ein, der, von dem überwiegend französisch-gesinnten Kölner Kapitel zum Erzbischof erwählt, sich gegen den bairischen Gegenkandidaten nicht hatte behaupten können.

Nach dem Tode des Pfalzgrafen Karl (1685) von der Simmernschen Linie hätte die Erbschaft den Reichs- und Hausgesetzen zufolge an die katholische Nebenlinie Pfalz-Neuburg fallen müssen: Ludwig XIV. beanspruchte für Elisabeth Charlotte, die Schwester des Verstorbenen, außer dem Kurfürstenthum alle Besitzungen, die nicht nachweisbar Mannlehen seien.

Noch war die große Koalition, die, den Oranier an der Spitze, Frankreichs Uebermacht brechen sollte, nicht geschlossen, — im November 1688 schiffte sich Wilhelm von Oranien erst zur Eroberung Englands ein, — die rheinischen Kurfürsten waren Ludwig XIV. geneigt; wie hätte da die Pfalz wiederstehen können. Die Wehrlosigkeit des Reiches war nicht neu: wohl aber die Kriegführung, die auf Befehl des französischen Kriegsministers Louvois in der wehrlosen Pfalz geübt wurde. Um dem Reiche es unmöglich zu machen, von hier aus später den Krieg gegen Frankreich zu eröffnen, wurde diese blühende Gegend, die sich endlich von den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges erholt hatte, im Frühling des Jahres 1689 durch den barbarischen Melac systematisch verheert. Dörfer und Städte wurden in Asche gelegt, Heidelberg ging zum Theil in Flammen auf, in Worms blieb nur die Domkirche verschont, in Speier durchwühlten habgierige Hände die ehrwürdigen Grabstätten der deutschen Könige, welche der regierende Kaiser nicht zu schützen vermochte. Das Reichskammergericht flüchtete sich nach Wetzlar, wo es seine traurige Existenz weiter führte. Die armen Einwohner der Pfalz wurden gezwungen, den französischen Mordbrennern bei der Verwüstung ihrer Heimstätte hilfreiche Hand zu leisten.

(Randnotizen: 1688, 1689)

Der einzige Fürst, der Frankreich sofort entgegentrat, war der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Getreu den väterlichen Traditionen ließ er schon im Winter 1688/89 ein ansehnliches Heer an den Rhein marschiren und rettete wenigstens Köln.

Der Frühling des Jahres 1689 schien der Welt die Erlösung von dem Joche Frankreichs bringen zu sollen. Die Unternehmung des Oraniers war vollständig geglückt, der Kaiser, der den Greueln in der Pfalz ohnehin nicht länger müßig hätte zuschauen können, wurde zu einem Trutz- und Schutzbündniß gewonnen. Außer ihm und den Seemächten England und Holland umfaßte die

ße Allianz
h das deut-
: Reich und
arseineange-
eneren Für-
1 als selb-
ndige Mit-
der; Däne-
rk und
hweden, in
lien Pie-
nt-Savoyen,
her ein fran-
ischerLehns-
t, nahmen
dem Bunde
l. Welche
olge hätte
erringen
ssen, wenn
igkeit und
rgie zwi-
n allen Ver-
deten ge-
tet hätte
die einzel-
nicht oben-
n durch die
nderenVer-
nisse in
n eigenen
aten behin-
und ge-



Der französische Mordbrenner Melac. Gleichzeitiger Stich.

nt worden wären! Aber die Stellung des Oraniers in England war noch
: zu schwierige: das Parteigezänk der Parlamente, der Ehrgeiz nebenbuhle-
her Staatsmänner lähmte seinen starken Arm; kaum setzte er die Zahlung der
issgelder durch, deren man zur Kriegführung bedurfte. Der Kaiser mußte ängst-
he Sorge auf die Türken wenden, welche nach einer allerdings schweren Nieder-
ge dennoch wieder ihr Haupt erhoben.

Am 19. August 1691 erfocht Markgraf **Ludwig von Baden** seinen glänzendsten Sieg, bei Salankemen; als er aber den ungarischen Kriegsschauplatz mit dem rheinischen hatte vertauschen müssen, gingen die Dinge reißend schnell rückwärts. 1691

Das Reich endlich war, wie immer, in sich uneinig, besonders seit der ehr-

geizige Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg den Versuch machte (1690), sich seine geflissentlichen Dienstleistungen vom Kaiser durch Ertheilung der Kurwürde (Hannover) vergelten zu lassen. 1690

Am 22. März 1692 kam er ins Reine mit dem Kaiser, nachdem er eine ewige Union zwischen den Häusern Habsburg und Hannover errichtet und sich zu bedeutenden Truppenleistungen und Geldzahlungen für den Franzosen- und Türkenkrieg verpflichtet hatte. Diese Ertheilung einer neunten Kur ohne vorgängige Einwilligung der Kurfürsten war unrechtmäßig und gab Ludwig XIV. nur Gelegenheit, sich von neuem in deutsche Reichsangelegenheiten zu mischen. Denn die „correspondirenden" Fürsten, welche dem Welfen seine Erhebung mißgönnten, traten in Verbindung mit Ludwig XIV., der ihnen seine Unterstützung angelegentlichst zusicherte und so, inmitten des Krieges, die Wehrkraft des Reiches zu zersplittern und zu schwächen wußte. — Die Katholiken strebten nun eine zehnte Kur ihres Bekenntnisses an (Salzburg); der Kaiser verlangte für Böhmen Sitz und Stimme im permanenten Reichstag.

Unter diesen Verhältnissen waren die kriegerischen Erfolge des großen Bündnisses unbedeutend und vorübergehend. Verhältnißmäßig am meisten leistete der Brandenburger, der am 12. Oktober 1689 nach mehrmonatlicher Belagerung das wichtige Bonn einnahm und im weiteren Verlauf des Krieges seine Truppen nach all den verschiedenen Kriegsschauplätzen entsendete; nicht nur am Rhein, auch in Ungarn und in der Lombardei (1694 bei der Eroberung von Casale) behaupteten sie ihren alten Ruhm. 1689

Aber im übrigen schleppte sich der Krieg nur schwerfällig weiter: im Hauptquartier der kaiserlichen und Reichsarmee herrschte Zwietracht zwischen Leopolds Feldherrn Caprara und Hans Adam von Schöning; der Marschall von Luxemburg gewann in den Niederlanden einen Erfolg nach dem andern — so zuerst bei Fleurus und Stenkerken, dann 1693 den glänzenden Sieg bei Neerwinden über Wilhelm von Oranien; in Italien wurde der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen durch Catinat bedrängt und neigte seit seiner Niederlage bei Marsaglia (9. Oktober 1693) zum Ausgleich mit Frankreich. Vergeblich suchte ihn Eugen von Savoyen in der Treue zu erhalten: am 4. August 1696 schloß er mit Frankreich einen Sonderfrieden ab. Spanien war des Krieges müde, Wilhelm von Oranien ohne Geldmittel, der Kaiser mußte alle Kräfte für den Entscheidungskampf gegen die Türken zusammenraffen: so wurden unter schwedischer Vermittlung im Jahre 1696 Verhandlungen eröffnet, welche am 30. Oktober 1697 zum Frieden von Ryswijk führten. 1693 1697

Zwar hat der Volkswitz auch diesen Frieden als „Reiß-weg-Frieden" bezeichnet, aber im ganzen überraschte Ludwig XIV. Europa durch seine Mäßigung. Dieselbe erklärt sich aber sehr leicht dadurch, daß eine viel wichtigere Sache, die spanische Erbfolgefrage, ihm weit näher gerückt war und Freundschaft mit Spanien empfahl. Kehl, Philippsburg, Zweibrücken, Freiburg und Breisach wurden von Ludwig zurückgegeben.

Aber allerdings wünschte der französische König nicht, den Frieden zu bewilligen, ohne einen neuen Zankapfel ins Reich zu schleudern. Zu diesem Zwecke verlangte er, als „allerchristlichster" König, daß in allen Ortschaften, wo auch



Bildniß des Großen Kurfürsten in seinen letzten Lebensjahren.

Nach dem außerordentlich seltenen deutschen Schabkunstblatt von Benjamin Block.

Unterschrift des Blattes: Hanc Serenit: Suae effigiem ad vivum expressam *alla maniera nuova*
Humillime offert et consecrat
Seren. s.
Devotissimus
Benjamin Block
(geb. Lübeck 1631, † Regensburg 1690).



Flucht der Türken bei Zenta.
Aus dem „Theatrum Europaeum."

mußte vom jenseitigen Ufer der Vernichtung der Seinen zuschauen, er floh über Temesvár nach Belgrad. Die kaiserliche Armee hatte nur geringen Verlust erlitten (2000 Mann), von den Türken deckten 20,000 das Schlachtfeld, 10,000 verschlang der Strom, unermeßlich war die Beute.

Die Tradition erzählt, — nicht gerade zum Ruhme des bedächtigen Wiener Hofkriegsrathes — Prinz Eugen habe vor der Schlacht von demselben ein abmahnendes Schreiben erhalten, dasselbe aber in richtiger Voraussetzung seines Inhaltes unerbrochen in seine Tasche geschoben und den Sieg gewonnen. Darauf sei er vor ein Kriegsgericht gestellt worden, weil er den Befehlen des Kaisers zuwidergehandelt habe.

Die Niederlage machte den Sultan und seinen neuen Vezier — der Großvezier war vor Zenta geblieben — zu Verhandlungen geneigt; die gesammte europäische Politik mischte sich ein, und so trat denn am 19. Oktober 1698 ein Friedenskongreß zu Karlowitz (einem Dorfe zwischen Peterwardein und Belgrad) zusammen. Am 26. Januar 1699 erfolgte der Abschluß des fünfundzwanzigjährigen Friedens, welcher für Oestreich äußerst günstig war. Es erhielt nicht allein alles Land zwischen Theiß und Donau, sondern auch ganz Siebenbürgen zugesprochen. Tököly, der ruhelose Führer der ungarischen Aufständischen, mußte nach Nikomedien in die Verbannung gehen. So im Osten gesichert, konnte der Kaiser daran denken, endlich auch den Kampf im Westen aufzunehmen. Wo die „spanische Erbschaft" als Siegespreis winkte, sollte er da Bedenken tragen, sich mit dem bisher unbesiegten Gegner zu messen? Der Ausgang konnte

1699



Prinz Eugen von Savoyen.

Von Matthäus von Merian nach dem Leben gemalt. Gestochen von G. Valk.

12. Vom Tode des Großen Kurfürsten bis zum Frieden von Ryswijk (1688—1697).

Fast schien es, als habe Ludwig XIV. nur den Tod des Großen Kurfürsten abgewartet, um von neuem seine Eroberungspläne aufzunehmen: sein Angriff galt der Pfalz, welche der König für die an den Herzog von Orleans vermählte Elisabeth Charlotte (die „Liselotte") beanspruchte; außerdem trat er für die angeblichen Rechte seines langjährigen Agenten Wilhelm von Fürstenberg ein, der, von dem überwiegend französisch-gesinnten Kölner Kapitel zum Erzbischof erwählt, sich gegen den bairischen Gegenkandidaten nicht hatte behaupten können.

Nach dem Tode des Pfalzgrafen Karl (1685) von der Simmernschen Linie hätte die Erbschaft den Reichs- und Hausgesetzen zufolge an die katholische Nebenlinie Pfalz-Neuburg fallen müssen: Ludwig XIV. beanspruchte für Elisabeth Charlotte, die Schwester des Verstorbenen, außer dem Kurfürstenthum alle Besitzungen, die nicht nachweisbar Mannlehen seien.

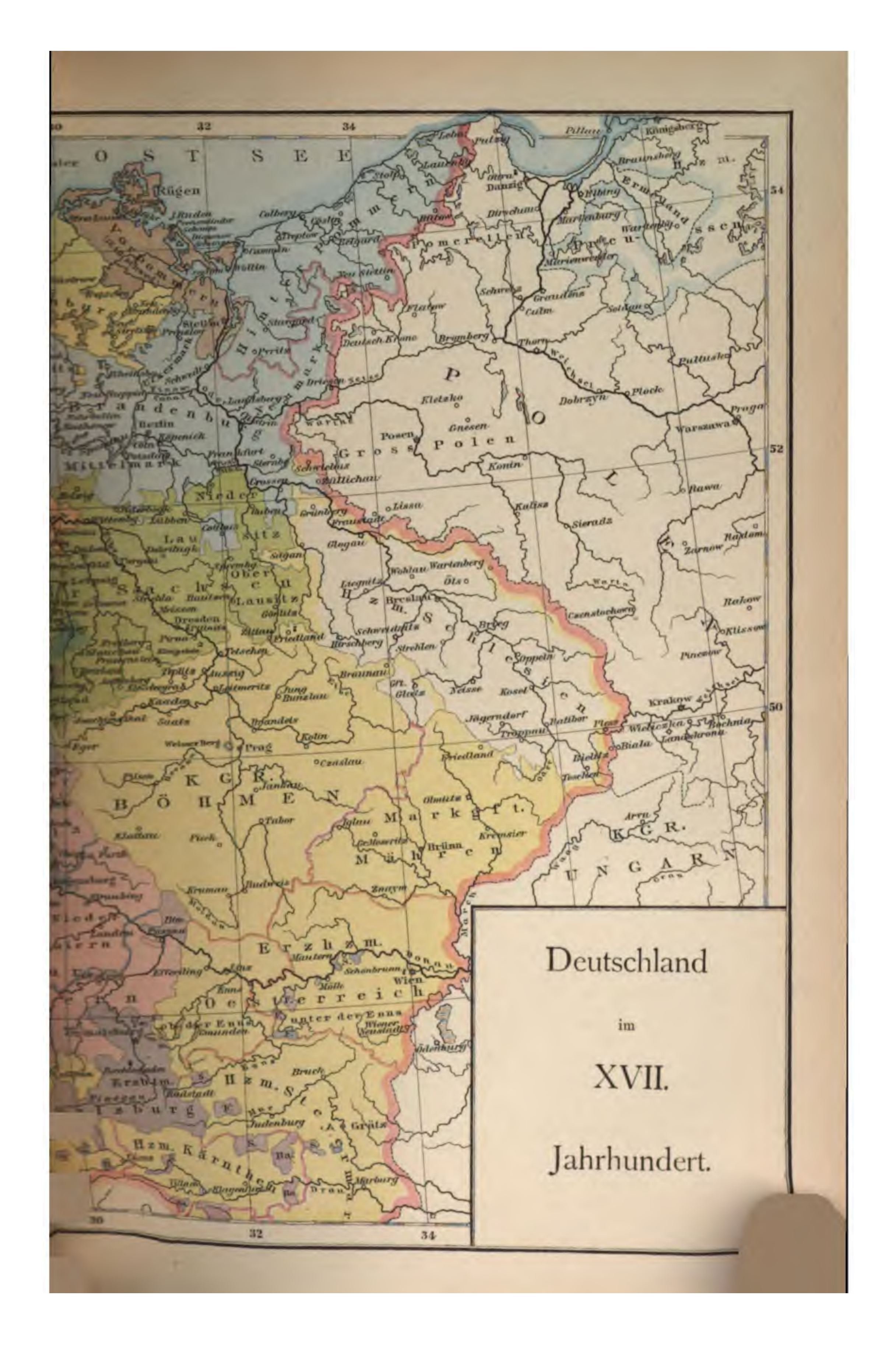
Noch war die große Koalition, die, den Oranier an der Spitze, Frankreichs 1688 Uebermacht brechen sollte, nicht geschlossen, — im November 1688 schiffte sich Wilhelm von Oranien erst zur Eroberung Englands ein, — die rheinischen Kurfürsten waren Ludwig XIV. geneigt; wie hätte da die Pfalz wiederstehen können. Die Wehrlosigkeit des Reiches war nicht neu: wohl aber die Kriegführung, die auf Befehl des französischen Kriegsministers Louvois in der wehrlosen Pfalz geübt wurde. Um dem Reiche es unmöglich zu machen, von hier aus später den Krieg gegen Frankreich zu eröffnen, wurde diese blühende Gegend, die sich endlich von den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges erholt hatte, im Frühling 1689 des Jahres 1689 durch den barbarischen Melac systematisch verheert. Dörfer und Städte wurden in Asche gelegt, Heidelberg ging zum Theil in Flammen auf, in Worms blieb nur die Domkirche verschont, in Speier durchwühlten habgierige Hände die ehrwürdigen Grabstätten der deutschen Könige, welche der regierende Kaiser nicht zu schützen vermochte. Das Reichskammergericht flüchtete sich nach Wetzlar, wo es seine traurige Existenz weiter führte. Die armen Einwohner der Pfalz wurden gezwungen, den französischen Mordbrennern bei der Verwüstung ihrer Heimstätte hilfreiche Hand zu leisten.

Der einzige Fürst, der Frankreich sofort entgegentrat, war der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Getreu den väterlichen Traditionen ließ er schon im Winter 1688/89 ein ansehnliches Heer an den Rhein marschiren und rettete wenigstens Köln.

Der Frühling des Jahres 1689 schien der Welt die Erlösung von dem Joche Frankreichs bringen zu sollen. Die Unternehmung des Oraniers war vollständig geglückt, der Kaiser, der den Greueln in der Pfalz ohnehin nicht länger müßig hätte zuschauen können, wurde zu einem Trutz- und Schutzbündniß gewonnen. Außer ihm und den Seemächten England und Holland umfaßte die



Reichsstädtisches Gebiet.
Geistliches Gebiet.
Reichsgrenze
Schloss, Kloster
Abkürzungen.
KGR. Königreich, Hzm. Herzogthum,
Fsm. Fürstenthum, Gft. Grafschaft,
Btm. Bisthum.
B. zu Brixen
Ba. zu Bamberg
C. zu Cöln
E. zu Eichstedt
F. zu Freising
Mz. zu Mainz
N. zu Nassau
S. zu Salzburg
Sp. zu Speyer
Str. zu Strassburg.
Maafsstab 1:4.900.000.
Geographische Meilen
NORD SEE
Helgoland
VEREINIGTE NIEDERLANDE
SPAN. NIEDERLANDE
Zuyder See
Amsterdam
Rotterdam
Utrecht
Antwerpen
Brüssel
Lüttich
Münster
Gft. Ost-Friesld.
Emden
Bremen
Westfalen
Hessen Cassel
Artois
Cöln
Trier
Mainz
Frankfurt
Strassburg
Metz
Paris
KGR. FRANKREICH
Franche Comté
Besançon
Basel
Bern
Zürich
Luzern
Genf
Sundgau



Deutschland
im
XVII.
Jahrhundert.
OSTSEE
Rügen
Danzig
POLEN
Gross Polen
Posen
Berlin
Brandenburg
Mittelmark
Frankfurt
Dresden
Sachsen
Ober Lausitz
Nieder Lausitz
Breslau
Schlesien
KGR. BÖHMEN
Prag
Markgft. Mähren
Brünn
Erzhzm. Oesterreich
Wien
Krakow
Warszawa
KGR. UNGARN
Königsberg
Thorn
Stettin
Grätz

geworben, — auf alle Erbansprüche verzichten müssen. Der Kaiser heirathete 1665 die jüngere Tochter des Königs, Margarita Theresia, ohne sich zu rzicht herbeizulassen. Nun vermählte der Kaiser im Jahre 1685 seine aus dieser ungene Tochter Maria Antonia mit dem damals von ihm sehr begünstigten Max Emanuel von Baiern: doch mußte dieses Paar zu Gunsten der Nachkommenschaft Leopolds nicht allein auf die deutsch-habsburgischen Länder, ich auf die spanische Erbfolge verzichten; nur auf die dereinstige Ueberlassung hen Niederlande machte man den etwaigen Nachkommen Max Emanuels Aussicht. öſtreichische Erzherzogin konnte nur ihren eigenen Ansprüchen entsagen, nicht Ansprüche ihrer Nachkommenschaft aufgeben. Mithin war ihr im Jahre 1692 Sohn Joseph Ferdinand der bestberechtigte Erbe des spanischen Thrones.

nders Frankreich von dem Erbrecht des Baiernfürsten nichts wissen g Wilhelm von Oranien eine Theilung der spanischen Monarchie in nd trat darüber mit Ludwig XIV. in Verhandlung. Wirklich kam hnen im Oktober 1698 zu einem Vertrage, welcher dem bairischen ı Löwenantheil, dem östreichischen Erzherzoge nur Mailand gebracht . Ehrlich gemeint war Ludwigs Zustimmung zu diesen Verein- ht, er hoffte noch immer auf die ganze Erbschaft.

ı hatten diese Mächte doch eigentlich nicht über die spanische Mon- rfügen; vielmehr kam nicht wenig darauf an, für wen sich König panien entscheiden würde. So wurde denn der spanische Hof der änkevollster Bestrebungen; neben dem kränklichen Könige standen seine hlin, — die Schwägerin des Kaisers und der Kardinal Porto- ı Mittelpunkte der Intriguen: für Oestreich wirkten die Grafen Vater und Sohn, für Frankreich zuletzt der rührige Botschafter arcourt.

diesen Verhältnissen war es natürlich, daß Karl II. hin und her Er war kein Freund der Franzosen, aber auch der Gedanke an eine r Monarchie war ihm ebenso unerträglich, wie seinem Volke. So im Jahre 1696 durch Portocarrero bewegen, den bairischen Kur- mentarisch zum Universalerben einzusetzen; nach Harrachs Eintreffen Testament auf Betrieb der Königin vernichtet, der König sagte dem Erbfolge des Erzherzogs Karl zu. Aber aus Unwillen über den trag von 1698 ernannte Karl II. (14. November) den Baier zum und ließ das Testament im Staatsrathe verlesen. Gleichwol be- ınkreich und der Kaiser unerschütterlich ihren Standpunkt. Da trat ötzlichen Tod des bairischen Kurprinzen (8. Februar 1699) die ganze t in eine neue Phase. Die ehemals bairische Partei in Madrid der Vereinigung Spaniens mit Portugal, Ludwig XIV. verlockte die u einem neuen Theilungsprojekte, dessen Bekanntwerden in Spanien r der Entrüstung heraufbeschwor und für den Augenblick die habs- nsprüche förderte. Unter dem Einflusse der kaiserlichen Partei war önlich entschlossen, die Monarchie ungetheilt dem Habsburger zuzu- sagte seiner Gemahlin bestimmt zu, ein derartiges Testament abzu-



Flucht der Türken bei Zenta.
Aus dem „Theatrum Europaeum.“

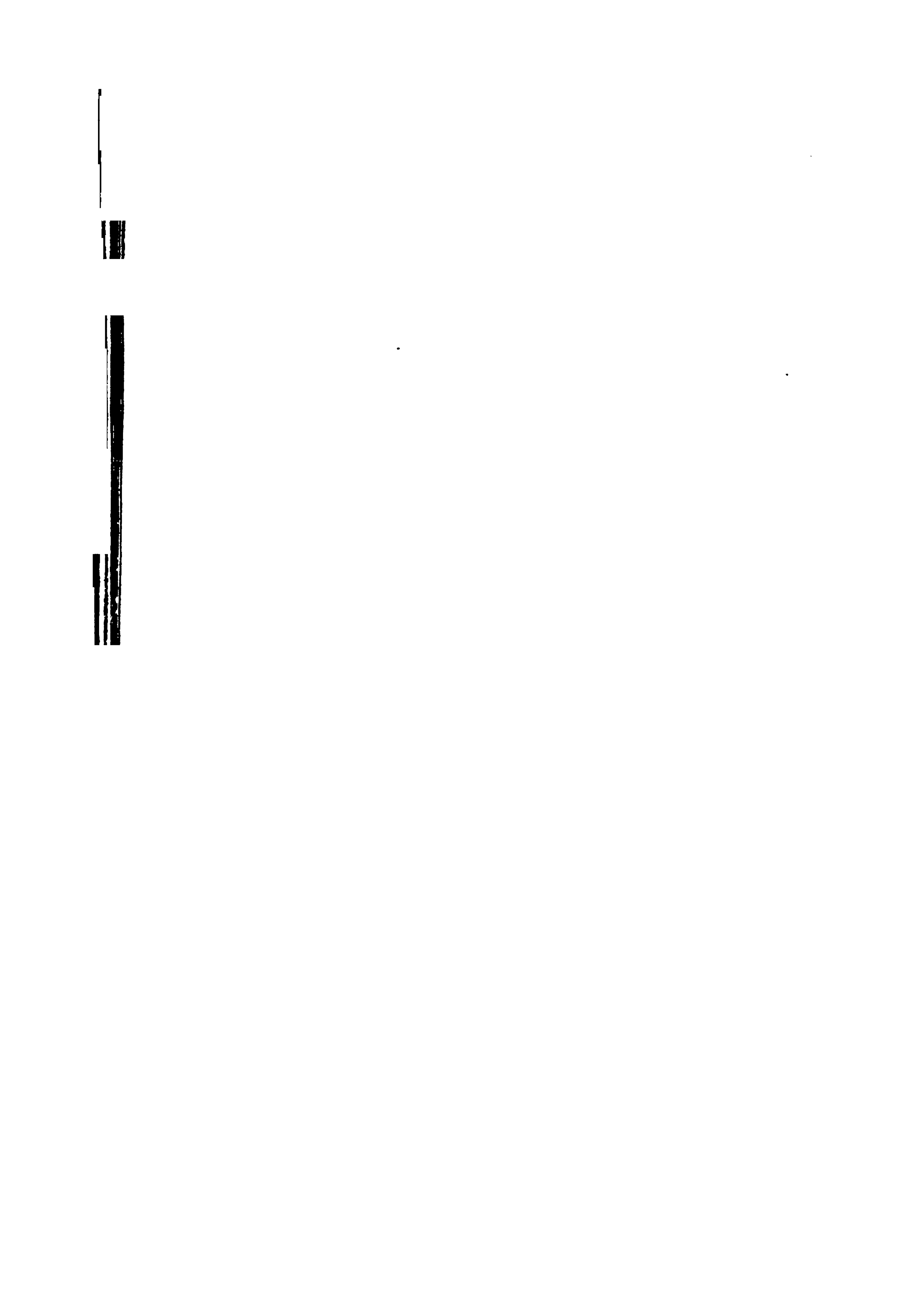
mußte vom jenseitigen Ufer der Vernichtung der Seinen zuschauen, er floh über Temesvár nach Belgrad. Die kaiserliche Armee hatte nur geringen Verlust erlitten (2000 Mann), von den Türken deckten 20,000 das Schlachtfeld, 10,000 verschlang der Strom, unermeßlich war die Beute.

Die Tradition erzählt, — nicht gerade zum Ruhme des bedächtigen Wiener Hofkriegsrathes — Prinz Eugen habe vor der Schlacht von demselben ein abmahnendes Schreiben erhalten, dasselbe aber in richtiger Voraussetzung seines Inhaltes unerbrochen in seine Tasche geschoben und den Sieg gewonnen. Darauf sei er vor ein Kriegsgericht gestellt worden, weil er den Befehlen des Kaisers zuwidergehandelt habe.

Die Niederlage machte den Sultan und seinen neuen Vezier — der Großvezier war vor Zenta geblieben — zu Verhandlungen geneigt; die gesammte europäische Politik mischte sich ein, und so trat denn am 19. Oktober 1698 ein Friedenskongreß zu Karlowitz (einem Dorfe zwischen Peterwardein und Belgrad) zusammen. Am 26. Januar 1699 erfolgte der Abschluß des fünfundzwanzigjährigen Friedens, welcher für Oestreich äußerst günstig war. Es erhielt nicht allein alles Land zwischen Theiß und Donau, sondern auch ganz Siebenbürgen zugesprochen. Tököly, der ruhelose Führer der ungarischen Aufständischen, mußte nach Nikomedien in die Verbannung gehen. So im Osten gesichert, konnte der Kaiser daran denken, endlich auch den Kampf im Westen aufzunehmen. Wo die „spanische Erbschaft“ als Siegespreis winkte, sollte er da Bedenken tragen, sich mit dem bisher unbesiegten Gegner zu messen? Der Ausgang konnte

enn der Kurfürst, seinem großen Vater an Thatkraft, staatsmännischem Blick
nd Regententugenden nicht im entferntesten vergleichbar, unfähig zu selbständigen
ntschlüssen und darum lange Zeit von elenden Günstlingen abhängig, hatte um
o mehr Sinn für äußeren Glanz und Prunk. Seitdem der braunschweigische
erzog ihm als Kurfürst an die Seite getreten war, noch mehr, seit August der
Starke von Sachsen den polnischen Thron bestiegen hatte (1697), dünkte ihm
eine Würde zu gering: auf die Erlangung des Königstitels ging jetzt sein ganzes
Dichten und Trachten. Er hatte bisher sich durchaus keiner besonderen Freund-
chkeit von Seiten des Wiener Hofes zu erfreuen gehabt, wiewol er in dem
tzten französischen Kriege Oestreich wacker zur Seite gestanden. Grade seine
hwächste Seite, seine Eitelkeit, verletzte der Kaiser während der Ryswijker Ver-
andlungen so sehr, daß Friedrich seinen Groll darüber nicht verbergen konnte.
ie Verstimmung zwischen ihm und dem Wiener Hof nahm in der Folge nur
och zu, und so beschloß der Kurfürst, dem Beispiele seines Vaters folgend,
urch geflissentliche Annäherung an Frankreich den Kaiser fügsamer zu machen.
it offenen Armen nahm man (April 1698) in Paris den brandenburgischen
esandten *Spanheim* auf, der französische Gesandte in Berlin erhielt den
efehl, dem Kurfürsten in allen Aeußerlichkeiten die größten Auszeichnungen und
rtigkeiten zu erweisen. Da erkannte man denn auch in Wien die Nothwendig-
it, sich in den Kronverhandlungen willfähriger zu beweisen, um so mehr, da
an erfuhr, daß der Papst Schritte that, Friedrich III. zu bewegen, aus seiner
and den Königstitel zu empfangen. So kam die Verständigung zwischen dem
iser und dem Kurfürsten an demselben Tage zu stande, an dem Ludwig XIV.
verhängnißvolle spanische Erbschaft annahm (16. November 1700). Der 1700
rfürst sagte seine Hilfe für den bevorstehenden Krieg zu, — eine Truppen-
cht von 8000 Mann — der Kaiser versprach, keine Einwendungen zu er-
ben, wenn sich Friedrich zum Könige in Preußen ausrufen lasse, ihn vielmehr
solchen zu ehren und seine Anerkennung zu befördern. Gewiß war dieser
rtrag nicht im Sinne des Großen Kurfürsten; schwerlich würde er den Wider-
hern Ludwigs XIV. im Jahre 1700 mit gleicher Bereitwilligkeit entgegen-
kommen sein: am wenigsten würde er in Wien die Krone erbeten haben, die
sich aus eigener Macht und, gestützt auf die brandenburgische Wehrkraft, im
etümmel zweier großer Kriege aufs Haupt setzen konnte. Denn schon war
ch im Norden und Osten der Kampf entbrannt: gegen den jungen, leiden-
haftlichen König *Karl XII. von Schweden* hatten sich alle seine Neider
nd Rivalen erhoben, neben Polen und Dänemark der Zar *Peter*, welcher
un auch für Rußland, den neuesten Staat Europas, um die Herrschaft des
baltischen Meeres rang.

Welche weite Perspektive eröffnete sich unter diesen Umständen für den
brandenburgischen Herrscher, wenn er der rechte Mann war! Nach zwei Seiten
konnte er seine Kriegsmacht in die Wagschale werfen. Friedrich III. gebrach es
an dem nöthigen Ueberblick, und so bezahlte er theuer, was er umsonst nehmen
konnte. Indessen so weit kam es denn doch nicht, daß er sich von dem Kaiser



ſſin geworben, — auf alle Erbansprüche verzichten müſſen. Der Ka
hre 1665 die jüngere Tochter des Königs, Margarita Thereſia, —
Verzicht herbeizulaſſen. Nun vermählte der Kaiſer im Jahre 1685 ſeine
tſprungene Tochter Maria Antonia mit dem damals von ihm ſehr begü
ſten Max Emanuel von Baiern: doch mußte dieſes Paar zu Gunſten
chen Nachkommenſchaft Leopolds nicht allein auf die deutſch-habsburgiſchen Länder,
auch auf die ſpaniſche Erbfolge verzichten; nur auf die dereinſtige Ueberlaſſung
niſchen Niederlande machte man den etwaigen Nachkommen Max Emanuels Ausſicht.
die öſtreichiſche Erzherzogin konnte nur ihren eigenen Anſprüchen entſagen, nicht
ie Anſprüche ihrer Nachkommenſchaft aufgeben. Mithin war ihr im Jahre 1692
er Sohn Joſeph Ferdinand der beſtberechtigte Erbe des ſpaniſchen Thrones.

beſonders Frankreich von dem Erbrecht des Baiernfürſten nichts wiſſen
zog Wilhelm von Oranien eine Theilung der ſpaniſchen Monarchie in
und trat darüber mit Ludwig XIV. in Verhandlung. Wirklich kam
n ihnen im Oktober 1698 zu einem Vertrage, welcher dem bairiſchen
den Löwenantheil, dem öſtreichiſchen Erzherzoge nur Mailand gebracht
rde. Ehrlich gemeint war Ludwigs Zuſtimmung zu dieſen Verein-
nicht, er hoffte noch immer auf die ganze Erbſchaft.
ſſen hatten dieſe Mächte doch eigentlich nicht über die ſpaniſche Mon-
verfügen; vielmehr kam nicht wenig darauf an, für wen ſich König
Spanien entſcheiden würde. So wurde denn der ſpaniſche Hof der
ß ränkevollſter Beſtrebungen; neben dem kränklichen Könige ſtanden ſeine
mahlin, — die Schwägerin des Kaiſers und der Kardinal Porto-
im Mittelpunkte der Intriguen: für Oeſtreich wirkten die Grafen
, Vater und Sohn, für Frankreich zuletzt der rührige Botſchafter
d'Harcourt.
r dieſen Verhältniſſen war es natürlich, daß Karl II. hin und her
. Er war kein Freund der Franzoſen, aber auch der Gedanke an eine
der Monarchie war ihm ebenſo unerträglich, wie ſeinem Volke. So
ſich im Jahre 1696 durch Portocarrero bewegen, den bairiſchen Kur-
eſtamentariſch zum Univerſalerben einzuſetzen; nach Harrachs Eintreffen
s Teſtament auf Betrieb der Königin vernichtet, der König ſagte dem
e Erbfolge des Erzherzogs Karl zu. Aber aus Unwillen über den
vertrag von 1698 ernannte Karl II. (14. November) den Baier zum
er und ließ das Teſtament im Staatsrathe verleſen. Gleichwol be-
rankreich und der Kaiſer unerſchütterlich ihren Standpunkt. Da trat
plötzlichen Tod des bairiſchen Kurprinzen (8. Februar 1699) die ganze
it in eine neue Phaſe. Die ehemals bairiſche Partei in Madrid
der Vereinigung Spaniens mit Portugal, Ludwig XIV. verlockte die
u einem neuen Theilungsprojekte, deſſen Bekanntwerden in Spanien
t der Entrüſtung heraufbeſchwor und für den Augenblick die habs-
nſprüche förderte. Unter dem Einfluſſe der kaiſerlichen Partei war
önlich entſchloſſen, die Monarchie ungetheilt dem Habsburger zuzu-
agte ſeiner Gemahlin beſtimmt zu, ein derartiges Teſtament abzu-

Prinzessin geworben, — auf alle Erbansprüche verzichten müssen. De[r] im Jahre 1665 die jüngere Tochter des Königs, Margarita There[sia] solchem Verzicht herbeizulassen. Nun vermählte der Kaiser im Jahre 16[..] seine au[s] Ehe entsprungene Tochter Maria Antonia mit dem damals von ihm sehr begünstig[ten] Kurfürsten Max Emanuel von Baiern: doch mußte dieses Paar zu Gunsten männlichen Nachkommenschaft Leopolds nicht allein auf die deutsch-habsburgischen Länder, sondern auch auf die spanische Erbfolge verzichten; nur auf die dereinstige Ueberlassung der spanischen Niederlande machte man den etwaigen Nachkommen Max Emanuels Aussicht. Allein die östreichische Erzherzogin konnte nur ihren eigenen Ansprüchen entsagen, nicht aber die Ansprüche ihrer Nachkommenschaft aufgeben. Mithin war ihr im Jahre 1692 geborener Sohn Joseph Ferdinand der bestberechtigte Erbe des spanischen Thrones.

Da besonders Frankreich von dem Erbrecht des Baiernfürsten nichts wissen wollte, so zog Wilhelm von Oranien eine Theilung der spanischen Monarchie in Erwägung und trat darüber mit Ludwig XIV. in Verhandlung. Wirklich kam es zwischen ihnen im Oktober 1698 zu einem Vertrage, welcher dem bairischen Bewerber den Löwenantheil, dem östreichischen Erzherzoge nur Mailand gebracht haben würde. Ehrlich gemeint war Ludwigs Zustimmung zu diesen Vereinbarungen nicht, er hoffte noch immer auf die ganze Erbschaft.

Indessen hatten diese Mächte doch eigentlich nicht über die spanische Monarchie zu verfügen; vielmehr kam nicht wenig darauf an, für wen sich König Karl von Spanien entscheiden würde. So wurde denn der spanische Hof der Schauplatz ränkevollster Bestrebungen; neben dem kränklichen Könige standen seine zweite Gemahlin, — die Schwägerin des Kaisers und der Kardinal Portocarrero im Mittelpunkte der Intriguen: für Oestreich wirkten die Grafen Harrach, Vater und Sohn, für Frankreich zuletzt der rührige Botschafter Henry d'Harcourt.

Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß Karl II. hin und her schwankte. Er war kein Freund der Franzosen, aber auch der Gedanke an eine Theilung der Monarchie war ihm ebenso unerträglich, wie seinem Volke. So ließ er sich im Jahre 1696 durch Portocarrero bewegen, den bairischen Kurprinzen testamentarisch zum Universalerben einzusetzen; nach Harrachs Eintreffen wurde das Testament auf Betrieb der Königin vernichtet, der König sagte dem Kaiser die Erbfolge des Erzherzogs Karl zu. Aber aus Unwillen über den Theilungsvertrag von 1698 ernannte Karl II. (14. November) den Baier zum Thronfolger und ließ das Testament im Staatsrathe verlesen. Gleichwol behauptete Frankreich und der Kaiser unerschütterlich ihren Standpunkt. Da trat durch den plötzlichen Tod des bairischen Kurprinzen (8. Februar 1699) die ganze Angelegenheit in eine neue Phase. Die ehemals bairische Partei in Madrid arbeitete an der Vereinigung Spaniens mit Portugal, Ludwig XIV. verlockte die Seemächte zu einem neuen Theilungsprojekte, dessen Bekanntwerden in Spanien einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwor und für den Augenblick die habsburgischen Ansprüche förderte. Unter dem Einflusse der kaiserlichen Partei war Karl II. persönlich entschlossen, die Monarchie ungetheilt dem Habsburger zuzuwenden; er sagte seiner Gemahlin bestimmt zu, ein derartiges Testament abzu-

fassen. Dennoch siegten zuletzt die französische Diplomatie und jesuitische Ränke. Der todkranke König wurde von dem Kardinal Portocarrero überwacht, die Königin sorgfältig ferngehalten: am 3. Oktober 1700 unterzeichnete Karl, von seinen Beichtvätern gedrängt, halb sinn- und willenlos das Testament zu Gunsten Ludwigs XIV.

1700

Das nächste Anrecht war dem zweiten Sohne des Dauphin, dem jugendlichen Herzog Philipp von Anjou, zugewiesen; in zweiter und dritter Linie folgten Anjous Brüder, der Herzog von Berry und Karl von Oestreich, zu allerletzt ward das herzogliche Haus von Savoyen zum spanischen Throne berufen. Durch vorsichtige Klauseln war die Vereinigung der spanischen Krone mit der französischen oder kaiserlichen ausgeschlossen.

Am 1. November 1700 beschloß der letzte spanische Habsburger sein sieches Dasein: am 16. November ließ Ludwig seinem Enkel vom spanischen Botschafter huldigen; unverzüglich setzte die Regierung alles in Bereitschaft, um König Philipp V. auf den spanischen Thron zu führen. Die französische Kriegsmacht war in ihrem gegenwärtigen Friedensstand den vereinigten Streitkräften Englands, Hollands und des Kaisers überlegen; Ludwig XIV. konnte ohne Sorge abwarten, welche Maßregeln der Kaiser und Wilhelm von Oranien ergreifen würden.

---

15. Die Vorbereitungen zum Kampf. Das preußische Königthum (18. Januar 1701).

So erzürnt auch der Kaiser über die Wortbrüchigkeit und Hinterlist Ludwigs XIV. war, der bis zum letzten Augenblick sich gestellt hatte, als werde er den zweiten Theilungsvertrag inne halten, vermochte er doch nicht, sich gleich zu entscheidenden Schritten zu ermannen. Allerdings mußte er abwarten, ob Wilhelm von Oranien in der Lage sein werde, für ihn Englands und Hollands Macht in die Wagschale zu werfen: er mußte sich auch im Reiche nach Bundesgenossen umsehen. Denn so wenig dieser Streit das Reich anging, war das Haus Habsburg es längst gewohnt, für seine Interessen das Reich in Bewegung zu setzen, so weit dies glücken wollte. Auch jetzt gelang es dem Kaiser, einen Reichsfürsten an seine Sache zu fesseln, aber um einen Preis, der für das Kaiserhaus geradezu verhängnißvoll geworden ist.

Im Reiche war wenig Lust vorhanden, sich mit dem Kaiser einzulassen; man kannte den Dank vom Hause Oestreich. Unter den Protestanten herrschte noch große Erbitterung wegen der berüchtigten Klausel des Ryswijker Friedens: die Begünstigung der Katholiken setzte man jetzt allein auf die Rechnung des Kaisers. Außerdem hatte sich die Aufregung der Fürsten, welche dem Herzog von Braunschweig seine hannöversche Kurwürde neideten, noch keineswegs gelegt. Da stieg denn zuverlässige Hilfe bedeutend im Preise, und solche bot der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Der Lohn, den aber Friedrich forderte, bestand in nichts geringerem, als in der Verleihung der Königskrone.

der Kurfürst, seinem großen Vater an Thatkraft, staatsmänn
legententugenden nicht im entferntesten vergleichbar, unfähig zu sel mögen
hlüssen und darum lange Zeit von elenden Günstlingen abhängig, hatte um
ehr Sinn für äußeren Glanz und Prunk. Seitdem der braunschweigische
g ihm als Kurfürst an die Seite getreten war, noch mehr, seit August der
e von Sachsen den polnischen Thron bestiegen hatte (1697), dünkte ihm
Würde zu gering: auf die Erlangung des Königstitels ging jetzt sein ganzes
n und Trachten. Er hatte bisher sich durchaus keiner besonderen Freund-
t von Seiten des Wiener Hofes zu erfreuen gehabt, wiewol er in dem
französischen Kriege Oestreich wacker zur Seite gestanden. Grade seine
hste Seite, seine Eitelkeit, verletzte der Kaiser während der Ryswijker Ver-
ungen so sehr, daß Friedrich seinen Groll darüber nicht verbergen konnte.
Verstimmung zwischen ihm und dem Wiener Hof nahm in der Folge nur
zu, und so beschloß der Kurfürst, dem Beispiele seines Vaters folgend,
geflissentliche Annäherung an Frankreich den Kaiser fügsamer zu machen.
offenen Armen nahm man (April 1698) in Paris den brandenburgischen
dten Spanheim auf, der französische Gesandte in Berlin erhielt den
, dem Kurfürsten in allen Aeußerlichkeiten die größten Auszeichnungen und
eiten zu erweisen. Da erkannte man denn auch in Wien die Nothwendig-
sich in den Kronverhandlungen willfähriger zu beweisen, um so mehr, da
rfuhr, daß der Papst Schritte that, Friedrich III. zu bewegen, aus seiner
den Königstitel zu empfangen. So kam die Verständigung zwischen dem
und dem Kurfürsten an demselben Tage zu stande, an dem Ludwig XIV.
rhängnißvolle spanische Erbschaft annahm (16. November 1700). Der 1700
rst sagte seine Hilfe für den bevorstehenden Krieg zu, — eine Truppen-
von 8000 Mann — der Kaiser versprach, keine Einwendungen zu er-
wenn sich Friedrich zum Könige in Preußen ausrufen lasse, ihn vielmehr
lchen zu ehren und seine Anerkennung zu befördern. Gewiß war dieser
g nicht im Sinne des Großen Kurfürsten; schwerlich würde er den Wider-
Ludwigs XIV. im Jahre 1700 mit gleicher Bereitwilligkeit entgegen-
nen sein: am wenigsten würde er in Wien die Krone erbeten haben, die
aus eigener Macht und, gestützt auf die brandenburgische Wehrkraft, im
mmel zweier großer Kriege aufs Haupt setzen konnte. Denn schon war
im Norden und Osten der Kampf entbrannt: gegen den jungen, leiden-
ichen König Karl XII. von Schweden hatten sich alle seine Neider
Rivalen erhoben, neben Polen und Dänemark der Zar Peter, welcher
auch für Rußland, den neuesten Staat Europas, um die Herrschaft des
schen Meeres rang.

Welche weite Perspektive eröffnete sich unter diesen Umständen für den
ndenburgischen Herrscher, wenn er der rechte Mann war! Nach zwei Seiten
nte er seine Kriegsmacht in die Wagschale werfen. Friedrich III. gebrach es
dem nöthigen Ueberblick, und so bezahlte er theuer, was er umsonst nehmen
nnte. Indessen so weit kam es denn doch nicht, daß er sich von dem Kaiser

förmlich hätte zum Könige erheben lassen: vielmehr setzte er sich am 18. Januar 1701 zu Königsberg unter großen Feierlichkeiten selbst die Krone aufs Haupt, krönte darauf seine Gemahlin und ließ sich durch seine beiden Oberhofprediger salben.

1701

Aber auf der andern Seite war auch dem Kaiser aus politischen wie religiösen Gründen die Gewährung des kurfürstlichen Gesuchs nicht leicht geworden. Wenigstens die nächstliegenden Gefahren übersah er nicht. Mußte denn nicht die Erhebung des protestantischen Hohenzollern alle katholischen Mächte, in erster Linie den Papst verdrießen? Mußte sie nicht den Unwillen des ehrgeizigen bairischen Kurfürsten erregen und Max Emanuel vollends in Frankreichs Arme treiben? Die, welche weiter schauten, als Kaiser Leopold, sahen noch ganz andere, schwerere Gefahren voraus. Der Titel gab Ansprüche: wehe dem habsburgischen Kaiser, wenn dereinst ein Träger dieser Krone auf den Gedanken kam, den Titel zur Wahrheit zu machen, königliche Ansprüche mit dem Schwerte durchzukämpfen und seinen Vergrößerungsdrang am Reich, wol gar an Oestreich zu befriedigen. Mit verletzendem Spotte urtheilte selbst der große Oranier über Friedrichs I. Königstitel: wenn dagegen Prinz Eugen wirklich die Aeußerung gethan hat, „die kaiserlichen Minister seien des Henkens werth, welche dem Kaiser gerathen, die preußische Krone anzuerkennen“, so hat er nicht allein vom östreichischen Standpunkte aus richtig geurtheilt, sondern auch damit bewiesen, daß sein staatsmännischer Blick soweit reichte, wie sein militärisches Genie.

In Folge des Kronvertrages durfte Kaiser Leopold aber wenigstens für den Augenblick auf Brandenburg trauen, und der neue König hat durch seine reichliche Hilfsleistung dies Vertrauen glänzend gerechtfertigt. In Norddeutschland stand auf Seite des Kaisers auch Georg Ludwig von Hannover, der Sohn des ersten Kurfürsten, dem auch in Lüneburg-Celle demnächst die Erbfolge zufallen mußte. Er war kein verächtlicher Bundesgenosse; verbürgte doch eine englische Parlamentsakte seiner Mutter, der geistreichen und stolzen Sophia und ihrer hannoverschen Nachkommenschaft die englische Krone. In Mitteldeutschland waren die hessischen Fürsten und das waldeckische Haus dem kaiserlichen Interesse aufrichtig ergeben. Am Rheine war der Kurfürst von der Pfalz, mit dem habsburgischen Hause verschwägert, jedem Winke des Wiener Hofes zu folgen bereit. Noch waren die Unthaten von 1689 nicht vergessen, außerdem rechnete der Pfalzgraf Johann Wilhelm auf bedeutende Belohnungen, wenn er zum Kaiser hielt: mindestens erwartete er, nach glücklichem Kriege die habsburgische Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden zu gewinnen: doch trug er sich auch mit dem Gedanken, die Oberpfalz zurückzuerhalten, wenn der bairische Vetter auf französischer Seite beharrte. In einem ausdrücklichen Vertrage hatte sich Trier den Verbündeten angeschlossen, denn der Kurfürst entstammte dem lothringischen Hause, dem der Haß gegen Frankreich angeboren war. Auch Mainz hielt zum Kaiser, und als Direktor des Reichstages leistete der Mainzer Kurfürst dem Kaiser erhebliche Dienste. In dem schwäbischen und fränkischen Kreise, wo so viele nichtige, aber anspruchsvolle Reichsstände ein



krönung Friedrichs III., Kurfürsten von Brandenburg, zum ersten König von Preußen önigsberg am 18. Januar 1701: Salbung des Königs durch den Oberhofprediger Konsistorialrath Benjamin Ursinus.

rstich in Merians Theatrum Europaeum, entworfen von Eosander von Göthe, dem Anordner der Ausschmückung der Schloßkapelle zu dieser Feierlichkeit.

schwedische und französische Hilfe gestützt, im niedersächsischen Kreise einen imm
gefährlichen Kriegsbrand entfachen konnte.

Kursachsens Stellung wurde durch die ersten und schnellen Erfolge Karls XII
äußerst ungünstige. Denn bevor der spanische Erbfolgekrieg auf deutschem Boden b
wurde von dem Drama im Norden bereits der zweite Akt gespielt. Der erste schl
dem Frieden von Travendahl (18. August 1700), in dem Dänemark genöthigt ward
Bunde mit Karls Gegnern abzulassen; dann vernichtete der Schwedenkönig bei Narw
russische Heer (30. November), zerstreute die russisch-sächsischen Truppen, nahm 1701
schau, besiegte im Juli 1702 die polnisch-sächsische Armee bei Klissow, bemächtigte s
Stadt Krakau und betrieb, auf weitere Erfolge gestützt, die Absetzung Augusts.

Was die anderen europäischen Staaten betrifft, so hatte Ludwig XIV
Italien den Herzog von Savoyen gewonnen, der Kaiser dagegen am 7.
tember 1701 im Haag mit England und Holland die sogenannte „g
Allianz" geschlossen.

---

16. Der spanische Erbfolgekrieg bis zur Schlacht bei Höchstädt.

Obwol das Haager Bündniß eigentlich den Kampf gegen Frankreich bed
dauerte es geraume Zeit, bis die Seemächte handelnd auftraten.
Oranier sah sich noch vom Parlament gelähmt, Leopold mißtraute ihm so
Oestreich mußte zunächst allein in den Krieg. Da sich derselbe aber auf
verschiedenen Schauplätzen Europas — in Italien, in den Niederlanden und
deutschen Reich, endlich auch in Spanien abspielt, muß sich die eingehendere D
stellung hier auf die Begebenheiten beschränken, welche zunächst Deutsch
angehen.

So durchspannte im Frühjahre 1702 eine Kette gutgesinnter Fürstenhöfe 1702
s deutsche Reich: nicht ohne Mühe war sie geschmiedet worden, denn seit dem
hre 1701 drängten sich allenthalben französische Agenten ein.

Entbehrlich waren sie an den Höfen des Kölners und des Kurfürsten
n Baiern. Diese wittelsbachischen Fürsten, welche zwar im Dezember 1700
m Kaiser formelle Ergebenheitsversicherungen hatten zugehen lassen, waren dem
anzösischen Bündniß unwiderruflich verfallen. Es bleibe dahin gestellt, ob Max
manuel an das alberne Mährchen glaubte, der Kaiser habe seinen Sohn, den
gentlichen Erben Spaniens, vergiften lassen, — der Kurfürst hatte noch andere,
niger persönliche Gründe zum Anschluß an Frankreich. Wie groß hatte der
rzog Maximilian im Jahre 1619 dagestanden, wie stolz derselbe Mann als
rfürst auf dem Regensburger Fürstentage! Jetzt sah sich der Enkel des
euen" Anhängers der ferdinandeischen Politik von Brandenburg-Preußen und
chsen-Polen überflügelt: dem Welfenhause winkte bereits die englische Krone:
ax Emanuel hätte kein Wittelsbacher sein müssen, wenn er nicht auch nach
er Krone ausgeschaut hätte. Frankreich bot sie ihm dar: nach Eroberung der
lzneuburgischen und rheinpfälzischen Länder sollte das königliche Baiern der
chtigste Staat Süddeutschlands werden. Für jeden möglichen Verlust wurde
ere Entschädigung in Belgien in Aussicht gestellt. So verpflichtete sich denn
Wittelsbacher, mit einem Heere von 25,000 Mann das Haus Habsburg
ausgesetzt anzugreifen. Zwischen Böhmen, Oestreich, Tirol und den wehrlosen
ümmerstaaten des schwäbischen und fränkischen Kreises nahm Baiern eine
raus bedrohliche Stellung ein. Indessen gelang es der Diplomatie, besonders
englischen, allen bairischen Umtrieben zum Trotz, die schwäbisch-fränkischen
die ober- und kurrheinischen Kreise dem Kaiser und seinen Verbündeten zu-
ühren (Nördlinger Vertrag 22. März 1702). 1702

Auch in Norddeutschland waren die französischen Ränke nicht ganz erfolglos
lieben. Kurfürst August der Starke von Sachsen, der nicht ohne kaiser-
e Gunst König von Polen geworden war, stattete Leopold seinen Dank da-
ch ab, daß er von allen Reichsständen zuerst (17. Dezember 1700) sich mit
dwig XIV. verbündete, um dessen Vermittlung bei Karl XII. zu gewinnen.
um drei Monate später (4. März 1701) schlossen die nächsten Anverwandten
s Kurfürsten von Hannover, Rudolf August und Anton Ulrich von
olfenbüttel unter dem Namen einer „bewaffneten Neutralität" ein förm-
ches Bündniß mit Frankreich: ihnen folgte sofort (13. April) Herzog Friedrich
von Sachsen-Gotha und Altenburg.

Die braunschweigischen Brüder verpflichteten sich, falls die Kurwürde nicht auf das
braunschweigische Gesammthaus ausgedehnt würde, so daß sie stets der älteste bekleidete,
gegen Oestreich ein Heer von 8000 Mann aufzubringen. In einem späteren Vertrage
(3. November 1701) wurde die Zahl auf 12,000 Mann erhöht, für deren Werbung und
Unterhaltung Ludwig XIV. Hilfsgelder zusagte.

Aber all diese Früchte der französischen Diplomatie gingen in kürzester Frist
verloren. Die französische Vermittlung wurde vom Schwedenkönige mit Ent-

schiedenheit zurückgewiesen; bald gerieth der Sachse in so arge Bedrängniß, daß er nicht einmal sich, geschweige denn anderen helfen konnte. Die Herzoge von Braunschweig, die schon 12,000 Mann zusammengebracht hatten, wurden gewaltsam entwaffnet (20. März 1702); Anton Ulrich wurde vertrieben, Rudolf August mußte die für französisches Geld geworbenen Truppen dem Kaiser überlassen. Auch der Herzog von Gotha trat von dem Bündniß mit Frankreich zurück und verstärkte mit seinen Söldlingen die kaiserlichen Regimenter. In Nord- und Mitteldeutschland hatte Leopold wenig zu fürchten, höchstens, daß vielleicht der mit Dänemark verfeindete Herzog von Holstein-Gottorp, auf schwedische und französische Hilfe gestützt, im niedersächsischen Kreise einen immerhin gefährlichen Kriegsbrand entfachen konnte.

Kursachsens Stellung wurde durch die ersten und schnellen Erfolge Karls XII. eine äußerst ungünstige. Denn bevor der spanische Erbfolgekrieg auf deutschem Boden begann, wurde von dem Drama im Norden bereits der zweite Akt gespielt. Der erste schloß mit dem Frieden von Travendahl (18. August 1700), in dem Dänemark genöthigt ward, vom Bunde mit Karls Gegnern abzulassen; dann vernichtete der Schwedenkönig bei Narwa das russische Heer (30. November), zerstreute die russisch-sächsischen Truppen, nahm 1701 Warschau, besiegte im Juli 1702 die polnisch-sächsische Armee bei Klissow, bemächtigte sich der Stadt Krakau und betrieb, auf weitere Erfolge gestützt, die Absetzung Augusts.

Was die anderen europäischen Staaten betrifft, so hatte Ludwig XIV. in Italien den Herzog von Savoyen gewonnen, der Kaiser dagegen am 7. September 1701 im Haag mit England und Holland die sogenannte „große Allianz“ geschlossen.

---

16. Der spanische Erbfolgekrieg bis zur Schlacht bei Höchstädt.

Obwol das Haager Bündniß eigentlich den Kampf gegen Frankreich bedeutete, dauerte es geraume Zeit, bis die Seemächte handelnd auftraten. Der Oranier sah sich noch vom Parlament gelähmt, Leopold mißtraute ihm sogar: Oestreich mußte zunächst allein in den Krieg. Da sich derselbe aber auf vier verschiedenen Schauplätzen Europas — in Italien, in den Niederlanden und im deutschen Reich, endlich auch in Spanien abspielt, muß sich die eingehendere Darstellung hier auf die Begebenheiten beschränken, welche zunächst Deutschland angehen.

Als Vorspiel des allgemeinen Krieges entbrannte im Jahre 1701 der Kampf um Mailand, welches der Kaiser nach Karls II. Tode ohne weiteres als heimgefallenes Reichslehen einziehen wollte. Der französische Feldherr Catinat, der in Norditalien dem Prinzen Eugen gegenüberstand, zeigte sich ihm nicht gewachsen: er ward (9. Juli 1701) bei Carpi geschlagen und durch den prahlerischen Villeroi ersetzt. Aber dieser erlitt gleichfalls eine demüthigende Niederlage (am 1. September) bei Chiari und wurde sogar am 1. Februar 1702 durch einen gelungenen Handstreich in Cremona gefangen genommen. Im [illegible]

1702

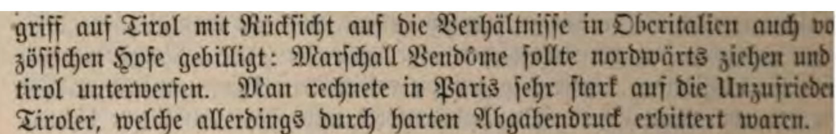


Prinz Eugens Uebergang über die tridentinischen Alpen nach Oberitalien zum Feldzuge von 1701.
Aus dem „Theatrum Europaeum.“

Siegesbewußtsein hätten sich die kaiserlichen Minister nun am liebsten gleich auf Neapel gestürzt und nahmen es Wilhelm von Oranien sehr übel, daß er von einem solchen Unternehmen nichts wissen wollte. Prinz Eugen jedoch war dem Plane auch entgegen; mit Mühe hielt er sich gegen Villerois Nachfolger, Vendôme. Auch am Niederrhein war schon im Herbst 1701 Waffenlärm laut geworden. Französische Regimenter kamen unter dem Namen „burgundische Kreistruppen“ dem Kurfürsten Clemens von Köln zu Hilfe: seine Stände und das Kapitel, welche beide dem französischen Bündniß abhold waren, wurden durch Holländer unterstützt, die sich gleichfalls Kreisbundestruppen nannten. So begann hier auf dem engbegrenzten Gebiet des deutschen Reichsfürstenthums der europäische Kampf um die spanische Erbschaft.

Höchst nachtheilig für die kaiserliche Sache hätte der am 19. März 1702 erfolgte Tod des Oraniers werden müssen, wenn nicht Ludwig XIV. kurz zuvor die öffentliche Meinung Englands aufs äußerste erregt hätte. Im September 1701 erließ er eine Anzahl Verordnungen, welche den englischen Handel schwer schädigten; am 16. September erkannte er am Sterbebette des vertriebenen Jakob II. den Prinzen Jakob Stuart als König Jakob III. von England an. So einten sich Whigs und Tories in nationaler Entrüstung gegen Frankreich; die Königin Anna mußte an den Plänen Wilhelms festhalten, überdies beeinflußt durch ihre Vertraute, die Herzogin von Marlborough, deren Gemahl an die Spitze sämmtlicher englischer Truppen trat. Am 15. Mai 1702 ritt der

1702



griff auf Tirol mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Oberitalien auch vo
zösischen Hofe gebilligt: Marschall Vendôme sollte nordwärts ziehen und
tirol unterwerfen. Man rechnete in Paris sehr stark auf die Unzufriede
Tiroler, welche allerdings durch harten Abgabendruck erbittert waren.

Der Feldzug gelang, soweit der Erfolg von Max Emanuel abhän
Nach der Einnahme des wichtigen Kufstein drang sein Fußvolk über I
zum Brenner vor, wo die Vereinigung mit Vendôme geschehen sollte. Ab
war mit üblicher Saumseligkeit aufgebrochen und stieß außerdem auf uner
Widerstand. Zum Unglück der Baiern erhob sich nun das ganze Landvolk
nicht Begeisterung für den habsburgischen Herrscher beseelte es, aber ingr
Stammeshaß gegen den bairischen Nachbar. Mit Mühe bewerkstellig
Emanuel seinen Rückzug.

An der Spitze des Volkskrieges stand M. A. Sterzinger, der Pfleger vo
die erste That der Tiroler war ein Ueberfall ahnungsloser Baiern an der Pontla
(30. Juni). Als sich auch die Oberinnthaler erhoben hatten, kam es zu harten
in der Gegend der Martinswand. Hier erschoß der Förster Lechleitner de
Ferdinand von Arko, in der Meinung den Kurfürsten zu tödten. — Ven
überhaupt nur bis Trient gekommen.

In der Zeit seiner Abwesenheit war Marschall Villars in ziemlich
licher Lage gewesen. Denn gegen ihn rückte mit allen entbehrlichen
der Markgraf von Baden: ein französisches Heer von 60,000 Mann, d
Tallard schon den Rhein überschritten hatte, kehrte aus Mangel an
wieder um und überließ Villars seinem Schicksal. Der Markgraf besetzte
fang September Augsburg und stellte die Verbindung der deutschen
mit Tirol wieder her. Da vom linken Donauufer Graf Styrum mit
Mann kaiserlicher Truppen anrückte, schien eine Umzingelung der Franz
vorstehend. Aber die Bedenklichkeiten des Markgrafen vereitelten den

Kriegsschauplätzen bestätigen zu wollen. Zuvörderst fehlte es der kaiserlichen Regierung an den nöthigen Geldmitteln. Die andauernden Kriege, namentlich gegen die Türken, ein zahlloses Beamtenheer hatten das Mark des Landes aufgezehrt: der Hof, selbst Kaiser Leopold, scheuten sich nicht, zu einer Zeit, in welcher der größte Theil der Jahreseinnahmen im voraus verpfändet war, große Summen zu kostspieligen Vergnügungen und für fromme Zwecke zu verschleudern. Natürlich machte sich die Geldverlegenheit am meisten fühlbar in ungenügenden Lieferungen, in verspäteter Soldzahlung an die Armee.

Zu diesen trostlosen Zuständen gesellten sich im Frühjahr 1703 neue Gefahren in Ungarn und Siebenbürgen, um so bedenklicher, als man alle irgendwie entbehrlichen Truppen auf die Kriegsschauplätze entsendet hatte. Nothgedrungen verhielt sich die Regierung schonend gegen die ersten Aeußerungen aufrührerischer Gesinnung, welche man im vorigen Jahrhundert nicht hatte austilgen können. Aber auf die Dauer konnte man den Umtrieben der Empörer nicht zusehen, die ihre Hoffnungen an den Namen Franz Rákóczy knüpften.

Theils die Kuruzzen, theils die geistlichen und weltlichen Magnaten beharrten in natinalem Widerstande gegen die östreichische Staatsidee. Volkstumulte erhoben sich schon 1697 und die Volksdichtung klagte: „Wo bleibt die ungarische Freiheit und des Königs Matthias (Corvinus) Gerechtigkeit?“ An die Spitze der Bewegungspartei trat dann Franz Rákóczy II. (geb. 1676), aus edelstem Geschlecht, mit allen Familien verwandt, die je gegen den Kaiser die Fahne des Aufstandes getragen. (Sein mütterlicher Großvater war Peter Zrinyi, der von Henkershand starb, sein Stiefvater Emerich Tököly.) Neben dem zu melancholischer Reflexion geneigten Rákóczy stand als eigentlich treibende Kraft Graf Niklas Bercsényi von Székes. — Rákóczys Umtriebe wurden enthüllt, führten dann (18. April 1701) zu seiner Verhaftung und Flucht (November). Er entkam nach Polen, von wo aus er das Feuer der Empörung weiter schürte.

Es war zu begreifen, daß der Kaiser in so bedrohter Lage noch immer nicht die Versuche aufgab, Max Emanuel von Ludwig XIV. abzuziehen: jedoch waren diese Bemühungen nach wie vor fruchtlos. Zu seiner Unterstützung — denn die Nordgrenze Baierns bedrohten östreichische Truppen, das Reichsheer lagerte im Schwarzwald an seiner Westgrenze — wurde von Frankreich der Marschall Villars entsendet. Das Reichsheer war, wie immer, in trübseligster Verfassung, und Markgraf Ludwig verstand nicht, den Vormarsch der Franzosen zu hindern. Nachdem Villars Kehl erobert, zog er ungehindert durch die Schwarzwaldpässe und vereinigte sich am 12. Mai mit Max Emanuel. Dadurch änderte sich die ganze Situation: jetzt hatte der Kaiser zu fürchten.

Zum Glück für ihn waren Max Emanuel und Villars darüber nicht einig, welche weiteren Schritte sie thun sollten. Der französische Heerführer hatte ursprünglich den richtigen Plan, die Donau abwärts vorzudringen und den Kaiser in seinen Erblanden anzugreifen, während Rákóczy ihn von Ungarn aus fassen sollte. Vorübergehend trat Max Emanuel diesem Vorschlage bei, aber nur um ihn wieder fallen zu lassen: er mochte angesichts der Nähe des Feindes einen so kühnen Schritt nicht wagen, der ihn nöthigte, sein Baiernland preiszugeben. Darum schlug er erst einen Angriff auf Franken vor, dann einen Einfall in

Tirol. Auch das letztere Projekt hatte viel für sich; wenn es gelang, konnte man an den Alpen den Franzosen die Hand reichen, welche in Norditalien jetzt unbedingt die Sieger waren.

Zu den Meinungsverschiedenheiten über den Kriegsplan kamen persönliche Zerwürfnisse zwischen dem Kurfürsten und dem Marschall. Der erstere war erfüllt von dem Bewußtsein eignen Werthes und seiner reichsfürstlichen Würde; der Marschall war anmaßend und von allen Feldherrn Ludwigs XIV. am allerwenigsten geeignet, an der Seite eines immerhin hilfsbedürftigen Herrschers die Anwandlungen souveränen Fürstendünkels zu ertragen. Indeß wurde der Angriff auf Tirol mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Oberitalien auch vom französischen Hofe gebilligt: Marschall Vendôme sollte nordwärts ziehen und Wälschtirol unterwerfen. Man rechnete in Paris sehr stark auf die Unzufriedenheit der Tiroler, welche allerdings durch harten Abgabendruck erbittert waren.

Der Feldzug gelang, soweit der Erfolg von Max Emanuel abhängig war. Nach der Einnahme des wichtigen Kufstein drang sein Fußvolk über Innsbruck zum Brenner vor, wo die Vereinigung mit Vendôme geschehen sollte Aber dieser war mit üblicher Saumseligkeit aufgebrochen und stieß außerdem auf unerwarteten Widerstand. Zum Unglück der Baiern erhob sich nun das ganze Landvolk Tirols: nicht Begeisterung für den habsburgischen Herrscher beseelte es, aber ingrimmiger Stammeshaß gegen den bairischen Nachbar. Mit Mühe bewerkstelligte Max Emanuel seinen Rückzug.

An der Spitze des Volkskrieges stand M. A. Sterzinger, der Pfleger von Landeck: die erste That der Tiroler war ein Ueberfall ahnungsloser Baiern an der Pontlatzer Brücke (30. Juni). Als sich auch die Oberinnthaler erhoben hatten, kam es zu harten Kämpfen in der Gegend der Martinswand. Hier erschoß der Förster Lechleitner den Grafen Ferdinand von Arko, in der Meinung den Kurfürsten zu tödten. — Vendôme war überhaupt nur bis Trient gekommen.

In der Zeit seiner Abwesenheit war Marschall Villars in ziemlich gefährlicher Lage gewesen. Denn gegen ihn rückte mit allen entbehrlichen Truppen der Markgraf von Baden: ein französisches Heer von 60,000 Mann, das unter Tallard schon den Rhein überschritten hatte, kehrte aus Mangel an Fourage wieder um und überließ Villars seinem Schicksal. Der Markgraf besetzte zu Anfang September Augsburg und stellte die Verbindung der deutschen Truppen mit Tirol wieder her. Da vom linken Donauufer Graf Styrum mit 18,000 Mann kaiserlicher Truppen anrückte, schien eine Umzingelung der Franzosen bevorstehend. Aber die Bedenklichkeiten des Markgrafen vereitelten den Erfolg. Villars wandte sich nach dem linken Donauufer und überfiel Styrum am 20. September in der Ebene bei Höchstädt. Die kaiserlichen Generale überrumpelte man im Bett, Styrums geschlagenes Heer floh auf Nördlingen zu. Nach diesem Erfolg veruneinigte sich Villars von neuem mit dem Kurfürsten über den weiteren Kriegsplan. Max Emanuel drohte mit Verhandlungen am kaiserlichen Hofe, da forderte der Marschall seine Entlassung. Ludwig XIV. ertheilte sie ihm, denn er war des Kurfürsten zu sehr benöthigt, als daß er ihn ei[illegible]

h tüchtigern Feldherrn zu Liebe, — und Villars war nicht einmal tüchtig — die Arme Habsburgs getrieben hätte. Im Oktober ward Villars durch den rafen Marsin ersetzt, welcher gleichfalls sofort in Meinungsverschiedenheiten t Max Emanuel gerieth. So ließ man denn den Markgrafen Ludwig, der h in dem Winkel zwischen Bodensee und Iller geborgen, unangefochten; ein ziger herzhafter Angriff der Feinde hätte ihn in den See werfen können. ährend das Reichsheer unter seinem bedächtigen Führer auf jede Thätigkeit r jetzt verzichtete, fügte das neue französische Heer unter Tallard dem Kaiser Herbste noch empfindliche Verluste zu. Am 6. September erlag die Festung t-Breisach der Umlagerung Vaubans; am 17. November wurde Landau von n Franzosen wieder erobert, nachdem sie bei Speyerbach ein Entsatzheer, das s den Niederlanden herangerückt war, mit erheblichen Verlusten zurückgeschlagen tten. Damit hatten denn die Franzosen wieder ebenso günstige Stellungen Rhein erworben, wie in den früheren Kriegen. Und noch im Winter machten feindlichen Waffen, an anderer Stelle, weitere Fortschritte. Am 1. Januar 04 fiel Passau in die Hände Max Emanuels: bairische Truppen schwärmten 1704 er den Inn in die östreichischen Erblande hinein.

Auch die Hoffnungen, welche man auf Marlborough gesetzt, waren nur zum inſten Theil in Erfüllung gegangen: der Hader zwischen dem englischen Heer- rer, der auf kühne Unternehmungen drang, und den zaghaften Holländern rdarb alles. Drei halbverfallene Festungen brachten die Verbündeten mit ihren erlegenen Streitkräften zu Fall: schon zu Ende September wollten die Hol- der Winterquartiere beziehen. Dagegen hatten die französischen Heerführer lleroy und Boufflers ihre Aufgabe aufs glücklichste gelöst und mit ihrem wächeren Heere die belgischen Provinzen behauptet, deren wichtigste Waffen- d Handelsplätze Marlborough hatte einnehmen sollen.

Zu Ende des Jahres 1703 machte sich auch Erzherzog Karl bereit, die 1703 ise nach seinem neuen spanischen Reich anzutreten, wo sein Nebenbuhler Phi- p V. schon in den ersten Monaten seiner Regierung seine Unfähigkeit und ne Unlust zu den Geschäften deutlich bezeugt hatte. Die Fürstin Orsini ein, eine geborne Französin und Meisterin der politischen Intrigue, hielt das urbonische Königthum über Wasser.

War auch die habsburgische Sache in Spanien nicht aussichtslos, so hatte doch wenige Sympathien, und die Expedition des Erzherzogs war nicht ohne efahr. Langwierige Verhandlungen waren ihr vorangegangen, theils mit Por- ugal, theils mit dem Kaiser. Leopold beanspruchte die ganze spanische Monarchie ür sich oder seinen Erstgebornen und wollte nicht zu Gunsten Karls verzichten. Wenigstens Mailand verlangte der römische König als heimgefallenes Reichs- lehen. Endlich wurde mit Portugal ein Bündniß abgeschlossen und eine portu- giesische Prinzessin zur Braut des Erzherzogs Karl ersehen (16. Mai 1703); am 16. September verzichtete der Kaiser endgültig auf die gesammte spanische Erbschaft; in einem geheimen Artikel wurde Joseph Mailand gesichert. Furcht- bare Winterstürme verzögerten die Abfahrt Karls bis zum Januar 1704; als

mit vereinten Streitkräften dem Feinde die Entscheidungsschlacht anzubieten. Für einige Tage kam der Prinz in eine sehr gefährdete Lage: er mußte, als die französisch-bairischen Truppen am 10. August die Donau bei Lauingen überschritten, gegen vierfach überlegene Streitkräfte das linke Donauufer hüten, bis Marlborough herankam. Wol eilte der Herzog, so sehr er konnte, aber der Prinz hatte sechsunddreißig bange Stunden zu überstehen. Zu seinem Glück waren die feindlichen Feldherrn uneinig und versäumten, den verhängnißvollen 11. August auszunutzen: bei Sonnenuntergang vereinigte sich Marlborough, der die Donau bei Donauwörth überschritten, mit dem Prinzen Eugen.

An Truppenstärke, wie an der Zahl der Geschütze waren die Franzosen den Verbündeten weit überlegen, aber diesen Vortheil glich die Genialität und die Einmüthigkeit der Feldherrn wieder aus. Ihre Gegner dagegen glaubten in unbegreiflichem Eigendünkel noch am Morgen des Schlachttages, die Verbündeten würden sich vor ihnen nach Nördlingen zurückziehen. Diese begannen um Mittag die Schlacht bei Höchstädt, welche vier Stunden tobte, ohne ihnen die mindeste Aussicht auf den endlichen Sieg zu gewähren: ja der von Eugen geführte rechte Flügel, dem die härteste Arbeit zu Theil geworden, war in entschiedenem Nachtheil. Eugen, der in einem hügligen und bewaldeten Theile des Schlachtfeldes operiren mußte, hatte von Marlborough zu wenig Fußvolk zugetheilt erhalten und mußte außerdem den Kampf mit dem besten der feindlichen Feldherrn, dem Kurfürsten, bestehen. Hier zeichneten sich auch die straffen Regimenter des preußischen Fußvolks unter Leopold von Dessau durch ihre sprichwörtlich gewordene Kaltblütigkeit aus. Aber doch zeigte sich, daß hier am Gebirge der entscheidende Stoß nicht geschehen könne: er mußte von Marlborough ausgehen. Dieser hatte alle seine Kräfte bisher an die Erstürmung der Schlüsselpunkte der feindlichen Stellung, Oberglauheim und Blindheim, wiewol vergeblich gesetzt. Er gab trotzdem seinen Plan nicht auf, und das gewann den Sieg. Er zog alle Truppen nach dem Zentrum zusammen und stellte die sämmtliche Reiterei in das Vordertreffen, während das Fußvolk unter Lord Churchill folgte. Eine Viertelstunde lang wogten seine Heeresmassen wie in Unordnung durcheinander, dann war die Umformung der Schlachtordnung bewerkstelligt; um sechs Uhr abends brachen seine Schwadronen vor. Dreimal stürmten sie auf die feindliche Linie ein, die Kavallerie derselben in ihrer ganzen Ausdehnung von Blindheim bis Oberglauheim mit furchtbarem Stoße treffend. Der dritte Angriff zerriß die Linien, Oberglauheim ward erstürmt. Zu gleicher Zeit war es auch dem Prinzen Eugen gelungen, die ihm gegenüberstehenden Baiern zu werfen und so wurde die Niederlage allgemein. Der letzte Akt des Kampfes bestand darin, daß die nur aus Fußvolk bestehende Besatzung von Blindheim, die sich bis jetzt wacker vertheidigt hatte, 9000 Mann stark, die Waffen strecken mußte. Der Sieg war vollständig: den Marschall Tallard selbst nahm ein hessischer Offizier, von Boyneburg, gefangen, die Franzosen und Baiern verloren an 30,000 Mann.

Diese Niederlage war der erste größere Schlag, der Frankreich in den Tagen Ludwigs XIV. traf, der moralische Eindruck des Sieges daher ein außerordentlicher. Fürsten und Völker Europas erkannten, daß auch französische Heere überwindlich seien. Kurbaiern lag als Siegesbeute dem Kaiser offen, die kleineren Reichsstände Schwabens und Frankens athmeten wieder auf; in England und Holland erhob sich berechtigter Jubel, in Spanien gewann der Sieg dem Erzherzog Karl unter den Granden Anhänger.

Der Kaiser feierte Marlborough als den Befreier Deutschlands und erhob ihn in den unerwünschten Reichsfürstenstand: wie die Türken in Eugen den Sieger von Zenta

rführern entgegen: hatten sie doch einen Kriegsruhm aufzuweisen, r noch
zu erringen strebte. Der eigensinnige Reichsfeldherr setzte durch, daß der
inz Eugen am Rheine Stellung nahm, um die Schwarzwaldpässe zu decken:
selbst vereinigte am 22. Juni sein Heer mit dem Marlboroughs; gegen Ende
Monats rückten die Verbündeten auf Donauwörth zu gegen die bairische
enze. Am 2. Juli erreichten sie die Verschanzungen auf dem Schellenberge,
er beherrschenden Hügelstellung vor den Thoren der genannten Stadt. Max
manuel war in einem Parallelmarsche den Gegnern donauabwärts gefolgt und
te, mehrere Stunden von Donauwörth aufwärts, bei Lauingen ein festes Lager
ogen. Um ihn womöglich noch hier zu fassen, unternahm das ermüdete Heer
Verbündeten noch am Abend des 2. Juli den Sturm auf den Schellenberg.
der Spitze seiner Bataillone fiel unter anderen Tapferen der holländische
neral von Goor: ein Flankenangriff des Markgrafen unterstützte den Haupt-
Marlboroughs: die Baiern räumten die Verschanzungen, um sich durch
nauwörth auf das andere Donauufer zu ziehen. Die englische Reiterei ver-
ndelte den Rückzug in wilde Flucht. Während der Kurfürst sich auf Augs-
g warf, drang Marlborough über den Lech in sein Kurfürstenthum ein.

Zum größten Mißvergnügen des Herzogs wurden jetzt aufs neue von Wien
mit dem Kurfürsten Verhandlungen angeknüpft, die ihm sogar äußerst günstige
dingungen gewährten. Fast schien es, als sollte die Verhandlung glücken:
n flehte die Kurfürstin, aus München geflüchtet, ihren Gemahl an, dem Lande
Frieden zurückzugeben: jeden Tag konnte Marlborough den Gegner erreichen,
lard zauderte mit dem versprochenen Hilfskorps, — wirklich verpflichtete sich
x Emanuel am 15. Juli zur Unterzeichnung des Vertrages, — da kam die
chricht, Tallard rücke an, sei in größter Nähe. Verstandesgründe und Leiden-
ft ließen den wetterwendischen Kurfürsten sein Wort brechen.

So sollte denn auf dem Schlachtfeld die Entscheidung fallen. Marlborough
's zufrieden; jetzt ergossen sich seine Streifkorps plündernd und brennend über
bairische Flachland. Als aber Tallards Heer sich wirklich mit dem Kur-
sten vereinigt hatte, mußte man dieses System aufgeben und sich zu einer
uptschlacht entschließen. Der Markgraf Ludwig wollte davon nichts wissen,
l aber war Marlborough dieser Meinung und ebenso Prinz Eugen, der nach
llards Aufbruch seine nutzlose Stellung im Schwarzwald aufgegeben hatte
d ihn auf dem linken Donauufer begleitete. Als der Marschall in Augsburg
langte, stand der Prinz in der Nähe von Höchstädt und Donauwörth.

Die Sachlage war aber dadurch nicht einfacher geworden. Wandte sich
Max Emanuel gegen den Prinzen, so konnte dieser leicht erdrückt werden; zogen
Marlborough und der Markgraf ihm zu Hilfe nach Donauwörth, so gaben sie
die bisherigen Erfolge wieder auf, und Max Emanuel konnte von Baiern aus
in die östreichischen Erblande einbrechen. Um sicher zu gehen empfahl Markgraf
Ludwig die Belagerung von Ingolstadt und man mußte ihm zu dem kleinlichen
Unternehmen wirklich 20,000 Mann überlassen. Aber dadurch wurden wenigstens
rlborough und Eugen Herren ihrer eigenen Entschlüsse. Sie kamen überein,



Kaiser Leopold I. in späteren Jahren.
Kupferstich von Philipp Bautterts.

18. Vom Tode Leopolds I. bis zum Ausgang Josephs I. (1711).

Joseph I. war in der Fülle der Manneskraft, sechsundzwanzig Jahre alt, als sein Vater aus dem Leben schied: er war äußerlich und innerlich der vollständige Gegensatz zu dem Verstorbenen. Besonders in geistiger Hinsicht war er ein seltenes Phänomen unter den Habsburgern, frei von der Bigotterie seiner Vorfahren; er war beweglich und wißbegierig, sein Geist stets auf das Wesentliche und Nothwendige gerichtet. Er konnte sich für die Freundschaft, für alles Hohe und Außerordentliche begeistern.

fürchteten, trug man fortan in Frankreich den Namen Marlboroughs mit unheimlichem Grauen umher; ja selbst an der schwäbischen Donau erzählte man noch lange von dem unüberwindlichen Britenherzog, bis diese Heldengestalt vor den größeren Thaten des Preußenkönigs Friedrich II. allmählich verblaßte.

Nur in Italien behaupteten sich die Franzosen noch, weil man für diesen Kriegsschauplatz keine Truppen verfügbar hatte. Schwer dagegen lastete die Hand des Siegers auf dem unglücklichen Baiern, wo östreichische Kommissare sich schonungslose Erpressungen erlaubten. Für eine harte Behandlung des Landes war namentlich der römische König Joseph, der nebst seinem Vater am liebsten die mittelalterliche Aechtung gegen den Kurfürsten vollzogen hätte: man würde Baiern als fette Beute eingezogen und höchstens die Oberpfalz dem pfälzischen Kurfürsten zurückgegeben haben. Aber davon wollten weder die Seemächte wissen, noch die deutschen Reichsstände, Preußen voran. Aber wenigstens ein furchtbares Schreckensregiment trat in Baiern ein, als sich die Kurfürstin verleiten ließ, den Vertrag von Ilbesheim (7. November 1704) zu brechen und ohne Erlaubniß nach Venedig abzureisen. Unter dem Vorgeben, daß man einen Volksaufstand befürchte, wurde München besetzt, aber die weiteren Maßnahmen führten grade die Empörung (im Herbst 1705) herbei. 1704

Ein Mandat der östreichischen Regierung, die eine Aushebung von 12,000 Mann in Baiern anordnete, rief das verzweifelnde Volk zur Empörung. Unter Anführung des Studenten Meindl, des Wirths von Ried und einiger abgedankter bairischer Unteroffiziere nahmen die allmählich auf 30,000 Mann angewachsenen „Landesvertheidiger“ die Festungen Burghausen, Braunau und Schärding. Aber da der Adel und die hohe Geistlichkeit es mit Habsburg hielten, blieben die Oestreicher zuletzt Sieger. Als Vaterlandsverräther ist besonders der Freiherr von Prielmaier zu nennen, welcher den Vormarsch des siegreichen Volkes auf München durch Vermittlung eines Waffenstillstandes hemmte; ein zweiter Anschlag auf die Hauptstadt wurde durch den Pfleger zu Starnberg, J. J. Oettlinger, verrathen. Die Aufständischen in München, die mit den Oberländern trotzdem gemeinsame Sache machten, wurden (24. Dezember 1704) nach dem Dorfe Sendling gedrängt; auf dem dortigen Kirchhof kam es zum Verzweiflungskampf („Sendlinger Mordweihnachten“).

Die nächsten Folgen des Höchstädter Sieges waren glänzend. Die bei Höchstädt erbeuteten Geschütze wurden von den Siegern zu einer neuen Belagerung Landaus verwendet, das freilich erst am 25. November 1704 zur Uebergabe gezwungen wurde; Ulm hatte sich schon am 10. September ergeben. Nach dem weiteren Falle von Trier (29. Oktober) und Trarbach (18. Dezember) befand sich kein Franzose mehr auf deutschem Boden.

Dies waren die letzten Erfolge, die Kaiser Leopold erlebte; am 5. Mai 1705 schied er, fünfundsechzig Jahre alt, aus dem Leben. 1705

Deutschland verlor nichts in dem mittelmäßig begabten, schwachmüthigen Herrscher. Ernsthaft, gemessen und spröde, war er auch in Oestreich nie populär gewesen. In dem fatalistischen Glauben an die Zukunft seines Hauses und in dem lebhaften Gefühl für die äußere Würde der kaiserlichen Majestät war er ein völliges Ebenbild des Schattenkaisers Friedrich III.

Kaiserhause feindliche Partei und wählte Rákóczy zum Fürsten. Schon verbrei-
tete sich das Gerücht, die Rebellen ständen auch mit dem Schwedenkönig in Ver-
bindung, der den sächsischen Polenkönig entthront und den Wojwoden Stanis-
laus Lesczinski erhoben hatte (12. Juli 1704). Vor allem aber war
Italien Hilfe nöthig; in immer größere Noth gerieth, nach dem Verlust sei[ner]
Festungen, der Savoyer: es war ein besonderer Glücksfall, daß der Preußenkö[nig]
sich verpflichtete, dem Bedrängten 8000 Mann zur Hilfe zu senden (3. Dezem[ber]).
1705 Bis sie ankamen — unter Leopold von Dessau — (März 1705), stand h[ier]
gleichwol alles auf dem Spiel.

Aber das erste Regierungsjahr Josephs sollte die gewünschten Erfolge n[och]
nicht bringen. In Italien kam es am 16. August 1705 zwischen Vendôme [und]
dem Prinzen Eugen, der hier wieder den Oberbefehl übernommen hatte, [zur]
Schlacht bei Cassano, der blutigsten, die in diesem Kriege auf italienisch[em]
Boden geschlagen: aber nach vierstündigem Kampfe mußten die Gegner, de[ren]
Heere beide mit unvergleichlicher Tapferkeit um den Sieg gerungen hatten, o[hne]
Entscheidung den Streit aufgeben. Es war besonders ein Ehrentag der Preu[ßen],
deren Führer, Leopold von Dessau, eine an Tollkühnheit grenzende Tapfer[keit]
entfaltete und seine Truppen zu Leistungen anfeuerte, deren Gedächtniß [noch]
heute in der preußischen Armee wach erhalten wird.

Leopold stürmte mit seinen Truppen durch drei wasserreiche Kanäle, in denen v[iele]
ertranken. Da die Munition völlig durchnäßt war, blieb den Preußen, am jensei[tigen]
Ufer angelangt, als einzige Waffe das Bajonett. Dennoch durchbrachen drei Batai[llone]
die feindlichen Brigaden Grancey und Bourk. Zum Andenken an diese That trage[n]
siebente und achte Kompagnie des Alexander Garde-Grenadier-Regiments noch heu[te]
damals den Tapferen verliehenen juchtenen Säbelhandriemen.

Vollständig scheiterte die Unternehmung Marlboroughs, namentlich in F[olge]
der Lässigkeit, die nach dem Siege von Höchstädt bei den verbündeten Regierun[gen]
sich eingestellt hatte. Das englische Parlament bewilligte nur karge Mittel, [das]
Reichsheer war nicht aus den Winterquartieren zu bringen. Marlborough be[absichtigte]
von der Gegend der Mosel her über Lothringen nach Frankreich einbre[chen zu]
wollen, weil die Grenze hier am schwächsten durch Festungen bewehrt war, [und]
dann geraden Weges auf Paris zu marschieren. Dazu bedurfte er der M[it]-
wirkung der kaiserlichen und der Reichsarmee: war aber der Markgraf von Ba[den]
ohnehin schwer zu dieser Mitwirkung zu bestimmen, so verzögerte seine Erkrank[ung]
nachher die Ausführung des als richtig anerkannten Planes. Als Marlborou[gh]
1705 in Lothringen anlangte (Juni 1705), fand er, daß Marschall Villars die [be]-
drohte Grenze längst mit überlegenen Streitkräften gedeckt hatte; da die V[er]-
pflegung in dem armen Lande außerdem große Schwierigkeiten machte, [gab]
Marlborough den Plan auf und langte unter entsetzlichen Regengüssen E[nde]
Juni in Trier mit einer Armee an, die völlig einer geschlagenen glich. [Der]
große Herzog war so kleinlich, das Fehlschlagen allein dem bösen Willen d[es]
kranken Markgrafen zuzuschreiben.

Mit größerem Rechte hatte er sich in den nächsten Monaten über die Holländer



eopold von **Dessau** bei der Eroberung der kleinen französischen Festung Aire, 1710 von den Preußen erstürmt.

Jugendbildniß gemalt von Antoine Pesne, Kgl. Pr. Hofmaler.

Kaiserhause feindliche Partei und wählte Rákóczy zum Fürsten. Schon verbreitete sich das Gerücht, die Rebellen ständen auch mit dem Schwedenkönig in Verbindung, der den sächsischen Polenkönig entthront und den Wojwoden Stanislaus Leszczinski erhoben hatte (12. Juli 1704). Vor allem aber war in Italien Hilfe nöthig; in immer größere Noth gerieth, nach dem Verlust seiner Festungen, der Savoyer: es war ein besonderer Glücksfall, daß der Preußenkönig sich verpflichtete, dem Bedrängten 8000 Mann zur Hilfe zu senden (3. Dezember). 1705 Bis sie ankamen — unter Leopold von Dessau — (März 1705), stand hier gleichwol alles auf dem Spiel.

Aber das erste Regierungsjahr Josephs sollte die gewünschten Erfolge noch nicht bringen. In Italien kam es am 16. August 1705 zwischen Vendôme und dem Prinzen Eugen, der hier wieder den Oberbefehl übernommen hatte, zur Schlacht bei Cassano, der blutigsten, die in diesem Kriege auf italienischem Boden geschlagen: aber nach vierstündigem Kampfe mußten die Gegner, deren Heere beide mit unvergleichlicher Tapferkeit um den Sieg gerungen hatten, ohne Entscheidung den Streit aufgeben. Es war besonders ein Ehrentag der Preußen, deren Führer, Leopold von Dessau, eine an Tollkühnheit grenzende Tapferkeit entfaltete und seine Truppen zu Leistungen anfeuerte, deren Gedächtniß noch heute in der preußischen Armee wach erhalten wird.

Leopold stürmte mit seinen Truppen durch drei wasserreiche Kanäle, in denen viele ertranken. Da die Munition völlig durchnäßt war, blieb den Preußen, am jenseitigen Ufer angelangt, als einzige Waffe das Bajonett. Dennoch durchbrachen drei Bataillone die feindlichen Brigaden Grancey und Bourk. Zum Andenken an diese That tragen die siebente und achte Kompagnie des Alexander Garde-Grenadier-Regiments noch heute die damals den Tapferen verliehenen juchtenen Säbelhandriemen.

Vollständig scheiterte die Unternehmung Marlboroughs, namentlich in Folge der Lässigkeit, die nach dem Siege von Höchstädt bei den verbündeten Regierungen sich eingestellt hatte. Das englische Parlament bewilligte nur karge Mittel, das Reichsheer war nicht aus den Winterquartieren zu bringen. Marlborough hatte von der Gegend der Mosel her über Lothringen nach Frankreich einbrechen wollen, weil die Grenze hier am schwächsten durch Festungen bewehrt war, um dann geraden Weges auf Paris zu marschieren. Dazu bedurfte er der Mitwirkung der kaiserlichen und der Reichsarmee: war aber der Markgraf von Baden ohnehin schwer zu dieser Mitwirkung zu bestimmen, so verzögerte seine Erkrankung nachher die Ausführung des als richtig anerkannten Planes. Als Marlborough 1705 in Lothringen anlangte (Juni 1705), fand er, daß Marschall Villars die bedrohte Grenze längst mit überlegenen Streitkräften gedeckt hatte; da die Verpflegung in dem armen Lande außerdem große Schwierigkeiten machte, gab Marlborough den Plan auf und langte unter entsetzlichen Regengüssen Ende Juni in Trier mit einer Armee an, die völlig einer geschlagenen glich. Der große Herzog war so kleinlich, das Fehlschlagen allein dem bösen Willen des kranken Markgrafen zuzuschreiben.

Mit größerem Rechte hatte er sich in den nächsten Monaten über die Holländer zu



eopold von Dessau bei der Eroberung der kleinen französischen Festung Aire, 1710 von den Preußen erstürmt.

Jugendbildniß gemalt von Antoine Pesne, Kgl. Pr. Hofmaler.

beklagen. In den Niederlanden war während seiner Abwesenheit alles rückwärts gegangen; jetzt (Juli) verscheuchte der bloße Schrecken des Namens „Marlborough" den Marschall Villeroi und den Kurfürsten Max Emanuel. Seine wirklichen Erfolge in demselben Monat konnten aber theils wegen der Erschöpfung seiner Armee nicht ausgenutzt werden, theils wegen der Böswilligkeit und Widerspenstigkeit der holländischen Generale und Aengstlichkeit und Eifersucht der holländischen Militärbevollmächtigten.

Etwas besser ließen sich die Dinge auf dem deutschen Kriegsschauplatze an. Dem Markgrafen Ludwig von Baden, der eben nur halb genesen aus Schlangenbad zurückgekehrt war, gelang es, im Laufe des Sommers und Herbstes einige Vortheile über die Franzosen zu erringen. Im August trieb er den Marschall Villars, der eben den Rhein überschritten, in seine frühere Stellung zurück, ging dann selbst zum Angriff vor und stürmte (28. August) den Schlüsselpunkt der französischen Position (die Pfaffenhofener Linien). Da obendrein im Reichsheere Verstärkungen anlangten, zog sich Villars unter die Kanonen von Straßburg zurück, der Markgraf aber nahm Hagenau und den Unterelsaß mühelos ein. Da er aber voraussah, daß ihm die Franzosen im nächsten Frühjahr seine Errungenschaften zu entreißen suchen würden, war er während des Winters eifrig bemüht, die Stände und das Oberhaupt des Reiches zu reichlicher Verstärkung seiner Streitkräfte zu vermögen. Aber die Stände markteten um jeden Mann, der Kaiser war aus Geldnoth unfähig zu helfen.

In Spanien hatten sich die Angelegenheiten Oestreichs günstiger gestaltet: Erzherzog Karl konnte endlich Lissabon verlassen und hielt am 23. Oktober 1705 seinen Einzug in Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens.

Trotz der im allgemeinen sehr geringfügigen Erfolge setzte der Kaiser in Bezug auf den bairischen und kölnischen Kurfürsten seinen Willen durch. Am 27. November ertheilten die Kurfürsten ihre Zustimmung zu der rechtlich vollkommen begründeten Aechtung der Reichsverräther. Die Achtbriefe selbst erfolgten erst am 29. April 1706.

1705 Schloß das Jahr 1705 für den Kaiser mit banger Sorge, so überstieg das folgende, welches die Engländer das „wundervolle" nennen, all seine Erwartungen.
1706 Am 23. Mai 1706 nöthigte Marlborough den unfähigen Villeroi zur Entscheidungsschlacht bei Ramillies (unweit Tongern) und gewann in drei Stunden einen Sieg, dessen Folgen nicht weniger bedeutsam waren, als die des Höchstädter Tages. Am 28. Mai hielt er seinen Einzug in Brüssel, nachdem schon zwei Tage vorher daselbst die Stände von Brabant dem Habsburger Karl als ihrem Landesherrn gehuldigt hatten: bald folgten diesem Beispiele die wichtigsten Städte von Brabant und Flandern: ohne Schwertstreich nahm der Herzog am 11. Juni das gewaltige Antwerpen ein. Ostende kapitulirte bald darauf, es folgten Menin, Dendermonde und Ath: am Schlusse des Feldzuges besaß Ludwig XIV. außer Mons keinen einzigen wichtigen Platz in Brabant und Flandern.

Diese Erfolge übten eine ersprießliche Rückwirkung auf die Ereignisse des deutschen Kriegsschauplatzes aus. Denn die Befürchtungen des Markgrafen hatten sich vollkommen bestätigt; im April 1706 ward er von weitaus überlegenen

Streitkräften unter Villars und Marsin angegriffen und mußte sich glücklich schätzen, mit seinen 6000 Mann eben noch über den Rhein zu entkommen. Villars verheerte nun das Bisthum Speier und die Rheinpfalz, bis er in Folge der Schlacht von Ramillies erhebliche Truppen nach den Niederlanden entsenden mußte. Dadurch wurde das Gleichgewicht der Kräfte einigermaßen wieder hergestellt und das sonst wehrlose Süddeutschland vor weiteren Leiden bewahrt.

Im August 1706 mußte der Markgraf Ludwig wegen zunehmenden Siechthums den Oberbefehl aufgeben und nach Schlangenbad gehen: zu Rastatt verschied der einst so berühmte Türkensieger am 4. Januar 1707.

Aber am herrlichsten bewährte sich in diesem Jahre doch das Feldherrntalent des Prinzen Eugen. Er errang in Italien, wo der östreichische General Reventlow (am 19. April bei Calcinato) eine empfindliche Schlappe erlitten hatte und das wichtige Turin belagert wurde, am 7. September 1706 bei der genannten Stadt einen glänzenden Sieg; in weit ausgedehnten Linien ließ er das französische Heer angreifen, welches der Herzog von Orleans und Marsin herbeiführten, um Turins Fall zu beschleunigen. Da die französischen Heerführer beide im Beginne der Schlacht verwundet wurden, riß bei ihrem Heere alsbald Verwirrung ein und der Rückzug der Geschlagenen artete in völlige Auflösung aus. Der Verlust der Franzosen war denn auch ungeheuer, namentlich ihre Einbuße an Artillerie, noch größer aber war der moralische Eindruck des Sieges in Italien und Europa. Ehe das Jahr zu Ende ging, hatten die französischen Feldarmeen fast ganz Italien geräumt; im Anfang des nächsten Jahres mußte sich Ludwig XIV. glücklich schätzen, daß auch seinen Garnisontruppen erlaubt wurde, mit kriegerischen Ehren aus der Lombardei abzuziehen.

In diesem Augenblicke aber verdüsterte eine neue schwere Wetterwolke den politischen Horizont: der nordische Krieg drohte in den spanischen Erbfolgekrieg überzugreifen: alle Früchte des Turiner Sieges gingen verloren, wenn es Ludwigs XIV. Staatskunst gelang, den nordischen Eroberer Karl XII. zu sich herüberzuziehen und Schweden an die gemeinschaftlich übernommene Garantie des Westfälischen Friedens zu erinnern. Schon stand er an der Elbe: in Wien vernahm der Kaiser mit Unmuth die Beschwerden, die sich der Schwedenkönig über die Bedrückung der schlesischen Protestanten herausnahm.

Karl XII. passirte Schlesien nämlich auf seinem Siegeszuge gegen August von Sachsen-Polen: er lag jetzt (April 1707) im Sachsenlande im Hauptquartier zu Altranstädt, um dem völlig besiegten Gegner die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Zum Glück für den Kaiser war Karl XII. nur Soldat, nicht Staatsmann; sein ganzer Groll galt dem Zaren Peter, was kümmerte ihn Frankreich, was die große europäische Politik! Marlborough suchte, um den französischen Ränken entgegenzuwirken, den Schwedenkönig in seinem Hauptquartier zu Altranstädt auf, überbrachte ihm ein höchst verbindliches Schreiben seiner Königin und bestach Karl XII., indem er der militärischen Eitelkeit desselben schmeichelte. Karl vergalt diese Aufmerksamkeiten, ehrte er doch in Marlborough einen der größten Feldherrn seiner Zeit. Bestechung wirkte nebenbei mit, um Marlborough seinen vollständigen Erfolg zu sichern.

Karls Günstling, Graf Piper, erhielt 100,000 Pfd. Sterl. und für seine Gemahlin

Schläge beizubringen. Mit vereinter Kraft schlugen sie am 11. Juli 1708 den Herzog von Burgund und Vendôme bei **Oudenarde** und konnten sich nun an die Belagerung von Lille machen, bei dessen Befestigung der geniale Vauban sein Meisterstück geliefert. Das Unternehmen zog die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich; vornehme Freiwillige wohnten im Heere der Verbündeten dem interessanten Schauspiele bei. Nach heldenmüthigster Vertheidigung übergab Boufflers am 23. Oktober die Stadt, am 11. Dezember auch die Citadelle. Zwar betrug der Verlust der Verbündeten an 20,000 Mann, aber nun begann Frankreich für seine eigene Sicherheit zu zittern. Gent, Brügge wurden geräumt, ganz Spanisch-Flandern war erobert.

Zu dem militärischen kam elementares Mißgeschick. Eine furchtbare Kälte überfiel Frankreich im Januar 1709, dauerte bis zum Frühling, vernichtete alle Erntehoffnungen und hatte eine furchtbare Hungersnoth zur Folge. Nur schleuniger Friedensschluß schien Rettung zu gewähren und Ludwig XIV. mußte sich entschließen, durch Vermittlung des verachteten Krämerstaates der Holländer diesen Frieden zu erbitten. Er verlangte für seinen Enkel (durch den gewandten Torcy) nur noch Neapel und Sizilien. Wol waren die Holländer zum Frieden geneigt, auch in England sank der Einfluß der kriegslustigen Whigs und der Partei Marlboroughs, aber dem Kaiser war nicht zu verdenken, daß er den vollständigen Sieg auch zum vollständigen Triumph ausnützen wollte. Seine Absichten gingen auf die ganze spanische Erbschaft, auf die Demüthigung Frankreichs; die Reichsgrenze, wie sie vor 1552 gewesen, sollte wieder hergestellt, Metz, Toul und Verdun zurückgewonnen werden. Joseph fühlte sich als Kaiser: das zeigte er nicht allein bei dieser Gelegenheit, das hatte er in diesen letzten Jahren auch dem Papste deutlich bewiesen.

1709

Da Joseph kein Jesuitenfreund war, so war er dem Papst schon an sich keine angenehme Persönlichkeit. Dazu kam, daß **Clemens** XI. die Anerkennung des habsburgischen Karl beharrlich verweigerte und mit dem Kaiser auch sonst in Besitzstreitigkeiten gerieth, — er beanspruchte das Oberlehnsrecht in Parma und Piacenza. Joseph erklärte diese Ansprüche und ebenso die päpstlichen Drohungen für „lächerlich." Clemens XI. brachte eine buntscheckige Truppenmasse — vom Volk spöttisch „Papagalli" genannt — auf, die aber im November 1708 vor dem General Daun auseinanderlief. Schon dachte der Papst daran, Joseph mit dem Banne zu belegen, da führten Habsburgs Verbündete, denen jener Akt um der strenggläubigen Spanier willen sehr unangenehm gewesen wäre, einen für Joseph immerhin vortheilhaften Vergleich herbei (15. Januar 1709), durch den Clemens den Erzherzog endlich als König von Spanien anerkannte und sogar mit der Krone von Neapel und Sizilien belehnte.

So wurde noch einmal die Entscheidung der Waffen angerufen. Bei **Malplaquet**, unweit Mons, erlagen am 11. September 1709 Boufflers und Villars dem überlegenen Genie Marlboroughs und Eugens. Zwar fiel in Folge des Sieges auch das feste Mons, aber er war doch ein „Pyrrhussieg"; zu große Opfer — 20,000 Mann — hatte der Sturm auf die Verschanzungen der Franzosen gefordert.

Villars schrieb am 14. September seinem Könige: „Wenn Gott uns die Gnade ver-

immerhin schmerzlich sein, der Tod des Kaisers war für ihn ein ungleich größerer Gewinn. Derselbe Karl, für den die Seemächte die spanische Erbschaft hatten erobern wollen, war jetzt zur Regierung in den deutsch-habsburgischen Ländern wol auch zum Kaiserthron berufen, — man konnte die Vereinigung einer so großen Macht in einer Hand nimmermehr zugeben. England wenigstens ließ selbst in Wien keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es nunmehr für die Theilung der spanischen Erbschaft eintreten werde.

Da England und Holland wetteifernd dem Franzosenherrscher den Frieden antrugen, steigerte Ludwig XIV. seine Forderungen natürlich von neuem, und erst der durch Marlborough bewirkte Fall der wichtigen Festung Bouchain nöthigte ihn, den hohen Ton herabzustimmen. Bereits nach drei Wochen (8. Oktober) wurden zwischen England und Frankreich die Friedenspräliminarien unterzeichnet.

Da dieselben dem französischen Könige Vortheile gewährten, die er kaum als Frucht vieler Siege hätte beanspruchen dürfen, gelang es in England der gestürzten Partei, sich einen Sturm gegen das neue Kabinet und die Präliminarien heraufzubeschören. Schon schwankte die Königin, da entschloß sich der neue Minister Lord Oxford zu einem Staatsstreich. Im Unterhause erhob er gegen Marlborough eine Anklage wegen Unterschleifs in der Heeresverwaltung, die Königin entsetzte ihn, ohne den Ausgang der parlamentarischen Untersuchung abzuwarten, aller seiner Aemter und ernannte zwölf neue Pairs, um die Stimme der Gerechtigkeit auch im Oberhause zu ersticken und die Annahme der Friedenspräliminarien durchzusetzen. Dies gelang, und das Unterhaus erklärte den Herzog am 24. Januar 1712 mit großer Majorität der ihm aufgebürdeten Gesetzwidrigkeiten schuldig und die Königin befahl ihn gerichtlich zu verfolgen.

Dabei blieb es; die Minister wagten nicht, Marlborough in den Anklagestand zu versetzen. Er trat aber freilich vom Schauplatz seiner Thaten völlig ab und starb am 16. Juni 1722; seine Gemahlin überlebte ihn zwanzig Jahre.

1711 In der Zwischenzeit hatte Karl III. Spanien verlassen (27. September 1711), seiner Gemahlin unbeschränkte Vollmachten und den Grafen Stahremberg als treuen Berather zurücklassend. Nach glücklich erfolgter Landung (12. Oktober 1711) ging er zunächst nach Mailand. An demselben Tage, wo er in Vado landete, erfolgte in Frankfurt seine Wahl zum römischen Kaiser. Frankreich hatte alles mögliche aufgeboten, um dieses Ergebniß zu verhindern: es hatte versucht, den König Friedrich von Preußen als Gegenkandidaten aufzustellen: es hatte den Marschall Villars an den Oberrhein geschickt, um die Kurfürsten zu bedrohen, erreichte aber seinen Zweck nicht.

Der Krieg war seit dem Tode Josephs in Deutschland wie in den Niederlanden völlig eingeschlafen, ein Friedenskongreß zu Utrecht für Januar 1712 zwischen England und Frankreich vereinbart worden. 1712

---

19. Die Friedensschlüsse zu Utrecht (11. April 1713), Rastatt (7. März 1714) und Baden (7. September 1714).

Kaiser Karl VI. war gegen den Friedenskongreß so eingenommen, daß er drohte, ihn in Ewigkeit nicht beschicken zu wollen. Er entsandte den Prinzen Eugen nach London, um Englands Abfall von der großen Allianz zu verhindern.

lge auf dem Thron des protestantischen England ihrem Bruder, dem katholischen
denten Jakob (III.), zu sichern.

in Spanien trat noch im Jahre 1710 ein Rückschlag ein. Zwar
er Graf Stahremberg bei Villaviciosa (10. Dezember) einen voll-
Sieg über die doppelt so starke bourbonische Armee, aber seine eigenen
zwangen ihn den Rückzug nach Catalonien anzutreten. Hier behauptete
erg bis zu seiner Abberufung (1713) außer Barcelona nur noch wenige
; thatsäch-
der spani-
lgekrieg in
selbst schon
und zu
Philipps V.
, dem ganz
zufiel.
en hinein
riedensver-
n, welche
n Umstän-
knüpft wa-
zwei folgen-
Ereignisse.
dreier Ta-
der Dau-
Apr. 1711)
mische Kai-
April) von
ern dahin-
ohlbegrün-
die Worte,
ſtClemens
darauf an
näle rich-
lehrt die
Weisheit auf
ß hienieden
groß und
t, daß es
gleich auch
ch und hin-
." Möchte
wig XIV. der
des Dauphin

1711



Kaiser Josef I. gegen Ende seines Lebens, gleichzeitige Darstellung. Beispiel der damaligen spanischen Hoftracht.

immerhin schmerzlich sein, der Tod des Kaisers war für ihn ein ungleich größerer Gewinn. Derselbe Karl, für den die Seemächte die spanische Erbschaft hatten erobern wollen, war jetzt zur Regierung in den deutsch-habsburgischen Landen, wol auch zum Kaiserthron berufen, — man konnte die Vereinigung einer so großen Macht in einer Hand nimmermehr zugeben. England wenigstens ließ selbst in Wien keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es nunmehr für die Theilung der spanischen Erbschaft eintreten werde.

Da England und Holland wetteifernd dem Franzosenherrscher den Frieden antrugen, steigerte Ludwig XIV. seine Forderungen natürlich von neuem, und erst der durch Marlborough bewirkte Fall der wichtigen Festung Bouchain nöthigte ihn, den hohen Ton herabzustimmen. Bereits nach drei Wochen (8. Oktober) wurden zwischen England und Frankreich die Friedenspräliminarien unterzeichnet.

Da dieselben dem französischen Könige Vortheile gewährten, die er kaum als Früchte vieler Siege hätte beanspruchen dürfen, gelang es in England der gestürzten Partei, noch einen Sturm gegen das neue Kabinet und die Präliminarien heraufzubeschören. Schon schwankte die Königin, da entschloß sich der neue Minister Lord Oxford zu einem Staatsstreich. Im Unterhause erhob er gegen Marlborough eine Anklage wegen Unterschleifs in der Heeresverwaltung, die Königin entsetzte ihn, ohne den Ausgang der parlamentarischen Untersuchung abzuwarten, aller seiner Aemter und ernannte zwölf neue Pairs, um die Stimme der Gerechtigkeit auch im Oberhause zu ersticken und die Annahme der Friedenspräliminarien durchzusetzen. Dies gelang, und das Unterhaus erklärte den Herzog am 24. Januar 1712 mit großer Majorität der ihm aufgebürdeten Gesetzwidrigkeiten schuldig, und die Königin befahl ihn gerichtlich zu verfolgen.

Dabei blieb es; die Minister wagten nicht, Marlborough in den Anklagestand zu versetzen. Er trat aber freilich vom Schauplatz seiner Thaten völlig ab und starb am 16. Juni 1722; seine Gemahlin überlebte ihn zwanzig Jahre.

1711 In der Zwischenzeit hatte Karl III. Spanien verlassen (27. September 1711), seiner Gemahlin unbeschränkte Vollmachten und den Grafen Stahremberg als treuen Berather zurücklassend. Nach glücklich erfolgter Landung (12. Oktober 1711) ging er zunächst nach Mailand. An demselben Tage, wo er in Vado landete, erfolgte in Frankfurt seine Wahl zum römischen Kaiser. Frankreich hatte alles mögliche aufgeboten, um dieses Ergebniß zu verhindern: es hatte versucht, den König Friedrich von Preußen als Gegenkandidaten aufzustellen: es hatte den Marschall Villars an den Oberrhein geschickt, um die Kurfürsten zu bedrohen, erreichte aber seinen Zweck nicht.

Der Krieg war seit dem Tode Josephs in Deutschland wie in den Niederlanden völlig eingeschlafen, ein Friedenskongreß zu Utrecht für Januar 1712 zwischen England und Frankreich vereinbart worden. (Randnotiz: 1712)

---

19. Die Friedensschlüsse zu Utrecht (11. April 1713), Rastatt (7. März 1714) und Baden (7. September 1714).

Kaiser Karl VI. war gegen den Friedenskongreß so eingenommen, daß er drohte, ihn in Ewigkeit nicht beschicken zu wollen. Er entsandte den Prinzen Eugen nach London, um Englands Abfall von der großen Allianz zu verhindern



Kaiser Karl VI. Kniestück (in Rüstung mit Mantel).
Gemalt und gestochen von Antonius Birckhart.

Aber als Eugen ankam, war es zu spät: der berühmte Feldherr wurde zwar von der Königin aufs höchste ausgezeichnet und von der Bevölkerung mit Beweisen der Achtung überhäuft, aber man änderte die Politik nicht und der Utrechter Kongreß ward dennoch eröffnet, der Friedensschluß zwischen Frankreich und den hier vertretenen Mächten durch eine Reihe bedeutsamer Zwischenfälle aber um mehr als ein Jahr verzögert.

Am 18. Februar 1712 starb der Erbe Frankreichs, Ludwigs XIV. ältester Enkel, der Herzog von Burgund, bald darauf auch der ältere seiner beiden Söhne, so daß nur noch ein zweijähriges Kind, der nachmalige König Ludwig XV., zwischen Philipp V. und dem französischen Throne stand. Um der Vereinigung der spanischen und der französischen Krone vorzubeugen, mußten die beiden Linien des bourbonischen Hauses erst zu gegenseitigen Verzichtleistungen genöthigt werden. Dies Abkommen wurde erst im November 1712 von den Cortes genehmigt und am 15. März 1713 vom Pariser Parlamente registrirt.

England sah sich in Folge der Utrechter Verhandlungen — schon im Juni wurden die Präliminarien dem Parlamente vorgelegt — zu einer höchst zweideutigen Haltung genöthigt. Das Kabinet ertheilte dem neuen Befehlshaber der britischen Streitkräfte in den Niederlanden, dem Herzog von Ormond, die geheime Weisung, den Franzosen möglichst wenig zu schaden und brachte dies auch zur Kenntniß des französischen Herrschers. Als nun Prinz Eugen die Belagerung von Quesnoy beschloß (Mai 1712), verweigerte Ormond jede Mitwirkung und schloß für die britischen Truppen mit Villars einen zweimonatlichen Waffenstillstand. Zwar fiel Quesnoy trotzdem, aber in der Folge erlitten die Kaiserlichen hier nur Niederlagen, und in den Kirchen zu Paris sah man seit langer Zeit wieder eroberte Fahnen aufgehängt.

Ormond wollte auch die deutschen Soldtruppen Englands in den Waffenstillstand einschließen, aber das verhinderte Eugens Bewunderer, Leopold von Dessau; er entflammte das Nationalgefühl der deutschen Söldner, die fast alle bei Eugens Fahnen blieben, aber ohne Glück unter ihnen kämpften.

Die Friedensbedingungen, für welche England gleichzeitig den Kaiser zu gewinnen suchte, hielt Karl VI. für unannehmbar. Er beschloß den Kampf um die ganze Erbschaft fortzusetzen, obwol die spanischen Verhältnisse den Verzicht Karls auf dieses Land nahe genug legten.

1713 So schlossen denn am 11. April 1713 Frankreich einerseits, Großbritannien, Holland, Portugal, Savoyen und Preußen andrerseits, zu Utrecht einen Sonderfrieden ab. Spanien und die amerikanischen Kolonien sollten Philipp V. verbleiben, die italienischen Besitzungen außer Sizilien und Sardinien, auch Belgien an den Habsburger fallen. Vergebens erklärte sich Graf Sinzendorf, der Vertreter des Kaisers, gegen eine solche Preisgebung der Interessen seines Herrn.

Es war nicht allein die Besitzfrage, welche den Kaiser abhielt, in jene Abmachungen zu willigen. Er betrachtete es mit Recht als eine Ehrensache, die Achtserklärung gegen die Kurfürsten von Köln und Baiern aufrecht zu erhalten; auch hatte man sich in Wien nachgerade mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich für die Leiden und Verluste des Krieges durch das fette Baiernland zu

schädigen. Ebenso war es auch für Ludwig XIV. eine Ehrensache, jene deutschen Verbündeten nicht im Stiche zu lassen, und auch die Seemächte drangen auf die Restitution der beiden Kurfürsten.

Die Fortsetzung des Kampfes bot dem Kaiser wenig Aussichten auf Erfolg. Er stand fast ganz vereinsamt da; seine einzige Hilfe bestand in der unzuverlässigen Kriegsmacht des Reiches. Denn die von Wien aus stark beeinflußte Mehrheit des Regensburger Reichstages faßte am 31. März 1713 den mann- 1713 haften Beschluß, „kaiserlicher Majestät mit äußerster Macht und Kraft, mit allem Ernst und Eifer beizustehen." Umsonst hatte der Preußenkönig gewarnt, „Dinge u beschließen, die unausführbar seien; von der Mehrheit der Kleineren beschließen u lassen, was die Größeren ausführen sollten und weder fähig, noch gewillt ein würden zu leisten." Wie begründet diese Warnung war, zeigte sich bald. Die reichen englischen Hilfsgelder flossen nicht mehr, die kleinen Reichsstände aren erschöpft und leisteten noch weniger, als in ihren schwachen Kräften stand. ie geringe Streitmacht, die Karl den 125,000 Franzosen des Marschalls Villars n Rhein gegenüberstellte, konnte selbst unter einem Feldherrn wie Eugen nicht egen. Speier, Worms, Landau und Freiburg fielen bis zum November 1713 die Hände der Franzosen.

Jetzt mußte auch Eugen dem Kaiser zum Frieden rathen, und es war für arl VI. ein Glück, daß auch Ludwig XIV. dazu geneigt war, weil er den Tod r englischen Königin und damit die Rückkehr eines kriegslustigen Whigministeums befürchtete. Daher traten bald nach dem Falle Freiburgs Villars und rinz Eugen zu Rastatt in Verhandlungen, die nach manchen Schwierigkeiten m 7. März 1714 den Frieden herbeiführten. 1714

In Bezug auf die Erbschaftsfragen blieb es im wesentlichen bei den Utrechter Abmachungen. Ludwig XIV. gab Altbreisach und Freiburg dem Kaiser, Kehl dem Reiche zurück und ließ die Befestigungen von Hüningen und andern oberrheinischen Plätzen endlich schleifen, behielt aber Landau mit drei dazu gehörigen Dörfern. Die Kurfürsten von Baiern und Köln mußten völlig restituirt werden.

Er entsprach wenig den großen Siegen, welche in den letzten Jahren erchten waren. Namentlich das Reich kam schlecht dabei weg: von der Abtretung es Elsasses war nicht die Rede. Aeußerlich wahrte das „heilige römische Reich eutscher Nation" seine Selbständigkeit, indem es dem kaiserlichen Frieden nachinkte und erst ein halbes Jahr später (7. September 1714) zu Baden — im chigen Kanton Aargau — mit Frankreich abschloß.

Der Friedensschluß von Rastatt war auch das Grab der Hoffnungen Franz Rákóczys. Bis zum Jahre 1707 war sein Stern im Aufgehen und Steigen gewesen, erlosch aber im Jahre 1709, wo Rákóczy geächtet wurde. Er begab sich flüchtig nach Polen, verwarf im Jahre 1711 einen vom Grafen Palffy vermittelten Vergleich und begab sich über Danzig nach Frankreich. Ludwig XIV. setzte ihm ein Jahrgeld aus und Rákóczy, der sich jetzt Graf von Sáros nannte, blieb mit den Männern der Politik in Verbindung. Im September 1717 verließ Rákóczy sein Asyl, um sein Geschick an das der Pforte zu knüpfen, wurde aber im Passarowitzer Frieden (1718) preisgegeben und endlich am Gestade des Marmarameeres internirt.

20. Preußen und Oestreich bis zu den Friedensschlüssen von Stockholm (1720) und Passarowitz (1718).

Bei den Utrechter Friedensschlüssen war von allen den Mächten, die in dem Erbfolgekriege gegen Frankreich in Waffen gestanden hatten, der junge preußische Königsstaat am wenigsten berücksichtigt worden. Es entsprach dies ganz der schwächlichen Haltung, welche König Friedrich I. in diesem, wie in dem gleichzeitigen nordischen Kriege beobachtet hatte. Hier hatte er sich nur einmal für einen Moment, — nach Karls XII. Niederlage bei Pultawa (1709) — zu einer thatkräftigen Politik ermannt, während er bis dahin eine mit schmählichstem Undank belohnte Neutralität inne gehalten hatte. Er schloß sich den alten Feinden Schwedens an, in der Absicht, nun doch noch an der Ostsee Erwerbungen zu machen, wenigstens das ihm so lange vorenthaltene Elbing in seinen Besitz zu bringen, veranlaßte aber dann selbst durch das „Haager Konzert“ (31. März 1710) einen Neutralitätsvertrag, der von Karl XII. nicht respektirt wurde. Schweden, Russen und Polen verletzten ungescheut und ungestraft seine Erblande, ein Appell an den Kaiser und die Seemächte verhallte wirkungslos. Friedrich I. war eben nicht der Mann, um die Grenzen seines Staates mit dem Schwerte zu erweitern. Sein engeres Verdienst beschränkt sich darauf, von gelegentlichen Erwerbungen abgesehn, die westlichen Besitzungen einigermaßen arrondirt zu haben.

Er erkaufte schon im Jahre 1698 von dem geldbedürftigen König August von Polen das Amt Petersberg bei Halle, die Erbvogtei über die Reichsabtei Quedlinburg, die Vogtei und das Schulzenamt der freien Reichsstadt Nordhausen und einige Aemter am Harz. Im Jahre 1707 erkaufte er Tecklenburg: aus der Erbschaft des großen Oraniers, der den jungen Prinzen von Nassau-Friesland zum Erben eingesetzt, erhielt er erst nach dem Verzicht auf den eigentlichen Kern der Erbschaft die Kleve benachbarten Grafschaften Lingen und Mörs.

Hervorgehoben zu werden verdient aber, daß gerade der Kaiser, für dessen spanisches Erbrecht die Preußen so lange und so tapfer gefochten hatten, der seine Wahl der loyalen Haltung Friedrichs I. verdankte, dem Könige seinen kärglichen Erwerb am meisten und längsten bestritt. Es gereicht den mannigfachen Versehen und Versäumnissen Friedrichs einigermaßen zur Entschuldigung, daß er auf keinen einzigen aufrichtigen Freund zu zählen hatte. Auch das Walten dieses Herrschers im eignen Lande, lange Zeit hindurch einseitig verurtheilt, findet auf Grund genauer Forschung jetzt gerechtere Würdigung. Denn trotz des Aufwandes, den Friedrich I. für nöthig hielt, und trotz der Mißwirthschaft seines Günstlings Kolbe von Wartenberg, trotz der Theilnahme Preußens an verheerenden Kriegen waren am Schlusse seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung, trotz andauernden Mißwachses in den östlichen Provinzen die Staatseinkünfte von zweieinhalb auf vier Millionen jährlich gestiegen. Dabei war das Heer bis auf 40,000 Mann gebracht worden.

Allerdings liegen Friedrichs Hauptverdienste auf einem andern Gebiete als dem der Politik. Er besaß eine lebhafte Empfindung für das Schöne und Große, und es war keineswegs leere und eitle Nachahmung Ludwigs XIV., wenn er diesen Sinn in der Beförderung von Wissenschaft und Kunst bethätigte. So beauftragte er gleich bei seinem Regierungsantritt den großen Samuel von Pufendorf, die Geschichte seines Vor-

gängers, dann seiner eigenen Regierung zu schreiben. An seinem Geburtstage (11. Juli) im Jahre 1694 eröffnete er die Universität zu Halle; aus dem Kreis der an seinem Hof sich sammelnden Künstler bildete er im Jahre 1696 die Akademie der Künste; vier Jahre später entstand auf Anregung seiner Gemahlin, der feinsinnigen Sophie Charlotte, und des Philosophen Leibnitz die Akademie der Wissenschaften „zur Beobachtung der Natur, zur Ausdehnung des christlichen Glaubens bei den Völkern des Ostens und, nach des Königs eigenem Zusatz, zur Erhaltung der Reinigkeit der teutschen Hauptsprache.“

Immerhin war der Thronwechsel (25. Februar 1713) ein glückbringendes reigniß für den preußischen Staat. Es war lediglich der Rücksicht auf die raffe Persönlichkeit, die nunmehr Preußens Geschicke lenkte, zu danken, daß ese Macht beim Utrechter Friedensschluß nicht völlig übergangen wurde: man tschädigte Preußen für seine Ansprüche auf die in Frankreich gelegenen Güter s Hauses Oranien mit dem größeren Theile von Geldern; auch erkannten ankreich und Spanien die preußische Königskrone an.

Kaum ist es nöthig, die Persönlichkeit des neuen Herrschers Friedrich ilhelms I. eingehender zu schildern. Denn wiewol dieser Fürst gleich seinem orgänger in Bezug auf seine Regententhätigkeit und Regententüchtigkeit lange



Prinz August Wilhelm. Prinz Heinrich. Der König (dritte Person links). Kronprinz Friedrich.

Das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.

Nach dem gleichzeitigen Oelbilde im königl. Schloß zu Charlottenburg.



Friedrich Wilhelm I. Gleichzeitiger Stich von Mentzel.

und schwer verkannt worden ist, so stehen die Grundzüge seines Charakters dennoch längst fest. Wie hoch man auch jetzt den Geist bewundern mag, welcher der preußischen Armee ihre Schulung und ihren Korpsgeist, dem preußischen Beamtenthum seine Pflichttreue und Uneigennützigkeit, dem ganzen Volke selbst seine Zucht und seinen Fleiß gegeben hat, das alles ändert wenig an dem Bilde, welches früher von der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms entworfen worden ist.

Er steht vor uns als ein straffer, strenger Gatte, Vater und Landesherr, durchdrungen allerdings von den Pflichten, welche ihm diese Stellungen auferlegen, aber auch mindestens ebenso sehr erfüllt von den ihm zustehenden Rechten und Vorrechten. Soldat durch und durch, kennt er für die Verhältnisse des privaten Lebens und der bürgerlichen Verwaltung keinen andern Standpunkt als den militärischen: durch keinen Zug von Milde wird die Härte dieser soldatischen Anschauung gemäßigt: das bürgerliche Strafrecht übte der König strenge und blutig, nicht selten in Hitze und Uebereilung, ja selbst die Liebe und Zuneigung seiner Unterthanen glaubt er anbefehlen, womöglich gewaltsam erzwingen zu können. Selbst seine heutigen Bewunderer müssen zugeben, daß seine geistigen Interessen nicht dem zugewandt waren, was nun einmal ewig unter den Menschen als hoch und groß gelten wird. „Seine Erholung sucht er nicht in ästhetischen Genüssen, nicht im Gedankenaustausch mit Schöngeistern und Gelehrten, sondern in jenem Tabakskollegium, beim Bierkruge, den derbe Wachtstubenwitze und die Schwänke einiger albernen Pedanten würzen.“ Die lustige Person in diesem Tabakskollegium war jener vom Könige zum Freiherrn und spöttischerweise zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften erhobene gelehrte Charlatan J. P. von Gundling, der sich in der Trunkenheit bei Eimbecker Bier und holländischem Tabak zu vielen derben Späßen mißbrauchen lassen mußte.



Freiherr J. P. von Gundling, des Königs Hofnarr im Tabakskollegium. Gleichzeitiger satirischer Stich.

Bekannt ist die Vorliebe des Königs für „lange Kerle“, die er oft mit List und Gewalt aus ... Herren Ländern zusammen werben und pressen ließ, und aus denen er seine Potsdamer Riesengarde bildete. Dieses Bataillon, welches große Summen verschlang, war Vorbild und Musterschule für die ganze Armee; es leistete das unerhörte in Gleichmäßig-



Ein Riesengardist Friedrich Wilhelms I. — („John Henrichsohn aus Norwegen mest 6 fuſz 9 Zoll R. L. Maas." Originalgemälde in Lebensgröße im Kgl. Schloß zu Charlottenburg.)

keit der zahllosen Griffe und Ausführung des Parademarsches. Bei aller Uebertreibung hatte diese Liebhaberei des Königs doch ihre sehr ernste Seite und obschon der Sohn bald das kostbare Spielzeug bei Seite warf, so war es doch die Schule des Vaters, welche ihn seine ersten Siege erringen ließ. Noch heute sind in den königlichen Schlössern kunstlose lebensgroße Oelbilder einzelner dieser „blauen Kinder" des Königs von seiner eignen Hand gemalt erhalten, Kunstübungen, mit denen er sich die Zeit des Podagras kürzte. Sie tragen die Unterschrift: in tormentis pinxit F. W. R.

Indessen haben die Herrscher das Vorrecht, in der Geschichte lediglich nach ihren Herrscherthaten gemessen zu werden, und da erheischt denn allerdings die Gerechtigkeit ein günstiges Urtheil über das Thun und die Schöpfungen Friedrich Wilhelms. Seine Straffheit, Spannkraft und Zähigkeit pflanzte er dem Staate ein, der dadurch größeren Leistungen gewachsen wurde. Das sollte sogleich dem Auslande begreiflich werden.

Da durch die Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges die preußischen Truppen, die bisher in Italien und Brabant gestanden hatten, für andere Zwecke verwendbar wurden, konnte der König in dem immer noch fortdauernden nordischen Kriege Stellung nehmen. Er that es mit Sicherheit und Geschick. Durch den Schwedter Vertrag (6. Oktober 1713) wurde zunächst die von den Russen eroberte Festung Stettin gegen Erstattung der Belagerungskosten einer neutralen Besatzung preußischer und gottorpischer Bataillone eingeräumt und das schwedische Pommern bis zur Peene unter preußisches Sequester gestellt. Damit wurde thatsächlich anerkannt, daß das Gleichgewicht der baltischen Welt auf Preußen beruhte, und mit Recht gilt jener Vertrag als einer der folgenreichsten, den die Hohenzollern je geschlossen.

1715 Da Karl XII., aus dem freiwilligen Exil in der Türkei zurückgekehrt, diesen Abmachungen nicht beipflichtete, kam es im Jahre 1715 zum Kampfe, der mit der Einnahme der Insel Rügen und der Eroberung Stralsunds seinen ersten Abschluß fand. Schon während dieses Feldzuges hatte Friedrich Wilhelms bisheriger Freund, der Zar Peter, durch seine Theilnahmlosigkeit deutlich gezeigt, daß ihm weitere Fortschritte Preußens keineswegs erwünscht waren. Im nächsten Jahre ließ sich bereits erkennen, daß Peter seine Verbündeten zu Untergebenen herabzudrücken strebte. Er wollte Gebieter an der Ostsee werden, und

ein deutscher Fürst, der verächtliche Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, gab ihm Gelegenheit hier festen Fuß zu fassen: sprach man doch im Jahre 1716 davon, daß der Herzog bereit sei, Mecklenburg mit Livland zu vertauschen. Wie leicht konnte der Zar, wenn der Plan gelang, von hier aus versuchen, Preußen aus Pommern ganz zu verdrängen! Mit berechneter Kälte zog sich der König für jetzt von dem Zaren zurück, bis ihn die Nothwendigkeit wieder zur Annäherung zwang. Preußens Stellung war nämlich dadurch eine besonders schwierige, daß das Haus Hannover, welches jetzt (seit 1715) auch dem Inselreich England gebot, darnach strebte, die führende Stellung in Norddeutschland anstatt Schwedens zu übernehmen. Natürlich trat es dadurch in scharfen Gegensatz zu Preußen, und als im April 1718 England, Frankreich und der Kaiser den Plan faßten, in Gemäßheit der Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt allen noch im Kriege befindlichen Mächten einen Vergleich aufzuzwingen, einte sich Friedrich Wilhelm nach einer persönlichen Besprechung mit dem Zaren von neuem mit Rußland (28. Mai 1718). 1718

Die Einung hatte den Zweck die Exekution zu verhindern, welche die mecklenburgische Ritterschaft, gestützt auf Hannover, gegen ihren Herzog beantragt hatte. Allerdings sollten die Truppen erst zusammengezogen werden, wenn man die Kunde erhielte, daß ein kaiserliches Heer nach Böhmen und Schlesien anrücke, aber immerhin schien ein schwerer Konflikt bevorstehend.

In dieser Zeit erschien in Berlin der Abenteurer Kleement, der den König durch die Enthüllungen über ein gegen sein Leben gerichtetes Komplott der Höfe von Wien und Dresden beunruhigte. Der König verfiel darüber in Schwermuth, bis er Leopold von Dessau die Ursache seines Kummers entdeckte. Kleement gestand seine Betrügerei ein und wurde gehenkt (1720).

Wirklich verabredeten die Bevollmächtigten des Kaisers, Hannovers und Sachsens zu Wien am 5. Januar 1719 ein förmliches Attentat auf Preußen. Falls Preußen und Rußland der mecklenburgischen Exekution, welche Braunschweig und Hannover übertragen wurde, Widerstand entgegensetzte, sollte Friedrich Wilhelm von den Verbündeten mit aller Macht angegriffen werden: besonders die hannoverschen Minister hatten es auf eine großartige Plünderung Preußens abgesehen. Indessen wollte das englische Kabinet davon nichts wissen, auch der Kriegseifer des Wiener Hofes kühlte sich ab, und unter englischer Vermittlung schloß Friedrich Wilhelm mit Schweden am 1. Februar 1720 den nicht ungünstigen Frieden von Stockholm. Der König hatte erreicht, was der Große Kurfürst umsonst erstrebt: er hatte am baltischen Meer einen Platz erworben, von dem aus er seinen Staat am Welthandel betheiligen konnte.

Gegen Zahlung von zwei Millionen Thaler bekam Friedrich Wilhelm den Strich Vorpommerns zwischen Peene und Oder nebst Stettin und den Inseln Usedom und Wollin. — Der Zar schloß erst am 10. September 1721 den Frieden zu Nystadt, der ihm den Besitz der Ostseeländer zwischen Düna und Ladogasee sicherte.

Trotz dieser kriegerischen Verwicklungen fand Friedrich Wilhelm Zeit, schon während dieses Abschnittes an der inneren Organisation seines Staates rüstig

zu arbeiten; eine Anzahl der wichtigsten Maßregeln und Einrichtungen stammt bereits aus diesem Zeitraum.

Aus dem Jahre 1715 stammt eine Verordnung über das städtische Bauwesen, aus dem Jahre 1716 ein Patent über die Verpachtung der Kämmereigüter. Am 23. Oktober 1717 führte er den berühmten Schulzwang ein, durch welchen wesentlich dem Landvolk die elementare Bildung aufgenöthigt wurde: in den königlichen Amtsdörfern wurden die Schulen vom Fiskus mit Grund und Boden ausgestattet. In demselben Jahre traf der König die Anordnung, daß die Besitzer der Lehnsgüter, die eigentlich zum persönlichen Heerdienst verpflichtet waren, statt dieser nicht mehr zeitgemäßen Leistung jährlich vierzig Thaler zahlen sollten. Zögernd gingen die Ritterschaften darauf ein; am längsten und hartnäckigsten wehrte sich die Magdeburgische Landschaft: sie erwirkte sich zwar in Wien ein günstiges Mandat, doch war dasselbe dem preußischen Selbstherrscher gegenüber völlig bedeutungslos.

Während Friedrich Wilhelm in den nordischen Krieg eingriff, machten die Oestreicher gegen die Türken einen Feldzug, der vom glänzendsten Erfolge gekrönt wurde. In dem ersten Kriegsjahre (1716) führte die Schlacht von Peterwardein die vollständige Niederlage der prahlerischen Türken und den Tod des Großveziers herbei: am 12. Oktober fiel Temesvár, das letzte Bollwerk der Türkenherrschaft in Ungarn; Prinz Eugen hatte das ganze Banat zurückerobert, und Papst Clemens XI. übersandte dem christlichen Feldherrn, der die Unglaubigen ganz verdrängen zu wollen schien, einen geweihten Hut und Degen. Ein Vorstoß gegen die wichtigsten Nebenländer der Pforte, die Moldau und Walachei, hatte zwar keine wirklichen Resultate, versetzte aber den Sultan in nicht geringe Angst. Die eigentliche Entscheidung brachte erst der August des nächsten Jahres (1717) vor Belgrad. Prinz Eugen hatte beschlossen, die Festung zu erstürmen, mit einem Entsatzheere von 200,000 Mann näherte sich der neue Großvezier. Zufällig erhielt Prinz Eugen Kunde, daß der Vezier den 16. August zum Hauptschlage bestimmt hatte. Er kam dem Angriff zuvor, errang einen vollständigen Sieg, und wieder wurde unermeßliche Beute gemacht. Am 22. August räumten die Türken Belgrad, und bald durchhallte die Welt von dem Lobe des „Prinzen Eugen, des edlen Ritters.“ Zwar rüsteten sich beide Parteien noch zu einem 1718 dritten Waffengange, aber den 21. Juli 1718 kam unter venetianischer, holländischer und englischer Vermittlung zu Passarowitz ein Frieden zu stande, der Oestreich endlich für so viele Mühen und so lange Gefahren reichlich entschädigte.

Oestreich behauptete das ganze Banat, den Nordtheil Serbiens mit Belgrad — bis an die Morawa und Unna reichten seine Grenzen — auch erhielt es beträchtliche Handelsvortheile im ganzen türkischen Reiche eingeräumt. Venedig, dem seine dalmatinischen Besitzungen wenigstens durch diesen Friedensschluß erhalten wurden, war so undankbar, gegen ihn Protest einzulegen.

---

21. Preußen und Oestreich bis zum Jahre 1732. Die pragmatische Sanktion und die Jülichsche Erbfolge.

Die Erfolge, welche Friedrich Wilhelm in dem Stockholmer Frieden errang, sind die einzigen, die er auf dem Felde der Politik davongetragen. Es war a auch keine schwere Aufgabe gewesen, nach dem Tode Karls XII. bei Ulrike Eleonore die Berücksichtigung Preußens durchzusetzen; der östreichischen Staats=unst war Friedrich Wilhelm nicht gewachsen. Es gereicht seinem Charakter ineswegs zum Nachtheil, daß er auf diplomatische Kniffe und Feinheiten sich icht verstand; aber der Mangel dieser Befähigung hat ihm selbst die schwersten nttäuschungen, die bittersten Demüthigungen bereitet. Bei den Verhandlungen ar er oft zu mißtrauisch, öfter zu leichtgläubig, zu ungeduldig und zu wenig rückhaltend: vor allem aber zu unselbständig. Er war auf fremde Rathschläge ngewiesen, und Oestreich sparte selbst das elende Mittel der Bestechung nicht, n den König durch seine Vertrauten und Günstlinge dahin zu bringen, daß er inen eigenen Interessen entgegenhandelte.

Friedrich Wilhelm hielt es für geboten, die althergebrachte Politik der ohenzollern zu befolgen, welche darin bestand, dem kaiserlichen Hause bis an e Grenze der Möglichkeit hold und gewärtig zu sein. Wahrlich kein verächt=cher, kein tadelnswerther Grundsatz! Allein die Staatsmänner unter den Hohen=ollernschen Regenten waren sich stets, — schon im XV. Jahrhundert Albrecht chilles, im XVII. der Große Kurfürst — völlig klar über die Grenzen jener Möglichkeit. Diese Grenzen waren enger und enger geworden, seit sich Friedrich III. die Königskrone aufgesetzt hatte; das eigenste Interesse des Kaisers heischte gebieterisch, den jungen Königsstaat nicht allzu mächtig werden u lassen. Darum mußte jeder Preußenherrscher täglich und stündlich auf der Wacht sein, daß ihn der Kaiser nicht wieder herabdrücke, ihn zum Schleppen=träger der östreichischen Hauspolitik erniedrige. Immerhin mochte ein König von Preußen seine Tapferen unbedenklich marschiren lassen, wenn es wieder einmal ein Lebensinteresse des Reiches galt; aber bei allen anderen Fragen war spröde Zurückhaltung geboten, oder, noch besser, energisches Geltendmachen des eigenen Werthes.

Auch hatte Preußen für alte Versündigungen des Hauses Habsburg Sühne zu fordern, Oestreich die Vergeltung zu fürchten. Der Minister **Rüdiger von Ilgen**, der seit 1679 an allen wichtigen Staatsereignissen hervorragenden Antheil genommen, hatte gleich im Anfange der Regierung Friedrich Wilhelms eine Denkschrift verfaßt „von den gefährlichen Absichten des Hauses Oestreich gegen das Haus Brandenburg"; in zwanglosem Gespräch kam er wol auch auf die schlesischen Erbansprüche zurück. Hier hatte Habsburg die Hohenzollern schon einmal betrügerisch geschädigt. Und bedurfte man etwa der Gunst des Kaisers, um das unleugbare Recht auf die Jülichsche Erbschaft zu behaupten? Mochte der Pfalzgraf Karl Philipp den Vertrag von 1666 immerhin parteiisch

auslegen: wenn Preußen im gegebenen Falle ein schlagfertiges Heer und allenfalls noch einen zuverlässigen Bundesgenossen besaß, wer vermochte ihm die Erwerbung streitig zu machen?

Karl Philipp von Neuburg, der im Jahre 1716 die beiden Herzogthümer Jülich und Berg nebst der pfälzischen Kur erbte, war ein sechzigjähriger Mann und hatte nur Töchter; seine beiden Brüder gehörten dem geistlichen Stande an. Er behauptete, die Nachfolge in den Herzogthümern gebühre auch der weiblichen Nachkommenschaft und vermählte, um den Besitz beisammen zu erhalten, im Jahre 1717 seine älteste Tochter mit dem Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach, dem präsumtiven Erben der Kur.

Allerdings war es von nicht geringem Werth, wenn man in dieser Angelegenheit an dem kaiserlichen Hofe einen starken Rückhalt besaß: wenn für das Haus Habsburg ein Interesse von ähnlicher oder noch größerer Wichtigkeit in Frage kam, was wäre natürlicher gewesen, als daß Kaiser und König, wie im spanischen Erbfolgekriege, zur Erreichung gleichartiger Ziele sich freundschaftlich vereinigt hätten?

Wirklich existirte solch habsburgisches Hausinteresse, für dessen Unterstützung die Jülich-Bergschen Lande kein allzu hoher Preis gewesen wären. Schon im Jahre 1712 hatte man am Wiener Hof den Plan gefaßt, die zwischen Leopold I., Joseph I. und Karl III. von Spanien vereinbarte Erbfolgeordnung umzustoßen. Die Neuerung bezweckte, die Herrschaftsansprüche der gesammten weiblichen Nachkommenschaft des Hauses Habsburg zu vereinigen, so daß dieser weibliche Thronfolger alle deutsch-östreichischen Erblande, einschließlich Böhmens einheitlich und untheilbar besitzen sollte. Im Jahre 1713 wurde der Entwurf der späteren „pragmatischen Sanktion“, im Kabinet vorgetragen, zunächst aber noch als Staatsgeheimniß betrachtet. Aber seit 1720 verhandelte man darüber mit den östreichischen Provinzen, seit 1725 mit den auswärtigen Mächten. Die Anerkennung war um so wichtiger, als der im Jahre 1716 geborene Thronerbe nach wenigen Monaten gestorben war und seitdem nur weibliche Nachkommenschaft — im Jahre 1717 Maria Theresia — der Ehe Karls VI. entsprossen war.

Die Abweichung der pragmatischen Sanktion von der Erbfolgeordnung des Jahres 1703 besteht darin, daß die dem Kaiser Karl VI. von Leopold I. und Joseph I. angefallenen Erbkönigreiche und Länder bei dem Mangel männlicher Erben zunächst auf seine ehelichen Töchter, und erst bei Abgang derselben auf die Töchter Josephs und deren Nachkommenschaft, und weiterhin auf die andern Nebenlinien übergehen sollen.

So natürlich unter diesen Verhältnissen das Zusammengehen Oestreichs und Preußens gewesen wäre, war der Kaiser gleichwol seine eigenen Wege gewandelt, und das Verhältniß Friedrich Wilhelms zu Karl VI. war schon in dessen ersten Regierungsjahren ein äußerst gespanntes geworden. Vorher wurde bemerkt, bis zu welcher Schärfe sich der Gegensatz zu Ende des nordischen Krieges zuspitzte. Der König empfand es damals als eine schwere Kränkung, daß der Kaiser die erwähnte mecklenburgische Exekution, die ihm als Herzog von Magdeburg und Direktor des niedersächsischen Kreises zustand, beliebigen Ständen, obendrein [illegible] welfischen Rivalen übertrug. Dann nahm der Kaiser die magdeburgische [illegible]

schaft in Schutz, erdreistete sich selbst zu einer Exekutionsdrohung (1725). Im Jahre 1724 beklagte sich Friedrich Wilhelm bereits, „man suche am kaiserlichen Hofe alle verdrießlichen Affairen wider ihn zusammen, man chikanire ihn gleichsam mit Fleiß ärger als zuvor."

1724

Nun hatte Friedrich Wilhelm bis zum Jahre 1725 an Rußland einen Rückhalt gehabt, der dem brandenburgisch-preußischen Interesse noch weit besser entsprach, als die Anlehnung, welche der Große Kurfürst dereinst — nach 1679 — bei Frankreich gesucht und gefunden hatte. Mit Recht beklagte der König den Tod des Zaren Peter (8. Februar 1725), dessen gewaltige, wiewol gewaltthätige Natur er aufrichtig bewundert hatte. Gerade jetzt hätte der König eines solchen Freundes bedurft, denn im April des Jahres 1725 söhnten sich Spanien und Oestreich völlig aus. Spanien gab die Verbindung mit dem französischen Hof, er Kaiser seine alten Waffengenossen England und Holland auf. Man nahm ie Vermählung des spanischen Infanten Don Carlos mit der Kaisertochter Maria Theresia in Aussicht, das heißt, die Vereinigung beider Monarchien, elche der spanische Erbfolgekrieg hatte verhindern sollen. Spanien erkannte lbstverständlich die pragmatische Sanktion an.

1725

Dieses Bündniß, welches nach den Absichten Spaniens gegen Türken und Protestanten nutzbar gemacht werden sollte, verletzte die Interessen Englands nd Preußens auf das empfindlichste. Abgesehen, daß die Vortheile, welche man dem öftreichischen Handel zu gute kommen sollten, den Engländern zum Nachtheil gereichten, hatte der Kaiser versprochen, diese Seemacht zur Herausabe von Gibraltar und Minorka zu bewegen. Was Preußen betraf, so garantie ein geheimer Artikel der Wiener Allianz die dereinstige Nachfolge in Jülich nd Berg dem Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach.

Da nun auch Rußland und Schweden bereits 1724 ein Bündniß (zu Stockholm) geschlossen hatten, dessen Spitze gegen England gerichtet war, näherte es ch begreiflicherweise dem preußischen König, und als dritte Macht gesellte sich nen das von Spanien aufgegebene Frankreich zu, welches plötzlich lebhafte Sympathie für Preußens Ansprüche auf Jülich und Berg fühlte. Die drei Mächte verbanden sich (zu Herrenhausen bei Hannover) am 3. September 1725 demnach auf fünfzehn Jahre zu gegenseitiger Vertheidigung; die Jülichsche Erbfolgefrage wurde in einem Separatartikel einem Schiedsgerichte unparteiischer Mächte unterworfen.

1725

Dieses Bündniß war, wenn alle Verbündeten ihre Schuldigkeit thaten, vortrefflich geeignet, der Wiener Allianz die Wage zu halten, selbst falls es nicht gelang, Holland zu gewinnen, das allerdings der Vergrößerung des preußischen Staates entschieden abgeneigt war. Freilich hätte Preußen im Kriegsfalle den ersten, härtesten Stoß aushalten müssen, aber besaß der Staat ein so großes Heer nur zu dem Zwecke, es für kaiserliche Interessen ins Feld zu führen?

Sehr wohl erkannte der Wiener Hof, wie gefährlich es für Oestreich sein würde, wenn Friedrich Wilhelm bei diesem Bündniß beharrte, und beeilte sich den König von demselben abzuziehen. Am preußischen Hofe bestand schon an

sich eine starke kaiserliche Partei, deren Mittelpunkt der alte Dessa
und nun wurde noch der gewandte Seckendorf nach Berlin geschick
kaiserliche Sache zu fördern. Er gewann durch Bestechung den Ger
Grumbkow, Friedrich Wilhelms einflußreichsten Günstling, und v
vortrefflich, den Widerwillen des Königs gegen seinen Schwiegervater, d
haften Georg I. von England, zu erregen.

Auch in den traurigen Familienkonflikt innerhalb des preußischen Königs
englische Doppelheirath betreffend, griffen Grumbkow und Seckendorf ein, um die
des Vaters gegen den Sohn zu steigern.

Bald wurde Friedrich Wilhelm gegen seine Verbündeten mißtraui
Seckendorf und Grumbkow ihm einredeten, der Herrenhauser Bund
auf Vertheidigung, sondern solle einer Angriffspolitik dienen, deren
zuletzt zu tragen haben würde. Da begann der König denn von fr
Schelmenstücken, von englischen Betrügereien zu reden. So wurde de
tüchtig bearbeitet, und bald zeigte sich Aussicht auf Erfolg, dessen Oe
so mehr bedurfte, als sich seine innigen Beziehungen zu Spanien scho
1726 zu lockern begannen. Wie unaufrichtig der Kaiser zu Werke gi
1726 man daraus, daß er im August 1726 dem Kurfürsten Karl Philip
Pfalz in Bezug auf die Jülichsche Erbschaft, mit der man zugleich
Wilhelm köderte, bedeutsame Zusagen machte.

Bei einer zweiten Mission, im Herbst 1726, brachte dann Seck
Wusterhausener Vertrag zu Stande, der eigentlich schon den Kö
völlig den Fahnen Oestreichs zuführte. Die endgiltigen Abmachu
1728 brachte erst das „ewige Bündniß“ vom 23. Dezember 1728. Preu
nahm die Garantie der „pragmatischen Sanktion“ und verzichtete a
der Kaiser gewährte dem Könige einige kleine Zugeständnisse in Reichs
heiten und sicherte ihm den Besitz von Berg zu.

Damit hatte denn Friedrich Wilhelm die Freiheit seiner Bewe
ständig aufgegeben; das Verhältniß zu England, wo 1726 Georg I
Thron gekommen, ward immer schroffer, obwol diese Macht der
Bundesgenosse Preußens war.

Im Anschluß an diese Veränderung in der politischen Stellung des Kön
sich das Elend des Kronprinzen Friedrich, und die unter anderen Verhältni
sicht genommenen Ehebündnisse zwischen dem englischen und preußischen Königsh
jetzt endgiltig aufgegeben. Es war das Bestreben der kaiserlichen Politik, der
Unterstützung zu entziehen, die er aus solchen Ehebündnissen allenfalls gewi
darum drangen die kaiserlichen Bevollmächtigten darauf, daß die preußischen
kaum standesgemäße Ehen schlossen. So verheiratete Friedrich Wilhelm seine z
Luise im Jahre 1729 mit dem Markgrafen von Ansbach, die Prin
helmine 1731 mit dem Erbprinzen von Baireuth; der Kronprinz verst
seiner verunglückten Flucht (im Jahre 1730) dazu, sich mit der ungeliebte
Elisabeth von Braunschweig-Bevern zu verloben, um die Huld
wiederzugewinnen.

Der Werth der preußischen Allianz war für den Wiener Hof ni

ls sich (1729) sein früherer Verbündeter, der spanische Bourbon, an England 1729
nd Frankreich anschloß (zu Sevilla); aber er sank, als sich (16. März 1731) 1731
England mit dem Kaiser verglich und Spanien diesem Traktate beitrat.

Noch ließ man es sich gefallen, daß Friedrich Wilhelm troß der Proteste
Baierns, Sachsens und der Pfalz für die pragmatische Sanktion die Garantie
des Reiches erzielte (Januar 1732), dann sollte auch dieser Hohenzoller inne
werden, was der „Dank vom Hause Habsburg" bedeute. Schon im April 1732 1732
lüftete Seckendorf bei einer Zusammenkunft mit dem Könige — in Priort im
Osthavellande — die Maske, und Friedrich Wilhelm hat nachmals seinem Sohne
gesagt, daß er dort den tödtlichen Stoß erhalten, dort sich den Tod geholt habe.
Allein, was er im August darauf erleben mußte, übertraf alle Erwartung. Auf
er Zusammenkunft mit dem Kaiser in Prag wurde ihm mit dürren Worten
erklärt, daß er sich mit einem Theile des ihm 1728 garantirten Herzogthums
Berg begnügen, auch auf die Hauptstadt Düsseldorf verzichten müsse.

Man sollte glauben, daß der König sich in Unmuth von Oestreich ab-
gewendet hätte: zeigte sich doch zu gleicher Zeit, daß zwischen dem katholischen
Kaiserstaat und dem protestantischen Preußen ein weiterer unversöhnlicher Gegen-
satz bestand: der Kaiser gestattete dem verfolgungssüchtigen Erzbischof Firmian
von Salzburg, seine protestantischen Unterthanen als „widerspenstige und
treulose Rebellen" aufs grausamste auszutreiben: Friedrich Wilhelm nahm für
die Unglücklichen Partei und, den Traditionen des Großen Kurfürsten treu, erhob
der König zuerst Protest gegen dies Verfahren und forderte dann, im Februar
1732, den Erzbischof auf, die Auswanderer als seine Schützlinge und Unter-
thanen ungehindert ziehen zu lassen. Ein preußischer Beamter, der Legations-
rath von Plotho, rettete den Vertriebenen, was von ihrem Vermögen zu
retten war: an 16,000 ließen sich in Ostpreußen nieder. Mit größtem Aerger
sah die kaiserliche Regierung, wie die Auswanderungslust zunahm, und suchte
durch lügenhafte Berichte über die angeblichen Enttäuschungen der Ausgewan-
derten dem Strom einen Damm entgegenzusetzen. Allein, wenn sich auch hier
die Unvereinbarkeit des östreichischen und preußischen Wesens deutlich bekundete,
König Friedrich Wilhelm konnte sich nicht zu förmlicher Opposition gegen den
Kaiser erheben, ließ sich vielmehr von neuem bewegen, für östreichische Interessen
einzutreten.

Im Salzburgischen war die Gegenreformation nie gelungen und hatte nur einen
gewissen Scheinkatholizismus erzielt. Schon zu Ausgang des XVII. Jahrhunderts waren
hier vereinzelte Schläge gegen die Evangelischen geführt worden, aber erst jener Erzbischof
Firmian (1727 erwählt) machte sich an die radikale Ausrottung derselben. Er begann
schon 1728 und erregte damit lebhafte Beschwerden von seiten des corpus evangelicorum,
verschanzte sich aber hinter seine landesfürstlichen Hoheitsrechte. Troß ihrer bedrohten Lage
ließen sich über 20,000 Bauern als lutherisch aufzeichnen und am 5. August 1731 be-
schworen die Vertreter derselben zu Schwarzach den „Salzbund" zur Wahrung ihres
Glaubens im Leben und Sterben. Auf Ersuchen des Erzbischofs erließ der Kaiser am
26. August eine Vermahnung an die Salzburger „Rottierer" und warnte das corpus
evangelicorum, die aufrührerischen Gesinnungen der Salzburger ja nicht durch Partei-

rtugiesischen Infanten Emanuel. Der König sollte als Lohn seiner Unter-
tzung Berg und Düsseldorf, und für einen seiner Prinzen die Anwartschaft
f Kurland erhalten. Oestreich aber hintertrieb die Ratifikation des Ver-
ges, weil der Prinz August Hoffnung machte, zum Dank für den Beistand
Kaisers die pragmatische Sanktion zu gewährleisten, und dies war um so
htiger, weil er mit Josephs I. älterer Tochter vermählt war. Als nun
gust II. am 1. Februar 1733 gestorben war und die Wahlstimmen sich auf
en Sohn und Lesczinski zersplitterten, trat Oestreich sofort für August III.
, nicht minder Rußland, unter dessen Schutz der sächsische Prinz in Warschau
n König proklamirt wurde. Frankreich bot Preußen für die Unterstützung
es Klienten das polnische Westpreußen an. Trotz der neuen Vertrags-
chigkeit Oestreichs mochte Friedrich Wilhelm sich nicht dazu verstehen, sich
Frankreich anzuschließen, vielmehr blieb er dem Kaiser treu und erbot sich,
t mit dem vertragsmäßig festgesetzten Hilfskorps von 10,000 Mann mit seinem
zen Heere, 40,000 Mann, für den Kaiser einzutreten.

1733

Theils mit Rücksicht auf den Geldpunkt, theils aus Mißtrauen lehnte der
ser dies Erbieten ab: sehr zu seinem Schaden, denn ein neuer Weltkrieg
rde entfesselt. Frankreich hielt 120,000 Mann in drei Heeren für den Kampf
it, Spanien wartete auf den günstigen Augenblick, in Italien über Oestreichs
itzungen herzufallen, Savoyen ließ sich durch den greisen Villars zu dem
theilversprechenden Waffengange gewinnen.

In zwei schlaffen Feldzügen (1734/35), bei denen der an Leib und Seele
lterte Prinz Eugen, bedächtig und seinem Kriegsglück mißtrauend, wahrlich
e Lorbeeren erwarb, wurde der Streit entschieden. Besonders schwerfällig
wickelte sich der Reichskrieg, zumal die drei wittelsbachischen Fürsten von
ern, Pfalz und Köln gegen denselben protestirten. Der Feldzug am Rhein
höchstens für den preußischen Kronprinzen von Bedeutung; unter den Augen
abgelebten Prinzen Eugen machte Prinz Friedrich hier den ersten Feldzug
: die preußischen Hilfstruppen erregten durch ihre Ausstattung und Tüchtig-
allgemeine Bewunderung: noch ahnte keiner, auf welchen Schlachtfeldern sie
Ruhm ernten würden, der ihnen hier versagt blieb.

1734

Die Schauplätze, auf denen die ersten Entscheidungen sich vollzogen, waren
nicht am Rhein, sondern in Polen selbst und Italien. Russische Waffen
estigten Augusts Königthum, Lesczinski (erst am 12. September 1733 gewählt)
ßte sich nach Danzig werfen, das sich aber auch nach hartem Widerstande
9. Juli ergab und mit schweren Strafgeldern seine Treue büßte: verkleidet
tkam Stanislaus mit Mühe auf preußisches Gebiet. In Italien schloß das
ste Kriegsjahr mit dem Verlust der Lombardei; zu Ende des Jahres 1734 war
auch Neapel und Sizilien dem Kaiser verloren.

Bereits jetzt drang Prinz Eugen auf Frieden, aber eine Gegenpartei, unter
Führung des Hofkanzlers Sinzendorf, erzwang die Fortsetzung des Kampfes,
und im Mai 1735 mußte Eugen das Kommando des Reichsheeres wieder über-
nehmen. Aber zum Angriffskrieg ließ er sich nicht bewegen, selbst als im August

erleben. Seit er im Jahre 1734, an
sucht schwer erkrankt, den Tod erwartet
e er nur noch durch die Kunst der Aerzte:
reizbar und aufbrausend, verbittert durch
liches Leiden und gequält von Todes-
die für den kaum Fünfzigjährigen etwas
Verdüsterndes hatten, machte er sich und
en das Leben recht schwer. Das einzige,
reine Freude machte, war das Wohl-
n dem Kronprinzen, mit dem ihn nach
n Jahren schwerer Verkennung innige
and. Nach schlimmen Zweifeln hatte er
Ueberzeugung gewonnen, daß das Werk
nen Lebens in den Händen des Kron-
ohl aufgehoben sein werde.

April 1740 ließ sich der König nach
iebten Soldatenstadt überführen: „leb-
rlin", rief er, „in Potsdam will ich
Am 26. Mai sandte die Königin dem
n nach Rheinsberg die Nachricht, er
t, wenn er seinen Vater noch lebend an-
lle. In der Frühe des nächsten Tages
rührende Wiedersehen zwischen Vater und
Potsdam statt. An dem folgenden Tage
r König mit dem Thronfolger eingehend
die Lage des Staates und betheuerte wiederholt, daß er zufrieden sterbe mit Dank gegen den Himmel, der ihm einen so würdigen Erben bescheert habe. Am 30. Mai übergab er ihm die Regierung, „Staat, Land und Leute, die volle Souveränität." Am 31. Mai früh morgens nahm er von seiner Familie den zärtlichsten Abschied, sagte seinen Ministern, Räthen und Offizieren lebewohl, ließ sich dann aufs Sterbelager bringen und beobachtete — soll man es philosophische Ruhe oder soldatische Festigkeit nennen? — in einem Spiegel das Herannahen des Todes. „Herr Christus, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben", waren seine letzten Worte.

1740



Chodowieckische Kupfer zur Geschichte Friedrich Wilhelm I.: „Der König ordnet kurz vor seinem Tode sein Leichenbegängniß selbst an. (Auf einen Sarg deutend): In diesem Bette werde ich recht ruhig schlafen."

ische Kupfer zur Geschichte Friedrich Wil-
„Der kranke König umarmt seinen
es Kronprinzen, den er gleich darauf
künftigen bald anzutretenden Reiche unter-
richtet."

Als Text seiner Leichenpredigt hatte er sich den Spruch gewählt: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft."

„Er starb", sagt Friedrich der Große, „mit der Festigkeit eines Philosophen und der Ruhe eines Christen. Er bewahrte eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart bis zum letzten Lebenshauche, als Staatsmann seine Geschäfte ordnend, die Fortschritte seiner Krankheit verfolgend wie ein Arzt, und über den Tod triumphirend als ein Held."

XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

1. Die Anfänge Friedrichs des Großen. Tod Karls VI.

So schonend auch Friedrich der Große stets seines Vaters gedenkt, [illegible] ihn zuletzt die zärtlichste Liebe verband, zeigte er doch sofort bei dem [illegible] seiner Regierung, daß ein neuer Geist fortan in ihr walten werde. [illegible] der achtundzwanzigjährige Jüngling, dessen blaue Augen so frei und [illegible] die Welt strahlten, der seine allem Edlen zugängliche Seele den [illegible] Reich der Künste und Wissenschaften früh erschlossen, der aber auch [illegible] inneren Staatsverwaltung, wie in der äußeren Politik gar manches [illegible] schehen lassen müssen, was er nicht billigte, seine eigenen Ideale nicht [illegible] verwirklichen sollen, immerhin unter dankbarer und pietätvoller Anerkennung [illegible] Thätigkeit Friedrich Wilhelms I.? Er hatte einen vollgiltigen Anspruch [illegible] sich als Herrscher zu fühlen und als Herrscher zu zeigen, denn er hatte [illegible] länger als einem Jahrzehnt dienen gelernt und war durch die schwere [illegible] des Unglücks gegangen. Von dem Moment an, wo er als begnadigter [illegible] der Küstriner Kriegs- und Domänenkammer zugewiesen wurde, hatte er [illegible] eigenen Wünsche hinter die Befehle seines Vaters zurücktreten lassen, und [illegible] er auch immer noch Zeit fand, in den Künsten, der Wissenschaft und [illegible] die nothwendige Erholung zu suchen, war seine Zeit und seine Sorge [illegible] den Dingen zugewandt, welche ihm der König als den Kreis seiner [illegible] vorgezeichnet hatte.

Es war ein eigenthümliches tragisches Verhängniß gewesen, daß Friedrich [illegible] der starre Selbstherrscher, in seinen persönlichsten Verhältnissen als Hausherr und [illegible] erfahren mußte, daß es dem Menschen nicht vergönnt ist, den eignen Geist willkürlich [illegible] andern einzuflößen. Prinz Friedrich (am 24. Januar 1712 zu Berlin geboren als [illegible] Sohn Friedrich Wilhelms und seiner Gemahlin Sophie Dorothea) hatte in seiner [illegible] Kindheit dem Vater, der ihn zu einem guten Christen, einem sparsamen Wirth und [illegible] allem zu einem tüchtigen Soldaten erziehen lassen wollte, wenig Schwierigkeiten [illegible] und die Freude, welche er an seinen kleinen Kadetten fand, durfte die Hoffnung [illegible] kommen lassen, daß der Lieblingswunsch des Vaters in Erfüllung gehen werde. [illegible] wenn man dem Prinzen nicht den Geschmack an solchen geistlosen und rein [illegible] Dingen, wie der Gamaschendienst ist, frühzeitig verderben wollte, wozu gab man ihm [illegible] seitig gebildeten, mit hervorragendem Sinn für die schönen Künste begabten [illegible] wie Duhan de Jandun zum Erzieher? Er führte ihn nicht allein überhaupt [illegible] Gebiet der Literatur, er nährte in seinem Pflegling auch das Wohlgefallen an der [illegible]



er Große und seine Schwester Wilhelmine als Kinder, begleitet von einem Mohren.
Gemalt vom Hofmaler Antoine Pesne zu Berlin.

sen, welche als Volk dem Könige aufs tiefste verhaßt waren. So ward der Prinz,
en seines Vaters entgegen, kein Soldat, sondern ein Poet, und, als ihm die Nach-
rtlichen Mutter den Unterricht des berühmten Flötenspielers Quanz verschaffte,
feifer" dazu. Mit den verbotenen französischen Büchern fand sich die französische
der seidene Schlafrock und der unsoldatische Haarbeutel. Der Prinz wurde auch
nach dem Herzen seines Vaters: aber freilich hätte man diesem Geiste, welchem die
Spitzfindigkeiten der damaligen Orthodoxie ohnehin zuwider waren, den Inhalt

der christlichen Religion nicht dadurch verleiden sollen, daß man ihm Psalmen und Lehr…
Strafe zu lernen gab. Weniger Entschuldigung verdient es, daß der Prinz auch die ök…
mischen Grundsätze, die man ihm einprägen wollte, so wenig beherzigte, daß er kein Beden…
trug, Schulden zu machen; und soweit sich der Zorn des Vaters gegen dieses Unwesen richt…
war er nicht ungerechtfertigt. Auch in dem Verhältniß zum weiblichen Geschlecht trat…
Prinz nicht in die Fußstapfen des sittenstrengen Königs. Trotz alledem hätte das Verhält…
zwischen Vater und Sohn sich nicht so verzweifelt gestaltet, wenn beide nicht auch von ein…
ganz verschiedenen Temperament gewesen und neben ganz verkehrten pädagogischen Maßreg… auch noch andere Um… stände hinzugekommen wären. Es war… König, daß sein Sohn ihm nichts zu Willen thun wollte, außer gezwungen: den zarten feinfühligen Knaben und Jüngling traktirte er mit körperlichen Mißhandlungen, welche zum entschiedensten Widerwillen hervorrufen mußten. … nun der Zwist im Vaterhause wegen der englischen Doppelheirat, um derentwillen zwischen dem König und der Königin die häßlichste Disharmonie herrschte. Es war natürlich, daß der … mißhandelte Prinz sich der Mutter zuwandte und mit ihr und der geliebten Schwester Wilhelmine, als seiner Leidensgefährtin, gegen das Familienoberhaupt Partei nahm. … eigentlichen Bruch führte der König ebenfalls selbst herbei: als er den Prinzen nach einer empörenden Mißhandlung sagte, er würde sich erschossen haben, wenn ihn sein Vater so behandelt hätte, war Friedrichs Entschluß gefaßt, und auf einer Reise, die er in Süddeutschland mit seinem Vater machte, versuchte er (4. August 1730) den bereits früher gehegten Fluchtplan zu verwirklichen. Es ist bekannt, wie ein aufgefangener Brief an seinen Freund, den Lieutenant von Katte, über die Absichten des Prinzen völlige Klarheit brachte und der König nun über den Sohn herfiel und ihm den Degen durch den Leib gestoßen hätte, wenn ein General nicht dazwischen getreten wäre. Man möchte ja gern in Abrede stellen, daß Friedrich Wilhelm jemals die Absicht gehabt habe, den Prinzen



Friedrich der Große als Knabe.
Nach dem Leben gemalt vom Hofmaler Antoine Pesne in Berlin.



Große und seine Schwester Wilhelmine als Kinder, begleitet von einem Mohren.
Gemalt vom Hofmaler Antoine Pesne zu Berlin.

n, welche als Volk dem Könige aufs tiefste verhaßt waren. So ward der Prinz,
n seines Vaters entgegen, kein Soldat, sondern ein Poet, und, als ihm die Nach-
rtlichen Mutter den Unterricht des berühmten Flötenspielers Quanz verschaffte,
eifer" dazu. Mit den verbotenen französischen Büchern fand sich die französische
der seidene Schlafrock und der unsoldatische Haarbeutel. Der Prinz wurde auch
nach dem Herzen seines Vaters: aber freilich hätte man diesem Geiste, welchem die
n Spitzfindigkeiten der damaligen Orthodoxie ohnehin zuwider waren, den Inhalt

nit dem Tode zu bestrafen, weil eben ausdrückliche Beweisstellen fehlen. Es ist aber rakteristisch genug, daß für den König eine solche Frage überhaupt entstehen konnte. n es unentschieden, ob wirklich die Fürsprache der fremden Mächte so überflüssig war, stigkeit des Kriegsgerichts, das sich für inkompetent erklärte, nicht die höchste Bedeu- e. Genug, am 1. November ließ der König „Gnade für Recht" ergehen: der Prinz Gefangener nach Küstrin, aber Kattes Haupt fiel, und wenn es nach Friedrich Wil- unsch gegangen wäre, hätte der unglückliche Prinz den Opfertod seines Freundes en Augen sehen müssen.

edrich sah ein, daß er sich unterwerfen müsse, und wenn es auch für jeden Menschen- ts fraglich bleiben wird, ob er durch eigenes Nachdenken und geistlichen Zuspruch zu er Reue und der Erkenntniß gelangte, n himmelschreiendes Unrecht begangen, so e er doch die ihm angewiesene Arbeit auf s- und Domänenkammer als die halbe und eignete sich durch aufmerksames Zu- ifrige Besprechungen einen werthvollen lkswirthschaftlicher Kenntnisse an. Zwar r König allmählich milder gegen seinen ber die Freiheit erlangte er nur dadurch aß er sich ein unerträgliches Ehejoch auf- ließ. Am 10. März 1732 verlobte er sich n sich nicht unliebenswürdigen, aber un- Prinzessin Elisabeth von Braun- -Bevern, welche die kaiserliche Politik mmt hatte. So brachte ihn der Vater n um eine frohe Jugend, sondern auch reuden, welche eine auf inniger Zuneigung Ehe dem Manne gewährt haben würde. er Verheirathung (12. Juni 1733) durfte einsberg bei Ruppin einen eigenen Hof- n und verlebte hier im Verein mit gleich- , edlen Männern unvergleichlich schöne war hatte er auch als Oberst eines in ehenden Regimentes militärische Pflichten, er es sehr genau nehmen mußte, aber doch noch genug Muße für die ernste ft, die schöne Literatur, die edle Kunst



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: „Friedrich II. wird als Kronprinz im Juni 1733 mit der Prinzessin Elisab. Christiane von Braunschweig zu Salzthal vermählt."

Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

Vergnügungen, welche das Herz erheitern und dem Geiste neue Frische verleihen. Kriegswissenschaft, Staatskunst beschäftigten ihn gleichmäßig und regten seine natür- ffenskraft an. Mit seinen militärischen Freunden, die er zu einem Ritterorden ver- udirte er die Kriegskunst, deren Bedeutung für seinen Staat und einen preußischen er längst erkannt hatte. Durch seine Widerlegung des Buches „vom Fürsten", in er Florentiner Macchiavelli im Anfange des XVI. Jahrhunderts eine raffinirte Re- unst zu empfehlen schien, bewies Friedrich die edelsten Gesinnungen und erweckte die ffnungen für seine dereinstige Regententhätigkeit. Auch hat er nie den Grundsatz nti-Macchiavell (erschien 1738) vergessen, daß „der Fürst nur der Diener seines i." Aber sein vornehmlichstes Interesse galt doch der französischen Literatur, da sein Jugend auf an den vermeintlichen Wohllaut dieser Sprache gewöhnt war und ihn n die Schriften der Franzosen, besonders des geistreichen und witzigen Voltaire . Im Jahre 1736 trat er mit dem ebenso eiteln, als talentvollen Manne in Brief-

wahren Erkenntniß und des rechten Glaubens seine Toleranz gegen alle Beke
ließ ihn echter Frömmigkeit seine Achtung nicht versagen. An die Stelle de
Ethik trat für ihn ein höchstes, nie zu erreichendes Pflichtideal.

Nur einmal, im Jahre 1734, wurde der Prinz, wie erwähnt, auf
dem Rheinsberger Kreise entrückt, um unter den Augen des alten Prinzen
ersten Mal einem Feinde ins Auge zu schauen. Einen Einfluß auf die Regier
er bei Lebzeiten seines Vaters nicht und mußte der unthätige Zeuge der Verun
sein, welche Preußen unausgesetzt von seiten des Kaisers erfuhr. Um so beff
über die Maßnahmen, welche dem Wiener Hofe gegenüber zu ergreifen seien,
Rathe gehen; und einem oder dem andern Scharfsichtigen entging schon in
nicht, daß der Kronprinz von dem stolzen Ehrgeiz erfüllt war, an der E
Hauses Hohenzollern zu arbeiten, wie dereinst der Große Kurfürst.

Zwar täuschten sich diejenigen, welche von dem Regierungsantritt
ein goldenes Zeitalter der Musen erhofft hatten, wie es die Rheinsb
zu verkündigen schienen, aber insofern blieb der junge König seiner Ver
und seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen treu, als seine ersten R
handlungen Akte der Humanität, der Toleranz und Aufklärung ware

Um dem Nothstande, den der letzte strenge Winter hervorgerufen, zu ste
aus den väterlichen Magazinen den Unbemittelten das Korn zu ermäßigtem
kaufen und gewährte den Armen auch Geldunterstützungen. Die Folter war
die gewaltsame Werbung, die Mißhandlung des gemeinen Soldaten verboten. A
der Wissenschaften erhielt die ihr entzogenen Einkünfte zurück, der berühm
Maupertuis wurde eingeladen, die Anstalt zu reorganisiren; der aus Hall
Philosoph Wolff wurde als Vizekanzler dahin zurückgerufen. Auf Anregung
der die „Gazetten nicht geniren wollte“, erschien die Haudesche (Spenersche)
Juni 1740. Am 22. Juni ertheilte er auf Anfrage des geistlichen Minister
oft zitirten Bescheid: „In meinen Staaten kann ein jeder nach seiner Façon s
Auch der Familie des unglücklichen Katte bewies er jetzt seine Dankbarkeit.

Aber in zwei Punkten hielt er die Traditionen des Vaters fest: e
dem Volke neue Auflagen zu ersparen; er beschloß an dem Trupp
nicht zu rütteln. Zwar wurde mit der kostbaren Spielerei der „lang
ein Ende gemacht, aber das Kriegsheer durch Errichtung neuer S
erheblich verstärkt (um 10,000 Mann). Er deutete damit an, was
von ihm zu erwarten habe; er wies seinen Gesandten, den er aus S
Thronwechsels nach Frankreich schickte an, recht geflissentlich von diesen S
Erwähnung zu thun und die Befürchtung auszusprechen, daß die Be
der preußischen Truppen einen europäischen Kriegsbrand entzünden kö
beanspruchte er vom ersten Augenblicke an für seinen Staat eine Gr
stellung: mitleidig lächelten die Franzosen, aber in ihren Spott mischte
Unbehagen, wie wenn der Leiter der französischen Politik, Kardinal

mber 1740) einem Vertrauten schrieb: „Der König von Preußen ist eitel
m höchsten Grade und glaubt sich den größten Kronen zum mindesten gleich.“
Schon im September 1740 zeigte Friedrich, daß er nicht gewillt sei, auch 1740
en geringsten Anspruch Preußens ohne Kampf aufzugeben. Als die Be-
r der zur oranischen Erbschaft gehörigen Herrschaft Herstall ihm die un-
te Huldigung verweigerten, weil dieselbe ein Lütticher Lehen sei, und der
f von Lüttich sie in ihrem Ungehorsam unterstützte, ließ Friedrich marschieren:
r ihm nicht um das abgelegene Ländchen zu thun, das er dem Bischof
eine angemessene Entschädigung überließ: aber es machte Eindruck, daß
er Zeit, wo ein allgemeiner Konflikt wie ein Gewitter in der schwülen
chen Atmosphäre lag, dort im Grenzgebiet zwischen französischem, hollän-
n und englischem Besitze, gleichsam an der empfindlichsten Stelle Europas,
sche Bataillone zu erscheinen wagten. — Bald sollte Europa noch mehr
n, als es sich um einen größeren Preis handelte.
Am 25. Oktober traf in Berlin die Nachricht ein, Kaiser Karl VI. sei am 1740
ktober verschieden: die Gelegenheit, am Hause Habsburg Vergeltung zu
war da.

Vom Tode Karls VI. bis zum Beginn des ersten schlesischen Krieges.

 der Tod Karls VI. für Preußen eine ausnehmend günstige politische 1740
konstellation schuf entging schon den Ministern des jungen Königs nicht;
beitstüchtige, aber ängstliche Podewils machte den König darauf auf-
m; der Staatsminister von Rochow in Kleve erinnerte sich an einen
Entwurf des Großen Kurfürsten zur Besitzergreifung von Schlesien und wies
ich darauf hin: der alte Kanzler der Universität Halle, Ludewig, theilte
 November mit, er habe auf Veranlassung des verstorbenen Ministers
Ilgen seit vierzig Jahren die Belege für die brandenburgischen Ansprüche
chlesien gesammelt. Friedrich berief ihn nach Berlin und übertrug ihm
usarbeitung einer gelehrten Deduktion jener Ansprüche. Aber alle jene
erungen waren überflüssig. Er hatte sich schon erkundigt, ob in Schlesien
Geschlechter zur Nachfolge berechtigt seien, und als sich herausstellte, daß
 die Habsburger stets behauptet hatten, Schlesien sei ein Mannlehen,
e er einfach: „Da Maria Theresia nur kraft der pragmatischen Sanktion
hlesien folgen kann, meine Garantie derselben aber hinfällig ist, so trete
 die Rechte meines Stammes wieder ein.“

Die schlesischen Ansprüche der Hohenzollern sind bereits bei der Geschichte des Großen
Kurfürsten erläutert worden und bedürfen hier um so weniger einer genaueren Darstellung,
als der König in erster Linie an sein moralisches Recht dachte und sich daneben, wie er
selbst eingestand, von Ehrgeiz und Thatendrang leiten ließ. Die gelehrten Auseinander-
setzungen des halleschen Kanzlers waren aber für das Publikum und das offizielle Europa
unentbehrlich.

Die östreichische Staatskunst war selbst daran Schuld, daß der König die Garantie, welche sein Vater gewährt, für nichtig erklären konnte: der vorausgesetzte Preis — Jülich-Berg — war vorenthalten worden. Einsichtige östreichische Staatsmänner hatten vorausgesagt, daß Preußen den Vertragsbruch dereinst ahnden werde, aber man glaubte, Baiern und seinen Schirmherrn Frankreich nicht kränken zu dürfen und, gedeckt durch Rußland, Preußen entbehren zu können. Man hatte das Spiel nicht gescheut, welches man mit dem Großen Kurfürsten getrieben und das diesen veranlaßt hatte, bei Gelegenheit des Friedens von St. Germain jene Denkmünze mit der Inschrift zu prägen: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ (Einst aus meiner Asche wirst du mir, o Rächer, erstehen.) An diesen Frieden ließ der König, gewiß bezeichnend, im Dezember 1740 1740 in Wien erinnern.

Zu dem moralischen Rechte kamen politische Erwägungen: sollte er ruhig abwarten, ob etwa Sachsen bei dem allgemeinen Ansturm aller Gegner der pragmatischen Sanktion Schlesien erbeuten würde?

Endlich, und nicht im kleinsten Maße, trieb den König, wie er selbst ei[illegible] gestanden hat, die Begier nach Ruhm und kriegerischen Ehren. Seit dem T[illegible] wo die wichtige Todesbotschaft in Rheinsberg anlangte, sehen wir Friedrich [illegible] der freudigsten Erregung, dem zuversichtlichsten Hochgefühl. „Ich denke“, schr[illegible] er an Podewils, „die kühnste schneidigste Unternehmung zu beginnen, der [illegible] je ein Fürst meines Hauses unterzogen hat.“

Wie hätte gegenüber den politischen Erwägungen, welche den Mome[illegible] benutzen empfahlen, der Gedanke, daß man im Begriff war, ein hilfloses [illegible] anzugreifen, den König von seinem Vorhaben abbringen sollen! Die Gesetz[illegible] Galanterie sind weder für Oestreich je maßgebend gewesen, noch können sie [illegible] den großen Fragen der Weltgeschichte die Entscheidung zu geben beanspruc[illegible]

Wol hätte man Maria Theresia gönnen mögen, im Frieden ihrem La[illegible] eine segensreiche Mutter zu sein, aber hat der Preußenkönig nicht auch [illegible] lange Zeit auf das Glück verzichten müssen, die Wohlfahrt seines Volkes [illegible] milder und gerechter Landesvater zu fördern und zu pflegen? Die Kaisertoch[illegible] war bestimmt, für die jahrhundertelangen Versündigungen ihres Hauses zu bü[illegible] wie König Friedrich berufen war, seinem Staate die Stellung zu sichern, [illegible] ihm längst zukam. So erlebte die Welt das großartige Schauspiel, daß [illegible] einander ebenbürtige Gegner in die Schranken traten, um ihre Machtanspr[illegible] mit den Waffen zu entscheiden.

Die Kaiserin schildert in sympathischer Weise ein moderner östreichischer Geschi[illegible]schreiber: „Die besten Gaben des Weibes waren der ältesten Tochter Karls VI. ei[illegible] blühende Gesundheit, körperliche Schöne, ein reiches und starkes Gemüth, das, gläubig [illegible] nach Selbstachtung ringend, Freuden und Leiden genießen und ertragen kann, ohne [illegible] schwänglich oder verzagt zu werden: klarer praktischer Verstand, der vieles rasch erfa[illegible] durchdringt, und wo er nicht ausreicht, an dem richtigen Gefühle einen Bundesgen[illegible] besitzt; ein kräftiges Wollen, das der Launenhaftigkeit und auch der heftigsten Regu[illegible] der Kränkung und Eifersucht Meister wird, und vor allem jene liebreizende Natürli[illegible] und Anmuth, welche das früh entwickelte Hoheitsbewußtsein, den Ehrgeiz, die [illegible]

Haft und frauenhafte List der späteren Herrscherin auf dem schwierigsten Throne adelt und mildert, und die um so unwiderstehlicher wirkt, je ungekünstelter sie in Wort und Geberde erscheint."

Trefflich stellt dagegen ein preußischer Historiker ersten Ranges den Gegensatz zwischen Maria Theresia und Friedrich dar. Hier nur den Anfang der Charakteristik. „Auch sie wußte, was sie wollte, und sie wollte es, mit aller Leidenschaft, um jeden Preis, rücksichtslos. Sie glaubte an ihre Sache; sie wagte es darauf, unbeirrt um die Bedenken, ob sie durchzuführen sei, die die Vorsichtigeren unter ihren Räthen erhoben, unbekümmert um die Rechtserörterungen, die ihre Gegner ihr entgegenstellten, in dem echt politischen Gefühl, daß die ihr vererbte Macht des Hauses Oestreich etwas anderes sei, als eine Summe von Erbrechten und Besitztiteln. Darum ihr tiefer Groll gegen den, der sich gegen sie gewandt, als sei nicht ihr Recht, sondern ihre Macht nichts, der ihr zugemuthet hatte, was sie für Erniedrigung hielt. Er in der militärischen Ueberlegenheit der Offensive, sie in der moralischen und herzgewinnenden der Vertheidigung, so rangen sie gegen einander; sie mit wachsender Glut des Hasses, voll Stolz, zu allem Aeußersten bereit, unversöhnlich; er kalten Blutes, bei aller Kühnheit vorsichtig, seine Mittel berechnend."

Es war nicht Friedrichs Absicht, den östreichischen Gesammtstaat über den [Ha]ufen zu werfen, und wenn er auch aus persönlicher Ehrbegier die Entscheidung [mit] den Waffen herbeisehnte, unterließ er doch nicht, auf dem Wege der Ver[han]dlungen zu versuchen, was er andernfalls mit dem Schwerte zu erwerben [ent]schlossen war. Als der Großherzog Franz, der Gemahl der Erbtochter, [s]ich nach des Kaisers Tod ihn um die Fortdauer seiner Freundschaft ersuchte, [er]wiederte Friedrich bedeutsam, daß man ihn dazu in den Stand setzen müsse. [Nun] war Maria Theresia klar, daß der König seine Freundschaft von Abtretungen [ab]hängig machte, welche sie nicht bewilligen konnte, ohne der Würde ihres Hauses [zu] vergeben.

So wurde Friedrichs Erbieten zu einem Abkommen, mit dem Maria Theresia [„ge]gen angemessene Zugeständnisse" die preußische Stimme für die Kaiserwahl [ihr]es Gemahls, den Beistand der preußischen Kriegsmacht gegen alle Feinde der [pra]gmatischen Sanktion gewonnen hätte, in Wien nicht gewürdigt; man zögerte [mit] der Antwort, um Zeit zur Zusammenziehung von Truppen in Schlesien [zu] gewinnen.

In dieser Hinsicht war ihr aber der König zuvorgekommen: seinem Grund[satz] gemäß „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente" [hatt]e Friedrich schon am 8. November einigen Regimentern Marschbefehle ertheilt 1740 [und] umfassende Rüstungen vorgenommen.

Die Lage der Kaisertochter war um so mehr gefährdet, als von allen Seiten Erbansprüche erhoben wurden; es zeigte sich, auf wie schwachen Füßen die Garantie der pragmatischen Sanktion gestanden. Da war zunächst Baiern, welches zu älteren, ziemlich bedeutungslosen Ansprüchen im Jahre 1722 einen neuen erworben hatte, indem der Kurprinz Karl Albrecht Josephs I. jüngere Tochter Maria Amalia heimführte. Nur vorübergehend hatte Baiern die pragmatische Sanktion anerkannt und gleich nach dem Tode Kaiser Karls in Wien erklärt, es betrachte Maria Theresia nicht als Thronfolgerin. Sachsen stand in erbrechtlicher Beziehung auf gleicher Stufe mit Baiern; zögernd wog es ab, wie es durch Opposition gegen Maria Theresia das vortheilhafteste Geschäft machen könne. Auch das bourbonische Spanien schob seine Garantie von 1725 und 1735 bei Seite, indem

es behauptete, in alle Rechte der habsburgisch-spanischen Linie eingetreten z berief sich auf den Vertrag, welchen dieselbe im Jahre 1617 mit der deutsch-hab geschlossen. Auch Frankreich nahm seine alte antiöstreichische Politik wieder auf, Ansprüche zu erheben; es hatte die pragmatische Sanktion nur „unbeschadet eines Dritten“ bestätigt. Indem der Kardinal Fleury die neue Herrscherin al Böhmens und Ungarns“ begrüßte, versetzte er das Wiener Kabinett in einen t vollen Irrthum und veranlaßte dasselbe, den Ansprüchen Friedrichs erst recht gegenzutreten.

In Oestreich war namentlich Bartenstein, der im Jahre 1735 das Einvern Frankreich hergestellt hatte, gegen jedes Eingehen auf die preußischen Anträge, Frankreich, dem einzigen zuverlässigen Bundesgenossen, nicht zu überwerfen.

Ueber die Intensität und Schnelligkeit der preußischen Rüstungen l sich in Wien in verhängnißvollster Weise getäuscht. Troß der Warnu öſtreichischen Residenten in Berlin, Fr. von Demeradt, hatte man Friedrich „wolle den Hahn nur spannen, nicht losdrücken“ gleich seine Als Maria Theresia endlich den Marchese Botta d'Adorno nac schickte, um über den Zweck der Rüstungen Kunde einzuziehen, traf 1740 Truppen bereits im Marsch. Am 6. December kündigte Friedrich wärtigen Mächten an, er werde Schlesien durch ein Armeekorps besetze trotz aller Vorstellungen Bottas gi 13. December nach Frankfurt ab, 30,000 Mann gesammelt hatte.



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: „Friedrich II. feuert bei dem Ausbruche des ersten schlesischen Krieges durch eine Rede seine Offiziere zur Tapferkeit an.“
Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

Von dort aus erließ er ein gungsmanifest an die Schlesier, denen bevorstehenden Besetzung ihres Landes, den dieser Maßregel Kenntniß gab Schutz versprach; auch verhieß er di Mannszucht. Seine eigentlichen Abs rieth er aber nicht; er erklärte, er fe willt die Königin von Ungarn zu belei dern geneigt, ihr wahres Beste zu befö besetze, da das Erzhaus Oestreich von gemeinen Krieg bedroht sei, das Lan gegen allen Eingriff und Einfall sicher

1740 Am 15. Dezember war Friedri in Krossen, wo er an seine Offizier geisternde Ansprache hielt. „Ich h anderen Verbündeten als Euch“, König: dann ward die schlesische G fliegenden Fahnen und unter Tron überschritten.

Wirklich war der König, mit irgend einer andern Macht ständigen, „über den Rubikon gegangen,“ und wie leicht ihm auch militärische Erfolg ward, in politischer Hinsicht war seine Unternehmun

nklich, daß sie zu den kühnsten und gewagtesten aller Zeiten gerechnet werden
ıß. Die Minister des Königs waren in der aufgeregtesten Stimmung, den
önig selbst erfüllte die ruhigste Zuversicht. „Mein Herz sagt mir alles beste
r Welt voraus," schreibt er vom ersten Standquartier auf schlesischem Boden,
in gewisser Instinkt, dessen Ursache uns verborgen ist, verheißt mir Glück und
günstiges Loos, und ich werde nicht nach Berlin zurückkehren, ohne mich des
utes würdig gemacht zu haben, aus dem ich entsprossen bin, und der braven
ldaten, die ich die Ehre habe zu befehligen."

---

3. Vom Beginn des Feldzuges bis zur Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741).

In zwei Kolonnen, von denen der König die eine, Graf Schwerin die andere
befehligte, rückte Friedrich in Schlesien ein. Er traf fast auf keinen Wider-
nd. Der protestantische Theil der Bevölkerung, der jahrhundertlangen Glaubens-
annei der Habsburger müde, stand mit seinen Sympathien auf preußischer
ite; bei den Katholiken und besonders bei den Klosterinsassen brach freilich
Panik aus. Die gute Mannszucht der Truppen, die Leutseligkeit des Königs
ten das Uebrige. Der Vertheidigungszustand des Landes bot keine Hinder-
e. Nur die Festungswerke von Breslau und Neiße befanden sich in leid-
em Stande; die von Glogau und Glatz waren halb verfallen. Durch die
rstärkungen, die man in letzter Stunde in die bedrohte Provinz geworfen,
te man die östreichische Heeresmacht in Schlesien nur bis auf 7000—8000
nn gebracht. So durchschritt der König im Siegeslaufe das Land und
t schon am 3. Januar 1741 seinen Einzug in Breslau, welches sich vor- 1741
östreichische Besatzung verbeten hatte und jetzt Neutralität zugesagt erhielt.

Um diese Zeit machte Friedrichs Gesandter Gotter in Wien Friedenserbietungen.
Es war schon das zweite Mal, daß der König Vertragsvorschläge nach Wien gelangen ließ.
Denn unmittelbar nach seinem Einmarsch in Schlesien überbrachten Borcke und Gotter An-
träge, welche dem Großherzoge Franz Friedrichs Beistand versprachen, wenn jener für
Verlust und Gefahr angemessenen Ersatz leisten wolle: es zeigte sich, daß man darunter
preußischerseits ganz Schlesien oder doch einen großen Theil davon verstand.

Friedrich bot 1) die Garantie Preußens zu Gunsten aller Besitzungen Oestreichs auf
deutschem Reichsboden und deren Vertheidigung gegen alle Angreifer, 2) eine Allianz mit
Oestreich, Rußland, England und Holland, 3) seine Bemühungen für die Kaiserwahl Franz
Stephans 4) zwei Millionen Gulden zu Kriegsrüstungen.

Friedrich rechnete nicht auf die Annahme seiner Vorschläge. „wir werden
uns blamiren, wenn wir in Wien unterhandeln wollen," sagte er von vorn-
herein zu Podewils. Dennoch war man dort näher daran, auf den Antrag ein-
zugehen als er selbst glaubte. Aber Stahremberg und Bartenstein, vor allem
Maria Theresia selbst hielten die Kombination für unannehmbar, und von ihrem
Standpunkte mit Recht. Gab man Preußen gegenüber die pragmatische Sanktion

preis, so brauchte sich keine Garantiemacht mehr um sie zu kümmern; gewährte man Friedrich einen Theil von Schlesien durch eine Konvention, so beanspruchte er den Rest nachher wol als Kriegskostenentschädigung. Aus demselben Grunde wurden auch die neuen Angebote Gotters abgelehnt. Hat diese Ablehnung auch Maria Theresia um ganz Schlesien und Glatz gebracht, man darf ihr doch nicht Eigensinn und Kurzsichtigkeit vorwerfen: sie konnte den Ausgang, namentlich Frankreichs Haltung nicht voraussehen, und daß ihr der Frieden auf der Spitze des Schwertes entgegengehalten wurde, machte ihn nicht annehmbarer.

So rückten denn die preußischen Truppen weiter vor, machten bald sogar einen Vorstoß bis an den Jablunkapaß, um ungarische Verstärkungen abzuhalten. Ende Februar besaßen die Oestreicher in Schlesien nur noch Glatz, Brieg, Glogau und Neiße. Es ist begreiflich, daß König Friedrich von Freude und Stolz über seinen leichten Sieg erfüllt war: er ließ seine Armee Winterquartiere beziehen 1741 und kehrte im Januar nach Berlin zurück. Es war aber klar, daß dies militä-rische Uebergewicht nur so lange dauern würde, als die Kaisertochter noch nicht genügende Truppen zur Hand hatte und es fragte sich, welche Stellung die einzelnen deutschen und europäischen Mächte einnehmen würden, sobald sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatten. Zweifelhaft war schon Sachsen: denn obwol es vermöge seiner Ansprüche Oestreich feindlich war, erregte Friedrichs schneller Erfolg seine Eifersucht und Unruhe: an dem intriguenreichen russischen Hofe bekämpfte der preußische Gesandte den östreichischen vorläufig noch mit einigem Erfolg. Der schlimmste Feind Friedrichs war König Georg II. von England, welcher unter dem Vorwande einer bewaffneten Mediation im Februar 1741 1741 nach Wien einen großartigen Bündnißplan einsandte, bei dem es auf Verkleinerung Preußens, wenn nicht auf eine Auftheilung des Staatsgebietes abgesehen war.

Von östreichischer Seite wird dieser Entwurf, welcher besonders Rußland, England und Sachsen mit Oestreich einen sollte, auch auf Holland rechnete, nur als ein Schreckschuß bezeichnet. War dies wirklich der Fall, so hatte er jedenfalls eine andere, als die gewünschte Wirkung.

Um Preußen gegen Hannover und Sachsen zu sichern, wurde ein Heer unter dem alten Dessauer aufgestellt; der König selbst begab sich im Februar wieder nach Schlesien, um dem Heere die Spitze zu bieten, das ihm un Neipperg entgegentreten sollte. Bei einem Rekognoscirungsritt brachte ihn bei Baumgarten, am 27. Februar seine Waghalsigkeit in die Gefahr, östreichischen Reitern, die ihm schon einige Tage aufgelauert hatten gefangen werden; doch wurde der Anschlag durch die voreilige Hitze der Husaren Komárony vereitelt. In der Nacht vom 8. zum 9. März erstürmte der Leopold von Dessau Glogau, der König wandte sich auf Neiße. Ne perg, der anfangs sehr langsam vorgerückt war, hatte Neiße aber früher er und sich zwischen das preußische Hauptheer unter dem König und Schwerin 1741 das Korps des Herzogs von Holstein geschoben. Am 10. April griff Fr bei Mollwitz nahe Ohlau den Feind an, der ihm an Gesammtstärke

[A]rtillerie nach stand, an Reiterei aber überlegen war. Diese, von dem tapferen [J]ohann von Römer geführt, stürmte auf den rechten Flügel der Preußen [e]in, warf ihn über den Haufen und richtete unter Schulenburgs Reitern [d]ie größte Verwirrung an, in welche Friedrich selbst gerissen wurde. Auf das [D]rängen seiner Generale verließ er das Schlachtfeld, Schwerin übernahm das [C]ommando. Der König war, wie Napoleon nachmals gesagt hat, vor seinem [S]iege geflohen, denn die Infanterie glich durch ihre Kaltblütigkeit und die Ge[sc]hicklichkeit, mit der sie ihre Feuerwaffe gebrauchte, die erste Schlappe wieder [au]s; alle östreichischen Angriffe scheiterten; und nach dem Fall des tapferen [R]ömer gab Neipperg den Kampf auf; gegen 8 Uhr Abends trat er eiligst den [R]ückzug an, ohne indeß von Schwerin verfolgt zu werden.

Friedrich, der erst nach Löwen, dann nach Oppeln geritten war, gerieth bei letzterer Stadt in ernstliche Gefahr. Oppeln war bereits von östreichischen Truppen besetzt, und Friedrichs Aufforderung ihn einzulassen, wurde mit Schüssen beantwortet; durch die Schnelligkeit seines Pferdes kam er glücklich davon.

Von der Schlacht bei Mollwitz bis zum Friedensschluß (28. Juli 1742).

So geringfügig die bei der Schlacht aufgewendete Truppenzahl gewesen war, hatte dieser erste Sieg Friedrichs die größte Bedeutung. Er bewies den [eu]ropäischen Mächten, daß Preußens Heer sich auf dem Schlachtfelde ebenso [tre]fflich zu behaupten wisse, wie auf dem Paradeplatz, und daß Preußens König [ein] ebenso gefährlicher Feind, wie brauchbarer Bundesgenosse sei. Daher ward [Fr]iedrichs Lager bei Strehlen jetzt der Schauplatz politischer Intriguen, der [Ka]mpfplatz zweier diplomatischer Strömungen, Frankreichs und Englands. Friedrich [für] seinen Theil hatte früher, wiewol der im Jahre 1739 mit Frankreich hin[sich]tlich Bergs geschlossene Vertrag auf ein Bündniß mit dieser Macht hinwies, [me]hr Neigung zu einer Allianz mit England gehabt und diesen Gedanken um [so] mehr festgehalten, als der Gesandte, den er im Sommer 1740 nach Paris [schi]ckte, daselbst wenig Entgegenkommen gefunden hatte. Als Friedrich von dem [ha]nnoverschen Theilungsplan des Februar 1741 Kenntniß bekam, wandte er [näm]lich seinen Blick auf Frankreich, jedoch nach dem Erfolge von Mollwitz war er [gew]illt mit England abzuschließen. Aber die Voraussetzung dabei war, daß König [Ge]org auch seinerseits ehrlich zu Werke ging; indeß grade das war nicht der [Fa]ll, obwol die englischen Minister nicht grade die Absicht hatten den König zu [bet]rügen. So wandte sich Friedrich von England ab, behielt aber trotz aller [An]strengungen Belleisles auch Frankreich gegenüber freie Hand.

[...]ies hatte bereits (2. April) in Wien erklärt, es fühle sich nicht an die pragmatische Sanktion gebunden und zu Nymphenburg (bei München) am 18. oder 22. Mai mit dem zweiten Gegner der pragmatischen Sanktion, dem Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern, ein enges Bündniß verabredet. Der Kurfürst, ein oberflächlich gebildeter, aber ehrgeiziger



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: Die Huldigung zu Breslau am 7. November 1741.

Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

frieden bekommen könne. Die Pression, welche man so auf sie ausübte, wog reichlich das Unbehagen auf, als ein unzuverlässiger Bundesgenosse erkannt zu werden.

Es dauerte nicht lange, so war der Klein-Schnellendorfer Vertrag kein Geheimniß mehr, und da man überdies in Wien keine Anstalt traf, den Frieden abzuschließen, so zog Friedrich doch vor, sich seinen Bundesgenossen wieder zu nähern. Aber die Lage derselben verschlimmerte sich jetzt zusehends, wiewol Ende November auch 21,000 Sachsen unter **Rutowski** im Felde gegen Oestreich erschienen waren. Nur ein kurzer Glückstraum war den Baiern beschieden. Da Neipperg seinen Marsch zur Deckung Prags nicht gehörig beeilte, konnte Karl Albrecht am 26. November Prag einnehmen und ließ sich hier am 7. Dezember zum König Böhmens proklamiren. Zu gleicher Zeit begab sich Belleisle nach Frankfurt, um Karl Albrechts Kaiserwahl durchzuführen.

Aber schon hatte Oestreich die Hand zum Schlage erhoben: unter **Khevenhüllers** Führung setzten sich seine buntscheckigen Scharen gegen Baiern in Bewegung: daneben sollten Freischarenführer, wie **Franz von der Trenck**, das unglückliche Land alle Schrecknisse des Krieges tragen. Auf Umwegen gelangte Karl Albrecht nach München (3. Januar 1742), wo er sich von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage überzeugen konnte; gleichwol brach er, statt Gegenanstalten zu treffen, nach Frankfurt auf, um sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen zu lassen. Wol erfolgte am 24. Januar 1742 seine Wahl, aber an demselben Tage übergab der prahlerische Graf **Segur** das wichtige Linz den Feinden ohne Kampf; dann kapitulirte auch Passau, unter unerhörten Grausamkeiten überschwemmten die Oestreicher das Land, und während Karl Albrecht beim herrlichen Krönungsmahle saß, zogen die Feinde in seine Hauptstadt ein (12. Februar 1742.) Auch in Böhmen war seine Herrschaft bereits verhaßt, das Landvolk erbittert über die Erpressungen des französischen Intendanten.

1742

Unter diesen Umständen hatte Friedrich nicht unthätig bleiben dürfen. Schwerin nahm Olmütz und hier erschien der König Ende Januar, um gemeinsam mit Sachsen und Franzosen einen Winterfeldzug in Mähren zu unternehmen. Der Einfall umspannte das ganze Land und war zunächst erfolgreich: nach der Einnahme von Iglau konnte man zur Belagerung von Brünn übergehen, preußische Reiter schwärmten bis auf das Marchfeld. Aber das Einvernehmen der Verbündeten war nicht das beste, und auf die Dauer ließ sich

rblande verlegen: wenn Wien fiel, war die Macht Oestreichs in ihren Wurzeln
urchschnitten, Böhmen, nur schwach besetzt, konnte sich auf die Dauer nicht
alten. Am 14. September hatte Karl Albrecht bereits Linz erreicht, der Weg
ach Wien stand ihm offen. Es war ein verhängnißvoller Fehler, daß er seine
ortheilhafte Lage nicht besser ausnutzte und zuletzt (20. Oktober) nach Böhmen 1741
bschwenkte. Militärische Unfähigkeit und Frankreichs Ränke trieben hier
r Spiel.

Aber immerhin war Oestreichs Lage Mitte September sehr gefährdet. Sachsen
tte seine Schwenkung vollzogen. Mitte August war ein französisches Heer dem
rfürsten von Baiern zur Hilfe gezogen, ein zweites unter Maillebois
ndte sich nordwärts, um die Holländer und Hannover zu bedrohen. Wenn
iedrich Neippergs Heer in Oberschlesien schlug und Wien nahm, war Maria
eresia rettungslos verloren: daher wandte sie, die vor drei Monaten noch
nmal lieber die Niederlande an Baiern, als auch nur den kleinsten Theil
hlesiens an Friedrich abgetreten hätte, sich jetzt an diesen mit dem Gesuch um
terhandlungen.

Friedrich hielt es für erlaubt, trotz seines Bündnisses mit Frankreich auf
Antrag einzugehen. Obwol er der Theorie huldigte, daß man erst nach
lichster Erwägung ein Bündniß schließen, dann aber auch allen Verpflichtungen
ktlich nachkommen müsse, bestimmten ihn im vorliegenden Fall politische Er=
gungen der ernstesten Art. Seine Meinung war nicht Oestreich zu zerstückeln
Frankreich in die Hände zu arbeiten; sollte man dieser Macht von neuem
Hegemonie Deutschlands übertragen? So wurde durch den unermüdlichen
rd Hyndford, mit dem Friedrich am 9. Oktober zu Klein=Schnellendorf —
em Stahrembergschen Schlosse bei Neiße — zusammenkam, das Protokoll
r einen Separatfrieden zwischen Oestreich und Preußen abgefaßt. Dem Ver=
ge zufolge sollte Friedrich ganz Niederschlesien, Neiße und das Gebiet jenseits
Oder bis an die Grenze von Oppeln bekommen, dagegen dem Gemahle der
iſertochter die bereits Karl Albrecht versprochene Kurstimme gewähren. Neip=
g hatte bis zum 16. Oktober ganz Schlesien zu räumen, wo die Preußen
Winterquartiere angewiesen erhielten. Dies Protokoll sollte aber für Friedrich
r verbindlich sein, wenn es von östreichischer Seite geheim gehalten und bis
n Ende des Jahres in einen endgültigen Friedensvertrag verwandelt würde.

Der Vertrag war von beiden Seiten nicht ohne Hintergedanken abgeschlossen
rden. Maria Theresia erhielt an der gefährlichsten Stelle Ruhe und ver=
chte ihr ganzes Heer zusammenzuziehen, um es gegen Baiern zu verwenden:
n sie das Abkommen dann veröffentlichte, so säete sie Mißtrauen zwischen
Verbündeten und erregte Entrüstung gegen den bundbrüchigen Preußen=
ig. Friedrich wird wol auch nicht darauf gerechnet haben, daß der Vertrag
eim blieb; aber einerseits verschaffte er ihm die Festung Neiße (31. Oktober)
Niederschlesien, wo er sich förmlich huldigen ließ (zu Breslau am 7. November): 1741
rerseits betrachtete er es als kein allzu großes Unglück, wenn seine Ver=
deten erfuhren, daß er für seine Person stets einen vortheilhaften Separat=



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: Die Huldigung zu Breslau am 7. November 1741.

Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

frieden bekommen könne. Die Pression, welche man so auf sie ausübte, wog reichlich das Unbehagen auf, als ein unzuverlässiger Bundesgenosse erkannt zu werden.

Es dauerte nicht lange, so war der Klein-Schnellendorfer Vertrag kein Geheimniß mehr, und da man überdies in Wien keine Anstalt traf, den Frieden abzuschließen, so zog Friedrich doch vor, sich seinen Bundesgenossen wieder zu nähern. Aber die Lage derselben verschlimmerte sich jetzt zusehends, wiewol Ende November auch 21,000 Sachsen unter **Rutowski** im Felde gegen Oestreich erschienen waren. Nur ein kurzer Glückstraum war den Baiern beschieden. Da Neipperg seinen Marsch zur Deckung Prags nicht gehörig beeilte, konnte Karl Albrecht am 26. November Prag einnehmen und ließ sich hier am 7. Dezember zum König Böhmens proklamiren. Zu gleicher Zeit begab sich Belleisle nach Frankfurt, um Karl Albrechts Kaiserwahl durchzuführen.

Aber schon hatte Oestreich die Hand zum Schlage erhoben: unter **Khevenhüllers** Führung setzten sich seine buntscheckigen Scharen gegen Baiern in Bewegung: daneben sollten Freischarenführer, wie **Franz von der Trenck** in das unglückliche Land alle Schrecknisse des Krieges tragen. Auf Umwegen gelangte Karl Albrecht nach München (3. Januar 1742), wo er sich von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage überzeugen konnte; gleichwol brach er, statt Gegenanstalten zu treffen, nach Frankfurt auf, um sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen zu lassen. Wol erfolgte am 24. Januar 1742 seine Wahl, aber an demselben Tage übergab der prahlerische Graf **Segur** das wichtige Linz den Feinden ohne Kampf; dann kapitulirte auch Passau, unter unerhörten Grausamkeiten überschwemmten die Oestreicher das Land, und während Karl Albrecht beim herrlichen Krönungsmahle saß, zogen die Feinde in seine Hauptstadt ein. (12. Februar 1742.) Auch in Böhmen war seine Herrschaft bereits verhaßt, das Landvolk erbittert über die Erpressungen des französischen Intendanten.

1742

Unter diesen Umständen hatte Friedrich nicht unthätig bleiben dürfen. Schwerin nahm Olmütz und hier erschien der König Ende Januar, um gemeinsam mit Sachsen und Franzosen einen Winterfeldzug in Mähren zu unternehmen. Der Einfall umspannte das ganze Land und war zunächst erfolgreich: nach der Einnahme von Iglau konnte man zur Belagerung von Brünn übergehen, preußische Reiter schwärmten bis auf das Marchfeld. Aber das Einvernehmen der Verbündeten war nicht das beste, und auf die Dauer ließ sich

ähren gegen größere Streitkräfte, wie sie Prinz Karl von Lothringen
t heranführte, nicht behaupten: die Belagerung von Brünn wurde aufgehoben,
lmütz geräumt, zu Anfang April zogen die Verbündeten aus Mähren ab.

Schon im März hatte Friedrich diesen Ausgang vorausgesehen und den
rafen Podewils zu Friedensverhandlungen ermächtigt, um nicht in ungünstigerer
ge sich den Bedingungen des Gegners anbequemen zu müssen; zu einem
bschluß war es nicht gekommen, man mußte suchen, aus der unerfreulichen
ge möglichst ohne Schaden herauszukommen. Eine Möglichkeit dazu bot die
glische Diplomatie, welche Friedrich gegenüber zur Nachgiebigkeit rieth, damit
Franzosen desto wirksamer bekämpft werden könnten; ja die englischen Ver-
ttler Hyndford und Robinson gingen in ihren Bemühungen so weit, daß
die ihnen von östreichischer Seite ertheilte Vollmacht überschritten: da Maria
eresia die von ihnen bewilligten Zugeständnisse nicht anerkannte, wurden zu
fang Mai die Verhandlungen abgebrochen; eine zweite Schlacht sollte die
tscheidung bringen. Sie erfolgte am 18. Mai zwischen Czaslau und 1742
otusitz; wieder waren die Heere einander ziemlich gleich; auch zeigte sich
hrend des Kampfes, daß Friedrich seit der Schlacht von Mollwitz nicht um-
st an der Verbesserung seiner Kavallerie gearbeitet hatte: diesmal warf sie
mit Erfolg auf den rechten Flügel des Feindes, aber gleichwol schwankte
Kampf, zumal der eilig entworfene Schlachtplan mancherlei Fehler hatte,
entschieden gar lange hin und her. Endlich gab doch wieder das Fußvolk
Ausschlag und nach vierstündigem Ringen trat Prinz Karl von Lothringen
Rückzug an: er hatte über 6000 Mann und 18 Kanonen verloren.

Noch nach dem Siege war Friedrich zweifelhaft, ob er die kurz vor der
hlacht abgebrochenen Verhandlungen wiederaufnehmen oder den Kampf fort-
en sollte. Er fühlte sich zu Rücksichtnahme auf die Franzosen nicht ver-
laßt, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß auch Fleury hinter seinem
cken in Wien verhandeln ließ; es war nicht unmöglich, daß Frankreich sich
seine Kosten mit Oestreich verständigte. Dazu kam, daß die Hilfsquellen
iedrichs, die Ersparnisse seines Vaters, nahe am Versiegen waren und die
ssigkeit der französischen Kriegführung den baldigen Eintritt einer Katastrophe
ten ließ.

So legte er so wenig als Maria Theresia der englischen Vermittlung Hinder-
e in den Weg, und die geheimen Verhandlungen zu Breslau führten bereits
11. Juni zu einem Präliminarfrieden, welcher die Grundlage des eigent-
en Friedensvertrages (zu Berlin am 28. Juli) bildete. 1742

Die Bedingungen konnten kaum günstiger gedacht werden: mit schwerem Herzen
opferte Maria Theresia das theure Schlesien, und Friedrich gewann den Preis, an welchen
er seine und seines Staates Ehre gewagt hatte.

In dem Präliminarfrieden erhielt Preußen Nieder- und Oberschlesien, mit Ausnahme
der Fürstenthümer Troppau und Teschen, sowie die Grafschaft Glatz. Die katholische Kon-
fession wurde in Schlesien gewährleistet. Im Berliner Frieden übernimmt Friedrich von
den auf Schlesien haftenden Hypothekenschulden die englischen und holländischen Forderungen
— an 4,800,000 Thaler. Maria Theresia und ihre Nachkommen sollten künftighin den

Jetzt war es nicht Frankreich, das in Deutschland die entscheidende Rolle spielte, sondern England übte auf dies Reich, ja auf Oestreich selbst eine unerträgliche Pression aus. Umsonst hatte Friedrich im Jahre 1742 gegen den Einmarsch einer englischen Armee ins Reich warnende Vorstellungen erhoben; jetzt, im Jahre 1743 äußerte er: „Wenn der König von England den Meister macht, dann wird sein Kurland für immer ihm verloren gehen."

Aber wie sollte das Reich in Bewegung gesetzt, die Kraft der Stände nutzbar gemacht werden? Nach Friedrichs erstem Entwurf (Winter 1742/43) sollte das Reich in dem Streite zwischen seinem Kaiser und Maria Theresia sich zur Vermittlung erbieten und diesem Angebot durch eine „Reichsneutralitätsarmee" gehörigen Nachdruck verleihen; ersteres beschloß der Reichstag nach monatelangen Berathungen, das zweite ließ er.

Friedrich war so verstimmt, daß er einen Augenblick daran dachte, selbst durch Verständigung mit Oestreich den Wirren im Reich ein Ziel zu setzen; sein Gesandter in Wien ward angewiesen (März 1743) die Aeußerung gelegentlich hinzuwerfen, sein Herr verlange für seine Hilfe keine weiteren Abtretungen von der Königin von Ungarn; „das heilige römische Reich aber sei groß genug und könnte man in der Nachbarschaft Sr. Kgl. Majestät Convenances vor dieselbe genug finden."

1743 Im Sommer 1743 nahm Friedrich seine Reichspolitik wieder auf; statt an die Gesammtheit des Reiches, wandte er sich an die Glieder: die einzelnen Kreise sollten eine Associationsarmee aufstellen, für sich begehrte Friedrich den Titel eines immerwährenden Generallieutenants der Reichstruppen. Er hätte damit eine kaiserähnliche Stellung eingenommen und seinem Staate eine militärische Hegemonie verschafft. Aber solche Pläne ließen sich schon deshalb nicht verwirklichen, weil die deutschen Reichsstände keine Truppen ohne Subsidien stellen konnten; diese hätten sie höchstens von Frankreich bekommen können, welches aber gewiß keinen Bund bezahlte, den es nicht leiten sollte.

1744 Friedrichs Aeußerungen aus dem Anfange des Jahres 1744 machen ganz den Eindruck, als wolle er seine Schilderhebung für den Kaiser aufgeben; in dieser Verstimmung aber erhielt er am 10. Februar aus Holland eine Abschrift des Wormser Vertrages, und nicht minder beunruhigte ihn der am 20. Dezember 1743 zwischen Oestreich und Sachsen geschlossene Traktat, ein nach der Versicherung des Grafen Brühl ganz unschuldiger Vertheidigungsvertrag. Allerdings war in demselben Preußens nicht gedacht, aber wenn sich die Mächte Abwehr und gegenseitigen Beistand auch gegen solche zusicherten, „die zur Zeit nicht im Kriege befindlich seien, sich aber im Laufe desselben einmischen möchten", so war damit Preußen gemeint und also mittelbar bedroht. Denn Friedrich hatte längst erklärt, in zwei Fällen werde er unweigerlich den Degen ziehen: wenn der von ihm miterwählte Kaiser in seiner Würde verletzt, oder seiner Erblande beraubt würde. Sollte er den Kaiser weiter sinken, sein Wort zum Gespött werden lassen, um dann doch zuletzt die Waffen ergreifen zu müssen, wenn Karl Albrechts Sache schon verloren war? Dann trat der in dem „unschuldigen" Dezembervertrage vorausgesetzte Fall ein, und der Dresdener Hof durfte auf die

des Jahres bis Passau zurück, aber im Frühling 1743 schon änderte sich die 1743
Lage: Karl VII. mußte sein Erbland verlassen, das der „Evakuationstraktat“
ganz in Oestreichs Hände lieferte: im September ließ sich Maria Theresia von
den bairischen und oberpfälzischen Ständen huldigen und gab dem Lande einen
Statthalter. Das war die Vergeltung für den kurzen Krönungstaumel von
Prag. Auch der Kurfürst-König Georg, welcher seine zweideutige Rolle gern
och länger fortgespielt hätte, um dann den allgemeinen Frieden zum Vortheile
nglands diktiren zu können, ließ endlich seine Armee, die sogenannte „prag-
atische“ an den Main marschieren, um sich dort mit den Oestreichern zu vereinigen.
Bei Dettingen, unweit Aschaffenburg, erlitt der Marschall Noailles im
uni 1743 eine empfindliche Niederlage und mußte, da Karl von Lothringen
e pragmatische Armee verstärkte, zu Ende Juli den Rückzug über den Rhein
treten. Indessen nutzten die Verbündeten ihren Sieg nicht aus; zwar ward
r Rhein noch überschritten, und östreichische Reiterscharen streiften nach Frank-
ich hinein, aber der nicht unrühmlich begonnene Feldzug verlief jetzt im Sande.
Winter 1743.) Uebrigens hatten auch die Holländer nach dem Siege von
ettingen Muth bekommen und eine Hilfsarmee entsendet, ohne an Frankreich
er Kaiser Karl den Krieg zu erklären.

Auch in Italien waren die Oestreicher im Laufe der Jahre 1742 und 1743 glücklich, sowol mit den Waffen im Kampfe gegen die Spanier, als auch mit Unterhandlungen, durch welche sie Sardinien auf ihre Seite zogen. Schon konnte dies den Vorschlag wagen, Oestreich möge sich für Schlesien an Baiern entschädigen und das kurfürstlich bairische Haus nach Toskana übersiedeln (Sommer 1743). Im September 1743 kam zwischen Sardinien, England und Oestreich das berüchtigte Wormser Bündniß zu stande, das bereits auch Preußens neuen Besitzstand bedrohte.

Die offenen Artikel sprachen nur von der Sicherung der italienischen Besitzungen Oestreichs in Italien gegen bourbonische Angriffe. Karl Emanuel verzichtete auf Mailand, erkannte die pragmatische Sanktion an und erhielt bedeutende Gebiete in Oberitalien zugestanden. Im geheimen wurde die Austreibung aller Bourbonen aus Italien in Aussicht genommen. Der für Preußen bedrohliche Punkt des Vertrages lag darin, daß sich der Wiener Hof unter anderm „alle Lande garantiren ließ, welche er gegenwärtig besitze oder besitzen sollte kraft der früheren Verträge.“ Der Friede von Breslau war weislich mit Stillschweigen übergangen.

Lange bevor Friedrich von diesem Vertrage genauere Kenntniß erhielt, hatte
sich mit dem Gedanken beschäftigt, wie er, ohne den Breslauer Frieden direkt
brechen, den weiteren Fortschritten Maria Theresias ein Ziel setzen könne.
ne Zeit lang bemühte er sich, das sogenannte „Reich“ gegen Oestreich aufzu-
ngen. Denn Karl VII. war immerhin rechtmäßig gewählter Kaiser, und daher
nte man es so darstellen, als richteten sich die Angriffe der Maria Theresia
en Kaiser und Reich. Nun war Friedrich zwar der letzte, der sich für die
elhafte Herrlichkeit des römischen Reiches begeistert hätte, aber einerseits ließ
die reichspatriotische Phrase vielleicht trefflich ausnutzen, andererseits war
wirklich Friedrichs Meinung, daß womöglich das Reich seine Angelegenheiten
t ordnen und der Einfluß des Auslandes beschränkt werden müsse.

Jetzt war es nicht Frankreich, das in Deutschland die entscheidende Rolle spielte, sondern England übte auf dies Reich, ja auf Oestreich selbst eine unerträgliche Pression aus. Umsonst hatte Friedrich im Jahre 1742 gegen den Einmarsch einer englischen Armee ins Reich warnende Vorstellungen erhoben; jetzt, im Jahre 1743 äußerte er: „Wenn der König von England den Méchanten macht, dann wird sein Kurland für immer ihm verloren gehen.“

Aber wie sollte das Reich in Bewegung gesetzt, die Kraft der Stände nutzbar gemacht werden? Nach Friedrichs erstem Entwurf (Winter 1742/43) sollte das Reich in dem Streite zwischen seinem Kaiser und Maria Theresia sich zur Vermittlung erbieten und diesem Angebot durch eine „Reichsneutralitätsarmee“ gehörigen Nachdruck verleihen; ersteres beschloß der Reichstag nach monatelangen Berathungen, das zweite ließ er.

Friedrich war so verstimmt, daß er einen Augenblick daran dachte, selbst durch Verständigung mit Oestreich den Wirren im Reich ein Ziel zu setzen; sein Gesandter in Wien ward angewiesen (März 1743) die Aeußerung gelegentlich hinzuwerfen, sein Herr verlange für seine Hilfe keine weiteren Abtretungen von der Königin von Ungarn; „das heilige römische Reich aber sei groß genug und könnte man in der Nachbarschaft Sr. Kgl. Majestät Convenances vor dieselbe genug finden.“

1743 Im Sommer 1743 nahm Friedrich seine Reichspolitik wieder auf; statt an die Gesammtheit des Reiches, wandte er sich an die Glieder: die einzelnen Kreise sollten eine Associationsarmee aufstellen, für sich begehrte Friedrich den Titel eines immerwährenden Generallieutenants der Reichstruppen. Er hätte damit eine kaiserähnliche Stellung eingenommen und seinem Staate eine militärische Hegemonie verschafft. Aber solche Pläne ließen sich schon deshalb nicht verwirklichen, weil die deutschen Reichsstände keine Truppen ohne Subsidien stellen konnten: diese hätten sie höchstens von Frankreich bekommen können, welches aber gewiß keinen Bund bezahlte, den es nicht leiten sollte.

1744 Friedrichs Aeußerungen aus dem Anfange des Jahres 1744 machen ganz den Eindruck, als wolle er seine Schilderhebung für den Kaiser aufgeben; in dieser Verstimmung aber erhielt er am 10. Februar aus Holland eine Abschrift des Wormser Vertrages, und nicht minder beunruhigte ihn der am 20. Dezember 1743 zwischen Oestreich und Sachsen geschlossene Traktat, ein nach der Versicherung des Grafen Brühl ganz unschuldiger Vertheidigungsvertrag. Allerdings war in demselben Preußens nicht gedacht, aber wenn sich die Mächte Abwehr und gegenseitigen Beistand auch gegen solche zusicherten, „die zur Zeit nicht im Kriege befindlich seien, sich aber im Laufe desselben einmischen möchten“, so war damit Preußen gemeint und also mittelbar bedroht. Denn Friedrich hatte längst erklärt, in zwei Fällen werde er unweigerlich den Degen ziehen: wenn der von ihm miterwählte Kaiser in seiner Würde verletzt, oder seiner Erblande beraubt würde. Sollte er den Kaiser weiter sinken, sein Wort zum Gespött werden lassen, um dann doch zuletzt die Waffen ergreifen zu müssen, wenn Karl Albrechts Sache schon verloren war? Dann trat der in dem „unschuldigen“ Dezembervertrage vorausgesetzte Fall ein, und der Dresdener Hof durfte auf die



Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, in älteren Jahren.
Gestochen von G. F. Schmidt.

Veranlassung erhielt, die seinem Ahn, dem Kurfürsten Friedrich III., ertheilte Anwartschaft auf Ostfriesland geltend zu machen. Als das Haus Cirksena mit Karl Edzard ausstarb, ließ der König sofort durch preußische Truppen sich den Besitz sichern. Die Stände huldigten ihm alsbald, und Ostfriesland, das seine alte Verfassung behielt und in ausnahmsweise vermindertem Maße zu den Lasten des preußischen Unterthanenverbandes herangezogen wurde, schloß sich mit besonderer Liebe dem König und dem neuen Vaterlande an.

Als „Beschützer des Kaisers und der deutschen Freiheit“ fiel der König gegen Ende August in Böhmen ein, um es für seinen rechtmäßigen Herrn zurückzuerobern, wie er in einem Manifest bekundete. Vor Prag vereinigten sich seine drei Heeressäulen, und am 17. September ergab es sich nach heftiger Beschießung. Bald eroberte er ganz Böhmen, besetzte die Moldaulinie bis zu den Pässen, die nach Regensburg führen. Aber die Franzosen thaten ihre Schuldigkeit nicht und ließen das östreichische Hauptheer unter dem Prinzen Karl und Traun ungehindert über den Rhein ziehen (23. August) und nach Böhmen abmarschieren.

Friedrich, der mit Sicherheit auf schnelle Entscheidung gerechnet, hatte nichts gethan, um durch umfassende Verproviantirungsmaßregeln seine Stellung in Böhmen auf die Dauer haltbar zu machen. Bei der feindseligen Haltung der böhmischen Bauern gegen die „ketzerischen Brandenburger“ machte die Verpflegung der Armee die größten Schwierigkeiten: östreichische Streifpartieen fingen alle Zufuhren auf, 20000 Sachsen kamen ihm von Norden her in den Rücken. Wie sehnte sich der König nach der erlösenden Schlacht! Aber viermal binnen weniger Wochen ließ ihn (Oktober—November) Traun vergeblich zum Kampfe ausrücken, indem er ihm entweder völlig auswich oder sich ihm in unangreifbaren Positionen gegenüberstellte. So wurde Friedrich genöthigt, in den letzten Tagen des November ganz Böhmen zu räumen, mit beträchtlichem Verluste an Mannschaft und Kriegsmaterial.

1744

Es war unter diesen Verhältnissen von geringer Bedeutung, daß die Oestreicher unter Batthiány noch einmal München hatten räumen müssen, wo Karl Albrecht am 23. Oktober unter dem Jubel seiner treuen Baiern seinen Einzug hielt, um sich nach so vielem Mißgeschick vor seinem Tode noch an einem letzten Lichtblick des Glückes zu erfreuen.

Der Mißerfolg wirkte demoralisirend auf Friedrichs junge Armee, deren Bestand durch Krankheit und Desertion ohnehin gelichtet war. Sie war, nach dem vollgültigen Urtheile des Ministers für Schlesien, „nur noch ein Haufen Menschen, bei einander gehalten durch die Gewohnheit und die Autorität der Offiziere, die aber selbst mißvergnügt waren.“ Auch in der Generalität zeigte sich ein Geist kleinlicher Aengstlichkeit; „unsere Reputation“ schreibt der König am 8. Januar 1745 an den Erbprinzen von Dessau, „ist ebenso schnell dahin, wie wir sie gewonnen haben.“ An demselben Tage schlossen zu Warschau Oestreich, England, Holland und Sachsen eine Quadrupelallianz; schon verlangte die letztgenannte Macht Theile der preußischen Monarchie als Lohn ihrer Hilfe.

1745

und Mäßi-
iedrichs, der
reitschaft sei-
gsmacht, um
iedenspolitik
ihren, die er
Staat noth-
ielt.

treichische Erb-
g, von dem
r zweite schle-
r eine Episode
setzte sich noch
ei Jahre fort,
rankreich und
-Neapel das
ete Oestreich
gland in Ita-
d den Nieder-
bekämpften.
vereitelte der
er Engländer
Prätendenten
Stuart bei
en (27. Apr.
das Bestreben
zosen, den ver-
Gegner im ei-
Lande zu be-
, aber nach dem
i Raucoux
ktober 1746)
der Marschall
sen bis an die
der General-
vor. Seine
nächsten Jah-
ie zunehmende
ung der Gegner
uf beiden Sei-
riedenswünsche
n, und wenn
noch einmal
hein gewann,
das mit Ruß-



Jugendbildniß Friedrichs des Großen vom Jahr 1746, im Paradeharnisch mit Hermelinmantel, schon mit der Bezeichnung „der Große."
Gemalt vom Pr. Hofmaler Antoine Pesne, gestochen vom Königlichen Kupferstecher G. F. Schmidt.

1746

lerdings verbündete England einen letzten Gang wagen, erfolgte doch am 30. April 1748 1748
tändigung dieser Mächte und ein halbes Jahr später der allgemeine Friede zu Aachen.
erhielt zwar die Anerkennung der pragmatischen Sanktion, Maria Theresia mußte

Diese Gesinnungen flößte der König seinen Ministern ein: „denkt an die Königin von Ungarn,“ schrieb er, „an diese Frau, die nicht verzweifelte, als die Feinde vor Wien standen und ihre blühendsten Provinzen überschwemmten: wollt Ihr nicht den Muth dieser Frau haben?“ Auch verstand es der König, dem Heere den Glauben an sich selbst zurückzugeben: bald bewies es wieder den besten Willen und war so „brillant“ wie nie zuvor.

1745 Seit dem Frühjahre 1745 bei dem Heere im Lager zu Kamenz trug Friedrich selbst die Last des Oberbefehls, da Schwerin in Folge von Reibereien mit dem Erbprinzen von Dessau heimgekehrt, der letztere aber erkrankt war. Da der König wieder eine schnelle Entscheidung wünschte, ließ er die Gebirgspässe unbesetzt, die Schlesien sperren, voll Begierde, den Feind, dessen Ausweichen ihm den vorjährigen Feldzugsplan verdorben hatte, in die schlesische Ebene herabsteigen zu sehen und erreichen zu können.

Es ist bekannt, daß der König bei einer vorläufigen Inspektion des Klosters zu Kamenz, wo er sein Hauptquartier nehmen wollte, in die äußerste Gefahr gerieth von herumstreifenden Kroaten aufgehoben zu werden. Der Abt **Tobias Stusche** merkte die Gefahr, ließ den König Mönchsgewand anlegen und hielt die Mönche beim Gebet zusammen, indessen die Kroaten das Kloster durchsuchten.

Endlich nahte der große Tag. Mit unerhörten Anstrengungen hatte Friedrich sein Heer wieder auf über 100000 Mann gebracht — selbst die kostbaren Silbergeräthe des Berliner Schlosses waren im geheimen in die Münze gewandert. In Schlesien verfügte er über 70000 Mann, nachdem er auch aus Oberschlesien die Truppen des Markgrafen Karl von **Schwedt** an sich gezogen hatte. Die Oestreicher und Sachsen hatten sich an der böhmischen Grenze vereinigt und zogen, etwas über 70000 Mann stark, Ende Mai über das Riesengebirge nach Schweidnitz um Niederschlesien zu erobern. Sie erwarteten, daß der König nach Breslau abmarschieren werde; dieser aber zog dem Feinde nach Striegau ent-
1745 gegen und warf sich am 4. Juni bei Tagesanbruch auf die dort befindlichen Sachsen: die Oestreicher standen südwestlich davon in **Hohenfriedberg** und konnten von Friedrichs linkem Flügel nicht gleichzeitig gefaßt werden, weil die Brücke über das Striegauer Wasser brach. Die Sachsen waren schon um fünf Uhr geworfen, in dem darauf folgenden Kampf mit den überraschten Oestreichern gab nach einem heftigen Infanterie- und Artilleriegefecht der Reiterangriff des Obersten **Geßler** den Ausschlag. Mit dem Dragonerregiment Baireuth warf er 20 Bataillone und erbeutete 66 Fahnen: um 8 Uhr zog Karl von Lothringen westlich ab ins Gebirge; sein Heer hatte 9000 Todte und Verwundete, 7000 Gefangene verloren, 91 Fahnen und Standarten eingebüßt. Unendlicher Jubel herrschte in Schlesien über den glänzenden Sieg; Friedrich war tief bewegt. „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar in Schutz genommen,“ sagte er auf der Walstatt zu dem französischen Gesandten. Auch seinen Offizieren und Soldaten zollte er den innigsten Dank.

Der Sieg war um so wichtiger, weil um diese Zeit Maria Theresia die Kaiserwahl ihres Gemahls betreiben ließ. Friedrich, der sich jetzt mit ganzer



Maria Theresia,
römische Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin von Oesterreich.
Sehr seltener Stich von Philip Andr. Kilian nach dem Paradebildniß Martin de Meytens.

„Der Friede ist so gut, wie sicher," schrieb Friedrich nach der Schlacht bei Soor. Bis zum 18. Oktober blieb er noch in Böhmen; als seine Vorräthe aufgezehrt waren führte er sein Heer in die Winterquartiere nach Schlesien. Aber er täuschte sich doch über die Wirkung, welche die Nachricht von seinem Siege in Wien ausüben werde. Der mit Sicherheit erwartete Sieg des östreichischen Feldherrn hatte die Kaiserkrönung verherrlichen sollen, zu der sich Franz von Lothringen im September nach Frankfurt am Main begab. Jetzt brachte die Unglückskunde aus Böhmen allerdings einen Mißton in den Krönungsjubel des 4. Oktober, aber man empfand dort darum nicht minder lebhaft die Bedeutung des Tages, mit dem der Schwerpunkt der deutschen Dinge wieder nach Wien verlegt wurde. Maria Theresia blieb kriegerisch; noch für den Winter wurde ein gemeinschaftlicher Angriff der Oestreicher und Sachsen auf die Mark selbst geplant; durch den schwedischen Gesandten in Dresden erhielt Friedrich rechtzeitig davon Kenntniß.

1745

Eine russische Note, die am 4. November in Berlin überreicht wurde, erklärte, daß die Kaiserin Elisabeth sich nach Veröffentlichung des Manifestes gegen Sachsen verpflichtet sehe, dem ihr verbündeten Dresdener Hofe die vertragsmäßige Hilfe zu leisten.

Die böhmische Armee, mit der sächsischen vereint, sollte theils an der Queis hinab, theils von der Saale aus gerade auf Berlin dringen, während auch schon ein russisches Heer, das sich auf Ostpreußen werfen sollte, bis Riga und Mitau vorgerückt war, und das hannoversche Korps aus seinen Winterquartieren am Rhein nach dem Eichsfeld marschierte, um bei dem großen Kesseltreiben über Halberstadt vorzugehen.

Aber der schöne Plan mißlang, da der König seinen Gegnern zuvorkam. Friedrich begab sich am 15. November wieder von Berlin zum Heere und führte es heraus aus den schlesischen Winterquartieren, überschritt die sächsische Grenze und schlug am 23. November die Vorhut des sächsisch-östreichischen Heeres bei Hennersdorf — unweit Görlitz; — er besetzte die Lausitz; der erschreckte sächsische Hof flüchtete nach Prag. In der That war seine Lage kritisch geworden denn auch der alte Dessauer setzte sich von Halle aus in Bewegung, um über Leipzig nach Dresden zu marschieren. Er beeilte sich grade nicht, er mußte förmlich mit Gewalt auf die Bahn des Sieges getrieben werden. Aber als er endlich den Feind vor sich hatte, zeigte er sich seines alten Feldherrnruhmes werth. Auf dem linken Elbufer bei Kesselsdorf, unweit Dresden, hatte die sächsische Armee, 26000 Mann stark, unter Rutowski eine feste Stellung bezogen: rechts neben ihm stand General Grünne in einer durch Moräste gesicherten, aber auch behinderten Stellung. Am 15. Dezember erfolgte der Angriff des alten Dessauers: durch Schnee und Eis stürmten die preußischen Bataillone einem mörderischen Kugelhagel entgegen die Höhen von Kesselsdorf hinan. Der erste Angriff mißlang, aber nach dreistündigem Ringen war die Schlacht gewonnen; nach einem Verlust von 3000 Todten und 6000 Gefangenen räumte Rutowski die Walstatt. Am 17. begrüßte der König auf dem Schlachtfelde den greisen Sieger und überhäufte ihn mit den schmeichelhaftesten, aber wohlverdienten Ansprüchen.

1745



Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, in älteren Jahren.
Gestochen von G. F. Schmidt.

Der Sieg von Kesselsdorf war die letzte Heldenthat des alten Feldmarschalls, der über ein halbes Jahrhundert drei Königen ruhmvoll gedient hatte, und als der Organisator der preußischen Armee betrachtet werden muß. Am 9. April 1747 verschied er nach kurzem Krankenlager im einundsiebzigsten Lebensjahre.

Am 18. Dezember zog Friedrich in Dresden ein, fast selbst erstaunt über sein unerwartetes Glück. Der Feldzug hatte ein Ende, soweit Sachsen und England in Betracht kamen: letztere Macht erklärte der Kaisertochter sogar keine Subsidien mehr zahlen zu wollen, wenn sie jetzt nicht Frieden schlösse. Noch einen Winkelzug versuchte die starrsinnige Fürstin; Graf Harrach, ihr Bevollmächtigter, erhielt den Auftrag, in Dresden mit Frankreichs Vertreter Vaulgrenant zu verhandeln und mit Preußen nur abzuschließen, wenn er sich mit jenem nicht verständigen könnte. Da aber die Franzosen ihre Forderungen zu Gunsten des Infanten Philipp immer höher spannten, mußte sich Harrach zum Abschluß mit Preußen bequemen, der nach kurzen Verhandlungen am 25. Dezember zum Dresdener Frieden führte. Der König von Preußen bewilligte dieselben Bedingungen, die er vor seinen letzten Siegen gestellt hatte, zufrieden, daß er die Erwerbung des ersten Krieges trotz schwieriger politischer Konstellationen behauptet hatte.

1745

Sachsen mußte eine Million Thaler zahlen. — Zwischen Oestreich und Preußen blieb es wesentlich bei den Festsetzungen des Breslauer Friedens. Preußen erkannte die Kaiserwahl Franz' I. und die böhmische Kurstimme Oestreichs an. England ward Bürge des Friedens, in den außer Sachsen-Polen auch Hessen-Kassel und Pfalz eingeschlossen wurden.

Am 29. Dezember zog der König unter dem Jubel der Bevölkerung in Berlin ein; wie ihm schon am 15. Juni 1742 in Jauer ein Transparent „Friderico Magno" entgegengeleuchtet hatte, so war sein Volk jetzt noch viel mehr berechtigt, ihn als den „Großen" zu bewillkommnen.

---

6. Der Aachener Friede. König Friedrichs und Maria Theresias Regierung von 1745—1756.

König Friedrich hatte gehofft, daß sein Doppelfriede mit Sachsen und Oestreich, indem er die Kriegstheater in Italien und den Niederlanden durch eine breite Friedenszone trennte, die erste Staffel zu einem allgemeinen Frieden sein werde. Er hatte sich darin getäuscht und mußte sich darauf beschränken, der östreichischen Politik im Reiche entgegenzuarbeiten, welches genöthigt werden sollte, für die Interessen der Königin von Ungarn einzutreten, weil ihr Gemahl zufällig Kaiser war. Schon dies mußte dazu führen, daß eine bedeutende Spannung zwischen den beiden Mächten fortdauerte. Sie äußerte sich darin, daß man dem Könige, den man auf östreichischer Seite als unzuverlässig und wortbrüchig erkannt zu haben glaubte, wiederholt feindselige Absichten unterschob, während in Wirklichkeit Maria Theresia nicht aufhörte an die dereinstige Beseitigung des ihr widerwärtigen Friedens zu denken. Es bedurfte der ganz

und Mäßi-
edrichs, der
eitschaft sei-
smacht, um
edenspolitik
hren, die er
Staat noth-
ielt.

reichische Erb-
, von dem
zweite schle-
eine Episode
setzte sich noch
i Jahre fort,
rankreich und
-Neapel das
te Oestreich
land in Ita-
den Nieder-
bekämpften.
ereitelte der
r Engländer
Prätendenten
Stuart bei
en (27. Apr.
as Bestreben
zosen, den ver-
egner im ei-
ande zu be-
aber nach dem
Raucour
tober 1746)
er Marschall
sen bis an die
er General-
vor. Seine
nächsten Jah-
zunehmende
ng der Gegner
f beiden Sei-
edenswünsche
, und wenn
noch einmal
ein gewann,
das mit Ruß-

1746



Jugendbildniß Friedrichs des Großen vom Jahr 1746, im Paradeharnisch mit Hermelinmantel, schon mit der Bezeichnung „der Große.“

Gemalt vom Pr. Hofmaler Antoine Pesne, gestochen vom Königlichen Kupferstecher G. F. Schmidt.

erdings verbündete England einen letzten Gang wagen, erfolgte doch am 30. April 1748 1748
ndigung dieser Mächte und ein halbes Jahr später der allgemeine Friede zu Aachen.
erhielt zwar die Anerkennung der pragmatischen Sanktion, Maria Theresia mußte



Franz I. (von Lothringen), Maria Theresias Gemahl, zum deutschen Kaiser gekrönt zu Frankfurt a

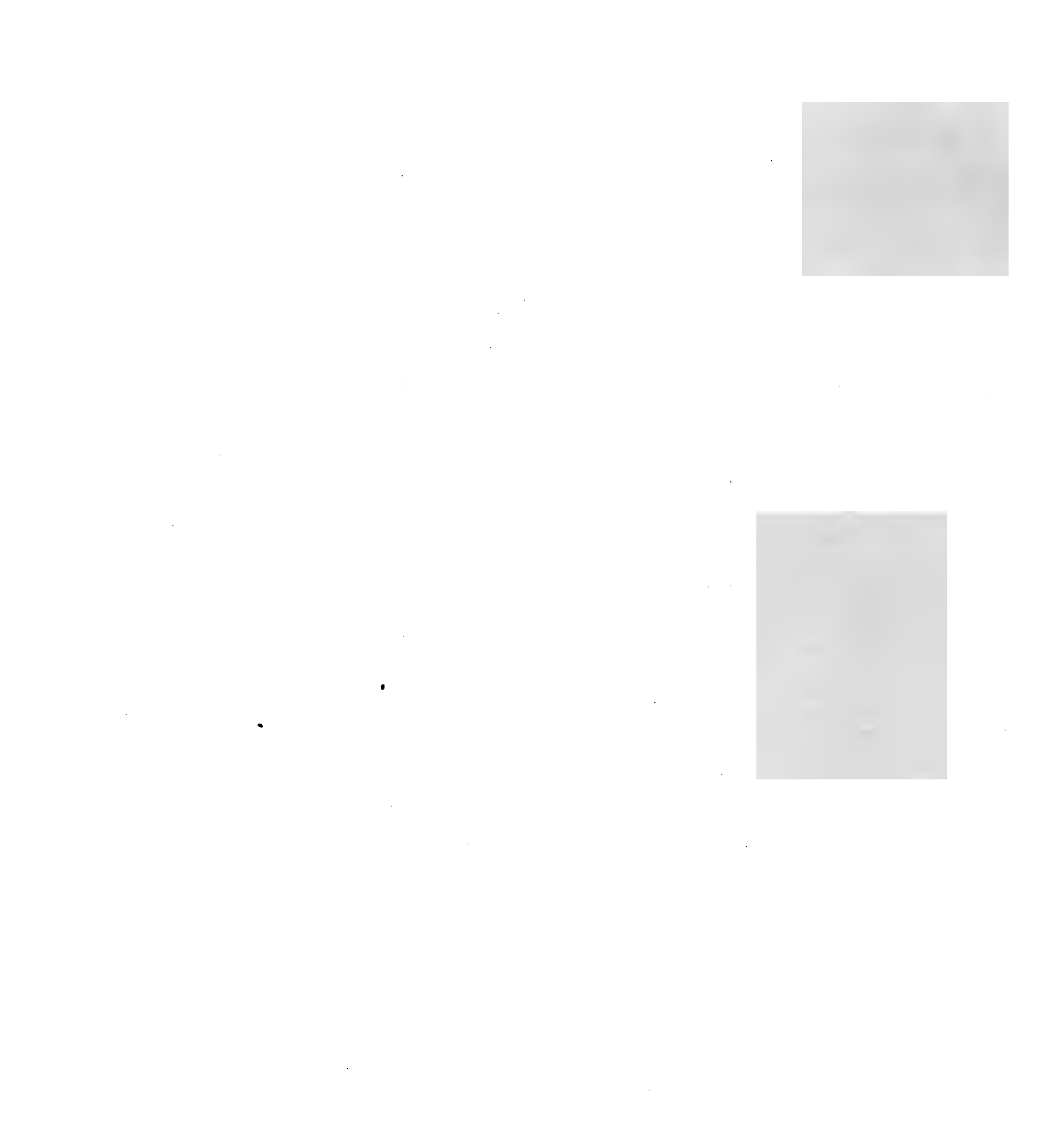
aber zu ihrem größten Aerger darin willigen, daß ihrem verhaßtesten Gegner d
Schlesien und Glatz ausdrücklich garantirt wurde.

Nunmehr begann zwischen Oestreich und Preußen ein friedlicher
indem die Regenten beider Länder wohlthätige Reformen ins Leben
suchten. Aber freilich ließen sie sich dabei von verschiedenen Motiv
Was der König von Preußen schuf und wirkte, stand in keiner Bezi
ehrgeizigen Gelüsten der Zukunft: die Königin von Ungarn bewegte der



Maria Theresia,
römische Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin von Oesterreich.

Sehr seltener Stich von Philip Andr. Kilian nach dem Paradebildniß Martin de Meytens.



durch die Hebung und Beförderung der Wohlfahrt ihrer Staaten sich die-
n Kräfte und Mittel zu verschaffen, mit denen sie sich dereinst an die
rgewinnung Schlesiens wagen könne.

Wenn Friedrich auch während der Friedenszeit unausgesetzt an der Verstärkung
ines Heeres arbeitete, das er bis auf 133,000 Mann brachte, so hatte das eben einen
in defensiven Charakter. Denn bei der engen Verbindung zwischen Oestreich, Rußland und
achsen, sowie der notorischen Schwäche von Frankreich konnte er kaum zweifeln, daß es
och einmal gelten würde, Preußens Großmachtstellung zu vertheidigen.

Was beide Regenten für ihre Staaten gethan, gehört mehr der preußischen und
streichischen Spezialgeschichte an, nur ein Punkt verdient besonders hervorgehoben zu
werden, weil in ihm einer der Hauptunterschiede der beiden rivalisirenden Großmächte
liegt. Maria Theresia, als persönlich frommgläubige Tochter Roms, kann sich selbst in
einer Zeit, deren Geist auf die Beseitigung aller religiösen Differenzen gerichtet ist, nicht
zu dem Grundsatze der unbedingten Toleranz emporschwingen. Im Gegentheil: sie ist
unbeirrt auf dem Wege der Ferdinande fortgeschritten und hat sich nicht gescheut, gegen
die Evangelischen in schrofffter Weise vorzugehen oder ein solches Vorgehen zu gestatten.
Der König von Preußen dagegen, sich den Anschauungen der Philosophen des Jahrhunderts
anschließend, machte die religiöse Toleranz zum Grundprinzip seines Staates, und so be-
deutet nach wie vor das östreichische Wesen geistige Knechtschaft, das preußische geistige
Freiheit. Wie anders als einst der Habsburger verfuhr der König in dieser Hinsicht in
dem neugewonnenen Schlesien, wo die katholische Geistlichkeit bei seinem ersten Nahen die
Flucht ergriffen hatte! Die römische Kirche beließ der Sieger im Besitz fast des gesammten
Kirchengutes, und abgesehen davon, daß er die Zahl der katholischen Feiertage beschränkte,
erlaubte er sich keinen Eingriff in den Kultus. „Ueberhaupt“, so lautet ein vollwichtiges
Urtheil, „erprobte sich an Schlesien wieder so recht jene Anziehungs- und Anbildungskraft,
welche der preußische Staat nachmals wiederholt in deutschen, wie halbdeutschen Gebieten
bewiesen hat. Die frischen Kräfte der modernen Welt hielten ihren Einzug in die ver-
wahrloste, unter ständischem und geistlichem Drucke niedergehaltene Provinz; das mon-
archische Beamtenthum verdrängte die Adelsherrschaft, das strenge Recht den Nepotismus,
die Glaubensfreiheit den Gewissenszwang, das deutsche Schulwesen den tiefen Seelenschlaf
pfäffischer Bildung.“

An allen Reformen aber, welche diese Friedenszeit aufzuweisen hat, ist dem Könige
er allerpersönlichste Antheil zuzusprechen. Selbstherrscher, wie nur je ein Fürst, erstreckte
seine Thätigkeit, ebensowol anordnend, wie kontrollirend auf alle Zweige der Verwaltung,
nd nur durch die sorgfältigste Zeiteintheilung ward er in den Stand gesetzt, die An-
rderungen zu erfüllen, die er an sich stellen zu müssen glaubte. Denn den Grundsatz
ines „Antimacchiavell“, daß der Herrscher der Diener des Staates sein müsse, suchte er
raktisch durchzuführen. Man würde nur ein sehr unvollkommenes Bild von dem Manne
aben, nach dem seine Zeit genannt wurde, wollte man nicht wenigstens einen Blick auf
ine landesväterliche Thätigkeit werfen. Durchgreifende Reformen in administrativer,
nanzieller oder sozialer Richtung vorzunehmen war Friedrichs Absicht nicht. So beließ
r das Generaldirektorium in seiner Stellung als oberste Verwaltungsbehörde, den Adel
n Besitz der höheren Beamten- und Offiziersstellen: den Bauernstand zu emanzipiren lag
m zwar nicht fern, aber bei der Abneigung, welche der Adel gegen jede Lockerung des
nterthänigkeitsverhältnisses bezeugte, mußte er sich darauf beschränken, auf den könig-
hen Domänen die Frohnlasten der Bauern zu erleichtern. Bei einem Staate, der ge-
ungen war, seine Großmachtstellung durch ein unverhätnißmäßig zahlreiches Heer zu
hern, kam es wesentlich darauf an, die Hilfsquellen des Staates zu vermehren und
ne Leistungsfähigkeit zu steigern, ohne doch durch übermäßige Inanspruchnahme der

Steuerkraft den Fortschritten des Wohlstandes ein Ziel zu setzen. Als die beste
Einkünfte des Landes zu mehren, betrachtete er, wie sein Vater, umfassende Meliora
dahin gehört u. a. die Trockenlegung des Oderbruches. Daneben suchte er durch
derung der einheimischen Industrie zu verhindern, daß allzuviel preußisches Geld ins
land ging: er rief geschickte Arbeiter ins Land, legte sowol selbst Fabriken an,
auch den Betrieb neuer Industriezweige wie der Zuckersiederei, Baumwollenspinnerei,
den- und Papierfabrikation beförderte. Trotz der Nachtheile, die solch Bevormundungs
mit sich bringt, erreichte er seinen Zweck. Zu dem Plauenschen Kanal, der schon währe
zweiten schlesischen Krieges angelegt wurde, kam jetzt noch der Finowkanal. Bis zum
1752 hatten sich die Staatseinnahmen
zwölf Millionen jährlich gehoben und ein
tender Kriegsschatz war wieder angesa
worden.



Samuel von Cocceji, Friedrich des Großen Justizminister und Großkanzler, Urheber des Codex Fridericianus und des Plans zum allgemeinen Landrechte.

Gestochen von Haid in Augsburg.

Die wichtigste Reform aber, die Fri
in dem bezeichneten Zeitraum vornahm, wa
völlige Umgestaltung des Rechts- und Geric
sens. Der König erhielt darin freie Hand,
das der Kurmark zustehende Vorrecht, da
den Entscheidungen ihrer Gerichte nicht a
Reichsgerichte appellirt werden durfte, du
kaiserliches Patent vom 31. Mai 1746 a
ganze Königreich ausgedehnt wurde. Ab
vorher hatte der König (März) den greisen
minister Cocceji beauftragt, den Uebe
des Gerichtswesens nachzuspüren und
rungsvorschläge einzureichen. Die neu
ordnung wurde zuerst in Pommern, u
sich dort bewährt hatte, auch in den an
vinzen eingeführt. Die Hauptverbesseru
der „Codex Fridericianus" 1747 b
stand darin, daß die Rechtsprechung n
lich gebildeten Juristen übertragen,
fahren vereinfacht, die Gebühren erm
den. Auch entwarf Cocceji den Pl
eines allgemeinen preußischen Landre
war ihm nicht vergönnt das Werk dur
Er starb als Großkanzler 1755. Der König überwachte mit größter Strenge die U
keit der Rechtsprechung und nahm sich vor, sich von jeder Einmischung fern zu h
dem berühmtesten Falle, in dem er von diesem Grundsatz abgewichen ist, dem Müll
schen Prozeß, hat er sich durch allzu eifrige Parteinahme für den nach seiner — a
Berichten beruhenden — Meinung gekränkten Kläger zu einem bedauerlichen Eing
Rechtspflege verleiten lassen.

Bedauerlich bleibt, daß der König, welcher seinem landesväterlichen Walten nac
lichster Fortbildner der altpreußischen Tradition zu betrachten ist und in seinem S
nationale Großmacht schuf, seinem Entwicklungsgange und seiner geistigen Richtung
eben sich regenden Geistesleben des deutschen Volkes fern bleiben mußte. Während D
dem Genius Klopstocks zujauchzte und über den 1748 erschienenen Messias in En
zücken gerieth, verschwendete der König seine Gunst an den ebenso witzigen, wie cha
Voltaire. Er bedurfte des Fremdlings zur stilistischen Durchsicht seiner französischen
— aus dieser Zeit stammt das auch kriegswissenschaftlich bedeutende Gedicht „Ueber di

ſt" —: die Freunde, wie die zu früh geſtorbenen Keyſerlingk, Jordan, Duhan,
nte er ihm nicht erſetzen. Auch die Akademie der Wiſſenſchaften trug einen überwiegend
nzöſiſchen Charakter. Dagegen bewies der König in den hiſtoriſchen Werken, mit deren
er Anlage er ſeine Muße füllte, wahrhaft deutſche Offenheit und Wahrhaftigkeit. So mußte
der König beſcheiden, für Preußen und Deutſchland die Thaten zu vollbringen, an denen
das Nationalbewußtſein ſtärken, der Nationalgeiſt emporranken konnte. Nicht gar fern war
Zeit, wo die preußiſche Leier ſein Lob tönen und die deutſche Zunge aller Welt vorrühmen
te, daß die Nation ihren Helden gefunden habe.

Um dieſe Zeit auch erbaute ſich Friedrich in der Nähe Potsdams ſeinen berühmten
heſitz Sansſouci, der fortan eng mit ſeinem Namen verbunden bleiben ſollte. Nach des
nigs eigenen Angaben wurde der Plan von dem talentvollen Knobelsdorf, Friedrichs
blingsbaumeiſter, entworfen; 1745 wurde der Grundſtein gelegt und bald erhob ſich das



edrich der Große mit dem Baumeiſter von Knobelsdorf auf der Höhe von Sansſouci den Bauplan prüfend.

Farbenſkizze (aus dem Beſitze Sr. K. H. des Kronprinzen) im Hohenzollernmuſeum zu Monbijou.

ache Roccocoſchlößchen auf den mächtigen Terraſſen, zu denen der Abhang des königlichen
nbergs umgeſtaltet wurde. Hier ruhte fortan Friedrich von ſeinen Kriegszügen, hier faßte
raft zu neuem Ringen, von hier aus gingen die belebenden Strahlen durch den Körper der
gliederigen Monarchie.



Schloß Sanssouci, Terrasse. Nach der Natur.

7. Die Vorgeschichte des dritten schlesischen (siebenjährigen) Krieges.

Von welchen Gesinnungen und Wünschen Maria Theresia nach dem Abschluß des Dresdener Friedens beseelt war, zeigt am deutlichsten ein Bündniß, 1746 das sie am 2. Juni 1746 zu Petersburg mit der Kaiserin Elisabeth, der sittenlosen Tochter Peters des Großen, abschließen ließ. Denn obwohl der Form nach nur eine Erneuerung der Allianz vom Jahre 1726 und dem Wortlaute nach nur auf Vertheidigung zielend, richtete sich ein geheimer Artikel gegen Friedrich und seine Errungenschaften. Falls der König nämlich Oestreich-Rußland oder Sachsen-Polen angriffe, sollte die Dresdener Verzichtleistung auf Schlesien ungiltig und Maria Theresia berechtigt sein, den Beistand eines ansehnlichen Heeres und der russischen Flotte zu verlangen. Man brauchte den König nur zum Kriege mit Rußland zu reizen, und Maria Theresia war auf allerdings recht zweideutige Weise ihrer Fesseln ledig geworden. Aber die Kaiserinnen mußten mit Rücksicht auf den Verlauf des Krieges mit Frankreich ihren Kriegseifer zügeln. Nachdem aber erst einmal der Aachener Friede geschlossen war, hing die Wiedereröffnung des Kampfes um Schlesien davon ab, ob die Verständigung zwischen Frankreich und England eine dauernde sein werde oder nicht. Denn ohne Bundesgenossen konnte Maria Theresia einen Angriffskrieg gegen Preußen nicht unternehmen, und für jetzt hatten jene beiden Mächte den Besitzstand Friedrichs garantirt. Ueberdies war Maria Theresia zweifelhaft geworden, ob sie nicht überhaupt ihr politisches System ändern, das englische Bündniß 1749 mit einem französischen vertauschen solle. Im Frühjahr 1749 wurde darüber in Wien ernstlich verhandelt; Kaiser Franz war dafür, im Bunde mit den Seemächten und Rußland sich in das Geschehene zu fügen und den Frieden, wie er nun einmal bestand, zu beobachten, seine Gemahlin aber neigte sich der

ntgegengesetzten Ansicht zu, welche ihr jüngster Konferenzminister Graf Kaunitz erfocht. Er hielt es für das dringendste Bedürfniß Schlesien zurückzuerobern und empfahl die Allianz mit Frankreich, um Friedrich seines einzigen Bundesgenossen zu berauben. Noch drang er nicht durch, aber als Gesandter in Paris (1751—1753) konnte er an der Annäherung beider Mächte arbeiten und zum Werke schreiten, als die östreichisch-englischen Beziehungen sich gelockert hatten.

Das englisch-östreichische Bündniß beruhte keineswegs auf einer dauernden Gemeinschaft ihrer Interessen: die Verschiedenartigkeit derselben zeigte sich sehr bald auf politischem wie religiösem Gebiet. Bei der Verwaltung ihrer Niederlande wollte sich Maria Theresia von England weder militärisch noch finanziell Vorschriften machen lassen, dagegen behaupteten die Engländer, die Niederlande seien von den Seemächten für das Haus Oestreich erobert worden, welchem man die Sorge für diese wichtige Vormauer gegen Frankreich nicht allein überlassen dürfe.

Die östreichische Regierung zahlte den Holländern die Gelder nicht, welche diese nach dem Barrieretraktat zur Erhaltung der gegen Frankreich gerichteten Festungen zu fordern hatten, hielt nicht die vertragsmäßig festgesetzte Truppenzahl in den Niederlanden, und beeinträchtigte durch einen neuen Tarif den Vertrieb englischer Manufakturwaren.

Das bundesgenossenschaftliche Gefühl konnte auch wahrlich nicht gestärkt werden, wenn die Gesandten Hannovers neben denen Preußens auf dem Regensburger Reichstage (Dezember 1754) sehr energisch dafür eintraten, daß der evangelische Glaubensstand in Hessen-Kassel, wo der Erbprinz katholisch geworden war, von seiten des Reiches gesichert werde. Obendrein mischte sich Georg II. auch in innere östreichische Angelegenheiten, indem er für die bedrängten Protestanten in den Erblanden das Recht der Auswanderung in Anspruch nahm. 1754

Freilich blieb England für jetzt noch mit Oestreich geeint, welches bereit war, im Fall eines Krieges Hannover zu decken: es war auch ganz im Sinne dieses bundesgenössischen Verhältnisses, wenn der englische Gesandte Sir Hanbury Williams im Sommer 1755 nach Rußland ging, um dort einen Subsidienvertrag zu schließen, der seine Spitze gegen Frankreich kehrte. Schon begann man in England zu merken, daß Kaunitz die britische Hilfe mehr gegen Preußen als gegen Frankreich ausnutzen wollte, da trat ein Ereigniß ein, welches die gesammte politische Konstellation der alten Welt veränderte. Der unvermeidliche Kampf in den amerikanischen Kolonien, lange künstlich hingezögert, brach zwischen England und Frankreich aus: die öffentliche Meinung zwang den englischen König ihn zu eröffnen. Und jetzt, wo er alle Kraft gegen Frankreich brauchte, sollte Georg auch noch mit Preußen anbinden, das ihn nicht im geringsten bedrohte? Und ohne diese neue Last war von Oestreich nichts zu erwarten? Georg beantwortete Kaunitz' Anträge nicht mehr, seine Beziehungen zu Oestreich erkalteten. 1755

Die Streitigkeiten, welche in Nordamerika zwischen den Engländern und Franzosen über die Grenzen ihrer Besitzungen ausgebrochen waren, hatten bereits im Juli 1754 zu einem blutigen Zusammenstoß geführt; es handelte sich darum, welche der beiden Mächte jenseits des Ozeans die Hegemonie besitzen sollte. Verhandlungen führten zu keinem Ziel, im Frühjahr 1755 griff ein englisches Geschwader eine französische Flotte an, die Verstärkungen nach Amerika bringen sollte. Gleichzeitig warfen sich in allen Meeren englische Kaper auf die französischen Handelsschiffe.

Kaunitz' Entschluß war gefaßt; er hatte den Plan, sich mit Frankreich zu erständigen nie aufgegeben, vielleicht gewährte diese Macht, was England versagte. Das Unternehmen schien fast unausführbar. War es schon schwierig,

nach langer systematischer Bekämpfung der Bourbons plötzlich gemeinsame Interessen ausfindig zu machen, so schien es doch noch schwerer, Frankreich zur Aufgabe des Bündnisses mit Preußen, ja zur Aktion gegen dasselbe zu bewegen. Indessen hatte doch Kaunitz auch mancherlei zu bieten; für Ludwigs XV. Schwiegersohn, den Infanten Don Philipp, bot man statt seines kleinen italienischen Fürstenthumes die Niederlande, auf deren Besitz Oestreich keinen großen Werth mehr legte; für den Prinzen Conti, des Königs Vertrauten, die Krone Polens, wo sich Frankreich von jeher gern eingenistet hätte. Dazu kam die Gemeinsamkeit der katholischen Interessen gegenüber dem protestantischen England und Preußen, und auch der Eitelkeit Ludwigs mußte es schmeicheln, wenn ihn der Kaiserhof, der seine Einmischung in deutsche Angelegenheiten bekämpft hatte, jetzt förmlich dazu einlud. Endlich rechnete Kaunitz auf den Einfluß der Pompadour, welche bei dem Könige jedes für Frankreich noch so nachtheilige Bündniß durchzusetzen vermochte.

So völlig unerwartet kam dem französischen Hofe die Annäherung Oestreichs, daß die französischen Staatsmänner nach den ersten Besprechungen zwischen Starhemberg und Bernis argwöhnten, Oestreich wolle nur eine Pression auf England ausüben und von diesem größere Hilfsgelder erzwingen. Aber so angenehm die östreichischen Anträge auch waren, erreichte Kaunitz in der Hauptsache zuvörderst nichts: die französische Regierung wollte nicht glauben, daß sich Friedrich mit England verbünden wolle, und hielt ihrerseits an dem preußischen Bündniß fest. Kaunitz kam erst zum Ziel, als der König von Preußen jene politische Schwenkung gemacht hatte, welche man in Frankreich für unmöglich hielt. Man nahm hier eine neue Sendung — des Duc de Nivernois — in Aussicht, der um Friedrichs Hilfe in dem Kampfe gegen England werben sollte.

Was den König von Preußen betrifft, so war er zu der Zeit, als Oestreichs Intriguen bereits im Gange waren, sehr friedlich gesinnt, wie aus seinem „politischen Testament" (von 1752) hervorgeht. Er bezeichnet es als sein politisches System den Frieden zu erhalten, so lange es mit der Ehre seines Staates vereinbar sei. Er war zwar seit 1751 aufs neue mit Frankreich verbunden, hatte aber schon im Jahre 1755 dem französischen Gesandten de la Touche deutlich zu verstehen gegeben, er werde sich zu einem Angriff auf England, speziell auf Hannover nicht gebrauchen lassen. Es war nicht seine Meinung das Kriegsgetümmel in die Nachbarschaft seiner rheinischen und westfälischen Besitzungen zu ziehen, außerdem verletzten die Anträge des französischen Gesandten sein Selbstgefühl.

Nun bot ihm Georg II., dem es wesentlich darauf ankam, Hannover zu schützen die Hand, da, wie bemerkt, sein Verhältniß zu Oestreich erkaltet war. Nun war Georg und sein Ministerium in arger Verlegenheit wegen des russischen Subsidienvertrages, den Hanbury Williams vermittelt hatte, um die Russen ebensowol gegen Preußen, wie gegen Frankreich zu gebrauchen. Das Parlament, — denn das englische Volk war jeder Feindseligkeit gegen Friedrich abhold, da man bewunderte — genehmigte den Vertrag erst, nachdem die Regierung erklärt

könnte, man habe ihn Preußen mitgetheilt, welches sich dadurch nicht bedroht fühle. Das war auch wirklich der Fall; die Verständigung war damit angebahnt und am 16. Januar wurde zu London der sogenannte Neutralitätsvertrag von Westminster unterzeichnet. England willigte ein, keinen Einmarsch der Russen in Deutschland zu dulden, Friedrich sagte in Bezug auf die Franzosen das gleiche zu. Friedrich leistete damit dem König von England einen großen Dienst, denn dieser war nun aller Sorge um Hannover ledig; dagegen fragte sich sehr, inwiefern die Annäherung an England ein erträgliches Verhältniß zwischen Preußen und Frankreich gestattete. Denn so wenig Friedrich den Franzosen den Krieg in deutschen Landen erlauben wollte, dachte er keineswegs daran sein Bündniß mit Frankreich aufzugeben. Er behandelte daher den Duc de Nivernois, als er im Januar 1756 nach Berlin kam, mit größter Auszeichnung und gab ihm genauste Kenntniß von dem Neutralitätsvertrag, um jedes Mißtrauen zu beseitigen. Der französischen Regierung war der Vertrag nicht angenehm, aber sie bezeugte auch keine Entrüstung, ja es wurde das Fortbestehen einer preußischen Allianz trotz des Neutralitätsvertrages in Aussicht genommen. 1756

Dies hintertrieb Kaunitz, welcher jetzt fürchtete isolirt zu werden, wenn er sich nicht Frankreichs versicherte. Ludwig XV. hätte sich in ein Bündniß gegen Preußen speziell nicht eingelassen, wol aber ging er auf ein solches ein, bei dem er Hilfe gegen England fand. Er war bereit, Preußen fallen zu lassen, wenn Oestreich England aufgab.

Zu gleicher Zeit, wo sich in Versailles der Abschluß vorbereitete, erklärte auch die russische Kaiserin, im höchsten Grade aufgebracht über den Neutralitätsvertrag, welcher dem Subsidientraktat zuwiderlaufe, dem östreichischen Gesandten Esterhazy, sie habe keinen sehnlicheren Wunsch, als sich mit der Kaiserin-Königin zu einem Angriffsbündniß zu vereinigen. Nur mit Rücksicht auf die schwebende Verhandlung in Versailles wurde das Bündniß noch nicht geschlossen. In Versailles war eigentlich die Mehrzahl der Minister für Friedrich, aber durch geschickte Benutzung des Einflusses der Pompadour gelangte Kaunitz doch zum Ziel. Nachdem am 19. April 1756 die Allianz mit Oestreich in einem Ministerrath im Prinzip angenommen war, erfolgte der Abschluß am 1. Mai zu Jouy bei Versailles, am 28. Mai wurden die Ratifikationen ausgewechselt, obwol Kaiser Franz gegen einen so unnatürlichen Bund protestirt hatte. 1756

Die öffentlichen Vertragsartikel handelten nur von einem Neutralitätsvertrag und einer defensiven Allianz: auch in den geheimen Artikeln, die lange unbekannt geblieben sind, ist das eigentliche Ziel der Verträge nicht scharf präzisirt. Daß Maria Theresia die Pompadour durch einen eigenhändigen Brief gewonnen habe, ist eine haltlose Tradition. Auch die Geschenke an sie waren nicht allzu bedeutend. Daß schließlich doch nur politische Erwägungen den Ausschlag gaben, ergiebt sich aus der vorhergehenden Darstellung.

Die Verträge, so unverfänglich sie lauteten, erregten doch allenthalben das größte Aufsehen, da sie eine vollständige Veränderung der europäischen Politik bedeuteten. Von östreichischer Seite erwartete denn auch namentlich England nichts

Gutes, glaubte aber immer noch auf Rußland zählen zu dürfen, dessen Kaiserin doch fast östreichischer gesinnt war, als Maria Theresia selbst.

In den nächsten Monaten wurden in geheimen Verhandlungen zwischen Oestreich, Frankreich und Rußland die Einzelheiten der großen Aktion festgestellt, die man in das Werk setzen wollte. Auch Frankreich erklärte sich endlich bereit, direkt gegen den König von Preußen eine Armee aufzustellen. Eine förmliche Theilung der preußischen Monarchie unter die drei Mächte und ihre eventuellen Bundesgenossen wurde in Aussicht genommen; nach dem russischen Entwurf sollte Schweden Pommern, Polen Preußen erhalten; für Sachsen ward Magdeburg, für den Kurfürsten von der Pfalz Kleve-Mark bestimmt. Der König von Preußen würde ein sehr schwacher Kurfürst von Brandenburg geworden sein. Sachsen hatte freilich sich noch nicht zu äußern gewagt und war daher mit den geheimen Plänen nicht bekannt gemacht worden, aber es konnte kein Zweifel sein, daß es gegebenen Falls den Verbündeten beitreten werde. Nach Kaunitz' Plan sollte Rußland zuerst losbrechen, Oestreich folgen, so daß König Friedrich zwischen zwei Feinde gerieth.

Schon hörte man aber auch von preußischen Rüstungen und mit weiser Vorsicht rieth der russische Kanzler Bestuschew, ein russisches Heer nach Schlesien einrücken zu lassen. Zum Glück für den König von Preußen beging jetzt die östreichische Staatskunst einen verhängnißvollen Fehler: sie hielt die rechte Zeit noch nicht für gekommen und versäumte sie damit.

Friedrich war über die Absichten seiner Gegner vollkommen unterrichtet; kannte er ihre Vereinbarungen und Pläne auch nicht im einzelnen, so konnte er über die feindseligen Gesinnungen der drei Höfe nicht zweifelhaft sein. Er that, was er konnte; versicherte sich der Freundschaft Englands, das auch ihn um so nothwendiger brauchte, je weiter die Absichten der Gegner gingen, und vermehrte sein Heer, indem er die Regimenter verstärkte.

Man hat lange Zeit den Informationen, welche Friedrich durch zwei erkaufte Elende, den sächsischen Kanzlisten Menzel und den östreichischen Gesandtschaftssekretär Weingarten, über die Absichten der verbündeten Kabinette empfing, allzu viel Wichtigkeit beigelegt. Diese Nachrichten waren freilich authentisch, aber abgerissen. Weit mehr erfuhr der König aus den Gesandtschaftsberichten. Vertrauliche Schreiben des Großfürsten Peter bestätigten den Ernst der Situation und brachten die erwünschte Kunde, daß Rußland erst im Frühling 1757 losschlagen könne.

Auf den Rath des englischen Diplomaten Mitchell, der das volle Vertrauen seines Hofes besaß und für Friedrich Bewunderung hegte, entschloß sich der König, trotz der beunruhigendsten Wahrnehmungen, nicht unmittelbar mit Oestreich zu brechen, sondern bei Maria Theresia mit diplomatischer Höflichkeit anzufragen, ob ihre Truppenzusammenziehungen in Böhmen und Mähren den Zweck hätten, ihn anzugreifen. Am 26. Juli gab die Kaiserin dem preußischen Gesandten eine nichtssagende Antwort, deren Wortlaut sie mit Kaunitz festgestellt hatte. Auf eine zweite Anfrage „ob die Königin beabsichtige, Preußen im laufenden oder nächsten Jahre anzugreifen," gab Kaunitz eine ausweichende Antwort. Friedrich war nicht gewillt der Kaiserin Zeit zur Ausführung ihrer verderblichen Absichten zu lassen; sowie der Kourier aus Wien eintraf, gab er den an der Elbe und Saale, den in der Mark versammelten Regimentern den Marschbefehl.

1756



„Es lebe der König von Preußen."

Gleichzeitige Radirung von Daniel Chodowiecki vom Jahre 1758, eine der seltensten Arbeiten des Meisters. Derselbe berichtet über deren Entstehung: „In den Zeitungen erschien eine Erzählung, daß die Mönche in einem Kloster zu Marienfelde übel von dem König von Preußen gesprochen hatten, der Herzog von Braunschweig, der nicht weit davon lag, schickte eine Partie schwarze Husaren dahin um sie zu straffen. Diese, nachdem sie das Kloster ausgeplündert hatten, liessen sie den Wein aus den Kellern heraufbringen und zwangen die Mönche knieend auf des Königs Gesundheit zu trinken. Der Künstler fand vor Gut nicht seinen Nahmen darunter zu setzen."

8. Der Einfall in Sachsen. Die beiden ersten Kriegsjahre 1756 und 1757.

Was den König in seinem Entschlusse bestärkte, war die Gewißheit, daß Graf Brühl, der allmächtige Minister Sachsens ihm allenthalben entgegenarbeite und dieser Staat bei längerem Zuwarten die Zahl seiner Gegner vermehren werde. Dies wollte er durch die schleunige Besetzung Sachsens zunächst verhindern, dann aber auch seine Gegner zur Vernunft bringen, indem er ihren Anschlägen zuvorkam. Wol konnte er durch sein Losschlagen die noch nicht gereiften Entschließungen der Gegner zeitigen, aber er konnte sie auch zerstreuen. Am 28. August 1756, nachdem er in letzter Stunde dem Grafen Brühl angezeigt hatte, er müsse ein Armeekorps durch Sachsen marschieren lassen, brach er mit 70,000 Mann und über 200 Geschützen nach der sächsischen Grenze auf: Schlesien war durch Schwerin hinlänglich gesichert. Gleichzeitig ließ der König noch einmal in Wien um Erklärungen ersuchen: eine befriedigende Antwort hätte ihn sofort die Waffen niederlegen lassen. Kaunitz berief sich auf die letzthin abgegebene Erwiderung, — das Thor des Krieges war geöffnet. Daß es einen sehr ernsten Kampf gelte, hatte der König schon vorausgesetzt, als er sich zur Armee

1756



Heinrich, Graf von Brühl, kursächs. Premierminister August III., Kurfürsten von Sachsen und Königs von Pol

Kupferstichbildniß von G. F. Schmidt.

begab, aber auch wenn Friedrich all die Schrecknisse vorausgesehen hätte, mit denen ein siebenjähriger Krieg ihn und sein Land an den Rand des Verderbens brachte, würde er gezögert haben, das Schwert zu ergreifen?

Zu spät sah Brühl ein, daß sich militärisch sichern muß, wer auf dem Felde der großen Politik intriguiren will. Bald war das ganze Land, dessen Herrscher den Bund mit dem Könige zurückwies und sich auf den Königstein flüchtete, in Friedrichs Hand; zwar gelang es nicht, die Armee gefangen zu nehmen, doch wurde sie in einem festen Lager bei Pirna eingeschlossen, und wenn nicht bald östreichischer Entsatz kam, mußte das Herbstwetter und der Mangel an Lebensmitteln sie bald zur Kapitulation zwingen.

Die Einnahme des Landes setzte Friedrich in den Stand, aus den Papieren des sächsischen Archives die vollgiltigen Beweise für die Absichten seiner Gegner zu seiner Rechtfertigung zu veröffentlichen.

Auch die Oestreicher waren überrascht, traf doch die Nachricht von Friedrichs Einfall das kaiserliche Paar an der mährisch-ungarischen Grenze: außerdem hatte man in Wien erwartet, das sächsische Heer würde sich nach Böhmen zurückziehen, nun mußte man dies Land decken, das zwei preußische Korps von Schlesien aus bedrohten, und außerdem auf die Rettung der Sachsen bedacht sein.

Gleichwol brach der östreichische Feldmarschall Browne mit 32000 Mann auf, um die Sachsen zu erlösen. Friedrich theilte sein Heer und traf bei Lobositz am 30. September auf den Feind. Zum Glück konnte Browne in dem gebirgigen Terrain seine numerische Ueberlegenheit nicht zur Geltung bringen, als am Morgen des 1. Oktober bei starkem Nebel die Schlacht eröffnet wurde. Denn 1756 die Oestreicher bewiesen eine solche Tapferkeit, daß Friedrich seine Feinde von Mollwitz und Soor kaum wieder erkannte. Nach hartem, siebenstündigem Ringen gab Browne den Kampf auf, und die Preußen konnten sich insofern den Sieg zuschreiben, als Browne gehindert war, das Lager bei Pirna rechtzeitig zu entsetzen. Er gab zwar den Plan nicht auf und kam auf dem rechten Elbufer am 11. bis Lichtenwald bei Schandau, die Sachsen überschritten die Elbe, sahen sich aber am Fuße des Liliensteins von neuem eingeschlossen. Die von Hunger und Kälte erschöpften Soldaten waren zu weiterem Widerstande bereit, aber ihre Anführer ersparten ihnen das nutzlose Beginnen, zumal es an Pulver fehlte. So kam am 15. Oktober die Kapitulation von Pirna zu stande, durch welche der Rest der Armee kriegsgefangen wurde. Friedrich reihte die gemeinen Soldaten theils seinen Regimentern ein, theils nahm er sie in ihren alten Regimentsverbänden in seine Armee auf, was ihm nachmals schlimme Früchte brachte. Der sächsische Hof ging nach Warschau, Friedrich nahm in Sachsen seine Winterquartiere und das Land mußte die ganzen Leiden einer feindlichen Okkupation schwer empfinden. Aber der Ausgang seines Unternehmens befriedigte den König nicht ganz; die Hartnäckigkeit der Sachsen verdarb ihm den ganzen Feldzugsplan, insofern er ursprünglich gleich im Jahre 1756 in Böhmen den entscheidenden Schlag hatte führen wollen.

Bis zum Frühling des nächsten Jahres blieb der König unbehelligt, da es

zwischen seinen Gegnern trotz aller Verträge an Einmüthigkeit fehlte. Zwar wurde zwischen der Zarin und Maria Theresia ein Waffenbündniß geschlossen, aber theils erhoben sich Differenzen über die Vortheile, die Rußland zugesichert werden sollten, theils besaß der König an dem Großfürsten-Thronfolger Peter und seiner Gemahlin Katharina zwei geheime Verbündete, die auf die Operationen einen lähmenden Einfluß übten. Im März gesellte sich den Gegnern des Königs Schweden zu, das sich Pommern nicht entgehen lassen wollte. Schon 1757 vorher (am 17. Januar 1757) war in Regensburg mit 60 gegen 39 Stimmen der Reichskrieg gegen Friedrich beschlossen worden: auch die Reichsacht wurde angedroht, ist aber nie förmlich verkündigt worden.

Hannover, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Koburg-Gotha und Lippe-Schaumburg protestirten gegen den Reichskrieg und nahmen englischen Sold, der größte Theil der Reichsstände ließ sich aber von Frankreich bezahlen und hat nicht geringe Summen von dieser Macht bezogen.

Vor der Kriegsmacht des Reiches hatte nun Friedrich wol so große Angst nicht, aber seine Lage verschlimmerte sich, als endlich zwischen Oestreich und Frankreich die definitive Verständigung erfolgte. Nun erst (1. Mai 1757) einigte man sich über alle Einzelheiten der Auftheilung der zu erwartenden Beute: Frankreich übernahm den größten Theil der militärischen Leistungen (über 100,000 Mann neben 80,000 Oestreichern), eine enorme Subsidienlast, und stellte seine eigenen Vortheile geduldig in die zweite Linie. Deutschland sollte jenseits des Rheines preisgegeben, diesseit desselben durch die Zerstückelung Preußens unschädlich gemacht werden: die katholischen Mächte wollten den protestantischen Gesetze diktiren. Daß Frankreich dabei eine bedrohliche Uebermacht erlangen konnte, ahnte wol der 16jährige Erzherzog Joseph, aber Maria Theresia in blindem Hasse übersah es. Grade in Rücksicht auf jenen Vertrag vom 1. Mai wurde Friedrichs Kampf ein Rettungskampf für Deutschland.

Friedrich hatte seinen Feinden gegenüber auf keinen Bundesgenossen zu rechnen, auch auf England nicht, so lange Georg II. zwischen englischen und hannöverschen Interessen unterschied: konnte er sein geliebtes Hannover vor den Franzosen schützen, so war er bereit still zu sitzen: glücklicherweise waren die Bedingungen, die ihm Kaunitz stellte, zu demüthigend, und so entschloß sich Georg endlich, zur Sicherung Hannovers eine Armee aufzustellen, die wenigstens einen Theil der Feinde von Friedrich ablenken mußte. Leider wurde der Oberbefehl dieser Truppen, — mit Friedrichs Bewilligung — dem unfähigen Herzog von Cumberland anvertraut.

Daß der König von Preußen sich über seine Situation keine Illusionen machte, lehrt jene Instruktion an den Grafen Finkenstein, die er schon am 10. Januar 1757 erließ, ehe er sich zur Armee begab.

Es genügt, folgenden Satz hervorzuheben: „Wenn mir ein solches Unglück begegnet (Gefangennahme), so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen sowie die Minister und Generale ich mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch ein

Lösegeld biete, daß man vielmehr den
Kampf fortsetze und alle Vortheile benütze,
ganz so, als hätte ich niemals in der Welt
existirt.“



General Browne.
Gleichzeitiger anonymer Stich.

Die Menge der Gegner zwang
en König die Entscheidung zu suchen,
nd in der zweiten Hälfte des April
757 ließ er sein Heer in mehreren
olonnen in Böhmen einrücken, wo
rag den Vereinigungspunkt bilden
llte. Mit 64,000 Mann griff der
önig am 6. Mai den etwas über-
genen Feind, der unter dem Ober-
fehl des wackern Browne und des
fähigen Karl von Lothringen
and, mit Todesverachtung an; nach
nem furchtbaren Kampfe, der von
Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends
uerte, war der Sieg gewonnen, aber
ben 16,000 Mann an Todten und
erwundeten hatte Friedrich den grei-
n Feldmarschall Schwerin ver-
ren, — er war ihm mehr werth, als 10,000 Mann, er war grade jetzt un-
setzlich. Aber gleichwol hatte der Sieg die wichtigsten politischen und militä-
schen Folgen. Mühsam verbarg Frankreich seine Schadenfreude, der kühne Oberst
ayr durfte ungestört „das Reich behelligen,“ in England steigerte sich die
ympathie für den preußischen Helden, nun wollte auch König Georg von schimpf-
chen Neutralitätsbedingungen nichts hören. Die Straße nach Wien schien dem
önige offen zu stehen, aber er glaubte sie nicht betreten zu dürfen, wenn das
te Prag unbewältigt in seinem Rücken lag. Denn da der größte Theil
s geschlagenen Heeres in die Festung geflüchtet war, barg dieselbe eine an-
hnliche Armee hinter ihren Wällen. Vergebens hatte Friedrich gehofft, unter
m ersten erschütternden Eindrucke seines Sieges sich die Thore zu erschließen:
f das Ansinnen zu kapituliren, erwiderte der Kommandant, „er hoffe sich durch
ne Vertheidigung die Achtung des Königs zu erwerben.“ Auch der todwunde
ldmarschall Browne munterte zum Widerstande auf, und so mußte eine zeit-
ubende Belagerung eröffnet werden.

Dadurch gewann die östreichische Heeresleitung Zeit, eine feldtüchtige Ent-
armee heranzuführen, und zum ersten Mal sollte dem König ein Feldherr
genüber treten, der durch seine eigenthümliche Beanlagung ihm das Feld streitig
chen durfte. Es war der vorsichtige, ja fast pedantische Graf Daun, ein
mmer ernster Soldat von finsterer Frömmigkeit: durch Zaudern, wie einst
bius dem größeren Hannibal gegenüber, ward ihm beschieden über das Genie

erbittert, lediglich dem Prinzen zur Last legte. Außerdem aber trat der Herzog von Cumberland, gegen den 10,000 Franzosen unter d'Estrées angerückt waren nach dem unentschiedenen Treffen bei Hastenbeck (unweit Hameln, am 26. Juli) den Rückzug an: um Hannover noch zu retten, schloß der Herzog am 8. September die schimpfliche Konvention von Kloster Seven, durch welche das hannoversche Heer und die norddeutschen Kontingente der guten Sache entzogen wurden — wenigstens für den Augenblick, denn die Konvention bedurfte noch der englischen Ratifikation. Bald verstärkte ein neues französisches Heer unter dem Prinzen von Soubise die Reichsarmee, die sich in Thüringen gesammelt hatte und nach Sachsen vordringen sollte. Aber auch die Russen hatten Muth bekommen: sie überschwemmten Ostpreußen und besiegten am 30. August den tapferen Feldmarschall Lehwald bei Groß-Jägerndorf (zwischen Wehlau und Insterburg); glücklicherweise zogen sie sich dann zurück, weil im September das Ableben der Kaiserin Elisabeth befürchtet wurde. Dadurch bekam Lehwald die Möglichkeit die Schweden, die in Pommern eingedrungen waren und am 22. September mit Frankreich und Oestreich zu Stockholm einen Subsidienvertrag geschlossen hatten, wieder aus dieser Provinz zu vertreiben.

Friedrich, den nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin auch häusliches Leid, der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter betroffen, mochte sich glücklich schätzen, daß er sich wenigstens in der sächsischen Lausitz mit dem hart mitgenommenen Heere des Prinzen von Preußen hatte vereinigen können.

Aber der Seelenkraft, die sich in den berühmten Versen ausspricht: „Ich aber, vom Orkan bedroht, muß trotz dem nahenden Verderben als König denken, leben, sterben" bedurfte er auch im vollsten Maße. Denn als der König aus der Lausitz nach Sachsen abmarschirt war, überfielen die Oestreicher unter Nadasdy am 7. September bei Moys (nahe Görlitz) den in der Lausitz zurückgelassenen General Winterfeld und dieser, des Königs geliebtester Freund, fand im Kampfe seinen Tod.

Den König traf die Trauerkunde in Erfurt; er hatte die Deckung Schlesiens dem Herzog von Braunschweig-Bevern übertragen und war selbst gegen die Franzosen aufgebrochen, welche sich am 25. August mit der Reichsarmee des Prinzen von Hildburghausen vereinigt hatten. Aber zunächst zogen sie sich zurück. Während der König nothgedrungen unthätig bleiben mußte, machte der östreichische Feldmarschalllieutenant Haddik einen ziemlich ungefährlichen Spazierritt nach dem ungeschützten Berlin, zog aber nach Eintreibung einer mäßigen Brandschatzung wieder ab (16. Oktober), da es hieß König Friedrich nahe. Dieser trug sich bereits mit dem Gedanken nach Schlesien zu gehen, um dem schwer bedrängten Bevern zur Hilfe zu kommen, als er erfuhr, die vereinigte französische- und Reichsarmee rücke auf Sachsen zu. Sofort änderte er seinen Plan in der Erkenntniß, daß nur ein schneller Schlag ihn wieder beim Feinde in Respekt setzen könne. Die buntscheckige Reichsarmee und die Franzosen des eiteln unkriegerischen Soubise boten für diesen Zweck ein geeignetes Angriffsobjekt. Er lagerte jetzt — Anfang November — auf dem linken Ufer der Saale und ward
1757 am 5. November bei Roßbach, unweit Merseburg vom Könige angegriffen.

gsbefehl, da scheiterte aus Mangel anterie Hülsens siebenter Angriff aun entdeckte die Unordnung, sich in den gegnerischen Reihen bar machte und den König zwang, ten Reservebataillone ins Gefecht en. Nun brach die östreichische, rs aber die sächsische Reiterei ildem Ansturme hervor, zer- e die preußische Schlachtordnung Mitte — hier war alles verloren. t suchte der König die Fliehen- n sammeln: „Wollen Majestät tterie allein erobern?" fragt ihn Grant, als er an der Spitze erstiebenden Schar noch zum An- eiten will. Nur der Umstand, eten den Feind im Rücken be- und der rechte Flügel noch eine ng Stand hielt, rettete Friedrichs vor völliger Vernichtung. Aber n Augenblick empfand der preu- Grenadier die ganze Wucht der lage, und auch der königliche ankte einen Augenblick. Es wird t, wie er in dem Städtchen Nim- wo sich die Seinigen sammelten,



Feldmarschall Graf Daun.
Gleichzeitiger Stich von Nilson in Augsburg.

er Brunnenröhre sitzend, mechanisch mit seinem Stock Figuren in den Sand zeichnete. Weniger eine — nicht recht aufgeklärte — Differenz mit Moritz von Dessau ldete die Unordnung auf preußischer Seite, als der Umstand, daß General Man- in Folge einer mißverstandenen Aeußerung des Königs mit seinem (rechten) Flügel (das Dorf Chotzenitz). Dies war der Disposition entgegen, denn Friedrich wollte schiefen Schlachtordnung angreifen, d. h. hier, mit dem linken Flügel auf den Feind und den rechten zurückhalten. Da Manstein angriff, kam der Marsch (halblinks) tocken, und in der Mitte entstand jene Lücke, welche durch die Reserve nur noth- ausgefüllt wurde. — Man kann es begreifen, daß die Kaiserin von größter Dankbar- gen den Feldherrn erfüllt war, der ihr den ersten Sieg gegen Friedrich verschaffte n mit dem neugeschaffenen Theresienorden auszeichnete. Jedoch ist klar, daß das nst Dauns bei Kolin ein ziemlich geringes ist: man kann sagen, nicht Daun hat hlacht gewonnen, sondern Friedrich sie verloren.

der Prager Sieg günstige Folgen auf politischem, wie militärischem habt hatte, ward die Koliner Niederlage von schwerem Mißgeschick be- Zunächst mußte die Belagerung von Prag, ja ganz Böhmen aufgegeben während der König nach Sachsen abzog, um dies wichtige Land zu decken, er — diesmal ohne den nöthigen Scharfblick — die schwierige Aufgabe, ung Böhmens langsam zu vollziehen, seinem Bruder, dem weniger be- rinzen von Preußen. Seine Unfähigkeit, sowie die Uneinigkeit der ließen den Rückzug in eine Deroute ausarten, welche der König, hart und

erbittert, lediglich dem Prinzen zur Last legte. Außerdem aber trat der Herzog von Cumberland, gegen den 10,000 Franzosen unter d'Estrées angerückt waren nach dem unentschiedenen Treffen bei Hastenbeck (unweit Hameln, am 26. Juli) den Rückzug an: um Hannover noch zu retten, schloß der Herzog am 8. September die schimpfliche Konvention von Kloster Seven, durch welche das hannoversche Heer und die norddeutschen Kontingente der guten Sache entzogen wurden — wenigstens für den Augenblick, denn die Konvention bedurfte noch der englischen Ratifikation. Bald verstärkte ein neues französisches Heer unter dem Prinzen von Soubise die Reichsarmee, die sich in Thüringen gesammelt hatte und nach Sachsen vordringen sollte. Aber auch die Russen hatten Muth bekommen: sie überschwemmten Ostpreußen und besiegten am 30. August den tapferen Feldmarschall Lehwald bei Groß-Jägerndorf (zwischen Wehlau und Insterburg); glücklicherweise zogen sie sich dann zurück, weil im September das Ableben der Kaiserin Elisabeth befürchtet wurde. Dadurch bekam Lehwald die Möglichkeit die Schweden, die in Pommern eingedrungen waren und am 22. September mit Frankreich und Oestreich zu Stockholm einen Subsidienvertrag geschlossen hatten, wieder aus dieser Provinz zu vertreiben.

Friedrich, den nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin auch häusliches Leid, der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter betroffen, mochte sich glücklich schätzen, daß er sich wenigstens in der sächsischen Lausitz mit dem hart mitgenommenen Heere des Prinzen von Preußen hatte vereinigen können.

Aber der Seelenkraft, die sich in den berühmten Versen ausspricht: „Ich aber, vom Orkan bedroht, muß trotz dem nahenden Verderben als König denken, leben, sterben" bedurfte er auch im vollsten Maße. Denn als der König aus der Lausitz nach Sachsen abmarschirt war, überfielen die Oestreicher unter Nadasdy am 7. September bei Moys (nahe Görlitz) den in der Lausitz zurückgelassenen General Winterfeld und dieser, des Königs geliebtester Freund, fand im Kampfe seinen Tod.

Den König traf die Trauerkunde in Erfurt; er hatte die Deckung Schlesiens dem Herzog von Braunschweig-Bevern übertragen und war selbst gegen die Franzosen aufgebrochen, welche sich am 25. August mit der Reichsarmee des Prinzen von Hildburghausen vereinigt hatten. Aber zunächst zogen sie sich zurück. Während der König nothgedrungen unthätig bleiben mußte, machte der östreichische Feldmarschalllieutenant Haddik einen ziemlich ungefährlichen Spazierritt nach dem ungeschützten Berlin, zog aber nach Eintreibung einer mäßigen Brandschatzung wieder ab (16. Oktober), da es hieß König Friedrich nahe. Dieser trug sich bereits mit dem Gedanken nach Schlesien zu gehen, um dem schwerbedrängten Bevern zur Hilfe zu kommen, als er erfuhr, die vereinigte französische- und Reichsarmee rücke auf Sachsen zu. Sofort änderte er seinen Plan in der Erkenntniß, daß nur ein schneller Schlag ihn wieder beim Feinde in Respekt setzen könne. Die buntscheckige Reichsarmee und die Franzosen des eiteln unkriegerischen Soubise boten für diesen Zweck ein geeignetes Angriffsobjekt. Er lagerte jetzt — Anfang November — auf dem linken Ufer der Saale und ward am 5. November bei Roßbach, unweit Merseburg vom Könige angegriffen.

1757



Generallieutenant Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Die Verbündeten schickten sich an, Friedrichs kleine Schar (22,000 Mann) mit ihrer Ueber-
(60,000 Mann) einzuschließen und besorgten nur, daß der „Marquis von Brandenburg"
chen möchte. Der König bestärkte die Feinde in dem Glauben, als ahne er die ihm
nde Gefahr nicht, dann eröffnete er plötzlich — gegen 3 Uhr — die Schlacht. Seydlitz
inem glänzenden Reiterangriff machte den Anfang; nach kaum drei Stunden befand sich
anze französisch-deutsche Heer auf der Flucht. Mit Mühe entkam Soubise: nie vorher



General Gideon von Loudon.
Gleichzeitiger Stich von Nilson in Augsburg.

Hof friedlich zu stimmen. Die Kaiserin war über Frankreichs Wankelmuth schmerzlich erregt, Kaunitz entrüstet. Die Festigkeit des Wiener Hofes imponirte Ludwig XV., und Bernis lenkte ein; trotz der Erkenntniß, daß Frankreich schwer geschädigt werde, fuhr er fort, für den deutschen Krieg Opfer auf Opfer zu bringen, belastete das Land sogar durch neue Subsidienverträge mit Schweden und Dänemark, während Oestreich diese Verträge nur zu garantiren hatte. Die bairischen Truppen blieben zur Verfügung der Kaiserin; zu dem französischen Heere stießen 10,000 sächsische Söldlinge und die Würtemberger, welche ihrem Landesherrn eine hübsche Summe einbrachten.

Das französische Heer machte den Preußen am wenigsten zu schaffen; nachdem es sich durch Brandschatzungen, besonders im Halberstädtischen, gütlich gethan, wurde es (Februar) in seinen Winterquartieren überfallen und in kaum sechs Wochen über den Rhein getrieben. Als Ferdinand von Braunschweig, welcher dem Gegner folgte, den Grafen Clermont bei Krefeld (23. Juni 1758) aufs Haupt geschlagen hatte, richteten die Franzosen weder unter seinem Nachfolger Contades, noch mit ihrem zweiten Heer unter Soubise irgend etwas entscheidendes aus. So konnte sich der König getrost mit ganzer Kraft gegen Oestreicher und Russen wenden.

Aber Friedrich war nicht glücklich. Nach der Eroberung von Schweidnitz (18. April) war er nach Mähren eingedrungen, um einen Stoß ins Herz des Gegners zu führen. Er hoffte Olmütz im Fluge zu nehmen, doch wurde die Festungsstadt von ihrem Kommandanten Marschall wacker vertheidigt. Die Schwierigkeiten einer regelrechten Belagerung ohne genügende Transportmittel für die Munition und das schwere Geschütz, der Verlust seiner Zufuhren zwang ihn angesichts der drohenden Bewegungen der Oestreicher sein Unternehmen aufzugeben. Nur seine Strategie verschaffte dem Könige die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges: statt den Weg nach Schlesien zu erzwingen, wie die Gegner vermutheten, zog Friedrich unvermuthet und daher ungehindert nach Böhmen ab und erreichte von dort aus ohne sonderliche Verluste Schlesien. Gegenüber der Saumseligkeit in der kaiserlichen Kriegführung ist dieser Zug gleich großartig in der Kühnheit der Konzeption und in der Meisterschaft der Ausführung.

von ihrer Verwunderung erholt hatten, waren sie von dem inzwischen eingetroffenen Gefolge des Königs zu Gefangenen gemacht.

Von seinen 90,000 Mann hatte Prinz Karl nur gegen 35,000 glücklich heimgebracht: am 21. Dezember mußte Breslau kapituliren, fast ganz Schlesien war nun wieder in Friedrichs Hand. Und auf die Siegesnachricht hin blieb nun auch das hannöverisch-englische Heer zusammen, da König Georg die Konvention von Kloster Seven nicht bestätigte. Da an die Stelle des unfähigen Herzogs von Cumberland Ferdinand von Braunschweig trat, so wurden die Franzosen an der Weser und Aller festgehalten. Auch Pommern war, abgesehn von Stralsund und Rügen, bis zum Jahresschlusse von den Schweden gesäubert, 1757 und so behauptete der König nach schlimmen Schicksalsschlägen seine Staaten und Sachsen dazu.

---

9. Das dritte Kriegsjahr 1758.

Auf beiden Seiten wurde im Winter eifrig gerüstet, denn eine Entscheidung hatte das vergangene Jahr nicht gebracht. Für Friedrich kam alles darauf an, daß sich England entschloß ihn thatkräftig zu unterstützen. Es war das Verdienst des großen Pitt, sein Vaterland endlich auf die richtige Bahn zu lenken. Nach freilich sehr langwierigen und tiefgehenden Differenzen zwischen ihm und Friedrich wurde am 11. April der Londoner Subsidienvertrag abgeschlossen; zwar stellte er dem Könige gegen 5 Millionen Thaler jährlich zur Verfügung, aber Friedrichs dringendster Wunsch, die Absendung einer Ostseeflotte ward nicht erfüllt.

Vergeblich hatte Friedrich aber gehofft, daß die gegnerischen Verbündeten in richtiger Erkenntniß ihrer Interessen die Fesseln der verderblichen Allianz mit Oestreich zerreißen würden. Besonders ungünstig gestalteten sich die Dinge in Rußland. Oestreichs Beschwerden über die schlaffe Kriegführung Apraxins fanden bei der wiedergenesenen Kaiserin Gehör und führten zu einer strengen Untersuchung, welche dem Feldherrn einen frühen Tod, dem allmächtigen Bestuschew lebenslängliche Verbannung brachte. Schon im Januar 1758 nahm der neue Oberfeldherr Fermor Ostpreußen wieder ein, das Land allerdings noch schonend, weil die Russen es bereits als erworbene Provinz betrachteten.

Maria Theresia hielt unerschütterlich fest an ihrem Plan, Preußen zu zertrümmern: sie ersetzte den unfähigen Karl von Lothringen durch den bedächtigen Daun, neben dem der kühnere Loudon — in schlimmer Stunde wegen seines Aeußern von Friedrich einst zurückgewiesen — sich Lorbeeren erkämpfen sollte.

Nur an einer Stelle hatte sich vorübergehend eine für Friedrich erfreuliche Schwankung gezeigt. Der Graf Bernis, der Leiter der französischen Regierung, sah, durch Friedrichs letzte Siege belehrt, die Abenteuerlichkeit der bisherigen Politik ein; er wünschte der durch den geheimen Versailler Vertrag übernommenen Pflichten ledig zu werden und suchte im Januar 1758 auch den Wiener



General Gideon von Loudon.
Gleichzeitiger Stich von Nilson in Augsburg.

Hof friedlich zu stimmen. Die Kaiserin war über Frankreichs Wankelmuth schmerzlich erregt, Kaunitz entrüstet. Die Festigkeit des Wiener Hofes imponirte Ludwig XV., und Bernis lenkte ein; trotz der Erkenntniß, daß Frankreich schwer geschädigt werde, fuhr er fort, für den deutschen Krieg Opfer auf Opfer zu bringen, belastete das Land sogar durch neue Subsidienverträge mit Schweden und Dänemark, während Oestreich diese Verträge nur zu garantiren hatte. Die bairischen Truppen blieben zur Verfügung der Kaiserin; zu dem französischen Heere stießen 10,000 sächsische Söldlinge und die Würtemberger, welche ihrem Landesherrn eine hübsche Summe einbrachten.

Das französische Heer machte den Preußen am wenigsten zu schaffen: nachdem es sich durch Brandschatzungen, besonders im Halberstädtischen, gütlich gethan, wurde es (Februar) in seinen Winterquartieren überfallen und in kaum sechs Wochen über den Rhein getrieben. Als Ferdinand von Braunschweig, welcher dem Gegner folgte, den Grafen Clermont bei Krefeld (23. Juni 1758) aufs Haupt geschlagen hatte, richteten die Franzosen weder unter seinem Nachfolger Contades, noch mit ihrem zweiten Heer unter Soubise irgend etwas entscheidendes aus. So konnte sich der König getrost mit ganzer Kraft gegen Oestreicher und Russen wenden.

Aber Friedrich war nicht glücklich. Nach der Eroberung von Schweidnitz (18. April) war er nach Mähren eingedrungen, um einen Stoß ins Herz des Gegners zu führen. Er hoffte Olmütz im Fluge zu nehmen, doch wurde die Festungsstadt von ihrem Kommandanten Marschall wacker vertheidigt. Die Schwierigkeiten einer regelrechten Belagerung ohne genügende Transportmittel für die Munition und das schwere Geschütz, der Verlust seiner Zufuhren zwang ihn angesichts der drohenden Bewegungen der Oestreicher sein Unternehmen aufzugeben. Nur seine Strategie verschaffte dem Könige die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges: statt den Weg nach Schlesien zu erzwingen, wie die Gegner vermutheten, zog Friedrich unvermuthet und daher ungehindert nach Böhmen ab und erreichte von dort aus ohne sonderliche Verluste Schlesien. Gegenüber der Saumseligkeit in der kaiserlichen Kriegführung ist dieser Zug gleich großartig in der Kühnheit der Konzeption und in der Meisterschaft der Ausführung.



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: **Bombardement von Schweidnitz durch General von Tresckow.** (Kapitulirte 18. April 1758.)
Titelkupfer Chodowieckis zu Tieldes Beyträgen zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756–1763.

Aber nun drohte von Osten her die gewaltigste Gefahr: Fermor nahm seine Aufgabe ernster als Apraxin. Allerdings war das barbarische russische Heer nur langsam und schwerfällig durch Westpreußen vorgerückt, aber es hatte doch Anfangs August die Neumark erreicht, welche es furchtbar verheerte. Vergeblich belagerte es Küstrin, in dessen Nähe sich Friedrich am 22. August mit den Truppen Dohnas vereinigte, der sich in Pommern nicht mehr behaupten konnte.

Am 25. August griff Friedrich den weit überlegenen, aber nicht gerade günstig aufgestellten Feind bei Zorndorf an. Der dreizehnstündige Kampf war ein furchtbares Morden: da die Preußen keinen Pardon gaben, die Russen sich gleichmüthig abschlachten ließen, ward die Schlacht die blutigste des Jahrhunderts. Mit einem Verluste von 11,000 Mann erkaufte Friedrich den Sieg, an dem nach seinem eigenen Urtheil Seydlitz den Hauptantheil hatte; 22,000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Friedrichs Heer war zu erschöpft, als daß er den Sieg hätte ausnutzen können; unverfolgt traten die Russen den Rückzug an, bombardirten Kolberg und gingen über die Weichsel zurück. Die Schweden freuten sich, daß ihren alten Feinden solch Unheil widerfahren und stellten ihren Vormarsch nach der Uckermark ein.

Daß Friedrich diesen Feind ruhig abziehen ließ, hatte auch darin seinen Grund, daß er seinem Bruder Heinrich zu Hilfe kommen mußte, der durch seine Talente vorzüglich befähigt war, mit seinem kleinen Heere Sachsen auch gegen überlegene Kräfte zu decken. Aber jetzt kam er in Gefahr, sowol von Daun als auch von dem neugebildeten Reichsheer angegriffen zu werden. Vor dem herannahenden Friedrich wich Daun zurück: vergeblich suchte ihn der König aus seinen gutgewählten Vertheidigungsstellungen zum Kampfe zu locken: endlich bezog Daun bei Hochkirch zwischen Bautzen und Löbau an der sächsisch-böhmischen Grenze ein vortrefflich gewähltes Lager.

Posenschen, ein kaiserlicher General brandschatzte Hessen und Thüringen. Auf dem rheinisch-westfälischen Kriegsschauplatz erlitt am 13. April 1759 der Herzog von Braunschweig gegen Broglie bei Bergen (in der Nähe von Frankfurt am Main) eine Niederlage, deren Folgen erst durch den Sieg bei Minden (1. Aug.) beseitigt wurden. Die Vortheile, welche Prinz Heinrich durch einen kühnen Zug nach Franken errang, konnte er nicht ausbeuten, weil ihn der Anmarsch der Russen nach Sachsen abrief. Friedrich selbst stand dem bedächtigen Daun gegenüber im Lager von Landshut auf der Wacht und wartete, ob die Russen die Entscheidung bringen würden. Wirklich kamen sie, 70,000 Mann stark unter Soltikow, wenngleich vier Wochen später als ausgemacht war. Weder gelang es dem General Wobersnow die Vereinigung der weit dislocirten Truppenkörper zu hindern, noch konnte der tapfere Wedell, den der König, mit diktatorischer Gewalt ausgestattet, nach der bedrohten Mark geschickt hatte, ihren Vormarsch aufhalten: 8,000 Mann wurden von ihm am 23. Juli bei Kay (nahe Züllichau) nutzlos geopfert. Das Heer, mit dem Friedrich in Eilmärschen aus Schlesien herbeizog, konnte nicht verhindern, daß Loudon mit 18,000 Mann, größtentheils Kavallerie, zu Soltikow stieß (3. August).

Am 12. August griff der König den weit überlegenen Feind an, der obendrein auf den Höhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf eine vortheilhafte Stellung inne hatte. Den marschmüden preußischen Truppen gelang es durch äußerste Tapferkeit, wenigstens den linken russischen Flügel zu bezwingen, aber der König wollte sich mit einem halben Erfolge nicht begnügen und befahl den Angriff auf den rechten Flügel, der vom Judenberge aus das bisher gewonnene Terrain beherrschte. Ein Infanterieangriff ward abgeschlagen, auch Seydlitz mit seinen Braven konnte kein Wunder verrichten: als Laudon durch einen tiefen Grund den Preußen mit seinen frischen Truppen in die Flanke fiel, erlag das preußische Heer. Mit Mühe konnte man den König von dem Schlachtfelde entfernen, wo er den Tod zu suchen schien.

In der That hatte der König ein Recht zur Verzweiflung, denn nach dem Verlust seines halben Heeres und fast der gesammten Geschütze schien es unmöglich, dem östreichisch-russischen Heere einen Damm entgegenzusetzen. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Niederlage machte Friedrich in einer Bauernhütte sein Testament und gab den Befehl, den Hof und das Archiv aus Berlin zu flüchten, das er als sichere Beute der Feinde betrachtete. In dieser Stimmung ertheilte er auch dem Kommandanten von Dresden General Schmettau die Anweisung, unter günstigen Bedingungen nöthigenfalls zu kapituliren; eine Anweisung, deren Befolgung (5. September) dem General die höchste Ungnade des Königs zuzog. Denn allerdings besserte sich die Lage des Königs überraschend schnell durch die Versäumnisse der Gegner, die ihm gestatteten, seine Artillerie zu ergänzen, seine Truppen zu sammeln und sich in Sachsen mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen. Soltikow hatte trotz der Mahnungen Loudons nicht vorrücken wollen, er glaubte genug für die Bundesgenossen gethan zu haben und hatte seinen Sieg in der That nur mit schweren Opfern erkauft. Auf preußischer Seite erwarb sich das größte Verdienst Prinz Heinrich, der Daun in Sachsen festhielt: seine geschickten Operationen würden den bedächtigen Feldherrn ge-

Eine entschiedene Niederlage erlitt die kaiserliche Politik noch vor Ablauf des Jahres im Reich; als der Wiener Hof die verrostete Waffe der Reichsacht gegen Preußen, Hannover und seine Verbündeten gebrauchen wollte, wurde dieselbe gegen den Angreifer gekehrt. Der sächsische Gesandte Ponickau mußte, wenn auch widerwillig, die Rechtsverwahrung der evangelischen Reichsstände am 29. November zu stande kommen lassen und dieselbe dem Reichskanzleramte zur Diktatur am Reichstage übergeben; der Wiener Hof mußte erleben, daß eine Anzahl von Ständen, die ihre Kontingente zum Reichskrieg gegen Preußen gestellt, gegen das Vorgehen des Kaisers protestirte und die verfügte Acht für null und nichtig erklärte. Indeß trotz aller Empfindlichkeit über diese moralische Niederlage, — was kümmerten sich Kaunitz und Maria Theresia um die Ansicht der Reichsstände, wenn nur die auswärtigen Mächte fortfuhren, ihnen die Mittel zum Kriege zu liefern.

Und dazu waren Rußland, wie Frankreich nach wie vor bereit, wiewol sich der letztere Staat der drückendsten Verpflichtungen des Versailler Vertrages geschickt zu entledigen wußte. Freilich mußte Bernis sein Portefeuille an den Duc de Choiseul abgeben, der, ein geborener Lothringer, bisher Botschafter in Wien gewesen war: ja am 13. Dezember wurde Bernis verbannt, weil dieser Frevler Frankreich zum Frieden hatte helfen wollen. Aber der Duc de Choiseul schloß am 30. und 31. Dezember 1758 einen öffentlichen und einen geheimen Vertrag, durch welche beide der Versailler Traktat für null und nichtig erklärt wurde. Lag auch der augenblickliche Vortheil des neuen Uebereinkommens auf östreichischer Seite, so brauchte Frankreich doch in Zukunft nicht Krieg zu führen, bis Maria Theresia Glatz und Schlesien wiedergewonnen hatte. Man versprach nur seine guten Dienste; auch die Entschädigungen für Sachsen und Schweden ließ man fallen.

Friedrich war und blieb auf das englische Bündniß angewiesen: Georg II. war zwar kein zuverlässiger Bundesgenosse, aber glücklicherweise mußte er Pitt folgen, an dem Friedrich trotz mancher Meinungsverschiedenheit einen wahren Freund besaß.

---

10. Das Unglücksjahr 1759. Das fünfte und sechste Kriegsjahr 1760 und 1761.

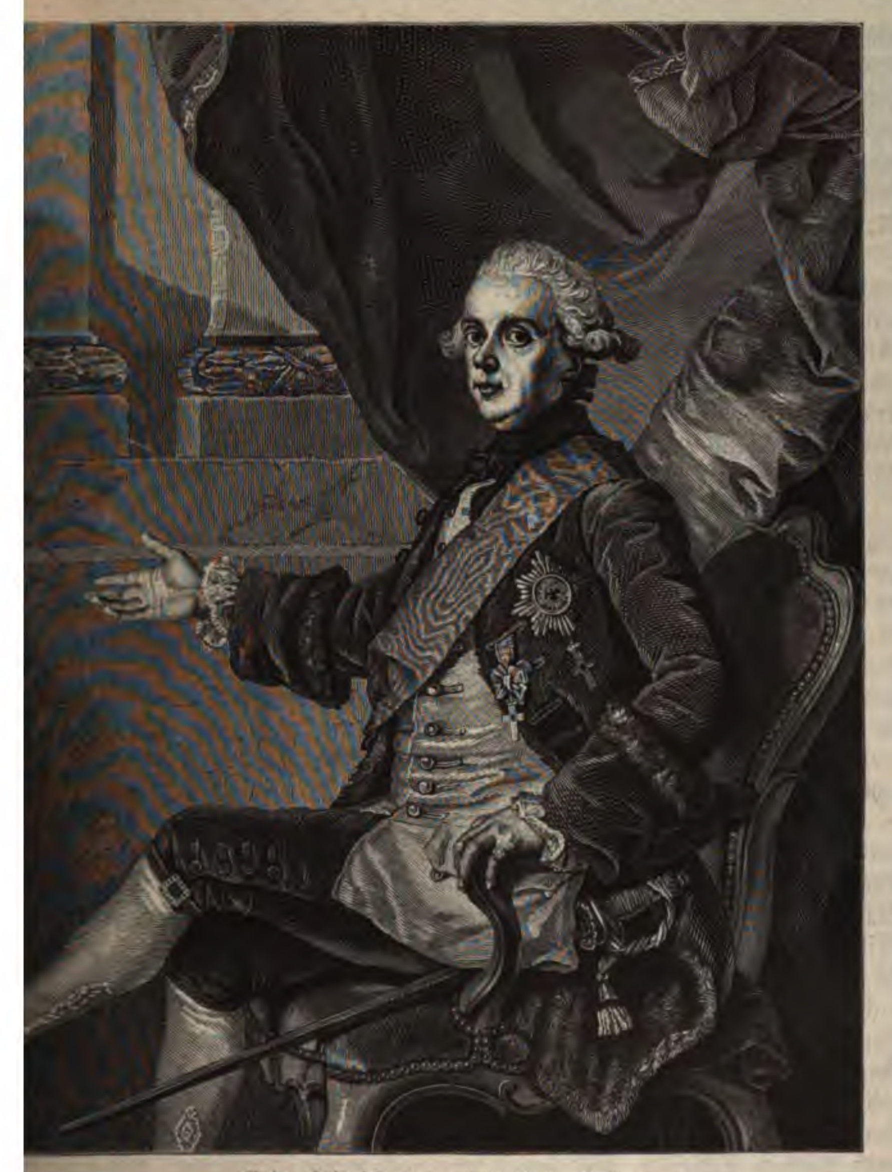
Für das Jahr 1759 hatte König Friedrich von allen Kriegführenden die bescheidensten Pläne. Er mußte sich nach so großen Verlusten an Offizieren und Mannschaften — mit Mühe hatte er 130,000 Mann aufgebracht — auf eine kluge Defensive beschränken. 1759

Die Gegner waren über den Feldzugsplan nicht einig: die Oestreicher wollten erst nach der Eroberung Schlesiens sich auf Sachsen werfen, die Franzosen hielten für den Zweck gemeinsamer Operationen das Gegentheil für wünschenswerth. Das russische Heer war zwar außer Stande, vor dem Juni seine Thätigkeit zu beginnen, aber Maria Theresia erhielt wenigstens die Zusicherung, daß es am Ende dieses Monats zwischen Glogau und Breslau die Oder überschreiten werde. Bis in Niederschlesien die Vereinigung der Russen mit einem östreichischen Korps stattgefunden haben würde, sollte Daun vor den böhmisch-schlesischen Pässen in der Defensive bleiben; dann hoffte man den König von Preußen erdrücken zu können. Im Frühjahr belästigten sich die streitenden Parteien durch kleinere Neckereien; der General Wobersnow zerstörte die russischen Magazine im

[illegible] Hessen und Thüringen. Auf [illegible] am 13. April 1759 der Herzog [illegible] in der Nähe von Frankfurt am [illegible] den Sieg bei Minden (1. Aug.) [illegible] Heinrich durch einen kühnen Zug [illegible] weil ihm der Anmarsch der [illegible] dem bedächtigen Daun gegen- [illegible] und wartete, ob die Russen die [illegible] 70.000 Mann stark unter [illegible] ausgemacht war. Weder gelang [illegible] der weit dislocirten Truppenkörper [illegible] den der König, mit diktatorischer [illegible] gedrückt hatte, ihren Vormarsch [illegible] Juli bei Kay (nahe Züllichau) [illegible] Schmiedeberg aus Schlesien [illegible] 18.000 Mann, größtentheils [illegible]

[illegible] Feind an, der obendrein auf [illegible] eine vortheilhafte Stellung inne hatte. [illegible] durch äußerste Tapferkeit, [illegible] der König wollte sich mit einem halben [illegible] den rechten Flügel, der vom [illegible] Ein Infanterieangriff [illegible] Wunder verrichten: als [illegible] Truppen in die Flanke [illegible] den König von dem Schlachtfelde [illegible]

[illegible] denn nach den [illegible] schien es unmög- [illegible] Unter den [illegible] in einer Bauernhütte [illegible] aus Berlin zu [illegible] In dieser Stimmung [illegible] Schmettau die [illegible] zu kapituliren: eine An- [illegible] Ungnade des [illegible] Königs überraschend [illegible] Seine Artillerie [illegible] Prinzen [illegible] nicht [illegible] haben und [illegible] preußischer [illegible] Sachsen [illegible] ge-



Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen.
1765 gemalt von Vanloo, gestochen 1767 von G. F. Schmidt, Kupferstecher des Königs.

ungen haben, ohne Erfolge seine Winterlager aufzusuchen, hätte nicht Friedrich
dem Eigensinn, der ihm in diesem Unglücksjahre eigen ist, den General
nk gezwungen, in den Rücken des weit überlegenen Feindes zu marschieren
sich erdrücken zu lassen. Umsonst lehnte der General den Auftrag ab, den



Hans Joachim von Zieten, General der Kavallerie.
Schabkunstblatt von Townley, Berlin 1786.

der König setzte sich und seine Tapfern, mit denen er die Front angriff, umsonst dem vernich-tenden Feuer der Oestreicher aus. Tausende sanken in den Tod, Friedrich selbst ward leicht verwundet, aber die Dunkelheit brach herein, ohne daß er das geringste erreicht hatte. Daun, gleichfalls verwundet, schickte bereits die Siegesnachricht nach Wien ab. Der König war ent-schlossen am nächsten Morgen die letzte Kraft an die Erneuerung des Kampfes zu setzen. Da traf die Nachricht ein, der Feind ziehe sich zurück. Zieten hatte, auch erst während der Dunkel-heit, die Süptitzer Höhe nach unsäglichen Anstrengungen und furchtbarer Blutarbeit erstürmt

stand, nordwärts abzuziehen und sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen. Da er aber erfuhr, daß Daun für den nächsten Morgen den Angriff beabsichtige und ihm ein zweites Hochkirch bereiten wolle, veränderte er in der Nacht nur seine Stellung, so daß Loudon, der in der Morgendämmerung des 15. August mit 30,000 Mann des rechten Flügels angriff, ganz unvermuthet auf die Preußen stieß. In einem dreistündigen Gefecht wurde er völlig geschlagen und zum Rückzug über die Katzbach genöthigt; Daun entging nicht dem Vorwurfe Loudon im Stiche gelassen zu haben. Der König konnte sich nun mit dem Prinzen Heinrich vereinigen, die Russen wichen aus Schlesien.

Der König bezeichnete seinen Sieg als eine leichte Schramme, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht viel bedeute. Allenthalben behaupteten seine Anführer trotz größter Tapferkeit höchstens das Feld, konnten aber zur Besserung der Lage nichts beitragen.

So hielt der tapfere Hülsen mit einem kleinen Korps die fünffach überlegene Reichsarmee drei Monate lang in Sachsen hin, doch hatte er die wichtige Festung Torgau nicht retten können. Ferdinand von Braunschweig konnte die Franzosen nicht hindern, in den Rheinlanden festen Fuß zu fassen. Kolberg bot einer russisch-schwedischen Belagerungsflotte und einem russischen Belagerungsheer trotzig die Stirn: der tapfere Kommandant Heyden und der wackere Seemann Nettelbeck sahen am 18. September ihre Standhaftigkeit belohnt, indem der Reitergeneral Werner den ersehnten Entsatz brachte.

Trotz aller Tapferkeit und aller strategischen Kunststücke hätte der Krieg schon längst eine verhängnißvolle Wendung nehmen müssen, wenn die Russen größere Energie bezeigt hätten. Nun bewirkten (Ende September) die nachdrücklichen Vorstellungen des Wiener Hofes, daß Soltikow den Befehl erhielt, direkt auf die preußische Hauptstadt loszubrechen.

Er entsandte den General von Tottleben, der aber bei seinem ersten Erscheinen durch die wenigen Garnisonbataillone Berlins, die Invaliden und die Bürgerschaft abgewehrt wurde und sich am 7. durch eine Abtheilung des Hülsenschen Korps zum Abzuge nöthigen ließ. Da nun aber auch ein östreichisches Korps unter Lascy in der Nähe der Hauptstadt stand, entschloß man sich am 9. Oktober zur Kapitulation. Tottleben behandelte die Stadt zwar mit anerkennenswerther Milde, aber er machte an Gewehren und Kriegsvorräthen erhebliche Beute. Uebler erging es der Stadt, als nun auch die Oestreicher eintrafen. Namentlich die Sachsen hausten schrecklich in Charlottenburg, auch Schönhausen ward verwüstet, nur Sanssouci schützte Esterházy als echter Kavalier.

Auf die Nachricht, der König nahe, zogen die Feinde am 13. Oktober wieder ab, Tottleben zu Soltikow, Lascy zu Daun nach Sachsen.

Obwohl der König mit Rücksicht auf die herbstliche Jahreszeit seine Truppen gern in die Winterquartiere gelegt hätte, sah er ein, daß er noch eine Schlacht wagen müsse, um vor Daun Ruhe zu bekommen und den Russen die Lust zu erneutem Vorrücken zu benehmen. Demgemäß brach er zu Anfang November aus seinem Lager bei Eilenburg auf und traf den Gegner am 3. November in fester Stellung auf den Höhen zwischen Süptitz und Torgau. 1760

Da der König nicht nur die Besiegung, sondern die Vernichtung des Feindes bezweckte, ließ er Zieten mit dem rechten Flügel seines nicht sehr starken Heeres eine Umgehung der östreichischen Schlachtlinie ausführen. Diese Anordnung entschied den Erfolg. Denn

11. Das letzte Kriegsjahr (1762) und der Friede zu Hubertusburg (15. Februar 1763).

1762 Die Zuversicht des Königs und seines Volkes sollte nicht getäuscht werden. Wie seine gefahrvolle Lage durch eine Kombination von Umständen, die keine innere Nothwendigkeit hatten, herbeigeführt war, trat jetzt eine andere Kombination ein, welche dem Könige Erleichterung verschaffte. Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, deren persönlicher Haß gegen Friedrich dem Kriege seine verderblichste Wendung gegeben hatte. Ihr Nachfolger Peter III verehrte den großen Preußenkönig in demselben Maße, wie ihn Elisabeth verabscheut hatte. Er wechselte mit dem Könige die Gefangenen aus, lud von Petersburg aus zum Frieden ein, kündigte die östreichische Allianz, schloß mit Preußen zuerst einen Waffenstillstand und am 5. Mai den Frieden. Er gab alle russischen Eroberungen heraus und befahl sogar dem General Czernitschew, der noch in der Grafschaft Glatz stand, sich dem Heere Friedrichs anzuschließen. Umsonst hatte der elende Lord Bute in entgegengesetzter Richtung in Petersburg wirken lassen.

Friedrich theilte nun sein Heer: mit dem kleineren Theile sollte Prinz Heinrich in Sachsen gegen Oestreicher und Reichstruppen operiren, während er selbst mit beinah 80,000 Mann Schlesien, zunächst Schweidnitz wiedergewinnen wollte. Mit einer noch stärkeren Armee deckte Daun die Festung und ließ sich auf keine Weise bewegen, seine Stellung auf den Höhen bei Reichenbach aufzugeben. So mußte eine Schlacht die Entscheidung bringen, und daher war die Mitwirkung des Czernitschewschen Korps doppelt willkommen. Da trat ein unerwarteter Zwischenfall ein; am 9. Juli war Peter III. von seiner Gemahlin entthront worden. Während sich der König anschickte die Entscheidungsschlacht zu liefern, erhielt Czernitschew den Befehl, unverzüglich sich von dem Heere des Königs von Preußen zu trennen.

Aus persönlicher Verehrung für Friedrich ließ sich Czernitschew aber bewegen, den Befehl zu verheimlichen und noch einige Tage bei ihm auszuhalten, damit Daun gezwungen wäre, einen Theil seiner Truppen gegen die Russen aufzustellen. So nahmen diese noch am 21. Juli als Zuschauer an dem Gefecht von Burkersdorf theil, durch welches Daun zum Aufgeben seiner Stellung genöthigt wurde. Aber erst nach weiteren monatelangen Mühen und nachdem Dauns Versuch, Schweidnitz zu entsetzen, am 16. August bei Reichenbach blutig zurückgewiesen war, erreichte Friedrich das Ziel seiner Wünsche, den Besitz der Festung, mit deren Hilfe er Schlesien behauptete.

Etwas später als Friedrich in Schlesien, gelangten auch die übrigen preußischen Heerführer zum Siege. Am 29. Oktober schlug Prinz Heinrich bei Freiberg die vereinigten östreichischen und Reichstruppen unter dem Prinzen von Stolberg; ein Streifzug, den General Kleist im folgenden Monat nach Franken machte, benahm den Reichsständen die Lust, für Oestreichs Interessen mit dem Ruin ihrer Länder einzustehen. Auch der Herzog von Braunschweig

Da sich das Resultat der Schlacht erst am folgenden Tage deutlich zeigte, andrerseits die winterliche Kälte den ermatteten und entkräfteten Soldaten beider Heere gleich zusetzte, sah man in der Nacht an den Wachtfeuern Freunde und Feinde sich nebeneinander wärmen; es ward abgemacht, daß diejenigen, deren Heer besiegt sei, sich am folgenden Tag unweigerlich ergeben sollten.

In Folge der Schlacht von Torgau behauptete Friedrich Sachsen mit Ausnahme von Dresden und sah sich auch in der Lage, Truppen nach der Mark und Pommern und an Ferdinand von Braunschweig abzugeben. Ueber Dauns Feldherrntalente entspannen sich zwischen dem französischen und dem wiener Kabinett sehr unangenehme Debatten, ohne jedoch zu einer völligen Entzweiung zu führen. Aber allerdings wurde auf das Drängen Frankreichs, das jenseits des Oceans große Verluste erlitten hatte, ein Friedenskongreß für den Sommer 1761 in Aussicht genommen. Bis dahin sollten die Waffen ihre Schuldigkeit thun: bis dahin hoffte Maria Theresia ihre Hoffnungen verwirklicht zu sehen. Denn da in England am 25. Oktober König Georg II. gestorben war, stand zu vermuthen, daß ein Systemwechsel stattfinden und nach dem Sturze Pitts auch die Entziehung der englischen Subsidien stattfinden werde.

Das Jahr 1761 verlief ohne größere Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, gleichwol gestaltete sich Friedrichs Lage immer ungünstiger. Den größten Theil des Jahres hindurch hielt er sich in einem verschanzten Lager bei Bunzelwitz, nördlich von Schweidnitz; hätte der russische Oberbefehlshaber Buturlin Ernst machen wollen, so wäre Friedrich auch da durch die Uebermacht wohl erdrückt worden. Nach der Einnahme von Schweidnitz durch Loudon (30. September) konnten sich die Oestreicher in Schlesien einnisten, nach dem Falle von Kolberg (16. Dezember) die Russen in Hinterpommern. Aus dem Friedenskongreß war nichts geworden, dagegen hatte im Herbst Pitt dem Lord Bute Platz machen müssen, und der Subsidienvertrag war von englischer Seite gekündigt worden. Der Verlust von Schweidnitz veranlaßte den König eine neue Stellung einzunehmen, durch die er Breslau, Brieg und Neiße gleichmäßig decken konnte. Er bezog daher ein festes Lager in der Nähe von Strehlen und gedachte nun im Bunde mit Türken und Tataren der unversöhnlichen Kaiserin zu trotzen. 1761

Im Lager von Strehlen entging der König nur durch das Zusammenwirken besonders glücklicher Umstände der Gefahr, in feindliche Gefangenschaft zu gerathen. Der Baron von Warkotsch, auf dessen Gut der König einquartirt war, hatte sich anheischig gemacht, seinen fürstlichen Gast durch Verrath in die Hände der Oestreicher zu liefern. Der Leibjäger des Verräthers, Kappel, fühlte sich aber durch Gewissensbisse bewogen, die entscheidende Meldung nicht dem Obersten Wallich zu überbringen, der den König aufheben sollte, sondern sie durch Vermittlung eines evangelischen Predigers an Friedrich gelangen zu lassen. Friedrich ließ den Verräther entkommen, dem Maria Theresia nachmals ein Gnadenalmosen aussetzte.

Den Winter verbrachte der König in Breslau, emsig bemüht die Vorbereitungen für den Feldzug des nächsten Jahres zu treffen: weder hatte er den Glauben an sich verloren, noch auch das Volk die Zuversicht eingebüßt, daß sein Herrscher aus seiner verzweifelten Lage zuletzt doch als Sieger hervorgehen würde.

Reich. In die Reihe der Großmächte trat eine fünfte ein, mit der Europa in Zukunft zu rechnen hatte: an Gebiet und Einwohnerzahl die kleinste, stand sie, groß durch die Tüchtigkeit ihrer Bevölkerung und das Genie ihres Herrschers, ebenbürtig neben den älteren Schwestern. — Für Deutschland, soweit sich die Nation die Fähigkeit zu denken bewahrt hatte, mußte der siebenjährige Krieg den politischen Bankerott des lothringisch-habsburgischen Kaiserthums bedeuten.

Gewiß haben die östreichischen Geschichtsschreiber Recht, wenn sie bestreiten, daß König Friedrich im Jahre 1740 oder 1756 für eine deutsche Sache das Schwert gezogen habe. Aber damit kann nicht geleugnet werden, daß die Königin von Ungarn und der lothringische Kaiser-Gemahl so undeutsch handelten als möglich. Hatte nicht das Kaiserthum, welches die frechen Franzosen und die beutelustigen Russen auf den Boden des heiligen Reiches lockte, den Anspruch verwirkt, als Verkörperung des nationalen Gedankens zu gelten?

Die Nation, deren politisches Bewußtsein beim Beginne der schlesischen Kriege noch im tiefen Schlummer lag, hat darauf eine vollgültige Antwort gegeben. Nach dem Siege bei Roßbach galt der Preußenkönig als deutscher Held, der einen der Erzfeinde des deutschen Volkes geschlagen: in denselben Staaten, deren Landesherrn ihre Unterthanen an Frankreich und Oestreich verkauften, frohlockte man über diesen Triumph Friedrichs: das Reich, dessen Armee vor den preußischen Kriegern Reißaus nahm, war „fritzisch" gesinnt. Von den abgelebten Formen der Reichsverfassung war der letzte Schleier gerissen, wenn der preußische Gesandte von Plotho den Boten des erlauchten Reichstages ungestraft die Treppe hinunter befördern konnte. Gewiß sind die allerwenigsten der damaligen Generation sich darüber klar geworden, daß die Reichsverfassung unter sochen Umständen doch nur als eine ersterbende, ja fast erstorbene Potenz gelten konnte: diese Generation hat nachmals der Krönung Josephs in herkömmlicher Bewunderung zugeschaut, als ob da wirklich etwas denkwürdiges vor sich ginge und nicht blos eine wesenlose Ceremonie, der Aufputz eines Schattenkaisers: aber das änderte an der Thatsache nichts, daß dies Reich sein Ende erreichte, als sich aus seiner Mitte eine deutsche, eine europäische Großmacht erhob.

Auch bedeutete es nicht wenig, daß aus einem Kriege, dem man absichtlich den Charakter eines Religionskrieges zu geben sich gemüht hatte, eine protestantische Macht siegreich hervorging. An und für sich hätte dem Zeitalter der Aufklärung ein solcher konfessioneller Gesichtspunkt fern gelegen: aber als erst der Papst die Waffen Dauns segnete, mußte man erkennen, daß die alten Gegensätze bestanden und daß insbesondere die Kurie mit den mittelalterlichen Anschauungen noch nicht gebrochen hatte, unter deren Einwirkung ein „heiliges" römisches Reich deutscher Nation entstanden war. Durch dieses konfessionelle Moment wurde der politische Gegensatz zwischen Preußen und Oestreich erheblich geschärft, andrerseits besagte das Emporkommen Preußens den Sieg der freisinnigen protestantischen Tendenzen. Mit unabänderlicher Konsequenz mußte dieser Umstand auf Deutschland zurückwirken, wenn dereinst Preußen in Deutschland die Hegemonie errang, um die es zunächst noch mit Oestreich wetteiferte.



Friedrich der Große.

1764 gestochen von J. F. Bause.





Das Brandenburger Thor im Jahre 1764. Originalradirung von Chodowiecki.

2. Friedliche Thätigkeit Friedrichs und Maria Theresias in Preußen und Oestreich.

König Friedrich betrachtete nach Beendigung des großen Krieges seinen Staat als einen aus zahlreichen Wunden blutenden und durch seinen Blutverlust um Tode erschöpften Körper, für dessen Wiederherstellung sowol durch schleunige, ßerordentliche Mittel zu sorgen, als auch demnächst eine andauernde Friedens- it erforderlich sei. Die Aufgabe, welche der König sich stellte, war um so werer zu lösen, als er daran festhielt, zur Sicherung des Friedens und zur ehauptung seines Ansehens ein verhältnißmäßig großes schlagfertiges Heer, — r 200,000 Mann nöthig zu haben. Um solche Ausgaben zu ermöglichen, andte der König seine Sorge zunächst auf die Neubesiedlung durch den Krieg röbeter Gegenden, auf die Stärkung und Befestigung des ländlichen, besonders s adligen Grundbesitzes, auf die Beförderung der Fabrikthätigkeit und der aterländischen Industrie.

Zu den augenblicklich wirkenden Heilmitteln gehörte es, daß der König gleich nach dem Friedensschluß 40,000 Scheffel Getreide aus seinen Magazinen zur Aussaat verabfolgte, ebenso 35,000 Militärpferde den Bauern zur Landbestellung überließ. Zur Beschäftigung Mittelloser wurde der Bau des „Neuen Palais" bei Sanssouci in Angriff genommen (1770 mit einem Kostenaufwand von 3,000,000 Thalern vollendet); verarmte Provinzen erhielten Steuererlasse oder gar Zuschüsse, Schlesien allein 3 Millionen. Er fuhr fort, Kolonisten in sein Land zu ziehen, er erreichte, daß die neumärkischen Gebiete, die im Kriege 57,000 Einwohner eingebüßt hatten, in zwölf Friedensjahren ihre ursprüngliche Bevölkerungszahl um 30,000 vermehrten. Durch die Einrichtung der „Landschaften" d. h.

der Kreditverbände, „Pfandbriefe“ dem Gelde gleichgestellt erhielt der König de dessen er für sein durfte, seine verlo und verschuldeten G hielt den Besitz von gütern für eine Prä des Adels und ver Bürgerlichen die Er adliger Güter. Edelmann zu schon der König, wiewol Leibeigenschaft mit gedenkt, Abstand, die Frohnden abzu im Jahre 1773 be König wenigstens Frohndiensten vor. Landwirthschaft ern Friedrich ein Verdi dem er den Anbau toffel, anfangs mit dung von Gewalt, du

Friedrich in den Jahren nach dem siebenjährigen Kriege.
Gezeichnet von Chodowiecki. (Darunter Friedrichs Unterschrift aus der Zeit zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege.)

Friedrichs Unter vom Jahre 17

Unter den Gewerb sich besonders die industrie, doch nahm rich auch Bedacht, lenfabrikation zu hel Bergbau nahm in schlesien unter dem von Reden hohe schwung. Obwol der König von dem Merkantilsystem nicht so durchdrungen war, daß die Vortheile des freien Handels schlechterdings kein Auge gehabt hätte, hielt er es im seines Staates für geboten, durch hohe Zölle die Konkurrenz des Auslandes fern zu Zum Besten des Handels ward auch schon 1764 die königliche Bank in Berlin gegrün

An die Bevölkerung, deren Steuerkraft zu heben der König unablässig bemüht wa er freilich auch nicht geringe Anforderungen. Indem er das System der indirekten das Accisewesen des Großen Kurfürsten auf alle Waaren ausdehnte und sie zugleich legte er der Bevölkerung eine schwere Last auf. Dieselbe wäre vielleicht, im Bewußts der Ertrag der Steuern dem ganzen Staate wie dem Einzelnen zu Gute komme, als drückend betrachtet worden, hätte nicht der König als Leiter und Beamten der „Regi



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: Die Einwanderung der Franzosen in Berlin zur Errichtung der Regie. Radirung nach dem Leben von Daniel Chodowiecki vom Jahre 1771.

nannte man die Accisverwaltung — durchweg Franzosen berufen, denen er größere Geschicklichkeit auf diesem Gebiete zutraute, als seinen Unterthanen. Das Spioniren und auch Erpressungen seitens der Fremdlinge erregte bei der Bevölkerung die größte Abneigung gegen das System, welches an sich das einzig richtige war und ist.

Auch aus der Tabaksverwaltung erzielte die Regierung ansehnliche Ueberschüsse.

Wie nach Beendigung der ersten schlesischen Kriege wandte der König auch jetzt sein besonderes Augenmerk auf die Organisation der Rechtspflege. Da er sein strenges Rechtsgefühl, namentlich dem Armen und Hilflosen gegenüber, allen Justizbeamten einzuprägen mit Erfolg bemüht war, wurde die Parteilosigkeit der preußischen Richter fast sprüchwörtlich. Den Großkanzler von Fürst, einen Juristen, den er anfangs sehr begünstigt hatte, entließ er in Ungnade im Jahre 1779, nicht so sehr wegen seines Verhaltens im Müller Arnoldschen Prozeß, als deshalb, weil Fürst Friedrichs wiederholte Andeutungen, einen Verbesserungsplan für das preußische Rechtswesen auszuarbeiten, nicht verstanden hatte. Diese Aufgabe fiel nun seinem Nachfolger, dem bisherigen schlesischen Justizminister von Carmer zu, welcher sie mit Hinzuziehung tüchtiger Kräfte z. B. des Geheimraths Suarez glücklich löste. Im April 1784 konnte ein Entwurf dem Publikum vorgelegt werden, das zu Verbesserungsvorschlägen ermuntert wurde; das Resultat dieser Bestrebungen war das „Allgemeine preußische Landrecht“, das jedoch erst am 5. Februar 1794 veröffentlicht werden konnte.

Der mehrerwähnte Arnoldsche Fall hatte folgenden Verlauf. Der Müller Arnold besaß in der Neumark eine Mühle, für die er dem Grafen von Schmettau eine jährliche Erbpacht zu zahlen hatte. Er stellte plötzlich seine Zahlungen ein, unter dem Vorgeben, durch einen oberhalb der Mühle neuerdings angelegten Teich sei ihm das zum Betriebe nöthige Wasser entzogen. Auf Schmettaus Klage wurde Arnold zur Zahlung verurtheilt und seine Mühle im Exekutionswege verkauft. Das ordentliche Gericht zweiter Instanz (Kammergericht) bestätigte den Spruch der Küstriner Regierung. Eine vom König willkürlich ernannte Kommission hatte sich für Arnold günstig ausgesprochen und Friedrich zu dem Glauben veranlaßt, daß hier eine Ungerechtigkeit vorliege; Fürst büßte seine frühere Saumseligkeit und den Irrthum des Königs mit Amtsentlassung; die Richter wurden außerdem noch mit Festungshaft bestraft.

Für die geistigen Interessen geschah äußerst wenig. Der Literatur, welche einen außerordentlichen Aufschwung genommen, stand, wie näher zu zeigen sein wird, der König leider ohne Verständniß gegenüber; für die höheren Schulen hatte die Regierung wenig oder keine Geldmittel übrig; in Bezug auf die Volksschule erließ der König zwar gleich nach dem Hubertusburger Frieden (12. August 1763) ein „Generallandschulreglement“, welches bekundet, daß Friedrich die Bedeutung des Volksschulwesens nicht verkannte; aber aus Mangel an Mitteln und geeigneten Kräften hatte die Verordnung keine erheblichen praktischen Folgen. Etwas

besser erging es der Kunst, doch kam auch hier die Munificenz des Königs lediglich dem fremden Schauspielkram zu Gute. Auch an Friedrichs französischer Akademie war kein Sitz für deutsche Denker. Wol empfand das der Einzelne schmerzlich, die Menge fühlte nichts davon: wenn nicht die ärgerliche „Regie“ gewesen wäre, hätte sie an ihrem königlichen Herrn nichts auszusetzen gefunden.

Es ist eine interessante Aufgabe und zugleich eine Pflicht der historischen Gerechtigkeit, neben die Reformthätigkeit Friedrichs die gleichartigen Bestrebungen seiner großen Gegnerin zu stellen. Waren die Erblande der Kaiserin auch vom Kriege nicht so unmittelbar mitgenommen, wie die Staaten Friedrichs, so war doch die finanzielle Lage Oestreichs ebenso ungünstig wie die Preußens, und für die Sammlung und Zusammenfassung aller Kräfte, welche dem Staatsganzen neues Leben zuführen konnten, mußte dort vieles erst noch geschehen, was hier längst abgethan war.

Von Ungarn wird abzusehen sein; alle Neuerungen, alle zentralisirenden Maßregeln haben sich ausschließlich auf die böhmische und deutsche Ländergruppe bezogen.

An der Spitze des Staats stand Maria Theresias allmächtiger Staatskanzler, der hochtalentvolle Reichsfürst von Kaunitz-Rietberg. Obschon der sittenstrengen Kaiserin wegen mancher Besonderheiten seines Privatlebens nicht immer sympathisch, war er ihr doch unentbehrlich als geschickter Leiter ihrer Politik und als unermüdlichster, kraftvoller Gegner Friedrichs des Großen. Trotz seiner französisch-encyklopädistischen Anschauungen gewann er ihr volles Vertrauen und hat nach ihr noch zwei Kaisern gedient. Er war ein vornehmer Mäcen im großen Stil, der auf die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft in Oestreich großen Einfluß ausübte, in manchen Aeußerlichkeiten ein affektirter Sonderling, im ganzen ein Staatsmann, wie ihn Maria Theresia und Oestreich in schwerer Zeit dringend gebrauchten.

Für die Verbesserungen auf dem Gebiete der Finanzwirthschaft und der damit zusammenhängenden Militärwirthschaft besaß Maria Theresia längst einen ausgezeichneten Helfer an dem Schlesier Grafen Haugwitz. Während bis zu den schlesischen Kriegen die Ausrüstung und Verpflegung des Heeres zum großen Theil in den Händen der ständischen Korporationen gelegen hatte, wurden nach denselben alle ihre Leistungen in eine bestimmte Geldsumme, die sogenannte „Kontribution“ verwandelt, und der Staat übernahm die Kosten der Werbung und Aushebung, der Ausrüstung und Verpflegung des Heeres. So war für Maria Theresia die Führung des siebenjährigen Krieges möglich geworden. Gleichzeitig mit der Heeresreform (1748) hatte man die Steuerbefreiung des Adels und einzelner Korporationen grundsätzlich, die der Geistlichkeit thatsächlich aufgehoben. Auch in Oestreich wurden die Staatseinnahmen durch das System der indirekten Steuern (durch Graf Chotek) und das Tabaksmonopol erheblich gesteigert. Bereits im Jahre 176[illegible] konnte an die allmähliche Tilgung der Landesschuld gegangen werden.

Nicht ohne unmittelbaren Hinblick auf Preußen faßte Haugwitz auch die Konzentration der Verwaltung ins Auge: so wurden auf seine Anregung die „Hofkanzleien“ der deutschen Provinzen zu einer einzigen vereinigt. Auch wurde, wenigstens in der obersten Instanz, die Verwaltung von der Justiz getrennt. Durch die Einrichtung der „Kreisämter“ beseitigte Maria Theresia mehr und mehr den Einfluß der Stände auf die Staatsverwaltung.

Auch hier ließ man es sich angelegen sein, durch Prämienvertheilungen, Unterstützung privater Unternehmungen, durch Kapitalvorschüsse, durch Gewährung von Privilegien und Heranziehung fremder Kräfte, den Gewerbfleiß zu ermuntern. Das Verdienst, die ganze Bedeutung Triests für den östreichischen Handel erkannt zu haben, gebührt dem Grafen Chotek.

Die von Haugwitz eingeleitete Reform der Verwaltungsbehörden gab An-



Wenzel Anton Fürst von Kaunitz, Graf von Rietberg, Kanzler Maria Theresias.
Bildniß aus dem Jahre 1765.

s zur einheitlichen Gestaltung der obersten Justizämter. Eine Menge von
andherrlichen und magistratischen Kriminalgerichten wurde aufgehoben; im
ahre 1765 bestanden in Böhmen von 378 Halsgerichten nur noch 24. Im
nschluß an die Verbesserungen Friedrichs machte sich auch Maria Theresia mit
n Gedanken vertraut, ein für alle nichtungarischen Länder gültiges Rechtsbuch

verfassen zu lassen. Im Jahre 1767 lag der neue Civilkodex vollendet vor, doch entsprach er den gehegten Erwartungen nicht und wurde unter Maria Theresia nicht publizirt. Dagegen erhielt das 1768 vollendete Strafgesetzbuch die Sanktion der Kaiserin, sowenig es mit den allgemeinen Anschauungen der Zeit übereinstimmte. Die furchtbare Strenge der Carolina (Halsgerichtsordnung Karls V.) wurde durch die „Theresiana" wenig gemildert; die verschärften Todesstrafen mit allen ihren Grausamkeiten sind beibehalten, Hexenprozeß und Tortur behaupten ihren Platz. Indeß errangen die Gegner der alten Juristenschule bald den Sieg, namentlich in Folge der Bemühungen des humanen Sonnenfels; im Jahre 1776 wurde die Tortur gänzlich abgeschafft.

Mit nicht geringem Eifer nahm sich Maria Theresia des Landvolkes an, obwol auch sie persönlich die bevorzugte Stellung des Adels willig anerkannte.

Allein sie konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß von dieser Seite dem Staatsleben keine Anregung, kein Impuls gegeben wurde. „Mit denen Ständen", urtheilte die Kaiserin 1776, „ist nichts zu thun, haben keine Köpf und kein Willen, man mus vorschrifftlich fortgehen." Indem sie die Regelung des bäuerlichen Unterthanenverhältnisses in Angriff nahm, berührte sie an einer sehr empfindlichen Stelle die Grundlagen adliger Macht. Ihre Regierung strebt in den sechziger Jahren eine bestimmte Begrenzung der bäuerlichen Lasten an, zielt auf die Wiedereinsetzung des Landmanns in seine volle persönliche Freiheit und will die von dem Bauer bewirthschafteten Güter ihm als Eigenthum übertragen. Ein Reskript von 1766 besagt, daß keiner Herrschaft gestattet sei, „ein Uebermaß an Wild" zu halten und legt den Jagdinhabern die Verpflichtung auf, den Unterthanen allen Wildschaden zu ersetzen. Die seit dem Jahre 1773 erlassenen „Robotpatente" bezwecken eine Verringerung der herkömmlichen Frohnlasten. Bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgte Maria Theresia die eingeschlagene Richtung freilich nicht, da sie den Adel bis zu einem gewissen Grade doch geschont wissen wollte.

Wie sehr sich die Kaiserin als Selbstherrscherin fühlte, zeigte sie auch in ihrem Verhalten gegen die hohe Geistlichkeit, die in Oestreich seit lange keinen geringeren Einfluß besaß, als die Aristokratie. Die rechtliche Giltigkeit eines von der Kirchenbehörde ausgesprochenen Urtheils wurde im Jahre 1768 von der staatlichen Genehmigung abhängig gemacht. Eine lange Reihe von Gesetzen zielt auf die Einschränkung des geistlichen, besonders des klösterlichen Besitzerwerbs. Auf Ansuchen der Kaiserin strich Papst Clemens XIV. im Jahre 1771 wieder eine Zahl von öffentlichen Feiertagen. Dem Papstthum gestattete Maria Theresia, so gläubig sie der Kirche ergeben war, keineswegs eine autoritative Befugniß innerhalb ihrer Staaten und als der berühmte Weihbischof von Hontheim (Febronius) durch sein bedeutsames Buch „Ueber die Stellung der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des römischen Pontifex" die kirchliche Monarchie zu Gunsten der Bischofsgewalt ableugnete, legte man der Verbreitung des dem Papste anstößigen Werkes kein Hinderniß in den Weg.

Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens gingen namhafte Veränderungen vor sich. Der holländische Gelehrte Gerhard van Swieten, Leibarzt der Kaiserin, wurde zum gebietenden Reformator des östreichischen Universitätswesens, das in eine fast zu enge Verbindung mit der Regierung gebracht wurde. Swietens geistiger Erbe war Sonnenfels, der mit seinen humanen Ansichten die heranwachsende Generation zu erfüllen trachtete. In Bezug auf die höheren Schulen wurde keine durchgreifende Veränderung getroffen, nur daß die Gymnasien in enge Verbindung mit den Volksschulen gebracht wurden. In Regierungskreisen trug man sich hinsichtlich der Volksschule mit den weitgehendsten Plänen; der Gedanke einer alles umspannenden Nationalerziehung beschäftigte die fähigsten Köpfe.

Wenigstens zum Theil wurde diese Idee verwirklicht durch den ausgezeichneten J. J. Felbiger, den Maria Theresia mit Bewilligung Friedrichs aus dem preußischen Schlesien in ihre Dienste zog (1777). Durch die Schulreform wurde in dem buntscheckigen Staatenverband die Ausbreitung deutscher Kultur und Nationalität wirklich gefördert. Das freilich erreichte man nicht, daß auf diesem Wege die schwierige, für Oestreich gradezu verhängnißvolle Nationalitätenfrage gelöst wurde: es war patriotische Leichtfertigkeit, wenn man glaubte, wie Graf Pergen im Jahre 1770, „den Mangel eines wahrhaften und in großen Staaten so nothwendigen allgemeinen Nationalcharakters“ durch eine verbesserte Schuleinrichtung ersetzen zu können.

Wenn die Bestrebungen der Kaiserin auch lebhafte Gegenströmungen hervorriefen und manches von dem eben geschaffenen durch die Regierung Josephs gefährdet oder geändert wurde, so macht doch diese lebhafte Thätigkeit in den letzten Regierungsjahren der Kaiserin einen erfreulichen Kontrast zu der Stagnation, die vor 1740 in Oestreich herrschte.

---

3. Preußens und Oestreichs Politik bis zur ersten Theilung Polens (1772).

Nach den Erfahrungen des letzten Krieges erschien es Friedrich dem Großen als eine politische Nothwendigkeit, unter den Großmächten Europas einen uernden und zuverlässigen Verbündeten zu haben. Dazu hielt er Rußland, s aus den Reihen seiner Gegner zuerst zurückgetreten war, am geeignetsten; gen England hegte er nach Georgs III. letztem Verhalten einen entschiedenen iderwillen. So bildete denn ein im Jahre 1764 mit Katharina II. geschlossenes ündniß, das Preußen freilich im Kriegsfalle die Zahlung von Subsidien auflegte, in den nächsten Jahren die Grundlage seiner Politik. 1764

Gestützt auf diese Allianz konnte er getrost abwarten, ob die östreichische acht, namentlich auch im Reiche, neue Fortschritte machen würde. Denn der nge Kaiser Joseph (zum römischen König gekrönt 3. April 1764), welcher ch dem am 18. August 1765 erfolgten Tod Franz I. den Thron bestiegen tte, beeiferte sich sowol die militärischen Kräfte Oestreichs zu heben, (seit den . September 1765 als Mitregent seiner Mutter) als auch erfüllte ihn der edanke, das Kaiserthum wieder empor zu bringen. Rußlands dereinstige Freundaft für Oestreich war aber seit dem Jahre 1762 völlig erkaltet, und die pannung, welche an die Stelle der Allianz getreten war, mußte noch zunehmen, in zwei wichtigen Fragen, der polnischen und der türkischen, die Absichten d Wünsche beider Staaten weit auseinander gingen.

Kaiser Joseph II., geboren den 13. März 1741, hatte als Knabe seinen Lehrern und Erziehern, die seine Eigenart nicht kannten, viel zu schaffen gemacht, zeigte aber als Jüngling einen auf alles Edle gerichteten Geist, das lebendigste Streben, alle Aufgaben des Herrschers zu erfassen und sich für den Fürstenberuf würdig vorzubereiten. Nur unwillig zähmte er seinen Thätigkeitsdrang, da ihm seine Mutter keinen entscheidenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte einräumen wollte. Zwar hatte sein Wesen manches von dem seiner Mutter, besonders das Selbstbewußtsein und die hingebende Sorge für das Wohl seiner Unterthanen, — von dem Vater hatte er dessen Ungezwungenheit und Leutseligkeit geerbt, — aber in vielen Punkten waren doch die Naturen beider grundverschieden. Statt der Ruhe



Joseph II. als Kind zu Pferde, gefolgt von Trabanten und Heiducken.
Nach dem Leben gezeichnet und gestochen von Riedinger.

und Bedächtigkeit der Kaiserin war ihm ein sanguinisches Temperament eigen: in seinem Kopfe siedeten stets neue Gedanken, neue Entwürfe. Die Pietät, welche das Althergebrachte schont, war ihm fremd. Hing Maria Theresia den Lehren der römischen Kirche mit gläubiger Ergebenheit an, so huldigte Joseph mehr den Aufklärungstheorien seines Jahrhunderts. In diesen Eigenschaften lagen ebenso große Vorzüge wie Fehler, und besonders für einen Staat wie Oestreich mußte ein solcher Herrschercharakter mannigfache Gefahren herbeiführen, wenn er, im vollen Besitze der Regierungsgewalt, daran gehen konnte, seine Neuerungspläne zu verwirklichen. Ebenso ist klar, daß der preußische Staat einem Kaiser gegenüber, der seine Würde zur Wahrheit zu machen gedachte, allezeit auf der Hut sein mußte.

Unter den Zielen, für deren Erreichung das russische Bündniß dem Könige othwendig schien, stand in erster Linie auch das, die alten Besitzungen des randenburgischen Hauses, Ansbach-Baireuth, deren Heimfall nahe bevorstehend hien, dem voraussichtlichen Widerstande Oestreichs gegenüber sich zu sichern, d aus dieser Rücksicht wünschte Friedrich auch im Jahre 1768, das Bündniß f weitere zehn Jahre verlängert zu sehen. 1768

Unwillkürlich ward aber der König durch diesen Bund in die Kreise der ssischen Politik gezogen, obwol das Verfahren und die Absichten derselben nen eigenen Meinungen eigentlich nicht entsprachen. Rußland nämlich richtete it dem Jahre 1763, nach dem Tode Augusts III. von Polen seine begehrchen Blicke auf dieses Wahlkönigreich, durch dessen Erwerbung es seine Grenzen weitern wollte. Durch russische Intriguen und unter Entfaltung russischer ilitärmacht wurde im September 1764 Stanislaus Poniatowski, ein emaliger Günstling und Geliebter der Kaiserin Katharina auf den polnischen hron gehoben, zum großen Mißvergnügen Oestreichs und Frankreichs. In m polnisch-ungarischen Grenzgebiete trieben die Gegner jenes Königthums von ußlands Gnaden ihr Wesen, doch hielt es Kaunitz für rathsam, die ersten nnäherungsversuche Poniatowskis nicht zurückzuweisen, damit sich dieser König cht ganz in die Arme Rußlands und Preußens werfen müßte.

Nun zeigte sich aber immer mehr in Polen der Einfluß Rußlands, welches e Verwirrung in dem unglücklichen Lande durch die Erregung konfessioneller nflikte künstlich steigerte und die politische Ohnmacht dieses Staates durch flissentliche Beschirmung aller Mißstände zu vervollständigen bemüht war. ald standen sich zwei Adelsverbände gegenüber, die Konföderation (der Russeneunde) von Radom (23. Juni 1767) und die Gegenkonföderation von Bar 9. Februar 1768.) Die Schrecken des Bürgerkrieges suchten das unglückliche olen heim, in welchem die Russen triumphirten. Die Situation verwickelte h aber in bedenklichster Weise, als die Pforte, von dem französischen Gesandten rgennes bearbeitet und empört über eine von den Russen begangene schmähhe Grenzverletzung, am 6. Oktober 1768 der Zarin den Krieg erklärte. Ein ropäischer Krieg stand in Aussicht, denn bei der notorischen Schwäche der rkei ließ sich voraussehen, daß die Russen hier Erwerbungen machen würden, lche das europäische Gleichgewicht bedrohten und namentlich von dem benachrten Oestreich nicht gestattet werden konnten.

Die konfessionellen Zerwürfnisse bestanden darin, daß die Dissidenten in Polen (Protestanten und Griechisch-Katholische) religiöse Duldung und völlige Rechtsgleichheit mit den Römischkatholischen forderten. Auf das Drängen Rußlands mußte der Reichstag diesen Wünschen entsprechen (1767); derselbe Reichstag beschloß auch die Aufrechterhaltung des „liberum veto", das alle Nationalgesinnten, auch Poniatowski selbst, abschaffen wollten.

So lange die Türkei mächtig gewesen war, hatte das gemeinsame Interesse Rußland und Oestreich verbunden, sollte aber jetzt die Zarin dem geschwächten Staate entreißen dürfen, so viel sie wollte, ohne Oestreich zu befragen? Kaunitz wünschte eine Verständigung mit Preußen, dem eine weitere Vergrößerung des ohnehin mächtigen Nachbars auch nicht genehm sein konnte. Und dabei war es eigentlich verpflichtet, dem kühn erobernden Staate die vertragsmäßige Hülfe zu gewähren. Dem polnischen Insurrektionskriege gegenüber verkündigte das Wiener Kabinett seine neutrale Haltung, zog aber gegen den Kriegsschauplatz hin einen Grenzkordon, der das von Oestreich auf Grund uralter Verträge beanspruchte Gebiet der polnischen Zips einschloß.

Ursprünglich hatte Kaunitz Preußen von Rußland abziehen wollen, indem er dem Könige, im Einverständniß mit der Pforte, vorschlug, für Kurland und den größten Theil Polnisch-Preußens Schlesien an Oestreich zurückzugeben, — ein Phantasiegebilde, dessen Unausführbarkeit selbst Joseph klar erkannte.

Da Preußens König den aufrichtigen Wunsch hegte, den allgemeinen Frieden zu erhalten, kam er den Absichten Kaunitz' entgegen. Dies führte zu dem Besuche des Königs Joseph in Neiße (am 25. August 1769). Hier sprach Friedrich dem Kaiser gegenüber seine hohe Befriedigung über die Versöhnung der Häuser Habsburg und Hohenzollern aus, aber eine Verständigung über die schwebenden Fragen ward nicht erzielt. Wie hätte sich auch Friedrich mit Rußland überwerfen sollen, wo er den unmittelbaren Eindruck gewann, daß ihm in Kaiser Joseph ein von Ehrgeiz verzehrter Herrschergeist gegenüberstand! Auch Joseph gewann die Ueberzeugung, daß er dem Könige nicht trauen dürfe.

1769

König Friedrich schreibt, — und es ist nothwendig, etwas zwischen den Zeilen zu lesen, — am 2. September an Finkenstein: „Der Kaiser ist ein Mann von lebhaftem Geist und liebenswürdigem, gewinnendem Wesen. Er hat ernsthaften Sinn für das Militär. Er hat mich versichert, daß er Schlesien vergessen habe, was ich nach Gebühr zu schätzen weiß. Er hat mir dann eine gegenseitige Reduktion der Armee vorgeschlagen, was ich so höflich als möglich abgelehnt habe. Er ist von Ehrgeiz verzehrt. Ich kann im Augenblick noch nicht sagen, ob er es auf Venedig, Baiern oder Lothringen abgesehen hat. Aber es ist sicher, daß Europa in Flammen stehen wird, sobald er zur Herrschaft gelangt."

Kaiser Joseph schreibt an seine Mutter (29. August), Friedrich sei ein Genie und ein Mann, der wunderbar zu reden verstände; aber bei allem, was er sage, fühle man heraus, daß man es mit einem Schelm zu thun habe.

Eigentlich lag, was Polen betraf, schon im Jahr 1769 eine Theilung des Landes in der politischen Atmosphäre, nur daß man preußischer Seits hoffte, Oestreich auf diese Weise für Rußland zu gewinnen, während die Pforte und die französische Diplomatie Oestreichs Dienste dem türkischen Reiche dadurch zu verschaffen wünschten. Die östreichische Regierung war so vorsichtig, sich für alle

Fälle zu sichern und erweiterte im Sommer 1770 ihren sogenannten „Grenzkordon" im Zipser Komitat in der Weise, daß nun schon unbedingt polnische Gebiete hineingezogen wurden.

1770

Die außerordentlichen Erfolge, welche Rußland im Laufe des Jahres 1770 errang — im Sommer waren Moldau und Wallachei erobert, am 16. Juli die türkische Flotte verbrannt, — bewirkte einen neuen Annäherungsversuch zwischen Oestreich und Preußen. Im Anfang September (3. bis 7.) 1770 stattete König Friedrich dem Kaiser in Mährisch-Neustadt einen Gegenbesuch ab; auch Kaunitz war anwesend und suchte dem Könige die Vortheile einer ständigen Allianz mit Oestreich begreiflich zu machen. Die polnische Frage ward kaum berührt, um so mehr erstreckte sich die Konferenz auf die russisch-türkische Vermittlung und Friedrich übernahm es, im Interesse des Friedens bei der Zarin vermittelnde Schritte zu thun. Im Oktober 1770 ging Prinz Heinrich nach Petersburg mit



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: „Der Kaiser Joseph und Friedrich der Einzige kommen 1770 zu Mährisch-Neustadt zusammen."
Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

dem Auftrage, Katharina zu mahnen, sie möge nicht durch übermäßige Forderungen an die Türkei Oestreich zum Kriege nöthigen: zugleich aber sollte Prinz Heinrich erforschen, wie Katharina über eine eventuelle Theilung Polens denke, denn Friedrich befürchtete, daß die Zarin das gesammte Polenreich als willkommene Beute behalten möchte. Der König hat also nicht, wie seine Widersacher behaupten möchten, den Theilungsplan angeregt, sondern nur darüber gewacht, daß im entscheidenden Augenblicke nicht die berechtigten Interessen Preußens geschädigt würden. Vielmehr hat die Besetzung des Zipser Komitates durch die Truppen der Kaiserin Maria Theresia, die in ihrem Gerechtigkeitssinn und ihrer Gewissenhaftigkeit von der Theilung Polens angeblich nichts wissen wollte, den Stein ins Rollen gebracht.

Von den vermeintlichen Ansprüchen Oestreichs auf Orte des Zipser Komitates schrieb Maria Theresia selbst: „Ich habe eine sehr geringe Meinung von unseren Ansprüchen."

Immer mehr verquickte sich die polnische mit der türkischen Frage. Die Friedensvermittlung Friedrichs hatte keinen Erfolg, da Rußland auf einer völligen Demüthigung der Pforte bestand; dagegen ließ Katharina bald merken, daß sie für Preußens Beistand ihm das Herzogthum Ermeland überlassen werde, — ein Preis, welcher nach Friedrichs Meinung nicht der Rede werth war. „Polnisch Preußen" schrieb er im Januar 1771, „würde die Mühe lohnen."

1771

Oestreich, zum Kriege mit Rußland entschlossen, falls diese Macht ihre Be-



Kaiser Joseph II. mit seinem Bruder und Nachfolger Erzherzog Leopold, Großherzog von Toscana, bei einer Zusammenkunft in Rom 1769.

Gemalt von Battoni in Rom, gestochen von Pechwill in Schönbrunn.

dingungen der Pforte gegenüber nicht milderte, suchte von dem Könige das feierliche Versprechen zu erhalten, daß er in einem Kriege zwischen Rußland und Oestreich neutral bleiben werde, — worauf Friedrich natürlich nicht eingehen konnte.

Erst sehr allmählich ergab man sich in Oestreich in den Gedanken, daß Polen den Preis für Rußlands Nachgiebigkeit gegen die Pforte zahlen müsse: es kam Maria Theresia allerdings schwer an, auf dem Wege weiter zu gehen, den sie mit der Besetzung der Zips eingeschlagen hatte, und Kaunitz erklärte jetzt, man betrachte das besetzte Gebiet noch gar nicht als Eigenthum und sei über das Maß dessen, was Oestreich nach seinen Ansprüchen zukomme, zu Verhandlungen bereit. Eher söhnte sich Kaiser Joseph mit dem Theilungsplane aus, und zu Ende des Jahres 1771 trat in Wien die orientalische Frage in den Hintergrund; die östreichische Regierung wies die russisch-preußischen Pläne nicht mehr von der Hand. Am liebsten hätte Kaunitz für das auf Oestreich etwa entfallende polnische Gebiet Schlesien und Glatz genommen, wovon Friedrich nichts hören mochte. Am 5. August 1772 schlossen die drei Mächte den Theilungsvertrag, den das wehrlose Polenreich genehmigen mußte. Rußland nahm Litthauen (2200 Quadratmeilen), Oestreich Galizien (1300 Quadratmeilen), Preußen über 600 Quadratmeilen, nämlich Westpreußen (ohne Danzig und Thorn) und den Netzedistrikt. 1772

Oestreich tröstete sich damit, daß es von den drei Mächten doch wenigstens die gegründetsten Ansprüche habe, die es in Rechtsdeduktionen von sehr zweifelhaftem Werthe nachwies: es übersah dabei, daß diejenigen Gebiete, welche Preußen erwarb, alte kerndeutsche Lande waren, die einstmals auch nur durch den schmählichsten Landesverrath an Polen gekommen waren. Wol lag der Zeit die Erkenntniß fern, daß Deutschland gewinne, was Preußen erwerbe, aber thatsächlich wurde doch durch die Besitzergreifung Westpreußens der halbtausendjährige Kampf zwischen Deutschen und Polen um den Besitz der Ostseeküste zu Deutschlands Gunsten entschieden. Von diesem höheren historischen Gesichtspunkt aus rechtfertigt sich grade zu allererst die von Preußen gemachte Erwerbung; durch die Segnungen, welche ein geordnetes Staatsleben und deutsche Gesittung verbreitet, entschädigte überdies die preußische Regierung die verwahrlosten Lande für das zweifelhafte Glück, einem in sich bankerotten Staatswesen angehört zu haben.

Am 13. September nahm Friedrich von Westpreußen Besitz, am 27. ließ er sich in Marienburg huldigen; im Mai 1775 ließ er zu Inowrazlaw die Huldigung im Netzedistrikt vornehmen. Dem Verkehre öffnete er neue Wege durch die Anlage des Bromberger Kanals, der die Brahe mit der Netze verbindet. Er hob die persönliche Leibeigenschaft der Bauern auf und arbeitete durch Errichtung von Elementarschulen an der geistigen Befreiung des stumpfsinnigen niederen Volkes. Aus den Sümpfen neben dem aufblühenden Bromberg stieg der fleißige Netzegau empor.

gewann immer größeren Einfluß Joseph II., den die Verluste Oestreichs
sein eigener Ehrgeiz zu einer energischen, rücksichtslos angreifenden Politik tri
Als letztes Ziel schwebte ihm immer die Demüthigung des Nebenbuhlers vor,
seine europäische Machtstellung auf die Ueberwältigung Oestreichs begründet h

Ganz entgegengesetzt war die Haltung Preußens: Friedrichs Bestrebu
gingen nur darauf, seinem Hause für alle Zukunft zu sichern, was er ihm
worben; dem Kaiser Joseph entgegenzuarbeiten machte seine ganze Thäti
aus; er gleicht dem Kommandanten einer belagerten Festung, der aufmer
den Bewegungen des Gegners folgt und zur Vertheidigung herbeieilt, wo
Punkt von feindlichen Angriffen bedroht ist.

Wie sehr Kaiser Joseph seine Vergrößerungslust über die Moral st
welche seiner Mutter so theuer war, bewies er, indem er die Pforte, von
er bereits einem Hilfsvertrage zufolge (28. Juli 1771) zwei Millionen H
gelder empfangen, nicht allein im Stiche ließ, sondern sie sogar beraubte;
die gedemüthigte Pforte mit Rußland den Frieden von Kutschuk Kainar
(16. Juli 1774) geschlossen, nöthigte er sie zur Abtretung der Bukowina, w
einen Theil der unter türkischer Oberhoheit stehenden Moldau bildete.

Aber bedenklicher als diese Erwerbung, welche Preußens Interessen
unmittelbar verletzte, waren für König Friedrich Josephs Bestrebungen,
Reich der Wittelsbacher mit Oestreich zu vereinigen. Der Mannesstamm d
alten Fürstenhauses stand mit dem bairischen Kurfürsten Max Joseph,
Neffen der Kaiserin, auf zwei Augen; die Möglichkeit des Aussterbens
kurfürstlichen Linie und die Geltendmachung eines östreichischen Nachfolger
beschäftigte Kaunitz schon im Jahre 1764. Er erwog, wie man sich im gege
Falle mit dem nächstberechtigten Erben, dem lebenslustigen, immer geldbedürf
Karl Theodor von der Pfalz auseinandersetzen und so eine vortheil
Gebietserwerbung machen könne. Besonders lebhaft beschäftigte den Kaiser d



Friedrich der Große zu Pferde.

Gemalt von Daniel Chodowiecki, gestochen 1777 zu Berlin von Daniel Berger.

Im Jahre 1777 begann Kaiser Joseph den Kurfürsten Karl Theodor und 1777
ch den nächsten Agnaten, Karl von Pfalz=Zweibrücken, in seinem Sinne be=

arbeiten zu lassen: auch der letztere kam trotz einer französischen Pension nie aus seinen Schulden — warum sollte er für eine anständige Geldentschädigung nicht auf seine Ansprüche verzichten? Im Frühjahr 1777 begab sich Joseph im strengsten Inkognito nach München; dann ging er nach Frankreich, um seine Schwester Marie Antoinette, welche seit 1770 Königin von Frankreich war, zu besuchen und vor allem die guten Beziehungen Oestreichs zu Frankreich zu befestigen. Seinem Schwager, dem Könige Ludwig XVI. kam der Besuch eigentlich ungelegen, dagegen brachte ganz Paris dem leutseligen, prunklosen Beherrscher des östreichischen Kaiserstaates begeisterte Huldigungen dar.

Im Dezember 1777 trat der erwünschte Erbfall ein (28. Dezember), die östreichische Diplomatie hatte sich beeilt, während der letzten Krankheit des Kurfürsten ihre Sache zu führen, und so wurde am 3. Januar 1778 eine ihren Absichten günstige Konvention geschlossen. Zugleich rückten östreichische Truppen in einen Theil des Landes ein, das in seiner Gesammtheit von Oestreich nichts wissen wollte. Die Gegner der östreichischen Herrschaft verkündigten vielmehr schleunigst den Regierungsantritt Karl Theodors, der damit in eine unangenehme Lage kam, gleichwol aber die von seinen Räthen geschlossene Konvention annahm.

1778

Wenn aber Joseph darauf gerechnet hatte, daß auch der Herzog von Pfalz-Zweibrücken der Konvention beitreten werde, hatte er sich getäuscht. Vielmehr protestirte derselbe, von Preußen dazu bewogen, feierlich gegen die Verletzung seines Erbrechtes. Auch Sachsen, welches auf die Allodialhinterlassenschaft des Verstorbenen Ansprüche erhob, schloß sich dem Könige an, ebenso Mecklenburg-Schwerin. Auch Frankreich und Rußland, selbst Sardinien suchte Friedrich jetzt gegen Oestreich aufzubringen und erklärte (Ende März) dem Herzoge von Zweibrücken, die pfälzischen Rechte gegen alle Anmaßungen des Wiener Hofes vertheidigen zu wollen. Auch suchte er eine Association der Reichskreise zu Gunsten seines Schützlings zu stande zu bringen. Gleichzeitig begann er selbst seine Rüstungen, in der ersten Woche des Juli wurden nach mehrmonatlichen Verhandlungen die diplomatischen Beziehungen zwischen Oestreich und Preußen abgebrochen: noch einmal sollten, so schien es, die Kanonen entscheiden, wie weit die Machtsphäre der beiden rivalisirenden Staaten in Deutschland reiche. Sachsen stand diesmal auf Seite Preußens und stellte 20,000 Mann zwischen Pirna und Maxen auf, während Friedrichs Armee in Böhmen einfiel.

Indeß war es dem feurigen Sohne Maria Theresias nicht beschieden, durch Siege über den bedächtig gewordenen Preußenkönig Lorbeeren zu gewinnen; der Feldzug bestand in einer Reihe von kleinen Scharmützeln, Märschen und Rekognoszirungen und wurde von den östreichischen Truppen spottweise der „Zwetschkenrummel“ von den Preußen „Kartoffelkrieg“ genannt. Maria Theresia ließ schon im Juli, dann wieder im August Verhandlungen eröffnen, welche ihren Sohn erbitterten und auch zu nichts führten. Als sich indeß Maria Theresia überzeugte, daß Rußland einer bewaffneten Vermittlung nicht abgeneigt und auch von Frankreich nichts zu hoffen war, befahl sie die Wiederaufnahme der Verhandlungen. So begann der Kongreß von Teschen sein Werk: am 13. Ma



legorischer Fries auf den Frieden zu Teschen vom Bildhauer Trippel zu Rom 1779. Nach der Unterschrift machte Friedrich das Original dem Grafen Hertzberg zum Geschenk.

m Geburtstage der Kaiserin, wurde der Friede abgeschlossen. Oestreich mußte h mit einem kleinen Stücke des beanspruchten Landes begnügen, dem sogenannten nviertel; der Kurfürst mußte sein Land wieder übernehmen und Sachsen für ne Allodialansprüche entschädigen; Preußen erhielt von Oestreich die Zusicherung: ß der Vereinigung der fränkischen Lande Ansbach-Baireuth mit dem Königreich reinst keine Hindernisse in den Weg gelegt werden würden.

So waren Josephs stolze Pläne zu Schanden geworden. Der erbitterte Kaunitz sprach damals die prophetischen Worte, wenn je die Schwerter Oestreichs und Preußens nochmals auf einander schlügen, dann würden sie nicht eher wieder in die Scheide fahren, als bis die Entscheidung offenbar, vollkommen und unwiderruflich gefallen sei. Nach drei Menschenaltern ist die Prophezeiung in Erfüllung gegangen, aber die Entscheidung fiel anders aus als Kaunitz gehofft haben mag.

Das Eintreten Friedrichs für die Erhaltung Baierns war, — das müssen r gestehen —, nicht so sehr durch die Rücksicht auf die bestehende Reichsverfassung rvorgerufen worden, als vielmehr in der Verfolgung preußischer Interessen, lche einen derartigen Machtzuwachs Oestreichs nicht zuließen. Gleichwol rte diese preußische Politik einen völligen Umschwung der öffentlichen Meinung Deutschland herbei. Nun erschien der Nation König Friedrich nicht mehr der dreiste Eroberer, der freche Rebell gegen Kaiser und Reich, sondern als Schirmherr des Rechtes; schon rühmte in dem einst so bitter verfeindeten rsachsen der Barde Ringulph (Kretschmann) wie „aus dem Schooße der Allcht König Friedrichs große schlachtenfrohe Seele ging."

---

5. Die letzten Zeiten Maria Theresias († 29. November 1780). Der Fürstenbund (1785).

ach kaum geschlossenem Frieden hörte König Friedrich von den rastlosen Anstrengungen Kaiser Josephs zur Hebung der militärischen Hilfsmittel treichs, er hörte von den Rüstungen, von den zahlreichen Festungsbauten,

Konstantinopel aus im tiefsten Geheimniß die Aufforderung zu einer
allianz zwischen Preußen, Rußland und der Türkei. Aber der Plan hat
Beifall der Zarin nicht; dagegen kam in den Verhandlungen mit ihrem M
Panin hier zum ersten Male ein Projekt zur Sprache, an dessen Ve
lichung König Friedrich nach sechs Jahren ging. Panin erkannte die
wendigkeit an, dem wachsenden Einfluß Oestreichs in Deutschland ein Z
setzen und versprach dafür Rußlands Hilfe, er meinte es könne nicht schwer
die deutschen Fürsten, die ja letzthin Beweise von der Uneigennützigkeit Ru
und Preußens erhalten hätten, zu einem Bunde zu vereinigen. König Fr
hielt nicht viel von einem solchen Bunde mit den deutschen Fürsten, die vo
gering geschätzt wurden, sich ihre Dienste schwer bezahlen ließen und aus
mangel ihre Soldaten nach Amerika verkauften. Gleichwohl verwarf e
Plan nicht ganz, weil man sich auf diesem Wege der verschiedenen Fürsten
sichern und ihrem Anschlusse an Oestreich vorbeugen könne. Aber in
Linie empfahl er doch das gemeinsame Bündniß mit der Pforte. Er e
damit bei der Kaiserin den größten Anstoß. Es war nicht das erste Mal
Friedrich Sympathie mit der Pforte bezeugte; gerade jetzt aber war diese Ha
der Kaiserin doppelt unerwünscht, weil sie den Plan zur Zertrümmerung
Türkei gefaßt hatte. Die preußische Allianz war ihr nicht mehr ein Mitte
Förderung ihrer Pläne, sondern ein hemmendes Bleigewicht. Friedrichs P
athmete nur Friede und Erhaltung, die Katharinens Krieg und Umsturz;
richtig wendete sie sich zu dem gleichgesinnten Kaiser Joseph, der seinerseits
dem russischen Bündniß brannte.

1780 Am 26. April 1780 verließ Joseph Wien unter dem Namen eines G
von Falkenstein und traf am 2. Juni in Mohilew ein, wo ihn Kathari
wartete. Nach rauschenden Festlichkeiten reisten die beiden gekrönten Hä

Wohl begleitete die preußische Diplomatie die Annäherung dieser beiden
mit Aerger und Unruhe: der König aber unterschätzte die zersetzende
dieser Zusammenkunft; er konnte und wollte nicht glauben, daß Joseph
haus die Wege seiner Mutter verlassen würde, die stets für „ihre Musel-
" besondere Vorliebe gezeigt.

ber die alternde Kaiserin trat immer mehr in den Hintergrund; nur ein
Erfolg, bei dem ihre Wünsche mit dem Staatsinteresse Oestreichs merk-
übereinstimmten, ward ihr an ihrem Lebensabend beschieert. Erzherzog
milian wurde trotz seines Widerstrebens gegen den geistlichen Stand
ßt, sich um die Koadjutoreien in Köln und Münster zu bewerben und die
fallende Wahl anzunehmen. Trotz aller Drohungen und diplomatischen
züge Preußens erfolgte die Wahl an beiden Stellen (7.—16. August
Ganz Norddeutschland gerieth in die größte Besorgniß, denn man sprach
daß auch
orn und Hil-
für den Erz-
in Aussicht
nen seien.
sburgisches
ien sich über
testantischen
legen zu
Von neuem
jetzt König
ch Rußland
en deutschen
bund zu in-
n; man hielt
nig hin, —
litik der Za-
e eine Wen-
nommen, die
n Plan nicht
war.

nun bekam
freie Hand.
November
tarb Maria
a, tief be-
von ihren
, von den
hrer Unter-
allerdings

1780



Maria Theresia in Wittwentrauer.

Bildniß aus dem Jahre 1770. Gemalt vom Hofmaler du Greue, gestochen vom K. K. Hofkupferstecher Jakob Schmuzer.

auch geschmäht von dem durch eine hohe Tranksteuer gedrückten niederen Volk. Ihr großer Gegner verstand diese Herrscherin besser zu würdigen. Dem östreichischen Botschafter Reviczky sagte Friedrich am 24. Dezember: „Ich bezeuge Ihnen mein tiefes Beileid über den Verlust ihrer großen Herrscherin, welche diese Trauer in jeder Hinsicht verdient und beständig eine Ehre für ihren Thron und ihr Geschlecht gewesen ist."

Schwere, sorgenvolle Jahre kamen über König Friedrich, nachdem an die Stelle der Kaiserin der unternehmende Joseph getreten war. Der König mußte zusehen, wie seine Stellung immer mehr isolirt wurde. Sein Bündniß mit Katharina bestand dem Namen nach fort, aber war es nicht vielleicht in sich zerfallen? Dann wieder hoffte er, Katharina, — er unterschätzte ihre Persönlichkeit trotz der übertriebenen Lobreden, mit welcher er ihrer Eitelkeit schmeichelte, — werde am Ende doch noch ihr wahres Beste erkennen und sich ihm wieder zuwenden. Ruhig zu warten, der Entwicklung zuzusehen, zwangen ihn auch die Dinge im westlichen Europa. Er ließ es sich gefallen, als sich ihm im Jahre 1782 England wieder freundlich näherte, aber entscheiden konnte er sich erst, wenn der große Krieg, den England noch durchkämpfen mußte, sein Ende erreicht hatte.

Noch im Jahre 1782 neigte Friedrich mehr zu einem Bündniß mit Frankreich als mit England. Er hatte während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (1776—1783) von Anfang an auf Seiten der Amerikaner gestanden, da er den Engländern jede Demüthigung gönnte. Er verbot einmal den Durchmarsch der in Deutschland erkauften englischen Hilfsvölker durch sein Gebiet und sprach sich über den unwürdigen Menschenhandel, den die Landesväter von Würtemberg, Hessen-Kassel &c. mit ihren Unterthanen trieben, mit schonungsloser Schärfe aus.

Es würde zu weit führen, den Verwickelungen nachzugehen, welche die orientalische Frage erzeugte und den verschiedenen Projekten zu folgen, durch welche König Friedrich aus seiner Vereinsamung herauszukommen suchte. Im Jahre 1783 betrieb er, gegen die Meinung seiner Minister, ein Bündniß mit Frankreich, das ihn auch bei der Bildung eines Fürstenbundes unterstützen sollte; allein Frankreich fand sich nicht veranlaßt mit Oestreich zu brechen, als ihm in der orientalischen Frage die Vermittlerrolle übertragen wurde. Als am 8. Januar 1784 zu Ainali-Kawak der Friede zwischen Rußland und der Pforte geschlossen wurde, sah sich Friedrich völlig zur Seite gedrängt. Alle übrigen Mächte nahmen an der Regelung dieser europäischen Angelegenheit Theil; die jüngste Großmacht, Preußen, war ausgeschlossen. „Wir sind," ruft Friedrich einmal aus, „so isolirt, daß wir nicht einmal eine Macht finden können, die uns auch nur den Schatten einer Allianz bietet."

Da kam dem König ein rettender Gedanke. Mit Oestreich verfeindet, von England vernachlässigt, von Rußland verlassen, von Frankreich zurückgewiesen, sah er für Preußen keinen besseren Rückhalt mehr, als bei den deutschen Fürsten, deren Bedeutung er vor wenigen Jahren so gering angeschlagen hatte. Der Fürstenbund, früher gleichsam als ein Anhängsel einer russischen oder französischen

Allianz gedacht, wird nun der Eckstein, auf dem Friedrich sein neues politisches System begründet. Er sucht die gegen Oestreich opponirenden Elemente in Deutschland zu einem Bunde zusammenzufassen, der die allgemeine Stellung Preußens in Europa und die besonderen Verhältnisse Deutschlands aufrecht erhalten soll. Mit nichten bezweckte der König eine Reform der abgelebten Reichs-verfassung; im Gegentheil, es galt, das alte reichsständisch-theokratische Deutsch-land zu konserviren, um es nicht Oestreichs Händen auszuantworten. Wie die Dinge damals lagen, bedeutete das für Preußen zugleich die Hegemonie im Reich, dem Kaiser zum Trotz.

Nach der bisher landläufigen Darstellung hängt die Entstehung des Fürstenbundes lediglich mit der bairischen Intrigue zusammen, die Joseph II. vom Jahre 1783 an, wie gleich erzählt werden wird, erneuerte. Allerdings gehen diese Bestrebungen und die preußischen Gegenanstrengungen neben einander her, aber die eigentliche Veranlassung zu der Ausgestaltung jenes wiederholt erwogenen Gedankens gab der Vertrag von Ainali-Kawak, in Folge dessen Rußland von der Pforte die Krim und Kuban erhielt. Das Schicksal einiger tausend Tataren und einiger wüster Steppen Asiens wirkte zurück auf die deutsche Reichsverfassung.

Da der Kaiserin Katharina der Abschluß des für Rußland so günstigen riedens ganz besonders durch die östreichischen Diplomaten erleichtert war, so urfte Kaiser Joseph mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Vergrößerungs-läne in Deutschland von russischer Seite unterstützt werden würden. Josephs bsicht war, die östreichischen Niederlande, die für ihn stets eine Quelle unan-enehmer diplomatischer Verwicklungen waren, gegen Baiern auszutauschen: jedoch ollte er dem Kurfürsten von Baiern nicht die gesammten Niederlande übergeben, ndern Theile derselben sollten zur Entschädigung des Erzbischofs von Salzburg ienen, dessen süddeutsches Gebiet der Kaiser zur Abrundung seines Staates ortrefflich gebrauchen konnte. Auf diese Weise hätte Joseph den Verlust Schlesiens eichlich ergänzt und den Einfluß Oestreichs auf Deutschland unendlich vergrößert. m Mai 1784 erklärte die Zarin dem Wiener Hofe, daß sie das Projekt durch-us billige, der Kurfürst Karl Theodor, den man um dieselbe Zeit von dem rrangement in Kenntniß setzte, war zwar nicht ganz zufrieden, daß er die Nieder-nde nicht ungeschmälert erhalten sollte, ließ sich aber mit der Aussicht födern, aß sein neuer Besitz den hochtönenden Namen eines Königreichs Burgund tragen olle. Um so entschiedener war der Herzog von Pfalz-Zweibrücken, der nächste gnat, gegen das Projekt, alle Versuche ihn umzustimmen — hier wirkte auch ußland mit — waren vergeblich. Umsonst forderte der Gesandte Romanzow en Zweibrückener gebieterisch auf, der Abkunft über den Austausch beizutreten. ielmehr wandte sich der Herzog im Frühjahr 1785 an König Friedrich mit er Bitte, die kaiserlichen Pläne durch eine bewaffnete Vermittlung im Bunde it Frankreich zu hindern.

1784

1785

Welches Recht hatte Friedrich, einem solchen Austausch sich zu widersetzen? s lag in der Gefährdung der deutschen Reichsverfassung, zumal der Friede von eschen die bairischen Hausverträge garantirte, die auch dann nicht gebrochen

Gründung des deutschen Fürstenbundes, der nicht allein die ersterwähnte



folgten. Die Tauschideen mußte Joseph in kurzem aufgeben: der alte Löwe im Norden hatte nur seine Mähne zu schütteln gebraucht, um die Anschläge der Gegner zu vernichten.

Die elf öffentlichen Artikel des Fürstenbundes oder der „Association zur Erhaltung des Reichssystems" beziehen sich auf den defensiven Charakter des Bundes, die geheimen auch auf die Eventualität einer neuen deutschen Königswahl und der Errichtung weiterer Kurwürden.

Hochsinnige Fürsten wie Karl August von Sachsen-Weimar knüpften an die Institution großartige Reichsreformpläne: Karl August dachte an einen Zollverband, an ein deutsches Gesetzbuch, an Militärkonventionen; Friedrich der Große hielt sich von solchen Illusionen frei. Er wußte, daß er nur einen Nothbehelf geschaffen, denn er kannte die deutschen Fürsten besser. Die deutsche Fürstlichkeit folgte der Führung des Hauses Hohenzollern nur ungern, ihr Vertrauen zu Preußen reichte nicht weiter als ihre Angst vor Oestreich; sobald die Hofburg ihre begehrlichen Pläne fallen ließ, trat das natürliche Parteiverhältniß wieder ein, und namentlich die geistlichen Fürsten mußten sich von dem protestantischen Preußen als ihrem natürlichen Widersacher wieder abwenden

Auch auf einem anderen Gebiete erlitt Kaiser Joseph, sehr zum Nachtheil Deutschlands, eine Niederlage. Er beabsichtigte, durch seinen Bruder, den Kurfürsten Maximilian von Köln und die andern Erzbischöfe, in den sogenannten „Emser Punktationen" eine deutsche Nationalkirche ins Leben zu rufen und den päpstlichen Einfluß auf die Kirchenangelegenheiten Deutschlands zu vernichten. Da aber die deutschen Bischöfe der Präeminenz der Erzbischöfe abgeneigt waren und Baiern auf die Seite Roms trat, mußte das Vorhaben unterbleiben.

---

16. Tod Friedrichs des Großen (17. August 1786). Einfluß seiner Persönlichkeit.

Während Kaiser Joseph II. mit dem Eifer eines edlen Schwärmers daran ging, großartige, für ihn selbst nur zu unheilvolle Veränderungen in den vielgestaltigen Staaten seines Reiches ins Werk zu setzen, neigten sich die Tage des gealterten Preußenkönigs ihrem Ende zu.

Vergöttert von seinem Volke stand der grämliche, sorgenerfüllte, von den Leiden des Alters und mannigfacher Krankheit heimgesuchte Fürst vereinsamt da. An seinem Hofe herrschte keine Lust, waren doch alle seine Freunde vor ihm dahingegangen. Immer noch erfüllt von den schweren Pflichten seines königlichen Amtes, forderte er strenge Pflichterfüllung von seinen Unterthanen; an ihrer Liebe lag ihm nichts. Aber seine Liebe bethätigte er ohne Unterlaß, sei es daß er unermüdlich die Exercitien der Truppen leitete, sei es daß er mit den Ministern berieth, wie den Plänen der Widersacher entgegenzuarbeiten sei. Den Menschen war der Philosoph von Sanssouci fremd geworden: einsam und ernst schritt er wol, von seinen treuen Windspielen begleitet, an den Gemälden der Galerie von Sanssouci entlang oder gedachte schwermüthig im runden Tempel des Parks der geliebten verstorbenen Schwester.



Friedrich der Große im Lehnstuhl auf der Terrasse von Sanssouci sitzend, der untergehenden Sonne nachschauend, mit der Unterschrift: „Bald werde ich dir näher kommen!“ Gleichzeitiger Stich von J. F. Jügel.



riedrichs des Einzigen Uebergang in die Gefilde der Vollendung. Potsdam, den 17. August 86 um 2 Uhr und 20 Minuten Morgens." (Der Thronfolger Friedrich Wilhelm II. ist herbeigerufen worden, der treue Kammerhusar beleuchtet die Züge des im Lehnstuhl Entschlafenen.)

Gezeichnet von F. W. Bock, gestochen von F. Berger, Berlin 1797.

Seit dem Frühling des Jahres 1786 an der Wassersucht leidend, ward er 1786
m 17. August des Jahres durch einen sanften Tod abgerufen. Er endigte ein
lbenleben, das, von großen Gedanken durchzogen, erfüllt von Waffenstreit und
ickſalsvollem Wechsel der Ereignisse, unsterblich ward durch das, was es er-
ichte: die Erhebung des preußischen Staates zu einer Macht. Mit Recht ver-
ndete sein Testament: „Seitdem ich zur Führung der öffentlichen Geschäfte
langt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat,
nd nach Maßgabe meiner geringen Einsichten mich bemüht, den Staat, welchen
h die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen." Nie
vor ward in gleichem Maße das Wort der Schrift erfüllt, welches zum Text
ner Leichenpredigt gewählt wurde: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie
e Großen auf Erden einen Namen haben."

Der Umfang des Staates war unter Friedrichs Regierung von 2300 Quadratmeilen auf 3600 erweitert worden, die Bevölkerung von 2¹/₄ Millionen auf 6 Millionen gewachsen, die Einkünfte von 12 auf 22 Millionen erhöht worden.

Ob sich der Staat, den das Genie seines großen Königs erhoben und zusammengehalten, auf seiner Höhe würde behaupten können? Wer hätte in Preußen daran zweifeln mögen! Dem geistreichen Mirabeau, der den König im Januar 1786 durch seinen Besuch erfreute, entging trotz seiner Begeisterung für den Staat Friedrichs des Großen nicht, daß dieser Bau auf schwachem Grunde ruhe. Das Preußenvolk befand sich in bedauerlichem Irrthum über den Antheil, welcher dem Könige, welcher dem Volke an der gegenwärtigen Größe des Staates gebührte. Wie eitel erwiesen sich bald die Wünsche, mit denen der König sein Volk gesegnet hatte!

„Meine letzten Wünsche", heißt es im Testament, „im Augenblicke des Todes werden dem Glücke des Staates gelten; möge er der glücklichste der Staaten sein durch die Milde seiner Gesetze, der am gerechtesten verwaltete in seinem Haushalt, der am tapfersten vertheidigte durch sein Heer, das nur Ehre und edlen Ruhm athmet, und möge er dauernd blühen bis an das Ende der Zeiten!"

Eine Persönlichkeit, wie der Herrscher auf dem Preußenthrone, mußte zur Nachahmung und Nacheiferung auffordern. Wo sich diese Nachahmung darauf beschränkte, die Herrschergewalt möglichst im absoluten Sinne zu üben, und der Fürst vergaß, daß sich sein Vorbild als ersten Diener des Staates betrachtete, da hatte diese Despotie meist schlimme Folgen.

Da wurden, wie besonders in Würtemberg, die Unterthanen schamlos ausgeplündert, um die kostbaren Liebhabereien und die niedrigste Lüderlichkeit ihrer Landesherren zu bezahlen; oder sie wurden gar nach dem Kap, nach Amerika verkauft, damit die Fürsten das Sündengeld zur Befriedigung ihrer Lüste verwenden konnten. Auf militärischem Gebiete äffte Landgraf Ludwig von Hessen, der von einer förmlichen Soldatenmanie besessen war, den großen König nach. In Pirmasens verbrachte er sein Leben, täglich sein Grenadierregiment exercierend. Auch Graf Wilhelm von Lippe ahmte diese Spielerei nach und stiftete auf einer künstlich geschaffenen Insel im Steinhuder Meer die Festung und Kriegsschule zu Wilhelmstein, die für die Nation den einzigen Nutzen gehabt hat, den jungen Scharnhorst beherbergt zu haben.

Wenigstens einige der regierenden Fürstenhäuser aber erkannten, daß ihre Aufgabe nicht darin bestehe, mit Balletten und Banketten das Gut ihrer Unterthanen durchzubringen oder durch künstlich gemehrten Wildstand, dann wieder durch Parforcejagden die mühevolle Arbeit des Landmanns schonungslos zu zerstören. Besonders die Verbesserung des Unterrichtswesens wurde in diesem Zeitalter der Aufklärung als eine Hauptaufgabe fürstlichen Wohlwollens betrachtet, und selbst der Herzog Karl von Würtemberg brachte durch die Begründung der nach ihm genannten Schule dem Zeitgeiste seine Huldigung dar. Auch im Kollegium Karolinum zu Braunschweig wurde eine Reihe von bedeutenden Männern und tüchtigen Beamten großgezogen. Noch tieferes und vielseitigeres Interesse an dem Gedeihen des deutschen Geisteslebens nahm aber der Hof von Weimar, wo die Herzogin Amalie und Karl August die hervorragendsten Männer der Literatur um sich sammelten und der deutschen Muse die Freistätte schufen, welche sie von der Huld des Preußenkönigs einst gehofft und zu erhalten nun längst verzweifelt hatte. Ein wahrhaft humaner Fürst war Markgraf Karl Friedrich von Baden, der sein kleines Ländchen musterhaft

tete, ebenso Max Joseph von Baiern, welcher die Münchener Akademie schuf und früh einem Regenten von ganz entgegengesetztem Charakter Platz machen mußte.

Wie mit den weltlichen, verhielt es sich mit den geistlichen Fürsten; auch hier findet sich arfe Differenz zwischen den Wohlthätern ihrer Territorien und solchen, die ihr geistliches uf frivole Weise entweihten.

Zu den edleren Erscheinungen gehörte der Kurfürst von Mainz, Emmerich h, aus dem Hause Breitbach-Bürresheim (1763—1774), welcher, den Jesuiten ab-, die Aufklärung beförderte, Volksschulen mit erhöhtem Lehrziele gründete und in die Schulen die leibnitzisch-wolffische Philosophie einführte. Er verbot den Handel mit ien und Ablaß, beschränkte die Wallfahrten und schaffte eine Menge Feiertage ab. Auch s materielle Wohl seiner Unterthanen war er eifrig bemüht. Wegen dieser segens- Thätigkeit wurde er wahrscheinlich auf Anstiften der Jesuiten vergiftet. In seinem regierte auch Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Würzburg und erg, der unter anderm auch die verderbliche Lotterie in seinen Landen aufhob. Ein Erthal, welcher durch die Jesuiten zum Nachfolger des ehrenwerthen Joseph Emmerich ainz gemacht wurde, vernichtete thunlichst die Reformen seines Vorgängers, schändete einen Lebenswandel sein erzbischöfliches Amt und machte demnächst Mainz zum Sammel-s französischen Emigrantenthums.



Gezeichnet von J. C. Frisch, gestochen von D. Berger 1788.



Zur Charakteristik des 18. Jahrhunderts:

„Aufklärung.“
Allegorische Radirung von Daniel Chodowiecki. (Landschaft mit aufgehender Sonne.) Zum Göttinger Taschenkalender von 1792.

„Toleranz.“
Allegorische Radirung von Daniel Chodowiecki aus demselben Jahr. (Minerva nimmt die Bekenner sämmtlicher Religionen unter ihren Schutz.)

17. Die deutsche Gesellschaft im 18. Jahrhundert.

Wiewol bei der Zerklüftung Deutschlands in viele kleine Vaterländer, bei der Verschiedenheit der Stammeseigenthümlichkeiten in Nord und Süd, auch in Folge der Einwirkung einzelner Herrscher und Höfe, von einer unbedingten Gleichförmigkeit in Leben und Sitte im 18. Jahrhundert unmöglich die Rede sein kann, lassen sich gewisse gemeinsame Züge grade in dieser Epoche doch allenthalben wahrnehmen. Um vom äußerlichsten anzufangen, so herrschte hinsichtlich der Bekleidung beim männlichen wie beim weiblichen Geschlecht der französische Geschmack: lebhafte Farben, schwere Stoffe, Gold- und Silberstickerei. Den Kopf bedeckt die Allongeperücke, die später dem Haarbeutel, in Preußen unter Friedrich Wilhelm dem Zopf weichen muß. Seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, der Galanteriedegen, bei älteren Personen das spanische Rohr sind die Requisiten und Attribute des männlichen Geschlechts. Die Frauenwelt trägt den unförmigen französischen Reifrock, das enganschließende Korsett, welches den Hals möglichst frei läßt, schminkt sich und entstellt ihre natürliche Anmuth durch die elenden „Schönheitspflästerchen.“ Die Coiffüre ist thurmförmig oder wulstig, der Schuh zwängt den Fuß möglichst ein und erhöht ihn stelzenförmig.



akteristik des 18. Jahrhunderts: Hoftracht
r zweiten Hälfte des Jahrhunderts.
erkupfer von Chodowiecki vom Jahre 1776.



Zur Charakteristik des 18. Jahrhunderts: Fünf modische Damenköpfe, Kupfer von Chodowiecki zum Göttinger Taschenkalender von 1778.

n französischen Moden dringen
nzösischen Untugenden, Leicht-
d Sittenlosigkeit ein: von den
t erhalten sich vielleicht nur die
ischen in alter Ehrbarkeit; von den Höfen macht nur der preußische
Friedrich Wilhelm I. eine rühmliche Ausnahme von der überall regieren-
moralität. Selbstverständlich wirkt der lockere Hofton zunächst auf
upt- und Residenzstädte zurück; namentlich Dresden zeichnet sich durch
ppigkeit aus, auch in Wien kann die sittenstrenge Maria Theresia nicht
rend durchgreifen, da ihr eigener Herr Gemahl von französischen Galanterien
ei ist, noch weniger der allmächtige Kaunitz. Durch Franz Stephan
ich hohes Hazardspiel bei Hofe ein besonders beliebtes Vergnügen. In
giebt zwar der Hof zur Zeit Friedrichs des Großen kein schlechtes
, aber die berliner „gute" Gesellschaft entartet nach dem siebenjährigen
in erschreckender Weise. Ist auch vielleicht auf die Schilderungen des
en Gesandten Lord Malmesbury nicht allzu viel zu geben, so fällen
nz unverdächtige Augenzeugen ein hartes Urtheil über die norddeutsche
tadt. „Gastfreiheit" schreibt Georg Forster im Jahre 1779, „und ge-
voller Genuß des Lebens sind ausgeartet in Üppigkeit, Prasserei und
igkeit, freie aufgeklärte Denkungsart in freche Zügellosigkeit. Die Frauen
lgemein verderbt."

nter Friedrich Wilhelm II. und Leopold II. konnten die Berliner
 Wienern an Immoralität wetteifern: das Beispiel, das von obenher

gegeben ward, mußte dazu dienen, die Frivolität zu mehren. Es war fast ein Wunder, daß der Bürgerstand in diesem Unwesen nicht unterging.

Waren diese Zustände nicht doch vielleicht zum Theil Folgen der sogenannten „Aufklärung,“ welche den Hauptinhalt der Bestrebungen dieses Jahrhunderts ausmacht? Es war gewiß dankenswerth, alle Verhältnisse des Lebens mit der Leuchte der gesunden Vernunft zu erhellen, aber augenscheinlich hat die zersetzende Thätigkeit der Aufklärer größere Vortheile für die geistige, als für die moralische Entwicklung der Menschheit gehabt. Mag immerhin das Zeitalter der Aufklärung, das „Zeitalter Friedrichs des Großen“ genannt werden und damit jeder Fortschritt, der auf staatlichem Gebiete, in der Wissen-





Aus dem bürgerlichen Leben des 18 Jahrhunderts:

Der Mennonit, aus der Folge der „Heiraths-anträge“ von Daniel Chodowiecki zum Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1782.

Der Schneider, aus der Folge der „Heiraths-anträge“ von Daniel Chodowiecki.

schaft und im Rechtswesen, nach der Seite echter Humanität hin gemacht worden ist, auf die Anregungen und Einwirkungen dieses unvergleichlichen Regenten gesetzt werden, so wird sein Andenken dadurch nicht geschädigt, daß man nicht alles, was diese Aufklärung im Gefolge hatte, als löblich oder heilsam anerkennt. Was speciell die Religion betrifft, so war es gewiß an der Zeit, die starren Fesseln der Orthodoxie zu sprengen, aber dem Volke den christlichen Glauben zu nehmen, wäre doch höchstens gerechtfertigt gewesen, wenn man absolut besseres an seine Stelle setzen konnte. Man weiß, daß Friedrich der Große die christliche Sittenlehre als ewig verehrungswürdig vertheidigte und mit denen nichts zu thun haben wollte, die zugleich mit der Glaubenslehre das gesammte Christenthum bekämpften. Aber bei der absoluten Toleranz, die er für angebracht hielt, ließ er auch die ausgesprochenen Feinde der Religion

Wer es für gut hielt, mochte immerhin dem Verfasser des Système
ure glauben, „daß das Christenthum die Ursache von allem Unglück
chlichen Geschlechtes sei.“ Wie weit es schon 1769 in Berlin ge-
var, zeigt der Brief des gewiß nicht intoleranten Lessing an den
ufklärungsmeister Nicolai, in dem es heißt: „In dem französirten
ducirt sich die Freiheit zu denken und zu schreiben, auf die Freiheit,
Religion so viele Sottisen, als man will, zu Markte zu bringen.“
Die „Aufklärung“, welche der Philosoph Kant später definirt hat als „Ausgang
enschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Unmündigkeit ist das Unver-
sich seines Verstandes ohne Leitung zu bedienen), ist nicht deutschen, sondern fremden





Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts:

scher, aus der Folge der „Heirathsan-
räge“ von Daniel Chodowiecki.

Der Herrnhuter, aus der Folge der „Heiraths-
anträge“ von Daniel Chodowiecki.

nges. In England begannen Locke und Hume, in Frankreich Bayle mit der
ftgemäßen Zersetzung des Offenbarungsglaubens. Dann folgten Toland und seine
ungsgenossen, die englischen Deisten, welche nicht allein den dreieinigen Gott der
n, sondern überhaupt ein persönliches höchstes Wesen verwarfen. Der hauptsächlichste
iter dieser Philosophie „des gesunden Menschenverstandes“ war Lord Shaftesbury,
mentlich unter der höheren Gesellschaft zahlreiche Proselyten machte. In ähnlicher
gingen in Frankreich Voltaire, Rousseau, Diderot und d'Alembert (diese:
cyklopädisten, weil sie ihre vernunftgemäße Kritik in der „Encyklopädie“ niederlegten)
rke. Diese nahmen noch ein höchstes Wesen an, welches der Materialist Holbach
stème de la nature für einen ganz überflüssigen Gottesbegriff erklärte. Dem Ma-
ten („es giebt nur ein Sein, die Materie; Denken ist Bewegung der Fibern des
s“) La Mettrie, einem frechen Wüstling, dessen Ausschreitungen selbst von Diderot
Alembert zurückgewiesen wurden, ließ Friedrich der Große im Jahre 1752 in der
er Akademie eine ehrende Gedächtnißrede halten.

Die Aufklärung stieß in Deutschland theils auf eine dogmatische Orthodoxie, theils auf den von Spener und Francke begründeten Pietismus, als dessen hervorragendster Vertreter Graf Zinzendorf (1700—1760), der Stifter der Herrnhuter Gemeinde, zu bezeichnen ist. Beten und Bibellesen bildet den Mittelpunkt ihres Christenthums, das sich auch sonst in allen Lagen des Lebens schriftgemäß zu bewähren hat. Die Vorfechter der englischen Freidenker waren der hallesche Philosoph Wolff und die zahlreiche Schar seiner Schüler: schon in den fünfziger Jahren wurde es zum guten Ton gerechnet, das Christenthum gering zu schätzen, es höchstens als einen nützlichen Zügel des Pöbels gelten zu lassen. Der kühnste und schärfste Denker der neuen Richtung war der Hamburger Reimarus (geb. 1694), der berühmte Verfasser der „Wolfenbütteler Fragmente", von denen Lessing (1774—1777) die ersten herausgab. Nach seiner Ansicht widerstreitet die Annahme einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung und einer auf dieselbe gegründeten christlichen Kirchenlehre der prüfenden Vernunft: dagegen begründet er eine frei auf sich gestellte Vernunft- und Naturlehre: auch die Unsterblichkeit der Seele erkennt er an.

Ein gutes Geschäft machte mit dem Modeartikel der Aufklärung der berliner Schriftsteller und Buchhändler F. Nicolai, der in Verbindung mit seinen Freunden, namentlich dem Popularphilosophen Mendelssohn, die Literaturbriefe und dann die „Allgemeine deutsche Bibliothek" (225 Bände!) herausgab. Theologen und Popularphilosophen, wie Semler, Bahrdt und Spalding, Abbt, Garve und Zimmermann, führten diese religiöse Richtung, die „rationalistische", zum Siege, bis unter Friedrich Wilhelm II. eine Reaktion erfolgte.

In epochemachender Weise begründete der Philosoph Immanuel Kant (1724 bis 1804) aus Königsberg in seinen Hauptschriften, der Kritik der reinen Vernunft, der Kritik der praktischen Vernunft und der Kritik der Urtheilskraft, ein neues System, welches dem orthodoxen Glauben ebenso entgegengesetzt war, wie dem Deismus. Er stellte die Grenzen der Erkenntniß fest und in den Mittelpunkt seines Systems den „kategorischen Imperativ", nämlich das Bewußtsein des Sittengesetzes, welches erheischt, das zu wollen und zu können, was man soll. Während die reine Vernunft die Begriffe Gott und Unsterblichkeit verneint, sind sie Postulate (nothwendige Forderungen) der praktischen Vernunft, ohne welche die Widersprüche in der Welt nicht zu lösen wären.

Daß die Aufklärung in Deutschland sich mit besonderer Energie gegen die Theologie und Religion wandte, hing damit zusammen, daß der Deutsche in dieser ganzen Epoche den öffentlichen Dingen, der Politik, noch mit träger Gleichgiltigkeit gegenüberstand. Aufgewachsen im System des aufgeklärten Despotismus, konnte man sich lange noch unmöglich denken, daß ein vernünftiger Unterthan über staatliche Dinge, über öffentliche Reformen mitzureden habe. Es war eine seltene Ausnahme, wenn einzelne Schriftsteller sich auf dieses Gebiet wagten, auf dem sich in England und Frankreich die jugendlichen Geister so keck tummelten.



Zur Charakteristik des 18. Jahrhunderts: Berlinische Prediger aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., drei derselben in Amtstracht, der vierte in bürgerlicher Kleidung mit seiner Frau und seinem Knaben. Kupfer Chodowieckis zu Nicolais „Sebaldus Nothanker" vom Jahr 1775.

Zu den deutschen politischen Publizisten sind namentlich zu rechnen: Friedrich Karl von Moser (geb. 1723 zu Stuttgart) und Justus Möser (geb. 1720 in Osnabrück), auch der bereits als östreichischer Reformer erwähnte Sonnenfels (geb. 1733 zu Nikolsburg). In Mosers berühmtem Buch „der Herr und der Diener“ wird bereits der Satz ausgesprochen, daß der Beamte nicht königlicher sondern Staatsdiener ist. Seine Bewunderer fanden nur beklagenswerth, daß Moser ein frommer Mann war. Natürlich ward Moser in dem despotisch regierten Hessen-Darmstadt, wo er Staatsminister geworden war, ein Opfer seiner Ueberzeugungen. Möser stand in seinem Geburtslande fast zwanzig Jahre an der Spitze der Verwaltung und suchte durch kleine Abhandlungen, die er den amtlichen Nachrichten der Osnabrückischen Intelligenzblätter beigab, das politische Verständniß und Selbstbewußtsein, damit den Patriotismus der Regierten zu heben. Die Zusammenstellung der kleinen Aufsätze, die „Patriotischen Phantasieen“ (1774) verschafften ihm einen hervorragenden Platz unter den politischen Volksschriftstellern Deutschlands.

Ferner verdient rühmliche Erwähnung A. L. von Schlözer, der im Auslande die Schärfe seines Blickes für das, was seinem Vaterlande noth that, geschärft hatte. In seinem „Briefwechsel“ unterzog Schlözer die politischen Ereignisse einer scharfen Kritik; in seinen „Staatsanzeigen“ redete er der „Oeffentlichkeit“ als der besten Schutzwehr gegen Willkür und Tyrannei das Wort.



Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Der Tanzmeister, aus der Folge der „Heirathsanträge“ von Dan. Chodowiecki.

Eine umfassende Einwirkung hatte die Aufrung auf das Schulwesen. Schon die fransischen und englischen Aufklärer, wie Rousseau d Locke hatten darauf hingewiesen, daß es r allem noth thue, das heranwachsende Gelecht im Sinne der neuen Bildung zu einem ieren und reineren Menschendasein heranzuden, aber Leben und Wirklichkeit gewann dies ormatorische Streben erst in Deutschland. ann der Baseler Rathsschreiber Isaak Iselin Bedeutung dieser Aufgabe erkannte, so machte sich J. L. Basedow (geb. Hamburg 1723) daran, sie zu verwirklichen, werkthätig durchführend, was Rousseau nur thatlose und schwärmerische Träumerei war. Er ruhte nicht, er seine Sache zur Herzensangelegenheit des gesammten Vaterlandes, ja ganzen gebildeten Welt gemacht hatte.

Vom Fürsten Friedrich Franz von Dessau im Jahre 1771 zur Verbesserung der Landesschulen berufen, gründete er 1774 seine Musterschule, welche er zur Bezeichnung der menschenfreundlichen Absicht „Philanthropin“ nannte. Die Religion sollte hier frei von aller kirchlichen Ausschließlichkeit als Erkenntniß des Allvaters und Verehrung desselben durch Rechtthun gelehrt werden. Der Unterricht sollte alles todte Gedächtnißwerk und allen leeren Wortkram verbannen, das Kind in die lebendige Anschauung der Sinnenwelt eingeführt werden. Auch setzte Basedow die Erziehung des Körpers in ihre Rechte wieder ein. — Basedow fand allenthalben außerordentlichen Anklang und seine Musteranstalt wurde vielfach nachgeahmt. Dennoch haben diese Anstalten keine lange Dauer gehabt.

Neben Basedow erwarb sich manche Verdienste J. H. Campe (geb. 1746 im Braunschweigischen), den späteren Geschlechtern namentlich als Jugendschriftsteller, besonders durch seinen „Robinson“ bekannt. Für den gemeinen Mann auf dem platten Lande wirkte keiner tiefer und nachhaltiger als der Märker Fr. E. von Rochow. Sein „Kinderfreund“ weckte die Denkkraft und läuterte den sittlichen Sinn der Dorfkinder, beschäftigte auf das angemessenste ihr Gemüth und ihre Phantasie. Auf seinen Gütern errichtete er Musterschulen.

An die Erziehungsliteratur schloß sich eine wichtige Volksliteratur an: die größte Berühmtheit erlangte das Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ von J. H. Pestalozzi (1781), worin er die Geschichte einer armen Bauernfamilie schildert, die sich durch sittliche Kraft und Tüchtigkeit emporschwingt.

Dem Zwecke der Aufklärung sollte auch der Orden der Illuminaten dienen, der in diesem geheimen Verbrüderungen sehr geneigten Jahrhundert neben der Freimaurerei in die Höhe kam (1776). Gegründet von dem Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt, hatte er sich die Aufgabe gesteckt, dem Jesuitismus entgegenzuarbeiten, der auch nach der Aufhebung des Ordens (1773) immer noch gefährlich erschien. Ursprünglich nur eine phantastisch zugestutzte Fortbildungsanstalt für katholische Jünglinge, gewann der Orden höheren Aufschwung, als er, namentlich durch den Freiherrn Adolf von Knigge nach Norddeutschland verpflanzt wurde. Dieser wollte den Illuminatenorden womöglich ganz mit dem der Freimaurer verschmelzen. Als Ziel stellte sich der Orden die Vermehrung der Sittlichkeit, die innere Vervollkommnung des Menschen: der Stifter lehrte, der Grundgedanke des Illuminatenordens sei nichts als der geheime, innere Kern der überlieferten göttlichen Lehre Jesu. Hochstehende Persönlichkeiten, selbst Fürsten traten dem Bunde bei, bis er als staatsgefährlich verdächtigt und in Baiern verfolgt wurde. Zwar wurden die Flüchtlinge — auf Weishaupts Ergreifung ward sogar ein Preis gesetzt, — in den übrigen Staaten geschützt, aber der Orden löste sich auf und wurde durch die französische Revolution bald völlig überholt.



Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Mutter und Sohn in Straßentoilette. Kupfer von Daniel Chodowiecki.

Weishaupt hatte bei seinem Orden von den Jesuiten besonders die monarchische Leitung und die Abstufung in Grade angenommen, von den Freimaurern das Streben nach dem Geheimnißvollen, den Pomp des Ritus und des Ceremoniells.

Wie aber die Gegensätze im Leben oft nahe bei einander stehen, war es auch in dieser Zeit der sogenannten Aufklärung. Den Illuminaten traten die Rosenkreuzer gegenüber, welche den Glauben an Gespenstererscheinungen und allen möglichen übernatürlichen Spuk neu belebten. Sie behaupteten sogar

ein der Weisen zu besitzen, d. h. die Kunst unedle Metalle in Gold zu
eln und das Lebenselixir zu bereiten. Die Jesuiten namentlich wählten
en Schauplatz, um die Leichtgläubigen weiter zu betrügen. Erst 1782
sich die Freimaurerei von diesem Auswuchs förmlich frei.

„Rosenkreuzer" nennen sich die Mitglieder dieses Ordens, weil die von Moses und
er herstammende Ge-
re angeblich durch Ver-
g des Templerordens
nen gewissen Christian
senkreuz vererbt war.
n Wien aus verkündete
er die Wunder des
ismus, in Leipzig setzte
ffeewirth Schrepfer
eisterbeschwörungen in
die vornehme Welt in
ich betrog der Graf von
rmain, Alchemist und
tenverfertiger, in deut-
reisen feierte der Sizilianer Balsamo als Graf Cagliostro die Triumphe höheren
thums. In Süddeutschland trieb der Wunderthäter Pater Gaßner sein Unwesen,
n Joseph II. ein Ziel setzte. Und dabei fand sich ein ernst denkender Mann, der
r Lavater in Zürich, der sowol in Cagliostro wie in Gaßner das Wirken höherer
anerkennen zu müssen glaubte.


Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Fünf weibliche Dienstboten. Kupfer von Daniel Chodowiecki zu Lichtenbergs Orbis pictus vom Jahre 1780.

s Ordenswesen griff auch auf die deutschen Universitäten hinüber, ohne
daselbst herrschende allgemeine Roheit besiegen zu können; die studen-
Orden beförderten eher die akademische Rauflust. Eine rühmliche Aus-
machten auf einzelnen Universitäten die geselligen Verbindungen geistig
, literarisch strebender Jünglinge, wie sie sich uns in dem älteren leip-
nd in dem späteren göttinger (Hain-) Bunde darstellen. In dem letzteren
s machte
eine typi-
einung des
den Jahr-
besonders
r, näm-
hränenrei-
imentalität
e Freund-
pfindelei,
fast un-
h erscheint.
sie auch
Richtung
ihre Er-
klärung, so werden
uns diese Verzück-
ungen wenig ange-
nehm berühren, ob
nun die Hainbünd-
ler in Gedanken an
den göttlichen Klop-
stock vor Wehmuth
vergehen wollen,
oder Wieland in
höheren Seligkeiten
schwelgt, weil er —
bei Tische neben dem
herrlichen Jüngling
Goethe gesessen.


Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Häusliche Szene von Daniel Chodowiecki vom J. 1776.

18. Die deutsche Literatur im Zeitalter Friedrichs des Großen.

Seit Goethe von der Bedeutung der Thaten Friedrichs des Großen für die deutsche Literatur Zeugniß abgelegt hat, ist die Annahme allgemein, daß dieser König unserer Literatur ein Vaterland geschaffen, daß die deutsche Dichtkunst durch seine Thaten einen nationalen Charakter angenommen habe. Man hat den Satz sogar dahin ausgeführt, „daß der siebenjährige Krieg am Eingange des goldenen Zeitalters unserer Literatur stehe, wie die großen Perserkriege am Eingang des großen Perikleischen Zeitalters, daß er in Wahrheit zugleich ein Krieg und Sieg der nationalen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, der vorschreitenden Aufklärung gegen religiöse und politische Finsterniß und Bedrückung, eine Verjüngung und Wiedergeburt der gesammten deutschen Sitte und Denkart gewesen sei."

Nun wird man freilich nicht in Abrede stellen können, daß der siebenjährige Krieg in dem preußischen und weiterhin in dem deutschen Volke wieder zuerst ein Nationalbewußtsein erzeugt und ganz unmittelbar eine Anzahl nationaler Werke in Poesie und Prosa erzeugt hat, ja daß einer der preußischen Dichter und Denker förmlich eine Art siebenjährigen Krieges auf literarischem Gebiet durchgefochten hat, gleichwohl aber sind jene Uebertreibungen nicht gerechtfertigt, die man aus Goethes Urtheil hergeleitet hat. Wenn man den Entwicklungsgang der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert verfolgt, so wird man finden, daß sie, soweit das geistige Leben in den epochemachenden Meistern verkörpert erscheint, zum großen Theil von den politischen Ereignissen unabhängig gewesen ist. Es hängt das zum Theil damit zusammen, daß die führenden Geister keineswegs alle dem Staate angehörten, welcher die politische Hegemonie erwarb. Einige haben den belebenden Hauch, welcher aus einem großen Staatswesen jedem einzelnen entgegenweht, nie verspüren können, andere haben, eigensinnig genug, die epochemachende Bedeutung des Preußenkönigs auf geistigem Gebiet nicht anerkennen wollen.

Wenn wir von dem Schweizer A. v. Haller (1708—1777) und dem Hamburger Fr. v. Hagedorn (1708—1754) absehen, welche, der eine durch eine ernste Richtung auf Natur und Moral, der andere durch frische und leichtlebige Lyrik im französischen Geschmack, die Unnatur und Geschmacklosigkeiten der vorangegangenen Literaturepoche bekämpften, tritt uns als die erste reformatorische Persönlichkeit der einst eifrigst belobten, nachmals unverdient verachtete Joh. Chr. Gottsched entgegen (1700 geb. zu Judithenkirch bei Königsberg, gest. zu Leipzig 1766). Sein nüchterner verständiger Sinn bekämpfte in gleicher Weise die sprachlichen, wie die stofflichen Ungeheuerlichkeiten der zweiten schlesischen Dichterschule: an die Stelle des Gemeinen setzte er das Wohlanständige und verbannte, denn freilich über das Ziel hinausschießend, die entartete Personifikation des deutschen Volkshumors, den groben Hanswurst, feierlich von der Bühne: er schuf erst wieder ein einheitliches Schriftdeutsch und in dieser Hinsicht stehen die meisten Späteren auf seinen Schultern. Irrte er auch, indem er das Poetische in das Vernünftige legte und das deutsche Schauspiel zu pedantischer Nachahmung des französischen Hofdramas verurtheilte, so ist doch sein verfehltes Streben von patriotisch-deutschem Geiste getragen. In diesem Sinne sammelte

er den „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ — ein Verzeichniß sämmtlicher ihm bekannter deutscher Dramen von 1450—1760.

Was er verkannte, daß nämlich die dichterische Empfindung, die Phantasie und die Begeisterung, die Quelle aller wahren Poesie ist, legten seine Gegner, die Schweizer Bodmer (1725—1783) und Breitinger (1701—1776) dar, den deutschen Geist auf den verwandten englischen Geist verweisend, nur daß sie durch die Aufstellung des Grundsatzes, daß die Poesie redende Malerei sei, dem Geschmacke wieder eine falsche Richtung gaben und die Kritik Einsichtigerer herausforderten. Die Schweizer aber waren die Lehrmeister des Mannes, der zum ersten Mal die ganze Nation mit Bewunderung und Verehrung dichterischen Schaffens erfüllte. Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. 1724 zu Quedlinburg, gest. zu Hamburg 1803) repräsentirte den echten deutschen Geist, der von der Erhabenheit und Heiligkeit des Christenthums erfüllt, von den Idealen der Antike begeistert, von innigem Gefühl für die Einfalt und stille Größe der Natur durchdrungen, von dem Bedürfniß echter treuer Freundschaft eingenommen ... Ein religiöses Epos, der Messias (die ersten Gesänge erschienen 1748), machte in dieser Zeit der Aufklärung Epoche und fand so sehr den Beifall der Zeitgenossen, daß die jüngeren Dichter, mochten sie noch so anders geartet sein, sämmtlich zur Nachahmung dieses Genres veranlaßt wurden. Seiner vaterländischen Dichtung fehlt jede Beziehung auf die Gegenwart: das Vaterland, für welches er in den kühnen und schwungvollen Oden die Begeisterung wach rief, ... auf diesem Gebiete zur Nacheiferung anspornend, war das Deutschland des Befreiers Hermann; der einfältigen Größe der germanischen Vorzeit wandte er die Herzen zu. Wol erkannte er die Bedeutung Friedrichs, aber anerkennen wollte er sie nicht: im Jahre 1752 wußte er noch ... größere Heldenthat zu feiern, als — die Schlacht bei Höchstädt. Klopstock, aus einem Leipziger Dichterkreis ausgegangen, wurde nun Heros einer zweiten Generation, des Göttinger „Hainbundes“ (1772), auf ihn übertrug sich seine ganze Art und Weise, vor allem sein urgermanisches Vaterlands- auch sein Naturgefühl. Gewiß nehmen die Hainbündler (Bürger 1747—1794, Joh. Heinrich Voß, 1751—1826, Christian Graf Stolberg, 1748—1821, Friedrich Graf Stolberg, 1750—1819, Hölty, 1748—1776) in unserer Literatur eine ...tunggebietende Stellung ein, aber ihr Vaterlandsgefühl ist auch nur Deutschthümelei, die in ... Eichenwäldern der Vorzeit haust: wenn Stolberg deutschen Sinn und deutsche Art feiern ..., ist sein Blick rückwärts gewandt in die Zeit des fernen Mittelalters.

Vollends unberührt von den politischen Ereignissen ist der mit deutscher Gemüthstiefe und Herzensinnigkeit ausgerüstete Gellert (1715—1769), der doch einen unleugbar bedeutenden Einfluß auf die weitesten Kreise aller Gebildeten ausübte. Seinem dichterischen Talent freilich ...n gar kein schlechteres Kompliment gemacht werden, als daß ihn Friedrich der Große nach der Besprechung zu Leipzig im Jahre 1760 für den „verständigsten unter den deutschen Gelehrten“ erklärte. Wirklich beeinflußt durch den siebenjährigen Krieg erscheinen zunächst nur ... spezifisch preußischen Dichter, die zum Theil aus „Anakreontikern“, d. h. munteren Sängern ... Weines und der Liebe, vaterländische Dichter geworden sind.

Zum halleschen oder preußischen Dichterverein gehört vor allem Joh. W. L. Gleim (geb. 1719 in Ermsleben), Chr. E. von Kleist (aus Zeblin in Pommern, gefallen bei Kunersdorf 1759), J. Peter Uz aus Ansbach, K. Fr. Ramler aus Kolberg. Dem Kreise der patriotischen Dichter ist auch beizuzählen Anna Luise Karschin, geb. Dürbach, einst ... „zehnte Muse“ hoch gefeiert, im Jahre 1791 zu Berlin in Dürftigkeit gestorben.

Die „Lieder eines preußischen Grenadiers“ (1758), welche Gleim den Namen eines preußischen Tyrtäus und den Beifall eines Lessing einbrachten, werden stets einen ehrenvollen Platz behaupten als Zeugnisse des kriegerischen Sinnes einer großen Zeit, aber poetischen Werth ...te ihr die Nachwelt gern absprechen, gleichwie den gutgemeinten Versifikationen der Karschin ... den steifen Oden des Metrikers Ramler. Von Kleist, dem durch seinen Heldentod erst berühmt gewordenen Dichter des „Frühling“, kommt, abgesehen von dem ziemlich unbedeutenden „...sides und Paches“, das dem Dichter in militärischen Kreisen Freunde gewann, eigentlich

nur die „Ode an die preußische Armee" in Betracht und von Uz höchstens zwei „das
Deutschland" und „Auf den Tod des Majors von Kleist." Die anakreontischen Lied
nannten Dichter können doch als Ereignisse auf dem Gebiete der Poesie kaum gelten.

Unter den Dichtern ist als der einzige, auf den Goethes Wort voll und ganz a
werden kann, Gotthold Ephraim Lessing zu bezeichnen (geb. zu Kamenz 172
Braunschweig 1781). Von ihm steht fest, daß ihn der Kampf der Waffen anregte, au
Gebiete ähnlich vorzugehen; so schuf er seine Literaturbriefe (seit 1759), in denen e
züge und Fehler der zeitgenössischen Dichter aufs klarste darlegte und Gottscheds Aut
nichtete. Wenn er dann nach Beendigung des Krieges (1767) in „Minna von Barn
erste und zugleich das beste nationale Drama hervorbrachte, das wir besitzen, so h
Anregung dazu in seinen persönlichen Erlebnissen gefunden; hatte er doch als S
Grafen Tauentzien in Breslau (1760) dem Herde des Krieges näher gestanden, als
anderer deutscher Dichter! Er erkannte schon 1759 klar, daß der große Krieg für d
Leben der Nation eine Bedeutung haben sollte und müßte. Als diese Erwartung
gleich erfüllte, rief er mißmuthig aus, „er wolle sich mit dem süßen Traum unterh
in gesitteten Zeiten der Krieg nichts sei, als ein blutiger Prozeß zwischen unabhängigen
der alle übrigen Stände ungestört lasse und auf die Wissenschaften weiter keinen Ein
als daß er neue Xenophons und Polybe erwecke." Unvermerkt ward er selbst der X
er ersehnte. Nun würden wir freilich ohne den siebenjährigen Krieg keine „Minna
helm" besitzen, aber sollte man glauben, daß ohne jene politischen und kriegerischen
ein Lessing mit dem tiefen Drange nach Wahrheit, mit der Schärfe logischen De
gerüstet, die Bande, welche die deutsche Literatur fesselten, nicht gesprengt, oder übers
würde, wie und woher die Freiheit zu holen sei? Würde er ohne die Schlacht vo
die Kunstregeln Boileaus nicht bekämpft, die Dramen Voltaires nicht dem Spotte de
preisgegeben haben? Wenn er in dem Drama Shakespeares einen Quell germanisch
auffand, wenn er die deutschen Poeten von der höfischen Dichtung der Bourbonen zu
und den antiken Vorbildern der echten Kunst wies, so hatte das mit dem erstarkenden
Leben wenig oder gar nichts zu thun. Was er auf dem Gebiete der Theologie, de
und der Archäologie geleistet, ist von den Zeitereignissen vollends unabhängig.

Und wie ist es mit dem Dichter, der neben Klopstock den eigentlichen Parnaß
mit Chr. M. Wieland (1733 geb., gest. 1813)? In seinen französirenden und ant
zum Theil recht frivolen Erzählungen und Romanen ist doch keine Ader deutschen T
halten. Vom poetischen Standpunkte aus mag Goethe Recht behalten, wenn er den
für ein Werk von bleibendem Werth erklärt, aber deutsch ist das Epos nicht, wede
halte nach, noch dem Geiste nach, in dem der Stoff behandelt ist.

Die Jugendlyrik Goethes entsprang dem Gemüthsleben eines deutschen Di
Gottes Gnaden, sein „Götz von Berlichingen" (1773), seine „Leiden des jungen Wertl
sind, wie die Schöpfungen der gleichzeitigen Vertreter der „Sturm- und Drangper
Klinger) aus einem mächtigen unwillkürlichen Kraftgefühl hervorgegangen, das durch d
und literarische Tagesströmung gesteigert wurde: das Neue und Originelle, was d
genies" erstrebten, hat in den politischen Durchlebungen der fridericianischen Zeit
gründung.

Am Schlusse der hier zusammengefaßten Literaturepoche steht neben den
Schiller und Goethe, deren Bedeutung hier in der Kürze nicht abgehandelt we
als ein durch seine Universalität ausgezeichneter Dichter und Denker Joh. Gottfriel
(geb. zu Mohrungen in Ostpreußen 1744, gest. zu Weimar 1803). Er vereinte in sic
standeskühnheit Lessings und die Gemüthsfülle Klopstocks. Er fand die lange verlor
heit wieder, daß die Dichtung nicht das Besitzthum einzelner ist, sondern eine gemein
aller Zeiten und Völker. In der Literatur der alten und neuen Völker ging er de
des Volksgeistes nach und suchte den stetigen Fortschritt in der Entwicklungsge

enschheit nachzuweisen. Er zuerst erweckte wieder das Verständniß geschichtlichen Lebens. nst und innig, erfüllt von dem geschichtlichen Beruf des schmählich verketzerten Christenthums, t er unter den Koryphäen der deutschen Literatur. Er gab dem Volksliede seinen Werth ück, er war erfüllt von der Bedeutung, welche seinem Volke in der Entwicklung der Kultur Humanität zukommt, aber sein ganzes Wesen und Wirken trug ein universales Gepräge. die Worte: „Licht, Liebe, Leben", faßt seine Grabschrift die Ziele seines Lebens zusammen. hervorragendsten unter den zahlreichen Werken Herders sind wol seine „Stimmen der Völker Liedern" (1778—79) und seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit" (1784).

Eine unmittelbare Wirkung übte der siebenjährige Krieg selbstverständlich auf die Ge- chtsschreibung aus, mit der es bis dahin besonders traurig ausgesehen hatte. Wenn Lessing Jahre 1759 den immerhin gewagten Ausspruch thut, „der wahre Geschichtsforscher könne eigentlich nur dann zeigen, wenn er die Geschichte seines Landes und seiner Zeiten be- eibe", so hatte der deutsche Historiker bis dahin eben wenig Ruhmwürdiges von seinem terlande zu berichten vorgefunden. Da nahm sich im Jahre 1760, zu einer Zeit, wo die che des Königs noch nicht entschieden war, der Hallesche Professor Pauli vor, „die Ge- hte des preußischen Staates" Lesern verschiedener Art verständlich zu erzählen. Daß ihn Krieg zum Schreiben veranlaßte, sagt er selbst ausdrücklich: „das preußische Szepter sei ch diesen Krieg, durch seine Feinde und die großen Tagesereignisse erst recht erhöht worden: persönlichen Eigenschaften Friedrichs seien schon weltkundig gewesen, aber erst seit dieser hätten die Feinde des Königs einen Begriff von der Macht der preußischen Staaten er- ten." Ein anderer Schriftsteller sucht im Jahre 1764 den Gedanken einer Lebensbeschreibung Kaisers Maximilian zu verwirklichen: es ist Abbt, der Verfasser der patriotischen riften „Vom Tode fürs Vaterland" und „Vom Verdienste." Abbt spricht den Satz aus, nn ein Volk zum Volke geschaffen werden solle, müsse nothwendig ein eigener Geist bei herrschen." Immer mehr wurde der „deutsche Nationalgeist" eine Forderung, ein Thema Publizistik. Der berufenste Geschichtsschreiber jener Tage, der bereits erwähnte Justus ser, fällt sogar daß Urtheil, „der deutsche historische Stil habe sich in dem Verhältniß ert, als der preußische Name sich ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger werther gemacht: würden wir erst mehr Nationalinteresse haben, so würden wir auch die benheiten mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken." Der schweizerische Geschichts- iber Johannes Müller sagte 1781 — ein deutlicher Beweis für den Einfluß der preu- n Großthaten! — „Mit den Preußen will ich leben und sterben, oder ich will gar nicht t."

Daß Friedrich der Große den ihm adaequaten Biographen noch lange nicht fand, ist bwol so auffällig nicht: aber wenigstens auf einem Gebiete der Geschichte schuf damals ein rener Preuße ein epochemachendes Werk. Winckelmann erschloß dem deutschen Volke nur die Erkenntniß der antiken Kunst, den Grundsatz durchführend, daß die Kunst die Dar- ng des Schönen sei, sondern er schuf auch zuerst ein formvollendetes Werk deutscher Prosa, n er an die Stelle der breiten redseligen Pedanterei gedankenvolle Knappheit und Kürze setzte.

Was die Künste anbelangt, so suchten auch diese sich von fremden Fesseln zu befreien. dem Gebiete der Malerei ist A. Raphael Mengs (1728—1779) zu nennen, der sein in der Antike und der italienischen Renaissance fand, den Barock- und Rococcostil aber isch bekämpfte. Der bedeutendste und wirksamste Künstler volksthümlicher Richtung ist . Chodowiecki (geb. zu Danzig 1726, gest. zu Berlin 1801). Seine Stoffe entnahm m Theil dem siebenjährigen Kriege und der Geschichte Friedrichs des Großen.

Vollständige Triumphe errang die deutsche Musik. Nachdem Seb. Bach und Händel in irchenmusik einen volksthümlich deutschen und künstlerisch idealen Stil geschaffen, gewann Rufe des dem Dichter Klopstock geistesverwandten Chr. W. Gluck (1714—1787) draußen er Fremde den Sieg über die Unnatur des italienischen Gesangstils (Iphigenia in Aulis zu Paris aufgeführt). Auch das Singspiel (Operette), der treuherzige Ausdruck des

deutschen Volksgemüthes, gelangte durch Hiller (1728—1804) und seine Schul
Blüthe. Gleichzeitig entwickelte sich die deutsche Instrumentalmusik durch F. W. He
(geb. 1732), dessen Symphonien und Quartette, dessen „Schöpfung" und „Jahresz
ewig ihren Werth behaupten werden.

Auch die Schauspielkunst nahm seit dem Jahre 1767 einen großen Aufschwung
Höhe erreichte sie freilich erst in der Weimarer Schule von 1791—1805.

Von dem geistigen Leben, welches er selbst hatte entfesseln helfen, em
der große Preußenkönig kaum einen Hauch: er war der deutschen Lite
von jeher so abgewendet gewesen, daß er es nicht für nöthig befand, sich
ihr bekannt zu machen; wo man ihn auf eine epochemachende Ersche
hinwies, urtheilte er wegwerfend, wie er denn Goethes Götz „eine absche
Nachahmung jener schauderhaften Stücke Shakespeares" nannte.

Seine absolute Unkenntniß bezeugt der König in der Schrift „Ueber die
Literatur" (1780). Er erklärt die deutsche Sprache für „halbbarbarisch" und äußert
den Franzosen d'Alembert, dem er seine Schrift übersendet (1781), „es habe sich
nicht der Mühe gelohnt, deutsch zu lernen, denn eine Sprache verdiene nur stud
werden mit Rücksicht auf die guten Schriftsteller, die ihr Glanz verschafft, und dara
es noch gänzlich." Wenn der König in derselben Schrift die Hoffnung ausspricht,
die Ahnung, daß dereinst Deutschland seine Klassiker haben werde, so kann ihm d
sicher zu keinem besonderen Verdienst gereichen oder sein hartes und ungerechtes
über die ihm unbekannte Sprache der Nation rechtfertigen.

Wenn auch die deutsche Literatur dadurch, daß sie am Throne
Unterstützung fand, davor bewahrt blieb, in Unfreiheit zu versinken, und
ihre Entwicklung den vollgültigen Beweis liefert, daß eine neue Gedankenw
ureigner Kraft aufsproßt, ohne von der Sonne des Glückes beschie
werden, so war es doch beklagenswerth, daß unserer klassischen Literat
Boden der nationalen Macht fehlte. Geistige und nationale Interessen
völlig auseinander, wie sich nachmals in dem Thun und Treiben der ge
Kreise, in den Äußerungen unseres größten Dichters gezeigt hat.

---

19. Oestreich und Preußen bis zum Tode Josephs II. (1790)

Nach dem Tode Friedrichs dachte Kaiser Joseph daran, über dem
des großen Todten, in welchem er nun einmal seinen schlimmsten
hatte erkennen müssen, sich mit Preußen auszusöhnen, und auch Fr
Wilhelm II. war nicht abgeneigt, die dargebotene Hand zu ergreifen.
die leitenden Minister beider Monarchen, Kaunitz in Oestreich, Graf Her
in Preußen, erkannten, daß der Gegensatz zwischen den Interessen ihrer S
zu tiefgehend sei, als daß das äußerliche Ereigniß eines Herrscherwechsel
entscheidender Bedeutung sein könne. So bestand das Ringen der

e fort, und da sich gerade in Deutschland keine besondere Gelegenheit
:, wetteifernd die Kräfte zu messen, traten sie einander auf dem Gebiete
roßen Politik gegenüber, entschlossen um den Vorrang zu streiten, einer
Wünsche und Pläne des andern bekämpfend.

Bevor wir den Monarchen auf das Schlachtfeld der Diplomatie folgen,
llen wir bei den Regierungshandlungen, welche den inneren Angelegen-
, der Wohlfahrt ihrer Völker gewidmet sind. Wie die Persönlichkeiten
errscher, war auch, was sie erstrebten und für heilvoll erachteten, grund-
ieden. **Friedrich Wilhelm**, ritterlich, leicht erregbar, aber energielos,
chen Genüssen zugänglich, ohne festes System und daher dem Einflusse
Günstlingen unterworfen: **Joseph**, ein Feuergeist, der den einmal erfaßten
nken einer Welt zum Trotz durchführen will, Autodidakt und Idealist,
s selbstthätig und für die Warnungen erfahrener Staatsmänner unzu-
lich, ein systematischer Reformer; jener, obgleich Protestant, einem unklaren
izismus ergeben, in Gesellschaft von Geheimbrüderschaften, welche den Aber-
en kultiviren, dieser ein aufgeklärter Katholik, der einer unduldsamen Priester-
haft mit einem Schlage ein Ende machen will, ein Freund des Freimau-
ums. Der eine erliegt vorzeitig einem Leben voller Genuß, ebenso vorzeitig
ndere den Mühseligkeiten im
en, den Strapatzen im Krieg.
n einem Punkte stimmten diese
rchen überein: wohlwollend
wünschten sie die Wohl-
ihrer Unterthanen zu för-
und von ihnen geliebt zu
n.

Dem Wunsche, die Liebe des Vol-
u erwerben, galten die ersten Re-
ungshandlungen Friedrich Wil-
s. Er hob die verhaßte Regie, das
ee- und Tabaksmonopol auf, er-
terte den Steuerdruck, drang auf
schlichere Behandlung der gemei-
Soldaten. Trefflich wirkte für die
ung des Unterrichts das „Ober-
enkollegium", und der Minister
Zedlitz bahnte eine durchgrei-
e Reform auf diesem Gebiete an.
nheilvollen Einfluß auf den König
ßen seine Günstlinge **Bischoffs-
der** und **Wöllner**: jener ein in-
uanter Militär, dieser einst Er-
er des Königs, dann seine rechte
d und seit 1788 Justiz- und Kul-
minister. Auch die öffentlich an-



Johann Christoph von Woellner, Königl. preußischer wirkl. geheimer Staats- und Justizminister.

Nach dem Gemälde von Félicite Tassart aus dem Jahre 1789.

vorriefen, waren nicht geeignet, ihm die Anhänglichkeit des eher enttäusch
Volkes zu erhalten; während sich die öffentliche Unzufriedenheit in Schmähunge
gegen den Hof und die Regierung Luft machte, entartete unvermerkt auch d
Volk; Zucht und Ehrbarkeit schwanden, eine leichtlebige und leichtsinnige Generati
folgte auf das Geschlecht, welches dereinst, um seinen Heldenkönig gesch
die Drangsale des siebenjährigen Krieges mit spartanischem Gleichmuth e
tragen hatte.

Auch die fieberhafte Glut, mit der Joseph an die Ausrottung Jahrhunder
alter Mißbräuche in Staat, Kirche und Schule ging, fand nur bei wenige
Einsichtigen Anklang, bei der großen Menge erzeugte sie nur Mißvergnügen
die Nationen, die er in die Einheit des Gesammtstaates einfügen wollte, wurde
aufsässig; als schwere und nicht grade glückliche Kriege harte Steuern not
wendig machten, verhöhnte das Volk seinen leidenden Herrscher, wie er ruhmlo
heimkehrte; an dem Kruzifix einer Kirche fand sich ein Pasquill angeheftet
„Herr, befreie uns vom Kriege und vom Elend durch den Tod Josephs II." (1788

Die Reformen und Reformgedanken des idealgesinnten Kaisers verdienen wahrlich ein
übersichtliche Zusammenstellung, wenngleich Friedrich der Große schon die überstürzend
Hast Josephs mit dem abfälligen Urtheil kennzeichnet, „derselbe thue immer den zweiten
Schritt, bevor er den ersten gethan." Josephs staatliche Reform ging von der Idee aus,
einen Einheitsstaat Oestreich zu schaffen, in dem alle nationalen Gegensätze verschwinden
müßten, eine Reichssprache, die deutsche, herrschen, die Steuer- und Wehrkraft gleichmäßig
gefördert, elementare Bildung und bürgerliche Intelligenz gleichmäßig gehoben werden soll
In diesem Sinne ließ er sich auch weder in Böhmen noch Ungarn besonders krönen. Er
wollte den Gesammtstaat in Provinzen und Regierungsbezirke (Provinzialgruppen) gli
Damit fielen naturgemäß die ständischen Institutionen der einzelnen Reichsländer -
Ungarn werden keine Reichstage mehr gehalten. Im Verfolg der theresianischen Reform
wird 1782 eine allgemeine Gerichtsordnung erlassen, zunächst für die deutschen Erbprovinzen

Mächte fort, und da sich gerade in Deutschland keine besondere Gelegenheit arbot, wetteifernd die Kräfte zu messen, traten sie einander auf dem Gebiete er großen Politik gegenüber, entschlossen um den Vorrang zu streiten, einer e Wünsche und Pläne des andern bekämpfend.

Bevor wir den Monarchen auf das Schlachtfeld der Diplomatie folgen, rweilen wir bei den Regierungshandlungen, welche den inneren Angelegen-iten, der Wohlfahrt ihrer Völker gewidmet sind. Wie die Persönlichkeiten : Herrscher, war auch, was sie erstrebten und für heilvoll erachteten, grund-schieden. Friedrich Wilhelm, ritterlich, leicht erregbar, aber energielos, nlichen Genüssen zugänglich, ohne festes System und daher dem Einflusse n Günstlingen unterworfen: Joseph, ein Feuergeist, der den einmal erfaßten danken einer Welt zum Trotz durchführen will, Autodidakt und Idealist, tlos selbstthätig und für die Warnungen erfahrener Staatsmänner unzu-nglich, ein systematischer Reformer; jener, obgleich Protestant, einem unklaren ystizismus ergeben, in Gesellschaft von Geheimbrüderschaften, welche den Aber-uben kultiviren, dieser ein aufgeklärter Katholik, der einer unduldsamen Priester-rschaft mit einem Schlage ein Ende machen will, ein Freund des Freimau-thums. Der eine erliegt vorzeitig einem Leben voller Genuß, ebenso vorzeitig andere den Mühseligkeiten im ieden, den Strapatzen im Krieg. r in einem Punkte stimmten diese onarchen überein: wohlwollend de, wünschten sie die Wohl-rt ihrer Unterthanen zu för-n und von ihnen geliebt zu rden.

Dem Wunsche, die Liebe des Vol-kes zu erwerben, galten die ersten Re-gierungshandlungen Friedrich Wil-helms. Er hob die verhaßte Regie, das Kaffee- und Tabaksmonopol auf, er-leichterte den Steuerdruck, drang auf menschlichere Behandlung der gemei-nen Soldaten. Trefflich wirkte für die Hebung des Unterrichts das „Ober-schulenkollegium", und der Minister on Zedlitz bahnte eine durchgrei-nde Reform auf diesem Gebiete an. Unheilvollen Einfluß auf den König saßen seine Günstlinge Bischoffs-erder und Wöllner: jener ein in-iguanter Militär, dieser einst Er-her des Königs, dann seine rechte nd und seit 1788 Justiz- und Kul-tminister. Auch die öffentlich an-



Johann Christoph von Woellner, Königl. preußischer wirkl. geheimer Staats- und Justizminister.

Nach dem Gemälde von Félicite Taffart aus dem Jahre 1789.

bürgen klare staatsrechtliche Duldung genossen, wird (13.—25. Oktober 1781) ein
auch beschränkte Toleranz gegenüber der Staatskirche gewährleistet. Allmählich sch
der Kaiser zur Reduktion der überflüssigen Klöster. Umsonst versuchte Papst Piu
durch seine gewinnende Persönlichkeit den Fortgang der Neuerungen zu hemmen (17
einen Monat lang ließ ihn Joseph seine Gastfreundschaft genießen, aber sein Verf
änderte er nicht. Aus den Gütern der aufgehobenen Klöster wurde ein „Religionsfo
gebildet und der Besitz der „todten Hand“ durch Vermehrung und Aufbesserung der P
stellen nutzbar gemacht.

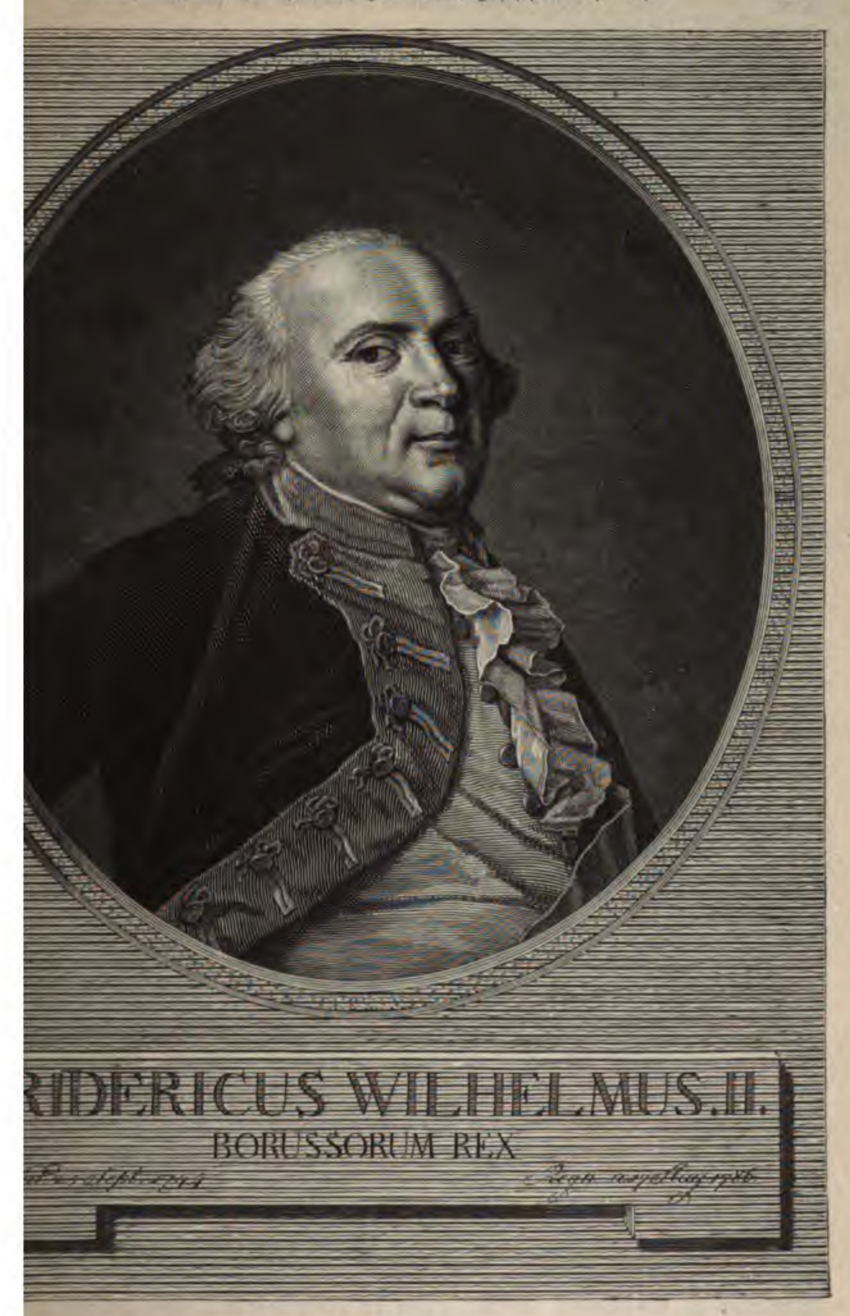
Ebenso ernst nahm es der Kaiser mit dem Unterrichte, namentlich mit der V
erziehung; er schaffte in der Mittelschule die körperliche Züchtigung ab, beschränkte
Katechese. Den Dank der Nachwelt erwarb er sich durch die Gründung des Allgem
Krankenhauses zu Wien, durch Erweiterung des Wiener Taubstummeninstitutes, d
Errichtung von Waisenhäusern; die Armenpflege wurde gebessert.

Der geistigen Freiheit kam er durch liberale Censurvorschriften (1781) fördernd
gegen. Wir begegnen in Wien einem lebhaften Interesse an der Nationalliteratur;
Exjesuiten, wie Denis und Mastalier, schließen sich der allgemeinen Bewegung
Geister an. Die Wiener Dichter betheiligen sich am Hamburger Almanach. Die Zeitun
nehmen einigen Aufschwung; allenthalben ist reges Geistesleben wahrnehmbar.

Wahrlich ein unverdientes Loos traf diesen Kaiser, den edelsten Herrsch
der je auf dem Throne Oestreichs gesessen. Aber warum unternahm er a
den Kampf mit den stärksten Mächten im Leben der Völker, der Gewohnh
und dem historischen Recht!

Die Verwicklungen, welche sich Joseph durch seine Reformen in sein
Erblanden schuf, verfehlten nicht, auf die Kräfte des Staates eine verderbli
Rückwirkung auszuüben. Und doch hätte es einer Zusammenfassung aller Kr
bedurft, um Oestreichs Stellung zu behaupten. Schon Preußen gegenüb
denn unverändert befolgte das preußische Kabinett seine Großmachtspolitik, ni
ganz konsequent in der Wahl der Mittel, aber konsequent im Gegensatze zu Oestrei

Der Plan, welchen der leitende Minister in Preußen, Graf Hertzberg, i



Friedrich Wilhelm II.
Gemalt von H. Schröder, gestochen von J. F. Clemens 1793.



Ewald Friedrich Graf von Hertzberg.
K. Preuß. Staatsminister. Gestochen von Bolt 1791.

den natürlichen Bundesgenossen Preußens zu sehen: mit Hilfe Englands gedachte er Rußland aus der östreichischen Freundschaft zu lösen; wenn sich der Allianz der drei Staaten noch Schweden und Dänemark anschlossen, war der nordische Bund gegründet, und achtunggebietend stand Preußen da. Um das erste Ziel, die Verbindung mit England, zu erreichen, boten die inneren Zwistigkeiten Hollands eine willkommene Gelegenheit dar. Anfänglich wollte der König von Hertzbergs Rathschlägen nichts hören, weil Friedrich Wilhelm von einer Einmischung in diese Dinge einen Krieg mit Frankreich und im Anschluß daran einen europäischen Krieg befürchtete.

In Holland bekämpften sich nämlich die Parteien der monarchischgesinnten Oranier und der aristokratischen Republikaner. Wilhelm V. stützte sich in hergebrachter Weise auf England, die Gegner, „die Patrioten", auf Frankreich. Diese bestrebten sich die Rechte des Erbstatthalters zu vermindern, und im September 1786 kam die Entzweiung zwischen den Generalstaaten und den Ständen zum vollen Ausbruch. Der König von Preußen war bei der Angelegenheit, ganz abgesehen von dem nahen Verhältniß, welches stets zwischen Oranien und dem Hause Hohenzollern bestanden hatte, besonders dadurch interessirt, daß seine stolze Schwester die Gemahlin des Erbstatthalters war. Er bemühte sich daher, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, doch hatte die betreffende Mission, die namentlich an den französischen Gesandten im Haag gerichtet wurde, keinen Erfolg.

Da unterstützte die Thorheit und Unverschämtheit der holländischen „Patrioten" die Pläne Hertzbergs. Am 3. Juli 1787 lief in Berlin die Nachricht ein, des Königs Schwester, die Prinzessin von Oranien, welche eine Reise durch das aufgeregte Land wagte, sei jenseits Schonhoven von den Patrioten gefangen genommen worden. Zwar gab man sie bald wieder frei und gestattete ihr nach Nymwegen zurückzukehren, aber König Friedrich Wilhelm fühlte sich mit Recht beleidigt, verlangte Genugthuung und unterstützte sein Gesuch durch Rüstungen in Westfalen. Noch immer lag ihm viel an friedlichem Ausgleich; darum wies er auch die zudringlichen Engländer zurück, die aus dem Ereigniß durchaus einen Kriegsfall machen wollten.

1787

Auf die Bemerkung des englischen Gesandten Harris gegenüber dem Minister Caermathen, „die Patrioten hätten der Königin Schach geboten: noch ein Zug, so sei sie matt", erwiederte der Minister: „Schach der Königin? Ein Ritter kann sie decken. Wenn ihr Bruder, der König von Preußen, nicht ein Elender ist, so muß er sie rächen, koste es ihm, was es wolle."



Kaiser Joseph II.
Gemalt nach dem Leben bei Gelegenheit des Besuchs zu Paris 1777 von Kymli.



Ewald Friedrich Graf von Hertzberg.
K. Preuß. Staatsminister. Gestochen von Bolt 1791.

den natürlichen Bundesgenossen Pr
zu sehen: mit Hilfe Englands geda
Rußland aus der östreichischen Freun
zu lösen; wenn sich der Allianz d
Staaten noch Schweden und Dänem
schlossen, war der nordische Bund ge
und achtunggebietend stand Preußen d
das erste Ziel, die Verbindung mit E
zu erreichen, boten die inneren Zwist
Hollands eine willkommene Gelegenh
Anfänglich wollte der König von He
Rathschlägen nichts hören, weil Friedri
helm von einer Einmischung in diese
einen Krieg mit Frankreich und im A
daran einen europäischen Krieg befür

In Holland bekämpften sich näm
Parteien der monarchischgesinnten Oran
der aristokratischen Republikaner. Wilh
stützte sich in hergebrachter Weise auf E
die Gegner, „die Patrioten", auf Fr
Diese bestrebten sich die Rechte des Erb
ters zu vermindern, und im September 1
die Entzweiung zwischen den Generalstaa
den Ständen zum vollen Ausbruch. De
von Preußen war bei der Angelegenhei
abgesehen von dem nahen Verhältniß, welches stets zwischen Oranien und de
Hohenzollern bestanden hatte, besonders dadurch interessirt, daß seine stolze Schw
Gemahlin des Erbstatthalters war. Er bemühte sich daher, zwischen den str
Parteien zu vermitteln, doch hatte die betreffende Mission, die namentlich an den
sischen Gesandten im Haag gerichtet wurde, keinen Erfolg.

Da unterstützte die Thorheit und Unverschämtheit der hollän
1787 „Patrioten" die Pläne Hertzbergs. Am 3. Juli 1787 lief in Berlin die
richt ein, des Königs Schwester, die Prinzessin von Oranien, welche eine
durch das aufgeregte Land wagte, sei jenseits Schonhoven von den Pa
gefangen genommen worden. Zwar gab man sie bald wieder frei und ge
ihr nach Nymwegen zurückzukehren, aber König Friedrich Wilhelm füh
mit Recht beleidigt, verlangte Genugthuung und unterstützte sein Gesuch
Rüstungen in Westfalen. Noch immer lag ihm viel an friedlichem Aus
darum wies er auch die zudringlichen Engländer zurück, die aus dem E
durchaus einen Kriegsfall machen wollten.

Auf die Bemerkung des englischen Gesandten Harris gegenüber dem
Caermathen, „die Patrioten hätten der Königin Schach geboten: noch ein Zu
sie matt", erwiederte der Minister: „Schach der Königin? Ein Ritter kann si
Wenn ihr Bruder, der König von Preußen, nicht ein Elender ist, so muß er si
koste es ihm, was es wolle."

Allein einerseits wußte Hertzberg durch Vermittlung Bischoffswerders die Animosität des Königs zu steigern, so daß die militärische Demonstration einen ernsteren Charakter annahm, andererseis führte das französische Kabinett, statt zu vermitteln, eine solche Sprache, daß die holländische Regierung jede Genugthuung verweigerte: ja französische Offiziere und Soldaten eilten in hellen Haufen zur Unterstützung der Patrioten. Da machte der König Ernst. Am 13. September überschritten 20000 Mann bei Nymwegen und Arnheim unter dem Herzoge von Braunschweig die Grenze, trieben die verlotterten Patrioten auseinander und besetzten allmählich das ganze Land. Unter dem Eindruck ihres Vorwärtsdringens erfolgte am 18. September im Haag eine Umwälzung, durch welche die Partei des Statthalters das Uebergewicht erlangte, es war sicher, daß dieselbe ihre Macht zur Vernichtung des französischen Einflusses und zur Unterdrückung der Patrioten gebrauchen werde. Jetzt erschien (Mitte September) ein französischer Gesandter in Berlin und bot eine Verständigung an, forderte aber drohend die Zurückziehung der preußischen Truppen. Dies hatte nur zur Folge, daß der König sich nun mit England verband (2. Oktober), um die Wiederherstellung der alten Verfassung Hollands gegen jede Einmischung einer dritten Macht — Frankreich war gemeint, — in Schutz zu nehmen. So sah sich auch Frankreich genöthigt (27. Oktober), die geschehene Umwälzung anzuerkennen. Dies war der erste Erfolg, den die kühne Politik Hertzbergs errang, und es war natürlich, daß der König, dem von allen Seiten Glückwünsche zuströmten, diesem Minister größeren Einfluß als bisher gestattete. Freilich, wollte sich Hertzberg in der Gunst des Königs behaupten, so mußte er ihn von Erfolg zu Erfolg führen. Schon hatte Hertzberg einen Plan entworfen, von dem er im Osten noch ganz andere Siege, als dort im Westen erwartete.

1787

Oestreich hatte diesen Dingen ruhig zusehen müssen, denn Kaiser Joseph war selbst nach zwei Seiten vollständig in Anspruch genommen. Er hatte im Mai 1787 der Kaiserin Katharina in Cherson einen Besuch gemacht, um ihr gemeinsames Bündniß zu festigen. Als nun am 23. August die Pforte an Rußland den Krieg erklärte, sah er sich zu umfassenden Rüstungen genöthigt, um demnächst am Kampfe theilnehmen zu können.

Um dieselbe Zeit hatte die östreichische Herrschaft in Belgien ausgespielt. Schon die Toleranzpatente hatten in diesem strengkatholischen Lande im Jahre 1782 zu einem Proteste des Erzbischofs von Mecheln geführt, die Ersetzung der bischöflichen Seminare durch das Generalseminar zu Löwen (16. Oktober 1786) steigerte die religiöse Gährung nicht minder als die am 1. Januar 1787 erschienenen Verordnungen über die Verwaltung und Gerichtsordnung von Belgien die politische Mißstimmung. Der päpstliche Nuntius, der die Aufregung nach Kräften schürte, wurde im März ausgewiesen, was auch böses Blut machte. Am 3. Juli ernannte Joseph den General Grafen Murray mit ausgedehnten Vollmachten zum Generalgouverneur, am 19. Juli verließen die Erzherzogin Christine und ihr Gemahl das aufgeregte Brüssel, freilich nur um nach Murrays Abberufung (8. Oktober) wieder dorthin zurückkehren zu müssen. Bald schürt das Ausland den Aufstand: die „niederländische Freiheit" ward das Losungswort.

Der leichte Erfolg gegenüber den schlechtdisziplinirten Patrioten ward für Preußen nachmals verhängnißvoll, indem Offiziere und Soldaten eine übertriebene Vorstellung von



Krönung Leopolds II. (als König von Ungarn) in Pest am 15. November 1790. Gleichzeitige Darstellung von C. Schütz, gestochen von J. Mansfeld.

20. Vom Reichenbacher Kongreß bis zur Zusammenkunft von Pillnitz (August 1791).

Schon in den letzten Monaten der Regierung Josephs II. hatte man den Ausbruch des Krieges mit Preußen erwartet. In der That hätte die Regierung Friedrich Wilhelms keinen günstigeren Augenblick wählen können, um den alten Streit mit Oestreich auszumachen. Abgesehen von den Verlegenheiten, in welchen sich der Kaiser befand, war auch Frankreich, von den Wellen der großen Revolution von 1789 erfaßt, nicht in der Lage, seinem früheren Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Aber die Nothwendigkeit, sich der Hilfe Polens und der Türkei zu versichern, verzögerte die Ausführung des Hertzbergischen Planes; als mit jenen beiden Mächten das Bündniß geschlossen war (Anfang 1790), hatten sich die politischen Verhältnisse zu Ungunsten Preußens verändert: vor allem aber war es dem Nachfolger Josephs II., dem gewandten und schmiegsamen Leopold II. gelungen, seinen wankenden Staat zu festigen.

Leopold II., geb. 1747, hatte, achtzehn Jahre alt, die Herrschaft Toskanas angetreten und, unterstützt von tüchtigen Beamten, einen Musterstaat im Sinne der Aufklärungszeit geschaffen. Denn, ohne das warme Herz seines Bruders, war auch er von freisinnigen Ideen erfüllt, die er in dem kleinen Lande ohne Gefahr für das Staatswesen zur Ausführung bringen konnte. Er hatte sich sogar mit der Idee des Verfassungsstaates befreundet, erkannte aber mit scharfem Blick, daß er für die Erhaltung der östreichischen Monarchie andere Grundsätze zur Anwendung bringen müsse. Indem er die Josephinischen Reformen einschränkte und möglichst auf die Zeit Maria Theresias zurück ging, gewann er das Vertrauen der Bevölkerung in den einzelnen Staaten des östreichischen Reiches wieder.

Noch waren nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, — namentlich in Ungarn herrschte große nationale Erregung, — als der Kongreß zu Reichenbach (bei Glatz) zusammentrat (Juni 1790), dem Hertzberg seinen großen Plan vorlegte

nfall in Rußland gemacht hatte. Ja, den König von Dänemark, der als
ndesgenosse Rußlands am Kampfe gegen Schweden theilnahm, bedrohte König
edrich Wilhelm mit einem Einmarsch in Holstein.

So war Hertzbergs Plan völlig gescheitert: im Bunde mit den Mächten,
er im Grunde seiner Seele verachtete, den Türken, Polen und Schweden,
er sich widerstrebend in den Kampf gegen die Macht gerissen, mit der er
am liebsten eng verbündet hätte. Wenn er sich wenigstens entschloß, den
anken der Verständigung aufzugeben! Jetzt war es der König, der sich von
zu Tage mehr der Ansicht zuneigte, die Vergrößerung Preußens und die
wächung der Kaisermächte sei nur mit dem Schwerte herbeizuführen. Das
fertige, wie das kriegerische System barg ernste Gefahren für Preußen; aber
Unentschlossenheit rieb die Kräfte des Staates auf und machte ihn un-
g, auch die beste Gelegenheit zur Vermehrung des preußischen Einflusses
zunutzen.

Diese Gelegenheit kam als eine Folge der allzueifrigen Reformthätigkeit des
ers Joseph. Er hatte zwar die Freude, daß der türkische Feldzug eine
tliche Wendung nahm, daß der alte Loudon (8. Oktober 1789) Belgrad 1789
erte, aber diese Erfolge wurden in den Hintergrund gedrängt durch die Ver-
rung und Widersetzlichkeit in Ungarn und den Niederlanden. Selbst in den
landen zeigte sich die größte Unzufriedenheit. Schon im Juni 1789 sagte
eph zu seinem Sekretär, man könnte auf seinen Grabstein die Worte setzen:
er ruht Joseph II., der in allen seinen Unternehmungen unglücklich war."
war es in der That; kostete doch selbst der nicht unglückliche Türkenkrieg
000 Menschen und 185 Millionen Gulden. Im Januar 1790 mußte der 1790
esmüde Kaiser daran gehen, das Werk seines Lebens selbst zu vernichten.
Zurückführung der ungarischen Krone aus Wien leitete die traurige Epoche
hgedrungenen Rückschreitens an: Oestreich war kein Einheitsstaat geworden,
die Bevölkerung stieß in blindem Unverstande die wohlthätigen Ordnungen
die geistige Freiheit zurück, welche ihr der Kaiser gebracht hatte. Vom
Februar an wußte Joseph, daß er nur noch Wochen zu leben hatte; er ver-
chte sie damit, sich mit allen auszusöhnen, die ihm feindlich gegenüber ge-
den. Er sah dem Tode mit Resignation entgegen: am 20. Februar 1790
b der gekrönte Idealist, ein edler Märtyrer für das Wohl seines Volks. Als
geschieden war, erkannten seine Unterthanen allmählich die Größe ihres Ver-
es. Treffend verkündete die lateinische, für sein Standbild bestimmte In-
ift: „Joseph dem Zweiten, der für Schwieriges geboren, Großes vollbrachte,
ßeres plante: welcher für die Wohlfahrt des Staates nicht lange lebte,
ganz."



Krönung Leopolds II. (als König von Ungarn) in Pest am 15. November 1790. Gleichzeitige Darst
C. Schütz, gestochen von J. Mansfeld.

20. Vom Reichenbacher Kongreß bis zur Zusammenkunft von Pil (August 1791).

Schon in den letzten Monaten der Regierung Josephs II. hatte m
Ausbruch des Krieges mit Preußen erwartet. In der That hätte
gierung Friedrich Wilhelms keinen günstigeren Augenblick wählen könne
den alten Streit mit Oestreich auszumachen. Abgesehen von den Verlege
in welchen sich der Kaiser befand, war auch Frankreich, von den Well
großen Revolution von 1789 erfaßt, nicht in der Lage, seinem früheren B
genossen zu Hilfe zu kommen. Aber die Nothwendigkeit, sich der Hilfe
und der Türkei zu versichern, verzögerte die Ausführung des Hertzber
Planes; als mit jenen beiden Mächten das Bündniß geschlossen war (
1790), hatten sich die politischen Verhältnisse zu Ungunsten Preußens verä
vor allem aber war es dem Nachfolger Josephs II., dem gewandten und s
samen Leopold II. gelungen, seinen wankenden Staat zu festigen.

Leopold II., geb. 1747, hatte, achtzehn Jahre alt, die Herrschaft Toskanas an
und, unterstützt von tüchtigen Beamten, einen Musterstaat im Sinne der Aufklär
geschaffen. Denn, ohne das warme Herz seines Bruders, war auch er von frei
Ideen erfüllt, die er in dem kleinen Lande ohne Gefahr für das Staatswesen zu
führung bringen konnte. Er hatte sich sogar mit der Idee des Verfassungsstaa
freundet, erkannte aber mit scharfem Blick, daß er für die Erhaltung der östrei
Monarchie andere Grundsätze zur Anwendung bringen müsse. Indem er die Joseph
Reformen einschränkte und möglichst auf die Zeit Maria Theresias zurück ging,
er das Vertrauen der Bevölkerung in den einzelnen Staaten des östreichischen
wieder.

Noch waren nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, — namentlich in Un
herrschte große nationale Erregung, — als der Kongreß zu Reichenbach
Glatz) zusammentrat (Juni 1790), dem Hertzberg seinen großen Plan vor

die Seemächte, England durch Eward, Holland durch de Reede ver-
n, wollten davon nichts hören: sie fürchteten den russischen Handel zu ver-
, und England mißgönnte Preußen den Erwerb des Danziger Hafens.
Augenblick hatte es den Anschein, als werde der König von Preußen,
nt über seine treulosen Freunde, mit den Waffen die Entscheidung suchen;
r schlesischen und russischen Grenze wurden bedeutende Heereskräfte auf-
lt; — aber dann gelang es der östreichischen Diplomatie den König durch
Günstling Bischoffswerder umzustimmen; das gezückte Schwert fuhr in
cheide, mit Hertzberg und seinem stolzen Plane war es aus. Freilich mußte
uch Oestreich eine entschiedene Demüthigung gefallen lassen. Denn obwol
och in den Tagen des Kongresses einen glänzenden Türkensieg erfochten,
Juni bei Kalafat) gab es alle Eroberungen des letzten Krieges, selbst das
ge Belgrad auf, es wurde auf die Bedingungen des schmählichen Belgrader
ages von 1739 zurückgedrängt. Dennoch schrieb Leopold froh aufathmend:
ist der am wenigsten schlechte Friede, den wir schließen konnten."

Die entscheidenden Abmachungen von Reichenbach fanden am 27. Juli statt. Oestreich
loß in der Folge am 19. September mit der Pforte einen Waffenstillstand, die Friedens-
rhandlung fand erst im Dezember in der bulgarischen Stadt Sistow statt. Der russisch-
rkische Friede ward am 9. Januar 1792 zu Jassy geschlossen. In dem Reichenbacher
ertrage erklärten sich die Mächte auch mit der Rückgewinnung der Niederlande für
estreich einverstanden. Der Haager Akkord (10. Dezember 1790) löste diese Frage;
elgien war wieder östreichisch.

Leopold urtheilte ganz richtig; der Friede kam nur ihm zu gute: unbehindert
einen aufreibenden Krieg an der Ostgrenze, konnte er die Niederlande
r gewinnen und die Ordnung in seinem Reiche völlig herstellen. Preußens
en hatte einen entschiedenen Schlag erlitten; die kleinen Fürsten näherten
wieder ihrem natürlichen Beschützer, und ohne Schwierigkeiten vollzog sich
lds Wahl zum deutschen Kaiser (30. September 1790). 1790
Die Nation freute sich des wiederhergestellten Friedens: sie konnte freilich
hen, daß der alte Gegensatz zwischen den beiden deutschen Hauptstaaten
ausgeglichen war. Wie hätte Oestreich jemals den Verlust von Schlesien
ssen können! und der Reichenbacher Vertrag schloß in der türkischen Frage
immerhin eine neue Demüthigung des Kaiserstaates in sich. Dennoch kam
t zu einer Annäherung zwischen beiden Mächten. Der Kaiser mußte sie
, da sich sein Verhältniß zu Rußland kühler und kühler gestaltete, in Preußen
Bischoffswerder, der nunmehr die entscheidende Stimme führte, gegen die
hische Freundschaft nichts einzuwenden.
Und dabei zeigte sich doch gerade jetzt, daß in einer der brennendsten Fragen,
olnischen, die Interessen und damit die Absichten Oestreichs und Preußens
auseinander gingen. Oestreich wünschte das Erstarken Polens, das ihm
werthvoller Bundesgenosse gegen Preußen, eine treffliche Deckung gegen
nd werden konnte; von einer neuen Theilung erwartete Oestreich keinen
n. Für Preußen, welches in dem slavischen Nachbar stets einen Wider-



Leopold II. im Kaiserlichen Ornate.
Gestochen von Ant. Karcher. Mannheim 1790.

facher bekä
te, war
gleichgiltig
Land für
kunft der
russischer
reichischer
werden so
wenn auch
gestürzt w
hatte man
Danzig u
zu erwerb
aufgegeben

Es
Polen wed
denken, da
einen Vers
ten, die Le
ihres St
verjüngen,
daß sie sic
reich lehn
1791 3. Mai 17
telte Kön
nislaus
sische Joc
stürzte, n
Oestreichs
Verfassung
Polens
Unfähigkei
ewigen
war. Abe
wenig kon
ßen wünsc
die frühere
dung von
und Polen, wie jetzt in Aussicht genommen wurde, sich wenn auch nur indire

Zu bedauern war nur, daß König Friedrich Wilhelm, die politisch
wendigkeiten verkennend und den Aufwallungen eines immerhin ritterlichen
folgend, die neue polnische Verfassung ausdrücklich billigte, — war doch
früheren Bündniß dem polnischen Staate preußischer Schutz ganz besond

en worden, wenn es seine Verfassung bessere. Jetzt hatte sich die Kon-
ion geändert, und gar bald sah sich der König in der Lage, von neuem
r Vernichtung des Staates mitarbeiten zu müssen, der auf seinen uneigen-
en Schutz allzu blind vertraut hatte.

Nach der neuen polnischen Verfassung wurde das verderbliche Wahlkönigthum durch
e Erbmonarchie ersetzt. Die Königswürde sollte zunächst dem Kurfürsten von Sachsen
fallen, der freilich keinen männlichen Erben hatte. Der König nebst seinem Staatsrathe
llte die vollziehende Gewalt ausüben, die gesetzgebende Gewalt dem in zwei Kammern
theilten Reichstag zustehen. Das „liberum veto" wurde natürlich abgeschafft. Schwierig-
iten lagen nur darin, daß dem Bürger- und Bauernstand nicht unwesentliche Rechte
gestanden, aber auch alle Vorrechte des Adels bestätigt wurden.

Was die Souveräne von Preußen und Oestreich einander näher führte,
jahr 1791) war der Gang, den die französische Revolution um diese Zeit 1791
hmen begonnen hatte. Das großartige Ereigniß, welches mit dem mittel-
chen Feudalstaat so schnell und so unerbittlich aufräumte, hatte begreif-
Weise bei den Dichtern und Denkern Deutschlands, bei dem gebildeten
stand, der durch die Aufklärungsliteratur längst für die dort siegreichen
gewonnen war, großen Anklang gefunden. Aber auch die Regierungen
n zunächst keine der Bewegung feindselige Haltung ein, namentlich am
ter Hofe erkannte man die Berechtigung der Umwälzung unumwunden an.
Kaiser Leopold hätte eigentlich eine doppelte Veranlassung gehabt, sich in
anzösischen Dinge einzumischen; denn einerseits war die Gemahlin des
sischen Königs, dessen Autorität von Tag zu Tage mehr verkürzt wurde,
leibliche Schwester; andererseits hatte die französische Nationalversammlung
Gerechtsame des Reiches eingegriffen, indem auf Grund eines Beschlusses
4. August) der alle mittelalterlichen Feudalrechte aufhob, die Reichsstände
faß ihrer grundherrlichen Rechte, weiterhin die rheinischen Kirchenfürsten
geistlichen Güter ohne weiteres beraubt wurden.

Aber Leopold blieb geraume Zeit ebenso unempfänglich für die hilfeflehenden
seiner Schwester Marie Antoinette, wie für die dem deutschen Reich
gten Rechtsverletzungen. An Aufreizungen zum Einschreiten fehlte es nicht.
ingen theils von den französischen Emigranten aus, welche, mit der Neu-
ng der Dinge unzufrieden, sich namentlich in die Rheinlande ergossen und,
ren Ausschweifungen das Land verderbend, das ihnen eine Freistätte bot,
iederaufrichtung des legitimen Königthums und die Wiederherstellung des
lismus heischten. Während Oestreich und Preußen zu ihren vermeintlichen
noch schwiegen, fanden sie eine Beschützerin an der Kaiserin Katharina.
ag natürlich nichts an der Restauration des vorrevolutionären Frankreich,
ie wünschte, daß sich die deutschen Mächte recht tief in die französische
ung verwickeln möchten, damit sie in Polen völlig freie Hand bekäme.
um Preußen und Oestreich in einen langwierigen Krieg zu verwickeln,
te sie, die Freundin Diderots, den Kreuzzug für das legitime Königthum
ellte selbst die Waffenhilfe Rußlands für diesen edlen Zweck in Aussicht.
Aufreizungen Rußlands verfingen bei Leopold zunächst nicht.

Theil des polnischen Adels, welcher mit den segensreichen Neuerungen unzufrieden war, schloß am 14. Mai 1792 in dem Städtchen Targowitz in der Ukraine eine Konföderation und rief die Russen an, „die alte Freiheit des polnischen Volkes wiederherzustellen.“ Nach wenigen Tagen rückten die „Befreier“ ein. Vergeblich riefen die Polen die Hilfe des Preußenkönigs an; wer für die legitime Königsherrschaft in Frankreich zu kämpfen im Begriff stand, der durfte doch unmöglich für dies neuerungssüchtige Polenvolk mit seiner freisinnigen Verfassung das Schwert ergreifen!

Der tapfere Kosciuzko führte alle Vaterlandsfreunde gegen die fremden Eindringlinge, aber am 17. Juli erlag er der russischen Uebermacht bei Dubienka (am Bug, südl. von Lublin). Bald schloß sich der elende König Stanislaus selbst der Targowitzer Konföderation an, die Verfassung wurde gestürzt, das alte Unwesen wieder hergestellt, die Russen konnten sich ungestört im polnischen Lande einnisten.

Während die polnischen Patrioten bei Dubienka bluteten, rüstete sich das offizielle Reich deutscher Nation in Mainz glänzende Feste zu feiern. Denn am 14. Juli 1792 war Franz von Oestreich in Frankfurt zum Kaiser gekrönt worden; vom 19.—21. Juli wurde in Mainz bankettirt, und während die hunderte von kleinen und kleinsten Reichsständen sich des neuen Kaisers freuten — er sollte der letzte sein im alten Reich, — handelten die beiden Großmächte über den Preis des Sieges, der aus dem bevorstehenden Feldzug zu erwarten stand. Entgegen den Traditionen des großen Königs gab Preußen Baiern der östreichischen Ländergier preis, ohne doch in Betreff seiner polnischen Pläne bestimmte Zusicherungen zu erlangen: dagegen erregte es Friedrich Wilhelms höchste Entrüstung, daß der Kaiser von ihm auch die Abtretung der fränkisch-baireuthischen Stammlande forderte, die eben erst an die königliche Linie der Hohenzollern gefallen waren. Dennoch war der preußische König vielleicht der einzige, der mit Begeisterung in den Krieg zog, während die preußischen Diplomaten, mißtrauisch unter einander und verstimmt, ihn als unvermeidliches Übel betrachteten.

Der Feldzug konnte schon aus diesem Grunde kein glorreiches Resultat haben, denn ein Koalitionskrieg ist davon abhängig, daß die verbündeten Mächte in ihren politischen Zielen übereinstimmen. Dazu kamen die Mißgriffe und die militärische Unfähigkeit des Oberfeldherrn, des ruhmreichen Patriotenbezwingers Karl Ferdinand von Braunschweig.

Wenigstens für den schwersten Mißgriff war er nicht verantwortlich. Er mußte am 25. Juli 1792 jenes berüchtigte, von einem Emigranten entworfene Manifest verkünden, welches die Franzosen mit allen Schrecken des Vernichtungskrieges bedrohte, wenn sie nicht zu ihrem legitimen Herrscher zurückkehrten. Statt die Franzosen einzuschüchtern, rief es nur ihre Wuth und den energischsten Widerstand wach.

Dann aber war auch die Methode fehlerhaft, welche der Herzog bei seiner Kriegführung befolgte. Während Friedrich der Große die eigentliche Kriegskunst in schnelle entscheidende Stöße gesetzt hatte und nur ganz zuletzt durch seine eigene Erschöpfung und die Ueberzahl der Gegner zu bedächtiger Schonung

V. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reichs.

1. Der Feldzug des Jahres 1792.

icht Deutschland hat Frankreich zum Kriege herausgefordert, vielmehr waren es die in der gesetzgebenden Versammlung dominirenden Girondisten, die änger Brissots, welche das neugeformte Staatswesen mit dem Kranze erischer Erfolge schmücken wollten. Sie verweigerten den Elsässer Reichsden die gebührende Entschädigung und drängten den unglücklichen König wig, das rettungslose Opfer der Bewegung, dem Kaiser, welcher die französischen chheiten würdig und maßvoll beantwortet hatte, am 20. April 1792 den eg zu erklären. „Kein Krieg der Nation gegen die Nation" hieß es eichlerisch lockend, „sondern die gerechte Vertheidigung eines freien Volkes en die ungerechten Angriffe eines Königs." Es war keine Frage: wenn beiden Großmächte schnell und energisch sich mit ganzer Kraft auf das übel bereitete, von Parteien zerrissene Frankreich geworfen hätten, so würden sie großsprecherische Nation über den Haufen gerannt haben. Nur durfte man n nicht mit dem anderen Auge nach dem Osten schielen, wo sich ein schweres tter zusammenzog. Man konnte für gewiß annehmen, daß sich die Kaiserin tharina auf die langersehnte polnische Beute stürzen werde, sobald sie ihre valen am Rheine beschäftigt sah. Wollte man ihr nicht Polen vollständig rantworten, — und das preußische Interesse wenigstens erheischte, daß dies ht geschah, — so mußte man sich für's erste am Rhein auf die Vertheidigung chränken, die polnische Frage schleunigst zum Austrag bringen und dann den nzösischen Krieg mit wuchtigen Schlägen beenden. Aber keins von beiden chah. Die beiden deutschen Großmächte ergriffen wohl mit Begier den Gedken, sich gegenwärtig recht ausgiebige Vergrößerungen zuzuwenden, aber n wahrhaft staatsmännischen Erwägungen waren weder die preußischen, noch östreichischen Diplomaten geleitet.

1792

Kaiser Franz, Leopolds Nachfolger, hoffte im Verfolge des französischen Krieges den Austausch Baierns gegen Belgien durchzusetzen, — ein Gedanke, dem sich Preußen aufs entschiedenste hätte wiedersetzen müssen; Preußen verlangte ein Stück Polen und die pfälzischen Lande am Niederrhein, eine allerdings vortheilhafte Beendigung des jülichbergischen Erbfolgestreites.

Während man noch marktete, griff Katharina dreist zu. Schon im April 92 gab sie zwei bedeutenden Heereskörpern Marschbefehl: der ihr ergebene

Freiheitshelden günstig, am 21. Oktober kapitulirte der feige Kommandant von Gymnich, der freilich diese Stadt vielleicht nicht ganz mit Unrecht keinen Schuß Pulver werth gehalten hatte. Die leichtsinnige und genußsüchtige Bürgerschaft, schwärmerische Kosmopoliten, wie der vaterlandslose Weltumsegler Georg Forster, jubelten den Befreiern zu und leerten den Taumelkelch der französischen Weltbeglückung bis zur Neige.

Vom rechten Rheinufer, — denn auch Frankfurt war schon gebrandschatzt worden, — trieb man noch vor Schluß des Jahres die französischen Mordbrenner zurück: aber diese Ereignisse, welche nur durch die Ohnmacht der kleinen Fürstenthümer ermöglicht worden waren, erweckten bei einsichtigen Staatsmännern schon jetzt den Gedanken, ob es nicht nöthig sei, durch Einziehung (Säkularisation) der geistlichen Staaten die Wiederkehr so schmachvoller Vorgänge für immer zu verhüten. Auf Oestreichs Widerspruch ließen die preußischen Diplomaten diesen Gedanken fallen, der sich über kurz oder lang dennoch verwirklichen mußte.

Unter Forsters Leitung erklärte im März 1793 eine Versammlung in Mainz, der ganze Landstrich von Landau bis Bingen sei zu einer Republik umzugestalten; am 21. März ward dekretirt, daß man bei der fränkischen Republik die Einverleibung der rheinischen beantragen solle. An der Spitze der vaterlandsverrätherischen Deputation standen Forster und Lux, von denen der letztere auf dem Schaffot blutete, ersterer wenigstens noch all seine Hoffnungen vor seinem Tode (Januar 1794) vernichtet sah.

Auch die Oestreicher sollten in dem Feldzuge dieses Jahres nicht ungeschlagen bleiben. Als sich die Preußen bis Luxemburg zurückgezogen hatten, wandte sich Dumouriez gegen die in Belgien stehenden Oestreicher, schlug sie am 6. November bei Jemappes und nahm das ganze Land bis an die holländische Grenze ein.

Für das nächste Jahr nahmen die Verbündeten die Wiedereroberung von Belgien und Mainz in Aussicht; die Entschädigung für die gehabte Mühe wollte Oestreich in Baiern suchen, Preußen in Polen. Die Sache Ludwigs XVI. trat hinter diese Interessenpolitik zurück und hörte vollends auf ein Faktor in den Berechnungen der beiden Großmächte zu sein, als am 21. Januar 1793 „Louis Capet" als Staatsverräther — gemordet worden war.

1793

2. Die zweite Theilung Polens (1793). Der erste Koalitionskrieg (1793 und 1794).

Ehe Europa daran ging, das königsmörderische Frankreich zu züchtigen, hielt es Preußen für angebracht, sich den Preis seiner Anstrengungen im Osten zu sichern. Man durfte nicht warten, bis Rußland in der Lage war, in Polen allein das entscheidende Machtwort zu sprechen. Nicht zu rechtfertigen aber waren die Schritte, durch welche man den neuen Gewaltakt — denn um einen solchen handelte es sich in der That, — in den Augen der Welt entschuldigen wollte. Die preußische Regierung erließ am 6. Januar 1793 eine Erklärung, laut deren von dem mit jakobinischen Irrlehren erfüllten Polen seinen eigenen Ländern Gefahr drohe.

1793

er Mittel genöthigt wurde, glaubte der Herzog von Braunschweig in solcher
hutsamkeit die Blüthe strategischer Weisheit gefunden zu haben. Zudem
traute er der Unbesiegbarkeit des fridericianischen Heeres; er war vielleicht
einzige, der die Gefährlichkeit einer enthusiastischen Volksarmee erkannte.
r er überschätzte sie, zumal die französischen Generale, welche jene wilden
fte leiten sollten, keine erfahrenen Feldherren waren. Streng methodisch nahm
nachdem am 19. August die Grenze überschritten war, zunächst die Festungen
gwy und Verdun ein, widerwillig folgte er dann dem Befehle des Königs
wandte sich westwärts nach Paris zu. Die Engpässe der Argonnen be-
der französische General Dumouriez mit seiner kleinen Armee und
ärkte sich durch den aus Metz herbeieilenden Kellermann. Am 20. September
n die Heere aufeinander: bei St. Menehould stand Dumouriez, bei Valmy,
ihm getrennt, Kellermann. Die preußische Artillerie begann alsbald eine
onade auf die Höhen von Valmy und richtete unter den jungen Soldaten
e Verwirrung an. Statt dieselbe zu benutzen, nahm der Herzog den bereits
ilten Befehl zum Vorgehen zurück, aus Besorgniß, hinter den Höhen möchten
überlegene Truppen aufgestellt sein. Ließ sich auch der versäumte günstige
enblick nie wieder einholen, so hätte man noch immer nicht nöthig gehabt,
Rückzug anzutreten. Aber im preußischen Hauptquartier nahm die Unlust
hand, bei der vorgerückten Jahreszeit und dem herrschenden Regenwetter
einen entscheidenden Schlag zu wagen. Das Unglaubliche geschah: das
Friedrichs des Großen trat, ohne den Kampf gewagt zu haben, den Rückzug
jenen Neulingen an. Wie mußte sich das Selbstgefühl der Krieger Frankreichs
n, das eben jetzt zur Republik erklärt wurde! (22 September.) Auch auf
tärischem Gebiet hatte eine neue Zeit ihren Einzug gehalten.

Goethe, der sich auf diesem Feldzuge im Gefolge des Herzogs von Weimar befand,
sagte mit der Sehergabe des Dichters den Offizieren: „Von hier und heute geht eine neue
Epoche der Weltgeschichte aus."

Um sich für alle Eventualitäten zu sichern, knüpfte Dumouriez mit dem
ßischen Hauptquartier Verhandlungen an, während deren er Verstärkungen
sich zog. Diese Vorsicht war überflüssig, denn die Gegner gingen auf diese
handlungen nur in der Absicht ein, ihren Rückzug ungehindert ins Werk
n zu können. Am 30. September zogen sie ab, Mangel und die im Heere
brechende Ruhr verursachten größere Einbuße, als ein ehrlicher Kampf herbei-
hrt haben würde. Das Resultat des schmählichen Feldzuges war der Ver-
der preußischen Waffenehre und neue Mißhelligkeit mit Oestreich. Denn
betrachtete man den eilfertigen Rückzug als halben Verrath; andrerseits
e das Wiener Kabinett wieder die Empfindlichkeit des preußischen Königs,
m es von neuem die Abtretung von Ansbach-Baireuth in Vorschlag brachte.

Wie sehr dem französischen Volke die Flügel gewachsen waren, zeigte der Zug, den
General Custine mit nur 18,000 Mann an der Flanke des preußischen Heeres vorbei
über Speier und Worms nach Mainz machte. Der Kurfürst flüchtete, eine starke Partei
von „Aufgeklärten", die das „Pfaffenregiment" vernichten wollten, war den französischen

Freiheitshelden günstig, am 21. Oktober kapitulirte der feige Kommandant von Gymnich, der freilich diese Stadt vielleicht nicht ganz mit Unrecht keinen Schuß Pulver werth gehalten hatte. Die leichtsinnige und genußsüchtige Bürgerschaft, schwärmerische Kosmopoliten, wie der vaterlandslose Weltumsegler Georg Forster, jubelten den Befreiern zu und leerten den Taumelkelch der französischen Weltbeglückung bis zur Neige.

Vom rechten Rheinufer, — denn auch Frankfurt war schon gebrandschatzt worden, — trieb man noch vor Schluß des Jahres die französischen Mordbrenner zurück: aber diese Ereignisse, welche nur durch die Ohnmacht der kleinen Fürstenthümer ermöglicht worden waren, erweckten bei einsichtigen Staatsmännern schon jetzt den Gedanken, ob es nicht nöthig sei, durch Einziehung (Säkularisation) der geistlichen Staaten die Wiederkehr so schmachvoller Vorgänge für immer zu verhüten. Auf Oestreichs Widerspruch ließen die preußischen Diplomaten diesen Gedanken fallen, der sich über kurz oder lang dennoch verwirklichen mußte.

Unter Forsters Leitung erklärte im März 1793 eine Versammlung in Mainz, der ganze Landstrich von Landau bis Bingen sei zu einer Republik umzugestalten; am 21. März ward dekretirt, daß man bei der fränkischen Republik die Einverleibung der rheinischen beantragen solle. An der Spitze der vaterlandsverrätherischen Deputation standen Forster und Lux, von denen der letztere auf dem Schaffot blutete, ersterer wenigstens noch all seine Hoffnungen vor seinem Tode (Januar 1794) vernichtet sah.

Auch die Oestreicher sollten in dem Feldzuge dieses Jahres nicht ungeschlagen bleiben. Als sich die Preußen bis Luxemburg zurückgezogen hatten, wandte sich Dumouriez gegen die in Belgien stehenden Oestreicher, schlug sie am 6. November bei Jemappes und nahm das ganze Land bis an die holländische Grenze ein. Für das nächste Jahr nahmen die Verbündeten die Wiedereroberung von Belgien und Mainz in Aussicht; die Entschädigung für die gehabte Mühe wollte Oestreich in Baiern suchen, Preußen in Polen. Die Sache Ludwigs XVI. trat hinter diese Interessenpolitik zurück und hörte vollends auf ein Faktor in den Berechnungen der beiden Großmächte zu sein, als am 21. Januar 1793 „Louis Capet" als Staatsverräther — gemordet worden war.

1793

---

2. Die zweite Theilung Polens (1793). Der erste Koalitionskrieg (1793 und 1794).

Ehe Europa daran ging, das königsmörderische Frankreich zu züchtigen, hielt es Preußen für angebracht, sich den Preis seiner Anstrengungen im Osten zu sichern. Man durfte nicht warten, bis Rußland in der Lage war, in Polen allein das entscheidende Machtwort zu sprechen. Nicht zu rechtfertigen aber waren die Schritte, durch welche man den neuen Gewaltakt — denn um einen solchen handelte es sich in der That, — in den Augen der Welt entschuldigen wollte. Die preußische Regierung erließ am 6. Januar 1793 eine Erklärung, laut deren von dem mit jakobinischen Irrlehren erfüllten Polen seinen eigenen Ländern Gefahr drohe.

1793

Sehr zur Unzeit hatte eine polnische Deputation dem französischen Nationalkonvent die Sympathien ihrer Nation bekundet, auch war Kosciuzko zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt worden.

Am 23. Januar 1793 unterzeichneten König Friedrich Wilhelm und die
aiserin Katharina einen neuen Theilungsvertrag, der Polen wieder um etwa
000 Quadratmeilen verkürzte. Nun rückten auch preußische Truppen ein;
ls das Land gehörig besetzt war, einigte man sich (April) über die förmliche
heilung und die Kaiserin Katharina übernahm es, durch einen von ihr zu
mmelnden und zu bestechenden Reichstag die Zustimmung zu der neuen Ver-
ümmelung des Landes zu erwirken.

Preußen erhielt die Städte Danzig und Thorn nebst ihren Gebieten und den größten Theil des früheren „Großpolen": Theile der Woiwodschaften Posen, Gnesen, Inowraclaw, Kalisch, Plock, Czenstochau (von der Woywodschaft Krakau), mußte dagegen das litthauische Tauroggen an Rußland geben. Das neue Land (Südpreußen) umfaßte 1100 Quadratmeilen.

Die natürliche Folge der Theilung Polens war die Lockerung des östreichisch-
eußischen Bündnisses. Denn wiewohl Kaiser Franz der Vergrößerung Preußens
voraus zugestimmt hatte, weil er ohne die Hilfe desselben Belgien nicht
edererobern konnte, war es ihm doch ärgerlich, daß sein Verbündeter seine
nte schon eingeheimst hatte, während der seinigen erst noch Kämpfe und Siege
rausgehen mußten. Und als gar Preußen nachher erklärte, daß ohne Zu-
mmung des Pfalzgrafen von Zweibrücken das belgisch-bairische Tauschgeschäft
cht vor sich gehen könne, verwandelte sich der Ärger in Groll und Ingrimm.
er Minister **Thugut**, welcher seit Ende März die auswärtige Politik Oestreichs
leiten hatte, intriguirte nunmehr gegen die Macht, mit der man doch ver-
ndet im Felde stand. Allmählich näherte sich Oestreich der russischen Kaiserin,
lche sehr ungern mit Preußen getheilt hatte und auch geringe Lust bezeigte,
i dem Reichstage von Grodno die Anerkennung der preußischen Erwerbungen
rchzusetzen.

1793

Unter so ungünstigen Auspizien war nun der Feldzug der ersten Koalition,
welcher das englische Torykabinet England, Holland, Preußen, Oestreich, das
utsche Reich, Spanien, Sardinien und Neapel wider die französische Republik
reinigt hatte, ins Werk gesetzt worden. Es war kein Wunder, daß diese
alition, namentlich soweit Oestreich und Preußen in Frage kamen, sich bald
kerte und schließlich zerfiel, sondern man durfte sich wundern, daß sie wirklich
e Reihe von Erfolgen aufzuweisen hatte. Ein neues östreichisches Heer, das
ter dem Herog von **Koburg** und dem General **Clerfait** in den Niederlanden
chien, drängte die Franzosen an der Maas zurück und besiegte am 18. März
Neerwinden Dumouriez selbst, der dafür von den Jakobinern zu Paris in
klagestand versetzt wurde und zu den Feinden überging. Belgien wurde befreit,
französischen Festungen Valenciennes und Condé wurden erobert, der Weg
h Paris stand diesem Heere offen. Ja noch mehr, die Oestreicher hätten
en Angriff mit dem der Preußen kombiniren können, welche am 22. Juli

das tapfer vertheidigte Mainz eingenommen hatten und zur Belagerung von Landau schritten. In Frankreich tobte der Bürgerkrieg, der in Lyon, Marseille, Toulon zu schauerlichen Greueln führte; die Vendée hatte sich erhoben.

Aber die Koalition benutzte die günstige Gelegenheit nicht: die Engländer drangen auf die Belagerung von Dünkirchen, das sie für sich behalten wollten, die östreichische Diplomatie verlangte die Eroberung der Pikardie. So gab man der geängstigten Republik Zeit zu erstarken; der „Wohlfahrtsausschuß“ zwang alle Wehrhaften und allen Besitz in den Dienst des Vaterlandes; Carnots Genie gab dem Heere eine neue Organisation, der Enthusiasmus ersetzte den Mangel an militärischer Übung.

Schon im September erlitt das englisch-holländische Heer, von den Oestreichern mangelhaft unterstützt, eine Schlappe bei Hondschooten. Auch auf dem zweiten Kriegsschauplatz, in der Pfalz, kamen die Verbündeten nicht vorwärts. Bei Pirmasens schlugen die Preußen am 14. September den General Moreau zurück; man eroberte dann einen Theil der Weißenburger Linien, aber einen Vorstoß wagte man nicht. Die Heeresleitung war zwieträchtig. Der östreichische General Wurmser, welcher widerwillig unter preußischem Oberbefehl stand, verlangte den Einmarsch ins Elsaß, um dort die Herrschaft seiner Standesgenossen vom Reichsadel und, wie in Mainz, die alten Mißbräuche wiederherzustellen. Am 19. September sah sich der König von Preußen genöthigt, das Heer zu verlassen, weil die polnische Frage von neuem seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Nachdem die russischen Forderungen schon im Juli erzwungen waren, genehmi[illegible] der Reichstag von Grodno (25. September) auch die an Preußen zu machenden Abtretun[illegible] Da sich aber Rußland und Oestreich einander genähert hatten, auch vorauszusehen [illegible] daß die gänzliche Auftheilung des unglücklichen Landes bevorstehe, mußte der König [illegible] Preußen auf der Hut sein, um nicht im entscheidenden Moment von Oestreich zur Se[illegible] gedrängt zu werden.

Noch einmal schien es, als sollte im Westen ein besseres Einvernehmen bessere Erfolge erzielen. In der zweiten Woche des Oktobers eroberten die Verbündeten die Weißenburger Linien; dann aber trat der alte Zwiespalt
1793 wieder ein. Zwar bewährten die Preußen am 28. November ihren Waffenruhm, indem sie die doppelt so starke Armee des feurigen Hoche bei Kaiserslautern zurückwarfen, dann aber wandte sich dieser mit Glück gegen Wurmser und zwang die Verbündeten, die Belagerung Landaus aufzugeben. Ende Dezember legte sich Wurmser auf dem rechten Rheinufer in Winterquartiere, die Preußen blieben auf dem linken Ufer. Es war dem Herzog von Braunschweig nicht zu verdenken, daß er bei dem Mangel an Einheitlichkeit den Oberbefehl niederlegte. D[illegible] auch die Oestreicher trotz eines Sieges bei Wattignies (15., 16. Oktober) beim Einbrechen des Winters die Belagerung von Maubeuge aufgaben und in ihre früheren Stellungen zurückgingen, so schloß dieses erste Kriegsjahr der großen Koalition mit Resultaten, welche weder den anfänglichen Hoffnungen, noch den aufgewendeten Mitteln entsprachen.

Konnte man von einer Fortsetzung des Krieges im nächsten Jahre besseres
rwarten? Schon schwankte die östreichische Diplomatie, ob es nicht besser sei,
ich an anderer Stelle, etwa an den venetianischen Festlandsbesitzungen zu
ntschädigen, statt im Kampfe für den Besitz Belgiens zu verbluten. Was
Preußen betraf, so regte sich dort schon eine Friedenspartei, da sich der Krieg
egen Frankreich keiner Sympathie erfreute. Aber der König hielt es für
nritterlich, das gemeinsame Werk preiszugeben. Nur daß es ihm schlechter-
ngs unmöglich war, den Krieg mit eigenen Mitteln fortzuführen. Er erbot
h dazu, falls die anderen Reichsstände, die bisher kaum 20,000 Mann ins Feld
stellt hatten, den Unterhalt seines Kriegsheeres bestreiten wollten. Aber davon
ollten weder die kleineren Fürsten noch Oestreich etwas wissen; erstere wollten
h nicht eine militärische Hegemonie gefallen lassen, welche an die Zeiten des
irstenbundes erinnerte, auch wirkten zum Theil schon französische Einflüsterungen
t; Oestreich mißbilligte ein Verhältniß, das den König von Preußen als
ichsfeldherrn erscheinen ließ. Da alle Versuche, die nöthigen Mittel zu be-
affen, fehlschlugen, sah sich der König genöthigt, einen schmählichen Sold-
rtrag mit England einzugehen. Durch den Haager Vertrag vom 19. April 1794 1794
irde Preußen zum Soldträger Englands erniedrigt; für 50,000 Lstr. monatlich
ßte es über 60,000 Mann ins Feld stellen. Dieser Vertrag führte zu neuen
rungen, da die Seemächte ihren Söldner zum Schutze ihrer Interessen in
n Niederlanden zurückhalten wollten, während Friedrich Wilhelm am Mittel-
ein den Kampf zu erneuern wünschte.

Es wiederholten sich genau die Vorgänge des Jahres 1793, nur daß der
schluß auf dem niederländischen Kriegsschauplatze ein anderer werden sollte,
die Franzosen den Verbündeten jetzt hier eine entschiedene Übermacht entgegen
llen konnten. Die persönliche Anwesenheit des Kaisers Franz, der sich nach
rüssel begeben hatte, vermehrte nur die Unordnung und Verwirrung. Nach
r Einnahme von Landrecies (30. April 1794) begann für die Verbündeten hier
ne Reihe von Unfällen: Pichegru und Jourdan gewannen mehr und mehr
Terrain; durch den Sieg bei Fleurus (26. Juni), erzwang der letztere die
äumung Belgiens. Verstimmt legte der Herzog von Koburg das Kommando
eder, im Oktober führte Clerfait das Heer über den Rhein zurück, der Feind
ckte nach und nahm das ganze Rheinland bis Koblenz in Besitz.

Zu Weihnachten drang Pichegru über das Eis der großen Ströme in Holland ein, dessen Eroberung ihm nach Abzug des Herzogs von York durch die „Patrioten" noch erleichtert und das alsbald zur batavischen Republik umgestaltet wurde.

Durch die Erfolge, welche die Franzosen in den Niederlanden davontrugen,
urde auch das preußische Heer, welches sich in der Pfalz unter dem Ober-
fehl des Feldmarschalls Möllendorf und dem Kommando tüchtiger Offiziere,
e des Husarenobersten Blücher, nicht ohne Ruhm mit dem Feinde ge-
lagen, zum Rückzuge genöthigt. Bei Kaiserslautern war am 23. Mai ein
inzender Sieg erfochten worden, aber er hatte keine Folgen, weil die östreichisch-
glische Staatsweisheit das siegreiche Heer nach den Niederlanden abberufen

wollte, was nur neue diplomatische Verwicklungen hervorrief. Zum dritten Mal sah Kaiserslautern in einer Reihe von Gefechten die Tapferkeit der von Hohenlohe zum Siege geführten Preußen (18.—20. September), — ein Rausch jubelnden Selbstgefühls erfüllte alle Gemüther in der preußischen Hauptstadt. Aber dann erfolgte im Oktober der Rückzug der Sieger.

Selbst wenn derselbe nicht aus strategischen Gründen nothwendig geworden wäre, hätte König Friedrich Wilhelm die Feindseligkeiten einstellen müssen. Sowie nämlich die Engländer einsahen, daß sie nicht nach Gutdünken über die preußische Armee verfügen konnten, hörten sie mit der Zahlung der Hilfsgelder auf: in Petersburg wie in Wien konnte man seine Schadenfreude nicht verbergen.

Dahin hatte es die Feinheit der Thugutschen Politik gebracht. An den Niederlanden lag ihm längst nichts mehr: sein Ideal war eine Tripleallianz mit England und Rußland, um Preußen zu isoliren und an ihm für die zweite Theilung Polens Vergeltung zu üben.

---

3. Die dritte Theilung Polens (24. Januar 1795). Der Baseler Friede (5. April 1795).

Was die Fortschritte der verbündeten Waffen hemmte und schließlich die Koalition auseinander trieb, war die polnische Frage. Wenn der Untergang Polens unvermeidlich war, wollte Preußen nicht die ganze Beute Rußland überlassen; aber auch Oestreich war nicht gewillt, bei einer dritten Theilung wieder leer auszugehen. Argwöhnisch einander beobachtend, schielten die beiden deutschen Großmächte, für die der Krieg gegen Frankreich im gegenwärtigen Augenblick kein großes Interesse hatte, nach Polen hinüber: in der Osterwoche 1794 hatte es sich erhoben und die Russen aus dem Lande getrieben. Es war vorauszusehen, daß bei der Zwietracht des zuchtlosen Adels auch ein Kosciuzko nicht im Stande sein werde, sein unglückliches Vaterland zu retten: daher beschloß Preußen, den Russen zuvorkommend, seine Hand auf die Beute zu legen, und bei der Theilung das entscheidende Wort zu sprechen. Im Mai 1794 rückte ein starkes preußisches Heer ein, besiegte Kosciuzko, nahm Krakau und wandte sich gegen das schlecht befestigte, von Parteihader erfüllte Warschau. Der König, der sich selbst auf den Kriegsschauplatz begeben hatte, beabsichtigte anfangs, Praga mit Sturm zu nehmen, ließ sich aber durch kleinmüthige Rathgeber und einen russischen Agenten bestimmen, eine regelrechte Belagerung zu beginnen. Nach wenigen Tagen mußte man sie, durch einen Aufstand im Rücken bedroht, abbrechen; verstimmt und erbittert zog das preußische Heer ab. Nun rückte Suworow mit der Hauptmacht Katharinas heran, zertrümmerte am 10. Oktober bei Maciejowice das Heer Kosciuzkos, der verwundet und gefangen genommen wurde, und erstürmte unter barbarischen Grausamkeiten am 4. November Praga. Das Ende Polens war gekommen.

Das berühmte „Finis Poloniae!“ (Polens Ende) — welches Kosciuzko in jener Schlacht ausgerufen haben soll, gehört aber der Sage an: Kosciuzko protestirt selbst in einem Briefe an den Grafen von Segur (31. Oktober 1803) gegen die Tradition.

Als nun zu Petersburg über die Theilung verhandelt wurde, unterstützte Rußland die Ansprüche Oestreichs, das zur Bewältigung des letzten Aufstandes fast gar nichts gethan hatte: die Truppen, welche es im Juli einrücken ließ, sollten wesentlich nur Oestreichs Forderungen unterstützen. Die beiden Kaisermächte verabredeten am 3. Januar 1795 ein geheimes Bündniß, das zwar nicht ratificirt worden ist, aber seine Spitze gegen Preußen richtete. Friedrich Wilhelm mußte sich mit dem begnügen, was Rußland ihm zuzutheilen für gut befand, es waren immerhin noch über 800 Quadratmeilen mit fast einer Million Einwohner, die Gebiete von Warschau und Bialystock und Masovien, — den Löwenantheil nahm Rußland; auch Oestreich erhielt 1000 Quadratmeilen (Westgalizien.) Die neue Erwerbung fügte Friedrich Wilhelm unter dem Namen „Neu-Ostpreußen“ seinem Staate ein. 1795

In dem Theilungsplan vom 3. Januar 1795 wurde zwischen Oestreich und Rußland folgender Eroberungsplan verabredet: Die Donauländer werden Rußland preisgegeben, Oestreich erhält freie Hand zur Eroberung von Bosnien, Serbien und Baiern, sowie der venetianischen Republik. So konnte Thugut hoffen, die Absichten Josephs II. zu verwirklichen; die Kaiserin Katharina hatte nichts dagegen einzuwenden, da sie im allgemeinen Umsturz die Herrschaft über Konstantinopel zu erlangen hoffte.

Die Vorgänge in Polen zeigten, was Preußen von seinen Bundesgenossen zu erwarten hatte, und konnten nur dazu dienen, die Kluft zwischen ihm und Oestreich zu erweitern. Der Krieg war völlig eingeschlafen, so lange man um Polens Theilung stritt; sollte ihn Preußen an der Seite eines solchen Bundesgenossen fortsetzen? Das Heer, das Volk wollte nichts davon wissen: sämmtliche Räthe des Königs verlangten schon längst Frieden oder Bündniß mit Frankreich; auch im Reiche rief alles nach Frieden.

Der König persönlich hätte den Kampf am liebsten weiter fortgeführt, die Hülfsquellen des Staates waren noch nicht erschöpft, obschon die Mißernte des Jahres 1794 augenblickliche Verlegenheiten bereitete. Durch einen neuen, vierten Feldzug am Rhein hätte man der französischen Republik, in der sich gleichfalls ein tiefgehendes Friedensbedürfniß geltend machte, einen ehrenvollen Frieden abnöthigen können. Aber die preußischen Diplomaten, in der schönsten Hoffnung, daß einem Sondervertrage mit Preußen der allgemeine Friede bald folgen werde, zumal in Frankreich die gemäßigten Parteien ans Ruder gekommen zu sein schienen, drangen dem Könige die Erlaubniß zu Friedensverhandlungen ab. Am 5. April überraschte Preußen die Welt mit der Nachricht von dem unseligen Baseler Frieden, welcher ihm selbst die Neutralität sicherte, das linke Rheinufer preisgab, Süddeutschland bloßstellte und die ganze Wucht des Franzosenkrieges auf Oestreichs Schultern lud. 1795

Für seine linksrheinischen Besitzungen (Kleve, Geldern und Mörs) wurde Preußen bei einem künftig zu schließenden Reichsfrieden Entschädigung zugesagt. Eine Demarkations-

linie, welche die Franzosen nicht zu überschreiten verhießen, sicherte Preußen und diejenigen nord- und mitteldeutschen Fürsten, die sich binnen drei Monaten dem Frieden anschließen würden.

Die norddeutschen Kleinstaaten folgten rasch dem Beispiele Preußens. Eine Demarkationslinie, die den Rhein entlang und dann quer durch Mitteldeutschland gezogen wurde, sicherte einem ausgedehnten neutralen Gebiet den ersehnten Frieden. Die kurzsichtigen preußischen Staatsmänner jubelten über den Erfolg: schützte nicht der preußische Adler einen guten Theil Deutschlands? Nicht die Staatsmänner allein wiegten sich in verderblichen Träumen. Alle Welt im Norden rief den Friedensstiftern Beifall zu. Preußens Rhederei und Getreideausfuhr, durch die neutrale Flagge geschützt, nahmen einen ungeahnten Aufschwung. In Sicherheit entfalteten sich die Kräfte der neuen Literatur: in dem Musensitze zu Weimar feierte man goldene Tage: gleichgültig blickten die durch die Demarkationslinie Geschützten auf das wilde Kriegsgetümmel im Westen und Süden.

Man übersah auf preußischer Seite, daß der Friede doch nur so lange gesichert war, als es Frankreich beliebte, und daß bei neuen Feindseligkeiten das zerrissene Reich um so leichter eine Beute der Fremden werden mußte. Aber noch einen besonderen Nachtheil hatte der unverantwortliche Friedensschluß für Preußen. Niemals beliebt in Oberdeutschland, verfiel es nunmehr, da es seine überlieferte Politik aufgab, Schwert und Schild des Reiches zu sein, im Süden allgemeiner Mißachtung. Mit Nothwendigkeit wandten sich hier die Sympathien dem kaiserlichen Oberfeldherrn, dem jungen Erzherzog Karl zu, und der seit langer Zeit verschollene Name des Kaiserhauses fand bei den Oberdeutschen wieder hellen Klang.

Die größte Wuth aber erregte der Baseler Friede in Wien und Petersburg: man hielt für Verrath, was rathlose Schwäche war; schon glaubte man Preußen an Frankreichs Seite zu sehen, Thugut plante einen Vernichtungskrieg gegen Preußen, Westpreußen selbst sollte ihm abgenommen werden, Suworow gegen Berlin marschieren. Den ganzen Sommer hindurch ruhte der Krieg am Rhein, weil man auf die Züchtigung Preußens sann.

So stand Preußen nach dem Baseler Frieden da, gehaßt und verachtet nach vorzeitig abgelegten Waffen ohne Wehre, ohne Ehre. Wol ging die so erworbene Friedenszeit dem Staate nicht ganz verloren; unter Hardenbergs Leitung bildete sich eine junge Schule tüchtiger Verwaltungsbeamten heran, und die polnischen Gebiete lernten die Segnungen der Ordnung kennen. Aber andrerseits ließen die polnischen Verhältnisse keine Zeit zu durchgreifenden Reformen, und auch in den neu erworbenen Gebieten mußte man sich großentheils auf eine provisorische Organisation beschränken.

Was Deutschland bevorstand, ließ sich leicht absehen, als Frankreich die eroberten Niederlande am 11. Oktober 1795 unter dem Namen der „batavischen Republik“ mit sich vereinigte. Das konnte als Vorbedeutung für das Geschick des gesammten linken Rheinufers gelten.

1795

Oestreich im Kampfe gegen Frankreich bis zum Frieden von Campo Formio (17. October 1797).

ich für Oestreich war keineswegs die Sorge um die Erhaltung des Reichs-gebietes entscheidend, als es nach dem Baseler Frieden den Kampf fort-; am Rhein gedachte es Venetien zu erobern, und der Krieg, der so wegen eichs Machtstellung in Italien geführt wurde, sollte auch in Italien seine heidung finden.

Am Rhein war der Krieg noch im September 1795 erneuert worden, zu-waren die Franzosen unter Jourdan und Pichegru siegreich: nach seinem bei Handschuchheim ging aber der östreichische Heerführer Clerfait Angriffe vor und trieb, im November mit Wurmser vereint, den Feind hinter die Mosel zurück. Da die Franzosen am 1. Januar 1796 einen enstillstand annahmen, ruhten die Feindseligkeiten bis in den Sommer 1796. 1796

Für dieses Jahr machte die französische Republik außerordentliche An-ungen. Die zwei Heere, unter der Führung von Jourdan und Moreau, n über den Rhein nach Deutschland vorbrechen und sich im Herzen Oestreichs er italienischen Armee vereinigen, die, bisher in bedrängtester Lage, unter Oberbefehl des genialen Napoleon gestellt wurde. Der erste Theil des splanes wurde nicht ausgeführt: das war das Verdienst des Erzherzogs der an Clerfaits Stelle getreten war. Er hatte einen schweren Stand im und Juli gegen Jourdan und Moreau, und seine Lage wurde noch mehr rdet, als auch die Stände des oberrheinischen Kreises, Baden und Würtemberg er Spitze, mit der französischen Republik Frieden schlossen (7. August). dem warf sich der Erzherzog muthig auf Jourdan, schlug ihn am 24. August noch einmal am 3. September bei Würzburg — der Franzose mußte f über den Rhein. Nun wurde die Stellung Moreaus, der inzwischen en zu einem ungünstigen Frieden gezwungen, unhaltbar; der einsichtsvolle ral beeilte seinen Rückzug und bewerkstelligte ihn auch mit Geschick, aber Erzherzog erreichte die Franzosen doch noch im Rheinthal und gab ihnen am 21. und 24. Oktober zwei blutige Denkzettel auf den Heimweg mit.

Inzwischen war in Italien Napoleon von Sieg zu Sieg geeilt. Die Alpen um-ehend, brach er von Süden her in Oberitalien ein und führte mit seinem Heere, dem er en Glauben an sich wieder eingeflößt hatte, Schlag auf Schlag. Durch seine ersten Er-lge (im April bei Millesimo und Montenotte) trennte er die Oestreicher von ihren sardi-ischen Bundesgenossen: dann schüchterte er, nach dem Siege von Mondovi, den König iktor Amadeus dermaßen ein, daß er sich zu einem schmählichen Frieden, zur Abtretung avoyens und Nizzas verstand. Er erwies sich als Meister einer neuen kühneren Kampf-eise, die ohne Magazine den Krieg durch den Krieg, durch die Vorräthe des eroberten andes ernährte. In der Feldschlacht sparte er sorglich die Truppen, um den Angriff lmählich zu steigern und zuletzt, wenn der Gegner schon daran war, sich zu verbluten, m letzten entscheidenden Stoß mit wuchtigen Massen auszuführen.

Napoleon Buonaparte war im Jahre 1769 zu Ajaccio auf der Insel Kor-ka geboren. Er war von kleiner unscheinbarer Gestalt und olivengelber Gesichtsfarbe,

aber sein Auge, seine Gesichtszüge und sein Geberdenspiel verriethen eine Feuerseele und seine Stirn einen Denker. Voller Muth, Phantasie, Energie war er in der Wahl der Mittel nie verlegen, genial in ihrer Anwendung. Ohne Ideale, — wenn man nicht etwa die seinem unermeßlichen Ehrgeiz vorschwebende Weltherrschaft als ein solches rechnen will, — glaubte er auch nicht an Ideale, kannte nur seinen Vortheil und achtete keine Grenze, die er sich nicht selbst zog. Als Jüngling hatte er für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes geschwärmt, aber in frühreifer Weltklugheit überwand er diese jugendlichen Träume schnell und trat bei den Eroberern Korsikas in Dienst, weil in dem revolutionären Frankreich der höchsten Begabung auch der höchste Erfolg beschieden zu sein schien. In der Kriegsschule zu Brienne zum Offizier gebildet, bewährte er sich 1793 vor Toulon als Artilleriegeneral; zwar verlor er nach Robespierres Sturz vorübergehend seine Stelle, aber bald bedurfte der Konvent zu seinem Schutze eines energischen Mannes. Nachdem er am 13. Vendemiaire (5. Oktober) 1795 die aufständischen Sektionen mit Kartätschen niedergeschmettert, gab man ihm den Oberbefehl über die italienische Armee. Schon jetzt sah er in sich den geborenen Herrscher, welcher nach dem sicheren Umsturz des alten europäischen Staatensystems der Welt seinen Willen als Gesetz aufzwingen werde.

Nun zog er gegen die Oestreicher, die in fester Stellung bei Lodi die Addabrücke vertheidigten. Nicht ohne Mühe siegte er am 10. Mai über den greisen Beaulieu, besetzte am 14. Mailand: die Fürsten Oberitaliens beeilten sich von dem Gewaltigen durch reiche Opfer an Geld und Kunstschätzen günstige Bedingungen zu erkaufen. Um Mantua begann im August ein neues Ringen mit dem eisernen Wurmser und den Entsatzheeren, die Mantua retten sollten. Bei Castiglione geschlagen (5. August) mußte sich Wurmser selbst nach Mantua retten: die blutigen Schlachten von Arcole (15.—17. November) und Rivoli (14—16. Januar 1797) in denen Alvinczi erlag, entschieden Mantuas Geschick. Am 2. Februar 1797 fiel das wichtigste Bollwerk der östreichischen Herrschaft in Italien in Napoleons Hand.

Die Franzosen hatten jetzt unbedingt in Italien die Oberhand: — der Papst hatte noch im Februar mit Napoleon Frieden geschlossen, während Toskana und Neapel sich zum Stillsitzen verpflichteten. Jetzt sollte Erzherzog Karl als Generalissimus das Kriegsglück wieder herstellen; im März kam er an, aber auch er konnte das Feld nicht behaupten; weiter und weiter in das Herz Oestreichs drang Napoleon vor, am 7. April schlug er sein Hauptquartier in Leoben (in Steiermark, an der Mur) auf. Die Bevölkerung Wiens schrie über Verrath, wandte sich ingrimmig gegen den Minister Thugut, der doch zum Ausharren mahnte. Denn trotz seiner Siege war Napoleon in gefährdeter Lage, da nach Moreaus Rückzug die erwarteten Verstärkungen ausgeblieben waren.

Aber andrerseits hatte auch Oestreich von der Fortsetzung des Kampfes zu fürchten: außerdem erkannte Napoleons Scharfblick, um welchen Preis Thugut zu gewinnen sei: er bot Venetien an. So kam schon am 1. April der Präliminarvertrag von Leoben zu stande, in welchem Oestreich zur Entschädigung für die Abtretung der Niederlande und Italiens bis zum Oglio das venetianische Istrien und Dalmatien erhalten sollte. Daß Venedig erst noch zu besiegen war, machte wenig aus: die altersschwache Signoria gab den Franzosen sogar selbst Anlaß zum Einschreiten. Im Mai rückten sie ein, plünderten die Stadt gründ-

1797

lich aus und hielten sie so lange besetzt, bis zwischen Napoleon und Thugut die definitiven Abmachungen erfolgt waren.

Am 27. Mai begannen in Passariano bei Udine die Verhandlungen, welche nach zähem Ringen am grünen Tisch erst am 17. Oktober zu dem Frieden von Campo Formio (zwischen Passariano und Udine gelegen) führten. Oestreichs Unterhändler, Cobenzl, machte kein schlechtes Geschäft: für 780 Quadratmeilen, die er preisgab, erhielt er 865 zurück, welche für die Abrundung des Kaiserstaates bequem gelegen waren. Aber allerdings erhielt der Ruf des Habsburgischen Kaiserthums in der Folge einen gewaltigen Stoß, denn wiederum mußte das Reich die Zeche zahlen. Während der veröffentlichte Wortlaut des Friedensschlusses von der „unangetasteten Integrität des Reiches“ sprach, war in den geheimen Artikeln ausbedungen, daß demnächst das linke Rheinufer von Basel bis Andernach an Frankreich abgetreten werden solle.

1797

Außer den Niederlanden und den italienischen Besitzungen büßte Oestreich auch die „Vorlande“ im Breisgau ein, welche dem vertriebenen Herzog von Modena gegeben werden sollten. — Für diese Nachgiebigkeit versprach Frankreich dahin zu wirken, daß Kaiser Franz das Erzbisthum Salzburg und einen Theil Baierns, nämlich das Land zwischen Salzburg, Inn, Salzach und Tirol erhalten solle. Auch hieß es, die französische Regierung trage kein Bedenken, Preußen seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer wiederzugeben, daher denn auch von weiteren Entschädigungen dieses Staates in Deutschland nicht die Rede sein könne.

Durch eine besondere Militärkonvention, welche General Merveldt abschloß, verpflichtete sich der Kaiser, die Festungen Mainz, Mannheim, Ulm, Ehrenbreitenstein zu räumen und somit das Reich den Angriffen Frankreichs preiszugeben. Dann berief ein kaiserlicher Erlaß alle Reichsstände nach Rastatt, „damit dort auf der Basis der Integrität des Reiches Deutschlands Wohlfahrt und Verfassung zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menschheit auf Jahrhunderte befestigt werde.“



Die Königliche Familie von Preußen im Jahre 1796. Titelkupfer Chodowieckis zur ersten Ausgabe von Goethes Herrmann und Dorothea im „Taschenbuch für 1798“, Berlin bei Friedrich Vieweg dem Aelteren.

(In der Mitte König Friedrich Wilhelm II., links von ihm der Kronprinz Friedrich Wilhelm (III.) und seine Gemahlin Luise, mit ihrem ältesten Sohne auf dem Arme (später Friedrich Wilhelm IV.), links daneben Prinzessin Ludwig und Prinz Ludwig, zweiter Sohn des Königs, mit zwei Kindern, dahinter eine Amme mit dem dritten Kinde. Rechts vom König dessen drei jüngere Kinder: Prinz Heinrich, Prinzeß Auguste, Prinz Wilhelm; vor diesen sitzend, links die Wittwe Friedrichs des Großen, rechts die regierende Königin.)

5. Die Thronbesteigung und die Anfänge Friedrich Wilhelms III. (1797).

1797 Am 16. November 1797 starb Friedrich Wilhelm II., 53 Jahr alt, an der Wassersucht. Das Ansehen Preußens im Auslande war gesunken, der Staat krankte auch im Innern an todtem mechanischen Wesen, die Hauptstadt überdies an moralischer Fäulniß. Wenn von dem Thronfolger stets großartige Verbesserungen erwartet werden, so mußten sich jetzt die Blicke mit besonderer Spannung auf die Persönlichkeit des neuen Herrschers richten.

Was man bisher von Friedrich Wilhelm III. wußte, war nur vortheilhaft und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Mit besonderem Wohlgefallen hatte man das innige Familienleben betrachtet, welches er an der Seite seiner zärtlich geliebten Gattin führte; im Gegensatz zu den unerquicklichen Zuständen, welche sich unter seinem Vorgänger am preußischen Hofe eingebürgert hatten, wurde, zum ersten Mal wieder seit den Tagen des Großen Kurfürsten, das Beispiel eines glücklichen fürstlichen Ehelebens gegeben. Man nahm an, daß ein so vortrefflicher Familienvater auch die Pflichten des Landesvaters in besonderem Maße verstehen und erfüllen werde. In der That besaß der König alle



iedrich Wilhelm III. und Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen (später Friedrich Wilhelm IV. Kaiser Wilhelm). — Nach einer Lithographie vom Jahre 1798 mit folgender für die Zeit charakteristischen Unterschrift:

„— — — — sie wohnen alle Beide,
Ja so gern noch itzt, wie vormals,
Unter eines Hauses Obdach.
Sitzen gern an einem Tische
— — — — Itzt, wie sonst noch alle Beide;
Gehen Arm in Arm, und fahren
Alle Beid in einem Wagen;
Sind „mein Mann" und „meine Frau" noch,
Sind „der Vater" und „die Mutter"
Ihrer Kinder noch, die Kinder
Noch ihr Stolz und ihre Freude;
Sind noch „Bruder", sind noch „Schwester"
Ihrer Schwestern, ihrer Brüder;
Zeigen noch im Kreis der Lieben,
Wo sie sonst sich glücklich fühlten
Liebenswürdiger als jemals.

Ein Familiengemählde."

iden eines reinen und guten Menschen und sehnte sich, durch eine segensvolle Regierung Liebe seiner Unterthanen zu erwerben: auch hätte er gewiß in ruhigen Zeiten seine hlmeinende Absicht verwirklichen können, da er neben den Vorzügen des Herzens auch einen aden Verstand besaß. Aber ihm fehlten gerade die Eigenschaften, welche ein Regent besitzen ßte, der jetzt das Schiff des Staates sicher durch die tobende Flut steuern und den entelten Stürmen die Stirn bieten sollte.

Treffend charakterisirt H. v. Treitschke den König: „Sein Geist umspannte nur ein enges biet, doch über alle Fragen, die in seinen Gesichtskreis fielen, urtheilte er klar und richtig, h gründlicher tiefer Erwägung, und bewährte immer ein angeborenes glückliches Verständniß die Mächte der Wirklichkeit. Seine Erziehung hatte alles verabsäumt, was diese edle, aber wunglose und im Grunde unpolitische Natur zur Freiheit königlicher Weltanschauung emporen konnte. Erst wurde die angeborene Heiterkeit des Knaben durch die gallige Laune eines antischen Lehrers, des Theologen Behnisch, gewaltsam niedergedrückt; dann mußte der enstrenge Prinz das leichtfertige Treiben des väterlichen Hofes mit ansehen und den tiefen l, den sein schamhafter Sinn empfand, scheu verbergen. So lernte er in sich einzukehren die Welt zu meiden. Eine unbezwingliche Schüchternheit lähmte ihm die Thatkraft; es rb sein Verhängniß, daß er nie vermochte, leicht zu leben und mit heiterem Selbstgefühle



Aus Friedrich Wilhelms III. erster Regierungszeit: „Friedrich Wilhelm III. stellt nach dem Todestage Friedrich Wilhelms II., den 17. November 1797, seinen Brüdern und Schwestern die von Dönhoff'schen zwei Kinder vor", (Graf und Gräfin Brandenburg, aus der morganatischen Verbindung Friedrich Wilhelms II. mit der Gräfin Dönhoff), „wovon er das eine an der Hand faßt und frägt, ob sie solche als Schwester und Bruder annehmen wollen. Die Antwort war eine bejahende."

Titelkupfer zum Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1800 von Daniel Chodowiecki.

unter seine Menschen zu blicken. Jedes Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, selbst das Reden in größerem Kreise fiel ihm lästig. . . . Von Jugend auf nur an den Umgang mit mittelmäßigen Köpfen gewöhnt, hat er den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche selten überwunden."

Allen Staatsgeschäften hatte man ihn fern gehalten; als er im Alter von siebenundzwanzig Jahren zur Regierung kam, stand er in einer ihm fremden Welt, selbst voll Respektes vor dem Werke Friedrichs des Großen und von alten Räthen umgeben, welche das Verständniß für dies Werk allein zu besitzen meinten. Es war schon viel, wenn sich der König unter solchen Verhältnissen überhaupt auch nur zu einseitigen Reformen entschloß; wie hätte er zu der Erkenntniß kommen können, daß die ganze Maschinerie verbesserungsbedürftig war und mit einseitigen Reformen nur das Ganze gefährdet werde? Daß die alten Formen sich überlebt hatten, daß alles morsch war im Gemeinwesen, hatten auch weitsichtigere Geister noch nicht bemerkt. So wurden denn mancherlei Verbesserungen zögernd in Angriff genommen, aber über halbe Maßregeln kam man nicht hinaus, weder auf wirthschaftlichem, sozialem, militärischem Gebiet, noch in Bezug auf religiöse Dinge und das Unterrichtswesen.

Die größte Befriedigung erregte die Entlassung des verhaßten Wöllner und die Beseitigung seines harten Religionsediktes. Am schlimmsten war, daß im Heerwesen alles beim alten blieb. Wenige klare Köpfe verlangten schon jetzt die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht; Knesebeck, Rüchel empfahlen die Bildung einer Landmiliz. Aber davon wollten die alten Generale des fridericianischen Heeres nichts wissen. Der König war entrüstet über das rohe Benehmen der Offiziere gegen die Bürger; er übersah, daß alle Strafandrohungen nichts helfen konnten, wenn man die Zusammensetzung des Offizierkorps nicht änderte. Freilich zeigte auch hierin Friedrich Wilhelm eine gewisse Vorurtheilsfreiheit: berief er doch den niedersächsischen Bauernsohn Scharnhorst an die neugegründete Militärakademie. Gewiß belebte er bei einigen Mitgliedern des Offizierstandes wissenschaftlichen Sinn, aber im ganzen verachtete derselbe jede gründlichere Bildung und erholte sich von dem langweiligen Paradedienst bei sittenlosen Gelagen und übermüthigen Streichen. Dagegen wurde für die Gelehrsamkeit mit einem bisher unerhörten Eifer gesorgt, eine Reihe namhafter Gelehrter — A. v. Humboldt, Johan Müller, Hufeland — nach Berlin berufen und selbst die Errichtung einer Berliner

schule ins Auge gefaßt. — In der inneren Verwaltung war die unendlich schreibselige pedantische Bureaukratie ein großer Uebelstand: und was die ganze Leitung der Geschäfte betraf, so nahm zum großen Nachtheil der Regierung der Einfluß der Kabinetsräthe zu, die bei der Fülle der erstatteten und zu beantwortenden Berichte aus Schreibern zu Rathgebern des Königs wurden. Schlimm genug, selbst wenn die Kabinetsräthe Staatsmänner waren: aber noch schlimmer, wenn sie dem leichtfertigen Lombard glichen.

Indessen war der König für die Aufgaben, welche die innere Verwaltung
m stellte, doch noch weit besser vorgebildet, als für die Leitung der aus-
ärtigen Politik. Ihm galt als oberster Grundsatz die Erhaltung des Friedens,
d er wurde von seiner Umgebung in dieser Ansicht systematisch bestärkt. Die
anzosen liebte er nicht, noch weniger täuschte er sich über ihre Gefährlichkeit;
weilen gestand er wol, daß ein Kampf mit dieser Macht wahrscheinlich sei;
nn wollte er wenigstens alle Kräfte für den entscheidenden Schlag sparen.
hne besonderen Groll gegen Oestreich, war er gleichwol einer Vergrößerung
r Macht des Kaiserstaates abgeneigt, besonders den auf Erwerb Baierns
lenden Gelüsten.

---

6. Der Rastatter Kongreß 1797—1799.

Inzwischen hatte der Rastatter Kongreß seinen Anfang genommen, die Leichen-
feier oder, wenn man will, der Leichenschmaus des heiligen römischen Reiches
utscher Nation. Denn alle die Vertreter der deutschen Fürsten, welche hier
schienen, kamen nur in der Absicht, aus dem allgemeinen Raube ein möglichst
oßes Beutestück heimzubringen. Bei der Eifersucht zwischen Preußen und
estreich hatten die Vertreter der französischen Republik gewonnen Spiel: sie
rfügten über die deutschen Reichsländer, bei ihnen bettelten die Fürsten und
r hohe Adel, der hinter jenen nicht zurückstehen wollte. Hier lernte auch
onaparte, der den Kongreß nur flüchtig besuchte, die Richtigkeit des deutschen
eichsrechtes kennen und voller Schadenfreude beobachtete der Emporkömmling
er die demüthige Kriecherei des deutschen Fürstenstandes.

Während der Kongreß angeblich auf der Grundlage der Integrität des
eiches tagen sollte, trat Frankreich gar bald mit der Forderung des linken
heinufers hervor. Es war selbstverständlich, daß die Fürsten, die dort ihre
esitzungen hatten, für ihren Verlust entschädigt werden mußten: wer anders
s die geistlichen Wahlfürsten, die ja doch nur den Nießbrauch ihrer Gebiete
tten und mit Pensionen abzufinden waren, konnten zur Beschaffung der noth-
ndigen Entschädigungen in Anspruch genommen werden? Da die Säkularisationen
ch nicht zu vermeiden waren, hätte Preußen die Aufgabe gehabt, durch völlige
rweltlichung des heiligen Reiches über die Trümmer hinweg ein neues Staats-
sen, einen Fürstenbund unter preußischer Führung zu begründen: wenn die
utschen Fürsten aus Preußens statt aus Frankreichs Händen ihre Entschädigungen
ielten, konnte man hoffen sie für die preußische Sache zu gewinnen. Aber zu



Friedrich Wilhelm und Luise im Jahre 1798. (Tracht der französischen Revolution.

Gemalt von C. Hampe, gestochen 1798 von F. W. Nettling.

einer solchen kühnen Politik konnte sich die preußische Regierung nicht emporschwingen; auch sahen die kleineren und kleinsten unter den deutschen Fürsten bald ein, daß Frankreichs Gesandten den Kongreß beherrschten, und nur von der Republik die Förderung grade ihrer Interessen zu erwarten stand. Denn was den kleinen Dynasten zufiel, das ging dem deutschen Volke am sichersten verloren: nur so konnte man mit der Zerstückelung Deutschlands auch seinem Volksthum den Boden unter den Füßen wegziehen.

So tagten denn in Rastatt die deutschen Gesandten, verhöhnt und bewitzelt von den französischen Diplomaten; ja sie riefen wol gar den französischen Schauspielern Beifall zu, wenn sie die „bêtes allemandes“ verspotteten.

---

7. Der zweite Koalitionskrieg (1798 und 1799). Oestreichs Kampf bis zum Frieden von Luneville (1801).

Das Wiener Kabinet hatte den Frieden von Campo Formio nur widerwillig angenommen, in der Hoffnung, außer Venetien auch die römischen Legationen zu bekommen. Da es sich in dieser Hoffnung getäuscht sah und in der Auftheilung des Reiches auch die Vernichtung des alten habsburgischen Kaiserthums erblickte, war es einem neuen Waffengange nicht abgeneigt, falls es nur einen geeigneten Bundesgenossen fand. Nun hatte der englische Minister **Pitt** (der Jüngere), ein rastloser Kämpfer gegen die unruhige Republik, den russischen Kaiser **Paul I.**, der im Jahre 1796 auf seine Mutter Katharina gefolgt war, ohne Mühe für seine Angriffspolitik gewonnen: schon im Sommer 1798 betheiligte [1798] sich Oestreich an den Verhandlungen über eine neue Koalition. Es schien die höchste Zeit, der Ausdehnung der französischen Macht ein Ziel zu setzen; hatte sie doch eben den Kirchenstaat in eine römische Republik verwandelt, (Februar 1798) und an Stelle des eidgenössischen Bundesstaates die untheilbare helvetische Republik gesetzt. Auch schien die Gelegenheit nicht ungünstig; der gefürchtete korsische Held, getrieben von dem Gedanken, das verhaßte England im Orient tödtlich zu treffen, war im Mai 1798 nach Aegypten abgesegelt. Auch Preußen, dessen Minister jetzt den wahren Charakter der französischen Politik erkannt, hätte nun mit voller Kraft in den Kampf treten müssen, aber der friedliebende Fürst und seine altersschwachen Generale ließen die große Stunde ungenutzt verstreichen. So blieb Preußen dem Kampfe fern, zu welchem ein an sich geringfügiger Vorfall in Wien den Vorwand abgeben mußte.

Bei einem patriotischen Feste zu Wien hatte der französische Botschafter **Bernadotte** … erhaßte Trikolore aufgezogen (13. April 1798). Bei dem dadurch veranlaßten Volks… uf wurde die Fahne herabgerissen und das Gesandtschaftshotel beschädigt. Bernadotte … e ab, als ihm die geforderte Genugthuung verweigert wurde: nachher ließen sich die … reicher doch noch auf Verhandlungen ein, da sie noch nicht gehörig gerüstet waren.

Die Franzosen eröffneten den Krieg (Januar 1799) mit der Einnahme von [1799] Ehrenbreitenstein; vom Erzherzog Karl im März wiederholt geschlagen, mußte

Jourdan über den Rhein zurückweichen. Nun erst löste sich der Rastatter Kongreß, der zwecklos zusammengeblieben war, auf.

Bis zu welchem Grade im östreichischen Heere die Erbitterung gegen die Wälschen gestiegen war, zeigte die völkerrechtswidrige Ermordung der heimreisenden Rastatter Kongreßgesandten Roberjot und Bonnier, — de Bry entkam schwerverwundet (28. April 1799). Trotz sorgfältigster Untersuchungen ist der Vorfall noch nicht genügend aufgeklärt. Während man früher geneigt war, das östreichische Kabinet für die Bluthat verantwortlich zu machen, schiebt man jetzt alle Schuld auf die Szekler Husaren Barbáczys, welche den Mord verübten. Allein die östreichische Regierung hatte die Wegnahme der Depeschen der Direktorialgesandten angeordnet und bekundete ihr böses Gewissen auch dadurch, daß sie die Untersuchung im Sande verlaufen ließ.

Glänzende Hoffnungen erregten die ersten Ereignisse des Kriegsjahres: der furchtbare russische Feldherr Suworow warf im Verein mit den östreichischen Waffengefährten in einer Reihe von Siegen über Macdonald, Moreau und Joubert (bei Magnano, Cassano, an der Trebia, bei Novi) in wenigen Monaten — April bis August — die Schöpfungen Napoleons über den Haufen. Auch in der Schweiz kämpfte Erzherzog Karl im Juni und Juli nicht unglücklich. Aber der weitere Verlauf entsprach diesen Anfängen nicht. Zwischen den Absichten der Verbündeten bestand keine Uebereinstimmung: Kaiser Paul bezweckte ehrlich die Wiederherstellung der alten Zustände und Regierungen, dem Wiener Kabinet war es mehr um Eroberungen in Italien zu thun. Die militärische Entscheidung vollzog sich auf dem Schweizer Kriegsschauplatz. Die Oestreicher unter dem Erzherzog, die Russen unter Korsakow sollten, verstärkt durch den siegreichen Suworow, der nun aus Italien abberufen wurde, einen furchtbaren Gesammtangriff auf Massena, Soult und Lecourbe machen. Unter unglaublichen Beschwerden überschritt Suworow die Alpen, aber ehe er den befreundeten Heerführern die Hand reichen konnte, hatten diese bei Zürich (am 25. und 26. September) eine verhängnißvolle Niederlage erlitten. Nun mußte Suworow unter verdoppelten Mühen und Gefahren auf furchtbaren Wegen nach der Ostschweiz und Vorarlberg abziehen, rastlos bemüht, die Feinde von seinen Heerestrümmern fern zu halten und die nicht minder feindselige Natur zu überwinden.

Bei der Einnahme der Stadt Zürich wurde der als Schriftsteller berühmte Prediger Lavater von einem französischen Soldaten tödtlich verwundet. — Suworow starb in unverdienter Ungnade im Mai 1800.

Nach einem bitteren Schreiben des Kaisers Paul an Franz II. (22. Oktober) war ihr Bündniß gelöst; nicht minder zürnte der Zar den Engländern, die sowol in Holland ihre althergebrachte Unfähigkeit im offenen Feldkrieg bekundeten als auch allenthalben ihren Krämergeist bewiesen. Mißmuthig näherte sich Paul I. Frankreich: nur seine Ermordung verhinderte (23. März 1801) den Abschluß der Unterhandlungen mit Napoleon.

Völlig vereinsamt stand Oestreich im Feld gegen die Republik, in welcher nach einer folgenschweren Umformung der Verfassung aufs neue zum Entscheidungskampfe gerüstet wurde. Aus Aegypten am 9. Oktober 1799 zurückgekehrt, stürz

Napoleon am 9. November (18. Brumaire) das Direktorium und trat als erster Konsul an die Spitze des Staates. Um die neue Aera zu verherrlichen, noch mehr, um dem Ziele seines Ehrgeizes näher zu kommen, mußte er mit der Armee, die unter seinen Fahnen zu siegen gewohnt war, sich auf die zähen Gegner stürzen. Sein Versuch, die Seeherrschaft Englands durch einen Bund aller Seemächte des Nordens und Südens zu vernichten, scheiterte gänzlich, aber zu Lande, gegen den Kaiser war das Glück ihm treu.

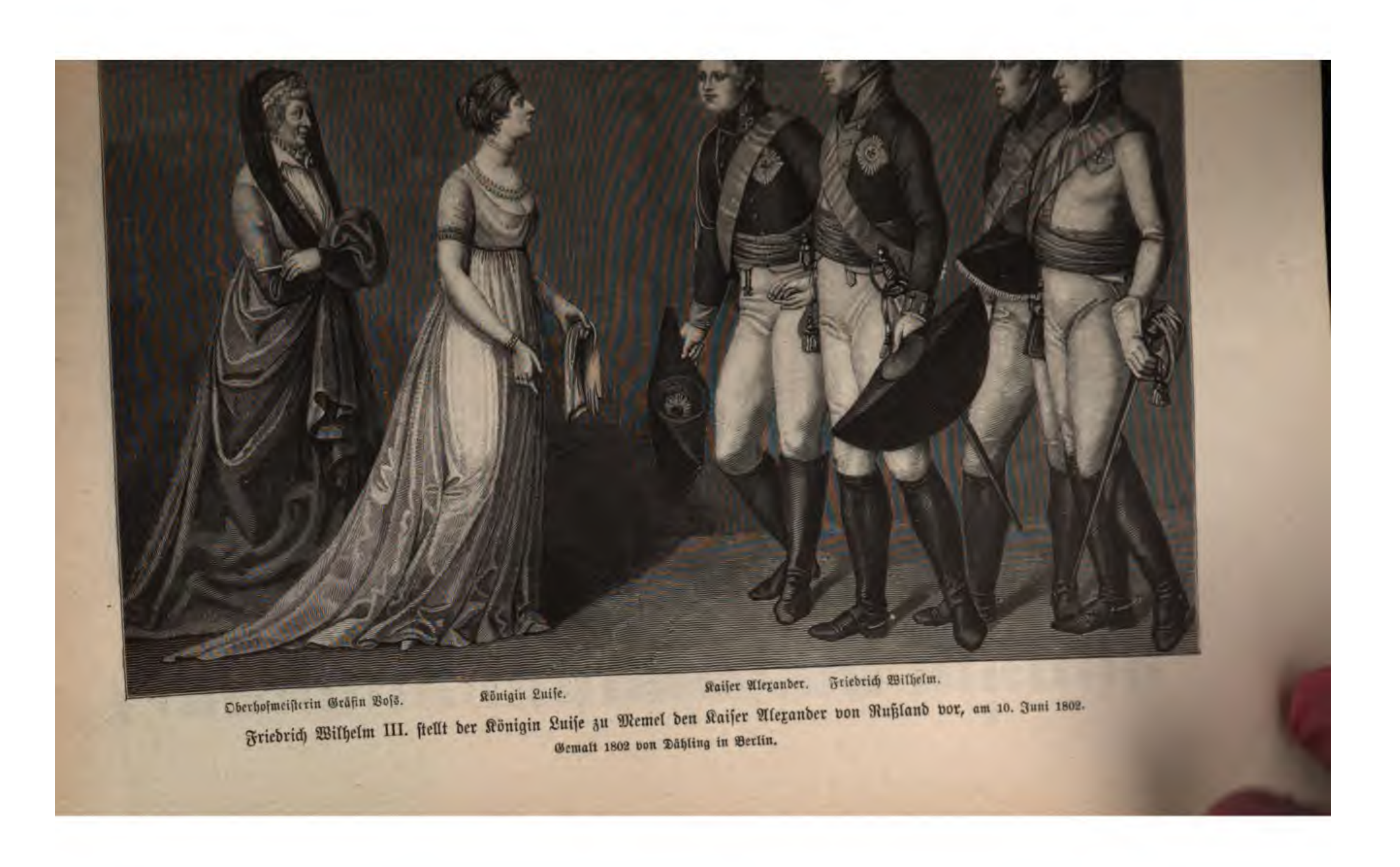
General Moreau mußte in dem Feldzug des Jahres 1800 den östreichischen General Kray beschäftigen, der die ausgedehnte Angriffslinie vom Bodensee bis zum Main unmöglich decken konnte, immer weiter zurückgedrängt wurde und sich am 15. Juli zu einer Waffenruhe verstand. 1800

Inzwischen war an anderer Stelle schon eine Entscheidungsschlacht geschlagen worden. Napoleon hatte an der Südostgrenze des Reiches eine gewaltige Armee gesammelt und bewies durch seinen großartigen Zug über die Alpen (Mai 1800), die von Schnee und Eis starrenden Pässe des großen und kleinen Sankt Bernhard, des Mont Cenis und des Gotthard, daß Suworows Lorbeeren für den französischen Soldaten nicht unerreichbar seien. Seine Absicht, den in Genua belagerten Massena zu entsetzen, erreichte er zwar nicht, aber nach mehreren siegreichen Gefechten schlug er am 14. Juni den östreichischen Feldherrn Melas bei Marengo aufs Haupt. Nach hartem Ringen erst wurde der Sieg gewonnen: die Oestreicher hatten den Angriff begonnen und ihre Gegner schon zum Weichen gebracht: da traf General Desaix, von seinem Marsch auf Genua zurückberufen, noch rechtzeitig auf dem Schlachtfelde ein, um mit seinem Heldentode dem ersten Konsul den Sieg zu erkaufen.

Sofort schloß Melas einen Waffenstillstand, (von Alessandria, 15. Juni) und die Friedenspartei in Oestreich erhob ihr Haupt. Aber der englische Subsidienvertrag hielt Oestreich einstweilen noch zurück: der Kampf ward erneuert. Da öffnete ein blutiger Sieg Moreaus, bei Hohenlinden auf dem Plateau zwischen Isar und Inn (3. Dezember), dem Feinde die Straße auf Wien. Als wenige Wochen später die Franzosen auch noch am Mincio siegten, war Oestreichs Kraft erschöpft. Auf die Waffenruhe von Steyer (25. Dezember) folgte am . Februar 1801 der Friede von Luneville.

Dieser Friede ist im wesentlichen eine Bestätigung der Verträge von Campo Formio und Rastatt: er besiegelt zunächst die Abtretung Belgiens an Frankreich, Venedigs, Istriens und Dalmatiens an Oestreich. Der Thalweg des Rheins von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in Holland bildet nunmehr die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland.

Auch diesen Frieden mußte das Reich bezahlen: dabei war er nicht weniger rüchig und lückenhaft, als seine letzten Vorgänger. Die Entschädigungen für die Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer ihre Besitzungen verloren hatten, waren noch nicht vereinbart: auch war nicht bestimmt, mit welchen deutschen Gebieten denn eigentlich der depossedirte Großherzog von Toskana, des Kaisers ruder, abgefunden werden sollte.



Friedrich Wilhelm III. stellt der Königin Luise zu Memel den Kaiser Alexander von Rußland vor, am 10. Juni 1802.

Gemalt 1802 von Dähling in Berlin.

chtsrheinischen geistlichen Gebiete zur Befriedigung aller fürstlichen Begehrlich=
iten nicht ausreichten, beschloß man auch den Reichsstädten den Garaus zu
achen. Endlich am 25. Februar 1803 kam nach vielem Hader der **Reichs=** 1803
eputationshauptschluß zu stande: der Reichsschluß vom 27. April blies
12 deutschen Staaten das Lebenslicht aus.

Es blieben von geistlichen Ständen nur drei bestehen, die beiden geistlichen Ritterorden zu Gunsten des katholischen Adels, und das Erzstift Mainz — im Interesse Frankreichs. Die Reichsstädte verschwanden bis auf die sechs größten (Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg). Preußen bekam für die auf dem linken Rheinufer verlorenen achtundvierzig Quadratmeilen fünffachen Ersatz. Oestreich, das an den Herzog von Modena Ortenau und den Breisgau abtrat, erhielt die Bisthümer Trient und Brixen, der Herzog von Toskana das Erzbisthum Salzburg mit der Propstei Berchtesgaden, sowie Theile der Bisthümer Passau und Eichstädt. Hannover wurde in überreichlicher Weise mit dem Bisthum Osnabrück abgefunden. Baiern gewann neunzig Quadratmeilen und 300,000 Einwohner und arrondirte sich vortrefflich durch die Einverleibung der Bisthümer Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg, Passau und einer Anzahl freier Reichsstädte und Abteien. Jetzt konnte es erst recht eine politische Rolle spielen, und das sollte es auch, — im Interesse Frankreichs —. Aus gleicher Rücksicht wurde Würtemberg vierfach, Hessen-Darmstadt achtfach, Baden zehnfach entschädigt.

Durch die Gebietsveränderungen wurde auch die Verfassung des Reiches,
das dem Namen nach fortbestand, erheblich modifizirt. Der Kurfürstenrath, aus
dem Trier und Köln verschwunden waren, bestand durch den Eintritt der neu=
geschaffenen vier Kurfürsten von **Hessen**, **Baden**, **Salzburg** und **Würtem=
berg** aus zehn Mitgliedern und zählte unter den Kurstimmen nunmehr sechs
protestantische. Im Fürstenrathe blieben neben 53 evangelischen nur 29 katho=
lische Stände: als aber die neuen Besitzer der ehemals geistlichen Gebiete auch
die Stimmen der entthronten Stände beanspruchten, entstand ein lebhafter Streit,
der bis zur völligen Auflösung des Reiches ungeschlichtet blieb.

Das alte Reich, das heilige Reich, wie sein Titel log, war zusammengebrochen. Das sah auch der Papst ein, er erkannte jetzt nur noch ein „Deutsches Kaiserthum" an und übertrug die Schutzherrschaft über die Kirche „seinem geliebtesten Sohne Bonaparte." Gleichwol war es eine Kurzsichtigkeit zu klagen, daß es mit der Herrschaft Roms in Deutschland ein Ende habe. Denn während die großen Kirchenfürsten im achtzehnten Jahrhundert, verweltlichte Söhne des deutschen Adels, sich um Rom und die Kirche wenig kümmerten, vermochte der Papst in Zukunft die Würdenträger, die großentheils plebejischen Herkommens waren, weit inniger an die römischen Interessen zu fesseln. Für den Adel hatte der geistliche Stand keinen Reiz mehr, seit derselbe keinen herrschaftlichen Besitz mehr bot: grollend zog er sich zurück, erbittert namentlich auf die Staaten, welchen die Domherrnstifter, diese Versorgungsanstalten jüngerer Söhne, zugefallen waren: besonders die westfälischen Geschlechter haben sich nachmals durch die Opposition ausgezeichnet, die sie dem obendrein protestantischen Preußen machten.

Das Kaiserthum hatte aber nicht minder als das Papstthum durch die
nformung des Reiches an Bedeutung verloren; darum hielt das Haus Habs=
rg es für nöthig, sich seine Großmachtsstellung dadurch zu sichern, daß es am
i 1804, den Kaisertitel auf seine Erblande übertragend, Oestreich zum
hume erhöhte. Was das Kaiserthum an Einfluß verlor, war aber keines=

wegs dem deutschen Großstaate Preußen zu gute gekommen. Der neue L
gewinn schien glänzender, als er war: die Armee erhielt aus den neue
werbungen eine geringe Verstärkung, die Finanzkraft keine Steigerung: die
Unterthanen waren zum Theil so widerhaarig, wie die Polen. Von eine
rundung des Staatsgebietes war vollends nicht die Rede, — dazu hätte
Hannovers bedurft.

Wenn die Umformung Deutschlands, die alles historisch Gewordene
den Haufen warf, vielleicht auch für die Zukunft wohlthätige — von
französischen Machthaber nicht beabsichtigte — Folgen gehabt hat, ja fü
Werden und Wachsen des deutschen Einheitsgedankens heilsam gewesen i
war die erste Wirkung der Veränderungen doch nur die Machtlosigkeit D
lands in wenig anderer Gestalt. Die Haltung des neuen Reichstages
schied sich in nichts von der des alten; dumpf und träge schleppten si
Verhandlungen hin, als fühle man, daß eigentlich schon alles vorüber sei

---

9. Die Dichter und Denker der Nation zur Zeit der Auflösung des R

Die große Mehrheit der Nation, längst entwöhnt der thätigen Antheil
an großen politischen Ereignissen, verharrte in unverwüstlicher Gleic
keit. Nur ein einziger, ein deutscher Edelmann ohne Gleichen, der F
Karl vom Stein wagte, über die Schmach des Augenblicks öffentli
mit Einsicht zu reden und machte durch stolzen Freimuth seinen Name
hinaus über Preußens Grenze bekannt.

Karl Heinrich Reichsfreiherr vom Stein war auf der Stammb
alten Geschlechtes, dem Hause zum Stein bei Nassau an der Lahn am 26. Oktob
geboren. Durch Universitätsstudien gründlich gebildet, trat er, dreiundzwanzig Ja
in den preußischen Staatsdienst, übernahm nach dem Frieden von Luneville die U
tung der westfälischen Erwerbungen zu Bestandtheilen des preußischen Staates un
in Westfalen zur Zeit die Stellung eines Kammerpräsidenten inne. In einem S
an den Herzog von Nassau, welcher das alte Haus zum Stein der Landeshoheit
werfen wollte, sprach Stein zum Schluß den Satz aus: „Sollen die wohlthätigen
Zwecke der Unabhängigkeit und Selbständigkeit Deutschlands erreicht werden, so
die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fo
des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß
glückliche Ereigniß erlebe."

Wo aber waren die deutschen Dichter und Denker, die wir in u
Jahrhundert die politischen Bestrebungen ihrer Nation mit ihren Worte
Werken begleiten sehen, die neuerdings, das innerste Leben des National
wiederspiegelnd, oft genug in den ersten Reihen gestanden haben, selbst
sich um praktische Aufgaben der Politik handelte? Es klingt hart, und e
manchem von den unbedingten Verehrern der Heroen unserer Literatur
fallen, wenn wir eingestehen, daß der klassischen Literatur Deutschlands wi

chtsrheinischen geistlichen Gebiete zur Befriedigung aller fürstlichen Begehrlich-
iten nicht ausreichten, beschloß man auch den Reichsstädten den Garaus zu
achen. Endlich am 25. Februar 1803 kam nach vielem Hader der Reichs- 1803
eputationshauptschluß zu stande: der Reichsschluß vom 27. April blies
12 deutschen Staaten das Lebenslicht aus.

Es blieben von geistlichen Ständen nur drei bestehen, die beiden geistlichen Ritterorden zu Gunsten des katholischen Adels, und das Erzstift Mainz — im Interesse Frankreichs. Die Reichsstädte verschwanden bis auf die sechs größten (Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg). Preußen bekam für die auf dem linken Rheinufer verlorenen achtundvierzig Quadratmeilen fünffachen Ersatz. Oestreich, das an den Herzog von Modena Ortenau und den Breisgau abtrat, erhielt die Bisthümer Trient und Brixen, der Herzog von Toskana das Erzbisthum Salzburg mit der Propstei Berchtesgaden, sowie Theile der Bisthümer Passau und Eichstädt. Hannover wurde in überreichlicher Weise mit dem Bisthum Osnabrück abgefunden. Baiern gewann neunzig Quadratmeilen und 300,000 Einwohner und arrondirte sich vortrefflich durch die Einverleibung der Bisthümer Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg, Passau und einer Anzahl freier Reichsstädte und Abteien. Jetzt konnte es erst recht eine politische Rolle spielen, und das sollte es auch, — im Interesse Frankreichs —. Aus gleicher Rücksicht wurde Würtemberg vierfach, Hessen-Darmstadt achtfach, Baden zehnfach entschädigt.

Durch die Gebietsveränderungen wurde auch die Verfassung des Reiches, as dem Namen nach fortbestand, erheblich modifizirt. Der Kurfürstenrath, aus em Trier und Köln verschwunden waren, bestand durch den Eintritt der neu-eschaffenen vier Kurfürsten von Hessen, Baden, Salzburg und Würtem-erg aus zehn Mitgliedern und zählte unter den Kurstimmen nunmehr sechs rotestantische. Im Fürstenrathe blieben neben 53 evangelischen nur 29 katho-lische Stände: als aber die neuen Besitzer der ehemals geistlichen Gebiete auch die Stimmen der entthronten Stände beanspruchten, entstand ein lebhafter Streit, der bis zur völligen Auflösung des Reiches ungeschlichtet blieb.

Das alte Reich, das heilige Reich, wie sein Titel log, war zusammengebrochen. Das sah auch der Papst ein, er erkannte jetzt nur noch ein „Deutsches Kaiserthum" an und übertrug die Schutzherrschaft über die Kirche „seinem geliebtesten Sohne Bonaparte." Gleichwol war es eine Kurzsichtigkeit zu klagen, daß es mit der Herrschaft Roms in Deutschland ein Ende habe. Denn während die großen Kirchenfürsten im achtzehnten Jahrhundert, verweltlichte Söhne des deutschen Adels, sich um Rom und die Kirche wenig kümmerten, vermochte der Papst in Zukunft die Würdenträger, die großentheils plebejischen Herkommens waren, weit inniger an die römischen Interessen zu fesseln. Für den Adel hatte der geistliche Stand keinen Reiz mehr, seit derselbe keinen herrschaftlichen Besitz mehr bot: grollend zog er sich zurück, erbittert namentlich auf die Staaten, welchen die Domherrnstifter, diese Versorgungsanstalten jüngerer Söhne, zugefallen waren: besonders die westfälischen Geschlechter haben sich nachmals durch die Opposition ausgezeichnet, die sie dem obendrein protestantischen Preußen machten.

Das Kaiserthum hatte aber nicht minder als das Papstthum durch die Umformung des Reiches an Bedeutung verloren; darum hielt das Haus Habs-burg es für nöthig, sich seine Großmachtsstellung dadurch zu sichern, daß es am ... i 1804, den Kaisertitel auf seine Erblande übertragend, Oestreich zum ...ume erhöhte. Was das Kaiserthum an Einfluß verlor, war aber keines-

wegs dem deutschen Großstaate Preußen zu gute gekommen. Der neue Ländergewinn schien glänzender, als er war: die Armee erhielt aus den neuen Erwerbungen eine geringe Verstärkung, die Finanzkraft keine Steigerung: die neuen Unterthanen waren zum Theil so widerhaarig, wie die Polen. Von einer Abrundung des Staatsgebietes war vollends nicht die Rede, — dazu hätte man Hannovers bedurft.

Wenn die Umformung Deutschlands, die alles historisch Gewordene über den Haufen warf, vielleicht auch für die Zukunft wohlthätige — von dem französischen Machthaber nicht beabsichtigte — Folgen gehabt hat, ja für das Werden und Wachsen des deutschen Einheitsgedankens heilsam gewesen ist, so war die erste Wirkung der Veränderungen doch nur die Machtlosigkeit Deutschlands in wenig anderer Gestalt. Die Haltung des neuen Reichstages unterschied sich in nichts von der des alten; dumpf und träge schleppten sich die Verhandlungen hin, als fühle man, daß eigentlich schon alles vorüber sei.

---

9. Die Dichter und Denker der Nation zur Zeit der Auflösung des Reichs.

Die große Mehrheit der Nation, längst entwöhnt der thätigen Antheilnahme an großen politischen Ereignissen, verharrte in unverwüstlicher Gleichgiltigkeit. Nur ein einziger, ein deutscher Edelmann ohne Gleichen, der Freiherr Karl vom Stein wagte, über die Schmach des Augenblicks öffentlich und mit Einsicht zu reden und machte durch stolzen Freimuth seinen Namen weit hinaus über Preußens Grenze bekannt.

Karl Heinrich Reichsfreiherr vom Stein war auf der Stammburg des alten Geschlechtes, dem Hause zum Stein bei Nassau an der Lahn am 26. Oktober 1757 geboren. Durch Universitätsstudien gründlich gebildet, trat er, dreiundzwanzig Jahre alt, in den preußischen Staatsdienst, übernahm nach dem Frieden von Luneville die Umgestaltung der westfälischen Erwerbungen zu Bestandtheilen des preußischen Staates und hatte in Westfalen zur Zeit die Stellung eines Kammerpräsidenten inne. In einem Schreiben an den Herzog von Nassau, welcher das alte Haus zum Stein der Landeshoheit unterwerfen wollte, sprach Stein zum Schluß den Satz aus: „Sollen die wohlthätigen großen Zwecke der Unabhängigkeit und Selbständigkeit Deutschlands erreicht werden, so müssen die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dies glückliche Ereigniß erlebe."

Wo aber waren die deutschen Dichter und Denker, die wir in unserem Jahrhundert die politischen Bestrebungen ihrer Nation mit ihren Worten und Werken begleiten sehen, die neuerdings, das innerste Leben des Nationalgeistes wiederspiegelnd, oft genug in den ersten Reihen gestanden haben, selbst wo es sich um praktische Aufgaben der Politik handelte? Es klingt hart, und es wird manchem von den unbedingten Verehrern der Heroen unserer Literatur mißfallen, wenn wir eingestehen, daß der klassischen Literatur Deutschlands während

der Zeit von 1773, wo Goethes „Götz von Berlichingen“ erschien, bis zum Jahre 1803 jedes nationale Gepräge gebricht. Freilich, wenn die deutsche Eigenart lediglich darin bestehen sollte, unbekümmert um alle Ereignisse des praktischen und politischen Lebens sich in kühnem Fluge zu den Höhen des Ideals emporzuschwingen oder sich in die Tiefen der Forschung zu versenken, mit kosmopolitischem Geiste zu den Helden fremder Nationen hinüberschweifend, von dorther neue Anregung zu beschaffen oder das Gefühlsleben bis zum Uebermaß zu kultiviren, dann ist der Geist jener Literaturepoche in hervorragender Weise national zu nennen. Wer aber nur an die Zeit der Minnesänger, an die Tage der Reformation, an Hans Sachs und Hutten denkt, wer sich daran erinnert, daß Goethe selbst dem siebenjährigen Krieg einen bedeutsamen Einfluß auf den nationalen Gehalt der Literatur zuschreibt, wird zugeben müssen, daß eine ganz andere Art nationaler Literatur im Bereiche der Möglichkeit lag. Mochte die damalige Generation begeistert von deutscher Tiefe, deutschem Idealismus, deutscher Universalität sprechen, sie besaß diese Eigenschaften, aber dieselben bedeuteten für jene Zeit die Verneinung oder die Abwesenheit nationalen Denkens und Dichtens.

Daß es so kam, soll den beiden großen Meistern, die damals in Weimar zusammenwirkten, — Herder und Klopstock, von Gleim zu geschweigen, gingen im Laufe des Jahres 1803 heim — keineswegs zum Vorwurf gemacht werden. Es gab auf der einen Seite in Wahrheit keine Nation, deren Thaten oder Leiden die deutschen Dichter hätten begeistern können: andrerseits waren Goethe und Schiller vermöge ihrer Eigenart nicht zu Trägern des nationalen Gedankens berufen. Der eine, erfüllt von rein idealem Feuer, aus jenen Reichskreisen stammend, wo das nationale Leben längst so recht eigentlich verzettelt war, der andere, mit der Selbstgenügsamkeit eines wahrhaften Olympiers über das Treiben und Leiden der alltäglichen Welt weit erhaben, gebürtig aus einer Reichsstadt, die an reichspatriotischen Erinnerungen ebenso reich war, wie arm an deutscher Gesinnung: beide an einem kleindeutschen Hofe, welcher keine große Politik machen konnte — wie hätten sie sich mit vaterländischer Begeisterung zu erfüllen und diese in weitere Kreise zu tragen vermocht! Die „goldenen Tage von Weimar“ haben für jeden, der in den Bestrebungen der hervorragendsten Geistesgrößen gern den Geist seines Volkes wiederfinden möchte, geradezu etwas Beängstigendes. Dieses Aufgehen in Dichtkunst und Freundschaft, soweit letztere echt ist, dieser Heißhunger nach neuen literarischen Genüssen, diese Gefühlsschwärmerei, dieser Klatsch! — und dabei stand die Welt in Flammen, alte Staaten stürzten ein, Ströme Blutes flossen: — aber als läge dies Weimar im Monde, so schloß sich der Kreis dieser Geisteshelden von der Außenwelt ab. Man hat wol in neuester Zeit geurtheilt, „ein Geschlecht von solcher Energie des geistigen Schaffens“ habe unmöglich auch politischen Blick und Sinn besitzen können: allein wer möchte nicht zugeben, daß dieser politische Sinn mit Nothwendigkeit erwacht wäre, wenn sich der Hochsitz der Musen in einer der beiden deutschen Hauptstädte befunden hätte und in Wien oder Berlin eine großartige, nationale Politik getrieben wäre. Aber daran lag es eben, es fehlte die Nation: nichts ist charakteristischer für jenes Geschlecht, in dem die Schwere der Zeit die ernstesten Gedanken hätte wachrufen müssen, als daß es die Phantasiekunststücke und die Gefühlsschwärmerei des „genialen“ deutschen Humoristen vergötterte, dem als Denkmal der Franzosenzeit ein französischer Name anhaftet.

Zum Glück für Deutschland wuchs aber schon ein neues Geschlecht heran,

monarchie bestehe in der Versöhnung Oestreichs und Preußens und der Gründung eines von beiden geleiteten germanischen Bundes.

Aber in Preußen überwog der landesväterliche Wunsch den Frieden zu bewahren, und die kurzsichtige Politik Hardenbergs, der im Anschluß an Frankreich Hannover zu erwerben hoffte. So beschränkte sich die neue Koalition, welche im April 1805 geschlossen wurde, auf das von William Pitt geleitete England, Rußland und Oestreich: Kaiser Alexander war entschlossen, das russische Heer gegen den Willen des preußischen Königs durch das Gebiet desselben nach Oestreich zu führen.

Niemand kam die Kunde von diesen Rüstungen gelegener als Napoleon. Seit langer Zeit hatte er daran gearbeitet, von Boulogne aus eine Landung in England zu machen und den verhaßten Staat, den er zur See nicht besiegen konnte, mit einem furchtbaren Landheere über den Haufen zu werfen. Ungeheure Summen waren für diesen Zweck, namentlich für den Bau flacher Transportschiffe aufgewendet worden. Dabei wurde Napoleon immer bedenklicher: wenn nicht zu gleicher Zeit die französische Flotte, die theils in verschiedenen Häfen blokirt, theils in den westindischen Gewässern entfernt war, rechtzeitig ankam, um die Landung zu decken, war der Plan unausführbar. Ja selbst, wenn sie rechtzeitig eintraf, war das Gelingen des Unternehmens höchst zweifelhaft. Man hätte mehr als acht Tage gebraucht, um die Truppen ein- und auszuschiffen; dabei bedurfte man des ruhigsten Wetters — wie wäre in dem stürmischen Kanal darauf zu rechnen gewesen! — kurz dieser Landungsplan, mit dem Napoleon die Welt hatte erschrecken wollen, machte ihm mehr Sorge als den Engländern selbst. Man hätte grade jetzt Napoleon keine Gelegenheit geben dürfen, die Aufmerksamkeit Frankreichs auf einen andern Punkt abzulenken: man hätte warten sollen, bis die aufgeregte öffentliche Meinung Frankreichs den Kaiser zwang, seine Prahlereien wahr zu machen: nach menschlicher Voraussicht würde das Unternehmen gescheitert sein. Dann war es Zeit gegen das bestürzte Frankreich vorzugehen, wo der neugegründete Kaiserthron vermuthlich in jähem Falle zusammenbrach. Zum Unglücke für Deutschland ließ man diese günstige Chance außer Berechnung. Dagegen trugen sich Rußland und Oestreich mit den weitgehendsten Entwürfen, den kühnsten Plänen. Bis an die Mosel sollte Frankreich zurückgedrängt werden, selbst die Entthronung des Korsen schien erreichbar. Dabei waren aber die Rüstungen der Verbündeten langsam, schwächlich und unzureichend.

Begierig ergriff Napoleon den gebotenen Vorwand die Landung in England aufzugeben. Unbemerkt wandten sich seine Truppen von Boulogne nach dem Rheine, französische Späher kundschafteten den Kriegsschauplatz an der Donau aus. Eilig zwang er dann seine süddeutschen Schützlinge ihm Heeresfolge zu leisten: die deutsche Freiheit, die er zu retten kam, mußte noch einmal als Köder herhalten. Kurfürst Max Joseph von Baiern hielt auf Napoleons Befehl die östreichischen Unterhändler, die ihn zum Anschluß an die Koalition bewegen wollten, mit heuchlerischen Betheurungen hin, dann führte er sein Heer

Reichslande zu besetzen wage, auf der andern getraute es sich doch nicht, den Gedanken eines norddeutschen Fürstenbundes zur Abwehr französischer Begehrlichkeit mit Energie zu erfassen oder gar zu verwirklichen. Während Preußen auf Frankreichs Freundschaft hoffte, mußte das wehrlose Reich den Becher der Schande bis zur Neige leeren.

Der Herzog von Enghien, welcher in dem jetzt badischen Städtchen Ettenheim in stiller Zurückgezogenheit lebte, wurde unter dem Vorwande, daß er an einer royalistischen Verschwörung betheiligt erscheine, in der Nacht vom 14. zum 15. März 1804 durch französische Truppen verhaftet, nach Vincennes geschafft und unter kriegsrechtlichen Formen gemordet. Während die europäischen Staaten über diese schreiende Verletzung des Völkerrechts Klage führten, ersuchte Baden, auf Napoleons Befehl, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, und die übrigen Gesandten traten schleunigst ihre Ferien an, um die Gewaltthat todtschweigen zu dürfen.

Wieder zeigte sich die Ohnmacht und klägliche Zerrissenheit Deutschlands, als Napoleon im Mai 1804 die Kaiserkrone annahm und mit diesem Titel die Ansprüche der Caesaren und Karolinger zu erneuern schien. Kaiser Franz begnügte sich, durch Annahme des Titels eines Kaisers von Oestreich für sein Haus zu retten, was aus dem Schiffbruch des alten Reiches zu retten war; in Preußen säumte man nicht mit der Anerkennung Napoleons, dessen neue Würde die Rückkehr geordneter Zustände für Frankreich und Europa bedeuten sollte, war aber ehrenwerth genug, die norddeutsche Kaiserkrone, welche die französischen Diplomaten anboten, von der Hand zu weisen. Die kleinen Reichsstände beglückwünschten den gekrönten Emporkömmling mit den überschwänglichsten Phrasen kriechendster Schmeichelei, und als Napoleon im Herbst durch die neugewonnenen Rheinlande eine Rundreise machte, wurde er in allen Städten als Friedensfürst mit Jubel empfangen. Als er dann in Mainz einen prunkenden Hoftag hielt, strömten die Fürsten Südwestdeutschlands herbei, um dem Fremdling ihre Huldigungen darzubringen: in Aachen, der alten deutschen Krönungsstadt, hatte der öftreichische Gesandte dem neuen Imperator sein Beglaubigungsschreiben übergeben.

Gleichwohl bereitete sich von anderer Seite der Kampf gegen das Caesarenthum vor. Es war Kaiser Alexander, der, seit der Ermordung des Herzogs von Enghien mit Frankreich gänzlich zerfallen, sich für die Freiheit Europas schlagen und Europa nach dem Sturze des Usurpators völkerbeglückende Freiheit und Ruhe schenken wollte. Seit dem September des Jahres 1804 arbeitete in Oestreich eine Kriegspartei, und nach einigem Zaudern entschloß sich Oestreich im Dezember 1804 zu einem Vertheidigungsbündniß mit Rußland, falls Napoleon in Italien weiter um sich greife.

Auch an eine Aussöhnung zwischen den Höfen von Wien und Berlin wurde jetzt gedacht: Erzherzog Johann und seine Umgebung vertraten die Ansicht, daß man ohne Preußen nichts ausrichten könne: der geistreiche Publizist Gentz (geb. in Breslau 1764) erklärte in einer Denkschrift (September 1804), die einzige Rettung gegenüber einer französischen oder russischen Universal-

monarchie bestehe in der Versöhnung Oestreichs und Preußens und der Gründung eines von beiden geleiteten germanischen Bundes.

Aber in Preußen überwog der landesväterliche Wunsch den Frieden zu bewahren, und die kurzsichtige Politik Hardenbergs, der im Anschluß an Frankreich Hannover zu erwerben hoffte. So beschränkte sich die neue Koalition, welche im April 1805 geschlossen wurde, auf das von William Pitt geleitete England, Rußland und Oestreich: Kaiser Alexander war entschlossen, das russische Heer gegen den Willen des preußischen Königs durch das Gebiet desselben nach Oestreich zu führen.

Niemand kam die Kunde von diesen Rüstungen gelegener als Napoleon. Seit langer Zeit hatte er daran gearbeitet, von Boulogne aus eine Landung in England zu machen und den verhaßten Staat, den er zur See nicht besiegen konnte, mit einem furchtbaren Landheere über den Haufen zu werfen. Ungeheure Summen waren für diesen Zweck, namentlich für den Bau flacher Transportschiffe aufgewendet worden. Dabei wurde Napoleon immer bedenklicher: wenn nicht zu gleicher Zeit die französische Flotte, die theils in verschiedenen Häfen blokirt, theils in den westindischen Gewässern entfernt war, rechtzeitig ankam, um die Landung zu decken, war der Plan unausführbar. Ja selbst, wenn sie rechtzeitig eintraf, war das Gelingen des Unternehmens höchst zweifelhaft. Man hätte mehr als acht Tage gebraucht, um die Truppen ein- und auszuschiffen; dabei bedurfte man des ruhigsten Wetters — wie wäre in dem stürmischen Kanal darauf zu rechnen gewesen! — kurz dieser Landungsplan, mit dem Napoleon die Welt hatte erschrecken wollen, machte ihm mehr Sorge als den Engländern selbst. Man hätte grade jetzt Napoleon keine Gelegenheit geben dürfen, die Aufmerksamkeit Frankreichs auf einen andern Punkt abzulenken: man hätte warten sollen, bis die aufgeregte öffentliche Meinung Frankreichs den Kaiser zwang, seine Prahlereien wahr zu machen: nach menschlicher Voraussicht würde das Unternehmen gescheitert sein. Dann war es Zeit gegen das bestürzte Frankreich vorzugehen, wo der neugegründete Kaiserthron vermuthlich in jähem Falle zusammenbrach. Zum Unglücke für Deutschland ließ man diese günstige Chance außer Berechnung. Dagegen trugen sich Rußland und Oestreich mit den weitgehendsten Entwürfen, den kühnsten Plänen. Bis an die Mosel sollte Frankreich zurückgedrängt werden, selbst die Entthronung des Korsen schien erreichbar. Dabei waren aber die Rüstungen der Verbündeten langsam, schwächlich und unzureichend.

Begierig ergriff Napoleon den gebotenen Vorwand die Landung in England aufzugeben. Unbemerkt wandten sich seine Truppen von Boulogne nach dem Rheine, französische Späher kundschafteten den Kriegsschauplatz an der Donau aus. Eilig zwang er dann seine süddeutschen Schützlinge ihm Heeresfolge zu leisten: die deutsche Freiheit, die er zu retten kam, mußte noch einmal als Köder herhalten. Kurfürst Max Joseph von Baiern hielt auf Napoleons Befehl die östreichischen Unterhändler, die ihn zum Anschluß an die Koalition bewegen wollten, mit heuchlerischen Betheurungen hin, dann führte er sein Heer

den Franzosen zu. Baden und Hessen-Darmstadt folgten bald, nach einigem Zaudern auch Würtemberg; die Grundlage des „Rheinbundes“ war geschaffen.

Preußen sollte mit Hannover geködert werden, wofür es aber das rechtsrheinische Kleve mit Wesel abzutreten hatte. Es lag nicht an Hardenberg, dem wenn irgend je, in diesem Augenblicke staatsmännische Einsicht völlig abging, daß dieses Danaergeschenk abgelehnt wurde, welches Preußen in einen Kampf mit England verwickelt hätte. Aber der König wollte nichts von dem Schacher wissen und beharrte bei seiner Neutralität, die er auch Rußland gegenüber behauptete. Er zog Truppen an der Warthe zusammen und verhinderte damit den Durchmarsch der russischen Truppen: aber allerdings kam das nur Napoleon zu gute, da sich nun die Vereinigung der russischen und östreichischen Armee noch mehr verspätete.

So mußte Oestreich im Spätsommer des Jahres 1805 die Last des Krieges zunächst auf seine Schultern nehmen. Unter üblen Auspicien wurde der Kampf begonnen: eine tiefgehende Zwietracht bestand zwischen dem Erzherzog Karl und dem begabten aber mit eigensinniger Selbstgefälligkeit erfüllten General Mack, welcher durchaus die ersten Lorbeeren ernten wollte. 1805

Ursprünglich war — durchaus sachgemäß — geplant worden, daß Mack den Anmarsch der Russen abwarten und mit ihnen gemeinsam operiren solle: Erzherzog Karl sollte den Oberbefehl des Hauptheeres in Italien übernehmen und Erzherzog Johann Tirol decken.

Dazu kam, daß Napoleons Kriegsführung in anderer Weise erfolgte, als Mack sich ausgeklügelt hatte. Nach seiner Meinung mußte das französische Heer, aus den Schwarzwaldpässen hervortretend, nach der oberen Donau heranziehen und ihn in der Front angreifen. Nachdem er durch Baiern marschirt war, nahm er bei Ulm eine befestigte Stellung ein und wartete hier die Ankunft der Franzosen siegesgewiß ab. Obwol er schon am 6. Oktober zu seiner Bestürzung erfuhr, daß Napoleon ihn nicht in der Front angreifen, sondern von den Seiten her umklammern wolle, hielt er an seinem Plane fest. Schon am 14. war er mit seinem Heerlager völlig eingeschlossen. Während der Erzherzog Ferdinand mit Schwarzenberg sich auf eigene Faust durchschlug, mußte Mack am 20. Oktober mit 23,000 Mann die Waffen strecken und die Festung Ulm nebst dem gesammten Kriegsmaterial dem Feinde abliefern.

So große Schuld Macks Starrsinn an seinem Untergange hatte, einen Faktor, der zu seinem Untergange wesentlich beitrug, hatte er nicht in Rechnung ziehen können. Ohne Rücksicht auf Preußens Neutralität hatte Napoleon den Marschall Bernadotte durch das fränkische Fürstenthum Ansbach marschiren lassen, um Mack auch von Norden her zu umfassen. Dieser freche Gewaltakt brachte in Berlin einen förmlichen Umschlag hervor. In gerechter Entrüstung sagte sich der König von allen Rücksichten auf Napoleon los, gestattete den Russen den Durchmarsch durch Schlesien, befahl die Mobilmachung der Armee, brach den diplomatischen Verkehr mit Frankreich ab. Auch die Bevölkerung bezeugte den lebhaftesten Unwillen und bekundete kriegerische Begeisterung.

Im Theater stimmte das Publikum bei einer Wallensteinaufführung in das Reiterlied ein; vor den Fenstern des Gesandten Laforest kam es zu lärmenden Demonstrationen, die märkischen Stände erklärten sich zu unentgeltlichen Lieferungen für die Armee bereit.

Aber zum Losschlagen ließ es der schwächliche Hardenberg noch immer nicht kommen: Preußen sollte zwischen den Kriegführenden nur die bewaffnete Vermittlung übernehmen. Vergebens suchte der östreichische Kaiserhof durch Entsendung des Erzherzogs Anton Preußen zum Anschluß an die Koalition zu vermögen: umsonst eilte der Zar selbst nach Berlin, um einen kraftvollen Entschluß herbeizuführen. Er erreichte nur, daß Friedrich Wilhelm am 3. Novem im Potsdamer Vertrag sich verpflichtete, Napoleon durch diplomatische Mit zur Aufrechterhaltung des Besitzstandes, wie er durch den Frieden von Lune festgesetzt war, zu bewegen. Im Weigerungsfalle trat Preußen der Koaliti bei und sollte, falls England es gestattete, zum Lohne Hannover erhalten.

In der Nacht vom 3. zum 4. November wurde dieser Vertrag als persönl Freundschaftsbund der beiden Monarchen über dem Sarge Friedrichs des Großen feier bekräftigt — eine Szene, welche neuerdings wol mit Unrecht lediglich als ein von Alexan angelegter Theatereffekt bespöttelt wird.

Zwar hatten sich im Anschluß an die Niederlage des Generals Mack östreichischen Erzherzoge Karl und Johann zum Rückzuge nach Steiermark nöthigt gesehen, auch war Napoleon Herr des Kriegsschauplatzes in Nie östreich, dann mußte Wien aufgegeben werden, das Heer nach Mähren wei dennoch aber hing das Heil der Welt von der Verzögerung des Waffeng ab. Ein preußisches Heer sammelte sich an den Südgrenzen der Monar eine russische Reservearmee zog durch Schlesien nach Mähren: es mußte gewartet werden, bis die Engländer und Schweden in die Aktion traten. Napo wenn auch siegreich, stand doch viele Meilen von seinen natürlichen Hülfsqu entfernt. Unter diesen Verhältnissen war es solch ein großes Unglück nicht, der preußische Diplomat Graf Haugwitz, welcher Napoleon von dem Potsd Vertrage in Kenntniß setzen sollte, mit großer Langsamkeit nach Mähren und sich in Brünn von Napoleons Artigkeiten betölpeln ließ. Napoleon, auch Zeit zu gewinnen wünschte, um durch einen Sieg seine Position zu bess würde sich in seiner eigenen Schlinge gefangen haben, falls die russisch- reichische Heeresleitung ihm nur den Kampf versagt hätte. Die Schuld an Unglück des Jahres 1805 trägt nicht sowol die Unfähigkeit des preußischen Diplo maten als die Uebereilung des Kaisers Alexander. Er durchschaute Napoleon schlaues Spiel und hatte sich fest vorgenommen, ihm keine Gelegenheit zu Kampf und Sieg zu geben. Eine glänzende Heerschau stimmte ihn leider um: man beschloß auf Napoleons wohlgesicherte Stellung loszugehen. Zwischen Brünn und Austerlitz ward am 2. Dezember 1805 die Entscheidungsschlacht geschlagen: es war der erste Jahrestag der Kaiserkrönung Napoleons. Alle Tapferkeit der Verbündeten war umsonst gegenüber dem genialen Schlachtenmeister und der Siegeszuversicht seiner Soldaten. Nach ungeheuren Verlusten mußte die östreichisch-russische Armee das Schlachtfeld räumen und am folgenden Tage



…schied Alexanders I. von Friedrich Wilhelm III. und Luise am Sarge Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam in der Nacht vom 3. zum 4. November 1805.
Nach dem Gemälde von Dähling, gestochen von Meno Haas, Berlin 1806.

…onnte Napoleon der staunenden Welt von seinem Siege in pomphaften Worten …erichten, die Größe seines Erfolges noch durch lügenhafte Phantasiegebilde …bertreibend.

Am 4. Dezember suchte Kaiser Franz den Sieger bei Nasedlowitz auf und mußte hier, im freien Felde empfangen, sich all die Demüthigungen gefallen lassen, in denen sich

der korsische Emporkömmling gekrönten Häuptern gegenüber gefiel: hier senkte sich der Keim tödtlichen Hasses in die Brust des östreichischen Kaisers, und diese Stunde mag nachmals für Napoleon verhängnißvoll geworden sein.

Die Bitte um einen Waffenstillstand gewährte Napoleon unter der Bedingung, daß der Kaiser sein Bündniß mit Rußland aufgäbe und die Russen unverzüglich heimzögen. Da Kaiser Alexander sich von Seiten Napoleons der größten Liebenswürdigkeit zu erfreuen hatte, — alle gefangenen Russen wurden bedingungslos freigegeben — machte er keinen Versuch, den Verbündeten festzuhalten. Demnach war die Koalition gesprengt: jedoch war noch jetzt nicht alles verloren, wenn der preußische Unterhändler Graf Haugwitz nicht Ehre und Pflicht vergessen hätte; was jenseits der Entscheidungsschlacht liegt, lastet als unauslöschliche Schmach auf seinem Namen. Ohne seinen Auftrag bei Napoleon auszuführen hatte sich Haugwitz von Brünn nach Wien weisen lassen und den Verhandlungen, welche die östreichischen Minister mit Talleyrand führten, müßig zugeschaut. Als ihn die Nachricht von dem Siege bei Austerlitz erreichte, bildete er sich ein, nun sei es um Preußen geschehen, wenn es auf dem Kampfe bestände. Eigenmächtig — unerhört in der Geschichte der preußischen Diplomatie — unterzeichnete er, statt Napoleon mit Krieg zu bedrohen, am 15. Dezember zu Schönbrunn ein Trutz- und Schutzbündniß mit Frankreich. Diesem Vertrage gemäß erkannte Preußen alle Abtretungen an, zu denen Napoleon den Kaiser zwingen werde und erhielt Hannover, indem es das rechtsrheinische Kleve an Frankreich, Ansbach an Baiern abtrat. Mit dem Abschlusse des Schönbrunner Bündnisses verlor Oestreich den letzten Rückhalt und mußte am 26. Dezember den Preßburger Frieden annehmen, den es nicht mehr mit deutschem Reichsgut erkaufen konnte. Doch sollte das Reich auch noch einen letzten Stoß, den Gnadenstoß erhalten. Baiern und Würtemberg sollten in Zukunft als Könige von Napoleons Gnaden der vollen und unbedingten Souveränetät genießen: eine Bestimmung, mit welcher das Fortbestehen des deutschen Reiches nicht mehr vereinbar war.

Durch den Frieden verlor Oestreich Venedig mit Istrien, Dalmatien und den zugehörigen Inseln; Burgau, Passau, das Innviertel und Tirol mit Vorarlberg wurden an Baiern abgetreten, die Waldstädte in Schwaben und ein Stück vom Breisgau an Würtemberg, der Haupttheil des letzteren an Baden. Der Erzherzog Ferdinand wurde für Salzburg, das Oestreich einverleibt wurde, mit Würzburg entschädigt.

Damit die Familie Bonaparte ihren deutschen Satrapen etwas näher gebracht werde, wurden einige deutsche Fürstenhäuser gewürdigt, mit dem französischen Machthaber in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten: auch sonst sorgte Napoleon dafür, seine Familienglieder in die Reihen der deutschen Fürstlichkeit aufnehmen zu lassen. Es war selbstverständlich, daß von dieser Seite nunmehr die Gleichberechtigung der „vierten Dynastie Frankreichs" förmlich anerkannt wurde.

Max Joseph von Baiern vermählte eine Tochter mit Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais, Stephanie Beauharnais erhielt der badische Thronfolger zur Gemahlin. Napoleons Onkel, den „Kardinal" Fesch, der kein Wort Deutsch verstand, mußte der Kurfürst-Erzkanzler von Mainz, Freiherr von Dalberg, als Koadjutor annehmen. Napoleons Schwager Murat bekam das neue Großherzogthum Berg.

XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt.

1. Der Rheinbund. Preußens Erhebung und Fall (1806).

Wol war man in Berlin entrüstet, als Haugwitz mit seinem schmählichen Machwerk ankam; man hatte jedoch nur die Wahl, unter Ablehnung des Vertrages dem Schwerte die Entscheidung zu überlassen oder Hannover aus Napoleons Händen demüthig entgegenzunehmen. Hardenberg, der es wie kein anderer verstand, durch halbe Maßregeln das Ganze zu verderben, rieth den Vertrag anzunehmen, aber unter Vorbehalten, welche einem Zerwürfniß mit England vorbeugen sollten: dabei hatte doch der schlaue Korse Preußen gerade mit Hannover entschädigt, weil er es mit England entzweien wollte. Haugwitz wurde also nach Paris geschickt um Aenderungen zu erzielen und gab dadurch Napoleon den willkommenen Anlaß zu der Erklärung, er halte sich nicht mehr an den Schönbrunner Vertrag gebunden. Ein neuer, Pariser, Vertrag, zu dem sich Haugwitz am 15. Februar 1806 nöthigen ließ, enthielt nur eine Verschärfung der Schönbrunner Artikel und zwang Preußen durch Sperrung der hannoverschen Flüsse den Krieg gegen England zu beginnen. Völlig vereinsamt, ohne ein schlagfertiges Heer, — aus Sparsamkeit hatte man abrüsten lassen, — mußte sich Preußen fügen, und der König genehmigte den Pariser Vertrag. Noch im Februar nahm Preußen Hannover und Lauenburg in Besitz und sperrte die Nordseehäfen für die englischen und schwedischen Schiffe. Allerdings äußerte Friedrich Wilhelm gegen seine Vertrauten, der Vertrag sei trugvoll erschlichen, die Pflicht gebiete, bei dem nächsten Uebergriffe Frankreichs das Schwert zu ziehen. Durch eine erneute Annäherung an Rußland suchte er seine Stellung zu sichern und Kaiser Alexander versprach am 24. Juli 1806, alle seine Streitkräfte für die Aufrechterhaltung Preußens bereit zu stellen.

1806

Inzwischen hatte Napoleon die Verfassung Deutschlands in der Weise umgestaltet, wie es seinen Zwecken am meisten entsprach: er kam damit den Bestrebungen Hardenbergs zuvor, der einen ziemlich unbrauchbaren Organisationsplan ausgearbeitet hatte.

Er wollte die sehr naheliegende Triasidee verwirklichen, das Reich in sechs Kreise und drei Bundesgruppen theilen: Preußen, Oestreich und Baiern sollten die leitenden Staaten sein und ihre Herrscher ein oberstes Kollegium bilden, denen sich die Kurfürsten als zweites, die Fürsten als drittes anschließen würden.

Entwurf, den Napoleon in Paris ausarbeiten ließ, war den Best[...]
es „Rheinischen Bundes“ angepaßt, durch welchen sich im Jahre 1658
ahl deutscher Reichsstände mit Ludwig XIV. einte und dem französischen
die Wege geebnet wurden. Nur wurden die Bedingungen, entsprechend
enwärtigen Lage, schroffer gefaßt, und Napoleon gab sich keine Mühe,
usion aufrecht zu halten, — wie 1658 geschehen — als träten die Rhein-
mitglieder in ihrem Interesse als gleichberechtigte Kontrahenten an die
des um Deutschlands Wohl besorgten Frankreich. Mit keinem der be-
gten Fürsten hielt es Napoleon für der Mühe werth zu unterhandeln, ohne
errede mußten sie den Vertrag annehmen, den der Machthaber ihnen am
Juli vorlegte.

Sechzehn Fürsten erklärten ihren Austritt aus dem Reichsverbande, der sie nicht mehr zu schützen vermöge, sprachen sich völlige Souveränetät zu und verpflichteten sich, ihrem Protektor, dem Kaiser Napoleon, für jeden Festlandskrieg 63,000 Mann zur Verfügung zu stellen. Mit dieser Gründung war eine zweite Reihe von Mediatisirungen verbunden. Was der Reichsdeputationshauptschluß in diesen Gegenden an reichsunmittelbaren Grafen und Herren, sowie an Reichsstädten übrig gelassen — 550 Quadratmeilen mit 1¼ Millionen Einwohner — wurde jetzt unter die Landeshoheit der eidbrüchigen Fürsten gestellt. Wäre dies Verfahren nicht ein Beweis der vollständigen Ohnmacht Deutschlands gewesen, so hätte sich die Nation zu dem Untergange dieser kleinen Gewalten nur Glück wünschen können; ohne es zu ahnen arbeitete der Fremdling der nationalen Einigung vor, für deren Zustandekommen diese unfruchtbaren Staatswesen ebenso viele Hindernisse waren.

Kaiser und Reich mußten sich in das Geschehene fügen. Kaiser Franz hatte schon nach dem Preßburger Frieden eingesehen, daß es mit dem Kaiserthum am Ende sei und alle Ehrliebenden in seiner Umgebung riethen ihm, zurückzutreten, ehe Napoleon den Verzicht erzwänge. Aber der letzte römische Kaiser wollte den Thron der Salier und Staufer möglichst vortheilhaft losschlagen und sandte Metternich mit den bezüglichen Anträgen nach Paris. Er kam zu spät: die Rheinbundsakte war eine Thatsache, das Reich hatte aufgehört zu existiren. Am 1. August erklärten acht Rheinbundsgesandten — den Regensburger Reichstag hatte Dalberg in die Ferien reisen lassen, als in Paris die Gründung des Rheinbundes vor sich gehen sollte, — daß ihre durchlauchtigsten Herren „sich unter den mächtigen Schutz des Monarchen gestellt, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt hätten.“ In einem kühlen Manifest verkündete dann Kaiser Franz am 6. August, daß er die Krone des Reiches niederlege, das reichsoberhauptliche Amt erloschen, das Kaiserthum Oestreich aller Reichspflichten ledig sei.

Die Schadenfreude aller Franzosenfreunde war außerordentlich, die Nation blieb der Mehrzahl nach stumm und kalt. Wo sich ein Gefühl patriotischen Schmerzes oder nationaler Entrüstung kund gab, schritt Napoleon gewaltsam ein: niemand sollte den Deutschen vorhalten, daß sie ein Volk gewesen waren und wieder werden könnten, wenn sie nur sich selbst und die Tugenden des deutschen Stammes wiederzufinden vermöchten.

Als ein Ansbacher eine anonyme Flugschrift veröffentlichte „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“, und den Deutschen den Rath gab, das Schicksal ihres Vaterlandes zu beweinen, ließ Napoleon den Buchhändler Palm, der das Buch verbreitet haben sollte, standrechtlich erschießen. Zu den Schriftstellern, welche in dieser trübsten Zeit das Volk wachzurütteln suchten und den deutschen Herzen die Gluth der Begeisterung und des Hasses einzuflößen bemüht waren, gehören in erster Linie zwei sehr verschiedenartige Männer. In glänzender Rhetorik hielt Fr. Gentz dem entarteten Geschlecht seine Sünden vor, — er selbst ein Söldling, ein Mann ohne Charakter; im Norden schrieb E. M. Arndt während des Krieges von 1805 den ersten Theil seines „Geist der Zeit“ und redete in wuchtiger, vom Herzen kommender und zum Herzen dringender Sprache zum deutschen Gewissen. „Ein Mensch“, schrieb er, „ist selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden kann, ohne schlechter zu werden; ein Volk ist es nie.“

Während Oestreich ohne Sang und Klang aus dem Reiche schied, in dem es so lange zum Unsegen der Nation gewaltet, machte Preußen den Versuch, zusammenzuhalten und zu retten, was noch zu retten war. Ueber Napoleons Absichten war man klar, die Stiftung des Rheinbundes betrachtete man mit Recht als eine Feindseligkeit gegen Preußen: es war hohe Zeit, die letzten Lande, die noch deutsch und frei waren, wehrhaft zu machen. Es war dies nur möglich, indem man den Gedanken eines Nordbundes — gleichviel, ob mit oder ohne Kaisertitel — wieder aufnahm: Preußen kehrte zu der gesunden Politik des Fürstenbundes zurück, wenn es daran ging, diesen Gedanken auszuführen.

Ohne den Besitz von Hannover stand ein solcher Nordbund auf schwachen Füßen: leider aber wollte König Georg III. von der Abtretung seines Stammlandes nichts wissen und so dauerten die Feindseligkeiten zwischen England und Preußen fort.

Schon ehe die Rheinbundsakte veröffentlicht war, hatte die preußische Regierung in Dresden und Kassel über die Errichtung eines Nordbundes verhandelt. Zwar hatte sich Preußen die Kaiserwürde zugedacht, aber den beiden Kurfürsten zugleich die Königskrone; sorgfältig war alles vermieden, was die Eifersucht der Bundesgenossen wachrufen konnte; nur das Heer — es war auf 240,000 Mann veranschlagt — sollte im Kriege unter preußischem Oberbefehl stehen. Durch Mediatisirungen sollte der Egoismus der beiden Kurstaaten befriedigt werden. Allein man mochte Preußen, das seine Verhandlungen dritten gegenüber sorglich geheim hielt, nicht trauen: Oestreich und Frankreich erweckten und schürten den Argwohn der Mittelstaaten. Umsonst ließ Preußen den Anspruch auf den Kaisertitel fallen: man wollte ihm nicht einmal die militärische Oberleitung gewähren. Napoleon spielte wieder mit großem Geschick eine Doppelrolle: während er am 22. Juli dem Könige von Preußen durch Talleyrand die Kaiserkrone von Norddeutschland antragen ließ, warnte er Hessen und Sachsen vor dem preußischen Bündniß und versprach ihnen dann seinen Schutz gegen Preußens Uebelwollen. Aus anderweitigen Aeußerungen konnte man entnehmen, daß er den preußischen Plan unter allen Umständen, nöthigenfalls mit Gewalt verhindern werde. Es ward immer klarer, daß das Schwert entscheiden müsse. Die preußischen Patrioten suchten den König von dem Einflusse seiner subalternen Rathgeber zu befreien, Stein entwarf einen großartigen Reformplan;

ja im September 1806 wagte die Kriegspartei, zu der außer Stein, Blücher und Rüchel mehrere Prinzen gehörten, den König zu bitten, er möge Haugwitz, Beyme und Lombard entlassen. Aber der König vermerkte dies Unterfangen sehr übel, und alles blieb beim Alten.

Meisterhaft dagegen bereitete Napoleon den Krieg gegen Preußen vor, in dessen Heer er noch immer den Geist Friedrichs des Großen verkörpert glaubte. Indem er den Sultan Selim zum Kriege gegen Rußland aufreizte, hinderte er Alexander, dem preußischen Monarchen in der Stunde der Noth mit voller Macht zu helfen: zugleich nöthigte er durch diese orientalischen Händel Oestreich zur Neutralität: auf einen Krieg mit Rußland gefaßt, konnte sich das zerrüttete Oestreich auf die Unterstützung Preußens nicht einlassen.

Die Veranlassung zum Ausbruch des unvermeidlichen Kampfes zwischen Frankreich und Preußen gab die arglistige Politik, welche Napoleon in Bezug auf Hannover befolgte; so oft und so feierlich er Friedrich Wilhelm den Besitz dieses Landes gewährleistet hatte, erbot er sich gegen den König von England, ihm Hannover wiederzuverschaffen. Daraufhin befahl Friedrich Wilhelm am 9. August die Mobilmachung der Armee. Auf ihr beruhte die ganze Hoffnung des Staates, denn an Bundesgenossen konnte man, abgesehen von dem entfernten Rußland, nur auf Kursachsen und Sachsen-Weimar rechnen: dabei ließ sich nach den früheren Vorgängen leicht vermuthen, daß Kursachsen die erste Gelegenheit benutzen würde, um sich den widerwillig übernommenen Verpflichtungen zu entziehen.

Wenn man den Ueberzeugungen des von fridericianischen Traditionen sich nährenden Offizierskorps trauen durfte, hatte der preußische Staat freilich nichts zu befürchten: ihren Prahlereien zufolge handelte es sich nur um einen Spaziergang nach Paris, welchem die wenig parademäßig geschulten französischen Soldaten wahrlich keine Hindernisse in den Weg legen würden. Man übersah, daß gegenüber dem unvergleichlichen Angriffsmuth der französischen Regimenter ganz andere Tugenden nothwendig waren, als die des Exerzierplatzes; außerdem aber ließ das Heer, in welchem die kriegserfahrenen Soldaten des „alten Fritz" doch nur in sehr spärlicher Anzahl vorhanden waren, an militärischer Schulung gar viel zu wünschen übrig. Ein ungeheuerer Troß, wie er zur Zeit Friedrichs des Großen nur bei dem Heere des vielverspotteten Prinzen von Soubise gesehen worden war, wurde den Herren Offizieren nachgefahren und hinderte, gleichwie die schwere Belastung des gemeinen Mannes, die Beweglichkeit der Armee. Blind gegen die Schäden der preußischen Heereseinrichtungen verachteten aber auch die älteren Offiziere, von denen allerdings ein großer Theil den Tagen Friedrichs des Großen entstammte, den neuen Schlachtenmeister: meinte doch selbst der jüngere, einsichtigere Rüchel, „Generale wie Herrn von Bonaparte habe die preußische Armee mehrere aufzuweisen."

Mit einer Kühnheit, welche den vorhandenen Machtmitteln wenig entsprach, wollte man die Strategie Friedrichs des Großen auch darin nachahmen, daß man den Angriffen des Gegners zuvorzukommen beschloß: statt sich in dem Festungsdreieck zwischen Elbe und Oder zu behaupten, bis die russische Hilfe nahte, sollte ein Einfall durch Thüringen nach Franken gemacht werden. Aber auch diese Operation wurde nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit ausgeführt.

der Minister Haugwitz wollte erst die Wirkung des Ultimatums abwarten, s der König am 1. Oktober an Napoleon gerichtet hatte.

Das Ultimatum enthielt im wesentlichen drei Forderungen: die Franzosen sollten s Deutschland abziehen und den Norddeutschen Bund anerkennen; über die anderen ischen Frankreich und Preußen schwebenden Streitfragen sollte eine friedliche Ver- ndigung herbeigeführt werden.

lber selbst bei größerer Eile würde man Napoleon nicht überrascht haben, hon im August die Rheinbundstruppen bis an die Grenze Thüringens choben hatte und den Aufmarsch seines Heeres sorgfältig vorbereitete. Die tschen Offiziere frohlockten bei dem Gedanken, den Preußen die alte Schande loßbach zu vergelten. Auch Napoleon suchte in Deutschland die öffentliche ing seinem Unternehmen günstig zu stimmen: nach Ausbruch des Krieges dete ein Manifest den „Völkern Sachsens", er komme, sie zu befreien.

Erst am 6. Oktober erhielt Napoleon in Bamberg das preußische Ulti- i, welchem am 8. Oktober die Kriegserklärung folgte. Napoleon, dessen er Wunsch damit erfüllt war, beeilte sich nichts desto weniger, vor aller Welt en als Friedensbrecher zu brandmarken: mit besonderen Beschimpfungen iufte er die edle Königin die doch an den ent- nden Berathungen gar heilgenommen hatte. Ihr urst hieß es, trage die d an diesem Kriege, der das e Frankreich überrasche.

Das preußische Heer — bestand aus 130,000 Mann, runter 20,000 Sachsen und e kleine Schar des Herzogs n Weimar — wurde von m mehr als siebenzigjähri- n Herzog Karl Wilhelm on Braunschweig befeh- gt, der bei jenem Feldzuge die Champagne hinreichende eweise seiner Unfähigkeit ge- ben hatte. Er beabsichtigte m französischen Heere die aalpässe zu verlegen: damit itte er aber zu lange gezö- rt, und da Napoleon gleich ich der Ablehnung des preu- ßchen Ultimatums nord- irts gezogen war, fürchtete r Herzog für seine Rück- gslinie und befahl den Ab-



Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig- Lüneburg, der Besiegte von Jena und Auerstädt.

Radirt von Schroeder in Braunschweig 1792.



Napoleon zu Berlin nach der Schlacht bei Jena: Napoleon am Sarge Friedrichs des Gr
Garnisonkirche zu Potsdam am 25. Oktober 1806.
Nach dem Gemälde von Dähling, gestochen von Arnold.

am 29. Oktober Stettin, am 1. November Küstrin, am 8. da
bollwerk, das feste Magdeburg mit 24,000 Mann und ungeheu
räthen.

Kein einziger dieser Kommandanten, die später infam kassirt wurden
Schande nachher durch freiwilligen Tod gesühnt: aber dem gemeinen Mann gi
und da solch eine namenlose Schmach tief zu Herzen: bei der Uebergabe von
schah es, daß zwei preußische Grenadiere sich gegenseitig den Tod gaben,
müthigung der Kapitulation nicht zu überleben.

Unter solchen Verhältnissen wäre es kein Wunder gewesen, wenn
Wilhelm, sich der Nothlage anbequemend, einen ungünstigen Frieden
hätte. Glücklicherweise gab ihm der Uebermuth des Siegers sein S
wieder. Napoleon forderte nicht allein die Abtretung aller Lande links
sondern auch das Aufgeben des russischen Bündnisses. Schon hatten



der Schlacht bei Jena: „Durchzug der preußischen Gefangenen vom Hohenloheschen Korps nach Frankreich nach der Schlacht bei Jena 1806."

Gleichzeitiger kolorirter Kupferstich („Leipziger Kriegsscenen Nr. 7").

ener Hof trat unmittelbar nach der Niederlage zu Napoleon über. Man e es den Sachsen kaum verdenken, daß sie sich eiligst zu sichern suchten, doch in Preußen Hohe und Niedere das Beispiel schimpflichster Feigheit völliger Rathlosigkeit. Der König, dessen Waffenstillstandsgesuch Napoleon sch abgelehnt hatte, überließ es den Generalen, die von panischem Schrecken fenen Truppen zu sammeln und ihren Muth neu zu beleben: aber die

meisten dieser Männer vergaßen, was sie ihrem Namen und ihrer Stellung schuldig waren. Ohne Schwertstreich überlieferte man am 15. Oktober Erfurt mit 11,000 Mann und großen Vorräthen.

Unaufhaltsam setzte Napoleon seinen Siegeslauf fort. Am 17. Oktober wurde die preußische Reservearmee unter Eugen von Würtemberg bei Halle geschlagen, am 25. kapitulirte Spandau, am 27. rückte Napoleon in Berlin ein und schlug sein Quartier im preußischen Königsschlosse auf.

Die höhere Beamtenwelt hielt es für das gerathenste, Kundgebungen patriotischen Unwillens von vornherein zu unterdrücken: der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, gab als Losungswort für das Verhalten der Bevölkerung sein berüchtigtes: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ Die Staatskassen wenigstens hatte der Freiherr vom Stein rechtzeitig nach Königsberg flüchten lassen, aber die Schätze des Zeughauses wurden eine Beute der Franzosen. Was aber das schimpflichste war, sieben Minister Friedrich Wilhelms entblödeten sich nicht, Napoleon den Eid der Treue zu leisten. Wie hätte da die Bürgerschaft die Haltung bewahren können, wie sie Männern geziemte, die den Sturz ihres Vaterlandes zu beklagen hatten! Es zeigte sich stellenweise eine solche Kriecherei, daß sie selbst den Franzosen ein Gegenstand des Ekels wurde.

Besonders schmachvoll war das Verhalten des Geschichtsschreibers Johannes Müller. Einst der begeisterte Lobredner der schweizerischen Freiheit, feierte er den französischen Machthaber jetzt als den Heros der modernen Welt, weil ihm der Kaiser ein paar inhaltlose Schmeicheleien gesagt. Ehrenvolle Erwähnung dagegen verdient der Prediger Erman, der bei der Begrüßung Napoleons offen erklärte, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich freue über den Einzug des Feindes.

Napoleon selbst aber bezeugte die gründlichste Verachtung und den bittersten Haß gegen alles, was preußisch war: er ersparte den Berlinern keine Demüthigung: er ließ die Siegesgöttin vom Brandenburger Thor nehmen, er raubte den Degen vom Sarge Friedrichs des Großen und schenkte ihn den Invaliden in Paris, er ließ das vordem so glänzende Regiment der Gensdarmes im jämmerlichsten Aufzuge, wie eine Viehherde, die „Linden“ hinabtreiben. Im Königsschlosse der Hohenzollern schrieb er die unwürdigsten Schmähungen gegen die Königin Luise.

Unbarmherzig verweigerte er dem todwunden Herzog von Braunschweig die geringe Wohlthat, in der Heimath die letzte Ruhestätte zu suchen; er mußte weiter flüchten und starb am 10. Oktober zu Ottensen bei Altona. Er wurde auf demselben Kirchhof bestattet, in welchem die letzten Reste Klopstocks ruhen.

Im Vollgefühle seines Sieges erließ Napoleon am 21. November von Berlin aus das berüchtigte Dekret (die sogenannte „Kontinentalsperre“), durch welches aller Handel mit England verboten, alle englischen Waaren konfiszirt wurden: England hielt auch diesen Schlag aus, aber der Handel Deutschlands war damit aufs schwerste geschädigt.

Während Napoleon zu Berlin nach Willkür schaltete und waltete, wandte sich der Blick aller Vaterlandsfreunde mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Osten des Staates, wo der König weilte. Jene Gebiete, auf denen der preußische Königsname beruht, bildeten die Grundlage der letzten Hoffnungen. Verloren waren die Heerestrümmer, die sich von Jena und Auerstädt gerettet hatten: am 28. Oktober hatte Fürst Hohenlohe, durch Murat über die Stärke des Feindes getäuscht, sich bei Prenzlau zur Kapitulation verleiten lassen: der wackere Blücher,



er Zeit der Kontinentalsperre: „Französische Soldaten untersuchen im Thor zu Leipzig, ob keine Englische Waaren hinausgebracht werden."

Gleichzeitiger kolorirter Kupferstich aus den „Leipziger Kriegsscenen."

allein die preußische Waffenehre gerettet, und sich bis Lübeck durchgeschlagen :, mußte sich am 6. November aus Mangel an Munition bei Ratkau der ermacht ergeben.

Blüchers Absicht war gewesen, sich mit den Resten der Reservearmee und einigen anderen Truppen mit der Hohenloheschen Armee zu vereinigen: den Uebergang über die Elbe deckte Oberst York mit seinen Jägern durch das glänzende Nachhutgefecht bei Altenzaun. Die Kapitulation von Prenzlau vereitelte Blüchers Vorhaben.

Eine Festung nach der andern fiel schimpflich in die Gewalt des Feindes:

bestehen könne und Napoleon mit der Wiederaufrichtung des polnischen Staates dem neuen Freunde bereits einen tückischen Streich versetzte. Erst als sich Alexander und Napoleon über ein Trutz- und Schutzbündniß gegen England verständigt hatten, zog man den betrogenen König zu den Berathungen.

Auf einem Floß im Memelstrom fand die Begegnung der Herrscher statt und der König mußte die Vorwürfe des Siegers sich gefallen lassen. Noch schnöder behandelte der Emporkömmling die Königin Luise, die auf den Rath des treulosen Alexander von Memel nach Tilsit kam, um durch ihre Bitten das Geschick des Gemahls zu mildern. Umsonst opferte sie ihrem Lande ihren weiblichen Stolz: ihre Schönheit machte auf Napoleon so wenig Eindruck, wie der edle Anstand, mit dem sie die höhnischen Vorwürfe des Siegers zurückwies.

Am 7. und 9. Juli wurde der Tilsiter Friede geschlossen, in welchem Napoleon, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, dem Könige von Preußen „nur aus Achtung für den Kaiser aller Reußen" den kleineren Theil seines völlig verwirkten Staates zurückgab.

Napoleon nahm diese Rücksicht nur nothgedrungen, weil er bereits einen Anschlag auf Spanien im Schilde führte und dazu der russischen Allianz bedurfte; Kaiser Alexander aber wollte die Franzosen nicht zu unmittelbaren Nachbarn haben. Preußen behielt von 5700 Quadratmeilen nur 2800, von $9^3/_4$ Millionen Einwohnern nur $4^1/_2$ Millionen. Die Reste des verkleinerten Staates, dessen Westgrenze die Elbe bildete, lagen in Zukunft allen Angriffen von Osten, Süden und Westen her offen.

Mit den Beutestücken wurden Napoleons Bruder Jerome, der König von Sachsen und der Zar ausgestattet. Der erstere erhielt das aus den preußischen Gebieten links der Elbe, den welfischen und kurhessischen Besitzungen gebildete Königreich Westfalen, mit der strengen Weisung, Frankreichs Vortheil stets im Auge zu haben, die polnischen Provinzen bekam zum größten Theil Friedrich August als Großherzog von Warschau, und der Zar schämte sich nicht, den Distrikt von Bialystock anzunehmen.

Unter dem Jubel der deutschen Mittel- und Kleinstaaten ging Preußen zu Grunde, und frohlockend erzählten die Rheinbündler, wie wacker sie zur Vernichtung dieses Erzfeindes beigetragen hatten.

Dagegen fehlte es dem unglücklichen Monarchen aus den Landestheilen, die jetzt unbarmherzig losgerissen wurden, nicht an tröstenden Beweisen treuester Liebe und Anhänglichkeit. Wie rührend, aber wie erschütternd zugleich lautete nicht der Scheidegruß, mit dem die Bewohner der Grafschaft Mark das Lossagungspatent vom 24. Juli 1807 beantworteten! „Das Herz wollte uns brechen", schreiben sie, „als wir Deinen Abschied lasen."

Sofort nach dem Friedensschluß sorgte Napoleon für die systematische Ausplünderung des Landes: aber ein weiterer schwerer Schlag stand noch bevor. Der Feldmarschall Kalkreuth, der die Tilsiter Verhandlungen geleitet, hatte in den Vertrag die Bestimmung aufnehmen lassen, die Räumung des Landes und der Festungen solle am 1. November erfolgen, vorausgesetzt, daß bis dahin die Kriegskontribution völlig bezahlt sei: aber über die Höhe derselben war nichts vereinbart, und Napoleon konnte das ganze Staatsgebiet besetzt halten und aussaugen.

So mußte Preußen ihm noch Mittel zum spanischen Kriege hergeben, während es selbst verstümmelt und entwaffnet am Boden lag. Aber Napoleon, der an



[...]densbündniß der Kaiser Alexander I., Napoleon I. und des Königs Friedrich Wilhelm III. zu Tilsit im Pavillon auf dem Niemen (Memel) am 26. Junius 1807."

Gleichzeitige Abbildung ohne Maler- und Stechernamen, erschienen bei Remnoni in Wien.

Ideale nicht glaubte, übersah, daß das Unglück die Spannkraft einer Nation, [d]es einzelnen steigert, und das Bewußtsein der Knechtschaft den Drang nach [...]heit wachruft: vollends in einem Staate, der eine ruhmvolle Vergangenheit

hinter sich hat. Diese Preußen waren keine Baiern, die sich oft g
Frankreich verkauft hatten: und wären sie je Frankreichs Freunde gew
Uebermuth der fremden Peiniger streute eine furchtbare Saat von Haß
bitterung aus: wehe ihnen, wenn die Ernte reifte!

---

3. Die Zeit der Wiedergeburt Preußens (1807 und 1808

Während Napoleon glauben konnte, durch Preußens Fall die Widerst
Deutschlands für immer vernichtet zu haben, bereitete sich in jenen
inmitten unsäglichen Elends, die Wiedergeburt schon vor. Hier samm
die Besten und Kühnsten aus allen Gauen des Vaterlandes; ein neues G
scharte sich um den Thron, um, erfüllt mit patriotischem Geiste, weh
macht durch die geniale Umgestaltung des Heerwesens, dem Staate g
durch eine freiheitliche Neuordnung der bürgerlichen und bäuerlichen Ver
dereinst in der Stunde der Entscheidung die Freiheit und die Ehre
schändeten Vaterlandes wiederaufzurichten. Der Mann, welcher bei diesen
die hervorragendste Stelle einnehmen sollte, war der Freiherr vom
von Napoleon gedrängt, Hardenberg zum zweiten Male zu entlassen, b
König Stein an die Spitze der Geschäfte. Stein lag krank auf seiner G
Nassau, als er den Ruf erhielt: wie hätte er nur einen Augenblick zögern
ihm zu folgen! Vergessen waren die Kränkungen, denen er früher au
war: mit Begeisterung stellte er sich dem tiefgebeugten Könige, dem gedemü
Staate zur Verfügung, und mit der ganzen Energie, welche diese Feuers
füllte, machte er sich an die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, au
Ruinen neues Leben erblühen zu lassen.

Kein einziger war wie er geeignet, auf dem Wege der Reformen planmäß
zugehen und mit sicherer Hand und festem Willen durchzugreifen. Er war dur
harte Schule des preußischen Beamtenthums gegangen, er hatte im Verkehr mi
Ständen einen klaren Einblick in die Eigenart, die Bedeutung und Bedürfnisse des
gewonnen und konnte auf diesen Grundlagen weiter bauen. Und dabei galt das
Dichten und Trachten des stolzen reichsfreien Herrn dem deutschen großen Gesamm
land, das unter den ersten Kaisergeschlechtern so mächtig dagestanden. Die Rheinb
fürsten haßte er, weil sie durch Raub am Kaiserthum ihre Kronen erschlichen: da
galt seine volle Hingabe dem preußischen Staat, dessen deutschen Beruf — an der
Oestreichs allerdings — er klar erkannte. Er stellte sich die Aufgabe, dem Volke in
seinen Ständen die Lust und Kraft zu selbständigem Handeln einzuflößen, die Nati
verantwortlicher politischer Arbeit aufzurufen und durch solche Thätigkeit ihr Selb
trauen und ihren Opfermuth zu beleben. Er stand mit diesen Ansichten und Ab
nicht allein; all die Persönlichkeiten, die in dieser Zeit der Trübsal als Führer und
glänzten, kamen in dem Gedanken überein, erst müsse das Volk lernen, sich selbst zu
dann werde es sich auch Achtung zu erzwingen wissen. Es galt, mit Benutzung des G
der seinen Ursprung der französischen Revolution verdankte, altes durch neues,



Reichsfreiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein.
Gemalt von P. J. Lützenkirchen in Frankfurt a. M. (Schabkunstblatt.)

ges durch lebenskräftiges zu ersetzen, „die Revolution mit ihren eignen Waffen zu
fen.“

konnte der Zustand, in dem Stein bei seinem Eintritt in die Ver-
5. Oktober 1807) den preußischen Staat vorfand, gerechte Zweifel er- 1807
b diesem kranken, kraftlosen Körper überhaupt noch aufzuhelfen sei.
zögerte, allen Erinnerungen zum Trotze, mit der Räumung des Landes,

in dem noch 160,000 Mann Franzosen lagerten, das Mark desselben aufsaugend. Wo diese Truppen standen, wurden die Staatseinkünfte für Frankreich mit Beschlag belegt. Der Staatskredit war vernichtet, dabei drängte eine Kontribution die andere. Wegen der Feindschaft mit England lag die Rhederei, wegen der Kontinentalsperre der gesammte Handel darnieder. Der Adel war verarmt, der Mittelstand litt Noth oder mußte sich schwere Entbehrungen auferlegen: in äußerster Beschränkung lebte der König mit seinem Hofe.

In dieser Zeit war es, wo Friedrich Wilhelm, im Königsberger Dome die Inschriften auf den Gräbern der preußischen Herzoge lesend, sich den Wahlspruch auswählte: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott."

Vertrauensvoll ging der König auf Steins Reformgedanken ein; auch fehlte es dem Freiherrn nicht an willigen und verständnißreichen Helfern. Auch Hardenberg betheiligte sich, wenn auch nicht in offizieller Stellung, an dem großen Werk, und wenngleich seine und Steins Ansichten sich nicht völlig deckten, verstand es der letztere trefflich, die Gedanken anderer zu verwerthen. So erweiterte er den von anderer Seite auf Befehl des Königs ausgearbeiteten Entwurf, die Erbunterthänigkeit in Ost- und Westpreußen aufzuheben, nach zwei Seiten. Durch das Edikt vom 9. Oktober 1807 „Ueber den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums" wurde die Erbunterthänigkeit und eine Menge damit verbundener Lasten für den ganzen Umfang des Staates aufgehoben. Außerdem aber sollte fortan jeder Edelmann bürgerliche Gewerbe treiben, jeder Bauer in den Bürgerstand treten dürfen. So ward eine starre soziale Scheidewand beseitigt und ein freier Bauernstand geschaffen, den Stein als den Kern der Wehrkraft des Staates und damit als seine festeste Stütze betrachtete.

In Verfolg des Grundsatzes, „alles zu entfernen, was den Einzelnen hinderte, den Wohlstand zu erwerben, den er nach Maßgabe seiner Kräfte zu erreichen fähig war", wurden die Beschränkungen des Verkehrs und Gewerbes, der Mühlenzwang, Monopole für Bäcker und Schlächter 2c. sowie der Zunftzwang aufgehoben.

Die Franzosen begriffen die Bedeutung dieser Reformen nicht, wol aber das gebildete Bürgerthum, welches dem Reformator zujubelte, während ein Theil des sich in seinem Rechtsbesitze bedroht fühlenden Adels Widerspruch erhob und auch bessere und einsichtsvolle Männer dem hohen Fluge des Ministers nicht zu folgen vermochten, der ja ein völliger Verderber des privilegirten Adels zu sein schien und in seinen Erlassen die Sprache eines Jakobiners führte. So mußte die Regierung diese Reformen fast erzwingen.

Auch eine zweite Wohlthat mußte dem Volke aufgenöthigt werden. Es war ein unentbehrliches Seitenstück zu den bäuerlichen Reformen, daß auch die Städtebewohner zur thätigen Theilnahme am Staatsleben zunächst durch das Recht und die Pflicht kommunaler Selbstverwaltung herangezogen wurden. Dies geschah durch die Städteordnung vom 19. November 1808, bei der Steins Verdienst um so größer ist, als ihm jedes Vorbild mangelte. Alle Abstufungen des Bürgerrechts fielen fort: jeder Eigenthümer wurde zum Ehrendienst der Gemeinde verpflichtet, welcher die selbständige Verwaltung ihres Haushaltes, des Armen- und Schulwesens übertragen wurde.

Die städtische Verwaltung sollte in Zukunft durch einen erwählten Magistrat, der aus besoldeten und unbesoldeten Mitgliedern gebildet ward, und durch die von der gesammten Bürgerschaft nach Bezirken gewählte Stadtverordnetenversammlung geleitet werden.

Der märkische Adel, wie das alte Beamtenthum klagten über diese „republikanischen Einrichtungen", auch zeigten die Bürger anfänglich wenig Luft, die ihnen zugemutheten

unentgeltlichen Dienstleistungen zu übernehmen, aber zur Zeit der Freiheitskriege zeigten sich denn doch schon die Früchte der neuen Einrichtung.

Zwei andere große Aufgaben stellte sich Stein noch außer jener Neubelebung der bürgerlichen und bäuerlichen Volkskraft: beide hat er in Folge der Ungunst der politischen Umstände nicht mehr ganz vollenden können. Er richtete nämlich seine Bestrebungen auf größere Zentralisation der Verwaltung und zugleich auf eine übersichtliche Eintheilung der Staatsgeschäfte, die bisher theils von Fach- theils von Provinzialministern geleitet wurden. Nunmehr wurden über die Provinzen Oberpräsidenten gesetzt, gleichsam als Kommissare des Ministeriums, welches nach einem Gesetz vom 16. Dezember 1808 aus fünf Fachministern bestehen sollte. Die alten Generalkassen wurden zu einer dem Finanzminister unterstellten Generalstaatskasse vereinigt.

Um die Macht der fünf Minister zu überwachen gedachte Stein noch einen Staatsrath einzurichten, doch blieb dieser Plan unter seinen Nachfolgern unausgeführt.

Am wenigsten aber hatte den Beifall des Königs derjenige Plan Steins, mit dem er sein ganzes Reformwerk krönen wollte. Er beabsichtigte dem Staate eine Repräsentativverfassung zu geben, indem aus den ständischgegliederten Provinziallandtagen Reichsstände, als Vertreter der gesammten Monarchie hervorgehen sollten. Obwol Stein dieser Versammlung bei der politischen Unreife des Volkes nur eine berathende Stimme einräumen wollte, war der König seinen absoluten Ueberzeugungen nach einer solchen Institution abhold, die denn doch mit den der Revolution entstammenden Ideen zusammen zu hängen schien. So ist dieser Entwurf, der bei der einflußreichen Stellung des Adels auf den Provinziallandtagen und bei der politischen Schwerfälligkeit des Bürgers und Bauern auf eine durchgreifende Reformpolitik vielleicht eher hemmend als fördernd eingewirkt hätte, unausgeführt geblieben.

Hand in Hand mit Steins Reformen ging die völlige Umgestaltung der eresverfassung, ein bedeutungsvolles Werk, das General Scharnhorst unter hilfe einer Reihe jüngerer Talente leitete.

Johann David Scharnhorst, geb. 12. November 1756 zu Hämelsee in Hannover als Sohn eines unbemittelten Pächters, zeigte früh großes Talent und ausnehmende Neigung für das Kriegswesen. Er fand Aufnahme in der berühmten Kriegsschule, welche Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg errichtet hatte. In hannoverschen Diensten fand er im Feldzuge 1793 Gelegenheit, die dort erworbenen Kenntnisse praktisch zu bewähren, aber auch die eigenthümlichen Vorzüge des französischen Volksheeres kennen zu lernen. Als Artillerieoberst trat er 1801 in preußische Dienste, wo dem bürgerlichen Offizier zwar eine Stelle im Generalstabe angewiesen, das Fortkommen aber grade nicht leicht gemacht wurde. Gleichwol erwarb er sich die ihm gebührende Anerkennung, ward 1804 geadelt und bewährte seine Tüchtigkeit im Unglücksjahre 1806 und in dem Feldzuge von 1807.

Als Genosse Scharnhorsts verdienen ehrenvollste Erwähnung von Boyen, von Clausewitz, von Grolmann und Gneisenau, „alle vier, wie Scharnhorst selber, arm, genügsam, bedürfnißlos, ohne jede Selbstsucht allein der Sache dienend und bei allem Freimuth tief innerlich bescheiden.“

Der Grundgedanke der neuen Heeresverfassung war, daß die Armee fortan Volk in Waffen sein solle, jeder Wehrfähige dienen müsse. Darum war es Nothwendigkeit, in den neuen Kriegsartikeln alle harten und beschimpfenden afen zu beseitigen, welche selbst früher kaum am Platz gewesen waren. Bengen vom Kriegsdienst oder das System der Stellvertretung, welche das zösische Gesetz zuließ, kannte Scharnhorsts Institution nicht: alle Bewohner

des Staates, sagte er, sind geborene Vertheidiger desselben, und Boyen schrieb: „Wehrhaft sei im ganzen Lande Jeder Mann mit seinem Schwert; Denn es ziemet jedem Stande Zu vertheid'gen Thron und Heerd.“

Schwer war es nur, den Grundsatz gleich praktisch durchzuführen, denn nach dem pariser Vertrage mit Napoleon mußte sich der Staat verpflichten, nicht mehr als 42,00 Mann zu halten. Die ausgedienten Soldaten sämmtlich zu entlassen und durch lan Rekruten zu ersetzen, ging nicht an: es hätte Napoleons Argwohn erregt; auch der u sprüngliche Plan, eine Landwehr zu begründen, die unter dem harmlosen Namen ein Bürgergarde oder Nationalwache im Frieden eingeübt werden sollte, scheiterte für jetzt a Napoleons berechtigtem Mißtrauen. So mußte sich Scharnhorst durch das „Krümpe system“ helfen: es bestand darin, daß man so viel Kantonspflichtige als möglich aush und sie beurlaubte, sobald sie nothdürftig einexerziert waren, um sie durch andere zu e setzen. Auf diese Weise schuf Scharnhorst allmählich einen Stamm von 150,000 leid geübten Soldaten: in der Stunde der Erhebung zeigte sich die Frucht fünfjähriger arbei voller Thätigkeit.

Gleichzeitig mit der Erneuerung des bürgerlichen und militärischen Sinn vollzog sich in Preußen auch eine vollständige Umgestaltung der politischen G sinnung und Anschauungsweise. Umsonst suchten schmähsüchtige Skribenten d öffentliche Aufmerksamkeit auf die Versündigungen der letzten Vergangenheit z lenken: die große Masse schaute in die Zukunft, von der man die Befrei erwartete: warf man einen Blick rückwärts, so geschah das nur, um aus d einstigen Größe des zuletzt so verspotteten Kaiserthums Trost und Hoffnung schöpfen. Man machte sich kein genaues Bild von der nationalen Einheit, man herbeisehnte, die nach dem Sturze des Weltbezwingers erstehen zu mü schien: es war aber erklärlich, daß die geborenen Preußen in dem zukünft Deutschland eine hervorragende, wenn nicht gar die kaiserliche Stellung ih Staate zuwiesen.

Den Geist des Widerstandes gegen den fremden Druck zu stärken, die Hoffnung die Erhebung wach zu erhalten, dienten, da fast das ganze Land von den Franzosen setzt war, geheime Vereinigungen, unter welchen der Königsberger „Tugendbund“ b seiner geringen Mitgliederzahl mit Recht die größte Berühmtheit gewonnen hat.

Einige wohlmeinende aber wenig einflußreiche Patrioten wie Bärsch, Leh Bardeleben stifteten mit Erlaubniß des Königs den Tugendbund, um den sittlichen vaterländischen Sinn zu beleben. Er zählte nie mehr als 350 Mitglieder: weder S noch Gneisenau gehörten ihm an, wol aber Grolmann und Boyen. Wol hatten Mä wie Gneisenau Recht, wenn sie meinten, daß es für sie keiner geheimen Zeichen Mysterien bedürfe; dies ist aber keineswegs ein Grund, auf den Tugendbund mit Ger schätzung herabzusehen, wie neuerdings üblich wird.

In der Hauptstadt des Landes, wo der Tugendbund nur spärliche Anhänger f wirkten unter den Augen der französischen Behörden vornehmlich zwei hervorragende P trioten auf die Gemüther der gebildeten Stände ein.

Friedrich Schleiermacher lehrte in geistvollen Predigten diese Kreise die Ach vor der Religion, indem er auf gleiche Weise die seichte Aufklärung bekämpfte, wie starren Dogmatismus und selbstgerechte Frömmelei. Da er den Hauptaccent auf die p tische Bethätigung des Christenthums legte und dem guten Christen auch opferwill Patriotismus zur Pflicht machte, erregte er den Argwohn der französischen Spione.

niger vermochten die Fremdlinge die Gefahren zu erkennen, welche der zweite dieser Männer, der Philosoph Johann Gottlieb Fichte durch seine feurigen „Reden an die deutsche Nation" heraufbeschwor. Während die Trommeln der französischen Garnison unter den Fenstern der Akademie erklangen, geißelte der stolze Mann die Versündigungen der letzten Zeiten, die Illusionen des Weltbürgerthums: die deutsche Eigenart dann wieder feiernd predigte er den Grundsatz, daß die Hoffnung der Menschheit auf dem Erblühen eines neuen deutschen Geschlechts beruhe, das den Kampf gegen den hassenswürdigen Gedanken der Universalmonarchie aufnehmen werde.

Zu Rammenau in der Lausitz ist Fichte am 19. Mai 1762 als Sohn eines armen Webers geboren. Ein Freiherr von Miltitz ermöglichte ihm das Studium auf gelehrten- und Hochschulen. Als Lehrer der Philosophie an der Universität zu Jena seit 1794 thätig, wurde er 1799 genöthigt, wegen angeblicher atheistischer Lehrmeinungen seine Entlassung zu nehmen. Er siedelte nach Berlin über, wo er Gelegenheit zu wissenschaftlichen Vorlesungen erhielt. Seine Reden an die deutsche Nation hielt er im Winter 1807/8 vor einem großen Kreise von Männern, Frauen und Jünglingen.

Auch Arndt feierte nicht, er schrieb neue Bände seines „Geist der Zeit" und forderte zu männlicher Gesinnung und mannhaften Thaten auf. Neben ihm, auf ganz andere Weise, aber nach derselben Richtung hin, wirkte der „Turnvater" Friedrich Ludwig Jahn. Formlos und grob bis zur Roheit, vielen zarten Gemüthern von heute ein Gegenstand des Entsetzens, und wegen seiner Sonderbarkeiten schon damals als „Eulenspiegel" abgefertigt, stählte er durch seine Turnerei den Körper der Jugend, deren Geist und Charakter er zugleich in Zucht nahm. Sein Franzosenhaß war so ehrlich, ungekünstelt und extravagant, wie das neue Deutschthum, das er in Wort und Sitte, Thun und Tracht forderte. Allein, was man an ihm mit Recht oder Unrecht aussetzen mag, für den Augenblick war das Treiben dieses urkräftigen Märkers nur heilsam; der Bruch mit der Vergangenheit konnte gar nicht scharf genug gekennzeichnet werden. Auch fehlte es Jahn nicht an gesundem politischen Blick: er erkannte voll und ganz den deutschen Beruf Preußens gegenüber dem Völkergemenge des habsburgischen Oestreich.

Nun endlich wurden auch die Dichter von nationaler Leidenschaft ergriffen: r junge Nachwuchs, die romantische Schule, stellte sich die Aufgabe, den Geist die Herrlichkeit der deutschen Sage, Geschichte und Kunst, in die Großartigkeit r mittelalterlichen Kirche zu versenken, um das neue Geschlecht mit stolzem elbstbewußtsein, mit pietätvoller Verehrung alles Heimischen zu erfüllen. Nicht lötzlich, sondern mit innerer Nothwendigkeit vollzog sich dieser Umschwung: r erste Vorläufer der Romantik erlebte den Zusammensturz des alten Reiches icht mehr, aber die Führer erhoben ihr Haupt erst in den Tagen der Knechthaft.

Als Vorläufer der Romantiker gilt Friedrich von Hardenberg, der sich nach einem Gute der Familie Novalis nannte. (1772—1801.) Bezeichnend für ihn ist der Grundgedanke seines — unvollendeten — Romans „Heinrich von Ofterdingen" in dem er „mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften 2c. durchschreitend, die Welt erobern, eine Apotheose der Poesie liefern wollte."

War es doch so natürlich, daß man den Blick von den Zerstörungen der Gegenwart rückwärts wandte zu den festbegrenzten Formen, in denen sich das Mittelalter bewegte; von den Schlachtfeldern auf den friedlichen Markt einer alten Reichsstadt, auf die Werkstätten altdeutscher Kunst, auf die Höfe sangesreicher Fürsten, das Schaugepränge ritterlicher Turniere oder auf den stillen deutschen Wald. Wol lag die Gefahr nahe, auf diesem Wege sich in ein Traumleben zu verlieren, in Schwärmerei für die Kunst oder die Kirche

des Mittelalters aufzugehen — und die Romantiker sind dieser Gefahr nicht völlig ent-gangen — aber im ganzen sorgte der Imperator selbst dafür, daß die Herolde der Nation, statt in solchen Halbschlummer zu verfallen, den Weck- und Wächterruf erschallen ließen.

Von zwei Punkten ging die Bewegung aus, vom Rheinlande und der preußischen Hauptstadt — bezeichnend genug. In Heidelberg fanden sich Achim von Arnim und Clemens Brentano: hier erinnerte alles an die herrliche Vorzeit. Jetzt erst, als das schöne Land da drüben verloren war, ward der Rhein so recht Deutschlands heiliger Strom. Wenn der Berliner Ludwig Tieck weniger das spezifisch Patriotische pflegte, ebenso er in jeder Hinsicht als das Haupt der Romantik gelten kann, so standen neben ihm zunächst die Vertreter des ehrenfesten märkischen Junkerthums, wie Achim von Arnim, Heinrich von Kleist, Friedrich de la Motte Fouqué. Kleist war es, in dessen Werken die politische Leidenschaft der Zeit ihren mächtigsten künstlerischen Ausdruck fand.

Keiner stand dieser Richtung der Poesie ferner als der Olympier von Weimar, wie sehr auch die romantischen Poeten seinen im Jahre 1808 erschienenen Faust als die Voll-endung der romantischen Kunst priesen; und es ist wol keine Frage, daß Schillers Tell für diese Generation mehr galt als das philosophirende Drama, das Goethe aus dem alten Puppenspiel geschaffen. Wenigstens „des Knaben Wunderhorn", jener Sammlung alter deutscher Lieder, die Arnim und Brentano veranstalteten, gab der Altmeister seinen Segen mit auf den Weg, wiewol er an den Herausgebern gar vieles — nicht mit Un-recht — auszusetzen fand.

Die Richtung auf das Vaterländische beschränkte sich nun aber nicht auf die Poesie allein. Die schönste Frucht der romantischen Bestrebungen war die germanistische Alter-thumsforschung der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, welche die Nation auch wieder mit ihrem kostbaren Märchenschatz vertraut machten. Während der Code Napoleon bis zur Elbe galt, entstand in K. Fr. Eichhorn der Schöpfer der deutschen Rechts- und Staatsgeschichte. Auch für die Reste altdeutscher Kunst erwachte reges Interesse, und eine neue deutsche Malerschule erfüllte sich mit Verehrung vor den Werken der mittelalterlichen Meister.

So trat überall der bewußte Gegensatz zu allem Fremdländischen hervor, und heißer von Tag zu Tag ward die Sehnsucht, dem Deutschthum auch ein seiner würdiges Heim zu begründen. Aber die Erfüllung dieses Wunsches schien in weitester Ferne zu liegen.

---

4. Die Lage Preußens und Europas bis zum Ausbruch des Krieges von 1809.

Es war keine leichte Aufgabe, die Erhebung des Staates vorzubereiten, den Na-poleon gleichzeitig am liebsten ganz vernichtet hätte. Schon im November 1807 plante er eine neue Beraubung Preußens, für welche des Zaren Bei-stimmung durch die Ueberlassung der Donauprovinzen gewonnen werden sollte. Als daraus nichts wurde, setzte Napoleon ein furchtbares Aussaugungssystem ins Werk, um die Lebenskraft des ebenso gehaßten, wie gefürchteten Staates zu zerstören. Um das Land von der Okkupation zu befreien ging der ritterliche

Prinz Wilhelm nach Paris und erbot sich bis zur völligen Abzahlung der Kriegskontribution in französischer Haft zu bleiben; es war umsonst.

Dem verarmten Lande wurden an Kontributionen und Lieferungen eine Milliarde und 129 Millionen Franken abgepreßt. Als die Franzosen endlich den Betrag ihrer Forderungen angaben, verlangten sie noch 154½ Millionen. Die preußischen Behörden berechneten den zu zahlenden Rest nur auf 19 Millionen, da nach Napoleons Versprechen die Lieferungen von der Kontribution abzuziehen waren.

In dem Jahre 1808 konnte es zuerst scheinen, als werde der Fremdherrscher ine empfindliche Einbuße seiner Machtstellung erfahren. Das russisch-franzö- 1808 ische Bündniß stand auf schwachen Füßen, und wenn der Zar auch dasselbe och ausnutzte und an die Eroberung Finnlands ging, so blieb ihm doch nicht erborgen, daß Napoleon trotz aller Freundschaftsversicherungen seine orientalischen Pläne im geheimen durchkreuzte. Spanien, dessen König Ferdinand durch ist und Gewalt in Bayonne zur Abdankung gezwungen war, wollte von dem hm aufgedrungenen Joseph Bonaparte nichts wissen, die Nation erhob ch: am 22. Juli 1808 zwangen die Spanier 20,000 Franzosen zur Kapitulation ei Baylen in Andalusien); kaum einen Monat später bereiteten die in Portugal landeten Engländer unter Wellesley (Wellington) dem Heere Junots ein ähn- ches Schicksal: ein Guerillakrieg entspann sich, in dem die Spanier zwar nicht mmer siegreich waren, aber die altbewährten Soldaten Frankreichs sich allmählich ufrieben. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte Napoleon selbst versuchen, die albinsel zu bezwingen und den Hauptheil seiner Truppen aus Deutschland itführen. Darauf bauten alle Patrioten Oestreichs und Preußens ihre Hoffnung; e Wiederversöhnung beider Mächte begann. Auch König Friedrich Wilhelm ar im Herzen für den Krieg, aber er glaubte, den Kampf nur an der Seite ußlands wagen zu dürfen. Und wahrlich, ohne diese Hilfe wäre der Krieg ein t der Verzweiflung gewesen: der leidenschaftliche Kleist durfte wol eine solche olitik empfehlen, aber der König hatte die Pflicht, den Staat zu erhalten: e Entthronung der Hohenzollern wäre die Vernichtung Deutschlands gewesen.

Dennoch war selbst Scharnhorst mit dem Verhalten und den Ansichten des önigs in jenen Tagen nicht einverstanden. Allein alle Hoffnungen und Wünsche r Kriegspartei schnitt ein unglücklicher Zufall plötzlich ab: ein Schreiben, in lchem Stein den Fürsten Wittgenstein aufforderte, die Unzufriedenheit im önigreich Westfalen zu schüren, fiel Napoleons Spionen in die Hände und schien am 8. September im „Moniteur.“ Jetzt drang Napoleon unter furcht- ren Drohungen auf die Entlassung des „Verschwörers“ und zwang zu gleicher it den Prinzen Wilhelm zur Unterzeichnung des drückenden Pariser Vertrages.

Was Stein betraf, so trotzte der König noch einige Monate dem Imperator, aber auf die Dauer konnte man den Minister nicht halten. Am 24. November nahm er seine 1808 Entlassung; in einem Abschiedsschreiben, das von Schoen entworfen war, faßte er noch einmal die Summe seiner Reformen zusammen und bezeichnete, was zu thun übrig sei. Am 16. Dezember wurde er von Madrid aus geächtet: der Imperator war so kleinlich, den großen Mann, den alle Welt kannte, als „le nommé Stein“ zu proskribiren. Er

ging nach Oestreich, wo man ihm aber eher Mißtrauen als Vertrauen bezeugte, geschweige denn dauernden politischen Einfluß gestattete. Es kam für den heißblütigen Franken eine schwere Wartezeit, und mehr als einmal verlor er den Glauben an die norddeutsche Volkskraft und die Zukunft Preußens.

In dem Pariser Vertrage wurde die rückständige Kontribution auf 140 Millionen bemessen: die französische Armee sollte zwar abziehen, der König aber mußte als Bürgschaft für die Zahlung die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau den Franzosen einräumen. Er durfte die Armee nicht über 42,000 Mann vermehren und auch keine Landwehr einrichten.

Aber auch ohne den Pariser Vertrag hätte Preußen sich nicht regen dürfen, denn Napoleon, das Kritische seiner Lage wohl begreifend, hatte beschlossen, sein Bündniß mit Rußland zu festigen, und Alexander war zu sehr Egoist, als daß er Napoleons Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft hätte abschlagen sollen, bei der für ihn voraussichtlich ein erklecklicher Profit abfiel. Es war schon viel, daß er seinem verrathenen Freunde versprach, bei Napoleon eine Milderung des Pariser Vertrages auszuwirken.

1808 In Erfurt trafen die beiden Kaiser im Oktober zusammen, um der Welt recht deutlich zu zeigen, daß sie, in Freundschaft geeint, die Beherrscher Europas seien. Auch die rheinbündischen Vasallen mußten sich hier zur Huldigung einfinden: „vor einem Parterre von Königen" spielte der berühmte Talma. Napoleons brutaler Uebermuth kannte keine Grenzen und sein Gefolge ahmte das pöbelhafte Benehmen des Gebieters eifrig nach. Allerdings ließ sich Alexander völlig gewinnen: da er in Finnland und den Donaufürstenthümern freie Hand bekam, erkannte er Joseph als König von Spanien an, erwirkte für Preußen — obendrein unter Verletzung des Tilsiter Vertrages — nur einen Erlaß von 20 Millionen. Gleichwol aber hatte das Benehmen Napoleons den Zaren schwer verdrossen: und war es nicht ein wunderlicher Freundschaftsbeweis, wenn Napoleon ein Regiment, das sich im Kriege gegen Rußland besonders hervorgethan, durch Erfurt marschieren ließ und die Tapfersten vor den Augen des Zaren mit dem Kreuz der Ehrenlegion schmückte?

Jedenfalls konnte Napoleon nun ohne Besorgniß an die Unterdrückung des spanischen Aufstandes gehen. Auch dort rechnete er mit Sicherheit auf den Sieg; daher warnte er den Kaiser Franz drohend vor Feindseligkeiten: „denn", schrieb er, „was Ew. Majestät sind, sind Sie durch meinen Willen."

Als die Leibwache in Erfurt vor einem Rheinbundskönig die Trommel rühren wollte, rief der kommandirende Offizier dem Trommler zu: „Taisez-vous! ce n'est qu'un roi." („Still! das ist nur ein König.")

Prinz Wilhelm von Preußen wurde gezwungen, einer Hasenjagd beizuwohnen, die Napoleon auf dem Schlachtfelde von Jena veranstaltete.

Auch das preußische Königthum, man muß es gestehen, bestand für jetzt nur durch Napoleons Gnade; darum mußte man weiter dulden und tragen und still fortarbeiten an dem inneren Aufbau des Staates, an der Bildung sittlicher Kraft und vaterländischen Geistes. Die politischen, administrativen und finanziellen Reformpläne kamen nach Steins Entlassung ins Stocken; trotz des besten Willens waren seine Nachfolger nicht im Stande, das Widerstreben der Ritterschaften, der Zünfte u. s. w. zu überwinden. In den Finanzen eine gründliche Umgestaltung vorzunehmen verbot die Nothlage, zumal es der Regierung nicht

elang, im Auslande eine Anleihe abzuschließen; man begnügte sich mit halben Maßregeln und sorgte, so gut es gehen wollte, für die Bedürfnisse des Augenblickes.

Nur in zwei Verwaltungszweigen wirkte Steins Geist weiter, im Heer- und im Unterrichtswesen. Freilich gelangten Scharnhorsts Ideen von der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht noch nicht zum Siege: der Finanzminister befürchtete eine allgemeine Auswanderung der jungen Männer aus den bessern Ständen. Auch vermochte er den Nutzen einer solchen Maßregel nicht anzuerkennen, da die Söhne des niedern Volkes die kräftigsten Soldaten abgäben. So gering veranschlagten einige doch noch die sittliche Kraft, welche dem Heere durch die Jugend der gebildeten Stände zufließen mußte.

An die Spitze der Unterrichtsverwaltung (1809) war Wilhelm von Humboldt getreten, ein echter Aristokrat des Geistes, welcher Preußen den Beruf zuerkannte, auch in Geistesbildung voranzuschreiten. Seinen Bemühungen gelang die Verwirklichung des schon früher mehrfach angeregten Planes, in Berlin eine Hochschule zu errichten. Am 16. August 1809 genehmigte der König den Vorschlag und stellte den prachtvollen Palast des Prinzen Heinrich, des Bruders Friedrichs des Großen, der Wissenschaft, ihren Vertretern und Jüngern zur Verfügung. Im Herbst des nächsten Jahres nahten sie — die ersteren welche Reihe glänzender Namen! Nie hat ein Staat, von politischen und militärischen Niederlagen gebeugt, auf eine würdigere Weise bezeugt, daß er sich nicht verloren gebe, vielmehr die Zukunft zu erobern hoffe.

1809

Auf die Bitte Hallenser Professoren, welche den König gleich nach dem Tilsiter Frieden baten, ihre Universität nach Berlin zu verlegen, antwortete Friedrich Wilhelm, daß er daselbst eine neue Hochschule zu stiften gedenke, denn „der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren.“ Zu den Gelehrten, welche die Universität bei ihrer Eröffnung in sich vereinigte, gehören die Theologen Schleiermacher und Marheineke, die Juristen Savigny und Eichhorn, der Arzt Hufeland, der Landwirth Thaer, die Philologen Böckh und Buttmann, der Philosoph Fichte und der Historiker Niebuhr.

Im Jahr darauf wurden die Breslauer Jesuitenakademie und die Frankfurter Hochschule zu einer Universität in Breslau vereinigt.

---

5. Oestreichs Erhebung und Fall im Jahre 1809.

Wie der Tilsiter Frieden auf Preußen, hatte der Preßburger auf Oestreich bei allem Unglück einen heilsamen Einfluß ausgeübt. Auch in Wien war an die Spitze des Kabinettes ein Aristokrat aus altem alemannischen Geschlecht getreten, Graf Philipp Stadion, dessen Absichten auf eine innere wie äußere Regeneration Oestreichs zielten. Auch hier begann man mit der Reform des Heeres, ein neues, humanes Reglement wurde erlassen, durch Gründung der Landmiliz und Landwehr (12. Mai und 8. Juni 1808) nahm man den Gedanken „des Volkes in Waffen“ auf: auch in der inneren Verwaltung wurden wohlthätige Reformen angebahnt. Man war sich bewußt, daß ein neuer Krieg mit Napoleon bevorstand, man rüstete für denselben, aber man versäumte den rechten Moment. Als Napoleon nach Spanien abging, hätte sich Oestreich auf die allerdings schon wohlvorbereiteten Rheinbundstaaten werfen müssen, aber

Oestreich war noch nicht schlagfertig und gab sich viel zu lange dem Wahne hin, daß in den Herrschern von Baiern und Würtemberg noch ein Rest deutscher Gesinnung vorhanden sei oder wenigstens eine Spur von Verständniß für ihre demüthigende Stellung als Rheinbundskönige.

Zum weiteren Unglück für Oestreich erwies sich der Kriegsgott dem Imperator in Spanien nur allzu günstig. Bis zum Schlusse des Jahres 1808 waren die Spanier vernichtet, die Engländer bis an die Küste zurückgeworfen. Noch von Spanien aus ertheilte Napoleon dem Rheinbund den Befehl, sich marschbereit zu halten und schickte die Korps von Davout und Oudinot an die obere Donau. Und gleichwol hätte Oestreich noch jetzt — im Januar — Aussicht auf den Sieg gehabt, wenn es nun losschlagen konnte: denn dem Franzosenkaiser lag alles daran, erst seine Rüstungen zu vollenden. Leider ließ man ihm diese Frist; und wenn man auch bis zum Frühling das eigene Heer auf 300,000 Mann gebracht hatte, war es Napoleon gleichfalls möglich gewesen, umfassende Maßregeln für den Angriff zu treffen. Die Stimmung in Oestreich war vortrefflich, je mehr sich die Entscheidung nahte; die Augen Europas, vor allem die der deutschen Patrioten, waren auf den Kaiser Franz gerichtet; man vergaß, wie gleichmüthig er vor drei Jahren das Reich aufgegeben: es jubelten die Dichter dem Fürsten zu, welcher „der Welt ein Retter, dem Mordgeist in die Bahn treten" wolle. Begeisterte Manifeste aus der Feder der Schriftsteller Gentz und Fr. Schlegel suchten die Gluth des Hasses, den Opfermuth der Vaterlandsliebe zu beleben, den Gedanken an Deutschlands Ehre und Größe wachzurufen.

1809 Am 27. März 1809 erschien, seinem Inhalte nach bereits eine Kriegserklärung, die vom Kaiser Franz unterzeichnete „Deklaration", in der alle Beschwerden gegen Frankreich zusammengefaßt wurden: Oestreich, hieß es, verlange nur Frieden, aber einen sicheren, zuverlässigen Friedensstand. Ein Manifest wurde an „die deutsche Nation" gerichtet, und hier fanden sich die mahnenden Worte: „Dieselben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung, unsere Sache ist die Sache Deutschlands."

Die glänzendste Leistung aus der Feder des Hofrathes Gentz war das Kriegsmanifest vom 15. April. „Die Freiheit Europas", verkündigte es, „hat sich unter die Fahnen Oestreichs geflüchtet."

Das Manifest sagte die Wahrheit: eine weihevolle Aufgabe fiel Oestreich zu; wenn es sich ihr nur gewachsen zeigte. Denn es war ganz auf die eigene Kraft angewiesen: zwar rüstete man in Preußen, um geeignetenfalls für den Bruderstaat doch noch einzutreten, aber dafür war Rußland durch die Abmachungen von Erfurt verpflichtet, am Kampfe gegen Oestreich theilzunehmen.

Vielleicht etwas zu dreist war die östreichische Diplomatie vorgegangen, jedenfalls zu schnell im Verhältniß zu dem bedächtigen Zaudern des Erzherzogs Karl, welchem in dem Feldzuge von 1809 die Hauptrolle zufallen sollte. Anfangs wollte er in Böhmen eine Defensivstellung einnehmen, und als er sich entschloß, auf Baiern loszugehen, war es zu spät. In dem Heer der Rheinbündler, die man noch kurz zuvor hätte aufreiben können, war Napoleon persönlich eingetroffen. Seine Anwesenheit galt allein eine Armee: zudem regte

r den alten Stammeshaß der Baiern gegen Oestreich aufs neue an. Willig ießen sich überhaupt die Rheinbündler einreden, in dem bevorstehenden Kampf olle die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums der Habsburger verindert werden; mit Jubel folgten diese entarteten Söhne Deutschlands den Fahnen des Fremden, der mit ihrer Hilfe die letzten Hoffnungen der Nation ernichtete.

Oestreich hatte drei Armeen aufgestellt: die Hauptarmee befehligte Erzherzog Karl, — sie brach nach Baiern auf —; Erzherzog Johann sollte um Italien und Tirol kämpfen, Erzherzog Ferdinand von Este den Krieg gegen die Polen unter Poniatowski aufnehmen.

Ehe der Feldzug der regulären Armee begann, eigte sich als glückverheißende Vorbedeutung das erste Beispiel eines Volkskrieges in Deutschland.



„Der Sandwirth aus dem Passeyer Thal Andreas Hofer, Anführer der Tiroler." Gleizeitiger Stich.

Unter Führung Andreas Hofers, des Sandwirths von Passeier, (geb. 22. November 1767) erhoben sich die Tiroler, freilich ebenso sehr aus Widerwillen gegen die bairischen Reformen, wie aus Anhänglichkeit an das Kaiserhaus. In der Zeit vom 11.—13. April schlugen sie den Landesfeind im Angesichte von Innsbruck am Berge Isel; die Baiern sammt einem französischen Hilfskorps mußten die Waffen strecken. Ende April war auch Südtirol, durch den General Chasteler und den Landsturm, der Franzosen unter Baraguay d'Hilliers ledig geworden. Kufstein allein war noch in der Hand der Baiern.

Neben Hofer waren Joseph Speckbacher, „der Mann von Rinn", M. Teimer von Schlanders, der Kapuzinerpater Haspinger und Joseph Staub die Seele des Aufstandes. Der letztere schrieb nach dem ersten Erfolge an den Kaiser, „Bonaparte möge nur wiederkommen, man werde ihm schon seine Siege auf seinen falschen Buckel klopfen lassen."

Aber schon war die Entscheidung auf dem Hauptgebiet des Kampfes erolgt. Auf der bairischen Hochebene zwischen Isar und Donau erlitten die

Oestreicher an fünf Gefechtstagen ebenso viel Niederlagen (18—22. April), die entscheidendste bei Eckmühl. Mit einem Verlust von 50,000 Mann mußte Erzherzog Karl nach Böhmen zurückgehen. Wieder, wie im Feldzug von 1805, fand Napoleon keinen Widerstand auf seinem Wege nach Wien, das er am 13. Mai erreichte. Daß er es jetzt auf Oestreichs Zertrümmerung abgesehen, bewies sofort ein Manifest an die Ungarn, die er zum Abfalle vom Kaiser und zur Selbständigkeit aufrief (15. Mai). Die Zeiten Ludwigs XIV. waren denn aber doch vorbei, und die Proklamation blieb wirkungslos. Auch sollte Napoleon die Unterwerfung Oestreichs diesmal nicht um einen so billigen Preis erkaufen, wie zuvor. Erzherzog Karl hatte seine Truppen auf dem linken Donauufer stromabwärts geführt und Wien gegenüber Stellung genommen: als Napoleon versuchte, sein Heer bei der Insel Lobau überzusetzen, erlitt er am 21. und 22. Mai bei Aspern und Eßlingen eine furchtbare Niederlage.



Erzherzog Karl von Oestreich.
Bildniß aus der Zeit der Schlacht bei Aspern.

Erzherzog Karl, der selbst an der Spitze der tapferen Truppen, die Fahne des Regimentes Zach emporhaltend, die Feinde abgewiesen, war der Held des Tages, Napoleon fast verzweifelt über seine Niederlage. Hätte man alle Kraft zusammengenommen, um die auf der Insel zusammengedrängten entmuthigten und nothleidenden Franzosen zu vernichten, es hätte gelingen und der Krieg ein für Napoleon verhängnißvolles Ende nehmen müssen. Aber Erzherzog Karl glaubte mit seinen erschöpften Truppen das Wagestück nicht unternehmen zu dürfen und ließ dem Feinde Zeit, sich auf das rechte Donauufer zurückzuziehen und dort neue Kräfte zu sammeln.

Für den Augenblick freilich war die Siegeskunde von Aspern von zündender Wirkung in Oestreich, wie in ganz Deutschland.

Die Tiroler Landstürmer siegten von neuem (25.—29. Mai) am Berge Isel über Franzosen und Baiern unter Lefébvre und Wrede, deren Eindringen in das Land zahllose Greuel begleitet hatten. Schon zeigten sich auch in Norddeutschland die Vorboten des Volkskrieges. Im Königreich Westfalen bestand eine weitverzweigte Verschwörung, die es auf den Sturz des Königs Jerôme abgesehen hatte, und von den hessischen Offizieren

Dörnberg und Emmerich wurde ein Aufstandsversuch ins Werk gesetzt. Gleichzeitig machte ein preußischer Offizier von Katt einen Anschlag auf die Festung Magdeburg, und am 28. April 1809 führte Major Ferdinand von Schill, der Held von Kolberg, sein Regiment aus Berlin, um den Kampf gegen den fremden Unterdrücker zu wagen. Wol machte er sich des schwersten militärischen Vergehens, der Insubordination, schuldig, aber die Helden jener Tage dürfen beanspruchen, mit einem andern Maßstabe gemessen zu werden, als die Dutzendsoldaten der Friedenszeit. „Besser eine Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende" war die Losung, mit der er sich und die Seinen begeisterte. Keiner dieser Unternehmungen war das Glück hold, die bedächtige Natur des Norddeutschen ließ sich zum Verzweiflungskampf nicht fortreißen. Am bedauernswerthesten war das Loos Schills, der nach kleinen vorübergehenden Erfolgen in den Straßen Stralsunds seinen Tod fand, während seine Offiziere, soweit sie in Gefangenschaft geriethen, als Mitglieder einer „Räuberbande" in Wesel erschossen und seine Leute in die Kerker und Galeeren Frankreichs geschleppt wurden.



Major von Schill. Bildniß nach dem Leben von L. Wolf, gestochen zu Berlin 1809 von F. W. Bollinger.

Schill beabsichtigte zuerst, sich nach Westfalen zu wenden, kehrte aber, nachdem er Halle erreicht, wieder um, weil dort schon der Aufstand erstickt war. Er fand aus militärischen Kreisen so gut wie gar keine Unterstützung, da der König seine eigenmächtige That verurtheilen mußte. Um seinen Feinden zu entgehen wandte er sich nordwärts und gelangte durch Mecklenburg nach Stralsund, das er einnahm und zu einem Hauptwaffenplatz zu machen gedachte. Er konnte sich aber gegen Gratiens Truppen (Holländer, Dänen, Oldenburger) nicht behaupten und fiel am 31. Mai mit den meisten Genossen. — Die Erschießung der elf gefangenen Offiziere erfolgte am 16. September in Wesel.

Alle Patrioten im preußischen Staate, Blücher an der Spitze, hatten darauf gedrungen, daß man nunmehr an Oestreichs Seite trete, aber auch jetzt noch hielt der König eine Schilderhebung für unmöglich, die im ungünstigen Falle die Vernichtung Preußens zur Folge haben mußte. Eigentlich war für ihn von Rußlands Verhalten entscheidend. Der Zar ließ kaum einen Zweifel darüber, daß er an dem französischen Bündniß festhalten werde, selbst wenn er das Schwert gegen Preußen ziehen müsse. Die Engländer ließen nichts verlauten,

was Preußens Muth hätte beleben können, und der Wiener Hof führte seine Verhandlungen mit dem Könige auf die ungeschickteste Weise. So erhielt der östreichische Bevollmächtigte Frhr. von Steigentesch (19. Juni) von Friedrich Wilhelm die wenig tröstliche Antwort: „Wir werden dereinst alles thun, aber jetzt ist der Augenblick noch nicht da."

So mußte Oestreich, dessen Heere auch auf den übrigen Kampfplätzen zurückgedrängt waren, wiederum völlig vereinsamt gegen den Eroberer in die Schranken treten.

Erzherzog Johann hatte bis zum Mai gegen Eugen Beauharnais nicht unglücklich gekämpft, mußte sich aber in Folge der Siege Napoleons über Kärnten und Steiermark bis Westungarn zurückziehen. Auch Ferdinand von Este hatte anfangs gegenüber den Polen Erfolge aufzuweisen, da sich ihre Helfer, die Russen, unzufrieden mit ihrer jetzigen Rolle, sehr zweideutig verhielten. Dann aber mußte Ferdinand nach Galizien, und Anfang Juni nach Mähren zurückweichen.

Das lange thörichte Zögern nach der Schlacht von Aspern ward dem östreichischen Staate verhängnißvoll; als sich der Erzherzog Karl und Napoleon auf dem Marchfelde bei Wagram zum zweiten Male maßen (5. und 6. Juli), verfügte ersterer nur über 140,000 Mann, während Napoleon sein Heer bis auf 180,000 Mann gebracht hatte. Doch rechnete Karl mit Bestimmtheit auf das Eintreffen des Erzherzogs Johann, der nach einer Niederlage bei Raab (14. Juni) auf das linke Donauufer gegangen war. Diese Berechnung schlug fehl, und so konnte Karl trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit der Seinen das Feld gegen die Uebermacht nicht behaupten. Sechs Tage nachher ward der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen, und der Erzherzog Karl legte sein Kommando mißmuthig nieder.

Er war es hauptsächlich, der jetzt unbedingt für den Frieden eintrat: der Kaiser, die Kaiserin Maria Ludovika, Stadion dachten noch an die Fortsetzung des Kampfes. Man hoffte auf die Türken, die Engländer und Preußen. Wirklich war Friedrich Wilhelm auch nach dem Tage von Wagram noch gewillt, Oestreich zu helfen, wenn nur Rußland sich still verhielt; aber der Zar ließ alle Anfragen unbeantwortet, bis sein Verbündeter dem Kaiserstaat seine Bedingungen aufgezwungen hatte. Auch in London wirkte die preußische Regierung zu Gunsten Oestreichs und ersuchte England, die bereits ausgerüstete Landungsarmee an die deutsche Küste zu werfen. Aber das krämerhafte Inselvolk fand das zu unvortheilhaft: es sandte seine Armee, um sich Antwerpens und der Scheldemündungen zu bemächtigen, nach der Insel Walcheren, deren sumpfiges Klima das Heer aufrieb, ohne daß es einen nennenswerthen Erfolg errungen hätte.

Ohne Verbündete hätte Oestreich schwerlich einen neuen Waffengang wagen können. Aber schon hatte auch in der Umgebung des Kaisers die Friedenspartei die Oberhand gewonnen, Stadion Metternich Platz machen müssen. Gleichwol zogen sich die Verhandlungen in die Länge, da Napoleon dem Besiegten möglichst harte Bedingungen und eine riesige Kriegsentschädigung aufzuerlegen wünschte. Aber als am 12. Oktober der thüringische Predigersohn Friedrich Staps bei Gelegenheit einer Heerschau ein Attentat auf den Imperator machte, drängte er selbst zum Abschluß, und der Wien-Schönbrunner Friede (14. Oktober)

1809

währte dem Kaiser etwas mildere Bedingungen, als man noch kurz zuvor er-
rtet hatte. Dennoch kostete dieser Friedensschluß dem Staate ein Drittheil
nes Gebietes und schnitt ihm eine seiner Lebensadern ab, indem er vom
riatischen Meere verdrängt wurde.

Der Kaiser verzichtete auf Tirol-Vorarlberg, Salzburg, Berchtesgaden, das ober-
östreichische Inn- und das halbe Hausruckviertel zu Gunsten Baierns; an Frankreich trat es
Görz, Triest, Krain, Dalmatien und Kroatien ab. Sachsen und Rußland erhielten ihren Lohn
in Galizien; der deutsche Orden wurde in den Rheinbund aufgenommen. Der Kaiser verpflichtete sich, die Kontinentalsperre anzuerkennen, höchstens 150,000 Soldaten zu halten und 85 Mill. Frks. zu zahlen.



„Friedrich Wilhelm, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, auch Fürst in Schlesien zu Oels und zu Bernstadt, geb. zu Braunschweig am 9. Oktober 1771, starb als Held für Teutschlands Freiheit am 16. Juni 1815 in der siegreichen Schlacht bei Quatrebras."

Gezeichnet und geschabt von F. K. Tielker.

Noch an zwei Stellen wies sich der Waffenstillstand von Znaim und r Schönbrunner Friede rhängnißvoll. Der erstere achte das heldenmüthige nternehmen des Herzogs riedrich Wilhelm n Braunschweig zum heitern, der letztere gab treuen Tiroler der ache des Feindes preis d kostete ihrem tapferen hrer das Leben.

Friedrich Wilh. von Braunschweig-Oels, der Sohn des Besiegten von Auerstädt, der in Napoleon auf gleiche Weise den Zerstörer seiner Dynastie, wie den Feind des Vaterlandes haßte, warb auf eigene Kosten, als der Krieg begann, im östreichischen Schlesien ein kleines Freikorps. Sein Besitzthum Oels verpfändete er an Preußen. In Verbindung mit einem östreichischen Korps unter dem General am Ende rückte er im Juni in Sachsen ein, drängte die kleine sächsische Armee zurück und nahm Dresden, Meißen und Leipzig. Bald aber mußte er selbst den westfälischen Truppen weichen und warf sich nach Franken, immer noch von Oestreich unterstützt. Der Waffenstillstand von Znaim, den er anzunehmen verschmähte, beraubte ihn dieser Hilfe und setzte seinen Fortschritten gegen Junot ein Ziel. Mit seiner Heldenschar, den todtenkopf-geschmückten „Schwarzen" suchte er sich zur Nordsee durchzuschlagen. Ueber Leipzig und Halle gelangte er nach Halberstadt, das er am 29. Juli er-

was Preußens Muth hätte beleben können, und der Wiener Hof führte seine Verhandlungen mit dem Könige auf die ungeschickteste Weise. So erhielt der östreichische Bevollmächtigte Frhr. von Steigentesch (19. Juni) von Friedrich Wilhelm die wenig tröstliche Antwort: „Wir werden dereinst alles thun, aber jetzt ist der Augenblick noch nicht da."

So mußte Oestreich, dessen Heere auch auf den übrigen Kampfplätzen zurückgedrängt waren, wiederum völlig vereinsamt gegen den Eroberer in die Schranken treten.

Erzherzog Johann hatte bis zum Mai gegen Eugen Beauharnais nicht unglücklich gekämpft, mußte sich aber in Folge der Siege Napoleons über Kärnten und Steiermark bis Westungarn zurückziehen. Auch Ferdinand von Este hatte anfangs gegenüber den Polen Erfolge aufzuweisen, da sich ihre Helfer, die Russen, unzufrieden mit ihrer jetzigen Rolle, sehr zweideutig verhielten. Dann aber mußte Ferdinand nach Galizien, und Anfang Juni nach Mähren zurückweichen.

Das lange thörichte Zögern nach der Schlacht von Aspern ward dem östreichischen Staate verhängnißvoll; als sich der Erzherzog Karl und Napoleon auf dem Marchfelde bei Wagram zum zweiten Male maßen (5. und 6. Juli), verfügte ersterer nur über 140,000 Mann, während Napoleon sein Heer bis auf 180,000 Mann gebracht hatte. Doch rechnete Karl mit Bestimmtheit auf das Eintreffen des Erzherzogs Johann, der nach einer Niederlage bei Raab (14. Juni) auf das linke Donauufer gegangen war. Diese Berechnung schlug fehl, und so konnte Karl trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit der Seinen das Feld gegen die Uebermacht nicht behaupten. Sechs Tage nachher ward der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen, und der Erzherzog Karl legte sein Kommando mißmuthig nieder.

Er war es hauptsächlich, der jetzt unbedingt für den Frieden eintrat: der Kaiser, die Kaiserin Maria Ludovika, Stadion dachten noch an die Fortsetzung des Kampfes. Man hoffte auf die Türken, die Engländer und Preußen. Wirklich war Friedrich Wilhelm auch nach dem Tage von Wagram noch gewillt, Oestreich zu helfen, wenn nur Rußland sich still verhielt; aber der Zar ließ alle Anfragen unbeantwortet, bis sein Verbündeter dem Kaiserstaat seine Bedingungen aufgezwungen hatte. Auch in London wirkte die preußische Regierung zu Gunsten Oestreichs und ersuchte England, die bereits ausgerüstete Landungsarmee an die deutsche Küste zu werfen. Aber das krämerhafte Inselvolk fand das zu unvortheilhaft: es sandte seine Armee, um sich Antwerpens und der Scheldemündungen zu bemächtigen, nach der Insel Walcheren, deren sumpfiges Klima das Heer aufrieb, ohne daß es einen nennenswerthen Erfolg errungen hätte.

Ohne Verbündete hätte Oestreich schwerlich einen neuen Waffengang wagen können. Aber schon hatte auch in der Umgebung des Kaisers die Friedenspartei die Oberhand gewonnen, Stadion Metternich Platz machen müssen. Gleichwol zogen sich die Verhandlungen in die Länge, da Napoleon dem Besiegten möglichst harte Bedingungen und eine riesige Kriegsentschädigung aufzuerlegen wünschte. Aber als am 12. Oktober der thüringische Predigersohn Friedrich Staps bei Gelegenheit einer Heerschau ein Attentat auf den Imperator machte, drängte er selbst zum Abschluß, und der Wien-Schönbrunner Friede (14. Oktober)

1809

am 1. Juli zu Ehren des französischen Kaiserpaares gab, verwandelte sich in Folge eines Brandes in eine schreckliche Tragödie, bei der viele vornehme Gäste ihr Leben verloren und die von manchen als Vorbedeutung betrachtet wurde.

---

6. Preußen und Deutschland bis zum Ausbruch des russischen Krieges.

Nach der Niederlage Oestreichs brauchte Napoleon auf Preußen keine Rücksicht mehr zu nehmen. Er wußte sehr wohl, daß nur die Besorgniß vor ußland den König abgehalten hatte, am Kampfe theilzunehmen, und bezeugte m König deutlich sein Mißtrauen und seine Ungnade: insbesondere drang er it Ungestüm auf die Abzahlung der Kontribution.

Um Napoleon einen Beweis des Vertrauens zu geben, siedelte der König it seinem Hofe zu Weihnachten 1809 nach Berlin über. Es war das ein 1809 chmüthiger Einzug, und als man die schöne Königin weinend in dem Wagen zen sah, blieb kein Auge trocken. Aber es zeigte sich auch in der allgemeinen ingabe, daß das Unglück Fürst und Volk mit einem unauflöslichen Bande eng rknüpft habe. Die Lage des Staates war trostlos, immer dringender wurden apoleons Geldforderungen, welche eigentlich nur den Zweck hatten, Preußen r Abtretung Schlesiens zu nöthigen. Schon glaubte der Minister Altenstein, ese Gebietsverkleinerung als einziges Rettungsmittel empfehlen zu müssen. ber der König wollte davon nichts wissen, und da Napoleon sah, daß er chlesien auf diese Weise nicht erhalten werde, gestattete er nach langen Verndlungen, daß Hardenberg die Leitung der Geschäfte wieder übernahm uni 1810), weil er der einzige Mann sei, welcher Preußen in den Stand zen könne, seinen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen.

Vergegenwärtigen wir uns die Verhältnisse, unter denen er in Wirksamkeit trat. Die Rheinbundsstaaten ließen sich die neue Ordnung der Dinge gefallen, der Haß gegen Preußen steigerte sich noch und wurde von Napoleon geschickt genährt: die Baiern fingen sogar an, sich als blutsverwandt mit den Franzosen zu fühlen, als „keltisches Volk." Gleichwol war das gewaltthätige Regiment des Ministers Montgelas für Baiern selbst nicht ungünstig, da er mit vielen alten Mißbräuchen aufräumte. Mit noch größerer Willkür verfuhr der König von Würtemberg und ließ namentlich den Adel seine Macht fühlen; seine rohe Despotie entfremdete ihm die Herzen; die Schwaben verwünschten ihren heimischen Tyrannen: an die Schmach der Fremdherrschaft dachten die wenigsten. In Nassau, in Darmstadt zeigte sich das gleiche Bild, Kriecherei gegen den Protektor, Strenge gegen das eigene Volk. Am traurigsten sah es in Baden und der Pfalz aus, wo der Bonapartismus völlig dominirte und fast jedes deutsche Gefühl erstarb. Ganz anders im Norden: im Rheinbundsstaat Sachsen sträubte man sich hartnäckig die französischen Institutionen nachzuahmen; im Königreich Westfalen wurden sie zwar völlig durchgeführt, — der gemeine Mann sollte durch Aufhebung aller Privilegien gewonnen werden, — aber die Treue des Volkes zu der alten angestammten Eigenart ließ sich dadurch nicht beirren: grade diesen Kerndeutschen erschien das Ausländische schon an sich gehässig; ein straffes Regiment mußte sie niederhalten. Nordhannover ward am 1. März 1810 mit dem Königreich Westfalen vereinigt; bange harrten die Hansestädte, die 1809 nicht in den Nordbund hatten treten wollen, ihres

38*

Tagen der höchsten Noth dem übermüthigen Fremdling getrotzt hatte: ihr Name blieb auf aller Lippen und begeisterte das junge Geschlecht zum Ertragen und zum Wagen.

Es war ein Glück für den preußischen Staat, daß jetzt, mit einer ganz außerordentlichen Machtvollkommenheit betraut, **Hardenberg** die gesammte Leitung des Staatswesens übernahm.

Obwohl an Charaktergröße und geistiger Tiefe dem Freiherrn vom Stein nicht entfernt gewachsen, war er ein begeisterter Vaterlandsfreund; da die Verhältnisse geschicktes Laviren noch immer nothwendig machten, war seine diplomatische Verschlagenheit mehr am Platz als die dämonische Leidenschaft Steins. Für die innere Verwaltung aber war es nachtheilig, daß dem Staatskanzler Steins gründliche Sach- und Fachkenntniß abging, was nothwendig zu einem gefährlichen Dilettantismus führte. Durch eine Luxus- und eine Verbrauchssteuer, durch die Säkularisation aller geistlichen Güter suchte er den Finanzen aufzuhelfen (30. Oktober). Am 2. November folgte die allgemeine Gewerbesteuer, dann eine humane Gesindeordnung. Aber fast allenthalben stieß er auf Widerstand mit seinen Neuerungen, namentlich wollte der Adel, insbesondere der kurmärkische, von einer gleichmäßigen Besteuerung aller Stände nichts wissen. Um neue Reformen vorzubereiten, eröffnete er am 23. Februar



Karl August Fürst von Hardenberg.
Gemalt und gestochen von Fr. Bolt 1815.

1811 in Berlin eine „Landesdeputirtenversammlung", deren Mitglieder von der Krone ernannt waren. Die Versammlung hatte nur das bescheidene Recht der Mitberathung, aber unerhört fand man, daß die Krone sogar acht bäuerliche Vertreter einberufen hatte. Die Verhandlungen der Landesdeputirten bewiesen sehr bald die politische Unreife der Vertreter, und Hardenberg gewann wol selbst die Ueberzeugung, daß derartige Versammlungen seine Reformen nur hemmen würden, diese vielmehr von der Krone anbefohlen werden müßten. Von den Gesetzen, die auf diese Weise erlassen wurden, vollendeten zwei, nämlich das Edikt über allgemeine Gewerbefreiheit und das Edikt über die Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, die von Stein angebahnten Neuerungen und führten eine gewaltige, ja zum Theil fast grausame Umgestaltung herbei.

Das erstgenannte Edikt gab den Zünften den Todesstoß. Das zweite setzte die Inhaber bäuerlicher Güter in förmlichen Besitz gegen Abtretung eines Drittels oder der Hälfte



Königin Luise.

Bildniß aus den ersten Jahren nach ihrer Vermählung, gezeichnet von H. Dähling, gestochen 1807 von Krethlow.

Tagen der höchsten Noth dem übermüthigen Fremdling getrotzt hatte: ihr Name blieb auf aller Lippen und begeisterte das junge Geschlecht zum Ertragen und zum Wagen.

Es war ein Glück für den preußischen Staat, daß jetzt, mit einer ganz außerordentlichen Machtvollkommenheit betraut, Hardenberg die gesammte Leitung des Staatswesens übernahm.

Obwohl an Charaktergröße und geistiger Tiefe dem Freiherrn vom Stein nicht entfernt gewachsen, war er ein begeisterter Vaterlandsfreund; da die Verhältnisse geschicktes Laviren noch immer nothwendig machten, war seine diplomatische Verschlagenheit mehr am Platz als die dämonische Leidenschaft Steins. Für die innere Verwaltung aber war es nachtheilig, daß dem Staatskanzler Steins gründliche Sach- und Fachkenntniß abging, was nothwendig zu einem gefährlichen Dilettantismus führte. Durch eine Luxus- und eine Verbrauchssteuer, durch die Säkularisation aller geistlichen Güter suchte er den Finanzen aufzuhelfen (30. Oktober). Am 2. November folgte die allgemeine Gewerbesteuer, dann eine humane Gesindeordnung. Aber fast allenthalben stieß er auf Widerstand mit seinen Neuerungen, namentlich wollte der Adel, insbesondere der kurmärkische, von einer gleichmäßigen Besteuerung aller Stände nichts wissen. Um neue Reformen vorzubereiten, eröffnete er am 23. Februar



Karl August Fürst von Hardenberg.
Gemalt und gestochen von Fr. Bolt 1815.

1811 in Berlin eine „Landesdeputirtenversammlung", deren Mitglieder von der Krone ernannt waren. Die Versammlung hatte nur das bescheidene Recht der Mitberathung, aber unerhört fand man, daß die Krone sogar acht bäuerliche Vertreter einberufen hatte. Die Verhandlungen der Landesdeputirten bewiesen sehr bald die politische Unreife der Vertreter, und Hardenberg gewann wol selbst die Ueberzeugung, daß derartige Versammlungen seine Reformen nur hemmen würden, diese vielmehr von der Krone anbefohlen werden müßten. Von den Gesetzen, die auf diese Weise erlassen wurden, vollendeten zwei, nämlich das Edikt über allgemeine Gewerbefreiheit und das Edikt über die Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, die von Stein angebahnten Neuerungen und führten eine gewaltige, ja zum Theil fast grausame Umgestaltung herbei.

Das erstgenannte Edikt gab den Zünften den Todesstoß. Das zweite setzte die Inhaber bäuerlicher Güter in förmlichen Besitz gegen Abtretung eines Drittels oder der Hälfte



Königin Luise.

Bildniß aus den ersten Jahren nach ihrer Vermählung, gezeichnet von H. Dähling, gestochen 1807 von Krethlow.

des Gutes. Auf diese Weise büßte die Ritterschaft in Pommern 70 Quadratmeilen ein, die freies bäuerliches Eigenthum wurden.

Am 11. März 1812 folgte die Emanzipation der Juden; vorausgesetzt daß sie bleibende Familiennamen annahmen und sich der allgemeinen Wehrpflicht unterwarfen, wurden sie vollberechtigte Staatsbürger.

In diesen sozialen Reformen lag die Größe der inneren Politik Hardenbergs. Seine Finanzpläne dagegen scheiterten sämmtlich und mußten an der Verarmung des Landes scheitern: bis zum April 1811 war daher wenig mehr als die Hälfte der Kontribution abgezahlt.

Noch ein zweiter Versuch, eine Volksvertretung zu schaffen, wurde nachmals gemacht: am 10. April 1812 trat in Berlin eine „Nationalrepräsentation" von neunundbreißig gewählten Mitgliedern zusammen (18 Ritter, 12 Bürger, 9 Bauern). Aber der Eifer der Repräsentanten und ihrer Wähler erlahmte auch diesmal schnell und die Versammlung fristete bis zum Juni 1815 ein unfruchtbares Dasein.

Mit großer Geschicklichkeit wußte Hardenberg, während er die wirthschaftlichen und militärischen Kräfte des Staates zu sammeln bemüht war, den Argwohn der Franzosen fern zu halten: selbst Scharnhorst wurde aus diesem Grunde äußerlich der Leitung des Kriegsdepartements enthoben. Nur ein paar Jahre des Friedens wünschte sich der Staatskanzler, dann war der Staat voraussichtlich zu neuen Kämpfen gestählt.

Aber die Ereignisse gingen schneller vorwärts: schrittweise, aber unabänder- sah Hardenberg die neue Kriegsgefahr nahen. Das Bündniß zwischen poleon und dem Zaren lockerte sich zusehends. Vor allem trennte sie die tische Frage. Nicht als ob Napoleon im Ernste beabsichtigt hätte, ein ionales Polen herzustellen, aber er wollte dem Zaren darüber keine beruhigenden lärungen geben, so lange er die nationalen Wünsche und Hoffnungen der en für seine Zwecke ausnutzen konnte. Außerdem kränkte der Imperator den en persönlich, indem er dessen nahen Verwandten, den Herzog von Oldenburg es Erblandes beraubte, als er am 10. Dezember 1810 die ganze Nordsee- e dem Kaiserreich ohne weiteres einverleibte.

Oldenburgs Schicksal theilten die Hansestädte und das nördliche Hannover, welches wieder vom Königreich Westfalen losgerissen wurde. Das so geschaffene französische Gebiet ward in fünf Departements getheilt und mit den sieben linksrheinischen vereinigt.

Endlich verlangte Napoleon, daß der Zar alle neutralen Schiffe mit Be- ng belegen, d. h. Rußland zum Verzicht auf alle Kolonialwaaren zwingen e. Statt dessen erließ Alexander einen Ukas, welcher grade die französischen rikate traf.

Schon seit dem Frühjahr 1810 traf Napoleon seine Vorbereitungen für Fälle und häufte in Warschau große Waffenvorräthe auf; ein Jahr später heilte er den Rheinbundsfürsten den Befehl, sich marschbereit zu halten und mmelte ein Heer an der unteren Elbe. Am Napoleonstage 1811 gab er em Groll gegen Rußland öffentlich Ausdruck: man konnte wissen, woran n war. Da Alexander noch mit der Pforte im Kampf war, mußte er sich ndesgenossen zu sichern suchen. Mit Oestreich konnte er sich nicht verständigen, h den phantastischen Plan, die Polen zu seinen Gunsten aufzurufen, indem ihnen ein nationales Königthum — unter russischer Oberhoheit! — zusicherte,

1810

1811

mußte er fallen lassen: er beschloß den Feind auf dem Boden Rußlands zu erwarten, für dessen Integrität sein Volk alle Kräfte einsetzen werde. In diesem Falle wäre es für das von Napoleon beargwohnte Preußen ein Akt der Selbstvernichtung gewesen, wenn es sich für Alexander erhoben hätte, welcher freilich der persönlichen Sympathien des Königs gewiß sein durfte. Aber dann mußte Preußen — eine Wahl schien unmöglich — Napoleon Heeresfolge leisten! War es unvermeidlich, so wünschte Hardenberg, daß sein König wenigstens unter ehrenvollen Bedingungen als gleichberechtigter Bundesgenosse mit einem Hilfskorps an Napoleons Seite treten möchte. Dieser lehnte es ab: Preußen sollte Vasallendienste leisten, wie die Rheinbundfürsten. Solcher Schmach zu entgehen, plante man ein Aeußerstes: der Volkskrieg sollte entfesselt werden: in aller Stille wurden die Krümper einberufen, die Generale mit außerordentlichen Vollmachten versehen, um im gegebenen Fall sofort losschlagen zu können. Aber ein derartiger Verzweiflungskampf bot ohne auswärtige Unterstützung nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg. Der Zar glaubte aber höchstens zwölf Bataillone entbehren zu können, Kaiser Franz zögerte, weil er Alexanders Wankelmuth kannte, England versprach nichts.

War es da ein Wunder, wenn die französische Partei am Berliner Hofe die Oberhand gewann? Die Rüstungen mußten ohnehin schon im Herbst des Jahres 1811 auf Napoleons Befehl eingestellt werden. Immer mehr schnürte 1812 der Imperator den preußischen Staat und die Regierung ein: am 24. Februar 1812 mußte man in den Bundesvertrag mit Frankreich willigen, den schimpflichsten Vertrag, den ein Hohenzoller je zu unterzeichnen gezwungen war.

Der unheilvolle Tilsiter Friede hatte Preußen zwar um die Hälfte verkleinert, aber dem König einen Rest von Selbstbestimmung gelassen: jetzt mußte der Staat 20,000 seiner Söhne in die französische Armee einreihen lassen. Die Hauptstadt, die Festungen behielt Napoleon inne. Dafür das vage Versprechen: die Verpflegungskosten sollten vergütet werden! Auch Oestreich schloß am 14. April mit Frankreich ab. Die Urheber der Rüstungen, welche Preußen vorübergehend ins Werk gesetzt, mußten jetzt natürlich auch zurücktreten, einzelne Offiziere, deren Gefühl es empörte, für Frankreich zu kämpfen, suchten den Abschied nach, den der König ungnädig ertheilte. Selbst dem ausgezeichneten Clausewitz hat er es nie verziehen, daß er den Patrioten über den Soldaten stellte. Uebrigens brauchte Napoleon auf seine neuen Bundesgenossen nicht allzu große Hoffnungen zu setzen; weder Preußen noch Oestreich brach die Verbindungen mit dem Zaren ab, dem sie als Feinde gegenüber zu treten gezwungen waren.

Gneisenau wie Scharnhorst blieben nach wie vor im innigen Verkehr mit der preußischen Regierung: ersterer ging in geheimer Mission nach Wien, Petersburg, Stockholm und London, letzterer wurde nach Oestreich beurlaubt.

---

7. Der Feldzug gegen Rußland (1812).

Bevor Napoleon nach Rußland abmarschirte, hielt er zu Dresden im Mai 1812 1812 noch einen glänzenden Hoftag seiner Vasallen. Er gefiel sich in Beschimpfungen der kleineren, in Herzkränkungen der größeren Fürsten. Es sollte, Gott sei Dank, zum letztenmal sein. Voraussehen konnten das weder

enerale noch Diplomaten, denn keiner glaubte an Alexanders Sieg; wenn nicht in Wunder geschah, mußte er mit seinen untüchtigen Heerführern, seinem schwachen eere, zudem noch in den Türkenkrieg verwickelt, dem Imperator erliegen, wie so iele bessere vor ihm. Aber das Volk ahnte solch Wunder: sollte denn der Himmel irklich zugeben können, daß der Fremdling ganz Europa in Fesseln schlug?

Diesmal sollten sich die Ahnungen des Volkes völlig bestätigen. Die Russen hatten zwar Scharnhorsts Rath, den Feind tief in das Innere ihres öden Reiches zu locken, in ihrem Dünkel abgelehnt, wurden aber durch ihre eigene Schwäche zu beständigem Rückzug genöthigt, die russischen Bauern gaben den Feinden ihre elenden Hütten preis und überließen ihnen die gähnende Oede. Um des heiligen Smolensk willen mußte die russische Heeresleitung den Franzosen Stand halten; nach blutigem Ringen (17.—19. August) räumte sie das Schlachtfeld. Noch einmal, — es galt den Besitz der Zarenstadt Moskau, — wurde bei Borodino gekämpft, und Napoleon erfocht seinen blutigsten Sieg (7. September). Er erreichte damit den Einzug in eine menschenleere Stadt, aber vergeblich hoffte er, hier sein Heer durch Ruhe und Erholung zu neuen Anstrengungen zu stärken. Der Fanatismus der Vaterlandsliebe gab dem Gouverneur Rostopschin den rettenden Gedanken ein: er ließ die Zarenstadt in Flammen aufgehen, und nach einem fünftägigen Brande war der Feind sogar des schützenden Obdachs beraubt. Noch wollte der Imperator an die Größe seines Mißgeschickes nicht glauben und verschwendete fünf kostbare Wochen mit nutzlosen Verhandlungen. Als er sich doch zum Rückzuge entschließen mußte, war der nordische Winter hereingebrochen: noch stand ihm die nördliche Straße offen, aber sein Stolz sträubte sich, sie zu benutzen. Er wollte den Feind erst schlagen und sich dann auf der südlichen Straße zurückziehen. Das Unternehmen mißlang; durch die Schlacht bei Malo-Jaroslavetz (24. Oktober 1812) wurde er wieder nach Norden abgedrängt und genöthigt, über das leichenbedeckte Schlachtfeld von Borodino nach Smolensk zu marschieren. Als man die Stadt Mitte November erreichte, zählte das Heer noch 40,000 streitbare Männer, denen ohne Ordnung 30,000 elende abgerissene Nachzügler folgten. Aber nun begann das Elend erst recht und nach dem greuelvollen Uebergange über die Beresina (26.—29. November) hatte das Heer zu existiren aufgehört. Was die Grenze erreichte, hohl-

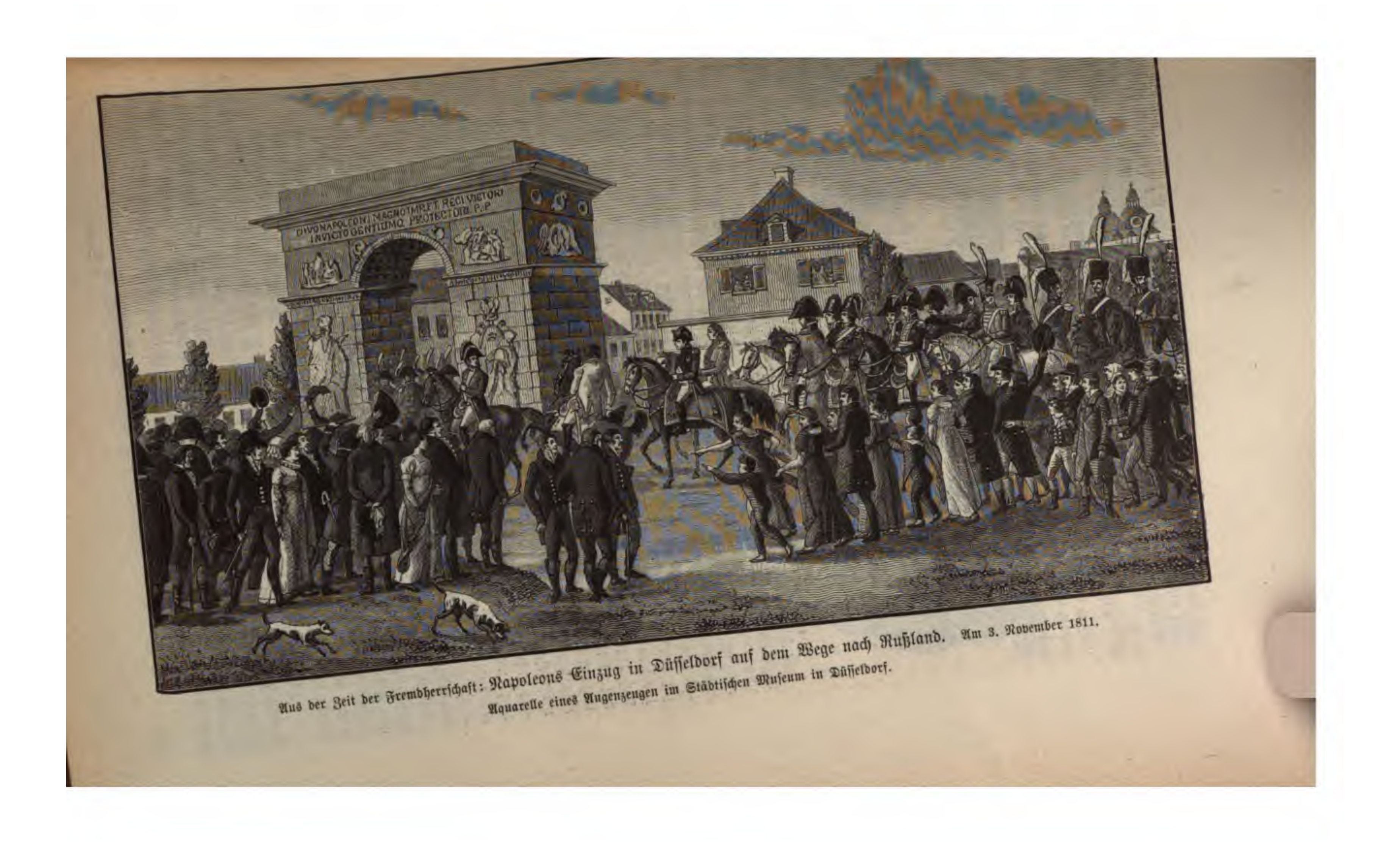


ichzeitige Abbildung zum Rückzug der Franzosen aus Rußland: „Die Trümmer der französischen Armee ihrer Rückkehr ins Vaterland im Jahre 1813." Nach der Natur gezeichnet und geätzt von Geißler.

terschrift: Einst war der Erdkreis gegen uns erbittert / Europas Boden hat vor uns gezittert | Schaut nun mit Grausen mit Entsetzen hier / Ein warnend Jammerbild sind wir.

wangig, abgezehrt, abenteuerlich vermummt, rief nur noch den Spott oder das Mitleid wach.

Der Imperator hatte natürlich dafür gesorgt, den Seinigen und der Welt sein kostbares Leben zu erhalten: am 16. Dezember brachte der Moniteur das 29. Bulletin mit



Aus der Zeit der Fremdherrschaft: Napoleons Einzug in Düsseldorf auf dem Wege nach Rußland. Am 3. November 1811.

Aquarelle eines Augenzeugen im Städtischen Museum in Düsseldorf.

ſpricht, „die große Armee ſei vernichtet, die Geſundheit Sr. Majeſtät niemals beſſer
" — am folgenden Tage erſchien er ſelbſt in den Tuilerien.

och täuſchte ſich außerhalb Frankreichs wol keiner mehr darüber, daß
e der Befreiung Deutſchlands geſchlagen habe. Während Arndt in
atechismus für den deutſchen Kriegs- und Wehrmann" ſeine Lands-
frommen Werke des heiligen Kampfes ſtärkte, ſuchte Stein den Zaren
n, den Kampf über Rußlands Grenzen hinaus zu tragen. Er fand
piel. Der Zar in ſeinem phantaſtiſchen Gemüthe bildete ſich ein,
enbefreier berufen zu ſein: als Lohn ſeines Werkes hatte ihm die
obendrein gewiß die polniſche Krone beſtimmt!
ßen befand ſich aber noch in ſchwieriger Lage: trotz des glühenden
r alle Patrioten verzehrte, war der offene Abfall unmöglich, weil die
Marken befindlichen franzöſiſchen Truppen jede Erhebung im Keime
nnten. Hardenberg gedachte daher die Entſcheidung hinzuzögern: die
llte ſofort ins Werk
Maske aber erſt
rden, wenn Napo-
vorausſichtlich, die
Vermittlung Oeſt-
Preußens abge-
n würde.
befolgte man dieſe
oth gebotene, aber
ioten widerwärtige
erſcholl die Jubel-
ß ein preußiſcher
gewagt, was die
n Miniſter noch
n durften: General
e eigenmächtig das
löſt, welches das
Hilfskorps an
feſſelte und mit
n abgeſchloſſen, die
bekämpfen müſſen.
r ein eigenthümliches
daß die rettende That
bordination von einem
ausgehen mußte,
ls Offizier Friedrichs
en aus einem eben
runde den preußiſchen
tte verlaſſen müſſen.
avid Ludwig von



Graf York von Wartenburg.
Gemalt von B. Woltze, geſtochen von L. Jacoby.

York, geb. zu Potsdam am 26. September 1759, war nach seiner Entlassung in holländische Dienste getreten und hatte am Kap und in Ceylon mit Auszeichnung gefochten; er erhielt 1787 wieder eine Kapitänstelle in der preußischen Armee, erwarb sich dann große Verdienste um die Organisation des leichten Jägerkorps, bewährte dieselbe auf dem Rückzugsgefechte bei Altenzaun und gehörte somit zu den wenigen, die in dem Unglücksjahre ihre militärische Ehre unbefleckt erhielten; seine Offiziere sagten wol, er sei wie „gehacktes Eisen“, sein Tadel war furchtbar. Seine Truppen aber vertrautem diesem Führer unbedingt, und auch den Franzosen zwang sein festes altpreußisches Wesen Respekt ein.

Das preußische Hilfskorps wurde ursprünglich von dem franzosenfreundlichen General von Grawert befehligt; erst nach dessen Erkrankung hatte York das Kommando übernommen. Dem Heere Macdonalds zugetheilt, hatten die Preußen auf dem äußersten linken Flügel der französischen Aufstellung, in den Ostseeprovinzen, zu operiren gehabt und mehrfach Gelegenheit gefunden, die Tüchtigkeit der Besiegten von Jena zu beweisen. Jetzt hatte Macdonald und mit ihm York die Aufgabe, die Trümmer der großen Armee zu decken und den Russen den Einmarsch in Ostpreußen zu wehren. York konnte diese Aufgabe lösen, wenn er wollte; aber sollte er sich und seine Preußen für den Todfeind opfern? Die ersten Anerbietungen, welche ihm die Russen durch Paulucci machen ließen, wies er noch zurück; in Berlin mochte man ihm keinen Rath ertheilen: es hieß, „er solle nach den Umständen handeln.“

Dieser Bescheid ließ ahnen, daß der König nicht unbedingt an dem französischen Bündniß festhalten werde, und als der Zar am 18. December das schriftliche Versprechen gab, er wolle sich mit Preußen verbünden und die Waffen nicht niederlegen, bevor der Staat die Ausdehnung vom Jahre 1805 erreicht habe, entschloß sich York zu dem verantwortungsvollen Schritt: am 30. December 1812 unterzeichnete er in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen eine Konvention, kraft deren sein Korps in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um weitere Befehle seines Königs abzuwarten. Er legte dem Könige die Gründe seines Handelns dar, er stellte ihm vor, daß jetzt der Moment gekommen sei, Freiheit, Größe und Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Die ganze Verantwortlichkeit nahm er heroisch auf sich: „Ich schwöre Ew. Majestät“, schrieb er, „daß ich eben so ruhig auf dem Sandhaufen, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden, die Kugel erwarten werde.“

Dem Staatskanzler kam Yorks kühne That sehr ungelegen: er fürchtete, die Franzosen würden zu früh sein Spiel durchschauen. Jedenfalls aber mußte er auf dem Wege fortschreiten, den York eingeschlagen, — der Würfel war gefallen.

Zunächst mußte den Franzosen die wahre Gesinnung des Königs verheimlicht werden. Hardenberg bezeugte daher den französischen Generalen in Berlin seine Entrüstung über Yorks unerhörte That, der König ließ York durch ein Kriegsgericht absetzen. Zu seinem Nachfolger wurde Kleist ernannt, welcher die Truppen dem französischen Oberkommandirenden, dem König von Neapel, zur Verfügung stellen sollte.

XVII. Die Befreiungskriege.

1. Von der Konvention zu Tauroggen bis zum Beginne des Befreiungskampfes.

Obwol bei der Wiederaufnahme des Kampfes gegen Napoleon unter allen Mächten, auf deren Mitwirkung gerechnet werden konnte, Preußen ungünstigste Lage einnahm, — denn Sein oder Nichtsein des Staates von dem Erfolge ab, war Hardenberg entschlossen, die Entscheidung herb führen; mit planmäßiger Sicherheit wurden die Vorbereitungen getroffen, vor allem auch sofort mit Rußland verhandelt. Indem man auf den Bartensteiner Vertrag zurückging, wurde zugleich die Theilnahme Oestreichs in Aussicht genommen: es sollte sich zu bewaffneter Vermittlung erbieten, die Unabhängigkeit Deutschlands bis zum Rhein, die Auflösung des Rheinbundes fordern und im Weigerungsfalle selbst die Waffen ergreifen.

Napoleon suchte indessen Frankreich und die Welt über seine Niederlagen zu täuschen, veranstaltete großartige Aushebungen und plante einen zweiten russischen Feldzug. Auch Preußen war dabei eine neue Vasallenrolle zugedacht; aller Warnungen ungeachtet trug Napoleon eine übermüthige Geringschätzung dieses Staates zur Schau, leistete die für die letzte Hilfsleistung versprochenen Entschädigungen nicht nur nicht, sondern ließ sogar weitere Requisitionen veranstalten. Er gab damit dem nur allzu gewissenhaften Friedrich Wilhelm einen stichhaltigen Grund, das unnatürliche, erzwungene Bündniß mit Frankreich zu lösen.

Was aber die in Aussicht genommenen neuen Bundesgenossen, Oestreich und Rußland, betraf, so hatten die Verhandlungen zunächst nur an letzterer Stelle einen vollständigen Erfolg. Kaiser Franz hatte eine Abneigung gegen den popularen Patriotismus, der sich in Norddeutschland bekundete, er wünschte nicht, daß die Macht seines Schwiegersohnes zertrümmert werde, nur eine Verminderung zu Gunsten Oestreichs war ihm genehm; wenn er in Paris zum Frieden rieth, so geschah das in bester Absicht, im Interesse Napoleons. Auch in Bezug auf die Neugestaltung Deutschlands gingen Metternichs und Hardenbergs Ansichten weit auseinander: niemals hätte jener dem Hohenzollernstaat die Hegemonie auch nur im Norden zugestanden, dagegen wünschte er den Besitzstand und die Souveränetät der Rheinbundsstaaten zu schonen, um an ihnen

getreue Schleppenträger zu gewinnen. Vor allem sollte Oestreichs Kraft geschont werden, um das entscheidende Wort sprechen zu können, wenn sich die Parteien im Kampfe erschöpft haben würden. Es war schon viel, daß auch das östreichische Hilfskorps unter Schwarzenberg abberufen und dem preußischen Unterhändler erklärt wurde, Oestreich habe gegen ein russisch-preußisches Bündniß nichts einzuwenden. Der Zar war denn auch auf das ihm angetragene Schutz- und Trutzbündniß eingegangen und erklärte sich bereit, Truppen nach der Oder zu entsenden. Als die Nachricht davon in Berlin anlangte, schien es angemessen, um dem König die volle Aktionsfreiheit wiederzugeben, nach dem sicheren Breslau überzusiedeln. Dies geschah am 23. Januar 1813, nachdem zwei Tage zuvor die Konfirmation des Kronprinzen stattgefunden hatte.

Bedeutungsvoll hieß es in dem Glaubensbekenntniß: „fest und ruhig glaube ich an den, der zum Uebermuthe spricht: hier sollen sich legen deine stolzen Wellen."

Während der König nun von Breslau aus die Eröffnung des Krieges vorbereitete, — am 3. Februar unterzeichnete er den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps, und am 4. legte Scharnhorst den Operationsplan für die russisch-preußische Armee vor, — wurde auch der in Ostpreußen herrschenden Rathlosigkeit ein Ende gemacht.

1813

Die Provinz war bisher vom besten Willen beseelt gewesen, aber ohne Anweisungen von Berlin, wie sollte man sich verhalten, namentlich den Russen gegenüber? Durfte man, sollte man ihnen sich, als den Befreiern anschließen? York hatte die Verwaltung der Provinz übernommen, er führte auch sein Kommando als General fort, da ihm keine amtliche Anzeige von seiner Absetzung zuging, aber die Kunde davon und von der Verwerfung der Konvention hinderte ihn an weiteren Schritten: nur daß er sein Korps durch die Kantonpflichtigen der Provinz verstärkte. Da erschien am 21. Januar in Königsberg Stein, der sich vom Zaren die Vollmacht hatte ertheilen lassen, die Leitung der Provinzialbehörden zu übernehmen: sein Name bürgte dafür, daß die Provinz nicht in russischem Interesse ausgebeutet werde. Das Land wurde sofort als mit Rußland verbündet behandelt, namentlich auch die Aufhebung der Kontinentalsperre angeordnet. Am 5. Februar trat, — ohne königliche Berufung, — der Landtag zusammen, welcher ein von Clausewitz entworfenes Landwehrgesetz zum Beschluß erhob und sofort in Vollzug setzte. Graf Alexander Dohna, welcher auf dem Landtage der Führer des Adels gewesen, war der erste, der als Gemeiner in die Landwehr eintrat.

Alles dies geschah in der Voraussetzung, daß der König es billige: indem die Stände ihrem Monarchen ihre Beschlüsse mittheilten, beschworen sie ihn, der Begeisterung seines Volkes freien Lauf zu lassen. Der König war gleichwol mit dem eigenmächtigen Vorgehen der Provinz unzufrieden und nahm den Grafen Dohna, der am 21. Februar in Breslau eintraf, ziemlich ungnädig auf.

1813

Acht Tage später kam denn auch das russisch-preußische Bündniß, dessen Abschluß durch die polnischen Pläne des Zaren und die Nörgeleien des preußischen Unterhändlers verzögert war, endlich zustande. In dem Vertrage von Kalisch (28. Februar) verpflichtete sich der Zar, die Waffen nicht niederzulegen, bis Preußen die Macht wiedererlangt hätte, welche es vor 1806 besessen und versprach, daß der Staat im Osten wie im Westen möglichst gut abgerundet werden solle.

Da Alexander den polnischen Staat wieder aufzurichten und Preußen für seine ehemals polnischen Besitzungen in Deutschland zu entschädigen wünschte, ward der Kalischer Vertrag nachmals von der größten Bedeutung für den Verlauf und die Fortführung des Krieges: je mehr Gebiet in Deutschland zur Verfügung stand, desto freiere Hand hatte der Zar in Polen. Dem Könige war an seinen unzuverlässigen Polen auch nichts gelegen: tadelnswerth aber war, daß der Zar dem offenherzigen Freunde seine Absicht, ein polnisches Reich wieder aufzustellen, geflissentlich verschwieg.

Der Vertrag von Kalisch brachte für den preußischen Staat freilich auch manchen Nachtheil: da die Russen sich verpflichteten, 150,000 Mann ins Feld zu stellen, die Preußen nur 80,000 Mann, erhielt Preußen eine untergeordnete Stellung als Hilfsmacht und mußte seinem Verbündeten den Oberbefehl zugestehen: in Wirklichkeit kehrte sich das Zahlenverhältniß bald um, aber hinsichtlich des Oberbefehls blieb alles beim alten, und bei den späteren Verhandlungen mit England wurde die Höhe der Hilfsgelder zu großem Schaden für die preußischen Finanzen nach jenem Maßstab bemessen.

Indessen war es im gegenwärtigen Moment doch ein Glück, daß der Abschluß erfolgte, denn die preußischen Heerführer wurden nun aus ihren bangen Zweifeln erlöst. York wurde öffentlich von aller Schuld freigesprochen und angewiesen, sich dem russischen Oberbefehlshaber Wittgenstein anzuschließen; am 2. März überschritt dieser die Oder, am 10. folgten die Preußen. Am 11. rückte Wittgenstein in Berlin ein, das die Franzosen am 4. März geräumt hatten: gleichzeitig besetzten Kosaken unter Tettenborn Hamburg, dessen Bewohner den Befreiern freudig zujubelten.

Den Kalischer Vertrag hatte man bisher sorgfältig geheim gehalten und en französischen Gesandten, der dem Hofe nach Breslau gefolgt war, mit freund-ichen Worten beschwichtigt. Ueber den Erlaß vom 2. Februar ließ er sich be-uhigen: er mußte bedenklicher werden, als die begeisterten Scharen der Frei-illigen in Breslau anlangten und der König am 10. März, dem Geburtstage iner Luise den Orden des Eisernen Kreuzes stiftete; als der Zar am 15. März ntraf, war keine Täuschung mehr möglich. Am 16. März erließ der König e vorläufige Kriegserklärung, am folgenden den „Aufruf an Mein Volk“, den r geistvolle Ostpreuße Hippel entworfen hatte.

Er erinnerte die Brandenburger, Schlesier, Pommern, Litthauer an die Tage der Unterdrückung, an die ruhmvollen Tage des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen. Er mahnte zum Kampfe auf für die heiligsten Güter der Nation und der Menschheit und bereitete auf die außerordentlichen Opfer vor, die gefordert werden müßten, wenn Preußen und Deutschland nicht aufhören sollten zu existiren. „Keinen andern Ausgang“, hieß es, „giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang.“ Der Schluß des Aufrufs gab der Zuversicht Ausdruck, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde.

Auch die Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturms urde am gleichen Tage unterzeichnet.

Schon der Erfolg, den der Aufruf vom 3. Februar gehabt, war so groß-tig gewesen, daß der Monarch aufs innigste bewegt wurde: eine solche Hin-be, eine solche Opferwilligkeit hatte er kaum für möglich gehalten, und es war charnhorsts stolzester Tag, als er dem Könige die jubelnden Scharen der reiwilligen zeigen durfte.

Es war aber auch erstaunlich, was das Volk nunmehr leistete: es stellte 271,000

Bedeutungsvoll hieß es in
den, der zum Uebermuthe sprič

Während der König nu
1813 bereitete, — am 3. Febr
williger Jägerkorps, un
russisch=preußische Arm
Rathlosigkeit ein End

Die Provinz
von Berlin, wie
sollte man ihr
Provinz über
amtliche Ar
werfung
die Kan
Stein
behö
Jn

noch nicht gelernt hatte, deutsch
schen Bewegung damals das ebenso ku
an Euren Ketten; der Mann ist Euch
nig Körners „Das Volk steht auf, der St
Deutschen schwören: „die Knechtschaft hat ein
orf (geb. zu Tilsit am 11. Dezember 1784, gest.
ahm trotz seines gelähmten rechten Armes am Ka
das herrliche „Frisch auf zum fröhlichen Jagen", wa
illigen Jäger ward. Körner (geb. am 23. Septembe
August 1813 im Gefecht bei Gadebusch.

„Preußen" und „Deutschland" fast gleichbedeutend: man ha
utschen gehofft, und das Lützowsche Freikorps war bestimmt
aufzunehmen, aber nur Männer aus den ehemals preu
Mahnruf, ein Sachse, wie Körner, bildete eine rühmliche
hingen noch mit Begeisterung an ihrem Protektor und ha
des Feldzuges das Befreiungswerk schwer genug gemacht. Nur d
schlossen sich Preußen an: das Licht der Freiheit ist im Norden e
raschend schnell ging die Bildung und Ausrüstung der Landwe
mußte man sich auf das allernothdürftigste beschränken, und di
Schulung und Tüchtigkeit erhielt diese Truppe erst durch den
April folgte das Gesetz über den Landsturm, welcher die letzten
sammelte; denn alle Männer bis zu den Vierzigjährigen beansprucht
Der Landsturm, der alle Personen männlichen Geschlechts vom 15. bis
umfaßte, war wesentlich zum kleinen Krieg, zum Späherdienste,
arbeiten rc. bestimmt. Er bewährte sich auf diesen Gebieten und hatte außerde
treffliche Wirkung: er erfüllte die Unmündigen und Alten mit dem Be
Sache des Vaterlandes mitzuarbeiten, und erregte bei den Feinden das
einem Volkskrieg, wie sie ihn in Spanien kennen gelernt.

So große Anstrengungen waren aber auch nothwendig, denn es
zeigte, daß sich das Kriegswetter mit ganzer Gewalt über Preuße
würde. Den Krieg nach Rußland zu tragen, gab Napoleon auf; fü



chlesische privilegirte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

ajestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller
Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft,
Irsachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten
vor Augen.

r erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Mei-
thanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere
als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfe-
ieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch
Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und
ie Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein
r Verarmung.

ch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem
leichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß
ener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine rein-
hten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich
, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben
Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand

ndenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was
ast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn
eginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an
n Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

---

ile der Nummer der Schlesischen Zeitung vom 20. März 1813, in welcher der Aufruf „An mein B
. (Die Zeitung erschien dreimal wöchentlich.) Nach dem von der Verlagshandlung W. G. Ko
Verfügung gestellten Exemplare.

Mann ins Feld, auf siebzehn Bewohner kam ein Soldat. Mit besonderer Begeisterung eilten die alten Offiziere und die jungen Studenten, auch zahlreiche Gymnasiasten zu den Waffen: die Gerichts- und Regierungsbeamten mußten vom Eintritt in das Heer förmlich abgehalten werden, damit die Geschäfte nicht still ständen.

Und in welchem Maße wetteiferten alle Stände, um der Geldnoth des Staates zu Hilfe zu kommen! Baares Geld war längst selten geworden, aber den theuersten ererbten Schmuck gab man willig hin: man tauschte den goldenen Trauring gegen den eisernen und war stolz auf dessen Inschrift: „Gold gab ich für Eisen." Manches arme Mädchen opferte, wie Ferdinande von Schmettau, ihr einziges Gut, das reiche Lockenhaar.

Ein weihevoller Ernst ging durch die Nation; es entsprach der allgemeinen Stimmung, daß die Freiwilligen für den heiligen Krieg kirchlich eingesegnet wurden. Auch die Lieder, die jetzt erklangen, spiegeln diese Stimmung wieder. Schenkendorf, Arndt, Rückert, keiner aber mehr als der jugendliche Körner, wurden die Herolde des begeisterten Volkes. Während der alte Goethe noch nicht gelernt hatte, deutsch zu denken und zu empfinden — er sprach der deutschen Bewegung damals das ebenso kurzsichtige, wie schmähliche Urtheil: „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß" — klang zornesmuthig und siegestönig Körners „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" und Arndt ließ alle treuen Deutschen schwören: „die Knechtschaft hat ein Ende."

Max von Schenkendorf (geb. zu Tilsit am 11. Dezember 1784, gest. zu Coblenz den 11. Dezember 1817) nahm trotz seines gelähmten rechten Armes am Kampfe theil. Von Fouqué stammt das herrliche „Frisch auf zum fröhlichen Jagen", was bald ein Lieblingslied der freiwilligen Jäger ward. Körner (geb. am 23. September 1791 zu Dresden) fiel am 26. August 1813 im Gefecht bei Gadebusch.

Für jetzt war „Preußen" und „Deutschland" fast gleichbedeutend: man hatte auf die Erhebung aller Deutschen gehofft, und das Lützowsche Freikorps war bestimmt, Deutsche aus allen Stämmen aufzunehmen, aber nur Männer aus den ehemals preußischen Gebieten folgten dem Mahnruf, ein Sachse, wie Körner, bildete eine rühmliche Ausnahme. Die Rheinbündler hingen noch mit Begeisterung an ihrem Protektor und haben in dem ersten Theil des Feldzuges das Befreiungswerk schwer genug gemacht. Nur die Mecklenburger Herzoge schlossen sich Preußen an: das Licht der Freiheit ist im Norden entglommen.

Ueberraschend schnell ging die Bildung und Ausrüstung der Landwehr vor sich, aber freilich mußte man sich auf das allernothdürftigste beschränken, und die eigentliche militärische Schulung und Tüchtigkeit erhielt diese Truppe erst durch den Krieg selbst. Am 21. April folgte das Gesetz über den Landsturm, welcher die letzten Kräfte des Volkes sammelte; denn alle Männer bis zu den Vierzigjährigen beanspruchte die Landwehr. Der Landsturm, der alle Personen männlichen Geschlechts vom 15. bis 60. Lebensjahre umfaßte, war wesentlich zum kleinen Krieg, zum Späherdienste, zu Schanzarbeiten ꝛc. bestimmt. Er bewährte sich auf diesen Gebieten und hatte außerdem nach zwei Seiten treffliche Wirkung: er erfüllte die Unmündigen und Alten mit dem Bewußtsein, an der Sache des Vaterlandes mitzuarbeiten, und erregte bei den Feinden das Grauen vor einem Volkskrieg, wie sie ihn in Spanien kennen gelernt.

So große Anstrengungen waren aber auch nothwendig, denn es war keine Frage, daß sich das Kriegswetter mit ganzer Gewalt über Preußen entladen würde. Den Krieg nach Rußland zu tragen, gab Napoleon auf; für jetzt galt es Preußens Vernichtung, und schon Ende März machte der Imperator in Wien Vorschläge zur Auftheilung des verhaßten Staates.

Da Englands Hilfe noch nicht gesichert war, — es feilschte um je Schilling und verlangte nicht nur Hannover zurück, sondern noch altpreußi



Schlesische privilegirte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

[Se]. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off= und Defensiv=Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, [übe]r die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten [Eu]ropa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Mei= [ner] Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere [Wu]nden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfe= [stun]gen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch [geb]rachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und [d]urch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein [Ra]ub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem [Vo]lke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß [es s]ein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine rein= [sten] Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich [sahe]n wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben [müß]ten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand [auf]hört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was [Ihr] seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn [wir] den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an [den] großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

---

Facsimile der Nummer der Schlesischen Zeitung vom 20. März 1813, in welcher der Aufruf „An mein Volk" erschien. (Die Zeitung erschien dreimal wöchentlich.) Nach dem von der Verlagshandlung W. G. Korn in [Bresl]au zur Verfügung gestellten Exemplare.

Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf G
dauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werd
redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie
heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und sieg
wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Exist
Unabhängigkeit unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als eine
len Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getro
gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu
mag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fest
werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren
Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813. Friedrich Wil

An Mein Kriegesheer.

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbst
des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! —
Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von al
Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist
Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das
zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um
mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eu
Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei E
Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sey der H

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge trafe den, der seiner Pflicht vergißt!

Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prin- n Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk rden kämpfen mit Euch, und an Unserer Seite ein zu Unserer und zu Teutschlands lfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit er- g. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sey Unsere Loosung!"

reslau, den 17ten März 1813. Friedrich Wilhelm.

Urkunde
über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, dient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche numente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das lk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernern Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit absank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf ligion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren nte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden iege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder da- n jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, orben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach sem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Un- hanen um das Vaterland ist

das eiserne Kreuz

zwei Klassen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von eisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weisser Einfassung wenn das rdienst im Kampfe mit dem Feinde erworben ist, und an einem weissen Bande mit er Einfassung wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse en dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weisser Einfassung linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, v an dem schwarzen Bande mit weisser Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Da
dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens
ter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fä
in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen
wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordne
zwei Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen
drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werd
die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon be
zen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Kl
erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schla
nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme ei
bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht
feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisern
Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zwe
Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt s
das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur
das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich
mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die
fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei
in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein
wenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedruckt
Königlichen Insiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Landestheile dazu — da ferner Dänemark auf Napoleons Seite verharrte und das mit Rußland bereits verbündete Schweden noch keine engere Allianz mit Preußen eingegangen war, war es nothwendig, wenigstens die norddeutschen Fürsten durch Güte oder Gewalt heranzuziehen. Man bedrohte daher (namentlich in Kutusows Proklamation vom 25. März) alle diejenigen, die nicht binnen einer bestimmten Frist sich der guten Sache anschließen würden, mit dem Verlust ihrer Staaten. Leider war man zu gutmüthig diese Drohungen zu verwirklichen, was zunächst in Sachsen hätte geschehen müssen. Hier gab König Friedrich August ausweichende Antworten und floh dann aus dem Lande. Sein General Thielmann, der in Torgau den wichtigen Elbpaß hüten sollte, erleichterte den Verbündeten den Uebergang über die Elbe, wagte aber nicht Yorks Beispiel nachzuahmen.

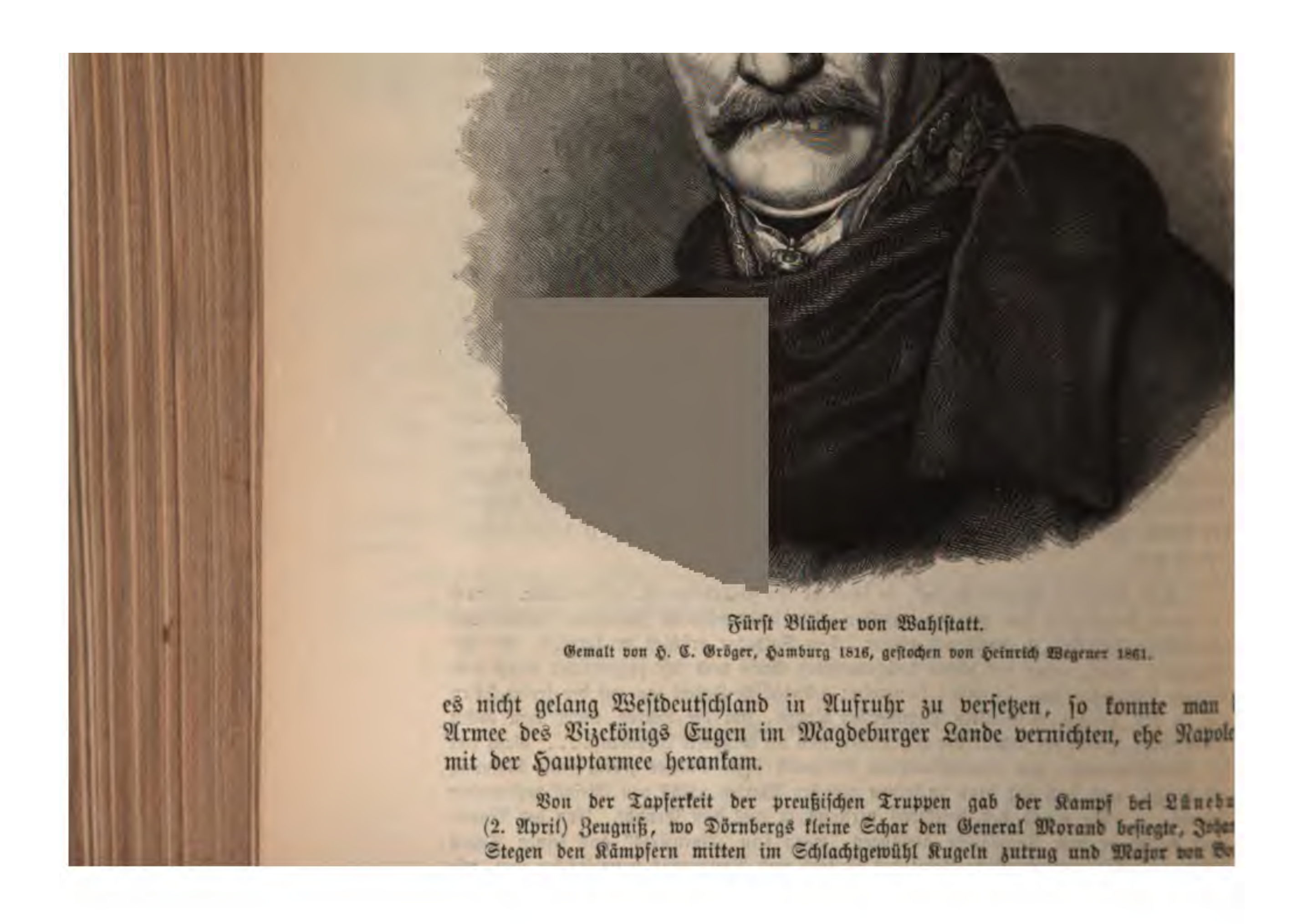
---

2. Die ersten Kämpfe bis zum Waffenstillstand von Poischwitz (4. Juni 1813).

Machten schon die nothwendigen Rüstungen und die diplomatischen Verhandlungen ein langsameres Vorgehen, als allen Patrioten erwünscht war, erforderlich, so wurden außerdem noch überflüssige Verzögerungen durch den Umstand herbeigeführt, daß die Oberleitung der Operationen Rußland überlassen blieb. Es war dies um so bedauerlicher, als Preußen den Mann besaß, welcher geradezu geschaffen schien, durch Entschlossenheit und Schlagfertigkeit die schnellen Erfolge zu erzielen, deren man dringend bedurfte, um die gehobene Stimmung zu befestigen und alle Zweifelhaften, wie Oestreich, zum Entschlusse zu drängen. Der Mann, dessen Name auf aller Lippen war, wer hätte es anders sein können, als der kühne Husarengeneral, der Held von Ratkau, Gerhard Leberecht von Blücher.

„Aus Blüchers ganzem Wesen", so schildert ihn neuerdings H. v. Treitschke, „sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich, wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmuth seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen tiefdunkeln flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust. . . . Ganz frei von Menschenfurcht, mit unumwundenem Freimuth sagte Blücher jedem seine Meinung ins Gesicht; und doch lag selbst in seinen gröbsten Worten nichts von Steins verletzender Schärfe. . . . Die Kunst des Befehlens verstand er aus dem Grunde. Von der Mannschaft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn sein „Vorwärts" aus seinen Augen blitzte. . . . Die unverwüstliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm, wie bei Stein in einer schlichten Frömmigkeit."

Hätte Blücher nicht unter russischer Oberleitung gestanden, — an die Stelle des verstorbenen unfähigen Kutusow war der tapfere, aber unbegabte Wittgenstein getreten, — so würde schon der April wichtige Erfolge gebracht haben: wenn



Fürst Blücher von Wahlstatt.

Gemalt von H. C. Gröger, Hamburg 1816, gestochen von Heinrich Wegener 1861.

es nicht gelang Westdeutschland in Aufruhr zu versetzen, so konnte man
Armee des Vizekönigs Eugen im Magdeburger Lande vernichten, ehe Napole
mit der Hauptarmee herankam.

Von der Tapferkeit der preußischen Truppen gab der Kampf bei Lüneb
(2. April) Zeugniß, wo Dörnbergs kleine Schar den General Morand besiegte, Joha
Stegen den Kämpfern mitten im Schlachtgewühl Kugeln zutrug und Major von Bo

Zu entscheidenden Schlägen mußten die russischen Verstärkungen abgewartet den; als das russische Hauptheer endlich in Dresden eingetroffen war . April), hatte auch Napoleon sich Thüringen genähert: seine Armee war den bündeten fast um das Doppelte überlegen. Südlich von dem alten Lützener lachtfeld kam es am 2. Mai zur ersten Hauptschlacht (bei Groß-Görschen).

Hätten Tapferkeit und Todesverachtung den Ausschlag gegeben, so wären die Preußen Sieger gewesen, welche zuerst dem Marschall Ney die Dörfer Kleingörschen, Rahna und Kaja entrissen, nachher sogar gegen Napoleon selbst diese drei, sowie auch Großgörschen behaupteten. Aber das russische Kommando erwies sich als vollkommen unfähig: die entscheidenden Augenblicke wurden nicht ausgenutzt: um 7 Uhr Abends führte Napoleon, nachdem er die Verbündeten mit einem furchtbaren Artilleriefeuer übergossen, einen Gewaltstoß und die Preußen konnten nur noch Großgörschen behaupten. In der Nacht wagte Blücher mit der Reiterei noch einen Angriff, der aber an dem Mißerfolg nichts mehr ändern konnte. Zwar hatten die Verbündeten einen Theil des Schlachtfeldes inne, aber Napoleon den Sieg errungen: er verdankte ihn nicht zum kleinsten Theil seiner Uebermacht, denn Russen und Preußen zählten zusammen nur 70,000 Mann gegen 130,000 Franzosen.

Fühlten sich die Truppen auch unbesiegt, — hatte doch der Feind keine phäe aufzuweisen — so wurde doch der Rückzug nach der oberen Elbe angetreten. den Verwundeten gehörte auch Scharnhorst, für den dieser erste Ehrentag r verhängnißvoll wer- sollte.

Scharnhorst eilte, seiner Wunde nicht achtend, bald nach der Schlacht nach Wien, um die östreichischen Staatsmänner für die gute Sache zu gewinnen. Dort abgewiesen, setzte er seine Bemühungen in Prag fort, während sich seine Wunde in Folge der Reise aus Mangel an sorgfältiger Behandlung in gefährlichem Grade verschlimmert hatte. Es war ihm nicht beschieden, mit eigenen Augen zu schauen, wie sich seine Schöpfungen bewährten: am 28. Juni erlag er seiner Wunde.


Gerhard von Scharnhorst. — Gleichzeitiges Bildniß von Bury.

So rühmlich die Preu- bei Groß-Görschen ritten, ward ihre Nie- age für die politische,

wie militärische Lage sehr nachtheilig. Friedrich August von Sachsen kehrte, ohne von den Oestreichern gehindert zu werden, aus Prag nach Dresden zurück und stellte sich von neuem dem Protektor, von dessen Gunst er weiteren Landerwerb erhoffte, unbedingt zur Verfügung: die Verbündeten hatten sich bis an die obere Spree zurückziehen zu müssen geglaubt; schon konnte Napoleon an einen Angriff auf Berlin denken: während er selbst ostwärts den Verbündeten folgte, sollte Ney sich nördlich ziehen.

Die russische Oberleitung bewies zum zweiten Male ihre völlige Unfähigkeit. Zwei schwache Korps unter York und Barclay de Tolly wurden gegen den dreifach überlegenen Ney entsendet; sie bezeugten zwar in dem blutigen Gefecht von Weißig und Königswartha (19. Mai) eine bewundernswerthe Tapferkeit, erlitten aber auch schwere Verluste und konnten die Vereinigung Neys mit Napoleon doch nicht hindern. Die Stellung, in welcher die Verbündeten nunmehr den Angriff der feindlichen Uebermacht erwarten mußten, war möglichst ungünstig gewählt. Sie standen in langgedehnter Linie, mit dem linken Flügel an das Lausitzer Gebirge gelehnt, mit dem Centrum noch auf hügligem Terrain, — den Kreckwitzer Höhen, — mit dem rechten Flügel in der Ebene, hinter der Spree, deren Ueberschreitung hier keine besonderen Schwierigkeiten macht.

Am 20. Mai gelang es Napoleon schon, bei Bautzen den Uebergang über den Fluß zu erzwingen: noch größere Erfolge errang er am folgenden Tage in furchtbarem Kampfe gegen das Centrum unter Blücher und den bloßgestellten rechten Flügel unter Barclay de Tolly. Schließlich geriethen die Verbündeten in die äußerste Gefahr umgangen zu werden, und so beschloß man, auf Knesebecks Drängen, den Kampf abzubrechen. Da sich das Heer in musterhafter Ordnung zurückzog und wiederum keine Siegeszeichen in den Händen der Feinde ließ, war Napoleon über den unfruchtbaren Sieg in äußerster Wuth: allerdings deckten unter 40,000 Todten und Verwundeten 25,000 Franzosen das Schlachtfeld.

Aber dennoch waren die Nachwirkungen der ehrenvollen Niederlage für die gute Sache eben so übel, wie die Folgen der Schlacht von Groß-Görschen. Der Versuch, nunmehr Berlin zu nehmen, glückte freilich nicht; Bülow warf den heranziehenden Oudinot bei Luckau zurück (4. Juni); aber je weiter sich die verbündete Armee zurückzog, desto unbestrittener konnten sich die Franzosen an der Elbe festsetzen.

So zog Davout am 30. Mai in Hamburg ein, welches Tettenborn nicht gesichert hatte und der seit kurzem mit Preußen verbundene Bernadotte, Kronprinz von Schweden, nicht hatte entsetzen mögen. Ein furchtbares Schreckensregiment griff hier Platz; 25,000 arme Leute wurden als „überflüssige Mäuler“ ausgetrieben, die zurückbleibenden mußten den Feinden helfen, die Stadt in einen gewaltigen Waffenplatz umzuwandeln.

Da die Grausamkeiten, welche die Franzosen in Hamburg verübten, bisher sämmtlich dem Marschall Davout zur Last gelegt wurden, ist es eine Pflicht der unpartreiischen Geschichtschreibung darauf hinzuweisen, daß neuerdings der Marschall in einem ganz anderen Lichte erscheint. Mit schwerem Herzen und unter Remonstrationen hat er die Gewaltmaßregeln ausgeführt, die ihm sein Imperator anbefahl.

Auf Hardenbergs Rath zogen sich die Verbündeten nicht weiter nach Osten, sondern mehr südwärts, um die Verbindung mit Oestreich nicht ganz aufzugeben:

urch ein glänzendes Gefecht bei Haynau (26. Mai), ein echtes Husarenstück, n Folge dessen der französische Vortrab weit zurückgeworfen wurde, hinderte Blücher den Feind, die veränderte Richtung des Rückzuges rechtzeitig zu erkennen. Zeitlebens erinnerte sich Blücher gern dieses Erfolges, der auch von der Kampfesfreudigkeit der Preußen Zeugniß ablegt. Anders stand es mit den Russen; Barclay de Tolly, der jetzt den Oberbefehl führte, wollte sein Heer hinter der Oder wieder herstellen. Es war ein Augenblick größter Gefahr: da brachte Napoleon selbst die Rettung. Mißmuthig über seine blutigen Siege, geschwächt durch seine trophäenlosen Triumphe, bot er einen Waffenstillstand an. Er gedachte ihn zu benutzen, um entweder Alexander von Friedrich Wilhelm zu trennen, oder Oestreich zu sich hinüberzuziehen. Die Verbündeten kannten ihre eigene Schwäche gut genug, um den Antrag nicht zurückzuweisen: auch sie hofften, während der Waffenruhe mit Oestreich zum Abschluß zu gelangen. So wurde am 4. Juni ein Waffenstillstand, zunächst auf sechs Wochen, zu Poischwitz bei Jauer geschlossen.

Die Franzosen wurden auf das nordwestliche Schlesien beschränkt und räumten Breslau. Alle Streifpartieen sollten bis zum 12. Juni auf das rechte Elbufer zurückkehren.

Wiewol sich dies Abkommen in der Folge als äußerst heilvoll erwies, erregte die Nachricht von dem Abschluß der Waffenruhe doch bei allen Patrioten und besonders in Berlin die trübste Stimmung. Allmählich wich diese Niedergeschlagenheit bei reiflicherer Erwägung: allein mit tiefem Schmerze und nicht ohne Ingrimm vernahm man dann die Kunde von der Vernichtung des Lützowschen Freikorps, welches die Franzosen, gestützt auf den Wortlaut des Waffenstillstandsvertrages, am 17. Juni bei Kitzen überfielen.

Der Major von Lützow hatte mit seiner Schar Hof erreicht, als ihm die Nachricht vom Waffenstillstand zuging; dennoch versäumte er, den Rückmarsch rechtzeitig anzutreten, und Napoleon unterließ es nicht, die Gelegenheit zur Bestrafung der „Räuber" zu benutzen. Nur der vierte Theil der Lützower, an 100 Reiter, entkamen, darunter Lützow selbst und der schwerverwundete Theodor Körner.

---

3. Der Anschluß Oestreichs.

Der Waffenstillstand erwies sich zunächst sehr nützlich, um die preußischen Landwehren weiter zu formiren und auszurüsten; auch trat schon am 14. Juni England durch den Vertrag von Reichenbach in die Reihe der Allirten, freilich nur unter Bedingungen, die für Preußen ganz besonders drückend waren. Allein n der Hauptsache war der Ausgang sehr zweifelhaft.

Kaiser Franz war dem Volkskriege abhold, jedes Gefühl für Deutschland war ihm fremd: er hatte seinen kaiserlichen Schwiegersohn wegen der Schlacht bei Großgörschen aufrichtig beglückwünscht. Er dachte nicht entfernt daran, Krieg zu führen, wenn er im Frieden, allenfalls durch bewaffnete Mediation, diejenigen Zugeständnisse erhielt, die er im Interesse Oestreichs bedurfte: was aus dem großen Vaterlande wurde, dessen Krone er einst ge-

tragen, war ihm höchst gleichgiltig. Noch weniger hatte er vom östreichischen Standpunkte aus Veranlassung, sich für die Wiederherstellung des einst nebenbuhlerischen Preußen zu erhitzen. Während die Verbündeten die Wiederherstellung der alten Macht Preußens wie Oestreichs, die Auflösung des Rheinbundes und des Herzogthums Warschau, die Rückgabe der Nordseeküste, die Unabhängigkeit Hollands, Spaniens und Italiens forderten, war Oestreich zufrieden, wenn es seine illyrischen Provinzen wieder bekam, das Herzogthum Warschau vertheilt, allenfalls auch Hamburg und Lübeck wieder hergestellt wurden: die Herausgabe der Nordseeküste hätte zur Voraussetzung gehabt, daß auch England den Kampf gegen Napoleon einstellte. Nur in der Hoffnung, daß Napoleon selbst auf so gemäßigte Vorschläge nicht eingehen werde, konnten die Verbündeten die östreichische Friedensvermittlung auf solcher Basis gestatten. Es war verhältnißmäßig viel erreicht, daß Graf Stadion am 27. Juni zu Reichenbach im Namen der östreichischen Regierung versprach, falls Napoleon jene Vorschläge bis zum 20. Juli nicht annähme, werde Oestreich mit 150,000 Mann an dem Feldzuge theilnehmen und dann auch Europa einer gründlichen Umgestaltung unterziehen helfen.

Schwerlich wird sich ein Unbefangener überzeugen lassen, daß Metternichs Wünsche von denen des Kaisers sich wesentlich unterschieden, daß er Zeit gewinnen wollte, um zu rüsten und die Wehrkraft Oestreichs dann zu Gunsten der Verbündeten in die Wagschale zu werfen. Er ging nach Dresden mit der festen Absicht, den Frieden zu verhandeln, und obwol er hier Gelegenheit bekam, die Ueberhebung des Imperators gründlich kennen zu lernen, willigte er in die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August: in der Zwischenzeit sollte in Prag ein Friedenskongreß stattfinden. Die Verbündeten mußten sich das gefallen lassen, aber sie erklärten, sie würden nöthigenfalls auch ohne Oestreich den Krieg fortsetzen. Diese Erklärung trug gewiß dazu bei, Oestreich zum Entschlusse zu drängen. Dazu kam, daß einerseits die Prager Bevollmächtigten der Verbündeten, besonders Wilhelm von Humboldt, entschlossen waren, ein friedliches Abkommen zu hindern, andrerseits aber Napoleon nach einem glänzenden Hoftage in Mainz sein volles Selbstgefühl und damit das Vertrauen auf eine glückliche kriegerische Entscheidung wieder gewonnen hatte. So hielt es denn auch der Wiener Hof für gerathen, auf den Kriegsfall bedacht zu sein und sich bei Zeiten erkleckliche Vortheile zu sichern.

Nach einem geheimen Vertrag mit England (27. Juli) sollte Oestreich das Königreich Italien und Illyrien, überhaupt freie Hand auf der ganzen Halbinsel bekommen. — Die Verbündeten hatten dagegen am 22. Juli durch die Aussicht auf Norwegen Schweden bewogen, dem Kalischer Vertrage beizutreten. Bernadotte machte Hoffnung, Schweden werde den Rest seiner deutschen Besitzungen Preußen überlassen.

Der Trotz Napoleons trieb Oestreich den Verbündeten in die Arme: der Imperator gab auf Metternichs Ultimatum (vom 8. August) nicht nur eine ablehnende Antwort, sondern ließ sie auch so spät abgehen, daß sie am 11. August erst in Prag einlaufen konnte. Wer war über den Ausgang erfreuter als W. von Humboldt! Mit dem letzten Glockenschlage des 10. August erklärte er den Kongreß für geschlossen und eilte auf den Hradschin, um das verabredete Feuersignal zu geben, das, weiter und weiter auf Schlesiens Bergkuppen sich fortpflanzend, dem preußischen Heere verkündete, die Feindseligkeiten würden demnächst von neuem beginnen. Schon am 12. August erfolgte Oestreichs Kriegserklärung.

Der Beitritt Oestreichs zur Koalition war insofern ein unleugbarer Vortheil, als dieselbe an Truppenzahl ihrem Gegner endlich überlegen wurde. Aber dafür


Fürst Schwarzenberg.
Gestochen von M. Steinla 1822.

wurden auch die Nachtheile, die jedem Koalitionsheere anhaften, vermehrt. Man mußte jetzt dem Staate, dessen Herrscher doch nur mit halbem Herzen bei dem Kriege war, die militärische Oberleitung einräumen. Die schwierige Aufgabe, neben drei Monarchen ein buntscheckiges Heer einheitlich zu leiten, konnte von dem neuen Oberfeldherrn, Fürsten Schwarzenberg kaum nothdürftig gelöst werden, für eigentlich strategische Zwecke war Schwarzenberg noch weniger befähigt. Außerdem aber mußten bei dem neuen Kriegsplan nun auch vornehmlich die Interessen Oestreichs berücksichtigt werden.

In dem Kriegsrathe zu Trachenberg wurde die Formirung von drei Heeren beschlossen (12. Juli). Die Hauptmacht, 235,000 Mann unter Schwarzenberg, sammelte sich an der Nordgrenze Böhmens und deckte die kaiserlichen Staaten. Die Nordarmee unter Bernadotte, 150,000 Mann, stand in den Marken und an der untern Elbe, Blücher mit 95,000 Mann in Schlesien. So konnte man von drei Seiten Napoleon angreifen, während dieser beim Angriff auf eines dieser Heere stets zwischen zwei Feuer gerieth.

---

4. Die Schlachten im August und September 1813.

Da Napoleon sehr wohl wußte, daß die Seele der gegen ihn gerichteten Aktion Preußen sei, beschloß er, seiner Gewohnheit gemäß, einen ersten entscheidenden Stoß gegen die feindliche Hauptstadt zu führen. Welch einen niederschmetternden Eindruck mußte es nicht auf die Verbündeten machen, wenn es hieß, Berlin sei genommen, sei in Flammen aufgegangen: denn darauf konnten die Berliner gefaßt sein, daß ihre Stadt in Brand geschossen werden würde. Von Berlin bis an die Oder und Weichsel — der Weg war weder lang noch gefahrvoll!

Und wie leicht schien das Unternehmen! Die Franzosen hatten dabei nur die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden, den Napoleon mit Recht geringschätzte, gegen sich; mit den verachteten Landwehren wurde man ohne Mühe fertig. Gleichwol ging Napoleons Geringschätzung nicht soweit, daß er etwa durch einen mehr kühnen als planvollen Gewaltstreich seine Absichten zu verwirklichen gedacht hätte; vielmehr wurde das Unternehmen sehr sorgfältig und geschickt vorbereitet. Während Oudinot mit dem Hauptheer (70,000 Mann,

namentlich auch Rheinbundstruppen) von Süden her vordrang, sollte ein aus Magdeburg ausfallendes Korps den Kronprinzen in der Flanke bedrohen, Marschall Davout von Hamburg vorbrechen und die Nordarmee im Rücken fassen. Daß Bernadotte, der aus politischen Gründen seine Schweden schonen mußte, nicht stand halten werde, konnte als ausgemacht gelten.

Den Kronprinzen hatte Napoleon nur zu richtig taxirt; ja für Bernadotte kam noch ein fernerer Grund hinzu, die Schlacht zu vermeiden: er trug sich mit der stillen Hoffnung, vielleicht einmal der Nachfolger des Imperators zu werden. Wollte er sich diese Aussicht nicht selbst rauben, so durfte er an dem Kampf und dem Sieg über seine Landsleute keinen Antheil haben. Er war bereit, Berlin preiszugeben und erließ die nöthigen Rückzugsbefehle; die starke Vertheidigungslinie, welche die morastigen Gewässer der Nuthe und Nötte sechs Stunden südlich von Berlin bilden, hatte er so schwach besetzen lassen, daß die Franzosen mühelos vordringen konnten. Aber der Kronprinz hatte seine Rechnung ohne die beiden preußischen Generale gemacht, welche das Unglück hatten, unter seinem Oberbefehl zu stehen. Tauentzien und Bülow, beide geborene Märker, waren entschlossen, selbst unter Mißachtung der militärischen Subordination den Kampf um die Hauptstadt zu wagen.



W. v. Bülow (von Dennewitz), Königl. Preuß. Generallieutenant.
Gemalt von Dähling, gestochen von Bollinger.

Friedrich Wilhelm von Bülow, geb. den 16. Februar 1755 zu Falkenberg in der Altmark, war ein einsichtsvoller und tapferer, bis zum Jahre 1813 aber wenig glücklicher Offizier. Er war geistreich und fein gebildet, sein Aeußeres verrieth in nichts den Feldherrn, auf den seine Mannschaft unbedingt vertraute. Graf Tauentzien war im Jahre 1760 zu Potsdam geboren, ein ebenso verständiger, wie entschlossener Charakter.

Bis auf zwei Meilen hatte sich der Feind, geführt von Bertrand, Reynier und Oudinot, am 23. August der Hauptstadt genähert: das Centrum marschirte durch den Wald auf Großbee-

ren. Zuerst wurde Tauentzien mit dem linken feindlichen Flügel unter Bertrand handgemein und schlug ihn zurück. Als nun das Centrum aus dem Walde debouchirte, beschloß Bülow, wiewol er eben den Befehl zum Rückzug auf den Weinberg bei Berlin erhalten hatte, den Angriff zu wagen, bevor Bertrand und Oudinot zur Unterstützung des Centrums herankamen.

Am Nachmittag begann der Kampf bei strömendem Regen: kein Nachtheil für die stämmigen Märker, welche, da die Gewehre versagten, dem Feinde mit dem Kolben zu Leibe gingen. Unter dem Rufe „so fluscht et bäter" räumten sie im Handgemenge unter den schwächlicheren Gegnern furchtbar auf. Besonders die Sachsen fochten mit Heldenmuth, aber am Abend war Großbeeren verloren, und Reynier mußte sich zum Rückzuge entschließen. Daß er mit seinem Korps nicht völlig vernichtet wurde, hatte er lediglich der Saumseligkeit und Zweideutigkeit des Kronprinzen zu verdanken. Auch daß Oudinot trotz Reyniers Niederlage ungehindert nach Wittenberg zurückgehen konnte, war das Verdienst Bernadottes, der gleichwol die Dreistigkeit besaß, in einem prahlerischen Bericht den Ruhm des Tages von Großbeeren für sich in Anspruch zu nehmen.

Jubelnd eilten am folgenden Tage die von banger Sorge befreiten Berliner in das Heerlager hinaus, um die Tapferen zu erquicken, welche hier so recht eigentlich für Haus und Heim gefochten hatten. Als ein Beispiel echter Vaterlandsliebe wird berichtet, wie der reiche Berliner Buchhändler G. A. Reimer, Hauptmann bei der kurmärkischen Landwehr, am Tage nach der Schlacht auf Urlaub heimkehrte, um sein jüngstes Töchterlein über die Taufe zu halten, dann aber wieder hinaus zu den Fahnen eilte.

Die Niederlage Reyniers hatte die Vernichtung des Korps zur Folge, welches unter General Girard von Magdeburg aus zur Unterstützung des Unternehmens heranmarschirt war. Girard versäumte es, sich rechtzeitig zurückzuziehen und ward am 27. August in der Nähe von Belzig durch General Hirschfeld angegriffen.

Die numerische Stärke der Feinde war ziemlich gleich, auch kämpften auf beiden Seiten ungeübte Truppen. Hirschfeld, ein alter Veteran, hielt von seinen Leuten nicht allzu viel, als sie aber den ersten Schrecken überwunden hatten, zeigten sie ein Ungestüm und einen Kampfeifer, die an Raserei grenzten. Auch hier griff man wegen des Regens zu dem Kolben, und in dem Dorfe Hagelberg, wo ein großer Theil der Franzosen zusammengepreßt wurde, kam es zu einem grausamen Handgemenge. Die märkischen Bauern hantierten mit ihren umgekehrten Musketen wie mit Dreschflegeln und gaben keinen Pardon: in des Wortes eigentlichster Bedeutung wurden die Feinde zusammengedroschen. Von seinen 12,000 Mann brachte Girard nicht 2000 nach Magdeburg zurück.

Von geringerer Bedeutung war die Aktion gegen Davout, der zur Zeit der Schlacht von Großbeeren in Mecklenburg eingedrungen war, aber auf die Nachricht von dem Mißerfolge weislich den Rückzug antrat.

Vielleicht würde man der Gefechte, welche mit Davouts Vorstoß zusammenhängen, gar nicht gedenken, wenn nicht eines derselben dem deutschen Volke einen theuren Helden geraubt hätte. Zum Tode geweiht durch sein „Schwertlied" fiel der jugendkühne Theodor Körner am 26. August in einem Vorpostengefecht bei Gadebusch. Unter einer Eiche bei Wöbbelin bestatteten ihn seine treuen Lützower. Ein Dichter, dessen Leistungen zu den herrlichsten Erwartungen berechtigten, war der Nation entrissen, thränenwerth und doch beneidenswerth, so lange es als ein Glück gilt, seine theuersten Ideale — selbst um den Preis des eigenen Lebens — verwirklichen zu dürfen.

Um dieselbe Zeit, wo die Mark gerettet war, wurde auch Schlesien vom Feinde befreit. Napoleon hatte ursprünglich selbst Blücher angreifen wollen, der seine Armee Mitte August bis an den Bober vorgeschoben hatte. Blücher aber wich der Uebermacht aus und wartete, nachdem er sich langsam zurückgezogen hatte, in fester Stellung hinter der Katzbach die weitere Entwicklung ab.

Als er erfuhr, daß Napoleon mit einem Theile des Heeres nach Dresden gerückt sei und ihm nur noch Macdonald mit etwa 100,000 Mann gegenüberstände, beschloß er wieder vorzurücken und die Katzbach zu überschreiten. Aber die Franzosen kamen ihm zuvor, überschritten die Katzbach und die wüthende Neiße, die von anhaltendem Regen mächtig angeschwollen waren und begannen das Plateau zu erklimmen, auf dem die Preußen standen. York ließ einen Theil der Feinde hinüberkommen, dann warf er sich mit Ungestüm auf die überraschten, die nun die steilen Thalränder hinabgedrängt wurden: der russische General Sacken stand York treulich zur Seite, während Langeron gar nicht zum Angriff vorging. So kam es, daß Macdonald wenigstens nicht sein ganzes Heer verlor, wennschon er nach enormen Verlusten zum Rückzug genöthigt wurde. Er hatte wacker gestritten, und es bedurfte des persönlichen Eingreifens der preußischen Generale, um den Sieg zu erringen: doch konnte sich Macdonald auf die Dauer nicht halten; abgesehen von dem Kampfeseifer der Verbündeten war das Terrain für ihn zu ungünstig, umsonst zog er fortwährend neue Truppen die Hochfläche hinauf. Sie vermehrten nur die Zahl der Opfer, welche dem Kolben und dem Bajonnet erlagen oder in den Fluthen der beiden Gebirgswässer untergingen. Das Ergebniß des Kampfes war außerordentlich, und da Blüchers Heer nach kürzester Rast auf Gneisenaus Veranlassung den Feind energisch bis zum Bober verfolgte, wurde Macdonalds Armee völlig auseinander gesprengt und aufgelöst. Seit jenen Tagen war Blücher der allseitig gefeierte „Marschall Vorwärts“; nur er wußte, wieviel er „seinen Kopf“ dem genialen Gneisenau verdankte, der doch auch in sich die Kraft verspürte, die Entwürfe seines Geistes zu verwirklichen. Uebrigens hatten auch die Soldaten im Kampf, wie im Ertragen von Nässe, Hunger und Strapatzen fast Uebermenschliches geleistet: überschritten doch die Anforderungen, die man an sie in diesen Tagen stellte, selbst die Fassungskraft des eisernen York.



Graf Neithardt von Gneisenau.

Gemalt von Caroline von Riedesel zu Buchwald 1817.

Die Siegesnachricht ward im Hauptquartier der Verbündeten mit um so
rer Freude vernommen, als die böhmische Armee eben eine schwere, beinahe
ngnißvolle Niederlage erlitten hatte. Schwerfällig hatte sie das allerdings
rige Terrain des sächsischen Erzgebirges, in viele Kolonnen getheilt, über-
en, um dem Kriegsplane gemäß Napoleon in den Rücken zu fallen. Ein
heil des Heeres hatte schon am 25. August die Höhen des linken Elbufers
resden erreicht; mit diesen 60,000 Mann konnte man wol einen Hand-
auf die schwachbesetzte Stadt wagen. Aber in dem Kriegsrathe fehlte es
luth, und so gewann Napoleon grade noch Zeit, am folgenden Morgen
en aus Schlesien herbeigeführten Truppen sich in die Stadt zu werfen.
t organisirte er den Widerstand; die Verbündeten waren über die Kunde
einem Eintreffen so bestürzt, daß sie am liebsten ohne Kampf abgezogen
: nur das persönliche Dazwischenfahren des preußischen Königs bestimmte
kriegsrath, den Befehl zum Angriff zu geben.

Schlecht geleitet errangen die Verbündeten am Nachmittag des 26. August nur un-
deutende Erfolge; aber noch am Abend entriß ihnen Napoleon durch einen herzhaften
usfall die wenigen Punkte, an denen sie festen Fuß gefaßt hatten, und drängte sie bis
die Höhen zurück. Am nächsten Tage erneuerte man den Kampf, eigentlich schon ohne
de Siegeshoffnung, nur um sich den Rückzug zu sichern. Denn schon in der Nacht war
e Nachricht gekommen, General Vandamme sei dabei, auf einer kürzlich geschaffenen Heer-
raße den Verbündeten voraneilend, ihnen den Rückzug nach Teplitz abzuschneiden. Der
. August verschlimmerte die Lage des böhmischen Heeres. Der linke Flügel desselben
litt im Plauenschen Grunde durch Murat eine gewaltige Niederlage, durch welche die
ranzosen sich der Straße nach Freiberg bemeisterten: der rechte Flügel war zwar von
r Straße auf Teplitz abgedrängt, ermöglichte aber durch seine tapfere Gegenwehr dem
auptquartier den Rückzug anzutreten. Man hatte 10,000 Todte und Verwundete; 20,000
efangene, größtentheils Oestreicher, lagerten in den Kirchen Dresdens und im Hofe des
wingers.

Auch General Moreau, der sich bei den Verbündeten eingefunden hatte, um seinen
ten Rivalen bekämpfen zu helfen, wurde ein Opfer der Schlacht von Dresden. Er war
Gespräch mit Alexander, als ihm eine Kanonenkugel beide Beine zerschmetterte. Er
rb, nachdem er sich noch hatte operiren lassen, am 2. September zu Laun.

Die Verwirrung in dem geschlagenen Heere, dem nur eine einzige Land-
— über Altenberg nach Dux und Teplitz — für den Rückzug zu Gebote
war außerordentlich; das Oberkommando verlor den Kopf; es war selbst
unmöglich, daß die Koalition mit Oestreich zerfiel. In der That wäre die
Armee einem schweren Verhängniß kaum entgangen, wenn Napoleon die
gung energisch betrieben hätte. Unbegreiflicher Weise unterließ er das,
vielleicht, weil er die Früchte des Sieges ohnehin überschätzte, nachher
ihn die inzwischen aus der Mark und Schlesien eingetroffenen Hiobs-
zurück. So wurde die Verfolgung zunächst nur von Vandamme mit
Mann in Scene gesetzt. Aber auch so noch war die Lage des böhmischen
, das, in kleine Abtheilungen aufgelöst, auf vielen Nebenstraßen und Ge-
faden den Rückweg suchen mußte, übel genug; gelang es Vandamme, vor

den Verbündeten im Teplitzer Thal anzukommen, so konnte er die vereinzelt von dem Gebirge herabsteigenden Korps leicht vernichten.

Die Schnelligkeit des Prinzen **Eugen von Würtemberg**, der mit russischen Truppen beim Königstein Vandamme gegenübergestanden, rettete die Armee. Er beschloß, dem französischen General die große östliche Straße streitig zu machen und gewann am 28. in einem blutigen Gefecht den Weg nach Peterswalde, das er, von Vandamme heftig verfolgt, glücklich erreichte. Da der Prinz am folgenden Morgen angegriffen wurde, stieg er, sich weiter nach Süden ziehend, den Nollendorfer Berg herab nach **Kulm** und meldete dem König von Preußen, der schon nach Teplitz gelangt war, er könne mit seinen 15,000 Mann sich gegen die Uebermacht schwerlich lange behaupten; die russischen Generale wollten auch wirklich das Feld räumen. Da ermuthigte der König die Russen zu verzweifeltem Widerstande und versprach, alle die aus dem Gebirge einzeln debouchirenden Korps nach dem bedrohten Punkt zu richten. So bewog er den russischen General **Ostermann**, den Kampf anzunehmen. Die sonst so zärtlich geschonten Garden fochten mit größter Tapferkeit, aber unter außerordentlichen Verlusten, Ostermann selbst büßte den linken Arm ein. Die Schlacht drohte schon eine bedenkliche Wendung zu nehmen, da erschienen Verstärkungen und stellten den Kampf wieder her. Als die Nacht einbrach, deckte die Hälfte der Russen den ehrenvoll behaupteten Kampfplatz. Am nächsten Tage gedachte Vandamme den Hauptschlag zu führen, denn er erwartete mit Bestimmtheit, daß von Norden her, über Nollendorf, Verstärkungen ankommen würden. Da der Kampf am 30. dem französischen General keinesweges schnellen Erfolg in Aussicht stellte, schaute er sehnsüchtig nach jenen Verstärkungen aus. Wirklich zeigten sich am Vormittag Truppen, welche den Nollendorfer Berg herabstiegen, aber es war nicht die erwartete Hilfe unter dem Marschall Mortier, sondern der General **Kleist**, welcher, halb nothgedrungen, diese Straße hatte wählen müssen und nun Vandamme im Rücken faßte.

Kleist ist zwar, weil er die Entscheidung brachte, unter dem Namen „**Kleist von Nollendorf**“ von seinem dankbaren Monarchen in den Grafenstand erhoben worden, wurde aber eigentlich durch die Umstände zu der Heldenthat fast genöthigt. Da er in dem Defilee, welches ihm am Abend des 29. von Friedrich Wilhelm zum Rückzug angewiesen war, nicht fortkommen konnte, beschloß er mit seinem Generalquartiermeister Grolmann, sich auf das von Vandamme eben verlassene Nollendorf zu dirigiren, allerdings ein Wagstück, das seiner Umsicht und Vaterlandsliebe alle Ehre macht.

Der eiserne Vandamme gab den Kampf noch nicht auf, obwol er das Mißliche seiner Lage klar erkannte. Er wandte seine Hauptkraft rückwärts, um wenigstens freien Abzug zu erkämpfen: jedoch war alles vergebens; von allen Seiten umringt, mußte sich Vandamme mit 10,000 Mann ergeben: da er sich durch seine Grausamkeiten in Norddeutschland einen üblen Namen gestiftet, konnte man ihn kaum vor Mißhandlungen schützen.

So verlustreich die Tage von Kulm gewesen, waren sie von den wohlthätigsten Wirkungen. In gemeinsamem Kampfe war die Waffenbrüderschaft und damit die Koalition neu gestärkt, die Schlappe von Dresden völlig ausgeglichen worden. Die Monarchen hatten allen Grund, am 3. September zu Teplitz für die bisherigen Erfolge ein feierliches Dankfest zu veranstalten.

Die Reihe der Niederlagen Napoleons sollte bald durch eine weitere vermehrt werden. Wenn die energische Verfolgung der böhmischen Armee namentlich deswegen unterblieben war, weil Napoleon nach der Dresdener Schlacht einen neuen Angriff auf Berlin plante, so war für ihn ein Erfolg an dieser Stelle ganz besonders wünschenswerth und eine Niederlage doppelt unerträglich.

lapoleon hatte den Marschall Ney, der aber selbst kein rechtes Zutrauen zu em Unternehmen hatte, ersehen, die Scharte von Großbeeren auszuwetzen; er ollte das Oudinotsche Korps, welches noch an der Elbe stand, übernehmen, an em bei Treuenbriezen postirten Kronprinzen von Schweden vorbei direkt auf Berlin losziehen. Am 3. September traf Ney bei dem Heere ein und machte ich am 4. September auf den Marsch von Wittenberg nach Jüterbog, am olgenden Morgen warf er die preußische Vorhut bei Zahna. Wieder wollte es er Kronprinz zu keiner Entscheidungsschlacht kommen lassen, aber zum zweiten Male widersetzten sich Tauentzien und Bülow. Ney glaubte, er würde es nur nit dem ersteren zu thun haben und ahnte nicht, daß Bülow bereits auf der auer lag, um ihn im Rücken und in der Flanke anzugreifen: ohne zu wissen, wie ahe ihm Bülow war, setzte er am 6. September seinen Marsch auf der Straße über Dennewitz nach Jüterbog fort.

Die Schlacht, welche sich an diesem Tage entwickelte und gewöhnlich nach dem Orte Dennewitz benannt wird, zerfällt eigentlich in drei besondere Schlachten und bietet daher für eine genauere Beschreibung außerordentliche Schwierigkeiten. Den ersten Abschnitt bildet Tauentziens Kampf gegen Bertrand auf den Höhen zwischen Kaltenborn und Jüterbog; von 9—1 Uhr stritt der preußische General hier mit Todesverachtung gegen eine große Uebermacht. Schon glaubten die Franzosen die Straße auf Berlin sich eröffnet zu haben, als Bülow ihnen in die linke Flanke fiel. Diesen Augenblick benutzte Tauentzien zu erneutem Vorgehen und drängte die Franzosen von Dennewitz ab.

Bülow selbst kämpfte seit 1 Uhr mit Reynier bei Niedergörsdorf, eine zweite Kolonne bei Gölsdorf gegen die Sachsen und Oudinot. Namentlich um den Besitz von Gölsdorf wurde beiderseits mit ausgezeichneter Tapferkeit gestritten. Die Entscheidung brachte an dieser Stelle der General Borstell, welcher trotz der Gegenbefehle des Kronprinzen Bülows Mahnungen gehorchte und gegen 4 Uhr bei Gölsdorf eintraf. In der Zwischenzeit waren die Franzosen aus Niedergörsdorf vertrieben und bei Dennewitz völlig zersprengt. Um die Rückzugslinie zu sichern, rief Ney Oudinots Korps zu Hilfe und damit war Reynier geschwächt und verloren. Oudinots Hilfe kam zu spät, bereits hatten Bertrands Scharen die Flucht begonnen; er wurde mit in das Getümmel gerissen. Als die Schlacht gewonnen war, nahten russische und schwedische Truppen, die Bernadotte abgeschickt hatte, um den Sieg sich nachher selbst zuschreiben zu können, den einzig und allein preußische Tapferkeit errungen. Der Erfolg war vollständig: Ney, tapfer zugleich und ehrlich, bekannte seinem Herrn, er sei total geschlagen. Nur in einem Punkte verletzte er, um der französischen Eigenliebe willen, die Wahrheit aufs gröblichste. Die Schuld der Niederlage schrieb er den Sachsen zu, welche doch hier, wie bei Großbeeren, mit größtem Opfermuthe gefochten hatten. Im übrigen geschah den Rheinbündnern ganz recht, daß sie im Gefolge der Niederlagen nun auch die Schmach ihrer Dienstbarkeit zu fühlen bekamen.

5. Politische und militärische Vorgänge bis zur Schlacht bei Leipzig.

Die letzten Ereignisse hatten den Bund der Allirten in erfreulicher Weise befestigt, und so wurden am 9. September in den Teplitzer Verträgen als das Endziel des Krieges die Punkte bezeichnet, auf die Preußen von vornherein gedrungen hatte: Auflösung des Rheinbundes, Beseitigung der französischen Herrschaft auf dem rechten Rheinufer, Herstellung des Besitzstandes von 1805 für Oestreich und Preußen. War man so im allgemeinen einig, so gingen die Ansichten im einzelnen desto weiter auseinander: namentlich was die Neuordnung Deutschlands betraf. Hardenberg hatte allzu sorglos darein gewilligt, daß durch den Teplitzer Vertrag den Rheinbundstaaten unbedingte Unabhängigkeit zugebilligt wurde: er dachte dabei nur an die Aufhebung des französischen Protektorates: Metternich wollte den Rheinbundsstaaten die volle Souveränetät belassen, damit eine neue Reichsverfassung unmöglich werde, in der Oestreich seine alte Stellung doch nicht behaupten konnte. In der Verfassungsfrage unterschieden sich auch Stein und Hardenberg, welche in Bezug auf die Herabdrückung der Mittelstaaten einer Meinung waren; Stein schwärmte noch immer für das Kaiserthum, welches er trotz alledem den Habsburgern zuwenden wollte: Hardenberg — das waren die alten Bartensteiner Projekte — war zwar bereit, Oestreich den dominirenden Einfluß im Süden zu überlassen, wenn derselbe im Norden Preußen gewährt wurde, aber die Wiederherstellung des Kaiserthums verwarf er entschieden. Leider legte er die Bestimmung über das Schicksal der Südstaaten vertrauensselig in die Hand Oestreichs, welches denn diese Frage nicht nach Deutschlands sondern nach seinen eignen Interessen erledigte.

So erhielt Baiern durch den Vertrag von Ried (8. Oktober) durch Oestreich die glänzendsten Bedingungen, nachdem es seinerseits auf Tirol, Salzburg 2c. zu Gunsten des Kaiserstaates verzichtet hatte. Der Kernstaat des Rheinbundes behielt einen großen Theil seines Raubes, behielt seine volle Souveränetät: — einer starken centralisirenden Reichsverfassung war damit vorgebeugt. Was Baiern gewährt wurde, konnte man seinen Mitschuldigen füglich nicht vorenthalten.

Auch die alten hohenzollernschen Besitzungen, Ansbach und Baireuth, hatte Metternich den Baiern zugesichert, denn damit erreichte die östreichische Staatskunst ihr altes Ziel, Preußen aus Süddeutschland zu verdrängen. So aufgebracht Friedrich Wilhelm, so betrübt die treue Bevölkerung jener Lande war, ließ sich nichts ändern; man mußte sich mit einer feierlichen Verwahrung der Rechte Preußens begnügen.

Oestreichs Nachgiebigkeit gegen Baiern war um so mehr ein diplomatisches Schelmenstück, als auf den früheren oder späteren Anschluß Baierns herzlich wenig ankam: mochte es selbst zusehen, daß es in den Sturz seines Protektors nicht verwickelt wurde.

Nicht als ob Napoleons Sturz am 8. Oktober schon festgestanden hätte; war er doch ein großer Schlachtenmeister. Aber man hatte ihn aus seiner gesicherten Stellung weggedrängt und durfte mit einigem Rechte auf den endlichen Sieg rechnen; Baiern gab dabei auf keinen Fall den Ausschlag.

Die Ereignisse, durch welche sich Napoleons Lage verschlechterte, hatten sich in folgender Weise vollzogen.

Nach den Augustschlachten beherrschte Napoleon noch immer die Elbe in ihrer ganzen Ausdehnung: er beabsichtigte hier den Winter zuzubringen, wenn sich ihm keine Gelegenheit bot, dem Feinde eine entscheidende Niederlage beizubringen: denn nachgerade bedurfte er in hohem Maße eines Sieges. Jetzt aber verweigerten ihm die Verbündeten hartnäckig den Kampf, obwol sie nicht müde wurden, ihn zu necken und zu beunruhigen. Im Anfang September wandte sich Napoleon zuerst gegen Blücher, der sich aber weislich zurückzog, dann gegen die böhmische Armee, welcher er am 10. September in der Nähe des Schlachtfeldes von Kulm den Kampf anbot, aber doch nicht mit solcher Entschiedenheit, daß er die gewünschte Schlacht herbeigeführt hätte. In der ganzen nächsten Woche wurde im böhmischen Heer scharmützelt, selbstverständlich ohne Nutzen. Schwarzenberg hatte freilich solchen Schreck bekommen, daß er Blücher anwies, zur Sicherung des böhmischen Heeres anzurücken; aber auch diesmal verstand Blücher das thörichte Ansinnen geschickt abzulehnen. Er ließ im Hauptquartier vorstellen, es sei zweckmäßiger, wenn man ihn nach der Elbe rechts abschwenken lasse: so werde die Verbindung mit der Nordarmee hergestellt, Napoleon, in der Flanke und nach Ueberschreitung des Flusses auch im Rücken bedroht, genöthigt werden, Dresden aufzugeben und bei Leipzig die Schlacht anzunehmen. Die böhmische Armee, durch die erwarteten Reserven Bennigsens verstärkt, müsse ebendahin abrücken.

Zwar durfte Blücher den Plan nicht gleich ausführen, da Bennigsen erst abgewartet werden sollte, aber seine Berechnung war richtig. Denn Napoleon wurde äußerst unruhig, als es einzelnen Streifpartien gelang, trotz aller Gegenmaßregeln die Elbe und Saale zu überschreiten, weithin Schrecken zu verbreiten, Zufuhren abzuschneiden, Briefschaften aufzufangen u. s. w.

Thielmann, der Husar von Colomb, vollbrachten so manch wackeres Stück, und ein Versuch, sie einzuschüchtern, endigte in Zeitz mit der völligen Niederlage des Marschalls Lefèbvre. Vor Kassel sogar erschien am 28. September der kühne Russe Czernitscheff und nahm die Stadt zwei Tage später; kehrte auch der entflohene Jerome nach wenigen Tagen zurück, mit seiner Herrlichkeit war es vorbei.

Aber alles dies konnte keine entscheidende Wirkung ausüben: erst mußte eine der drei Armeen die Elbe überschritten haben. Die Nordarmee konnte es nicht, so lange Wittenberg in feindlicher Hand war; Bülow machte am 24. September die Erfahrung, daß diese Festung erst nach erfolgtem Elbübergange fallen werde.

Endlich gab Blüchers Eigenmächtigkeit den Ausschlag: noch einen Tag bevor Bennigsen im Teplitzer Thale angelangt war, trat er (25 September) den Rechtsabmarsch aus der Lausitz an die Elbe an. Eiligst versicherte er sich des Eingreifens der Nordarmee; traute er auch den schriftlichen Zusagen Bernadottes nicht, so verließ er sich um so mehr auf Bülow und Tauentzien, welche sich dafür verbürgten, daß die Nordarmee nicht ganz zurückbleiben werde.

Zum Uebergang über den Fluß wählte Blücher die Stelle, wo die schwarze Elster in die Elbe geht, zwischen Torgau und Wittenberg, ein Terrain, dessen Schwierigkeiten

ihm nicht genügend bekannt waren. Mit Recht betrachtete das Bertrandsche Korps, welches den Uebergang hütete, seine durch Wasser, Sumpf und Dämme gesicherte Stellung in Wartenburg und Bleddin als uneinnehmbar. Denn im Heere des wagemuthigen Blücher gab es nur einen General, dem man das tollkühne Unternehmen zumuthen konnte, und dieser erklärte es für unmöglich. Dennoch errang er unter schweren Verlusten den Erfolg, zu dessen Gedächtniß er den Namen Yorck von Wartenburg erhielt, an dem blutigen Tag des 3. Oktober; aber er wußte auch, daß die Tapferen, welche er führte, Uebermenschliches geleistet und daß der größte Antheil am Siege dem unverzagten General Horn zukam. Was man dem Isegrim nie zugetraut hätte, geschah am Abend dieses Schlachttages; als das zweite Bataillon des Kolberger Leibregiments, das den dritten Mann verloren hatte, an ihm vorbei zog, nahm er die Mütze ab und stand entblößten Hauptes, bis der letzte Mann vorüber war.

Die Franzosen gestatteten Blücher, am 2. Oktober zwei Brücken zu schlagen, da sie die Position für uneinnehmbar hielten und daher allzu sorglos waren. Wartenburg liegt nämlich in einer Biegung des Stromes auf einer Landzunge, welcher nach vorn ein todter Elbarm und ein hoher Elbdamm als Graben und Wall dienen. An den übrigen Seiten ist durchschnittenes Terrain, das durch Verhaue noch besonders ungangbar gemacht war. Der Angriff in der Front, wo ein schmaler Damm auf Wartenburg selbst führte, war erst möglich, als der feindliche rechte Flügel aus Bleddin geworfen war. Da ließ Yorck Horn auf dem Damme vorgehen, zugleich auch den Angriff auf der ganzen Linie erneuern. Als Horn das Pferd unter dem Leibe erschossen ward, sprang er auf, ergriff das Gewehr eines gefallenen Musketiers und watete voran mit dem Rufe: „Ein Hundsfott, wer noch schießt!“ Mit dem Bajonett wurde der Feind geworfen. — Auch die schlesische Landwehr erwarb sich hier unvergänglichen Ruhm.

Da Blücher die Elbe überschritten hatte, mußte auch der Kronprinz von Schweden folgen; beide Armeen dehnten sich auf dem linken Ufer aus; schlagen wollten sie nicht, sondern den Anmarsch der böhmischen Armee abwarten. Aber Napoleon, der die ihm drohende Gefahr sofort erkannte, brach nun selbst von Dresden auf und suchte Blücher zu einer Schlacht zu verlocken, aber dieser wich hinter die Saale und postirte sich so, daß er die Straße nach Leipzig frei behielt. Napoleon durfte ihm nicht folgen, weil auch schon die böhmische Armee über die Elbe gegangen war und allmählich erschien. Da faßte er noch einmal einen kühnen Plan: er ließ von einem Theil seines Heeres einen Vorstoß nach Norden machen: es galt Berlin. Vielleicht konnten Blücher und der Kronprinz abgelenkt, die isolirte böhmische Armee überwältigt werden. Wirklich gerieth Bernadotte in die größte Bestürzung und Tauentzien trat den Rückzug bis Potsdam an, aber Blücher ließ sich nicht irre machen, und Napoleon gab seinen Plan auf. Er hoffte die auf Leipzig anrückende böhmische Armee zu besiegen, ehe sich die beiden andern Heere mit ihr vereinigt hätten. Im Vertrauen auf sein Schlachtenglück verschmähte er es, dem Kampfe ausweichend, zum Rheine abzuziehen; aber diesmal sollte ihm sein Selbstbewußtsein, so berechtigt es war, zum Verderben gereichen und auf dem alten Schauplatz großer Völkerschlachten auch sein Geschick sich erfüllen.

---

6. Die Schlacht bei Leipzig (16. und 18. Oktober 1813).

Napoleon glaubte noch immer, daß er es zunächst nur mit der böhmischen Armee zu thun haben werde, der er an Streitkräften ungefähr gewachsen war. Daß Bernadotte, der alte Zauderer, möglichst fern bleiben werde, sah er als sicher an; Blücher, meinte er, sei zu entfernt, um rechtzeitig eingreifen zu können.

Er hielt fast sämmtliche Dörfer um Leipzig besetzt: da die böhmische Armee von Süden her anrückte, hatte er hier sein Centrum in Lieberwolkwitz und — weiter westlich — in Wachau. Sein linker Flügel, in dem die Dörfer Markkleeberg und Connewitz lagen, zog sich über die Pleiße und Elster bis Lindenau: an ihn schlossen sich ostwärts die im Norden von Leipzig aufgestellten Korps. Die Stellung war nicht günstig, wenn man nicht auf den Sieg rechnen konnte, denn die einzig mögliche Rückzugsstraße führte über Lindenau, und alle südwärts von Leipzig stehenden Truppen mußten im Fall des Mißlingens erst die enge Stadt, dann die Elster passiren, über welche nur eine Brücke führte. Große Schwierigkeiten bot dies Terrain nur an der Pleiße und Elster dem Angreifer, bei Connewitz und Markkleeberg, weil sich hier große Sumpfniederungen ausdehnen. Napoleon gedachte, das böhmische Heer Wachau gegenüber, etwa bei Güldengossa, im Centrum zu durchbrechen und es dann in dem sumpfigen Terrain des Göselflüßchens zu vernichten, das sich südlich von Markkleeberg in die Pleiße ergießt.

Schon am 14. Oktober kam es hier vor Wachau und Liebertwolkwitz in Folge einer Rekognoszirung, die Schwarzenberg anordnete, zu einem großartigen Vorspiel des Kampfes, einem glänzenden Reitergefecht, bei dem der König von Neapel, Murat, beinah dem Säbel des preußischen Dragonerlieutenants Guido von der Lippe erlegen wäre. Hätte man Gneisenaus Rathschläge befolgt, so hätte die böhmische Armee auch am 16. Oktober noch nicht mit voller Energie angreifen dürfen, weil man hoffen konnte, Napoleon später mit Hülfe der heranziehenden Heere des Kronprinzen und Blüchers völlig zu erdrücken und ihm durch ein nach Westen entsendetes Korps sogar den Rückzug zu verlegen.

Aber Schwarzenberg befolgte diesen Rath so wenig, wie einen zweiten, welcher aus dem Hauptquartier des schlesischen Heeres stammte, man empfahl ihm, mit seinem rechten Flügel den Hauptstoß zu machen und die Verbindung mit der Nordarmee östlich von Leipzig zu suchen. Statt dessen befolgte er den Rath des ehrgeizigen Langenau, eines erst seit kurzem in österreichische Dienste getretenen Sachsen, und warf einen großen Theil seiner Streitmacht in die sumpfige Niederung an der Pleiße und Elster.

Die Schlacht ward für den 16. dem Heere durch folgende Proklamation angekündigt: „Wackere Kriegsleute, die Stunde schlägt. Rüstet Euch zum Streit! Russen, Preußen, Oestreicher! Ihr alle kämpft für *eine* Sache, für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit Eurer Staaten, für die Unsterblichkeit Eurer Namen. Alle für Einen, Jeder für Alle. Mit diesem Feldgeschrei eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer."

Trübe, kalt und regnerisch brach der Morgen des 16. Oktober an: bald nach 8 Uhr eröffneten die Verbündeten auf der ganzen Linie die Schlacht.

Mit dem äußersten linken Flügel nahm Kleist beim fünften Sturm Markkleeberg, gerieth aber in eine sehr gefährliche Lage, da der östreichische General Merveldt, welcher Lindenau nehmen sollte, bei Connewitz gefangen wurde und der Kampf bei Wachau und Liebertwolkwitz nach hartem, blutigem Ringen doch zuletzt einen für die Verbündeten ungünstigen Ausgang nahm. Klenau war von Liebertwolkwitz abgeschlagen, der Prinz Eugen von Würtemberg hatte nach enormen Verlusten auf Güldengossa, eine Viertelmeile südlich von Wachau, zurückgehen müssen. Napoleon hielt den Sieg für sicher, er befahl in der Stadt die Glocken läuten zu lassen. Ein letzter Gewaltstoß sollte den Sieg vollenden: plötzlich schwiegen die Geschütze, mit denen Napoleon hier seinen Erfolg errungen (gegen 3 Uhr); eine gewaltige Reiterschar unter Murats Führung jagte auf Güldengossa heran. Sie kam bis auf einige hundert Schritt an den Hügel, von dem aus die Monarchen die Entwicklung der Schlacht verfolgten. Schnell warf sich dem Feinde entgegen, was zur Stelle war, Russen und Preußen, Infanterie und Kavallerie, vor allem die berühmten Gardekosaken und Gardehusaren Alexanders: der Angriff ward abgeschlagen, die Reiter wandten um. Auch ein zweiter Versuch, Güldengossa mit Infanterie zu nehmen, scheiterte.

Einen anderen Ausgang hätte der Kampf hier im Süden genommen, wenn Marschall Marmont, wie Napoleon erwartete, seine Stellung im Norden von Leipzig hätte aufgeben können, um durch frische Streitkräfte die Entscheidung zu bringen. Allein er sah sich bei Möckern durch einen Kampf festgehalten, der, blutiger noch als der bei Wachau und Liebertwolkwitz, förmlich eine zweite Schlacht bildete. Sein Gegner war York mit einem Theile der schlesischen Armee. Denn Blücher hatte nicht wie Napoleon voraussetzte, von Halle den Umweg über Merseburg gemacht, sondern marschirte, obwohl ihm Bernadotte nicht folgte, auf dem kürzesten Wege über Schkeuditz — von Nordwesten her — auf Leipzig: Sacken und Langeron begleiteten ihn zur Linken.

York traf auf Marmont in äußerst fester Stellung auf den Höhen an der Elster bei Möckern, das zu einer kleinen Festung umgestaltet war: auf dem etwas ansteigenden Terrain waren zahlreiche Geschütze vortheilhaft postirt. Nach drei blutigen Stürmen nahmen Ost-



Ansicht von Möckern, nach der Beschießung und Eroberung am 16. Oktober.
Gleichzeitige Abbildung aus „Siegesplätze der Völkerschlacht" aufgenommen von J. J. Wagner, Leipzig, Baumgärtnerische Buchhandlung, 1815.

preußen, Schlesier und Brandenburger das Dorf; da aber Marmont bemerkte, daß Langeron und Sacken, im Kampf mit Reynier begriffen, noch entfernt waren, ging er, durch seine Reserven aus Gohlis verstärkt, selbst zum Angriffe vor. Fünfzig französische Geschütze wetterten die Dorfstraße entlang. Alle Versuche, das wieder verlorene Dorf zu nehmen, waren vergeblich, wenn es nicht gelang, diese furchtbaren Batterien zum Schweigen zu bringen. Da benutzte der Major von Sohr einen günstigen Augenblick, als auffliegende Pulverwagen im feindlichen Fußvolk Verwirrung anrichteten; er brach zuerst mit brandenburgischen Husaren durch und nahm eine Batterie: nach einem Reiterkampf mit Würtembergern und Franzosen ward eine zweite genommen, zuletzt ging York selbst mit der ganzen verfügbaren Kavallerie vor, und Fußvolk erstürmte nun doch das Dorf. Auch die Höhen zur Linken, wo der Major H. F. von Krosigk wie ein zweiter Winkelried seinen Brandenburgern den Weg in ein feindliches Viereck bahnte, waren nun endlich erobert. Franzosen wie Preußen hatten an Tapferkeit gewetteifert: mit dem dritten Theil seines Korps erkaufte York den Sieg. Als Marmont, 53 Geschütze und 2000 Gefangene in den Händen der Sieger zurücklassend, nach Leipzig entwich, erscholl wie einst bei Leuthen, ein feierliches „Nun danket alle Gott!“ über das Schlachtfeld. Dieser Sieg, und das konnte York jetzt noch nicht übersehen, hatte aber auch die böhmische Armee vor der Vernichtung bewahrt.

Der unentschiedene Kampf mit der böhmischen Armee hatte für Napoleon gentlich schon die Bedeutung einer Niederlage: denn wenn er am 16. bei emlich gleichen Streitkräften sich den Sieg nicht sichern konnte, so schwanden ine Aussichten noch mehr, wenn nach dem Eintreffen der gesammten blücherschen-nd der Nordarmee, die Zahl seiner Gegner sich fast verdoppelte. Er verhehlte h die Gefahr nicht und brachte in einer Ziegelscheune zu Meusdorf eine ruhige Nacht zu. Aber sein Stolz gestattete ihm nicht, den Rückzug anzutreten, rch welchen er auch die Besatzungen der in seinen Händen befindlichen Festungen eisgegeben haben würde. Wie oft hatte er in eben so schwieriger Lage zuletzt ch noch triumphirt! Er beschloß das Kriegsglück zum zweiten Mal zu versuchen. ls er aber am andern Morgen, den 17. Oktober, über das Schlachtfeld ritt, urde er doch zweifelhaft: er sandte den gefangenen östreichischen General erveldt an seinen Schwiegervater und erklärte sich zu Verhandlungen bereit. ber diesmal hatte er sich in dem guten Kaiser Franz getäuscht, auch waren ine Erbietungen an sich unannehmbar. So gewannen die Verbündeten nur eit, alle ihre Streitkräfte heranzuziehen. Am Vormittag des 17. traf im hmischen Heer Colloredo, am Nachmittag Bennigsen ein: auch Bernadotte hatte h endlich in Marsch gesetzt und auf dem alten Siegesplan der Schweden, i Breitenfeld (nördl. v. Leipzig) an Blüchers linker Seite Stellung genommen. ährend der Kampf am 17. im allgemeinen ruhte, konnte der rastlose Blücher cht umhin, den Gegner noch aus den zwischen Möckern und Leipzig gelegenen örfern Gohlis und Eutritzsch zu vertreiben.

Für den Kampf des folgenden Tages verfügten die Verbündeten über mehr s 250,000 Mann; Napoleon hatte nur 160,000 und daher seine Schlachtlinie was verkürzt, indem er sie näher an Leipzig heranzog. Den Schlüssel seiner tellung bildete jetzt das nordöstlich von Liebertwolkwitz gelegene, stark befestigte ropstheida. Er wußte jetzt, daß er nur noch um einen geordneten Rückzug

kämpfen werde und ertheilte schon um 3 Uhr Morgens dem in Lindenau stehenden Bertrand die nöthigen Befehle. Er selbst begab sich nach dem rückwärts von Probstheida (bei Stötteritz) gelegenen Thonberg: von hier aus, neben einer durchlöcherten Windmühle, lenkte er die Schlacht.

Hellleuchtend brach der 18. Oktober an, der Deutschland und Europa die Freiheit wieder geben sollte, wiewohl erst nach den schwersten und schmerzlichsten Opfern.

Die Angriffe der böhmischen Armee waren wieder nicht entscheidend. Giulay, der auf dem äußersten linken Flügel Lindenau angreifen sollte, um dem Feinde den Rückzug zu verlegen, wurde durch Schwarzenberg selbst zurückgehalten: rechts neben ihm mühte sich der Prinz von Hessen-Homburg vergeblich, mit seinen Oestreichern an der Pleiße auf Connewitz vorzugehen, das Centrum, die erprobtesten preußischen und russischen Truppen unter Kleist, dem Prinzen Eugen und Barclay richteten mit dem größten Heldenmuthe gegen Wachau, Liebertwolkwitz und Probstheida nichts aus; denn hier feuerte die Nähe des Imperators auch die Franzosen zur Entfaltung der zähesten Widerstandskraft an. Glücklicher war die dritte Kolonne, welche unter Bennigsens Führung, über 60,000 Mann stark, auf dem äußersten rechten Flügel die Dörfer Zuckelhausen, Holzhausen, Zweinaundorf nahm und sich bis Paunsdorf und Mölkau ausdehnte, den feindlichen linken Flügel streifend.

Diese Gelegenheit benutzten 3000 Sachsen aus Reyniers Korps, mit 19 Geschützen zum Feinde überzugehen: ihrem Wunsche, gleich gegen die Franzosen kämpfen zu dürfen, wurde nicht ganz gewillfahrt, nur die sächsische Artillerie ließ Bennigsen eingreifen.

Bennigsens Erfolge wurden erst werthvoll, als die Nordarmee so weit vorgedrungen war, um ihm hier auf der Ostseite von Leipzig die Hand zu reichen. Daß diese Armee überhaupt eingriff, war ausschließlich das Verdienst Blüchers. Er gab dem Kronprinzen die Hälfte seiner Armee ab, was Bernadotte zur Bedingung seiner Mitwirkung gemacht, übernahm aber das Kommando über seine 30,000 selbst.

Nicht auf dem ihm vorgeschriebenen Umwege über Taucha rückte er aufs Schlachtfeld, sondern ließ Langeron (gegen 9 Uhr) bei Mockau die Parthe überschreiten, der alsbald den in Schönefeld postirten Marmont angriff. Hier entspann sich ein mörderischer Kampf, da dieses Dorf den Zugang zu Napoleons linker Flanke bildete. Erst am Abend gab Marmont den Kampf auf.

Während in Schönefeld der Kampf zu toben begann, war auch das Vordertreffen der Nordarmee unter Bülow bei Taucha über die Parthe gegangen und hatte die Verbindung mit Bennigsen hergestellt. Mit klingendem Spiel und dem Lied „Heil Dir im Siegerkranz!" stürmten die Preußen (um 2 Uhr) Paunsdorf, welches die Verbindung zwischen Napoleons linkem Flügel und dem Centrum deckte. Umsonst ließ Ney aus Sellerhausen und Volkmarsdorf Verstärkungen, namentlich Reitermassen vorbrechen: mit Congreve'schen Raketen richtete Bülow unter ihnen die größte Verwirrung an und erstürmte nunmehr selbst Sellerhausen, Mölkau und Stünz. Mit dem Hereinbrechen der Dunkelheit waren die Franzosen auch hier auf Leipzig zurückgedrängt.

Zwischen Paunsdorf und Sellerhausen ging gleichfalls eine Abtheilung Sachsen zu Bülow über. Den General Normann, welcher seiner Zeit die Lützower bei Kitzen heimtückisch überfallen hatte, mit seinen 600 würtembergischen Reitern stellte Gneisenau verächtlich ins Hintertreffen.

Durch Bülows Sieg wurde Napoleons Stellung in Probstheida unhaltbar, er befahl den Rückzug. Bei dem entsetzlichen Gewirr, das unter den von allen Seiten nach Leipzig eindringenden geschlagenen Massen herrschte, wäre die Vernichtung der französischen Armee nicht unmöglich gewesen. Hätte Blücher den Oberbefehl gehabt, so wäre der Versuch gemacht worden, diese armseligen Trümmer aufzureiben, aber Schwarzenberg weigerte sich, die völlig unberührten russischen und preußischen Garden zur Verfolgung zu entsenden. Kleinmüthig wollte er den Feind nicht zum Aeußersten treiben, er hielt selbst eine dritte Schlacht für den folgenden Tag noch möglich. So vermochte Napoleon noch 90,000 Mann zu retten, größtentheils Franzosen: die Rheinländer, Polen und Italiener mußten sich in Leipzig opfern, damit er mit jenen entkommen konnte. Macdonald bekam den Befehl, mit seinem Korps und den Resten der Abtheilungen von Lauriston, Poniatowski und Reynier, die nach außen durch Mauer und Graben geschützte Stadt zu vertheidigen: weitläufige Vorstädte erschwerten die Annäherung.

Wie die Nordarmee, d. h. die Preußen Bülows, am 18. Oktober den Ausschlag gegeben, so that sie auch am 19. bei der Erstürmung Leipzigs das Beste.

Das königsberger Landwehrbataillon des Major Friccius erwarb sich das Verdienst als das erste in Leipzig — durch das östliche Grimmaische Thor — eingedrungen zu sein.



Ansicht des äußeren Grimmaischen Thores in Leipzig am 20. Oktober 1813.
Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Um 1 Uhr war die ganze grimmaische Vorstadt genommen, die Russen bemächtigten sich der halleschen, Bennigsen eroberte die südliche Petersvorstadt. Als der verlustreiche Straßenkampf sein Ende erreicht hatte (um 1 Uhr), zogen unter dem Jubel ihrer Tapferen der Zar und der König von Preußen ein: der König von Sachsen empfing sie entblößten Hauptes; er ward keines Blickes gewürdigt und für kriegsgefangen erklärt.

Die Verluste der Franzosen (30,000 Todte und Verwundete) wurden noch dadurch vermehrt, daß ihnen durch ein Versehen ihre einzige Rückzugsstraße vorzeitig gesperrt



Einzug der Alliirten in Leipzig am 19. Oktober 1813. (Durch das innere Grimmaische Thor; links davon die Paulinerkirche.) — Gleichzeitige Aufnahme von Geisler, gestochen 1815 von G. Boettger sen.

wurde. Während noch an 20,000 Mann in der Stadt waren, sprengte ein französischer Pionier die steinerne Elsterbrücke am Ranstädter Thor. Den Fliehenden blieb nur die Wahl, sich am Ufer des Flusses erschlagen zu lassen oder mit Schwimmen ihr Heil zu versuchen. Aber die meisten ertranken, unter ihnen auch der tapfere Poniatowski, dessen Königsträume hier ein jähes Ende fanden.



Ansicht des Hallischen Thores zu Leipzig am 20. Oktober 1813.
Gleichzeitiger Leipziger Stich.



Der Marktplatz zu Leipzig am 19. Oktober 1813.

„Den 19. Oktober zogen die drei verbündeten Monarchen an der Spitze ihrer tapfern Heere auf den großen Marktplatz zu Leipzig unter Geläute aller Glocken und Jubel aller Einwohner.“ — Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Aber auch den Verbündeten hatten die drei Schlachttage enorme Menschenopfer gekostet: fast 2000 Offiziere und 50,000 an Mannschaften.

Wer da draußen schnell den Schlachtentod gefunden, dem war noch nicht das schlimmste Loos gefallen, — wiewohl man nicht einmal vermochte die Gefallenen rechtzeitig zu bestatten und viele der treuen Vaterlandsvertheidiger den



Ansicht des Petersthores zu Leipzig am 20. Oktober 1813.
Gleichzeitiger Leipziger Stich.



Ansicht des Ranstädter Thores zu Leipzig am 20. Oktober 1813. (Rückzugslinie der Franzosen.)
Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Raben überlassen mußte. Aber schrecklich war das Geschick derjenigen, die nur verwundet, sich in den kalten Oktobernächten auf dem Schlachtfeld in ihren Qualen wanden, bis sie endlich in die Lazarethe geschafft wurden. Und auch hier harrte ihrer fast gewisser Tod oder langes Siechthum; denn die Lazarethe waren überfüllt, an Aerzten fehlte es nicht minder als an Betten, Verbandzeug und Pflege — das Lazarethfieber räumte furchtbar auf. Um solchen Preis war der Sieg erkauft worden: wenn nur die Früchte desselben so großen Opfern entsprachen!

---

7. Von Leipzig zum Rhein (Oktober 1813 bis Januar 1814).

Für alle Patrioten war es nach dem Siege von Leipzig keine Frage, daß der Kampf bis zur Rückeroberung des linken Rheinufers und bis zum Sturz Napoleons fortzuführen sei. Diesen Anschauungen gab, auf Steins Veranlassung, E. M. Arndt Ausdruck in seiner berühmten Schrift „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“ Aber dieser Meinung waren die Diplomaten zum großen Theil nicht, denn die Verträge sprachen nur von der Absicht, Napoleon bis an den Rhein zurückzudrängen. Diese Absicht wurde auch trotz der außerordentlich schlaffen Verfolgung, die das Hauptquartier nach dem Siege bewerkstelligen ließ, verwirklicht. Der prahlerische bairische General Wrede, welcher dem fliehenden Kaiser mit einem östreichisch-bairischen Heere den Weg verlegen sollte, wurde bei Hanau (30. u. 31. Oktober) geschlagen und Napoleon

ettete noch 70,000 Mann über den Rhein. Der Befreiung der rechtsrheinischen Lande stand demnach, abgesehen von den französischen Garnisonen, kein Hinderniß im Wege: Bülows Korps erhielt gleich nach der Schlacht bei Leipzig den Auftrag, die Erhebung Westdeutschlands zu befördern. Mit besonderem Jubel wurde er in den altpreußischen Provinzen begrüßt, auch die Hannoveraner, Braunschweiger und Hessen empfingen mit Freuden ihre wiederkehrende Herrschaft, unbekümmert darum, wie sie früher gewirthschaftet, noch weniger ahnend, wie sie in Zukunft regieren würde. Die ursprünglichen Pläne Steins, die Rheinbündler zu strafen, konnten nach dem Vertrage zu Ried nicht mehr ausgeführt werden, von Oestreich geschützt, behaupteten sie ihren Raub und ihre Souveränetät. Die von Napoleon mediatisirten Kleinfürsten hofften freilich vergeblich auf ihre Wiederherstellung; nur Frankfurt wurde wieder als freie Reichsstadt anerkannt.

Um eine Neugestaltung Deutschlands nicht von vornherein unmöglich zu machen, mußten die Mittel- und Kleinstaaten zwar versprechen, sich den Anordnungen zu fügen, welche für Deutschlands Unabhängigkeit erforderlich sein würden, aber es ließ sich voraussetzen, daß sie, von Oestreich geschützt, nicht allzu große Opfer zu bringen haben würden. Auch fehlte viel daran, daß die süddeutschen Fürsten und Regierungen sich aufrichtig der guten Sache angeschlossen hätten, und daher waren auch die Leistungen, zu denen sie sich schon bequemen mußten, durchaus ungenügend. Das Auflodern patriotischen Sinnes ward weder in Baiern noch Würtemberg gern gesehen; in Baiern wurden die Freiwilligen von den Behörden mit Hohn heimgeschickt.

Der grimmigste Haß dieser Höfe traf den Freiherrn vom Stein; obwohl dessen Plan, in dem vom Feinde befreiten Landestheilen eine provisorische Centralregierung einzusetzen, nur im bescheidensten Maße ausgeführt wurde, vergaßen sie nicht, daß Stein in Frankfurt den Antrag gestellt hatte, auch ihre Regierungsgewalt zu suspendiren. Der Minister Montgelas gestattete Steins Beamten nicht einmal die bairischen Lazarethe zu revidiren.

Während man mit den süddeutschen Höfen verhandelte, wurde über die Fortführung des Krieges berathen. Obwohl alle thatkräftigen Generale, ja selbst Schwarzenberg, zum Einmarsch in Frankreich riethen, konnte man sich dazu nicht gleich entschließen. Leider ließ sich auch König Friedrich Wilhelm gegen diesen Gedanken einnehmen; von den östreichischen Diplomaten verstand es sich von selbst, daß sie den Krieg gegen den Schwiegersohn ihres Kaisers möglichst bald zu beendigen bemüht waren. Noch einmal hatte Napoleon Aussicht, die vortheilhaftesten Bedingungen zu erhalten; denn im Anfang November knüpfte Metternich, dem Teplitzer Vertrag zuwider, mit dem gefangenen französischen Diplomaten St. Aignan Verhandlungen an, kraft deren Frankreich seine sogenannten natürlichen Grenzen, — Rhein, Alpen und Pyrenäen, — Napoleon seinen Thron behalten sollte. Zum Glücke hatte er keine Vollmacht, und außerdem mochte sich Napoleons Stolz selbst zur Annahme so günstiger Bedingungen nicht bequemen; als er dann doch andere Saiten aufzog, hatte Stein den Zaren und den preußischen König für die Fortsetzung des Krieges gewonnen.

Daß der Krieg bei Oestreichs Widerwillen gegen rücksichtsloses Vorgehen nur eine Reihe von Halbheiten sein würde, ließ schon das Manifest vom 1. Dezember ahnen, in welchem die Verbündeten aussprachen, daß sie nicht Frankreich, sondern nur Napoleons Uebermacht bekämpften: der Selbstgefälligkeit der großen Nation wurde förmlich geschmeichelt. Ebenso schwächlich war der Kriegsplan. Statt Gneisenau zu folgen, welcher von Napoleon gelernt hatte, daß ein Gewaltstoß auf die feindliche Hauptstadt meist verhängnißvoll ist – obendrein in dem centralisirten Frankreich — beschloß man, auf ungeheuren Umwegen das Plateau von Langres zu erreichen, dem gelehrte Theoretiker eine wunderbare Bedeutung beimaßen. Mit Mühe erhielt Blücher die Erlaubniß, am Mittelrhein Frankreichs Grenze zu überschreiten.

So erhielt Napoleon Zeit, trotz des Unwillens, der sich bereits vereinzelt im Lande äußerte, ein neues Heer zu sammeln, um das Kriegsglück noch einmal auf die Probe zu stellen. Nur an einer Stelle nahmen die Dinge einen raschern Verlauf. Sowie Bülow seinen Befreiungszug in Westdeutschland beendigt und sich nach Holland gewendet hatte, brach dort eine seit langer Zeit vorbereitete Schilderhebung zu Gunsten der oranischen Dynastie aus. Der Prinz von Oranien sah, von England begünstigt, einer glänzenden Zukunft entgegen: denn da diese Macht die Kolonien, welche sie dem holländischen Staate in der Franzosenzeit entrissen hatte, zu behalten wünschte, war sie gern bereit, Holland durch die ehemals spanischen Niederlande zu entschädigen, deren sich Oestreich zu entledigen wünschte. Die Vergrößerung der Niederlande, die dann ein Stoßkissen gegen die Wucht späterer französischer Angriffe bilden sollten, schien auch in Preußens Interesse zu liegen, und da überdies der Prinz von Oranien dem preußischen Königshause nahe verwandt war, ging Hardenberg mit Freuden auf dem englischen Plan ein. Daß der Prinz von wenig freundschaftlichen Gesinnungen gegen seine Befreier erfüllt war, ahnte der Staatskanzler nicht.

Dieselbe Kurzsichtigkeit bewies Hardenberg, indem er dem östreichischen Kabinette unverhohlen mittheilte, daß Preußen die ihm verheißene Entschädigung wesentlich in Sachsen suchen werde, welches nach dem Völkerrecht zur Verfügung der Sieger stand. Er hätte sich selbst sagen müssen, daß Oestreich den norddeutschen Nebenbuhler weder eine so zweckmäßige Abrundung seines Gebietes gestatten, noch ihm eine zweite Ausfallpforte in die östreichischen Staaten gewähren würde.

Am leichtesten ward es dem verdienstlosen Bernadotte, sich einen vortheilhaften Siegespreis zu sichern. Er hatte mühelos das mit Napoleon verbündete, ohnmächtige Dänemark bewältigt und ihm Norwegen abgenöthigt (14. Januar 1814); als eine Art von Entschädigung trat der Treulose an Dänemark Schwedisch-Pommern ab, welches vertragsmäßig an Preußen fallen sollte.

---

8. Vom Rhein bis Paris.

ch dem im Hauptquartier festgestellten Kriegsplan sollte Schwarzenberg, der
mit 190,000 Mann den linken Flügel bildete, durch die Schweiz und das
nach Burgund ziehen, Blücher mit über 80,000 Mann in der graden
ng nach Westen vordringen: den rechten Flügel bildete der aus den Nieder-
nahende Bülow.

Daß die Hauptkolonne so weit südlich zog, hatte mehrfache, theils mili-
e, theils politische Gründe. Der äußerste linke Flügel sollte die Verbindung
reichs mit Italien trennen und in Südfrankreich den aus Spanien erwar-
Engländern die Hand reichen.

Die Franzosen machten eigentlich keinen ernsthaften Versuch, den Verbün-
den Rheinübergang zu verwehren, der in der Neujahrsnacht 1813/1814 auf
nzen Linie zwischen Hüningen und Koblenz vor sich ging. Das Blüchersche
überschritt den deutschen Strom zwischen Koblenz und Mannheim, er selbst
aub. Auch der Vormarsch der Verbündeten traf auf keine bedeutenden
rnisse. Unaufhaltsam ging Blücher über Saar, Mosel, Maas, rückte durch
ngen bis in die Champagne und näherte sich der Aube. In dieser Gegend
die Vereinigung mit der Armee Schwarzenbergs bewerkstelligt werden.
hatte Mitte Januar das ersehnte Plateau von Langres erreicht, aber
machte er Halt; allzu mächtig ward im Hauptquartier die Friedenspartei.
Oestreich denn das linke Rheinufer für Preußen erobern helfen? Sollte
Franz zur Entthronung seines Schwiegersohnes mitwirken? Die östreichischen
maten verlangten noch jetzt, man müsse Frankreich und seinem Imperator
türlichen Grenzen zugestehen. Und dabei konnte man Napoleon, der mit
70,000 Mann, meist muthloses junges Volk, aufgebracht hatte, erdrücken.
icher Weise konnte England in die Gewährung der „natürlichen" Grenzen
mehr willigen, seit es die Aufrichtung eines Königreichs der Niederlande
ossen, aber sein Widerstand allein würde Metternich, dem sich auch der
e Knesebeck anschloß, nicht umgestimmt haben. Erst als Alexander drohte,
rde den Krieg nöthigenfalls allein fortführen, gaben die Oestreicher nach;
die Kriegspartei mußte ein höchst bedenkliches Zugeständniß machen; die
seligkeiten sollten zwar ihren Fortgang nehmen, gleichzeitig jedoch in Chatillon
ensverhandlungen geführt werden.

Nun erst, nach einer Zögerung von acht Tagen, ging die Hauptarmee von
es vor, um mit Blücher Fühlung zu gewinnen. Inzwischen hatte Napoleon
Streitkräfte in Chalons gesammelt und beschloß, durch einen kräftigen Stoß
Blücher, das Heer desselben zu zertrümmern, ehe er von Schwarzenberg
tützt werden könnte. Er fiel ihm in die Flanke und nöthigte ihn am
anuar bei Brienne zum Kampfe. Das Gefecht war für Blücher nicht
ers günstig: bei der Einnahme des Schlosses von Brienne wäre der
err beinahe in die Hände der Franzosen gefallen. Aber auch Napoleon



Der General Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt führt die Verbündeten über den Rhein bei Kaub.
Gestochen von J. C. Richter in Dresden, der das Blatt dem König Friedrich Wilhelm III. zueignete.

entging nur mit Mühe den Kosaken, und Blücher behauptete die Stadt Brienne, welche der ergrimmte Feind in Brand schießen ließ. Blücher zog sich näher an Schwarzenberg, der ihm endlich Hilfe zusagte. Durch diese gestärkt, durfte Blücher es wagen, am 1. Februar bei La Rothière dem Imperator gegenüberzutreten. Ein sehr großes Kunststück war es nicht, den Sieg zu gewinnen, denn die Macht der Verbündeten war den Franzosen mehr als doppelt überlegen; am Abend war Napoleon völlig geschlagen, es hätte nur geringer Anstrengung bedurft, um die Reste des gesprengten feindlichen Heeres völlig zu vernichten: wie hätte der Kaiser den Vormarsch auf Paris hemmen sollen! Er selbst kannte die Größe der Gefahr, er gab seinem Bevollmächtigten beim Friedenskongreß zu Chatillon, Caulaincourt, Vollmacht, mit den Gegnern abzuschließen ohne ihn zu fragen. Zwar war von den natürlichen Grenzen nicht die Rede mehr, aber die Grenzen von 1792 konnte er Frankreich erhalten, seinen Thron behaupten. Trotz des Sieges von La Rothière waren die östreichischen Friedensfreunde so eifrig thätig, daß Napoleon beinahe ein Waffenstillstand bewilligt worden wäre. Nur Kaiser Alexander blieb hartnäckig: er schlug dem preußischen König vor, mit ihm an der Spitze der Garden zu Blüchers Heer abzugehen.

Zu seinem Verderben ließ Napoleon selbst diese günstige Stimmung ungenützt, weil sich ihm eben eine Aussicht eröffnet hatte, durch neue Erfolge seine Lage noch weit vortheilhafter zu gestalten. Nach der Schlacht bei La Rothière hatte Schwarzenberg nämlich Blücher angewiesen, sich an die Marne zu ziehen und von da Napoleons linke Flanke zu umgehen; die Hauptarmee sollte die Seine abwärts marschiren. Natürlich nahm Blücher an, daß Schwarzenberg diesen Plan auch ausführen werde, und da Wittgensteins Korps die Verbindung der beiden Heere unterhalten sollte, versäumte es Gneisenau die linke Flanke des schlesischen Heeres zu sichern. Da aber Schwarzenberg auf Befehl seines Monarchen auf das linke Seineufer überging, entstand zwischen beiden Heeren eine verhängnißvolle Lücke. Diesen Umstand benutzte Napoleon sofort, schob sich zwischen Schwarzenberg und Blücher, fiel diesem in die ungedeckte linke Flanke und schlug in mehreren glänzenden Gefechten (14—16 Februar) bei Champaubert, Montmirail, Chateau Thierry, Etoges und Vauchamps erst die einzelnen Heerführer (Olsuwieff, Sacken, York), zuletzt den Oberfeldherrn selbst.

„Während des Gefechtes (von Etoges)“, erzählte Treitschke, „kam ein furchtbarer Augenblick, der leicht dem ganzen Kriege ein schmähliches Ende bereiten konnte. Blücher, Gneisenau, Prinz August, Kleist, Grolmann, fast alle die besten Männer des deutschen Heeres, hielten eingepreßt in einem Viereck preußischen Fußvolks, von überlegenen feindlichen Reiterscharen umschwärmt. Blücher selbst suchte den Tod, lebendig sollte ihn der Feind nicht fangen. Grolmann aber sprach mit mächtiger Stimme zu den Truppen: die sichere Ruhe der majestätischen Heldengestalt flößte den Verzweifelnden neuen Muth ein; mit dem Bajonnet griffen sie die Reiter an und bahnten den Generalen den Weg zu dem nahen schützenden Walde.“

So heldenmüthig auch Blüchers Truppen gefochten hatten, die schlesische Armee schien vernichtet, in neuem Glanze strahlte Napoleons Glücksstern. Der

französische Soldat gewann wieder Vertrauen zu seinem Führer, selbst dem Bauern schwoll der Kamm: im kleinen Kriege war er dem Eindringlinge beschwerlich: kein Wunder, wenn auch die Gutmüthigkeit der Deutschen ein Ende nahm.

Die Siege Napoleons, der sich nun auf die Hauptarmee warf und die Vorhut derselben am 18. Februar bei Montereau, am Zusammenflusse der Seine und Yonne schlug, verfehlten natürlich ihre Rückwirkung auf den Friedenskongreß von Chatillon nicht. Schon hatte man sich dort geeinigt, daß die Mächte der Koalition ohne Rücksicht auf Frankreich die Neuordnung Europas, oder doch wenigstens die Vertheilung der dem Kaiserreich abgenöthigten Gebiete selbständig vornehmen sollten, da kamen die Hiobsposten an. Während Metternich auf schleunigen Frieden drang, ja mit dem Abfall Oestreichs drohte, nahm Napoleon, starrsinniger als je, die Caulaincourt ertheilte Vollmacht zurück. Heftig platzten die Geister im Hauptquartier auf einander; Schwarzenberg ordnete den Rückzug der böhmischen Armee nach dem Plateau von Langres an. Die[s] Befehl war für keinen überraschender als für Blücher, dem Schwarzenberg [...] sprochen hatte, er wolle den Kampf wieder aufnehmen, wenn er bis 23. Februar mit wenigstens 30,000 Mann an der Seine erscheinen würde. [...] 21. schon traf Blücher mit 53,000 Mann in Méry an der Seine ein, [...] aber statt eines Befehles zum Kampf die Aufforderung zum Rückzug. Da[s] [...] nicht nach dem Sinn des alten Helden. Er beantragte in einem ebenso rüh[...] als energischen Brief bei dem Zaren und seinem Könige, daß er an die [...] ziehen und nach seiner Vereinigung mit dem aus Holland heranrückenden [...] zum zweiten Mal den Marsch auf Paris antreten dürfe. Noch ehe die E[...] ertheilt war, brach er auf, in der Richtung nach Paris, das bei seiner An[...] in Schrecken gerieth. Napoleon eilte ihm nach, Oudinot mit einer [...] Truppenmacht zur Beobachtung der Hauptarmee zurücklassend. Auf [...] drücklichen Befehl des Königs von Preußen mußte Schwarzenberg am 27 [...] dies Korps bei Bar für Aube angreifen, über welches man eine[n] [...] Sieg erfocht.

In diesem Treffen erhielt des Königs zweiter Sohn, der siebzehnjährige [...] helm, die Feuertaufe und erwarb durch seine Kaltblütigkeit allgemeine Anerke[nnung].

Inzwischen hatte das diplomatische Intriguenspiel nicht geruht, [...] jetzt hatte Napoleon Aussicht, die Verbündeten durch die Verschiedenartig[keit ihrer] Interessen zu trennen. Namentlich suchte er seinen Schwiegervater zu bee[influssen] und Kaiser Franz ließ sich auf einen höchst zweideutigen Briefwechsel ei[n] [...] an der Forderung der natürlichen Grenzen scheiterte die Verständigu[ng;] [...] 1. März einigten sich dagegen die Verbündeten von neuem durch den [...] von Chaumont über die Fortsetzung des Krieges und eine Reihe wichti[ger Be]stimmungen, welche die Neugestaltung Europas betrafen.

Die Hauptbestimmungen waren folgende: Frankreich wird auf die Grenzen [...] beschränkt. Jede der verbündeten Mächte stellt 150,000 Mann: keine derselben [...] Napoleon einen Sonderfrieden schließen. England verpflichtet sich seinen Bunde[...]

an

Arm
Ewr.
aller

so sic

Trup
Verl

er dir

eine
davo
Gene
müss
so w
trete
glück
Kais

je 2,000,000 Lstr. Subsidien zu zahlen. Es soll ein deutscher Bund gegründet werden. Dieser Vertrag soll zwanzig Jahre in Kraft bleiben.

Gern hätte Napoleon sich zum zweiten Male mit Blücher gemessen, aber er wich ihm aus und bewerkstelligte am 4. März seine Vereinigung mit low in Soissons. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, als wohlgenährten und wohlgepflegten Befreier Hollands und die abgerissenen den der schlesischen Armee. Napoleon beschloß Blüchers Heer zu umgehen, en verhaßten Gegner im Rücken und in der Flanke anzugreifen. Er wandte sofort nach Rheims und schlug darauf die Straße nach Laon ein, welche Stützpunkt der feindlichen Stellung bildete. Zwar gelang es ihm, am 7. Russen nach tapferer Gegenwehr von dem Plateau von Craonne herunterrängen und zum Rückzug nach Laon zu nöthigen, aber der Kampf, den er am März, einem nebligen Tage, gegen die Felsenstadt selbst unternahm, war htlos. Dagegen vernichteten die Preußen unter York und Kleist durch einen htlichen Ueberfall des Dorfes Athis das Korps des Marschall Marmont.

Nunmehr wäre der Imperator am Ende seiner Laufbahn angelangt, wenn t auf preußischer Seite, zum ersten und letzten Male in diesem ganzen Feld-e, die erforderliche Entschlossenheit und Einheitlichkeit gefehlt hätte. Blücher erkrankt, Gneisenau besaß York, Kleist und Bülow gegenüber nicht die hige Autorität, auch mochte er die Verantwortung für weitere schwere Opfer t übernehmen. So vermochte Napoleon noch einmal zu entkommen; aber Schicksal war ohnehin besiegelt. Da sein Bevollmächtigter auf dem Frie-skongreß von Chatillon sich noch immer sträubte, einfach die Bedingungen unehmen, welche die Verbündeten dem von neuem besiegten Kaiser auferlegen önnen meinten, gab endlich auch Kaiser Franz seinen verblendeten Schwiegersohn

Am 19. März wurde der Kongreß für aufgelöst erklärt, und als Napoleon am 20. gegen Schwarzenberg wandte, wich dieser dem Kampfe nicht aus, er unter anderen Umständen wohl gethan haben würde. Uebrigens war r Angriff Napoleons bei Arcis sur Aube (20. März) das Wagniß s Verzweifelten; an der dreifachen Uebermacht der Verbündeten scheiterten seine Anstrengungen.

Als der Kongreß zu Chatillon aufgelöst wurde, trat die Frage, ob eine neue Regierung in Frankreich einzusetzen sei, in den Vordergrund, denn bis dahin hatte Metternich Napoleon unbedingt halten wollen. England brachte die Kandidatur der Bourbons auf, doch sprach man sie nicht förmlich aus. Bernadotte, den Alexander lange protegirte, wollten die Engländer nicht; auch hatte er auf keine Sympathie bei den Franzosen zu rechnen.

Aber unerschöpflich in seinen Anschlägen, machte Napoleon noch einen letzten such, die Entscheidung zu verzögern, die Verbündeten von Paris abzuziehen. wandte sich ostwärts nach Lothringen, um den Rücken der Verbündeten zu rohen, ihnen die Kommunikationen von Deutschland abzuschneiden. Noch vor em hätte sich das Hauptquartier durch eine solche Bedrohung einschüchtern en; bei der Stimmung, die jetzt daselbst herrschte, verfing das Mittel

nicht. Nachdem durch einen von den Kosaken aufgefangen
Napoleons Plan verrathen war, trat am 24. in Vitry ei
sammen, der sich auf das Drängen des Zaren und des Kön
für den Marsch auf Paris entschied. Nur ein kleiner Bruc
blieb zurück; um Napoleon über die wahren Absichten des H
täuschen, sollte ihm Wintzingerode folgen. So zogen die Heere,
war am 23. März mit den Seinigen zur großen Armee gestoß
Unter den Monarchen fehlte aber noch Kaiser Franz, der nach
war, um die Entthronung seines Schwiegersohnes nicht sehen
Truppen, welche sich den verbündeten Heeren entgegenstellt
160,000 Gegner nicht aufhalten; mit tapferem Muthe, aber nu
am 25. März bei La Fère Champenoise die halbe Divisi

Am 29. März standen die Verbündeten vor Paris, das
befestigt war und keine besondere Garnison hatte. Gleichwo
Marschälle Marmont und Mortier, mit den 34,000 Mann, die
gerettet hatten, die im Nordosten und Osten durch ihre nat
Stadt energisch zu vertheidigen. So forderte die Bezwingu
(30. März) noch einmal schmerzliche Opfer, und da die
Uebermacht nicht benutzten, dagegen den Stier bei den Hörner
die Verluste unverhältnißmäßig groß. Unter den Preußen zeic
ders die tapferen Scharen Yorks und Kleists aus: am Nachm
als der Montmartre erobert war und die Verbündeten nö
bombardiren konnten, bot Marmont die Kapitulation an. B
Morgen um 8 Uhr mußten die Marschälle die Stadt räume
tionalgarde sollte entwaffnet werden: Paris ward der Großm
anempfohlen.

Blücher hatte sich nicht nehmen lassen, auch diesen letzten Kampf
entzündeten Augen mit einem grünen Schleier bedeckt, fuhr er auf ei
den Kolonnen, die den Montmartre zu stürmen hatten.

Kaum läßt sich beschreiben, was die Truppen und ihre F
als sie das Ende so vieler Mühen erreicht, den Preis so groß
errungen sahen. Seit den Tagen Kaiser Ottos II. hatte kei
vom Montmartre auf die Seinestadt herabgeblickt; noch nie w
Sieger in Paris eingezogen. Das geschah nun am 31. März
Herrscher und ihre Tapferen wurden von der Bevölkerung m
denn sie war der Menschenopfer müde, welche der Ehrgeiz des
Hunderttausenden gefordert hatte. Uneingedenk des Antheils,
Napoleons Siegen genommen, undankbar, wie sie auch gegen ihr
stets gewesen ist, machte sie sich schon jetzt daran die Bi
angebeteten Herrschers umzustürzen; nicht wenige steckten die w
das Abzeichen der verhaßten Bourbons.

Aber nicht nur die große Masse verließ den Kaiser, auch d
erhöht, und die Marschälle, die er zu Siegen geführt. Vergeblic

m 25. März durch Caulaincourt sich zu Verhandlungen erboten, aber nach hrem Einzuge in Paris wiesen die Verbündeten mit Recht den Mann ab, der ichts mehr bedeutete. Der feige Talleyrand übernahm es, den förmlichen Sturz es Kaisers herbeizuführen; der Senat sprach am 2. April unter Schmähungen ie Absetzung Napoleons aus.

Er gedachte diesen Dingen ein schnelles Ende zu bereiten; 70,000 Mann hatte er in Fontainebleau gesammelt; er wollte Paris nehmen, die früheren Bedingungen durchsetzen. Hätte er diesen Plan ausführen können, er wäre den Verbündeten sehr gefährlich geworden; aber seine Marschälle, seine Soldaten ersagten sich ihm.

Da unterzeichnete er am 11. April die Thronentsagung für sich und seine rben. Weil Alexander seinen Edelmuth zeigen, Kaiser Franz den Schwieger- ohn schonen wollte, wurde dem gestürzten Kaiser ein äußerst glimpfliches Loos schieden. Während Preußen ihn am liebsten schon jetzt nach dem fernen t. Helena versetzt hätte, bekam er die Italien und Frankreich so benachbarte nsel Elba als Aufenthaltsort und eine reichliche Civilliste angewiesen. Als ob r Ehrsüchtige auf solche Weise hätte unschädlich gemacht werden können! Wurde ithin durch diese Art der Absetzung der europäische Friede nicht gesichert, so urde auch durch die Neubesetzung des französischen Thrones mit den „legitimen“ ourbons der Siegespreis, den Europa und Deutschland fordern durften, erheb- h vermindert.

---

9. Der erste Pariser Friede (30. Mai 1814).

Es war für die Franzosen ein großes aber sicherlich unverdientes Glück, daß Kaiser Alexander auf die Gestaltung ihrer Angelegenheiten den entscheidendsten influß bekam: Kaiser Franz war ja nicht zur Stelle, König Friedrich Wilhelm mmerte sich wenig darum, unter welchen Umständen die Zurückführung der ourbons erfolgte, in denen man die einzig möglichen Regenten des kaiserlosen taates erblickte.

Alexander, der jetzt liberale Anwandlungen hatte, wollte die Bourbons eigent- h durch einen Beschluß des französischen Volkes, dem sie eine freisinnige Ver- ssung zu geben haben würden, zurückgerufen wissen. Das war auch die Meinung s Senates, der am 6. April Louis Stanislaus Xaver Bourbon auf n Thron berief und somit das Prinzip der Volkssouveränetät anerkannte; vom brecht verlautete in dem Beschlusse nichts. Anders dachten die Bourbons, d es fanden sich auch genug Politiker, welche behaupteten, Louis XVIII. be bisher zwar nicht thatsächlich aber rechtlich regiert. Dieser war nur einen genblick unschlüssig, dann erklärte er sich zum König von Gottes Gnaden und warf (2. Mai) die ihm vorgelegte Verfassung als übereilt, versprach aber ichwol „kraft königlichen Rechtes“ eine Charte zu erlassen.

Wie auch immer diese Meinungsverschiedenheit sich löste, — die Lösung

ging Frankreich mehr an als Europa — so war doch immerhin das durch die Revolution gestürzte Herrscherhaus wieder auf den französischen Thron gelangt. Konnte man einen solchen Herrscher für die Sünden des revolutionären Frankreich verantwortlich machen und ihm Abtretungen aufnöthigen, welche ihm die französische Nation niemals vergeben haben würde? Dazu kam, daß Alexander in einer Proklamation sofort beim Einzug verheißen hatte, man werde Frankreich die Grenzen garantiren, die es unter seinen legitimen Herrschern gehabt.

Jedenfalls kam es darauf an, die Grenzen Frankreichs so festzustellen, daß es nicht wieder übermächtig und übermüthig werde. Aber die Forderungen der Patrioten, welche den Franzosen nur die Grenzen von 1648 oder der Zeit von Ludwig XIV. zugestehen wollten, demnach vor allem Elsaß und Lothringen für Deutschland beanspruchten, waren nach allem Vorangegangenen schlechterdings unerfüllbar. So wichtig es gewesen wäre, auf jene Weise Süddeutschland militärisch zu sichern und zu stärken, durften die preußischen Staatsmänner einen daraufzielenden Antrag gar nicht einbringen. Nicht einmal der Theil des Elsasses, der beim Ausbruch der Revolutionskriege noch im Besitz deutscher Reichsstände gewesen war, ließ sich retten. Die nichtpreußischen Bevollmächtigten der Verbündeten waren auf Kosten Preußens und Deutschlands zur äußersten Großmuth geneigt: der französische Minister Talleyrand pochte darauf, daß man die jetzige legitime Regierung Frankreichs nicht für die Sünden der Republik büßen lassen dürfe: nöthigenfalls rasselten die französischen Marschälle mit edler Dreistigkeit mit dem Säbel.

Es bedurfte der Zähigkeit des preußischen Diplomaten **Wilhelm von Humboldt**, um dem ewigen Nachgeben ein Ende zu machen; aber er rettete für Deutschland nur Kaiserslautern, und Talleyrand konnte sich über sein Werk nur freuen, denn zuletzt machte sein Staat noch einen Gewinn von 100 Quadratmeilen und 1 Million Einwohner.

Frankreich behielt Mömpelgard, die elsässischen Reichslande: man überließ ihm die pfälzischen Gebiete zwischen der Weißenburger Linie und Landau und gab ihm obendrein, „um die Grenze abzurunden", Saarbrücken mit seinem werthvollen Kohlenbecken.

Am schnödesten aber ward Preußen von seinen Verbündeten behandelt, als es seine wohlbegründeten Geldforderungen an Frankreich zur Sprache brachte. Die Hauptforderung bestand in der seiner Zeit von Napoleon versprochenen Entschädigung für den Durchzug der großen Armee und belief sich auf 136 Millionen Franken. Der ausgesogene Staat bedurfte des Geldes auf das dringendste. Aber der Zar in seiner überspannten Großmuth wollte nicht dulden, daß dies Frankreich, welches die ganze Welt ausgeplündert hatte, auch nur seine Schulden bezahlte, — ganz zu geschweigen von einer Kontribution, welche sich der besiegte Staat nach dem Kriegsrecht aller Zeiten hätte gefallen lassen müssen. Da der kurzsichtige Hardenberg sich diese Forderungen nie hatte verbürgen lassen, mußte der Staat die Folgen tragen.

Auch betrachteten die Franzosen es als ein himmelschreiendes Unrecht, daß Preußen die ihm entwendeten Kunstschätze zurückforderte. Mit Mühe bekam man den Degen Friedrichs des Großen und den Siegeswagen, der einst das Brandenburger Thor zierte, wieder.

Unter diesen Verhältnissen war es kein Wunder, wenn Hardenbergs Vorschläge betreffs der Rekonstruktion Preußens bei den Verbündeten kein geneigtes

Ohr fanden. Oestreich hatte sich schleunigst in Italien seines Siegespreises bemächtigt, mochte Preußen zusehen, wie es zu dem seinigen gelangte; jedenfalls sollte der Staat der Hohenzollern nach Metternichs Wunsch nicht solche Entschädigungen bekommen, die ihn abrundeten oder ihm noch größere Bedeutung in Deutschland verschafften. Durch ein Protokoll, das Preußen am 31. Mai mit den verbündeten Höfen unterzeichnete, wurde festgesetzt, daß die streitigen Gebietsfragen auf dem Kongresse zu entscheiden wären, der binnen einigen Monaten zusammentreten sollte. Die am vorhergehenden Tage festgestellte Friedensurkunde ließ die meisten dieser Fragen offen und gab nur einige normative Bestimmungen an.

Indessen, welche Zurücksetzungen auch sich der preußische Staat von seiten der Diplomaten gefallen lassen mußte, er konnte sich damit trösten, daß er es gewesen, welcher dem Auslande wieder Achtung vor deutscher Tüchtigkeit eingeflößt hatte. Mochten die englischen Tories noch so giftige Gesinnungen gegen Preußen hegen, das englische Volk ertödtete den alten Marschall Vorwärts fast mit Gunstbezeugungen, als er mit den Monarchen zu einem Besuche des Prinzregenten nach London hinüberkam.

Auch die Bevölkerung Preußens nahm den Frieden, den die Generale als faulen Frieden schmähten, dankbar entgegen. Hatte doch der Krieg mit dem Einzuge in die feindliche Hauptstadt geendet, und nun konnte man wieder aufathmen und mit erleichterter Brust Gottes Frühling genießen. Welcher Jubel, als die Siegeskunde von Paris eintraf, als die Nachricht vom Frieden anlangte, als die geraubte Viktoria ihren Einzug in Berlin hielt, als die entlassenen freiwilligen Jäger zu ihrem Beruf, die Landwehrleute in die Arme ihrer Angehörigen zurückkehrten. War es ein Wunder, wenn man übersah, wie viel schwierige Fragen der Lösung harrten? Mochte immerhin der Sänger in begeistertem Hochgefühle ausrufen:

„Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit!“

---

10. Der Wiener Kongreß bis zu Napoleons Rückkehr nach Frankreich (1. März 1815).

Die Aufgabe, welche die Diplomatie auf dem Wiener Kongresse zu lösen hatte, war unendlich schwierig: sie verwickelte sich noch mehr, weil man die bestandene furchtbare Gefahr und die Kräfte, welche die Rettung gebracht, mehr und mehr vergaß. Am meisten war dies in Oestreich der Fall, welches den Krieg gegen Napoleon an der Seite Preußens nur mit halbem Herzen geführt hatte und lediglich darauf bedacht war, durch allerlei kleinliche Mittel und schmähliche Intriguen die zukünftige Lage des Hohenzollernstaates so ungünstig wie möglich zu gestalten. Es traf sich in diesem Wunsche mit England, dessen Diplomaten sich nicht sowol durch englische, als durch welfisch-hannöversche Haus-

interessen leiten ließen. Als weiterer Bundesgenosse war dem Wiener Kabinett auch Frankreich willkommen, welches nach dem Friedensvertrage eigentlich gar nicht zu den Berathungen über die Vertheilung der Entschädigungen hätte hinzugezogen werden dürfen. Aber vortrefflich verstand es Talleyrand sich geltend zu machen und Oestreich selbst setzte diesen Diplomaten in den Stand, wenigstens Hardenbergs Pläne erfolgreich zu bekämpfen. Endlich verstand es sich von selbst, daß die deutschen Mittelstaaten, welche anfänglich von den entscheidenden Berathungen über die Neugestaltung Deutschlands hatten ausgeschlossen werden sollen, Anlehnung bei Oestreich suchten, welches ja seit dem Vertrage von Ried über die Rheinbündler seine schützenden Flügel gebreitet hatte. Auch in dieser Rücksichtnahme auf die Mittelstaaten stimmten Oestreich und Frankreich völlig überein; wie hätte es Talleyrand entgehen können, daß das furchtbare Preußen verlor, was jene gewannen: insbesondere Baiern, wie oft hatte es seine Hoffnungen an die Sache Frankreichs geknüpft.

Bekämpften alle diese Mächte alle Forderungen Preußens grundsätzlich aus politischen Rücksichten, so gesellte sich ihnen noch ein fernerer Genosse zu, der für sein eigenstes persönliches Interesse focht, wenn er nach Kräften gegen Preußen intriguiren half. Es war der König von Sachsen, dessen Gesandter vom Kongreß abgewiesen war. In Wien sollte sich sein Schicksal entscheiden: wenn er da keine Helfer fand, war ihm Thron und Land verloren, da Preußen hier seine Entschädigung suchte.

Die Fragen, in welcher sich diese Gegnerschaft äußerte, betrafen theils die Sicherung der deutschen Grenze, theils die Entschädigung Preußens und auch Rußlands, theils die zukünftige Verfassung Deutschlands.

Während es das natürlichste gewesen wäre, Preußen mit der Wacht am Rhein zu betrauen, hatte die Diplomatie diese Aufgabe dem neuzugründenden Königreich der Niederlande zugewiesen. Die englische Diplomatie besonders war für diesen Gedanken begeistert, da der Prinz von Oranien ja die englische Prinzessin Charlotte heirathen sollte. Diesem Staate suchte nun England möglichst viel linksrheinisches Gebiet zuzuwenden, was natürlich den Preußen entging: zugleich sollte das welfische Stammland Hannover, angemessen vergrößert, der englischen Dynastie zurückgegeben werden. Eine solche oranisch-welfische Macht bildete dann in Norddeutschland ein treffliches Gegengewicht gegen Preußen, das auf die entlegene Ostsee beschränkt blieb.

Aber auch am Mittelrhein sollte Preußen nicht die Grenze hüten; Metternich war fest entschlossen, das wichtige Mainz an Baiern auszuliefern: ein Plan, der sich natürlich von Seiten Talleyrands des höchsten Beifalls erfreute.

Wichtiger noch als beides schien es, zu verhindern, daß Preußen durch Einverleibung des Königreichs Sachsen gestärkt werde: längst wurde zwischen Metternich und dem sächsischen Hofe verhandelt, um Friedrich August den Thron zu erhalten, und auch Talleyrand erklärte sich gegen die „Beraubung“ des unglücklichen Königs: er fand, daß dies dem Prinzip der Legitimität entgegen sei, — nachdem er von Friedrich August 2 Millionen Franken erhalten hatte. Selbstverständlich besaß er auch die Sympathie der Rheinbündler: war er doch einer von ihnen, nur von etwas anständigerer Gesinnung, als die anderen Kleinfürsten, welche ihren Imperator in der Stunde der Gefahr verlassen hatten. Den mannigfachen Neidern gegenüber hätte Preußen sich in engster Verbindung mit dem Zaren halten und dessen polnische Pläne rückhaltlos unterstützen sollen. Mochte es immerhin für Oestreich

hſt unangenehm ſein, wenn
polniſches Nationalreich als
benland Rußlands, an ſeiner
ite erwuchs, für Preußen
n kein Lebensintereſſe in
age, ſobald es nur eine leid-
geſicherte Oſtgrenze bekam.
es Verhältniß nicht rechtzei-
erkannt zu haben, war
rdenbergs Schuld, der über-
upt den Vertretern der an-
ren Mächte in keiner Weiſe
vachſen war; aber auch der
flichſte der preußiſchen Be-
lmächtigten, W. von Hum-
ldt, gab ſich bedauerlichen
uſchungen hin über die poli-
he Lage, die Abſichten und
immungen der betheiligten
ächte: auch er erklärte die
iederherſtellung der polniſchen
one für ein unheilvolles Be-
eben, das jedenfalls verhütet
rden müſſe.



Wilhelm von Humboldt.
Gezeichnet von P. E. Stroehling im Dezember 1814 in London.

Es lag auf der Hand,
die geſchilderte Partei-
pirung die Wiener Ver-
lungen aufs äußerſte erſchweren würde: zwei Schlagwörter, die im Laufe
lben, namentlich von franzöſiſcher Seite, vorgebracht wurden, „Legitimität“
„europäiſches Gleichgewicht“ oder „juste milieu des forces“ dienten zu
rer Verwirrung und Uneinigkeit.

Schon die Vorbereitungen zum Kongreß erweckten keine großen Hoffnungen: die
rſammlung hatte am 1. Auguſt eröffnet werden ſollen, ward aber bald auf den 1. Oktober
d dann (8. Oktober) auf den 1. November vertagt. Als man endlich an die Geſchäfte
g, wurde der Kongreß nicht wie bei früheren wichtigen Reichsverhandlungen „mit Gott“
ffnet, ſondern mit einer Reihe glanzvoller Feſte, an denen die europäiſche Diplomatie
mählich ſolches Gefallen fand, daß bald die Salons ſchöner und geiſtreicher Damen für
Gang der Dinge entſcheidender waren, als die offiziellen Berathungen. Und wenn
n geglaubt hatte, über die Neugeſtaltung Europas und Deutſchlands ſei man im ganzen
ig und nur noch die Unterzeichnung der bezüglichen Abmachungen nöthig, ſo zeigte ſich
kurzem die Uneinigkeit in ſchönſter Blüthe. Maskenzüge und Praterfahrten, Bälle und
ielpartieen, Schmauſereien und lebende Bilder traten an die Stelle ernſter Berathungen,
r deren Schwierigkeiten man nicht recht hinwegkommen konnte.

Die Hauptrolle auf dem Kongreß ſpielte zuerſt Kaiſer Alexander; ſein offizieller
rtreter war Graf Neſſelrode, aber auf die Entſchließungen des Zaren hatten der
le Czartoryski und der Korſiote Kapodiſtrias den größten Einfluß. Unter den
nden Gäſten erregten namentlich die Engländer großes Aufſehen, beſonders durch ihren
leen und den grobſtolzen Dünkel ihres Auftretens. Von den deutſchen Dingen ver-

standen sie nichts, weder Castlereagh noch Wellington und folgten den Rathschlägen Metternichs oder des Grafen Münster, welcher die welfischen Hausinteressen vertrat. Der Freiherr vom Stein war ohne offizielle Stellung anwesend in der Umgebung des Zaren, der sich den Einwirkungen dieses gewaltigen Geistes noch immer nicht zu entziehen vermochte. Baiern vertrat der Fürst Wrede, der Besiegte von Hanau, ein erklärter Franzosenfreund, Württemberg der Freiherr von Linden, der unterwürfige Diener seines despotischen Herrn. — Natürlich stand neben dem Zaren in erster Linie Metternich, der auch den Vorsitz führte und, im Bunde mit Talleyrand, den Kongreß immer mehr beherrschte. Erwähnt sei auch, daß der östreichische Hofrath Gentz als Schriftführer des Kongresses im Jahr 1814 sich 17,000 Dukaten verdiente, von Frankreich allein bekam er 24,000 Gulden.

Vermehrt wurden diese Hindernisse durch die Anwesenheit auch der deutschen Kleinfürsten, deren hauptsächliches Bestreben darin bestand, Preußen entgegen zu arbeiten. Dazu kamen noch die Häupter der Mediatisirten, die gegen den Rheinbund protestirten und gleichfalls an der Neugestaltung Deutschlands theilnehmen wollten. Auf der anderen Seite baten die Käufer der hessischen Domänen den Kongreß um Schutz gegen ihren Landesherrn, welcher die jüngstvergangene Zeit ungeschehen machen und sein Eigenthum zurück haben wollte. Neben den Vertretern der katholischen Kirche, welche dieselbe in ihren vorrevolutionären Besitz wieder eingesetzt wissen wollten, machte ein Generalvikar von Konstanz, H. von Wessenberg, den Versuch, eine zeitgemäße Umgestaltung der katholischen Kirche in Deutschland in das Programm der Berathungen aufnehmen zu lassen.

Aber nicht allein die Gegenstände der Berathung hemmten die Verständigung; auch die Formfrage, wer mitzuberathen habe und wie die Verhandlungen zu leiten seien, war nicht leicht zu beantworten. Anfangs hatten die vier siegreichen Großmächte, mit Ausschluß Frankreichs, die Berathungen führen und die Entscheidungen treffen wollen; nachher mußte man auf Talleyrands Einspruch gestatten, daß wenigstens formell den acht Mächten, welche den ersten Pariser Frieden unterzeichnet hatten, die Theilnahme gestattet würde: den dominirenden Einfluß behaupteten gleichwohl jene fünf. Als eigentlich fünfte Kongreßmacht wurde Frankreich allerdings erst im Januar 1815 anerkannt, nachdem es Talleyrand gelungen war, zwischen den andern vier Mächten die bitterste Feindschaft zu entzünden.

Es würde nun zu weit führen, den Gang der Verhandlungen mit all den Intriguen der preußenfeindlichen Diplomatie im einzelnen zu schildern. Die polnisch-sächsische Frage bildete den Mittelpunkt des Intriguenspiels, das Hardenberg nicht durchschaute. Im Anfang November erfuhr König Friedrich Wilhelm sogar, daß Metternich dem Zaren versprochen hatte, seine polnischen Pläne zu fördern, wenn er nur Preußens Ansprüche auf ganz Sachsen ferner nicht begünstigen wolle. Das veranlaßte den König, zum größten Aerger Hardenbergs, der deswegen seinen Abschied nehmen wollte, sich wieder eng an seinen alten, jetzt einzigen Freund anzuschließen, und Metternich erkannte nun, daß er künftighin wenigstens in eine Theilung Sachsens werde willigen müssen: es lag ihm nun wesentlich daran, die Nachbarschaft der gereizten Wettiner für den „ländergierigen“ Hohenzollernstaat möglichst unbequem zu gestalten.

Die Annäherung des Königs an den Zaren bewirkte zwar, daß Metternich in einigen Punkten, wie in der Mainzer Frage nachgab, aber in Hinsicht auf Sachsen ward so glücklich intriguirt, daß sich Hardenberg zu einem demüthigen Gesuch an Metternich bequemte und an dessen Großmuth appellirte. Die Folge

war, daß Metternich jetzt Preußen nur noch den fünften Theil Sachsens überlassen wollte.

Die Dinge spitzten sich so zu, daß Mitte Dezember die beiden Parteien — Oestreich, Frankreich, Hannover, die Mittelstaaten einerseits — Preußen andrerseits — daran dachten, die Entscheidung ihres Streites den Waffen anzuvertrauen: der preußische Generalstab arbeitete zu Ende Dezember einen Kriegsplan aus. Am 3. Januar 1815 unterzeichnete Metternich mit Castlereagh und Talleyrand das Kriegsbündniß wider Rußland und Preußen: Talleyrand ließ bereits einen General aus Frankreich kommen, um mit Wrede und Schwarzenberg den Kriegsplan für das nächste Frühjahr festzustellen, Hardenberg hatte davon natürlich keine Ahnung. 1814 1815

Mit diesem Bündniß vom 3. Januar war aber eine wohlthätige Krisis eingetreten. Namentlich Lord Castlereagh mußte sich gestehen, daß das englische Parlament sicherlich nicht einem Vertrage zustimmen werde, welcher dem fünfundzwanzig Jahre lang bekämpften Frankreich Englands Hilfe verhieß. So war England, in dessen Gefolge auch Oestreich, zur Versöhnung gestimmt, auch Preußen konnte nicht wünschen, die Einverleibung Sachsens von dem gewiß sehr zweifelhaften Ausgang eines europäischen Krieges abhängig zu machen. Man ging auf den Theilungsvorschlag ein, und nun wurde nur noch um das Mehr oder Minder gemarktet. Durch die Anlehnung an Rußland, welches jetzt treu zu Preußen hielt, gewann Friedrich Wilhelm die größere Hälfte des albertinischen Sachsens. Kaiser Alexander überließ seinem Freunde Thorn; Mitte Februar waren die territorialen Verhandlungen zwischen den Großmächten beendet; nur über die Neugestaltung Deutschlands war in Folge jener Streitigkeiten nichts festgestellt worden.

Die Versöhnung, — wenn man jenes fast nothgedrungene Aufgeben feindseligster Gedanken so nennen will, — war grade noch rechtzeitig erfolgt. Am 7. März 1815 erhielt Metternich von Genua her die Nachricht, Napoleon sei von Elba entwichen. Er war schon am 1. März in Cannes gelandet, im Siegeszug auf Paris begriffen. —

---

11. Der Wiener Kongreß nach der Rückkehr Napoleons. Die Bundesakte (8. 10. Juni 1815).

Am 13. März erließen die acht Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, ein Manifest, laut dessen Napoleon als Feind und Störer der Ruhe der Welt für vogelfrei erklärt wurde. Am 25. März erneuerten die vier Verbündeten von Chaumont ihr Kriegsbündniß und gelobten einander die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Napoleon für immer unschädlich gemacht sei. Da sich die französische Nation mit der Thronveränderung einverstanden 1815

erklärte, während ihr doch in Rücksicht auf die Wiederherstellung der legitimen Bourbons solch ein milder Friede bewilligt worden war, hätten die Verbündeten es bei der Aechtung Napoleons nicht bewenden lassen dürfen, sondern Frankreich von vornherein begreiflich machen müssen, daß es die Folgen seines Wankelmuthes zu tragen und seinen Abfall selbst zu büßen haben werde. Aber so konsequent verfuhr man nicht, was nachher wieder bei den Friedensverhandlungen die nachtheiligsten Wirkungen hatte. So wurde die Welt nur aufgerufen zum Kampf „wider Bonaparte;" auch die deutschen Mittelstaaten traten, mehr oder minder schnell und bereitwillig, dem Kriegsbündnisse bei.

Während sich im April und Mai die Heere ziemlich langsam sammelten und schwerfällig der belgischen Grenze näher gebracht wurden, nahmen die Verhandlungen in Wien ihren Fortgang: es galt die territorialen Fragen im einzelnen zu lösen und sich über die Neugestaltung Deutschlands schlüssig zu machen.

Die durch Napoleons Wiederkehr bedingte Einmüthigkeit der Hauptmächte machte auch eine schnellere Einigung über die territorialen Veränderungen möglich: bei der unumgänglichen Beschleunigung der Verhandlungen mußte aber das von allen Seiten angefochtene Preußen auf einen Theil seiner Ansprüche verzichten. Ohne auf die fortgesetzten Intriguen untergeordneterer Art einzugehen, genügt es, die Ergebnisse kennen zu lernen.

Von den verlorenen polnischen Gebieten bekam Preußen nur den kleinsten Theil wieder (Danzig, Thorn, das Großherzogthum Posen). Die Stammlande Ansbach-Baireuth mußte Hardenberg Baiern überlassen. Außer dem größeren, wiewol dünner bevölkerten Theil des Königreichs Sachsen, bekam es am Rhein Jülich und Berg, das Siegener Land und die Gebiete des Kölner und Trierer Erzstiftes: es bildete daraus und aus seinen früheren rheinischen Besitzungen die Rheinprovinz; außerdem gewann es ausgedehnte Entschädigungen in Westfalen. Eine sehr bedeutungsvolle Erwerbung wurde dadurch gemacht, daß man, freilich nicht ohne Opfer, in den Besitz des ehemals schwedischen Vorpommern gelangte. Es wurde durch ein ziemlich verwickeltes Tauschgeschäft erworben, bei dem Preußen Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und einen Theil der Grafschaft Lingen an Hannover abtrat, damit dieser Staat den derzeitigen Besitzer Pommerns, nämlich Dänemark, mit dem Herzogthum Lauenburg entschädige. Besonders die Abtretung Ostfrieslands ist dem Staatskanzler sehr verdacht worden, aber mit Unrecht: für die Arrondirung Preußens war Pommern wichtiger als Ostfriesland; auch mußte verhindert werden, daß sich der Däne an der deutschen Küste einnistete. Aber allerdings schieden die wackeren Ostfriesen nur sehr ungern aus dem preußischen Staatsverband und auch der König, dessen Geburtstag noch lange nachher in diesem Land als Fest gefeiert wurde, gab diese treuen Unterthanen nur mit Widerstreben auf.

Neuvorpommern nebst der Insel Rügen hatte Schweden nämlich im Januar 1814 durch den Kieler Frieden gegen Norwegen an Dänemark abgetreten. Dänemark kam bei dem letzten Tausch sehr schlecht fort, denn es erhielt für 75 Quadratmeilen nur 19 und eine Geldentschädigung von 2 Millionen. Der preußisch-hannoversche Tauschvertrag wurde am 29. Mai 1815 geschlossen, am 4. Juni folgte das Abkommen mit Dänemark. Auch an Schweden mußten, um seine Einwilligung zu erhalten, 3½ Million gezahlt werden.

Zwar war der Kalischer Vertrag nicht buchstäblich erfüllt, denn Preußen hatte an Gebiet 600 Quadratmeilen — gegen den Zustand von 1805 — verloren.

ıber was es an sächsischen und rheinisch=westfälischen Landen erhielt, war un=
gleich werthvoller als die an Flächeninhalt größeren slavischen Gebiete, die man
ıufgab. Allerdings war die militärische Lage des langgestreckten Staates noch
bedrohter als zuvor, was freilich durchaus nach dem Geschmacke Metternichs
war; wenn er Preußen Koblenz und das Gebirgsland zwischen Saar und
Nahe zugestand, so that er dies mit dem Hintergedanken, daß die unmittelbare
Nachbarschaft Frankreichs dem Hohenzollernstaate ähnliche Verlegenheiten bereiten
werde, wie einst in Belgien den Habsburgern. Er übersah dabei, daß auf diese
Weise Preußen immer an seinen deutschen Beruf erinnert wurde, daß es schon
im eigenen Interesse nie versäumen durfte, an der Westgrenze des Reiches auf
der Wacht zu stehen. Und wenn ein Staat, wie Hannover, die Kontinuität
des preußischen Besitzes in unerträglicher Weise unterbrach, mußte da nicht
Preußen auf den Gedanken kommen, solche Unzuträglichkeiten bei gegebener Ge=
legenheit zu beseitigen?

Baiern, welches Salzburg und Tirol an Oestreich zurückgeben mußte, stellte durch
den Fürsten Wrede übertriebene Ansprüche, denen namentlich Stein entgegenwirkte. Es
erhielt zwar Würzburg und den größten Theil der linksrheinischen Pfalz, nicht aber die
gleichfalls erstrebten rechtsrheinischen Theile mit Heidelberg und Mannheim.

Die übrigen Rheinbundstaaten behielten ungefähr das, was sie in der napoleonischen
Zeit sich angeeignet hatten, wie ja auch an den Titeln, die sie von Napoleons Gnade
führten, nichts geändert wurde. Die öffentliche Meinung war daher mit diesem Theile
der Kongreßarbeit sehr unzufrieden und Blücher gab dieser Mißstimmung mit den derben
Worten Ausdruck: „Wir haben einen tüchtigen Bullen nach Wien hingebracht und einen
schäbigen Ochsen heimgebracht“.

Einen noch jämmerlicheren Ausgang nahm das deutsche Verfassungswerk
nd zwar auch wesentlich wegen des Antagonismus zwischen Oestreich und
Preußen und wegen der Rücksichten, die man auf die Mittel= und Kleinstaaten
ehmen mußte; dazu kamen die Intriguen der Fremdmächte, welche ein starkes
Deutschland nicht erstehen lassen wollten und die politische Unklarheit, welche
lbst in den Köpfen der besten Patrioten herrschte. Die Deutschen hätten keine
Idealisten sein dürfen, wenn sich nicht ihre Staatsmänner, ihre Dichter für die
Wiederaufrichtung des Kaiserthums hätten begeistern sollen. Sie bedachten nicht,
elche Niederlagen das Reich und die Nation unter dem habsburgischen Kaiser=
hum erlitten, daß Kaiser und Reich Lügen waren, lange bevor das offizielle
eilige römische Reich zu Grabe getragen wurde, — hatte doch die Nation eben
nter Kaisern ihre glorreichsten Tage verlebt: manche Patrioten gaben sich der
berspannten Hoffnung hin, sowie Deutschland wieder einen Kaiser habe, nehme
s von selbst den ersten Rang in Europa ein.

Aber, wenn das Emporkommen der brandenburgisch=preußischen Macht dem
sterbenden heiligen Reich einst den Rest gegeben, so war die Stellung, welche
ieser Staat nach dem Freiheitskriege einnahm, auch das Haupthinderniß für
e Wiederaufrichtung des Kaiserthums. Sollte Preußen, welches im Kampfe
r Deutschland wieder das Beste gethan, sich freiwillig dem undeutschen Oest=
ich unterordnen, sich geduldig neben die Mittelstaaten stellen, die Hohenzollern

neben den Rheinbundskönigen rangiren? Ein hohenzollernsches, protestantisches Kaiserthum dagegen hätten die Mittel- und Kleinstaaten, wie das auf seine Vergangenheit pochende Oestreich nun und nimmer bewilligt. Uebrigens war Oestreich selbst der Kaiseridee abgeneigt; wenn man aber davon absah, auf welche Weise sollte der Artikel des Vertrags von Chaumont erfüllt werden, durch welchen ein alle deutschen Staaten umschlingendes „föderatives Band" in Aussicht gestellt war?

Zu der Schwierigkeit, das föderative Band ausfindig zu machen, gesellte sich eine zweite: bei der Neugründung des Reiches war auch festzustellen, in welcher Weise die Nation, welche doch eingestandenermaßen den Hauptantheil an der Befreiung hatte, an der Regierung Deutschlands zu betheiligen sei. Namentlich Stein, der ja schon früher dem preußischen Staate eine Verfassung hatte geben wollen, beschäftigte sich von vornherein mit Entwürfen für eine derartige Reichsverfassung.

So verfiel der große Stein zuerst auf einen ganz unglückseligen Plan: Preußen sollte mit seinen Landen westlich der Elbe, Oestreich mit seinen Gebieten westlich des Inn in den zu gründenden Staatenbund treten, beide aber für ihren gesammten Besitz ein ewiges Bündniß mit Deutschland eingehen. Auch die Niederlande und die Schweiz sollten zu dem letzteren eingeladen werden. In dem Bunde war Oestreich das Präsidium zugedacht, Preußen das Direktorium, d. h. eine Stellung, wie sie im alten Reich etwa der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler inne gehabt hatte. Das neue „Deutschland" sollte in sieben Kreise eingetheilt werden, die Herrscher von Oestreich, Preußen und Hannover als Kreisobersten die Führung der Kleinstaaten übernehmen, Baiern und Würtemberg für ihre eigenen Gebiete Kreisobersten sein. Die Gesetzgebung sollte gemeinsam mit den Kreisobersten den Ständen zustehen, d. h. den geringeren Fürsten, freien Städten und den Mediatisirten.

Metternich stimmte dem Entwurfe nicht bei: Oestreich sollte mit allen Gebieten, die ehemals zum Reich gehört hatten, eintreten, Preußen auf das Direktorium verzichten. Zwar gab Hardenberg dies nach, aber es war vorauszusehen, daß die Kleinfürsten sich die beabsichtigte Vorherrschaft der fünf Hauptstaaten (Oestreich, Preußen, Hannover, Baiern, Würtemberg) nicht gefallen lassen würden. Dazu kam, daß weder Oestreich, noch Baiern an der Begründung dieses Staatenbundes etwas gelegen war. Keinesfalls sollte derselbe die Souveränetät beschränken; ja Fürst Wrede verlangte für Baiern völlige Gleichstellung mit Oestreich und Preußen: sogar das Direktorium sollte zwischen den fünf Hauptmächten wechseln. Würtemberg war mit dem ganzen Plane so wenig zufrieden, daß der König am 16. November aus dem Rathe der fünf austrat. Sofort verband sich Stein mit den Kleinfürsten, welche zum Schutz gegen ihre stärkeren Nachbarn eine kräftige Reichsgewalt wünschten; eine Petition derselben beantragte Errichtung des Kaiserthums und gleiche Rechte aller Glieder.

Um sich gegen eine starke Reichsgewalt von vornherein zu sichern, machten sich, wie weiterhin im Zusammenhange dargestellt werden wird, Würtemberg und Baiern schon jetzt an die Ausarbeitung liberaler Verfassungen. Nicht zu Gunsten der Freiheit, sondern zur Stärkung des Partikularismus wurden sie erlassen.

Den Kleinstaaten war es natürlich weniger um das Kaiserthum, als um die Gleichberechtigung aller zu thun, und auch W. von Humboldt, der sich mit der Abfassung von Entwürfen abmühte, sah ein, daß nur auf dieser Basis die bündische Einheit zu erreichen sei. Drei Punkte aber erklärte er für unumgänglich: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landständische, durch den

Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Metternich aber wünschte gerade das Gegentheil, wie ein von seinem Vertrauten Wessenberg vorgelegter Plan bewies, demzufolge auf Kosten der Centralgewalt die Souveränetät der einzelnen Staaten möglichst geschont werden sollte. Zu neuen Verwirrungen führte es, daß Stein noch einmal für die Kaiseridee zu wirken suchte. Noch war alles in der Schwebe, als Napoleons Wiederkehr neue Kriegsrüstungen nothwendig machte. Sollte der Kongreß auseinandergehen, ohne die Wünsche der deutschen Nation auch nur im geringsten erfüllt zu haben? Fast schien es so: die preußischen Vorschläge fanden noch immer keinen Beifall; endlich, am 23. Mai, einigten sich Preußen und Oestreich über einen wesentlich auf Wessenbergs Entwurf basirenden, etwas verschärften Bundesplan, — es war der neunte!

Am Tage vorher hatte König Friedrich Wilhelm seinem Volke angekündigt, daß auch in seinem Staate eine Landesrepräsentation eingerichtet werden sollte.

In elf Konferenzen wurde dieser Plan zur Annahme gebracht (23. Mai bis 10. Juni), aber erst nachdem eine Reihe tiefgreifender Veränderungen vorgenommen war. Die wichtigste war die Amendirung des Artikels 13, indem die Verheißung: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen" in die Prophezeiung verwandelt wurde: „in allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Auch der Antrag Sachsens, welches für alle Bundesbeschlüsse Einstimmigkeit forderte, wurde im wesentlichen angenommen und damit sowol dem Ausbau der Bundesverfassung entgegengearbeitet, als auch die Leistungsfähigkeit des Bundes auf allen Gebieten des politischen und nationalen Lebens in Frage gestellt. Daß auch die Hoffnungen, welche man für eine nationale Gestaltung der katholischen Kirche gehegt hatte, bei einer so eilfertigen Behandlung und bei so tiefen Meinungsverschiedenheiten scheitern mußten, war selbstverständlich.

Uebrigens gewann es noch ganz zuletzt den Anschein, als solle alles auseinanderfallen, da einige Staaten erklärten, sie würden dem Bunde nur beitreten, wenn er alle deutschen Staaten umfasse: Baiern aber machte Schwierigkeiten. Endlich, nachdem auch das Bundesgericht aufgegeben war, hatte Fürst Wrede die Gnade, der Akte zuzustimmen. Am 10. Juni wurde sie unterzeichnet — außer von Baden und Würtemberg, die sich erst nach dem zweiten Sturze ihres Imperators dazu entschlossen (am 26. Juli, resp. 1. September).

Das traurige Machwerk, welches den Spott und die schadenfrohe Befriedigung der fremden Diplomaten herausforderte, war nicht entfernt geeignet die Fürsten und Stämme Deutschlands zu einigen: es hatte nur einen einzigen Vorzug, der in einem seiner zahlreichen Mängel bestand; indem es die Einzelstaaten nur sehr lose zusammenfügte, gestattete es auch dem preußischen Staate sich völlig frei zu entwickeln, im Einklange mit seiner Vergangenheit und seinen Bedürfnissen, welche zugleich die Deutschlands waren.

Der Bund umfaßte 39 Staaten, darunter auch die nichtdeutschen Dänemark (für Holstein) und Holland (für Luxemburg). Im Plenum hatten die sieben größten Staaten, welche mehr als fünf Sechstel des deutschen Volkes umfaßten, zusammen nur 27 Stimmen,

die des letzten Sechstels 42. Den Vorsitz führte Oestreich; Streitigkeiten unter den Bundesmitgliedern sollte ein Austragsgericht entscheiden, das Bundesheer in 10 Armeekorps gegen 300,000 Mann umfassen. Frankfurt ward Sitz des „Bundestages."

12. Die hundert Tage. Ligny und Belle-Alliance.

Die Verbesserungsfähigkeit der Bundesakte wurde in Wien von keinem der einsichtigeren Diplomaten verkannt, und einige hofften wol auf durchgreifende Besserungen, wenn erst der zweite Sieg über Napoleon das Nationalgefühl weiter gestärkt haben würde. Zunächst freilich wünschten die Generale dem wetterwendischen Frankreich gegenüber wieder gut zu machen, was die Diplomatie verdorben und niemand war glücklicher, als Blücher; wenn alles nach Wunsch ging, so mußte diesmal wenigstens, — das war die Ueberzeugung aller Patrioten — Elsaß und Lothringen wieder gewonnen werden. Noch war die Erinnerung an das eben überstandene Kriegselend zu mächtig, als daß nicht dem Friedensstörer und seinem Volke die härteste Strafe hätte zuerkannt werden sollen.

Natürlich waren diese Ansichten nur im preußischen Volke verbreitet, denn England und Rußland waren auch jetzt entschlossen, der französischen Nation jede Demüthigung zu ersparen.

Aber auch in Frankreich hatte man die Leiden und Opfer der Kriegszeit nicht vergessen. Der gebildete und besitzende Bürgerstand begehrte Frieden, um die Segnungen ruhigen Verkehrs unter einer freisinnigen Verfassung zu genießen. Zwar nahm man den Mann wieder auf, dessen Wiederkehr den Krieg bedeutete, aber er kam unerwünscht. Umsonst suchte Napoleon durch liberale Verheißungen jenen Kern des Volkes zu gewinnen; er fand seine Stütze eigentlich nur bei der Mannschaft, die unter ihm Siege erfochten; mit den Generalen war es schon anders: Marschälle, wie Oudinot und Macdonald blieben ihm fern. Kaum wagte er die so nothwendige Vermehrung des Heeres zu beantragen: bis Ende Juni hatte er noch nicht 200,000 Mann zur Verfügung. Er hätte gern den Krieg — wenigstens für jetzt — vermieden, aber niemand glaubte an seine Friedensliebe, und der Kongreß hatte längst gesprochen. Wie sollte er mit jenen 200,000 zugleich Frankreichs Grenzen decken und dem Feinde im Felde gegenübertreten? Die Bundesmächte erfüllten die Leistungen des Vertrages vom 25. März in erhöhtem Maßstabe; mit ihren 600,000 Mann mußten sie Napoleon erdrücken. Seine Niederlage war entschieden, ehe der Kampf begann.

Was man nach dem Sturze Napoleons mit Frankreichs Regierung anfangen sollte, welche vor Napoleon die Flucht ergriffen hatte, darüber herrschten große Meinungsverschiedenheiten. Der Zar und der König von Preußen waren dem mattherzigen Bourbon abgeneigt, der zum Danke für seine Restitution jenes famose Kriegsbündniß vom 3. Januar 1815 betrieben hatte.

Daß die Niederwerfung Napoleons den Verbündeten mehr Opfer kostete, als nöthig gewesen wäre, war die Schuld der östreichischen Strategie. Nach Gneisenaus Ansicht hätte man bis zum 1. Mai drei gewaltige Heere aufstellen

und in Frankreich einrücken lassen können. Der Marsch auf Paris mußte unter den obwaltenden Umständen noch sicherer die Entscheidung bringen als 1814. Keinesfalls durfte man Napoleon verstatten, die Offensive zu ergreifen und die Gegner einzeln anzufallen.

Aber anders dachte Schwarzenberg. Bedenkliche Stimmungen hatten sich in Italien gezeigt, dessen Bevölkerung Murat zur Einheit aufrief. Demgemäß nahm die östreichische Strategie genau den Plan des Jahres 1814 auf, ein sehr starker linker Flügel sollte über den Oberrhein und durch die Schweiz ziehen, das Centrum (Russen unter Barclay) den Mittelrhein überschreiten, in den Niederlanden sollten Wellington und Blücher operiren. Da man vermuthete, daß die Entscheidung im Centrum fallen werde, wurden die Oestreicher — sie bildeten den linken Flügel — jedenfalls geschont.

Nicht zufrieden, die Streitkräfte der Verbündeten zu verzetteln, verschleppte Schwarzenberg auch den Beginn der Feindseligkeiten bis zum 1. Juli. So war von dieser Seite alles geschehen, um wenigstens vorübergehende Mißerfolge zu ermöglichen.

Der Entscheidungskampf war von dem Lenker der Schlachten nicht den Russen des Centrums, sondern den Truppen Wellingtons und Blüchers, d. h. im wesentlichen den Deutschen, vornehmlich den Preußen, zugewiesen.



Soldatentypen der alliirten Armeen.

Bleistiftskizze eines nachmaligen preußischen Generals — damals Hauptmann im Blücherschen Generalstabe — aus dem Jahre 1815. — Das Blatt stellt einen preußischen Generalstabsoffizier mit den verschiedenen ihm zukommandirten fremdländischen Meldereitern dar, unter welchen ein Schotte und ein Baschkire besonders auffallen. Die Racencharaktere sind sehr gut beobachtet und mit vielem Humor zur Darstellung gebracht.

Von dem 94,000 Mann starken Heere **Wellingtons** bestand nur ein Drittel aus Engländern; dagegen befehligte er 37,000 Deutsche, theils die ruhmreichen Regimenter der deutschen Legion (7000 Mann), theils die Kontingente der Hannoveraner, Sachsen, Nassauer und Braunschweiger, die man nicht Preußen hatte unterordnen wollen.

Die beiden Heere schienen den Erfolg zu verbürgen. Waren die 116,000 Mann, welche man auf den Hilferuf des Königs der Niederlande, — denn gegen ihn hatte sich Napoleon gewandt — in Eile ins Feld gesendet hatte, auch nicht die besten Kerntruppen, so standen sie doch unter bewährten Führern, vor allem unter dem Oberbefehl des schneidigen Marschalls Vorwärts, dem man wieder Gneisenau und eine Reihe tüchtiger Generalstabsoffiziere beigesellt hatte. Er fühlte die Last der Jahre nicht und flößte wie sonst dem ganzen Heere seine Siegeszuversicht ein.

Uebrigens war die Armeeverwaltung in großer Verlegenheit, da es der preußischen Regierung an Geld gebrach und der König der Niederlande in schmählicher Weise die Verpflegung des Heeres vernachlässigte, das zunächst seinen Staat retten sollte.

Auf den Gedanken, mit Wellington, dem Helden des Halbinselkrieges, zusammen zu wirken, ging Blücher mit Freuden ein; er versprach sich davon das beste und hoffte auf gutes Einvernehmen. Freilich war Wellington als Mensch, wie als Soldat von Blücher grundverschieden. Dieser bis ins hohe Alter der kühne Husar, jener ein unbedingter Anhänger der altväterisch bedachtsamen Kriegführung, die ihm freilich in Spanien treffliche Früchte getragen hatte. Jetzt mußte er mit um so größerer Vorsicht zu Werke gehen, um nicht sein kleines Heer und seinen Ruhm einzubüßen. Gleichwol verfuhr er aus übertriebener Vorsicht, um Belgien nach allen Seiten zu decken, sehr verkehrt; er stellte seine Truppen in einer langen Linie von Quatrebras bis Gent auf und nahm sein Hauptquartier in Brüssel, um mit der Reserve dem Punkte zueilen zu können, den der Feind wirklich bedrohen würde. Auch von Blücher, dessen Hauptquartier sich in Namur befand, war er zu weit getrennt: es konnte leicht kommen, daß sich Napoleon zwischen beide Heere schob.

Ehe es zum Kampfe gegen den Feind kam, ereigneten sich in der deutschen Armee traurige Vorgänge, welche das Nachspiel zu dem diplomatischen Streite über die sächsische Frage bildeten. Der König von Preußen wollte die Regimenter, welche den auf Preußen entfallenden sächsischen Landestheilen angehörten, neu formiren. Die sächsische Armee, über ihr Schicksal längst beunruhigt, außerdem von der Hofpartei aufgehetzt und durch das Betragen ihres starrsinnigen Fürsten zum Widerstande ermuntert, wollte von der beabsichtigten Theilung nichts wissen. In Lüttich, wo Blücher damals sein Quartier, mitten unter den Sachsen genommen, kam es zu einer großartigen Meuterei. Zu seinem Kummer mußte der greise Feldherr, der mit Mühe dem Tode entgangen war, kriegsgerichtlich einschreiten. Die sächsischen Truppen wurden nach Hause geschickt und verloren so die Gelegenheit, durch tapferen Kampf für Deutschland die Schmach der Rheinbundszeit vergessen zu machen; aber freilich ward auch die sächsische Armee auf lange Zeit hinaus die Pflanzschule des giftigsten Preußenhasses.

Gerade eine solche Trennung beider Armeen bezweckte Napoleon, als er sich in Eilmärschen der belgischen Grenze genähert hatte: er hoffte, in gewohnter Unterschätzung des Gegners, daß Blücher sich nach Osten zurückziehen werde. So rückte er auf Charleroi, von wo eine Straße nordwärts über Quatrebras nach Brüssel, eine andere ostwärts nach Namur führt. Sowie die Preußen den Anmarsch der Franzosen bemerkten, ertheilte Gneisenau den Befehl zur Konzentration der preußischen Armeekorps; Wellington ward zwar rechtzeitig durch die Preußen, die schon am 15. mit dem Feinde zu thun bekamen, benachrichtigt, traf aber, von falschen Voraussetzungen ausgehend, ungeeignete Anordnungen; sonst hätte er sein ganzes Heer sofort nach Quatrebras marschiren lassen müssen, wo sich Blücher mit ihm vereinigen konnte. Statt dessen berührte seine langgestreckte Linie diesen wichtigen Ort nur eben, der schwach besetzt wurde. Außerdem täuschte sich Wellington über die Zeit, in der er seine Truppen in Blüchers Nähe bringen konnte: er bildete sich ein, bis zum Vormittag d

Juni 20,000 Mann nach Quatrebras dirigiren zu können; in einer Be-
ung, die er an diesem Tage um 1 Uhr Mittags auf dem Windmühlenberg
Bussy mit Blücher hatte, bestätigte er diese Ueberzeugung und schied mit
Verheißung, um 4 Uhr werde er zur Stelle sein.

Nur auf diese Zusage hin entschloß sich Blücher zu dem Kampfe, den er
wohl noch hätte vermeiden können, wenn er nach Norden abschwenkte und
o der englischen Armee näherte. Er hatte am Morgen des Schlachttages
die Korps von Zieten und Pirch zur Stelle, Thielmann mit dem
n traf erst zu Mittag ein; Bülow war weit zurück. Die Stellung des
ischen Heeres — die Front nach Süden gerichtet — war nicht allzu
g, da Thielmann genöthigt war, mit dem linken Flügel unthätig dem
tkampfe zuzuschauen, der um die Dörfer des rechten Flügels und des
ums: St. Amand, la Haye und Ligny entbrannte. Blücher bekam
it Napoleon selbst zu thun, der die Hauptmacht gegen ihn wendete; dem
chall Ney entsendete er nordwärts nach Quatrebras zu; er sollte Blüchers
Flanke angreifen, vorausgesetzt, daß Wellington sich nach Brüssel zurückzog.

Gegen drei Uhr begann Vandamme den Angriff auf St. Amand, welches trotz der
üthendsten Angriffe behauptet wurde. Ebenso hielten sich die Preußen in Ligny unter
ngeheueren Verlusten bis zum Abend. Aber die letzte Kraft war verbraucht; die Eng-
nder, deren nahe Ankunft wiederholt gemeldet wurde, erschienen nicht. Statt dessen
ihrte Napoleon gegen acht Uhr mit seinen Reserven und Garden einen furchtbaren Gewalt-
oß gegen Ligny. Diesmal brach er durch: eine schwere Reitermasse drang nach, auf den
ügel von Bussy los, den Sieg zu vollenden. Mit jugendlichem Feuer stürmte Blücher,
eben ihm Lützow, mit mehreren Reiterregimentern dem Feinde entgegen: ungünstige
errainverhältnisse hemmen den Gegenstoß: die Preußen werden geworfen, ihnen nach
ürmen die französischen Kürassiere. Zum Glück müssen auch sie wieder dem preußischen
ewehrfeuer weichen: so gelingt es, den Oberfeldherrn zu retten. Denn Blücher selbst
ar bei dem verunglückten Ansturm zu Falle gekommen: unter dem schweren Pferde lag
: bewußtlos in der doppelten Gefahr, von dem Feinde gefangen oder im Reitergetümmel
erquetscht zu werden. Sein treuer Adjutant, Graf Nostitz, hielt bei ihm aus, bis seine
Rettung möglich wurde.

Hatte das Ausbleiben der englischen Hilfe den Verlust der Schlacht herbei-
rt, so bewahrte der Kampf, den Wellington gleichzeitig bei Quatrebras
stehen hatte, die Preußen vor der Gefahr, durch das Eingreifen Neys
chtet zu werden.

Wellington hatte sein voreiliges Versprechen nicht halten können, weil er sich bei
Quatrebas durch anfangs völlig überlegene Streitkräfte angegriffen sah. Erst gegen vier
Uhr langten die Reserven aus Brüssel an, unter ihnen der tapfere Herzog von
Braunschweig mit seinen „Schwarzen", an deren Spitze er hier den Heldentod fand.
Weitere Verstärkungen, zunächst unter General Alten, stellten das Gleichgewicht her und
Ney sah ein, daß er nicht mehr auf das Schlachtfeld von Ligny gelangen werde. Ein
etzter Versuch, ein Reiterangriff Kellermanns, scheiterte an der Kaltblütigkeit des Generals
Lifton. Zuletzt hatte Wellington die Uebermacht und gewann etwas Terrain. Er nannte
as einen Sieg, und mit dem Dünkel eines echten Briten triumphirte er, daß er gesiegt
abe, während Blücher geschlagen sei. Daß er dessen Niederlage verschuldet, sah er mit

derselben Beschränktheit nicht ein, mit der er noch jetzt die eigentlichen Absichten seines Gegners verkannte.

Dabei hatte sich das preußische Oberkommando, trotz der Niederlage, schon wieder zu einem Entschlusse ermannt, der mit englischer Vorsicht nichts zu thun hatte und in seiner Kühnheit vielleicht ohne Gleichen in der Kriegsgeschichte ist. Jedermann mußte annehmen, das geschlagene Heer werde sich nach Osten zurückziehen, um dann, durch Bülow verstärkt, von neuem die Vereinigung mit Wellington zu erstreben. Freilich lag die Gefahr nahe, daß der Rückzug der Preußen den Wellingtons nach sich zog; vielleicht hatte der Feldzug damit ein Ende und die Diplomatie bekam wieder freien Spielraum — aber das sicherste war es jedenfalls. Statt dessen ordnete Gneisenau, der während Blüchers Kontusionirung den Oberbefehl führte, den Marsch nordwärts nach Wavre an, d. h. die Armee erstrebte auf dem kürzesten Wege die Vereinigung mit Wellington, um an dessen Seite demnächst eine zweite Schlacht zu wagen.

Der Plan fand sofort den vollen Beifall Blüchers, der trotz seiner Quetschungen seinen Humor und seine Zuversicht nicht verloren hatte. Mit besonderer Freude begrüßte er am nächsten Tage den Landregen, welcher dem heißen Tage folgte: fast vorwitzig pries er ihn als seinen „Alliirten von der Katzbach"; denn jetzt, wo es sich um Eilmärsche handelte, war ein Freund wenig willkommen, der alle Landstraßen in Moräste verwandelte. Aber auch das Heer zeigte sich eines solchen Feldherrn werth; hatte es gleich nach der Schlacht keine Niedergeschlagenheit gezeigt, so jubelte es jetzt sehnsüchtig neuen Gefahren entgegen und überwand unter Scherzen die Strapazen des Marsches, der direkt auf das Schlachtfeld führte.

So unerwartet war der Entschluß des preußischen Hauptquartiers, daß sich der Schlachtenmeister täuschen ließ. Er wies am 17. (um 12 Uhr) den Marschall Grouchy an, mit 33,000 Mann die preußische Armee zu verfolgen; zahlreiche Versprengte, die man unmittelbar nach dem Kampfe auf der Straße nach Namur angetroffen hatte, bestärkten Napoleon in dem Glauben, das ganze preußische Heer ziehe sich nach dem Rheine zurück. Hätte er seinen Irrthum erkannt, so würde er sich wol mit größerer Eile auf Wellington geworfen haben.

1815

Merkwürdiger Weise hat Napoleon vorübergehend das richtige am 17. schon geahnt. Aber er hatte den Gedanken, die beiden Heere getrennt zu schlagen, mit solcher Leidenschaft erfaßt, daß er an die entgegengesetzte Möglichkeit, die seinen Plan durchkreuzte und seine Niederlage unvermeidlich machte, schlechterdings nicht glauben wollte. Er vertraute seinem Stern, und um dieses Wahnes willen sollte er sein Geschick erfüllen.

Wellington war durch ein Versehen von preußischer Seite über den Ausgang der Schlacht nicht benachrichtigt worden: erst am Morgen des 17. erfuhr er die Sachlage und zog sich nun langsam auf der Straße nach Brüssel zurück: gegen Abend machte er bei dem Dorfe Waterloo Halt. Die Franzosen hatten ihn nur matt verfolgt, weil Napoleon die Kräfte seines Heeres für die Entscheidungsschlacht schonen wollte, und lagerten sich nun dem englischen Heere gegenüber.

Indem Napoleon sein Heer am 17. gemüthlich rasten ließ, gab er den Gegnern Zeit, sich über die Vereinigung ihrer Heere zu verständigen. Auf

Wellingtons Anfrage, ob Blücher ihn für den Fall einer Schlacht am 18. mit inem Korps unterstützen könne, versprach dieser mit der ganzen Armee zu erscheinen. Sein Heer hatte sich bis zum Morgen des 18. bei Wavre gesammelt, ur zwei starke Meilen östlich von der englischen Stellung; aber die Grundosigkeit der aufgeweichten Wege mußte den Anmarsch hemmen; außerdem wurde in längerer Aufenthalt unvermeidlich, weil das am 16. unberührte Korps Bülows erst eintreffen und sich an die Spitze des preußischen Heeres setzen ollte. Die Marschordnung wurde so eingerichtet, daß Thielemann mit dem ritten Korps die Flanke des Heeres gegen Grouchy deckte, der seinen Irrthum rkannt hatte und sich gegen Wavre wendete.

Hier kam es wirklich zu einem gesonderten Gefecht, bei dem Thielemann sich mit seinen 18,000 Mann nur mit äußerster Anstrengung gegen Grouchy behauptete.

Obwol man preußischerseits nicht daran zweifelte, die Vereinigung mit den Engländern rechtzeitig zu bewirken, trugen verschiedene Uebelstände, vornehmlich die Erschöpfung der durch mehrtägige Anstrengungen ermatteten, durch Mangel an Lebensmitteln entkräfteten Truppen dazu bei, daß der Marsch sich verzögerte. So geriethen die Engländer in große Gefahr; hätte Napoleon mit der Eröffnung der Schlacht nicht bis Mittag gezögert, so hätte es leicht geschehen können, daß alle Anstrengungen der Preußen vergeblich waren und Wellington am 18. von demselben Geschicke betroffen wurde, wie zwei Tage vorher Blücher.

Es war nicht Besorgniß, was Napoleon hatte zögern lassen: im Gegentheil, ihn erfüllte eine stolze Siegeszuversicht und sein Heer, das den Kriegsherrn auf den Thron Frankreichs zurückgerufen, war heut von glühendstem Kampfeseifer beseelt. Dieser Enthusiasmus der Veteranen mußte nach Napoleons Ueberzeugung bei dem numerischen Gleichgewicht (72,000 Franzosen gegen etwa 70,000 Feinde) entschieden den Ausschlag geben. Aber freilich war eine solche todesverachtende Begeisterung auch erforderlich, denn Wellingtons Feldherrnblick hatte eine ausgezeichnete Vertheidigungsstellung erwählt.

Seine Schlachtordnung zog sich von Westen nach Osten in grader Linie auf einem langgestreckten Höhenrücken hin, etwa in der Mitte bei dem Dorfe Mont St. Jean von der Brüsseler Chaussee durchschnitten, auf welcher die Franzosen heranzogen. Die rückwärts gelegene Abdachung der Höhen gestattete eine gedeckte Aufstellung der Regimenter, welche dem Anblicke des Feindes entzogen waren. Einige hundert Schritt vor der Front lagen gleichsam als Außenwerke der natürlichen Festung das Schloß Goumont (vor dem rechten Flügel), die Meierei La Haye Sainte (vor dem Centrum), die Häuser von La Haye und Papelotte (vor dem linken Flügel). Auf dieser Seite, über die Waldhöhen von Ohain und St. Lambert hinweg, mußte die Verbindung mit den Preußen erfolgen.

Wellington gegenüber, durch eine etwa 1000 Meter lange muldenförmige, sanfte Einsenkung von dem englischen Heere getrennt, gleichfalls auf einem niedrigen Höhenzuge, dessen Mitte die Meierei La Belle Alliance bildet, stellte Napoleon seine Truppen in völlig paralleler Schlachtordnung auf.

Zwei Armeekorps, Reille zur Rechten, Erlon zur Linken von La Belle Alliance, bildeten Napoleons eigentliche Schlachtlinie: das Korps Lobau, die Garde und die Reiterei die Reserve. Einen Hauptantheil an dem Kampfe hatte Napoleon seiner Lieblingswaffe, der Artillerie, zugedacht, zumal er an Geschütz Wellington weit überlegen war.

Ehe Napoleon zum Angriff schritt, gönnte er sich das seltene Schauspiel einer Parade

noch eine frische Division gegenüberzustellen.

Drei Hauptstürme wurden von den Franzosen unternommen und jeder derselben h Erfolg des Tages herbeiführen können, wenn ihn Napoleon im entscheidenden Augenbl haltig zu unterstützen vermocht hätte. Daran hinderte ihn das Erscheinen der Preußen gegen 1 Uhr auf der Höhe gegen St. Lambert, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, b Sie erleichterten Wellington, schon ehe sie in die Schlacht eingriffen, den Kampf, denn N sparte seine Reserven gegen sie auf, zumal er aus einem aufgefangenen Brief ersah, daß ihm in die Flanke fallen sollte. Zwar verbarg er dem Heere die Gefahr und versich Offizieren mit anscheinender Zuversichtlichkeit, Grouchy werde gleich zur Stelle sein, a noch störte der Anmarsch der Preußen seinen Schlachtplan.

Zuerst griffen die Franzosen Goumont an (den rechten Flügel), aber sie konnten di und Braunschweiger nicht vertreiben. Gegen zwei Uhr wandte sich Erlon gegen de Flügel, brachte die Niederländer zum Weichen, ward aber durch Engländer und Hann aufgehalten — wobei der tapfere Brite Pikton den Tod fand — dann zurückgetrieben d schottische Reiterei Ponsonbys, der nun selbst bis zu der feindlichen Hauptbatterie von Belle vordrang. Gegen 4 Uhr unternahm Ney mit einer ungeheuren Reitermasse den Angri das Centrum, aber die Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks behielt die O

Aber gleichwol wurde Wellingtons Lage von Stunde zu Stunde bedenklicher: am Nachmittag wurde das Vorwerk des Centrums, La Haye Sainte, seinem tapferen Vert Baring entrissen, unaufhaltsam stürmten die Angreifer auf Mont St. Jean. Mit Müh hier das Centrum noch mit Zusammenraffung aller Kräfte gehalten, aber La Haye Sai in den Händen der Franzosen, zugleich wankte der linke Flügel in La Haye und P Wenn Napoleon jetzt seinen Rückhalt, seine Garden, heranführen konnte, war Wellington v

Da griffen, spät, aber nicht zu spät, die heißersehnten Preußen in die Aktion ½5 Uhr traten aus dem Walde von Frischermont Bülows Brigaden hervor, seine B fuhren auf, seine Kolonnen wandten sich mit fliegenden Fahnen gegen das Dorf Pla welches, im Rücken der französischen Aufstellung gelegen, Napoleons rechte Flanke un Rückzug deckte. Und bald nachdem Hiller mit der Avantgarde den Angriff auf diesen w Punkt eröffnet hatte, erreichte Zieten (um 6 Uhr) den linken englischen Flügel. Im wüt Kampfe wurden die eben verlorenen Punkte, La Haye und Papelotte wiedergewonnen.

Um ein Uhr waren, wie erwähnt, die Spitzen des preußischen Heeres in St. Lamb gekommen, es dauerte aber geraume Zeit, bis die gesammte Macht sich aus den schl Engpässen dieses Ortes herauswand. Noch ehe das Gros versammelt war, ließ Blücher

leon noch einen verzweifelten Angriff auf der ganzen Linie gegen Wellington unternehmen: gegen das Centrum führte Ney die letzten Garden heran. Kaltblütig ließ Wellington, der noch Zeit gefunden, sein Centrum zu verstärken, die Feinde bis an den Höhenrand kommen, dann gaben seine Grenadiere auf die kürzeste Entfernung eine furchtbare Salve und das Bajonnett begann seine Arbeit. Die Garden wurden die Höhen hinunter geworfen, zur Rechten und zur Linken glückte es den Franzosen nicht besser: nun ging das englische Bataillon Colborne selbst zum Angriff vor, drei weitere Bataillone folgten, die Kavallerie brach los und nach einiger Zeit ließ Wellington seine ganze Linie avanciren.

Als die englischen Bataillone diese Vorwärtsbewegung begannen, zogen sich die Feinde noch in leidlicher Ordnung auf La Belle Alliance zurück, aber bald artete der Rückzug in regellose Flucht aus. Denn gegen 8 Uhr hatte Bülow Plancenoit erstürmt, zugleich Zieten mit ihm Fühlung gewonnen; der rechte französische Flügel war eingedrückt, Bülow und Zieten dirigirten ihre Truppen auf die Meierei La Belle Alliance. In einem Gehöft jenseits dieser Meierei trafen sich gegen 10 Uhr die beiden Oberfeldherrn.

Auf Blüchers Antrag wurde die Schlacht nach jener Meierei genannt, zum Andenken an die folgenreiche Verbindung von Engländern und Preußen. Das englische Hauptquartier zog den Namen „Waterloo" vor, wie denn auch nach der Meinung der dünkelhaften Briten der eigentliche Siegespreis ihrem großen Herzog gebührte. Diese Ueberhebung hatte zur Folge, daß man nun preußischerseits wieder den Engländern jedes Verdienst absprechen wollte. Beides ist gleich übertrieben: Wellingtons letztes Avanciren ist ebenso bedeutungsvoll, wie der Kampf um Plancenoit: die Erstürmung dieses Ortes verwandelte den Rückzug der Franzosen in chaotische Flucht. Uebrigens liegt auf der Hand, daß Wellington geschlagen worden wäre, wenn Napoleon nicht von ein Uhr ab auf die Preußen hätte Rücksicht nehmen müssen.

Wellington hielt seine Arbeit für gethan, die Verfolgung und Vernichtung des Feindes überließ er den Preußen, an deren Spitze Gneisenau trat. Hier ward diesem Feldherrn, dem sonst nur die äußerlich wenig dankbare Aufgabe eines Schlachtendenkers zufiel, endlich einmal die Gelegenheit gegeben, seine ganze soldatische Energie zu bekunden. „Jeder Truppentheil soll seinen letzten Athem an die Verfolgung setzen", war sein Befehl.

In Genappe, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, versuchte sich ihm entgegenzustellen, was noch widerstandsfähig war. Aber sowie die preußische Artillerie ankam, gaben die französischen Generale ihren fruchtlosen Versuch auf. Hier wurde auch Napoleons eigener Wagen erbeutet. Ehe man die Verfolgung fortsetzen konnte, mußten die zahlreichen ineinandergefahrenen Wagen und Geschütze entwirrt werden; in der Pause, die dadurch entstand, befahl Gneisenau den Truppen, ein „Nun danket alle Gott"! anzustimmen.

Jenseits Genappe schwand die Zahl der Verfolger mehr und mehr zusammen; Müdigkeit und Beutelust hielt die Meisten zurück. Aber die wenigen Tambours und Hornisten, die man beritten gemacht hatte, genügten, den Flüchtigen einen panischen Schrecken einzuflößen, sie überall aufzuscheuchen. Am nächsten Morgen hatte Gneisenau noch 50 Infanteristen bei sich; sein kühnes Vordringen hatte ihn bis mitten unter die Franzosen und in die größte Lebensgefahr gebracht.

Aber freilich vernichtete diese Verfolgung auch das französische Heer, wie einst das preußische nach den Tagen von Jena und Auerstädt vor dem verfolgenden Imperator zerstoben war. Die Schlacht selbst hatte den Verbündeten über 20,000 Mann gekostet, Napoleon im ganzen 25,000 Mann eingebüßt. Blücher aber erließ von Genappe aus seinen ewig denkwürdigen Tagesbefehl „an die braven Offiziere und Soldaten der Armee vom Niederrhein."

„Empfangt hiermit meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren Waffengefährten, Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie Eurer gedenken Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen."

13. Von Belle-Alliance nach Paris.

Zwar gelang es Grouchys Korps, nach Frankreich zu entkommen, wo es möglicherweise zum Grundstock einer neuen Feldarmee benutzt werden konnte, aber ernstliche Gefahren waren doch nicht zu besorgen. Denn glücklicherweise wurde der schleunige Einmarsch in Frankreich beschlossen. Es war das einerseits Blüchers und Gneisenaus Verdienst, — Bülow hätte den allerdings ermüdeten Truppen gar zu gern eine Erholungsfrist gewährt, die natürlich ebenso dem Feinde zu gute gekommen wäre; andrerseits hatte auch Wellington nichts gegen den Vorschlag einzuwenden, obgleich das Wagniß, ohne Rücksicht auf die zahlreichen französischen Grenzfestungen südwärts zu marschieren, seiner altväterischen Kriegsführung eigentlich nicht entsprach. Ihn trieben aber diesmal politische Beweggründe vorwärts; ihm lag daran, den Krieg schnell zum Abschluß zu bringen, um das Ideal der englischen Tories, die Zurückführung der Bourbons, zur Thatsache zu machen, ehe ihm diplomatische Intriguen in die Quere kämen. Ganz anders stand es natürlich mit den Absichten der Preußen: sie wünschten vor dem Beginne der Unterhandlungen durch die Besitznahme der feindlichen Hauptstadt ein Pfand für die Durchführung der von ihnen geforderten Friedensbedingungen zu erhalten. Denn in Preußen verlangte die Nation stürmisch nach einer angemessenen Grenzberichtigung. Leider war vorauszusehen, daß Frankreich wieder allzu glimpflich davon kommen werde, wenn es seinen legitimen Herrn wieder annahm; Wellingtons Auslassungen gestatteten darüber keinen Zweifel und auch der russische Gesandte Pozzo di Borgo pflichtete ihm bei, obwohl der Zar damals noch an die Thronbesteigung der Orleans dachte. Napoleons Rolle war ausgespielt. Nach Paris eiligst zurückkehrend, sah er, daß der Be-siegte keine Aussichten mehr habe und dankte (22. Juni) zu Gunsten seines Sohnes ab. Noch einige Tage beobachtete er die Entwicklung der Dinge; als sich am 29. Juni die Preußen Paris näherten, verließ er die Stadt und flüchtete an die Küste nach Rochefort.

1815

Er versäumte, sich rechtzeitig nach Amerika in Sicherheit zu bringen, und begab sich am 15. Juli an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon, an die Großmuth der britischen Nation — eine verzweifelte Adresse! — sich wendend. Diesmal ward der preußische Vorschlag, den Unhold auf St. Helena ungefährlich zu machen, genehmigt, und fast sechs Jahre lang mußte der einstige Weltenherrscher die Einsamkeit und die Quälereien der Engländer ertragen. († 5. Mai 1821.) Wäre es nach Blüchers Wunsch gegangen, so hätte man ihn nach seiner Gefangennahme in Vicennes erschossen, wo der Herzog von Enghien geblutet.

Der Vormarsch der Verbündeten war ziemlich schnell erfolgt, doch blieb Wellington ein wenig hinter Blücher zurück. Durch Einnahme einiger Grenzfestungen sicherte man sich den Rücken und ließ zu weiteren Belagerungen je ein Korps zurück. Die Hauptheere marschierten dann auf dem rechten Ufer der Oise nebeneinander nach Paris. Die Preußen traten überall hart und scharf auf, da ihnen die Bevölkerung allenthalben die feindseligste Gesinnung bezeugte. Bei Compiegne versuchten die französischen Truppen, die sich von Belle Alliance

gerettet und mit Grouchys Korps vereinigt hatten, vergeblich, den Preußen den Uebergang über die Oise zu versperren. Fortan marschierten Freund und Feind nebeneinander, so daß es zu mehreren Gefechten kam, durch welche die Franzosen von der großen Straße verdrängt wurden. Gleichwohl erreichten sie mit Hilfe eines Gewaltmarsches knapp vor den Preußen die Stadt und besetzten die nördlichen Werke.

Die staunenswerthe Leistungsfähigkeit der Preußen beweist eine Aufzeichnung in Gneisenaus Papieren. Die zweite Brigade (General von Pirch II) ist in den 19 Tagen dieses Feldzuges 71 Meilen in 207½ Stunden marschirt, hat dazwischen geruht 27 Stunden, ist im Lager gewesen 221½ Stunde. Von den Marschstunden hat sie 35 Stunden zugleich im Gefecht gestanden.

Am 29. Juni langten die Preußen in St. Denis an, entschlossen, die Hauptstadt einzunehmen. Widerstandsfähig war sie eigentlich nicht, denn die 70,000 Mann, welche jetzt Davout an Grouchys Stelle kommandirte, waren demoralisirt, die Festungswerke waren nur im Osten und Nordosten von Bedeutung; Parteihader herrschte im Innern der Stadt, wo nach Napoleons Abdankung eine Fünfer-Kommission unter der Leitung Fouchés regierte. Gar zu gern hätten Davout und Fouché, wie vorher schon Grouchy, eine Waffenruhe bewilligt erhalten, und Davout begründete sein Gesuch vornehmlich damit, daß ja nach Napoleons Abdankung jeder Grund zum Kriege weggefallen sei. Aber dieses Argument ließ Blücher nicht zu und gab ihm eine unzweideutige Antwort. „Wir verfolgen," schrieb er, „unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu gegeben." Nur in Paris könne ein zuverlässiger Waffenstillstand geschlossen werden. Blücher hatte inzwischen schon angefangen, die Einschließung von Paris zu bewirken; er ging zu dem Zwecke unterhalb von Paris über die Seine (bei St. Germain) und legte sich vor den westlichen Theil der Stadt. Am 2. Juli war die ganze Armee auf dem linken Seineufer vereinigt, die Engländer hatten Tags zuvor gegen Mittag die von den Preußen verlassenen Stellungen im Norden eingenommen. Noch am Abend des 2. Juli erstürmten die Preußen Issy (südwestlich von Paris) unmittelbar vor den Thoren der Stadt: umsonst versuchte Vandamme in der folgenden Nacht diese Position zurück zu erobern.

Beinahe hätte jetzt, im letzten Augenblicke, Wellington Blücher um die Genugthuung gebracht, Paris sein nennen zu können. In die englischen Intriguen paßte es besser, wenn den Parisern begreiflich gemacht wurde, um der Bourbonen willen würde ihnen diese Demüthigung gespart. Wellington war zufrieden, wenn die französische Armee hinter die Loire zurückging, Paris unbesetzt blieb. Aber Blücher war unerbittlich und brauchte sich nichts vorschreiben zu lassen; am 3. Juli kapitulirte die provisorische Regierung: binnen drei Tagen mußte die Armee nach der Loire abgezogen, Paris übergeben sein.

Blücher ließ die Stadt fühlen, was der Krieg bedeutet: kein feierlicher Einzug weidete die Augen der Pariser, am 9. Juli rückte das erste preußische Armeekorps ein, an den folgenden Tagen einzeln die übrigen. Royalisten, welche die Preußen freundlich begrüßen wollten, wurden von diesen Franzosenhassern rauh zurückgewiesen. Blücher verlangte einen

beflecken — nun aber nicht mehr verfingen. Mit Talleyrands Nachfolger, dem Herzog von Richelieu, wurde am 2. Oktober die entscheidende Vereinbarung getroffen: der eigentliche Friedensvertrag wurde aber erst am 20. November abgeschlossen. Wurde darin auch die Integrität Frankreichs thunlichst geschont, so konnten doch die übrigen Bedingungen, — immerhin noch viel zu milde — den Franzosen keinen Zweifel lassen, daß sie die Besiegten Europas waren.

Frankreich zahlte 700 Millionen Franken Kriegskostenentschädigung an die Verbündeten, 137½ Millionen zum Bau von Festungen, die seine Grenzen zu bedrohen bestimmt waren, 600 Millionen für die Kriegsschäden, die es seit 1806 angerichtet. Endlich mußte das Land eine Okkupationsarmee von 150,000 Mann fünf Jahre lang verpflegen. — Sowohl an dem Kriegsschadenersatz wurde nachmals Frankreich ein erheblicher Erlaß bewilligt, als auch die Okkupationsarmee vor der festgesetzten Zeit aus dem Lande gezogen.

An die Niederlande mußte Frankreich Philippeville, Marienburg und Bouillon, an Genf Gex, ein Stück von Savoyen an Sardinien abtreten.

XVIII. Die Zeit der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

1. Die heilige Allianz (26. September 1815). Rückblick auf den Pariser Frieden.

Wenn uns in den Anschauungen der Generation, welche die Freiheitskriege durchkämpft hat, und besonders in den Liedern der Sänger dieses Kampfes viederholt der Gedanke entgegentritt, daß es sich hier um einen heiligen Krieg andele, in dem Gott selbst die Fahne der Gerechtigkeit zum Siege führe, so ann es nicht befremden, daß der unerwartet schnelle Sturz des vermessenen Eroberers auch in den Herzen der Fürsten die Vorstellung wachrief, daß der Siegespreis allein dem Herrn der Heerscharen gebühre und daher dem llmächtigen ein ganz besonderer Dank abzustatten sei.

Wie hätte nicht König Friedrich Wilhelm sich der angstvollen Stunden ach der Schlacht von Bautzen erinnern sollen, wo er auf einsamem Ritte gegen en Kaiser Alexander geäußert: „Jetzt kann uns nur Gott allein noch retten; egen wir, so wollen wir ihm vor aller Welt die Ehre geben." Auch dem icht erregbaren Alexander war das Andenken an diese weihevolle Stunde och nicht entschwunden; obendrein den mystischen Schwärmereien der Frau von rüdener ergeben, beschloß der Zar, den Gedanken Friedrich Wilhelms eigen-tig zu verwirklichen und verfaßte mit eigener Hand die Urkunde der „Heiligen llianz." Am 26. September, — die Monarchen waren nach Vertus zu einer 1815 Musterung der russischen Truppen gefahren — legte Alexander seinen beiden reunden das Schriftstück vor, demzufolge die Grundsätze der christlichen Religion r Grundlage der europäischen Politik gemacht werden sollten.

„Als Bevollmächtigte der Vorsehung wollten sie ihre Völker regieren; wie die Beziehungen der Staaten unter einander, sollte die innere Verwaltung der einzelnen Länder nur auf die Vorschriften des Christenthums, Liebe, Gerechtigkeit und Frieden gegründet werden; wie Brüder wollten die Fürsten unter sich verkehren, wie Familienväter ihren Völkern gegenüberstehen."

Die Erkenntniß, daß die europäischen Staaten eine lebendige Gemeinschaft bilden, empfing hier eine eigenthümliche theokratische Umbildung: als der einzige Souverain der einen christlichen Nation wurde „Gott, der göttliche Erlöser Jesus Christus, das Wort des Höchsten, das Wort des Lebens", anerkannt.

Bereitwillig unterschrieb der fromme Friedrich Wilhelm, der hier einen guten Theil seiner eigenen Anschauungen verkörpert wiederfand; schwerer entschloß sich Kaiser Franz dazu: zuvor mußte ihn Metternich beruhigen, der die Urkunde lächelnd für leeres Geschwätz erklärte. Der Wunsch der drei Monarchen, daß dieser christliche Verein, — der Sultan war selbstverständlich ausgeschlossen, — womöglich alle christlichen Souveräne umfassen möchte, ging nicht in Erfüllung. Der Papst, als Oberhaupt der katholischen Kirche und Stellvertreter Christi, konnte gar nicht Mitglied dieses Bundes werden; für England erklärte Castlereagh, das Parlament könne nicht die Erklärung von Grundsätzen genehmigen, welche den englischen Staat in die Zeiten Cromwells und der Rundköpfe zurückschleudern würden. Außerdem aber war England um den Sultan besorgt, der sich durch die heilige Allianz lebhaft beunruhigt fühlte.

Segen hat dieser „Heilige Bund" nicht gestiftet und auch nicht stiften können, insofern seine Urheber die Grundlagen alles geschichtlichen und politischen Lebens verkannten. Auch wurde die wohlgemeinte und gewiß aufrichtige Absicht, die Politik auf die Vorschriften des Evangeliums zu gründen, gar nicht verwirklicht: noch weniger hat der heilige Bund irgend etwas gethan, um die politischen oder sozialen Einrichtungen in den einzelnen Staaten auf irgend eine Weise dem christlichen Ideal näher zu bringen. Dagegen lag die Gefahr nahe, daß das verheißene patriarchalische Regiment in eine Bevormundung von Völkern ausarten könne, welche nun doch einmal unter Kriegssturm und Waffenlärm den Hauch der Freiheit empfunden hatten und zum Theil auf die Erfüllung freiwillig gegebener Verheißungen warteten.

Am Tage des Friedensschlusses erneuerten die vier Mächte ihr altes Bündniß, wesentlich um die Erhaltung des legitimen Königshauses in Frankreich zu sichern, aber außerdem gelobten sie, durch wiederholte Zusammenkünfte der Monarchen oder deren Minister die europäische Sicherheit zu überwachen. So ward der ganze Welttheil unter die Aufsicht der Koalition gestellt, innerhalb welcher die Mitglieder der heiligen Allianz eine besondere und für den Kontinent entscheidende Stellung einnahmen; diese europäischen Konferenzen haben denn auch nachher unsägliches Leid namentlich über Deutschland gebracht.

Der faule Friede von Paris erfüllte alle Patrioten mit bitterem Zorne, und Blücher gab der Ansicht seines Volkes in den Worten Ausdruck: „Preußen und Deutschland steht trotz aller seiner Anstrengungen immer wieder als der Betrogene vor der ganzen Welt da;" er hatte Grund, von neuem auf die Diplomaten zu schelten. Nun behielten trotz aller Mühen die alten deutschen Orte im Elsaß ihre französischen verunstalteten Namen, und jene entarteten Söhne Germaniens frohlockten obendrein über einen solchen Ausgang.

Während ein Schenkendorf ermahnte:

„Doch dort an den Vogesen
Liegt ein verlornes Gut,
Da gilt es, deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen,"

mußte Rückert verzweifelnd rufen:

„Wird unser Siegeszug denn zur Flucht?
Ganz Frankreich höhnt uns nach,
Und Elsaß, du entdeutschte Zucht,
Höhnst auch! O ärgste Schmach!"

Der zweite Pariser Friede hatte nach mehreren Richtungen höchst nachtheilige Folgen. Die übertriebene Milde der Friedensbedingungen hinderte die leichtfertigen Franzosen denn doch zu erkennen, daß sie wirklich die Besiegten waren

und ganz anders hätten gezüchtigt werden können: sie betrachteten, was ihnen auferlegt wurde, als unverdiente Schmach, als unerhörte, grausame Beleidigung. „Rache für Waterloo!“ blieb demnach auf lange Jahre hinaus das Losungswort des französischen Patrioten. Andrerseits verloren die deutschen Patrioten den Glauben an Preußens nationalen Beruf. Denn da Oestreich es geflissentlich so darstellte, als seien die Friedensbedingungen sämmtlich im besten Einvernehmen mit Preußen festgesetzt worden, machte man diese Macht für alle Versündigungen Oestreichs verantwortlich; die preußische Regierung aber fühlte keinerlei Veranlassung, um einiger rechthaberischer Schreier willen den wirklichen Hergang bekannt zu machen und die Brudermacht bloßzustellen. Galt es doch vielmehr, den Geist unzufriedenen Vorwitzes zu bannen oder zu unterdrücken.

---

2. Deutsche Verfassungsverhältnisse von 1815 bis zum Wartburgfest (1817).

Nach der Beendigung des zweiten Krieges gegen den Welteneroberer kehrte in Deutschland die Masse der Nation ruhig an die friedliche Arbeit zurück und nahm, allen politischen Dingen abgewandt, nur darauf Bedacht, die schweren Verluste zu ersetzen und zu ergänzen, welche der langjährige Krieg dem nationalen Wohlstande geschlagen. Dem deutschen Bundestage, welcher am 5. Nov. 1816 in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt am Main zum erstenmal zusammentrat, konnte es nur erwünscht sein, wenn das deutsche Volk die weitere Sorge für seine Wohlfahrt den Fürsten überließ, welche vor der Epoche der letzten großen Kämpfe ihre Unterthanen patriarchalisch-absolutistisch regiert hatten und, gemäß den Grundsätzen der heiligen Allianz, in derselben Weise weiter zu regieren bereit waren. 1816

Dennoch waren es die Bundesurkunde selbst und eigenthümliche Verhältnisse innerhalb des Bundestages, welche eine politische Bewegung hervorriefen oder geradezu herausforderten. Der dreizehnte Artikel der Bundesakte hatte ursprünglich ausgesprochen, daß innerhalb eines Jahres in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen gegeben werden sollten. Es war dies ein Zugeständniß, welches man dem Geist der Zeit machte, ein Zugeständniß, welches den Fürsten keine allzu schweren Opfer auferlegte und in manchen der neugebildeten Staaten der Herbeiführung geordneter Zustände obendrein förderlich schien. Die Hoffnungen und Wünsche der jungen Generation, welche den Befreiungskrieg durchkämpft hatten, gingen allerdings weiter, als blos bis zu solchen ständischen Institutionen: allein, mochte man die Theilnahme des Volkes an der Verwaltung der Bundessachen noch so sehr beschränken, auf jene landständischen Verfassungen hatte das Grundgesetz des neuen Deutschland den Unterthanen ein Recht zugesprochen oder doch mindestens Aussicht gemacht. Denn man hatte wie erwähnt, in jenem

Diese Prophezeiung zu erfüllen fühlte sich aber am allerwenigsten die Macht berufen, deren Vertreter den Vorsitz in der Bundesversammlung führte.

Kaiser Franz, der Herrscher Oestreichs, vom starren Bewußtsein absoluter Herrscherrechte erfüllt, hielt es für seine Pflicht, jeder dem herrschenden System zuwiderlaufenden Regung, als der Vorbotin einer neuen Revolution, unnachsichtlich entgegen zu treten. Jedes Wort von Freiheitsbedürfniß oder Volksrechten mußte ihm als Schwärmerei oder böswillige Ueberspanntheit erscheinen. Indem er die alten sogenannten „Postulaten-Landtage" in den deutschen Provinzen, welche dereinst das Recht der Steuerbewilligung gehabt, aber längst nur noch die Aus- und Umschreibung der Steuern zu besorgen hatten, bestehen ließ, glaubte er dem Artikel 13 der Bundesakte vollständig genügt zu haben. Indessen muß anerkannt werden, daß die Gewährung weitergehender politischer Rechte bei der bunten Mannigfaltigkeit der dem Hause Habsburg untergebenen Länder die einheitliche Regierung des Kaiserstaates sehr erschwert, ja entschieden gefährdet haben würde. Nicht der an Körper und Seele gleich früh gealterte Kaiser Franz würde es vermocht haben, dieses für den östreichischen Staat entschuldbare System des unbedingten Festhaltens am Alten, der trägsten Stagnation, in ganz Deutschland zur Geltung zu bringen; um so besser aber verstand dies sein oberster Rathgeber und Vertrauter, Fürst Clemens Wenzel Lothar Metternich. Selbst ein charakterloser, egoistischer, leichtlebiger Mann, erkannte er die Berechtigung idealer Bestrebungen überhaupt nicht an: sie waren ihm geradezu widerwärtig; arm an großen schöpferischen Ideen auf politischem, sozialem und wirthschaftlichem Gebiet, erklärte er die Erhaltung des Bestehenden, ohne Rücksicht auf die möglichen Mängel dieser Zustände, für die einzig richtige Norm weiser Staatsverwaltung. Wie er durch seine Biegsamkeit sich seinem Kaiser unentbehrlich zu machen wußte, so verstand er durch dieselbe Gewandtheit und Geschmeidigkeit auch gegenüber den anderen festländischen Diplomaten sich dominirenden Einfluß zu verschaffen. Für alle die Leiden, welche die Durchführung seines Systems über Deutschland gebracht hat, ist er allein den späteren Geschlechtern verantwortlich; seine eigenen jüngst erschienenen Memoiren lassen den eitlen Mann, der sich schließlich fast als die Vorsehung Deutschlands gebehrdete, lassen den „virtuosen" Staatsmann ebenso wenig liebenswerth erscheinen, wie die Korrespondenzen seines diplomatischen Handlangers, des talentvollen und charakterlosen Epikureers Friedrich von Gentz.

So blieben denn in Oestreich die Provinzialstände auf das bescheidene Maß ihrer früheren Rechte beschränkt; die Tiroler erhielten 1816 ihre vorbaierische und gemäß den „veränderten Verhältnissen und dem Bedürfniß der Zeit verbesserte", d. h. beschränkte Sonderverfassung zurück.

Während also die östreichische Regierung sich für die Durchführung des Artikels 13 durchaus nicht erhitzte, zeigte eine Anzahl von Staaten namentlich in Süddeutschland, lebhaften Eifer, der Forderung der Bundesakte nachzukommen. Man würde aber sehr irren, wenn man annähme, die betreffenden Regierungen hätten durch die Gewährung einer Verfassung ihren Unterthanen eine besondre Wohlthat erweisen wollen: das war höchstens bei einem deutschen Fürsten der Fall, dem trefflichen Karl August von Sachsen-Weimar, der am 5. Mai 1816 seinem Ländchen eine Verfassung ertheilte. Vielmehr gedachten diese süddeutschen Regierungen durch neue Verfassungen sich rechtzeitig eine Schutzwehr gegen etwaige zukünftige Eingriffe und Uebergriffe des Bundes zu schaffen. Je fester der Einzelstaat in sich organisirt war, desto kräftigeren Widerstand konnte er nöthigenfalls dem Bunde leisten; und sich von diesem in keiner Weise be-

1816

Städte, nach den Kreisen des Landes wieder in Unterabtheilungen gegliedert, so daß der Volkswitz mit Recht sagen durfte, der Landtag „spiele Kämmerchen.“ In Mecklenburg war die Regierung einer Reform zugeneigt, aber die Ritterschaft und Landschaft wollte von keiner Neuerung wissen, bei der sie ihre selbständige Sellung eingebüßt hätten und zu den Staatslasten herangezogen worden wäre. In Oldenburg gab es trotz des Artikels dreizehn gar keine Verfassung; der Herzog wollte abwarten, wie sich dieselben in andern Staaten bewähren würden. In Hannover hätte der Adel am liebsten die vierzehn verschiedenen Verfassungen wieder hergestellt, die hier vor der französischen Zeit bestanden. Die Regierung dagegen berief einen „allgemeinen Landtag“ ein, in dem der Adel dreiundvierzig, die Bauern nur drei Vertreter zählten. Dieser Landtag verwarf denn sogar die Herstellung einer hannoverschen Maß- und Münzeinheit.

Man muß die deutschen Staaten hinsichtlich ihrer Verfassungsverhältnisse — abgesehen von den eigenartigen freien Reichsstädten — in drei Gruppen sondern. Innerhalb der ersten, zu welcher nur die süddeutschen Mittelstaaten und Nassau gehören, bestehen fortan auf den Trümmern der älteren Einrichtungen Konstitutionen, welche den Gesammtstaat umfassen: eine Erb- und eine Wahlkammer vertreten das Volk oder eigentlich dessen einzelne Bestandteile, wie die adligen, bürgerlichen und bäuerlichen Eigenthümer.

Keineswegs sind die süddeutschen Verfassungen einfache Nachbildungen der französischen „Charte“; auch in den Zweikammerverfassungen ist das alte, ständische Prinzip durchaus nicht ganz beseitigt.

In der zweiten Gruppe, zu welchen die meisten mittel- und norddeutschen Staaten zu rechnen sind, wird die Volksvertretung auf dem mittelalterlichen Ständewesen aufgebaut, Adel und Geistlichkeit vor dem Bürger und vollends vor dem Bauer erheblich begünstigt. Allerdings erfüllten diese Volksvertretungen nicht die Wünsche der überall auftauchenden liberalen Doktrin, aber die betreffenden Staaten erfüllten doch wenigstens dem Buchstaben nach den Artikel 13.

Die dritte Gruppe bilden die Staaten, welche sich auch über den Buchstaben der Bundesakte hinwegsetzten: Oestreich und Preußen.

Es war ein eigenthümliches Verhängniß, daß derjenige Staat, der zur Befreiung Deutschlands das meiste beigetragen hatte, einer gesunden inneren politischen Entwickelung am meisten Eintrag thun sollte: es war dies um so verhängnisvoller, als die preußische Regierung ursprünglich die größten Erwartungen erregt hatte.

Beim Wiederbeginn des Kampfes gegen Napoleon hatte König Friedrich Wilhelm III. von Wien aus ein Patent erlassen (22. Mai 1815), in dessen Einleitungsworten er versprach, der preußischen Nation als Pfand seines Vertrauens in schriftlicher Urkunde eine Verfassung zu geben. Aus den Provinzialständen, die überall eingerichtet werden sollten, wo sie noch nicht existirten, sollte eine Landesrepräsentation in Berlin gewählt werden. Allerdings sollte dieselbe nur das Recht der Berathung, nicht das der entscheidenden Beschlußfassung besitzen, aber es war doch schon viel, daß die Landesvertretung bei allen Gesetzen, welche die persönlichen und Eigenthumsverhältnisse der Staatsbürger betreffen würden, wenigstens um Rath gefragt werden sollte. Ein Ausschuß sollte unter dem Vorsitze des Staatskanzlers Hardenberg am 1. September 1815 in Berlin die Ausarbeitung des Verfassungsentwurfs beginnen. Nicht allein die militärische Situation — denn noch war der zweite Pariser Friede nicht geschlossen — verhinderte die Ausführung des Gedankens;

sondern eine reformfeindliche Partei stemmte sich dem Vorhaben des Königs mit aller Kraft entgegen.

Der Polizeiminister **Wittgenstein**, Herzog **Karl von Mecklenburg-Strelitz**, der General **von dem Knesebeck**, denen sich dann **Tauentzien**, **Bülow**, **Schuckmann** und viele andere einflußreiche Persönlichkeiten anschlossen, müssen als Hintertreiber der guten Absicht bezeichnet und für spätere unselige Vorgänge verantwortlich gemacht werden.

Gegen die Berufung der Provinzialstände ließ sich allerdings ein gegründeter Einwand machen. Preußen war eben durch neue Provinzen vergrößert worden, deren Insassen zuvor zu mehr als hundert verschiedenen Territorien gehört hatten und nach den verschiedensten Gesetzen regiert worden waren. Es ließ sich nicht erwarten, daß Vertreter dieser Landestheile von vornherein neben allen provinzialen Interessen den preußischen Staatsgedanken hochhalten würden: von seiten der Rheinländer und Sachsen ließ sich vielmehr eine geflissentliche Opposition voraussetzen.

Aber sollte der König seine feierliche freiwillige Zusage brechen oder zurücknehmen? Man beruhigte den gewissenhaften König damit, daß die Wohlfahrt des Landes eine solche Zurücknahme erheische.

Charakteristisch für die Anschauungen der den König umgebenden Kreise ist die Darstellung des Bischofs Eylert, „der König habe gehandelt, wie ein weiser Vater, der, von der Liebe seiner Kinder gerührt, an seinem Geburts- oder Genesungstage auf die Wünsche seiner Kinder eingeht, nachher aber jene mit Ruhe modifizirt."

Dann aber suchte man Friedrich Wilhelm von seiten der Verfassungsgegner zu überzeugen, daß in Deutschland wirklich revolutionäre Bestrebungen, geheime Gesellschaften vorhanden wären; selbst der Tugendbund wurde nachträglich verdächtigt. Der Hofrath **Schmalz**, ein Schwager Scharnhorsts, verstieg sich zu der Behauptung, das preußische Volk habe sich 1813 nur aus Gehorsam gegen den König erhoben, gleichwie man bei einer Feuersbrunst aus einfachster Bürgerpflicht zum Löschen herbeieile. Ein Sturm der Entrüstung brach unter allen aus, welche Zeugen jener Begeisterung der Nation gewesen waren: aber der König gebot den Angreifern jenes elenden Machwerkes nicht allein Stillschweigen, sondern zeichnete den Verfasser sogar durch einen Orden aus. Gneisenau, Blücher drangen in Hardenberg, diesem Verfahren entgegenzutreten, aber der Staatskanzler war von jeher zu wenig Charakter gewesen, als daß er sich der Willensmeinung seines Monarchen nicht auch jetzt geduldig gefügt hätte.

Indessen war König Friedrich Wilhelm ein viel zu gewissenhafter Fürst, als daß er die Verfassungsangelegenheit ohne weiteres aufgegeben hätte. Als der Staatsrath am 20. Mai 1817 eröffnet ward, wurde ein Ausschuß von zweiundzwanzig Mitgliedern für diese Frage gebildet: man schickte dann in die Provinzen drei Kommissarien, welche die nöthigen Vorarbeiten machen sollten. Auf Wilhelm von Humboldt setzten die Reformfreunde ihre Hoffnung und meinten, er werde demnächst an Hardenbergs Stelle treten. Aber Humboldt wurde unschädlich gemacht, indem man ihn als Gesandten nach London schickte, und im Innern zeigten sich trotz aller gegentheiligen Versicherungen deutliche Spuren einflußreichen Widerstandes, welcher das Verfassungswerk nicht zu stande kommen lassen wollte. Uebel angebrachte Hast und jugendliche Schwärmerei sollten Preußen vollends um die edle Frucht bringen, welche nur in ruhiger Entwicklung gezeitigt werden konnte. Es war selbstverständlich, daß Deutschland mitzuleiden haben würde, wo sein edelstes Glied litt.

---

3. Die deutsche Jugend — die Burschenschaft und das Wartburgfest.

Während die einzelnen Staaten durch zum Theil ziemlich fragwürdige Verfassungen ihren Angehörigen einen größeren oder geringeren Antheil an der Regierungsgewalt einräumten, und sich schon in der Verschiedenheit dieser einzelnen Verfassungen die alte Zerrissenheit Deutschlands klar wiederspiegelte, hatte sich die deutsche Jugend ein weit höheres Ziel gesteckt, getreu jenem Hang zum Idealen, welcher ein Vorrecht aller Jugend, und insbesondere der deutschen Jugend ist. Ihre Hoffnungen, ihre Wünsche zielten darauf, dem Lande, welches sie von der Fremdherrschaft hatten befreien helfen, nun auch die Einheit wieder zu erwerben, welche die Nation in den Tagen ihres höchsten Glanzes besessen zu haben schien, und obendrein jene politische Freiheit zu erringen, welche dem Zeitgeist unklar vorschwebte, ein unbewußter Wiederschein vom Wellenspiel der französischen Revolution.

Wo hätten diese Ideen eher ihre Stützpunkte finden sollen, als auf den deutschen Universitäten! Die studirende Jugend war, wenigstens soweit sie Muth und Kraft in sich fühlte, dem Rufe des Vaterlandes gefolgt und von den Schlachtfeldern Frankreichs mit Gesinnungen heimgekehrt, welche sich mit den früheren Formen des studentischen Lebens wenig vertrugen. Das rohe landsmannschaftliche Wesen, welches sich in der Verletzung der Wohlanständigkeit, in rohester Selbsthilfe gefiel, war so recht ein Zerrbild aus vergangenen Tagen, ein trauriger Rest mittelalterlichen Pennalismus, welcher am wenigsten verdiente, den Fall des heiligen Römischen Reiches zu überdauern. Sollten die Jünglinge, die im ernsten Männerkampf gestritten und geblutet, mit elenden studentischen Raufereien in Zukunft renommiren? Ließ sich die kostbare Jugendzeit nicht besser ausnutzen, als bisher meist geschehen war, zum Nutzen der Nation und zum Heile des Vaterlandes?

Was auch immer die späteren Verirrungen der „Burschenschaft“ gewesen sein mögen, Ehre gebührt den Jünglingen, welche das Werk der Reformation ihres Vaterlandes mit der Besserung ihrer engsten Kreise, ihrer persönlichen Läuterung anfingen, in der richtigen Erkenntniß, daß der Edle allein frei zu sein verdient: hätten sie nur zugleich erkannt, daß frei ist, wer edlen Zielen zustrebt. —

Der intellektuelle Urheber der deutschen Burschenschaft ist vielleicht kein geringerer als Fichte, der schon im Jahr 1810 bei der Gründung der Universität Berlin ohne Hardenbergs Vorwissen die Studenten zu einer solchen Burschenschaft hatte vereinigen wollen, um das wüste Treiben der Landsmannschaften hier von vornherein auszuschließen.

Nicht von vornherein dachten die jungen Männer, welche am 12. Juni 1815 in Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft begründeten, an unmittelbare politische Thätigkeit: diese war vielmehr nur das Resultat der beginnenden Verfolgung und die Konsequenz der ursprünglichen Grundsätze. Noch weniger kann man ihr revolutionäre Absichten zuschreiben, denn an jenem Stiftungstage konnte noch kein Sterblicher wissen, daß die preußische Regierung demnächst eine Rückwärtsbewegung machen werde.

Wahres Christenthum — mit stark ausgeprägter protestantischer Richtung, ernste Geistesarbeit, Sittlichkeit und Deutschthum waren die ursprünglichen Ideale der Burschenschaft. Wenngleich man auch nicht einzusehen vermag, warum grade ein schwarzer Schnürenrock oder ein schwarzer Rock mit übergeklapptem, breitem, weißem Kragen, schwarzrothgoldene Bänder und Quasten als äußere Zeichen des Deutschthums erwählt werden mußten, so ist es doch sehr unbillig, diese Aeußerlichkeiten nachträglich lächerlich zu machen

Zu dieser Reformbewegung unter den Studirenden gesellte sich eine zweite, die sich mit jener ersten besonders im Punkte des Deutschthums traf: es war dies die Turnerei, als deren Oberhaupt sich „Vater" Jahn betrachtete. Allerdings war dieser Mann gemäß dem eigenthümlichen Lebenswege, den er genommen, einzig in seiner Art, oder, wenn man will, ein Sonderling; sein Geist hatte die Bildungselemente, die ihm zugeführt waren, nicht einheitlich verarbeitet; dazu war er ein Märker von urwüchsiger Grobheit. Seinen unauslöschlichen Franzosenhaß kann ihm nur der vorwerfen, welcher die nationalen Gefühle nicht kennt, soweit sie in dem Volksliede oder in den unbarmherzigen Kämpfen mit dem Gewehrkolben Ausdruck gefunden haben. Sonderbar freilich war sein Vorschlag, an der Grenze gegen Frankreich einen wilden Wald mit Auerochsen, reißenden Thieren und Grenzwächtern anzulegen, um die wälschen Nachbarn für immer fern zu halten.

Schwebte dem Turnvater auch nur eine unklare Vorstellung von dem deutschen Urvolksthum vor, das er zurückzuführen strebte, so war doch der Grundgedanke der Turnerei, die deutsche Jugend durch Leibesübungen und Entbehrungen frühzeitig kräftig und wehrhaft zu machen, ein durchaus gesunder und hatte seine Bestätigung schon in den letzten Kriegsjahren gefunden. Genug, Turnerthum und Burschenthum verschmolzen innig miteinander und haben denn auch das gleiche Geschick erfahren. Mit besonderem Wohlwollen sah man diese Bestrebungen von seiten der Regierungen nicht an; die Abneigung, namentlich gegen die Burschenschaft, nahm mehr und mehr zu, als dieselbe auch Politik zu treiben anfing. Mißtönig klang der preußischen Regierung Karl Follens Lied:

„Nun auf ihr Brüder, frei und schnell,
Ihr Brüder du und du:
Noch bellt der Kamptz- und Schmalz-Gesell,
Der Bel- und Kotzebue."

Der neue Geist, welcher in den akademischen Kreisen erwacht war, sollte nun bald Gelegenheit finden, öffentlich sich kundzugeben. König Friedrich Wilhelm, der sich auf das ernsteste mit dem Plan trug, alle Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformirten, Gegensätze, die jetzt alle Bedeutung verloren zu haben schienen, durch eine förmliche „Union" völlig aufzuheben, gab die Anregung, im Jahr 1817 die dritte Säkularfeier der Reformation besonders festlich zu begehen. Er selbst begab sich mit seinem Hofe nach Wittenberg, um den Grundstein zu einem würdigen Denkmal des Reformators zu legen. Bei dem ernsten christlichen Geiste, der die Burschenschaft durchdrang, war es natürlich, daß auch sie ihren religiösen Gesinnungen Ausdruck zu geben wünschte. Aber begreiflicherweise verbanden sich damit noch andere Absichten. Man wollte zugleich die Oktoberfeuer, welche man zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig anzuzünden begonnen hatte, an der geweihten Stelle entflammen, von der aus das Licht deutscher Forschung sich in alle Welt verbreitet hatte: man wollte endlich das Zusammensein so vieler „Burschen" der verschiedenen Hochschulen zu einem ersten allgemeinen Burschentage benutzen.

Dies dreifache Fest zu begehen, ward auf den 18. Oktober 1817 eine große Versammlung nach der Wartburg ausgeschrieben.

Man übersah dabei eigentlich, daß ein solches Fest eine Beleidigung der zahlreichen Katholiken war, die doch auch zur Befreiung Deutschlands beigetragen hatten.

Das Fest hatte einen ernsten, religiösen Anstrich; die Reden waren von schwungvollem, meist unpolitischem Charakter; schweifte ja ein Redner auf das politische Gebiet ab, so suchten besonnene Männer, wie der Professor Oken, abzulenken. Schon war das eigentliche Fest zu Ende: auf den Berghöhen, der Wartburg gegenüber, flammten die Oktoberfeuer, da führten einige Studenten, offenbar in Erinnerung an die Verbrennung der Bannbulle, ein verhängnißvolles Nachspiel auf. Der Student Maßmann, ein begeisterter Turner, schleppte ohne Vorwissen des Festausschusses eine Anzahl Bücher herbei, die dem Feuer übergeben werden sollten. Laut wurden die Namen der verurtheilten Bücher — oder Autoren — verlesen und die verdammten mit einer Heugabel ins Feuer

gestoßen. Zuletzt flog als Zeichen „grimmigen Hasses gegen alle Bösen und Buben im Lande" ein hessischer Zopf, ein österreichischer Korporalstock und ein preußisches Gardistenschnürleib ins Feuer.

Diese That jugendlichen Vorwitzes und entschuldbarer Erregung, — denn unter den verbrannten Schriften waren vor allen die gehässige Denunziation des ordengeschmückten Hofrathes Schmalz und der „Codex der Gensdarmerie" des Herrn von Kamptz — wurde sofort von den Uebelwollenden und namentlich von den gekränkten Autoren als ein politisches Verbrechen ersten Ranges an allen Höfen Deutschlands und Europas denunzirt. Auf das Drängen der vier Großmächte des Kontinentes mußte der Großherzog von Weimar die Preßfreiheit beschränken und gegen die Professoren, die sich an der Wartburgfeier betheiligt hatten, eine Untersuchung einleiten.

Diese Vorgänge erregten auch im höchsten Grade den Unwillen des Königs von Preußen: gleichwol gab die preußische Regierung noch am 5. Februar 1818 am Bundestage die Erklärung ab, die Provinzialstände würden bald ins Leben treten und eine Gesammtverfassung folgen. Als jedoch die Rheinländer sich erlaubten, derartigen Erwartungen allzu kühnen Ausdruck zu geben, erhielt der Staatskanzler, der zu solcher Meinungsäußerung den Anlaß gegeben, einen Verweis, und es erging am 21. März eine Kabinetsordre, dergemäß sich Se. Majestät vorbehalte, den zur Ertheilung einer Verfassung geeigneten Zeitpunkt selbst zu bestimmen. Auch im Staatsrathe siegte allmählich die Meinung, man dürfe die Sache nicht übereilen; da traten Ereignisse ein, welche allen liberalisirenden Bestrebungen verhängnißvoll wurden.

1818

---

4. Der Aachener Kongreß (1818). Die Ermordung Kotzebues (1819) und ihre Folgen (1819/1820).

1818 Am letzten Tage des September 1818 fand in Aachen ein Monarchen- und Ministerkongreß statt, der wesentlich entscheiden sollte, ob die Besetzung Frankreichs fortdauern solle oder nicht. Die Entscheidung war für Frankreich günstig; es wurde nicht allein beschlossen (9. Oktober), die Truppen Ende November zurückzuziehen und die Kriegssteuer zu vermindern, sondern der französische König nunmehr auch der näheren Verbindung mit den vier anderen europäischen Hauptmächten gewürdigt. Die Fürsten der heiligen Allianz erneuerten ihre Grundsätze; nun erst, hieß es, habe das Friedenswerk seinen Abschluß gefunden. Weitere Kongresse sollten stattfinden, wenn die Interessen aller fünf Mächte, oder der Wunsch einer einzelnen Bundesmacht dies nöthig erscheinen ließen.

Das augenblickliche Zusammensein aber wurde benutzt, um einen allgemeinen Feldzug gegen die vermeintlich revolutionären Regungen vorzubereiten.

Kaiser Alexander vertheilte persönlich eine Schrift des jungen walachischen Bojaren Stourdza, welcher als den Herd revolutionärer Bestrebungen die deutschen Universitäten geschildert hatte: zum Beweise wurden das Wartburgfest und die Bestrebungen der Burschenschaft angeführt. Nun hatte sich allerdings der Charakter dieser Vereinigung in der Zwischenzeit bestimmter ausgeprägt, besonders seit sich, unter Führung **Karl Follen**



oder

Encyclopädische Zeitung.

XII. 195. 1817.

 **Der Studentenfrieden** 

auf

der Wartburg.

Vergünstigung seiner kön. Hoheit, unsers D. Groß-
rwiß, haben die Behörden und Bürger von Ei-
le Anstalten getroffen, den Aufenthalt den zum
Frieden wallenden Studenten billig, bequem
nehm zu machen. Sie wurden auf drey Tage,
17, 18 u. 19n Oct. einquartiert, der Rittersaal
Wartburg wurde mit Laubkränzen verziert, und
ln und Sitzen für 7—800 Menschen versehen.
varen etwa beym Mittagsmahle am Siegestag,
re mitgezählt. Es waren aber gekommen von
Erlangen, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg,
tiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und
j.

19n zogen die auf dem Markt um 9 Uhr versam-
Studenten auf die Burg, die Fahne und Musik
Wir mit ihnen. Der Professoren, welchen die-
m Herzen lag, die den Keim eines großen Frucht-
arimm erblickten, und daher gekommen waren, um
Handeln, Benehmen und den Vorgängen zu erse-
von dessen Gedeihen zu erwarten seyn möchte,
nserer vier, Fries, Kieser, Schweitzer und
m wies uns den Stand den Sprechern gegen-

alles zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student
diese Rede; über den Zweck der Zusammenkunft
deten Jünglinge aus allen Kreisen und Volks-
des deutschen Vaterlandes, über das verkehrte
iher, über den Aufschwung und die erfaßte Idee
schen Volks jetzt, über verfehlte und getäuschte
n, über die Bestimmung des Studierenden und
hten Erwartungen, welche das Vaterland an sie
mache, über die Verwaistheit und gar Verfolgtheit der sich
den Wissenschaften widmenden Jugend; endlich wie sie
selbst bedacht seyn müsse unter sich Ordnung, Regel und
Sitte, kurz Burschenbrauch einzuführen, ernstlich und ge-
meinschaftlich bedacht seyn müsse auf die Mittel und Wege,
ihrer Bestimmung mit Würde entgegen zu gehen, die Blicke
des erwachsenen Volks, das leider nichts mehr zu er-
reichen vermag, getröstet und aufmunternd auf sie zu len-
ken, und ihm einst zu werden, was es will, daß sie soll
— Die Anwesenden, und wir Männer waren zu Thränen
gerührt — aus Scham, daß wir nicht so gethan, aus
Schmerz, daß wir an solcher Trauer Schuld sind, aus
Freude über diesen schönen, reinen und klaren Sinn, und
unsere Söhne so erzogen zu haben, daß sie einst erringen
werden, was wir verscherzten.

Von Diesem und Jenem wurde noch ein und das an-
dere Ermunternde gesprochen; dann gieng man auf den
Burghof, bis die Tafeln gedeckt wären. Da bildeten sich
hier Gruppen, dort Haufen, die giengen, jene standen.
Was so eben in einem kirchlichen Act vorgetragen worden
wiederholte sich nun im freundlichen, geselligen Kreise.
Jeder war begeistert, jeder war zur Annäherung, jeder zur
Aussöhnung, jeder zur Vereinigung gestimmt. Eine groß
Masse Menschen wirkt mesmerisch auf einander, und reg
das Gefühl der Ohnmacht des Einzelnen, die Kraft de
Menge auf, und spricht mit Ungestümm in die Seele
Nur im Ganzen ist Heil!

In einer der Gruppen wurde ungefähr solcher Gestal
gesprochen: Liebe Freunde! Diesen Augenblick der Rührun
und Stimmung müßt ihr nicht verrauchen lassen. E
kommt nie wieder. Jetzt werdet ihr einig oder nie

Die Nummer der Isis mit Okens Bericht über das Fest auf der Wartburg
n Vignetten zum Verzeichniß der auf dem Scheiterhaufen verbrannten Gegenstände. Diese
liches Aufsehen, daß man sich in der Druckerei zu Jena um sie riß, und als am folgenden Tage die Ko-
chen wurde, zahlte man einen Dukaten und mehr für das Exemplar. Die Vernichtung der Nummer
en ausgeführt, daß die Exemplare zu den größten Seltenheiten gehören.

gestoßen. Zuletzt flog als Zeichen „grimmigen Hasses gegen alle Bösen und Buben im Lande" ein hessischer Zopf, ein österreichischer Korporalstock und ein preußisches Gardisten-schnürleib ins Feuer.

Diese That jugendlichen Vorwitzes und entschuldbarer Erregung, — denn unter den verbrannten Schriften waren vor allen die gehässige Denunziation des ordengeschmückten Hofrathes Schmalz und der „Codex der Gensdarmerie" des Herrn von Kamptz — wurde sofort von den Uebelwollenden und namentlich von den gekränkten Autoren als ein politisches Verbrechen ersten Ranges an allen Höfen Deutschlands und Europas denunzirt. Auf das Drängen der vier Großmächte des Kontinentes mußte der Großherzog von Weimar die Preßfreiheit beschränken und gegen die Professoren, die sich an der Wartburgfeier betheiligt hatten, eine Untersuchung einleiten.

Diese Vorgänge erregten auch im höchsten Grade den Unwillen des Königs von Preußen: gleichwol gab die preußische Regierung noch am 5. Februar 1818 am Bundestage die Erklärung ab, die Provinzialstände würden bald ins Leben treten und eine Gesammtverfassung folgen. Als jedoch die Rheinländer sich erlaubten, derartigen Erwartungen allzu kühnen Ausdruck zu geben, erhielt der Staatskanzler, der zu solcher Meinungsäußerung den Anlaß gegeben, einen Verweis, und es erging am 21. März eine Kabinetsordre, dergemäß sich Se. Majestät vorbehalte, den zur Ertheilung einer Verfassung geeigneten Zeitpunkt selbst zu bestimmen. Auch im Staatsrathe siegte allmählich die Meinung, man dürfe die Sache nicht übereilen; da traten Ereignisse ein, welche allen liberalisirenden Bestrebungen verhängnißvoll wurden.

1818

---

4. Der Aachener Kongreß (1818). Die Ermordung Kotzebues (1819) und ihre Folgen (1819/1820).

1818 Am letzten Tage des September 1818 fand in Aachen ein Monarchen- und Ministerkongreß statt, der wesentlich entscheiden sollte, ob die Besetzung Frankreichs fortdauern solle oder nicht. Die Entscheidung war für Frankreich günstig: es wurde nicht allein beschlossen (9. Oktober), die Truppen Ende November zurückzuziehen und die Kriegssteuer zu vermindern, sondern der französische König nunmehr auch der näheren Verbindung mit den vier anderen europäischen Hauptmächten gewürdigt. Die Fürsten der heiligen Allianz erneuerten ihre Grundsätze; nun erst, hieß es, habe das Friedenswerk seinen Abschluß gefunden. Weitere Kongresse sollten stattfinden, wenn die Interessen aller fünf Mächte, oder der Wunsch einer einzelnen Bundesmacht dies nöthig erscheinen ließen.

Das augenblickliche Zusammensein aber wurde benutzt, um einen allgemeinen Feldzug gegen die vermeintlich revolutionären Regungen vorzubereiten.

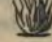
Kaiser Alexander vertheilte persönlich eine Schrift des jungen walachischen Bojaren Stourdza, welcher als den Herd revolutionärer Bestrebungen die deutschen Universitäten geschildert hatte: zum Beweise wurden das Wartburgfest und die Bestrebungen der Burschenschaft angeführt. Nun hatte sich allerdings der Charakter dieser Vereinigung in der Zwischenzeit bestimmter ausgeprägt, besonders seit sich, unter Führung Karl Follens,



oder

Encyclopädische Zeitung.

XII. 195. 1817.

 Der Studentenfrieden 

auf

der Wartburg.

ergünstigung seiner kön. Hoheit, unsers D. Groß-
oiß, haben die Behörden und Bürger von Ei-
Anstalten getroffen, den Aufenthalt den zum
Frieden wallenden Studenten billig, bequem
ihm zu machen. Sie wurden auf drey Tage,
, 18 u. 19n Oct. einquartiert, der Rittersaal
Bartburg wurde mit Laubkränzen verziert, und
und Sitzen für 7—800 Menschen versehen.
ren etwa beym Mittagsmahle am Siegestag,
e mitgezählt. Es waren aber gekommen von
rlangen, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg,
l, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und

on zogen die auf dem Markt um 9 Uhr versam-
udenten auf die Burg, die Fahne und Musik
Wir mit ihnen. Der Professoren, welchen die-
n Herzen lag, die den Keim eines großen Frucht-
inn erblickten, und daher gekommen waren, um
ndeln, Benehmen und den Vorgängen zu erse-
von dessen Gedeihen zu erwarten seyn möchte,
rer vier, Fries, Kieser, Schweitzer und
wies uns den Stand den Sprechern gegen-

lles zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student
iese Rede; über den Zweck der Zusammenkunft
ten Jünglinge aus allen Kreisen und Volks-
es deutschen Vaterlandes, über das verkehrte
er, über den Aufschwung und die erfaßte Idee
en Volks jetzt, über verfehlte und getäuschte
, über die Bestimmung des Studierenden und
en Erwartungen, welche das Vaterland an sie
mache, über die Verwaistheit und gar Verfolgtheit der sich
den Wissenschaften widmenden Jugend; endlich wie sie
selbst bedacht seyn müsse unter sich Ordnung, Regel und
Sitte, kurz Burschenbrauch einzuführen, ernstlich und ge-
meinschaftlich bedacht seyn müsse auf die Mittel und Wege,
ihrer Bestimmung mit Würde entgegen zu gehen, die Blicke
des erwachsenen Volks, das leider nichts mehr zu er-
reichen vermag, getröstet und aufmunternd auf sie zu len-
ken, und ihm einst zu werden, was es will, daß sie soll.
— Die Anwesenden, und wir Männer waren zu Thränen
gerührt — aus Scham, daß wir nicht so gethan, aus
Schmerz, daß wir an solcher Trauer Schuld sind, aus
Freude über diesen schönen, reinen und klaren Sinn, und
unsere Söhne so erzogen zu haben, daß sie einst erringen
werden, was wir verscherzten.

Von Diesem und Jenem wurde noch ein und das an-
dere Ermunternde gesprochen; dann gieng man auf den
Burghof, bis die Tafeln gedeckt wären. Da bildeten sich
hier Gruppen, dort Haufen, die giengen, jene standen.
Was so eben in einem kirchlichen Act vorgetragen worden,
wiederholte sich nun im freundlichen, geselligen Kreise.
Jeder war begeistert, jeder war zur Annäherung, jeder zur
Aussöhnung, jeder zur Vereinigung gestimmt. Eine große
Masse Menschen wirkt mesmerisch auf einander, und regt
das Gefühl der Ohnmacht des Einzelnen, die Kraft der
Menge auf, und spricht mit Ungestümm in die Seele:
Nur im Ganzen ist Heil!

In einer der Gruppen wurde ungefähr solcher Gestalt
gesprochen: Liebe Freunde! Diesen Augenblick der Rührung
und Stimmung müßt ihr nicht verrauchen lassen. Er
kommt nie wieder. Jetzt werdet ihr einig oder niemals!

Die Nummer der Isis mit Okens Bericht über das Fest auf der Wartburg und den
Vignetten zum Verzeichniß der auf dem Scheiterhaufen verbrannten Gegenstände. Diese Nummer
hes Aufsehen, daß man sich in der Druckerei zu Jena um sie riß, und als am folgenden Tage die Konfiskation
en wurde, zahlte man einen Dukaten und mehr für das Exemplar. Die Vernichtung der Nummer wurde so
ausgeführt, daß die Exemplare zu den größten Seltenheiten gehören.

Sind große Gelegenheiten neben dem Suchenden un-
gerufen vorbey gegangen, so wenden sie sich als die
immigsten Feinde um, gleichsam als hätte er sie durch
ichtachtung beleidiget. Bey der bloßen Rührung müßt ihr
nicht bewenden, von der Burg müßt ihr keinen weggehen
ssen, ohne daß er etwas Wirkliches mitnimmt. Denn
ist der Mensch, noch mehr die Jugend, noch mehr der
tudent: Ist er auf der Rückreise, und legen sich drey,
er müde, kalt und naß zu Bette; so fragt der eine den
ndern: Was ist denn nun? Was haben wir? Sind
nsere Verhältnisse anders als zuvor? Sind die Lands-
annschaften abgeschafft? Sind wir Mitglieder einer grö-
ern Gesellschaft? Bilden wir nur auf unserer Universität
ne Burschenschaft, oder sind wir zusammen wieder nur
lied der gesammten deutschen Burschenschaft? Haben
ir darüber uns verbindlich gemacht? Haben wir Gesetze,
Regeln hierüber? — Und jeder greift im Finstern in die
asche, sucht und sucht, und legt sich endlich zum zwey-
nmal kalt und verdrießlich nieder, und steht mit Aerger
uf, und wandert mit Scham in den alten Wust nach
ause.

Drum, in die Tasche müßt ihr den Burschen etwas
eben. Nur wenige Gesetze; aber mit Worten ausgespro-
hen, daß alle Studenten eins sind, daß sie alle zu einer
nzigen Landsmannschaft gehören, der deutschen, daß
e alle einerley Vorschriften und Gebräuche befolgen.

Wie ist aber das anzufangen? Viele unter euch sind
och in besondern Landsmannschaften, viele sind selbst hier,
ie sich unversöhnlich anfeinden, und keiner wird zu den Ge-
tzen des andern übergehen. Insbesondere gilt dieses von
uch aus Gießen, Erlangen und Göttingen! Bedenkt aber,
berlegt nur, was ein Student ist. Macht euch klar, daß
n dem Augenblick, wo ihr euch zum Studieren entschließet,
uch ganz Deutschland geöffnet ist. Der Studierte, sey er
er, wo er wolle, kann sein Geschäft und seine Anstellung
n Oestreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, in
Schwaben, Franken, Thüringen, Hessen, Mecklenburg,
Holstein, am Rhein und in der Schweiz finden. Er spricht
icht mehr die Sprache seines Dorfs, seiner Stadt; er
ersteht nicht dieses oder jenes Handwerk, was an eine
estimmte Werkstätte oder an die Scholle fesselte; er ist ein
niversaler Mensch! Eine Schande ist es, durch Studie-
en es nicht weiter gebracht zu haben, als ein Thüringer,
in Hesse, ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer ge-
lieben zu seyn. Eine Schande ist es, darauf sich etwas
inzubilden, daß man nichts weiter als ein Provinzial-
Landsmann geworden ist. Sprecht ihr denn Provinzial-
Sprachen? Lebt ihr nach Provinzial-Sitten? Nein!
Ihr werdet roth, daß man so etwas einen Studierten
nur fragen kann.

Ist der Studierte seinem Wesen nach also kein Pro-
vinzialist, so ist es unnatürlich, es durch eine künstliche
Einrichtung erzwingen zu wollen. Es handelt sich dem-
nach ni[illegible] Uebertritt aus einer Landsmannschaft
in die andere. Nicht die Weißen sollen Schwa
die Schwarzen Weiße, nicht die Wildhessen Alte
die Bayern Franken, die Thüringer Schwaben,
lenburger Liefländer usf. werden; sondern ihr
auch durch eure Einrichtung das werden, was ih
Studenten seyd, Universale. — Die Univers
streckt sich aber nicht auf die ganze Welt. Ihr
den Universitäten nicht französische, englische,
russische, türkische Sitte und Wissenschaft; ihr
wollt, (und das deutsche Volk will samt seinen
nichts anderes werden, als gebildete Deutsche
alle gleich sind, und deren Geschäft überall frey

Eben deshalb müßt ihr euch keine Namen g
che dieser Universalität widersprechen. Nicht weiße
rothe, blaue usf. müßt ihr euch nennen; denn
auch andere; auch nicht Teutonen müßt ihr eu
denn Teutonen sind auch die andern. Euer
was ihr allein und ausschließlich seyd, nehm
dentenschaft oder Burschenschaft. Dazu
alle, und niemand anders. Hütet euch aber,
chen zu tragen, und so zur Parthey herabzusinke
wiese, daß ihr nicht wißt, daß der Stand der
in sich den ganzen Staat wiederholt, und als
sen zerstört durch Zersplitterung in Partheyen.
wahret euch vor dem Wahn, als wäret ihr es,
Deutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruht
land ruht nur auf sich selbst, auf dem Gan
Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe,
heißt, das zu dessen Erhaltung nur soviel be
ihm sein Standort gestattet. Euere Bestimmu
einst als Theile des Kopfs zu wirken; aber de
ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide
versagen. Ihr aber seyd jetzt Jugend, der k
Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß
wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuch
daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde,
anderes nicht anders kümmere, als in sofern
Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man
Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur in s
er euer, als ihr einst wirksame Theile darinn
net. Ihr habt nicht zu bereden, was im Sta
oder nicht soll; nur das geziemt euch zu üb
ihr einst im Staat handeln sollt, und wie ihr
würdig vorbereitet. Kurz, alles was ihr thut
bloß in Bezug auf euch, auf das Studenten
und alles andere als euerer Beschäftigung, als
sen fremd ausschließen — auf daß euer Beginn
cherlich werde.

Dann ist es eine Regel in der Menschenge
in der Natur: Schließ dich immer an die M
Einzelne geht immer und nothwendig gegen da
Grunde: und die Einzelnen gehen nothwendig
und an einander zu Grunde. Landsmannsch
Landsmannschaften auf; die Burschenschaft kann

aufreiben, so lang sie im Ganzen das ist, was
iannschaft im Theil.
iberlegt! Geht nicht aus einander, wie ihr ge-
d! Einige Grundgesetze macht, und gebt sie je-
ach Hause. Ein geschriebenes Wort hat Wun-
——— Auf Wiedersehen, doch nicht vor drey

wurde zum Essen geblasen. Es war ein fröh-
Wein stärkte das Gefühl und den guten Vor-
is jedem Gesicht leuchtete. Es wurden Gesund-
ebracht, die uns aber nicht im Geiste des Fe-
nen; daher behielten wir die unserigen im

Tische, es mochte 3 Uhr seyn, gieng der Zug
herunter, und mit dem Landsturm freundschaft-
eichen Ranges in die Stadtkirche, wo die Pre-
ine Wirkung hervorbrachte.
wurden Turnübungen auf dem Markte ange-
nd darauf wurde es dunkel. — So ist jede
öblicher Thätigkeit zugebracht worden.
Uhr zogen die Studenten, jeder mit einer Fa-
eren etwa an 600 auf den Berg zu den Sie-
wo der Landsturm schon versammelt war.
n Lieder gesungen, und wieder eine Rede von
enten gehalten, die wir nicht gehört, die aber
s besonders kräftig gerühmt worden ist.
wurde Feuergericht gehalten über folgende
zuerst an einer Mistgabel hoch in die Höhe ge-
versammelten Volke gezeigt, und dann unter
ngen in die Flamme geworfen wurden.
ten aber die Abgebrannten diese:



doch diese drey Dinge die ersten oder die letzten
sen wir nicht.) — Ferner:

. Ancillon: Ueber Souverainitaet etc.

Cölln: Vertraute Briefe.
— — Freymüthige Blätter, ua.
ie: Deutschlands Crisis u. Rettung.

ibelow: der 13e Artikel der deutschen Bun-
acte, usw.

......: die deutschen Roth- u. Schwarzmäntler.

Haller: Restauration der Staatswissenschaft.

Hark: Ui. die gemeinschädl. Folgen der Vernachlässi-
gung einer den Zeitbedürfnissen angemessenen Policey in
Universitätsorten überhaupt und in Ansehung der
Studierenden ins Besondere.

Janke: Der neuen Freyheitsprediger Consti-
tutionsgeschrey.


Kotzebue: Geschichte des deutschen Reichs.

L. Theobul Kosegarten: Rede gesprochen am
Napoleonstage 1809.
— — — Geschichte meines fünfzigsten Lebens-
jahres.
— — — Vaterländische Lieder.

K. A. v. Kamptz: Codex der Gensd'armerie.

W. Reinhard: Die Bundesacte über Ob,
Wann und Wie? deutscher Landstände.


Schmalz: Berichtigung einer Stelle in der
Bredow-Venturinischen Chronik; und die
beyden darauf.

Saul Ascher: Germanomanie.

Chr. v. Benzel Sternau: Jason.


Werner: Weihe der Kraft.
— — — die Söhne des Thals.

K. v. Wangenheim: die Idee der Staatsverfassung.
Der Code Napoleon und? Zachariä über denselben.
Immermann: Ein Wort zur Beherzigung
[gegen die Burschenschaft zu Halle.]
Wadzeck, Scherer und andere gegen die Turnkunst.
Die Statuten der Adelskette.
Allemannia, und andere Zeitschriften und Zei-
tungen, deren Titel wir nicht erfahren konnten. Doch
die Namen von vielen, die nicht verbrannt worden,
können wir den Herausgebern, welchen daran liegt,
nennen.

Nach 12 Uhr begab man sich zur Ruhe.

Des anderen Tages versammelten sich Vormittags die
Studenten wieder auf der Wartburg, wobey vieles zur
Sprache gekommen, was den künftigen Studentenbrauch,
besonders die Einschränkung der Zweykämpfe betrifft. Die
durch Landsmannschaften feindlich zerrissenen Studenten
aus Gießen werfen sich in die Arme, und söhnen sich aus.
So hat ein heiliger, aber freyer Augenblick, wo nur die
Stimme der Jünglinge galt und rieth, gethan, was nicht
der Darmstädter Hof mit all seinen Soldaten, was nicht
der gesammte Senat, in Perückengesetze gesteckt, hervorzu-
bringen im Stande gewesen; ja vielmehr, was den Haß

[he]ftiger angefacht. Wissen Höfe und Senate die Studen[te]n nicht zu behandeln, so thut es wahrlich Noth, daß sie der Verschüchterung (es gibt ein nachdrücklicheres Wort: [V]ergelsterung) sich selber zu behandeln suchen. Die ver[ke]hrteste Hilfe ist überall der Zwang, und Soldatenregiment [w]ill nirgends mehr ertragen werden.

Darnach reisten viele ab; viele aber gingen zum [A]bendmahl.

So haben Deutschlands Studenten das [F]est auf der Wartburg begangen!

Viele, die über Deutschland Rath halten, [u]nd mehr noch, die Unrath halten, könnten [d]ie Versammlung auf der Wartburg zum [M]uster nehmen.

☞ Sollten irgendwo Studenten deßhalb, weil sie [au]f der Wartburg gewesen, belangt werden; so berichte man es uns.

Wir halten es, des ordentlichen Betragens aller ohne [A]usnahme wegen, für Pflicht, sie zu vertheidigen, und wer[de]n es thun nach dem Maaße der Kraft, welche uns Gott [ve]rliehen hat.

Einige Gedanken und Wünsche.

I.

Von einigen Akademien erscheinen in Litteraturzeitun[ge]n, und in sonstigen öffentlichen Blättern die Vorleskata[lo]ge, oft in großer, und das ganze Gebiet des Wissens [u]mfassender Weitläufigkeit; dieses hat sein Gutes, aber [au]ch unstreitig sein Blendendes. Von keiner Akademie er[sch]eint dagegen, am Ende eines jeden Semesters, ein [V]erzeichniß derjenigen Lehrgegenstände, die wirklich ge[hö]rt worden sind. Aus vielen Gründen wäre es aber sehr [zu] wünschen, am Ende eines jeden halben Jahres zu er[fa]hren: 1) welche Vorlesungen an den verschiedenen Aka[de]mien wirklich gehalten worden sind; 2) von wel[ch]en Lehrern sie gehalten wurden, und 3) wie viele [S]tunden in der Woche; endlich vorzüglich 4) von wie [vi]elen Zuhörern jede Vorlesung besucht wurde. [W]ürde dieses alles jedesmal richtig bekannt gemacht, so [wü]rde das Publikum den ganzen Gehalt der einzelnen [A]kademien näher kennen lernen; es würden manche vor[zü]gliche akademische Lehrer, die sich nicht durch Schriften [be]kannt gemacht haben, dem Publikum gehörig bekannt [we]rden; andere, die sich auf irgend einem Wege litteräri[sch]en Ruf verschafft haben, ohne ihn zu verdienen, oder [di]e als Schriftsteller zwar Verdienst haben, als akademi[sch]e Lehrer aber wenig, oder gar nichts bedeuten, würden [na]ch und nach an die Stelle zu stehen kommen, wohin sie [de]r Wahrheit gemäß gehören. Endlich würden Regierun[ge]n bey Vocationen auswärtiger Gelehrten zu irgend ei[ne]r akademischen Lehrstelle, nicht bloß nach dem litteräri[sch]en Rufe zu urtheilen brauchen, welcher ohnehin das eigentliche Lehrertalent gar nicht be[rücksichtigt] ... daß man sich nicht selten zu dem Schlusse ve[ranlaßt sieht] ... der angekommene Professor könne der litterär[ische] Gelehrte nicht seyn, — exempla sunt odiosa. [Wenn der] Isis die dazu geeigneten Nachrichten einge[sandt würden,] ohne dafür Insertionsgebühren zahlen zu müs[sen, so könn]ten die oben bemerkten Puncte leicht von den A[ka]demien, oder von Lehrern an denselben, am [Ende eines] jeden Semesters, in der Isis bekannt gem[acht werden.] [Gründe gut, Ausführung löblich, aber wie ... bey den offenkundigsten Vorgängen ist, ehrlic[h] ... zu finden, beweist ein gewisser Wildberg, d[er im] Almanach der Universitäten uns mir nichts di[r nichts un]ter die stellte, die keine Collegien lesen, und ... zählte, wir thäten nichts als schrieben zur ... Ferienschriften.]

2.

Von einigen Akademien erscheinen gewöhnl[ich die Vor]leskataloge in öffentlichen Blättern, von and[ern] gar nicht. Dieses liegt, in Hinsicht manche[r] ... vielleicht daran, daß man die bedeutenden [Ge]bühren anzuwenden für unnöthig hält. Da[her wäre] sehr zu wünschen, daß außer dem im Vorhe[rgehenden be]merkten, auch die Verzeichnisse der Vorlesung[en aller] Akademien jedesmal bekannt würden. Dieses [könnte fer]nerhin leicht durch die Isis geschehen, wenn a[n jeder Aka]demie sich nur ein Lehrer bemühen wollte, ei[n Verzeichniß] der Vorlesungen, die gehalten werden sollen, [der Re]daction der Isis zur Insertion jedesmal einzu[schicken. Das] gelehrte Publikum würde ihm diese Mühe dank[en.]

3.

Wie ist dem Unwesen unserer Litteratu[r zu] steuern? — nehmlich dem Unwesen, welches d[arin besteht,] daß so viele geistlose Schriften, und unb[edeutende] Wische, von geistlosen, unbedeutende[n, nur des Gewinns] wegen schreibenden Recense[nten dem] Publikum angerühmt werden, während, daß von den geist- und gehaltvollsten S[chriften ent]weder gar nicht die Rede ist, oder doch nur ... Unkundige sich von denselben nicht viel vers[prechen. Ist] dieses freylich nicht immer der Fall ist, ... wahr, als daß es nur zu oft der Fall ist. M[öchte die] Isis fernerhin die Geisel werden sowohl für d[ie Recensio]nen, wodurch in Litteraturzeitungen geistlose S[chriften] gerühmt werden, als auch für die schlechten, ... würdigenden Recensionen geist- und geh[altvoller] Schriften! Einsender dieses würde schon m[it verschie]denen Bemerkungen dieser Art aufgewartet hab[en, wenn es] ihm nicht zu oft an der nöthigen Muße fehlte. ... gen auch wir, und der Vetter Michel, u. unsere ... schaft, die etwas taugt. Damit ist aber nich[ts gethan,] und die halbkluge Sippschaft erobert das Feld.]

die sogenannten „Unbedingten“ abgezweigt hatten. Nach Follens Anschauungen waren die Fürsten nur die ersten Beamten des Staates, und über den Einzellandtagen sollte ein Reichstag stehen, welcher den König zu wählen habe. Auch festigte sich die Organisation der Burschenschaft immer mehr, und grade zur Zeit des Aachener Kongresses stellten die Vertreter von vierzehn deutschen Universitäten zu Jena die Grundsätze des Verbandes aller deutschen Burschen und Burschenschaften fest. Allein hatte die Losung: „Ehre, Freiheit, Vaterland“ — bei der leipziger Burschenschaft stand als erstes Losungswort „Gott“ — denn wirklich etwas Bedrohliches für die deutschen Regierungen oder die Ordnung Europas? Unmittelbar nach dem Wartburgfeste hatte die Burschenschaft ausdrücklich erklärt, daß sie sich mit politischen Dingen nicht zu befassen habe: freilich beabsichtigte sie eine Umwälzung, aber nur eine solche, wie sie ernstes sittliches und patriotisches Streben von selbst hervorrufen mußte.

Diesen deutschen Geist erfrechte sich ein Fremdling, Mitglied eines der verkommensten Volksstämme, zu verketzern. Der allgemeinen Entrüstung ging der Bojar durch die Flucht nach Dresden aus dem Wege und entzog sich einer studentischen Herausforderung feige durch die Erklärung, er „habe seine Schrift auf Kaiser Alexanders Befehl gedacht, geschrieben und ausgeführt, könne daher für dieselbe keine Auskunft geben.“

Die Herausforderer, die Jenenser Studenten Graf Bochholz und Keller, erklärten diese Entschuldigung für stichhaltig: „eine Denk-, Schreib- und Handlungsmaschine könne ihnen allerdings keine Genugthuung geben.“

In noch höherem Grade als Stourdza erregte der talentvolle dramatische Schriftsteller August von Kotzebue, der jetzt als russischer Staatsrath in Weimar lebte, den Zorn der deutschen Jugend. Hier bekämpfte er die neuen Ideen in seinem „politischen Wochenblatte“, außerdem lieferte er dem Kaiser Alexander gegen Bezahlung Stimmungsberichte, die dem Deutschthum sehr feindselig waren. Einer derselben fiel zufällig in die Hände des Professors Luden, der ihn in seiner „Nemesis“ abdrucken ließ.

Die allgemeine Aufregung, welche jenes Machwerk hervorrief, erweckte zum Unheile Deutschlands in dem Herzen eines schwärmerischen Jünglings den Plan, die Nation von diesem Feinde der Freiheit zu erlösen. Karl Sand, aus Wunsiedel im Fichtelgebirge gebürtig, ein junger Mann von ernstem, aber etwas überspanntem Wesen und reinen Sitten, der damals in Jena Theologie studirte, glaubte für diesen Zweck sein Leben opfern zu müssen. Er begab sich im März 1819 nach Mannheim, wohin Kotzebue neuerdings übergesiedelt war, fand am 23. März Nachmittags bei seinem Todfeinde Einlaß und brachte ihm mit den Worten: „Hier, du Verräther des Vaterlandes!“ mehrere Dolchstiche bei. Darauf führte er einen Stoß gegen seine eigene Brust, stürzte auf die Straße, kniete nieder, dankte Gott für seinen „Sieg“ und suchte sich dann vollends den Tod zu geben.

Auch diese zweite Verwundung war nicht tödlich; bei sorgsamer Pflege genas er im Gefängniß, um am 20. Mai 1820 in Mannheim die Strafe seines Verbrechens zu erleiden.

Selbst die freisinnigsten Männer konnten diese unbedingt verwerfliche That nicht billigen, soweit sie nur irgendwie politisch zu denken verstanden; unter der deutschen Jugend mag mancher den Mörder bewundert haben als einen zweiten Brutus, aber alle Einsichtigen beklagten die That und den Thäter. Leider fand Sand wenige Monate darauf einen Nachfolger in dem Apothekergehilfen Löhning, welcher am 1. Juli auf den nassauischen Staatsrath von Ibell zu Schwalbach einen fruchtlosen Mordversuch machte.

Diese beiden Vorgänge gaben nicht allein der Sache der Burschenschaft, [illegible]dern auch allen inneren Entwickelungsbestrebungen den Tod. Es war den [illegible]gierungen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie nunmehr den Geist der [illegible]pörung, ja der Ruchlosigkeit, der das junge Deutschland ergriffen zu haben [illegible]ien, mit den strengsten Mitteln zu unterdrücken beschlossen. Vielleicht waren

die ersten Unthaten nur das Vorspiel eines blutigen Dramas — eine solche Befürchtung war erklärlich. Das Staatsinteresse nicht minder, als die Moral schien eine gründliche Untersuchung, sorgsame Aufspürung aller Mitschuldigen zu erfordern, um das Uebel an der Wurzel zu treffen. Nicht deswegen darf man die damaligen Regierungen angreifen, daß sie überhaupt einschritten; zum Vorwurfe gereicht ihnen nur das Uebermaß der Verfolgung, welche Schuldige und Unschuldige gleichmäßig traf und nicht einmal die unverdächtigsten, wie den edlen Patrioten E. M. Arndt schonte.

Der berühmte Berliner Theologe de Wette, welcher einen Trostbrief an Sands Mutter geschrieben, wurde abgesetzt, Jahn und Follen in Haft genommen, auf die Papiere der Brüder Welcker, die in Bonn Professoren waren, wurde Beschlag gelegt, Arndt mit Polizeimaßregeln behelligt. In Mecklenburg, Hessen 2c. fand ähnliches statt.

Niemand waren die traurigen Ereignisse erwünschter, als Metternich. Er wußte sehr wohl, daß eine eigentliche Gefahr für Deutschland oder die Welt von den Studenten und Professoren nicht zu befürchten war. Aber die aus diesen Kreisen hervorgegangenen Ausschreitungen ließen sich trefflich benutzen, um das System der Stagnation, das Metternich für Oestreich nothwendig erachtete, nunmehr in ganz Deutschland zum Siege zu führen. Die gewissermaßen konstitutionellen Verfassungen, deren sich einige Staaten erfreuten, waren ihm längst ein Dorn im Auge: es fiel bisher gar manchem Bundestagsgesandten nicht ein, bedingungslos sich den östreichischen Anforderungen zu fügen; eine Demüthigung des Bundestages bedeutete den Triumph Oestreichs: nur über die Verfassungen der Mittel- und Kleinstaaten hinweg konnte Metternich den Platz erreichen, von dem aus die östreichische Politik Deutschland zu beherrschen vermochte.

Hatte doch der mecklenburgische Gesandte, von Plessen, es im Dezember 1817 gewagt, an den Artikel dreizehn der Bundesakte zu erinnern. In Süddeutschland war der würtembergische Minister von Wangenheim ein entschiedener Gegner Metternichs und diesem aufs äußerste verhaßt.

Die Gelegenheit, die verhaßten Verfassungen zu beseitigen, war ohnehin nicht ungünstig; in Würtemberg dauerte der Verfassungskampf noch fort, der König von Baiern war der konstitutionellen Zustände bereits überdrüssig. Aber ohne Preußens Zustimmung konnte Metternich nicht hoffen, am Bundestag seine Absichten durchzusetzen: würde Preußen ohne weiteres auf die Pläne Metternichs eingehen, welche Oestreich zum Herrn in Deutschland machten?

Metternich benutzte einen Kuraufenthalt des Königs von Preußen, um mit ihm zu Teplitz (Juli 1819) eine Einladung zu Ministerkonferenzen zu verabreden. Die Mittelstaaten folgten der Aufforderung, und im August kam es in Karlsbad zu folgenschweren Beschlüssen. Der Angriff gegen den Bundestag selbst beschränkte sich auf die Vereinbarung, daß der Artikel 13 im monarchischen Sinne „erläutert“ werden müsse. Im übrigen aber geschah alles, um den freien Gedanken und das freie Wort zu fesseln und die deutsche Jugend an der Erwerbung männlicher Kraft und der Stärkung freimüthigen deutschen Geistes zu hindern.

1819

Die Burschenschaft und die Turnvereine sollten aufgehoben, die Universitäten „Kuratoren“ unterstellt werden, welche Professoren und Studenten zu überwachen hatten. Für alle Zeitschriften und für Bücher unter zwanzig Bogen sollte die Censur eingeführt werden, vor allem aber in Mainz eine Centralkommission zur Untersuchung geheimer „demagogischer“ Umtriebe zusammentreten.

Mit großer Eile betrieb Metternich die Anerkennung der Karlsbader Beschlüsse bei dem Bundestag, der bisher kaum ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Die einzige Angelegenheit, in der er sich einmal geregt hatte, war die der hessischen Domänenkäufer, welche der Kurfürst zwang, die zur Zeit des französischen Regimentes erkauften Domänen ohne Entschädigung zurückzugeben. Das trotzige und beleidigende Auftreten des Kurfürsten hatte zwar den Bundestag zu einem förmlichen Proteste veranlaßt, aber die Sache selbst ließ er fallen.

Der Bundestag machte auch jetzt keine großen Schwierigkeiten, obgleich die Gesandten ohne spezielle Instruktion waren; am 20. September konnte Metternich — der Wahrheit entgegen — die einstimmige Annahme der Karlsbader Beschlüsse protokolliren lassen, ohne daß Widerspruch laut geworden wäre. Nach diesem Erfolge gedachte Metternich seinen Bundesreformplan vorzunehmen, mit dem er, wie erwähnt, die konstitutionelle und zugleich selbständige Stellung der Mittelstaaten einschränken wollte. Nur um dieser Selbständigkeit willen machten einige der süddeutschen Minister auf den **Wiener Konferenzen** (November 1819) dem östreichischen Staatslenker Opposition. Da aber diesem [1819] an der Stärkung der Bundesgewalt nichts mehr lag, weil die Schwächung derselben Oestreich zu gute kommen mußte, verständigte man sich auch hier ohne sonderliche Mühe über einige Bestimmungen, die zur **Wiener Schlußakte** am 15. Mai 1820 zusammengefaßt, und am 8. Juni vom Bundestag [1820] bestätigt wurden.

Der Fortentwicklung des Bundes wurde dadurch ein Ziel gesetzt, daß unter scharfer Betonung der völligen Gleichberechtigung aller Mitglieder bestimmt wurde, „organische Gesetze“ des Bundes könnten in Zukunft nur mit Einstimmigkeit beschlossen werden.

In Bezug auf die politische Gestaltung der Einzelstaaten kam es nur zu allgemeinen, ziemlich bedeutungslosen Grundsätzen: es hieß namentlich: „die Verfassungen dürften die volle Souveränetät der Landesfürsten nicht antasten und dieselben nicht an der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen hindern.“

Durch die Wiener Schlußakte wurde mithin zum Vortheile Oestreichs und der Kleinstaaterei der Zusammenhang des Bundes erheblich gelockert; nunmehr glaubten die Mittelstaaten auch etwas zu bedeuten und wachten eifersüchtig über ihre Souveränetät. Dies hatte für die Nation damals einen Vortheil. Das Souveränetätsgefühl erschwerte der Mainzer Centralkommission, die nach Metternichs Anweisungen arbeiten und die weniger „gutgesinnten“ Regierungen zu kräftigster Verfolgung des Demagogenthums zwingen sollte, ihre ohnehin heikle Aufgabe auf das äußerste. Es war aber ein Meisterstück der Metternichschen Politik, daß der Vorsitz in der verhaßten Centralbehörde schließlich an Preußen

abgetreten wurde: so ward die preußische Regierung zu besonders energischem Einschreiten veranlaßt, was ihr ein starkes Odium in Deutschland auf den Hals lud. Da weder Sand Mitschuldige gehabt hatte, noch in Deutschland revolutionäre Gesellschaften existirten, so konnte auch die Mainzer Kommission keine Verschwörer ausfindig machen; da sie aber Opfer brauchte, so mußten unschuldige und harmlose Aeußerungen patriotischer Gesinnung als Verbrechen gebüßt werden; verdiente Männer wurden auf solche Versündigungen hin ihrem Wirkungskreise entrissen, zahlreiche Jünglinge schmachteten im Gefängniß, weil sie Freiheitslieder gesungen oder schwarzrothgoldne Bänder getragen hatten.

Die Strafen erreichten selbst die Höhe von zehn Jahren Festungshaft. Der Turnvater Jahn, vom Berliner Kammergericht freigesprochen, wurde auf Grund einer Kabinetsordre in Kolberg internirt.

Die Burschenschaft war aufgelöst: A. Binzer hatte ihr sein berühmtes, wehmüthiges Grablied gesungen: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus"; aber im Gegensatz zur Ungunst der Zeitverhältnisse schloß er markig, fest und vertrauensvoll: „Das Haus mag zerfallen, was hat's denn für Noth? Der Geist lebt in uns allen, und unsre Burg ist Gott."

Die Mainzer Kommission thürmte Akten über Akten auf und mußte nach mehrjähriger Thätigkeit dennoch erklären, sie habe etwas direkt Revolutionäres kaum aufzuspüren vermocht.

Die Burschenschaft bestand trotz ihrer Auflösung im geheimen fort und nahm nun erst recht eine politische Färbung an, wandte sich zum Theil sogar republikanischen Zielen zu. Außerdem entstand neben ihr 1821 ein wirklich revolutionärer Geheimbund, welcher die dereinstige Befreiung Deutschlands von seinen „Tyrannen" bezweckte. Als er im Jahre 1824 entdeckt wurde, konnte man nur zwei Mitglieder ausfindig machen.

---

5. Weitere innere Entwicklung in Preußen und Deutschland.

Die Hoffnungen der liberalen Kreise in Preußen hatten sich, wie erwähnt, auf Wilhelm von Humboldt konzentrirt, und ihre Aussichten waren bis zur Ermordung Kotzebues nicht ganz ungünstig gewesen, denn Humboldt, von seinem englischen Gesandtschaftsposten entbunden und zum Minister für ständische Angelegenheiten erlesen, arbeitete eine Denkschrift aus, in welcher er die Nothwendigkeit einer allgemeinen Ständeversammlung nachwies; dieselbe sollte aus unmittelbaren Volkswahlen hervorgehen und nicht blos berathende, sondern entscheidende Stimme haben. Aber Hardenberg verstand es Humboldt von Berlin fern zu halten, die Sache zu verzögern, — dann kam die Mannheimer That, es erfolgten die Karlsbader Beschlüsse, die hinter Humboldts Rücken gefaßt wurden.

Mit größter Entschiedenheit protestirte er gegen diese Festsetzungen, die ein denkendes Volk aufregen müßten, verlangte daß der Minister Bernstorff, der Preußen in Karlsbad vertreten, in Anklagestand versetzt werde. Aber in Preußen hatte man ja bereits gewählt: die für liberal geltenden Mitglieder des Ministeriums mußten ihre Posten aufgeben: zuerst trat der Kriegsminister von Boyen ab, der eifrige Gönner der Landwehr, welche in den

freiungskriegen sich so große Verdienste erworben hatte und nunmehr als demokratisches
stitut verdächtigt wurde; es folgten noch im Jahre 1819 Beyme und Humboldt.

Die Regierung ließ versichern, daß sie gleichwol an ihren Verfassungs-
 festhielte, und wirklich wurde am 17. Januar 1820 die Verordnung 1820
n, daß neue Staatsschulden nur mit Bewilligung und unter Bürgschaft
nftigen Reichsstände gemacht werden sollten. Das Verfassungswerk nahm
auch weiter seinen Fortgang, die Kommission brachte aber unter dem Ein-
des Kronprinzen, welcher Hardenberg und seine Anhänger völlig bei Seite
te, nur Provinzialverfassungen von ausgesprochen ständischem Charakter
nde. Der Adel war im höchsten Grade bevorzugt: wer kein Grund-
hum besaß, war von jeder Mitwirkung an politischen Dingen ausgeschlossen.

Die Provinzialverfassungen für Preußen, Pommern und Brandenburg wurden im
hre 1823, die für die übrigen fünf Provinzen im folgenden Jahre bekannt gemacht.
 den Provinzen wählten die adligen, städtischen und bäuerlichen Grundbesitzer ihre Ver-
ter, welche alle drei Jahre auf dem Provinziallandtage Gesetze für ihre Provinz zu be-
tachten hatten. — Auf die endliche Gestaltung der Provinzialstände war von größtem
nfluß die Hallersche Staatsrechtslehre, deren Anhänger der Kronprinz war. Nach Haller
 der Staat weder die Vereinigung der freien und gleichen Bewohner eines Landes, noch
 Vertrag zwischen Fürst und Volk, — welches letztere demnach auch seine unveräußer-
hen Rechte besitzen würde — sondern das Land ist Eigenthum des Fürsten, der es von
ottes Gnaden erhalten hat und kraft seiner Gnade wiederum den Unterthanen nach Be-
ben gewisse Freiheiten oder Rechte gewähren kann.

Wenn Metternich gehofft hatte Preußens politischen Einfluß in Deutsch-
zu brechen, indem er es in das Schlepptau seiner absolutistischen Politik
 so hatte er das eigentlich schon im Jahre 1820 erreicht.

Jetzt machte sich Süddeutschland breit, und in einer Schrift, die auf Antrieb des
nigs von Württemberg im Jahre 1820 geschrieben wurde, „Manuscript aus Süddeutsch-
nd" wurde ausgeführt, das Heil Deutschlands beruhe lediglich auf dem eigentlichen Kern
r Nation, den Baiern und Alemannen, welche seiner Zeit nur aus „Liebe zu Deutsch-
nd" den Rheinbund — unter französischer Protektion — geschlossen hätten.

Dieser Aberwitz verschärfte selbstverständlich den natürlichen Gegensatz zwischen
n und Süden noch mehr und diente vor allem dazu, Preußen herabzusetzen.
Befreiungskriege waren vergessen, und als der Bundestag die neue Wehr-
sung des Reiches ordnete (9. April 1821), wurde gründlich dafür gesorgt, 1821
ie deutschen Großmächte, geschweige denn das verhaßte Preußen, nicht
einen bestimmenden Einfluß erhielten. Wurde dadurch auch die Wehrkraft
ation empfindlich geschädigt, was galt das den süddeutschen Staatsmännern,
zt als Hüter der Freiheit den Partikularismus der deutschen Stämme zu
ter Blüte brachten!

Obwol nun Metternich der preußischen Regierung jede kleine Demüthigung
herzen gönnte, wurde er doch äußerst verdrießlich, als Württemberg es
 in den Fragen der großen Politik seinen Selbständigkeitskitzel zu äußern
n Bundesangelegenheiten eine hervorragendere Rolle zu spielen. Nach
ren vergeblichen Anläufen erreichte Metternich auch wirklich, daß der König

von Würtemberg den selbstbewußten Vertreter süddeutscher Größe, Freiherrn von Wangenheim abberief; zu gleicher Zeit wurden seine Gesinnungsgenossen unter den Vertretern der andern Staaten durch gefügigere Persönlichkeiten ersetzt (1823).

Erstlich protestirte Würtemberg gegen die Beschlüsse des Kongresses von Verona (Oktober 1822 eröffnet), insofern die fünf Großmächte die Staaten zweiten Ranges in ungebührlicher Weise bevormundeten. Dann empfahl Wangenheim eine Beschwerde der holsteinischen Stände über ihren Landesherrn, den König von Dänemark, zur größten Entrüstung Metternichs dem Bundestage zur Berücksichtigung. Zuletzt nahm er sich noch einmal der hessischen Domänenkäufer an: da mußte ihn König Wilhelm abberufen.

Nachdem nun auch die Widerstandskraft Süddeutschlands gebrochen war, hielt Metternich es für angezeigt, die ursprünglich nur auf fünf Jahre gefaßten Karlsbader Beschlüsse auf unbestimmte Zeit verlängern zu lassen. Dies geschah 1824 von seiten des Bundes im August 1824; im wesentlichen wurden die früheren Beschlüsse bestätigt; dazu kam noch eine sorgfältige Prüfung des Schulwesens in den Bundesstaaten.

---

6. Preußen und der Zollverein von 1818—1830.

Während die Gegner Preußens in Deutschland diesen Staat zur Bedeutung eines Mittelstaates herabdrücken zu können vermeinten und Preußen auch wirklich auf dem Felde der eigentlichen Politik seine nationale Aufgabe weder begreifen, noch lösen zu wollen schien, entwickelte es auf einem anderen Gebiete eine höchst heilsame Thätigkeit: es bezeugte durch geschickte und energische Ueberwindung sachlicher Schwierigkeiten und künstlich geschaffener Hindernisse die ihm innewohnende Kraft und Tüchtigkeit; es bewies, gewissermaßen unbewußt, seinen nationalen Beruf, kraft dessen es früher oder später dennoch an die Spitze Deutschlands treten mußte.

Vom Abschlusse des Friedens von 1815 hatte man allgemein auch die Wiederkehr besserer wirthschaftlicher Zustände, namentlich eine Hebung des Handels erhofft, und die Bundesakte bestimmte (§ 19) ausdrücklich, daß in der ersten Session Verkehr und Handel zwischen den einzelnen Staaten geregelt werden sollten. Die hauptsächlichste Kalamität für den Verkehr war das herkömmliche Grenzzollsystem, welches einen Staat von dem andern fast hermetisch abschloß. Dazu kamen aber nach dem zweiten Pariser Frieden besondere Uebelstände. Die Mißernte des Jahres 1816 steigerte den Preis des Getreides auf das äußerste: indem England alle während der langjährigen Kontinentalsperre angefertigten Waaren zu Schleuderpreisen auf den deutschen Markt brachte, wurden die inländischen Fabrikate entwerthet und die deutschen Gewerbe auf das empfindlichste geschädigt. Als Würtemberg, durch die Getreidenoth besonders bedrängt, auf Berathungen und Beschlüsse im Sinne des § 19 drang, zeigte sich der Bundestag nicht abgeneigt, wenigstens für den Getreideverkehr alle Beschränkungen aufzuheben; aber auch diese Absicht scheiterte an den Sonderinteressen einzelner Staaten, und die reiche Ernte des gesegneten Jahres 1817 überhob die Staatsmänner der Mühe, über diese Sache weiter nachzudenken. Indessen war die Idee einer Aufhebung der trennenden Binnenmauthen und ihre Ersetzung durch

ein ganz Deutschland umfassendes Grenzzollsystem durch jene Berathungen lebhaft angeregt worden: mit Leidenschaftlichkeit, ja fast schwärmerisch, empfahl der Würtemberger Friedrich List diesen Plan auf dem Bundestag und in Wien. Ebenso suchte der badische Geheimrath Nebenius in einer Denkschrift, die im Jahre 1819 in Wien vorgelegt wurde, die Vorzüge der geplanten Zollreform einleuchtend darzuthun. Da aber die nothwendige „Einstimmigkeit" im Bunde schwerlich zu erreichen gewesen sein würde, ließ man diese Mahnrufe wirkungslos verhallen.

Indessen war man in Preußen, wo man bei der langgestreckten Ausdehnung des Staates die Nachtheile der Binnenmauthen besonders fühlen mußte, schon einige Schritte auf dem Wege der Reform vorausgegangen. Eine königliche Verordnung bekundete schon im Jahre 1816 die Absicht, an die Stelle aller Binnen- und Provinzialzölle den Grenzzoll zu setzen: nach sorgsamen Vorarbeiten, welche der Generalsteuerdirektor K. G. Maassen leitete, kam dann am 26. Mai 1818 das neue preußische Zollgesetz zu stande. Es zeichnete sich einerseits durch einen einfachen übersichtlichen Tarif aus, andrerseits gab die Regierung das bisher allgemein geübte Prinzip hoher Schutzzölle auf.

Man nahm an, daß schließlich die Menge der eingeführten Waaren auch bei niedrigerem Zolle ein gleiches oder höheres Erträgniß ergeben werde, als der hohe Schutzzoll; außerdem deckte man den Ausfall durch eine Reihe direkter und indirekter Steuern (auf Wein, Bier, Tabak, Branntwein, dazu kam 1820 die Klassen-, Gewerbe-, Mahl- und Schlachtsteuer). Für die Mehrbelastung des Einzelnen wurde die Gesammtheit durch bedeutende Verbesserungen der Verkehrsmittel entschädigt; so wurde die Länge der preußischen Chausseen in den Jahren 1817 bis 1828 bei einem Aufwande von 22 Millionen Thalern mehr als verdoppelt.

Da die Grenzlinie des preußischen Staates an achtundzwanzig Nachbarn stieß, war es für die Regierung, schon um dem Schmuggel vorzubeugen, sehr wünschenswerth, möglichst viele jener Nachbarn zum Anschluß zu bewegen, und dieser Anschluß lag auch im Interesse der Staaten selbst, welche durch das preußische System ihren Verkehr behindert sahen.

Dennoch folgte der Einladung des Geheimrathes Eichhorn nur ein einziger Fürst, der von Schwarzburg-Sondershausen, und zwar auch nur für einen Theil seines Ländchens; die öffentliche Meinung, die Presse aller Parteien, die Regierungen aber waren sämmtlich empört über Preußens Vorgehen, in dem sie eine Vergewaltigung Norddeutschlands sahen. Am lebhaftesten bekundete der Herzog von Köthen seinen Widerwillen gegen die Neuerung, und seine Unterthanen betrieben einen schwunghaften Schmuggel, bis ihnen Preußen das Handwerk legte. In den nächsten Jahren (1823—1826) schlossen sich aber doch schon einige der Kleineren und Kleinsten Preußen an, schließlich auch das widerspenstige Köthen (1828).

Inzwischen aber hatten die Mittel- und Kleinstaaten versucht, auch ihrerseits eine Einigung der „rein-deutschen" Staaten zu stande zu bringen. Aber namentlich an der Verschiedenheit der Tarife scheiterte dies Unternehmen (1823), und einige Jahre darauf führten erneute Verhandlungen das erwünschte Resultat auch nicht herbei (1825). Endlich aber schlossen Baiern und Würtemberg, wesentlich aus politischen Rücksichten, eine Zolleinigung (18. Januar 1828). Dadurch kam Hessen-Darmstadt in eine schlimme Lage und beantragte seine Aufnahme in den preußischen Zollverein. Obwol ein finanzieller Vortheil davon nicht zu erwarten stand, wenn nicht zugleich auch Kurhessen eintrat, das sich aber beharrlich weigerte, ging man auf das Gesuch ein, weil es höchst wichtig war, im Süden eine derartig befreundete Macht zu haben: der preußische Finanzminister von Motz räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege, man bewilligte Hessen eine gesonderte Zollverwaltung, und am 3. Februar 1828 wurde der Vertrag zwischen Hessen und Preußen zum größten Aerger der süddeutschen Höfe abgeschlossen. Aber auch die mitteldeutschen Staaten regten sich und beschlossen, durch einen eigenen Verein sich zwischen den bairisch-würtembergischen und den preußischen Zollverein einzudrängen. Die norddeutschen Gegner Preußens, Hannover, Braunschweig, Bremen, schlossen sich gern an die thüringischen Staaten, Nassau, Kurhessen, Frankfurt, und schufen im Jahre 1828 den „mittel-

1823

1825

1828

1828

deutschen Handelsverein." Man hoffte Preußens handelspolitischen Fortschritten damit die Elbe als Westgrenze gegeben zu haben und schmeichelte sich sogar, dieser Macht durch hohe Durchgangszölle eine völlige Niederlage bereiten zu können. Aber Preußen wußte dem zu begegnen. Zuerst schloß es einen Zollvertrag mit dem Könige von Baiern ab, dem der mitteldeutsche Handelsverein ebenso ungelegen war (März 1829), dann gewann es Meiningen und Gotha (Juli 1829) zu einem Separatabkommen, durch welches eine ununterbrochene Handelsstraße von Hamburg bis Nürnberg geschaffen wurde. Vergebens einten sich die norddeutschen Gegner noch einmal zu dem Eimbecker Vertrag (März 1830), schon im nächsten Jahre schloß sich wenigstens der Kurfürst von Hessen Preußen an.

1829

1830

So war inmitten der politischen Zerklüftung Deutschlands doch ein einigendes Band um die meisten deutschen Staaten geschlungen, Preußen aber hatte von neuem festen Fuß in Deutschland gefaßt.

---

7. Innere Zustände in Oestreich, Preußen und Baiern bis 1830.

Trotz der politischen Reaktion, welche in den beiden deutschen Hauptstaaten mehr und mehr zunahm, besaßen die Herrscher derselben in hohem Grade die Anhänglichkeit und Liebe ihrer Unterthanen. Die Popularität beider beruhte großentheils auf der schlicht bürgerlichen Weise, in welcher diese Monarchen ihrem Volke entgegentraten. Kaiser Franz I. verstand es ganz besonders, sich in Ernst und Scherz der Denk- und Ausdrucksweise des Oestreichers anzupassen, und entzückte auf seinen vielfachen Reisen durch die Provinzen durch seine joviale, väterliche und leutselige Art. Die Unterthanen räsonnirten dann wol gelegentlich über seine Regierung, ließen sich aber geduldig die geistige Knechtschaft gefallen, die ihnen Metternich auferlegte.

Reisen in das Ausland, die Thätigkeit Fremder in Oestreich, wurden streng überwacht, der Besuch auswärtiger Universitäten verboten, das Briefgeheimniß wurde offenkundig verletzt; der Unterricht wurde gleichfalls überwacht, die Lehrer nicht nach ihren Fähigkeiten, sondern nach ihrer Gesinnung an den öffentlichen Anstalten angestellt und befördert.

Anders geartet war die Persönlichkeit des eher wortkargen preußischen Monarchen: aber sein Volk hatte sich gewöhnt, in ihm den Landesvater zu sehen, der all die Leiden der Kriegszeit mitertragen hatte und deshalb besonders verehrungswürdig war: das gemeinsam ertragene Elend und der gemeinsam errungene Sieg knüpften zwischen Fürst und Volk ein festeres Band, als es vielleicht die freisinnigste Verfassung gethan haben würde; was auch immer die späteren Generationen und die Jüngeren unter dem heranwachsenden Geschlechte an der Regierung Friedrich Wilhelms III. auszusetzen fanden, er hat bei der Mehrzahl derer, die seine ganze Regierung miterlebt, ein liebevolles Andenken hinterlassen. Es war dies um so begreiflicher, als die Verwaltung des Staates eine musterhafte und die Resultate für das materielle Wohl der Bevölkerung vortrefflich waren; dabei wurde die Pflege geistiger Interessen keineswegs verabsäumt, sondern Schulwesen, Kunst und Wissenschaft gleichmäßig gefördert: auf diesem

Gebiete kannte man in Preußen auch jetzt keinen Stillstand, wie etwa in Oestreich.

In ersterer Hinsicht ist bereits erwähnt, wie der Chausseebau eine außerordentliche Ausdehnung erreichte und die neuen, indirekten und darum weniger drückenden Steuern dem Lande und den einzelnen zu gute kamen. Für das Schulwesen war höchst bedeutsam die (1817 erfolgte) Abtrennung des Ministeriums der geistlichen-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom Ministerium des Innern, und die weise Verwaltung des Ministers von Altenstein. In demselben Jahre wurde die Universität zu Wittenberg mit der zu Halle vereinigt, im folgenden die Hochschule zu Bonn für die Rheinlande gestiftet.



Friedrich Wilhelm III. im Civilanzug, wie er sich in den letzten Jahren seines Lebens bei Spaziergängen im Thiergarten zu zeigen pflegte. Nach einer Zeichnung von F. Krüger.

Auch auf religiösem Gebiete beließ es der König, wiewol persönlich strenggläubig, bei einer milden Toleranz, mit deren Anerkennung er seine Regierung begonnen; neben einander predigten Rationalisten und Orthodoxe. Nur führte der Wunsch des Königs, in Sachen des kirchlichen Kultus eine Verschmelzung der Lutheraner und Reformirten zu bewirken, zu bedauerlichen Streitigkeiten und auch zu gelegentlichen Machtäußerungen des Königs, als des obersten Bischofs. Doch wurde der Kampf, der sich wesentlich um die sogenannte „Liturgie“ drehte, zur Freude des Königs im Jahre 1829 beigelegt.

Durch einen Erlaß vom 27. September 1817 empfahl der König den geistlichen Behörden, für die Vereinigung beider Bekenntnisse (die „Union“) zu wirken: nur die strengeren Lutheraner widerstrebten von Anfang an. Die Einführung der Liturgie aber,

welche der König 1816 ausgearbeitet hatte und 1821 allen Gemeinden empfahl, stieß auf größeren Widerspruch, sowol bei den Reformirten, als auch bei vielen Lutheranern, denen dieser Theil des Gottesdienstes die Predigt zu beeinträchtigen schien.

Dieselbe Toleranz, welche der König den verschiedenen Richtungen innerhalb der evangelischen Landeskirche bezeugte, bewies er auch gegenüber der römisch-katholischen Kirche; doch ermuthigte gerade die ausnehmende Liberalität, mit welcher Friedrich Wilhelm den Ansprüchen dieser Konfession gerecht zu werden bemüht war, die allmählich immer selbstbewußter auftretende römisch-katholische Kirchengewalt zu Forderungen, welche schwere Streitigkeiten herbeiführten; gerade die letzten Regierungsjahre haben diese Kämpfe dem wohlwollenden Monarchen getrübt und verbittert.

In protestantischen Kreisen war man über die weitgehende Begünstigung der römischen Kirche nicht wenig erschreckt und geneigt, diese Thatsache zum Theil darauf zurückzuführen, daß sich der Kronprinz im Jahre 1823 mit der katholischen Prinzessin Elisabeth von Baiern, der König im folgenden Jahre sich mit der gleichfalls katholischen Gräfin von Harrach (zur Fürstin von Liegnitz erhoben) vermählte.

Als eine eigenartige und trotz vieler Fehler und Versehen auf manchen Gebieten höchst verdienstvolle Persönlichkeit ist unter den Monarchen jener Tage auch König Ludwig I. von Baiern zu nennen, der im Jahre 1825 auf Max Joseph folgte. Sparsam und energisch, machte er der Verschwendung, die unter seinem Vorgänger eine ungeheure Ausdehnung angenommen hatte, ein Ende, brachte Ordnung in die Finanzen und versprach in konstitutionellem Sinne zu regieren. Allerdings hat er gerade dieses letzte Versprechen, unter dem Einflusse der Zeitereignisse, nicht erfüllt; daß er sonst von wohlmeinenden Anläufen und volksthümlichen Regungen war, bewies er zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskampfes: mit einer Begeisterung, welche damals nur den Dichtern erlaubt, bei den Regierungen streng verpönt war, widmete er sich der Unterstützung des Griechenvolkes, welches dann auch zuletzt in dankbarer Anerkennung seiner freundschaftlichen Gesinnungen seinen zweiten Sohn Otto zum Könige des befreiten Landes erhob (1832).

Vor allem aber hob er das geistige Leben, indem er Wissenschaft und Kunst beförderte: namentlich die bildenden Künste fanden durch seine Begünstigung eine Heimath in dem als „böotisch" verschrienen Baiern; er machte nicht allein München zu einer Heimstätte deutscher Künstler und zu einem Mittelpunkte deutscher Kunst, sondern zeigte auch seinen Nachfolgern — unbewußt immerhin — die Wege, sich bleibende Verdienste um die geistige Bildung der Nation zu erwerben. Wenn er bei seinen kostspieligen Bauten nothwendige Dinge, wie z. B. die Stärkung und Erhaltung der Wehrkraft verabsäumte, so mag dies freilich der politischen Machtstellung Baierns Eintrag gethan haben, aber ein großes Unglück war dies für das Deutschland jener Tage nicht. Auch seine „teutsche" Gesinnung verdient den Spott nicht, mit welchem man die ursprünglichen Züge dieses Herrscherbildes verunziert hat.

Was nun die Gesinnungen und Stimmungen, ja die ganze Anschauungsweise der Bevölkerung Deutschlands anbetrifft, so hatte sich in den fünfzehn Jahren nach dem zweiten Pariser Frieden ein merkwürdiger Umschwung vollzogen. Wir sahen, wie im Gefolge des Kampfes gegen den Welteroberer die Romantik emporkam und herrliche Früchte zeitigte in Poesie und Wissenschaft. Indem sie aber größeren Einfluß auf die praktischen Aufgaben in Kirche und Staat zu gewinnen bemüht war, kamen ihre Träger in stetig schärfer werdenden

Gegensatz zu dem hereinbrechenden, nicht immer reinen Geist einer neuen Zeit, die ihre Anschauungen wesentlich den durch die französische Revolution geschaffenen Grundsätzen entlehnte. So konnte es nicht fehlen, daß gar bald auch der Romantik Gegner erwuchsen, welche, zum Theil aus ihrer Schule hervorgegangen, sie doch auf das lebhafteste bekämpften.

Während noch die lieblichen Weisen Eichendorffs ertönten, dem deutschen Walde sein hohes Lied singend, während in den Dichtungen des liebenswürdigen Adoptivdeutschen Adelbert von Chamisso und in der oft so wehmüthigen Lyrik des Schwaben Justinus Kerner die letzten Klänge der Romantik verhallten, da waren auch schon ihre Gegner auf dem Plan, um die eben aufgerichteten Götterbilder als nichtige Götzen umzustürzen. Da forderte zuerst Ludolf Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen", welche er „dem jungen Deutschland" widmete, daß die modernen Zustände zu Gunsten altgriechischer Lebensherrlichkeit umgewandelt werden müßten: da traten Heinrich Heine und Ludwig Börne auf, welche nebst ihren Nachfolgern alle bestehende Ordnung in Staat, Kirche und Familie befehdeten und, mit besonderem Eifer alles Heilige, speziell das positive Christenthum bekämpfend, eine Art modernen Heidenthums als erstrebenswerthes Kulturideal dem jungen Deutschland empfahlen. Ein vollständiger, wenn auch vorübergehender Sieg konnte dieser Richtung nicht fehlen, denn sie repräsentirte auf literarischem Gebiete im wesentlichen nur dieselben Ideen, welche gleichzeitig durch die französische Julirevolution des Jahres 1830 auf politischem Gebiete zur Herrschaft gelangten.

Auch die Philosophie steht mit diesen Umwälzungen innerhalb der Literatur in innigster Wechselbeziehung. Während auf die Romantiker das System Fichtes und noch mehr die Schellingsche Naturphilosophie einwirkten, ebnete G. W. Fr. Hegel (1770 bis 1831), ein durch kritische Schärfe und unvergleichliche Dialektik ausgezeichneter Geist, dem jungen Deutschland die Bahn. Heinrich Laube, Theodor Mundt und Karl Gutzkow sind neben Heine und Börne in der Literatur die hervorragendsten Vertreter der neuen Kulturanschauungen.

---

8. Die Einwirkung der Julirevolution von 1830 auf Deutschland.

Bei der Menge von Zündstoff, welche sich in den fünfzehn Jahren größerer oder geringerer Stagnation in deutschen Staaten aufgehäuft hatte, mußte die französische Revolution von 1830, welche ihren Umzug zu Polen, Italienern und Belgiern machte, natürlich auch auf Deutschland eine beträchtliche Wirkung ausüben. Da jeder einigende Mittelpunkt fehlte, war freilich nicht zu befürchten, daß die liberalen Köpfe der einzelnen Staaten planmäßig eine allgemeine Umwälzung herbeiführen, den Bundestag etwa stürzen würden; aber allerdings gingen in einigen Staaten, in denen die Verhältnisse dazu den Vorwand gaben, die Wogen der Bewegung sehr hoch. Der Drang nach nationaler Einigung trat sehr zurück, vielmehr scheute man sich nicht, mit den Fremden, namentlich den Franzosen, zu liebäugeln; die Bestrebungen der Liberalen richteten sich wesentlich auf die Gewährung freierer Verfassungen; in drei Fällen war mit den konstitutionellen Veränderungen auch ein Wechsel in der Persönlichkeit des Herrschers verbunden: in Braunschweig, Kassel und Sachsen.

In Braunschweig regierte seit dem Jahre 1828 Herzog Karl, ein Sohn des 1815 bei Quatrebras gefallenen Herzogs Wilhelm, der nach dem Willen seines Vaters bis dahin unter der Vormundschaft des Königs Georg IV. von England gestanden hatte. Da Herzog Karls Charakter kein großes Vertrauen erweckte, war die vormundschaftliche Regierung über das achtzehnte Lebensjahr hinaus erstreckt worden. Im Jahre 1827 erließ der Herzog plötzlich ein Dekret, durch welches die während des letzten vormundschaftlichen Regierungsjahres getroffenen Anordnungen für rechtsungiltig erklärt wurden. Dies gab zunächst Veranlassung zu Differenzen mit dem englischen Könige und dessen Vertreter, dem Grafen Münster, den der Herzog sogar zum Zweikampf forderte. Dann aber begann der Herzog Karl ein Willkürregiment der schlimmsten Art. Die Stände wurden gar nicht einberufen, die Steuern erhöht, Staatsgüter verkauft, die Finanzverwaltung völlig gestört: dazu kamen Eingriffe in die persönlichsten Verhältnisse der Unterthanen. Von allen Seiten liefen bei dem Bundestage Beschwerden über den Herzog ein, der 1829 vom Bundestage angewiesen wurde, wenigstens dem König Georg Abbitte zu leisten. Dies geschah denn auch nach anfänglichem Zögern, die Braunschweiger aber mußten sich selbst helfen. Der Herzog war, um den unbehaglichen Verhältnissen in seinem Lande zu entgehen, im Jahre 1830 nach Paris gereist, wo er Zeuge der Julirevolution ward. Erschreckt kehrte er heim, ward aber in Braunschweig mit lebhaften Beschwerden und der Forderung konstitutioneller Reformen empfangen. Statt dessen ließ er die Wachen vor dem Schlosse verdoppeln und sechzehn Kanonen vor der Kaserne auffahren. Am 7. September brach der Sturm los. Man nahm das Schloß, steckte es in Brand und zwang den Herzog zur Flucht. Vergebens suchte er mit Güte oder Gewalt wieder in den Besitz seines Landes zu kommen; nicht einmal der Bundestag nahm sich seiner an, übertrug vielmehr die Regierung seinem jüngeren Bruder Wilhelm, der im April 1831 die Herrschaft förmlich antrat. Eine neue Landschaftsordnung vom Oktober 1832 erweiterte dann die Rechte, welche die Verfassung von 1820 gewährt hatte.

1830

Fast gleichzeitig kam es auch in Kassel zu einem Aufstand. Kurfürst Wilhelm II. (seit 1821) führte hier ein heilloses Regiment. Von seiner Gemahlin, einer Schwester des Königs von Preußen, getrennt, stand er ganz unter dem Einflusse seiner Maitresse, einer Berlinerin, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte. Die Staatsgelder wurden vergeudet und die Steuerzahler unmäßig belastet. Der Unwille der Bevölkerung machte sich zunächst am 6. September in einem Straßenkrawalle Luft; als die Bewegung einen ernsteren Charakter annahm, mußte sich der Kurfürst entschließen die Stände einzuberufen und dann die neue Verfassung (vom 5. Januar 1831) genehmigen, welche das Einkammersystem einführte und den Volksvertretern weitgehende Rechte einräumte. Der Kurfürst glaubte sich dadurch die Möglichkeit verschafft zu haben, sein altes Leben fortzusetzen und namentlich sein Verhältniß zur Reichenbach wieder aufnehmen zu können, die er ungesäumt nach Kassel zurückkehren ließ. Aber nach kaum acht Tagen (11. Januar) mußte sie weichen, der Kurfürst folgte ihr und nahm, um nach Belieben außer Landes weilen zu können, im September 1831 seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Mitregenten an.

In Sachsen waren die Ursachen der Mißstimmung anders geartet, als in Braunschweig und Hessen. Das Herrscherhaus war an sich beliebt, nur gab der Umstand, daß die Königsfamilie des überwiegend protestantischen Landes katholisch war, gelegentlich Anlaß zu Störungen, wie im Jahre 1830 bei der Jubelfeier der Augsburgischen Konfession (25. Juni). Dagegen ließen außer der früher erwähnten Kämmerchenverfassung auch die Verwaltung und das Gerichtswesen viel zu wünschen; den Leipziger Buchhandel schädigte insbesondere die Censur. Der grundbesitzende Adel hatte überwiegenden Antheil an der Regierung, in den Städten hatten die Magistrate unumschränkte Befugnisse. Dazu gesellten sich lokale Mißstände, und so kam es in Leipzig und Dresden zu bedauerlichen Exzessen. Indessen bemeisterten sich die besonneneren Elemente der Bewegung; der König, friedlich gesinnt und wohlwollend, ließ einen Ministerwechsel eintreten und nahm nach Verzicht des präsumtiven Thronfolgers, seines Bruders Maximilian,

dessen allgemein beliebten Sohn, den Prinzen Friedrich August, zum Mitregenten an. Darauf wurde die Verfassung im konstitutionellen Sinne modifizirt und, am 4. September 1831 eingeführt, allseitig mit großer Befriedigung aufgenommen.

In Hannover, das von England aus regiert wurde und eine übermächtige Adelsherrschaft mißmuthig ertrug, fanden an verschiedenen Orten, besonders in Osterode und Göttingen, Unruhen statt, die aber durch militärisches Einschreiten bald bewältigt wurden. Dagegen erreichte man durch Adressen und Deputationen an den König Wilhelm IV., daß dieser einen klaren Einblick in die bisherige Mißregierung erhielt und den Weg der Reformen einzuschlagen beschloß. An die Stelle des unbeliebten Grafen Münster trat der Herzog von Cambridge, welcher einige Steuern herabsetzte und die Stände berief. Eine Kommission, an deren Spitze der ausgezeichnete Historiker Professor Fr. Chr. Dahlmann stand, arbeitete einen neuen Verfassungsentwurf aus, welcher den Einfluß des Adels brechen sollte. Der Adel verstand zwar, die Gewährung der Verfassung zu verzögern und gar manche unbequeme Vorschläge des ersten Entwurfes zu beseitigen, aber am 26. September 1833 konnte doch eine Konstitution verkündigt werden, die allgemein leidlich befriedigte.

Eine eigenartige Agitation rief in Schleswig-Holstein im November 1830 der Friese Uwe Jens Lornsen, einst Burschenschafter in Jena und Kiel, hervor. Sein Ziel war die Vereinigung der beiden deutschen Herzogthümer durch eine gemeinsame Verfassung und bloße Personalunion mit dem undeutschen Dänemark. Zwar fand dieser Herold des nationalen Gedankens nur geringe Unterstützung und büßte seinen Freimuth mit Amtsentsetzung und Haft, aber sein Mahnruf war nicht ganz ungehört verklungen und fand lebendigen Nachhall, als achtzehn Jahre später ein neuer frischer nationaler Hauch durch Deutschland zog.

Weniger gewaltsame Folgen, als in Nord- und Mitteldeutschland, zog die Revolution in den süddeutschen konstitutionellen Staaten nach sich, weil hier as Sicherheitsventil mäßiger Betheiligung an der Regierungsgewalt bereits estand.

Vorübergehend hatte freilich der Großherzog Ludwig von Baden sich Metternichs Einflüssen unterworfen, aber gerade vor dem Ausbruch der Julirevolution war durch den ersten Großherzog aus der hochberger Linie eine völlige Wandlung vor sich gegangen und die neue Kammer, welche unter der Leitung von Rotteck, Welcker, Itzstein u. A. im Jahre 1831 ihre Thätigkeit begann, galt als eine liberale Musterinstitution. In Würtemberg war die Kammer schon vor der Revolution auseinander gegangen und kam erst einige Jahre später wieder zusammen. In Baiern ließ sich König Ludwig freilich durch Unruhen, denen keine politische Ursache zu Grunde lag, zu einigen Gegenmaßregeln verleiten, wie zur Schließung der Universität München und zur Wiedereinführung der Censur; allein, bald der erwachenden Unzufriedenheit nachgebend, berief er ein anders gesinntes Ministerium, hob die Censur auf und gab ein Preßgesetz, welches den liberalen Forderungen erhebliche Zugeständnisse machte.

Man möchte sich vielleicht wundern, daß Oestreich und Preußen, welche Mächte doch beide allem revolutionären Treiben aufs äußerste abhold waren, ichts zur Unterdrückung der Aufstände in Deutschland thaten. Was Oestreich etraf, so hätte allerdings Metternich es am liebsten gesehen, wenn die Mächte er heiligen Allianz nicht allein in Deutschland, sondern allenthalben, vornehmlich ı Frankreich selbst an die militärische Bewältigung der Revolution gegangen ären. Aber die heilige Allianz hatte sich, — wenigstens soweit das Verältniß Rußlands zu Oestreich in Frage kam, erheblich gelockert, und Oestreich

mit seiner verwahrlosten Armee und seiner bedrängten Finanzlage war am allerletzten befähigt zu kriegerischem Auftreten. Mißmuthig mußte Metternich den liberalen Umgestaltungen zuschauen und sich darauf beschränken einzelnen Regierungen zu erklären, daß ihre Zugeständnisse an den revolutionären Geist seinen Beifall nicht hätten. Als dann der östreichische Bundestagsgesandte am 18. September 1830 den Bund zu der Erklärung veranlassen wollte, „alle einer Bundesregierung durch eine Revolte oder durch notorischen Zwang abgedrungenen Konzessionen sollen als null und nichtig gelten“ und einige Tage später militärische Maßregeln zur Unterdrückung der Ruhestörer beschließen ließ, zeigten die süddeutschen Regierungen keine Geneigtheit sich nach dem östreichischen Rezept retten zu lassen. Besonders König Ludwig remonstrirte lebhaft dagegen, daß der Bundestag sich eine souveräne Autorität anmaße und Maßregeln anordne, die weder politisch noch militärisch, noch rechtlich begründet seien.

Eine ganz eigene Stellung nahm Preußen gegenüber den Bemühungen Metternichs an. Erstarkt durch seine friedlichen Errungenschaften im Zollverein, Errungenschaften, denen Oestreich beharrlich entgegengewirkt hatte, zeigte es sich abgeneigt, jetzt noch sich ohne weiteres von Metternich in's Schlepptau nehmen zu lassen, schien vielmehr weitere moralische Eroberungen in Deutschland machen zu wollen. Statt den östreichischen Vorschlägen vom 18. September einfach zuzustimmen, machte der preußische Bundestagsgesandte darauf aufmerksam, daß die französische Revolution keinen so bedeutsamen Einfluß auf die deutschen Staaten hätte ausüben können, „wenn alle Regierungen den Bundespflichten, an deren Erfüllung die Unterthanen wesentlich interessirt seien, gewissenhaft nachgekommen wären.“ Nicht undeutlich wurden die Regenten getadelt, deren Regierungsweise moralischen Anstoß erregte, und man bezeichnete es preußischerseits als sehr bedenklich, alle Versprechungen, die von einem Souverän der Bewegung gegenüber gemacht seien, von Bundes wegen einfach für null und nichtig zu erklären. Metternich mußte sich begnügen, daß der Bund am 21. Oktober 1830 beschloß, die Regierungen sollten einander bei etwaigen Unruhen gegenseitigen Beistand leisten, begründeten Klagen ihrer Unterthanen gerecht zu werden suchen, aber auch unbegründeten Beschwerden fest entgegen treten.

1830

Der Punkt, an welchem die preußische Regierung den Hebel ansetzte, um ihren Einfluß in Deutschland zu mehren, war die Bundeskriegsverfassung. Diese war die schwächste Stelle in der Organisation des Bundes, und da infolge der Julirevolution mehrmals ein europäischer Krieg in Aussicht stand, vor allem aber ein Kampf gegen Frankreich, schien es durchaus angemessen, jetzt auf eine Reform der Bundeskriegsverfassung zu dringen. Es lag nahe sich in ähnlicher Weise, wie es beim Zollverein geschehen war, über eine große militärische Verbindung zu verständigen, innerhalb deren Preußen auf eine oder die andere Weise die Führung übernommen haben würde. Der König von Preußen legte am 10. November 1830 dem Minister Grafen **Bernstorff** die bedeutsamen Fragen vor: „Durch welche Mittel ist die Ruhe im Innern Deutschlands überhaupt sicher zu stellen, insbesondere aber, auf welche Art und Weise wird

1830

Preußen seine Stellung und seinen Einfluß in Deutschland für die Erreichung dieses Zieles und zur Abwendung übler Folgen der stattfindenden Aufregung und Störung der bestehenden Verhältnisse in den deutschen Nachbarstaaten zu benutzen haben?"

In der Denkschrift, mit der Bernstorff am 29. Januar 1831 die Anfrage des Königs beantwortete, heißt es unter anderm: „Man kann sich bei Betrachtungen, wie die vorstehenden sind (in sieben Punkten ist vorher dargestellt, was Preußen zur Vertheidigung Deutschlands nach außen und zur Erhaltung der inneren Ruhe thun könne —), nicht leicht des Wunsches erwehren, daß Deutschland durch ein festeres Band, als ihm die jetzige Bundesverfassung gewährt, zusammengehalten und Preußen dadurch in den Stand gesetzt werden möchte, seinen oben geschilderten wohlthätigen Einfluß noch stärker und umfassender auszuüben, als es unter den jetzigen Umständen vermag." 1831

Die preußische Regierung suchte nun durch Gesandtschaften an die verschiedenen süddeutschen Höfe ihren Ideen Eingang zu verschaffen und fand allenthalben das bereitwilligste Entgegenkommen. Man einigte sich namentlich über die Nothwendigkeit einer eventuellen Dreitheilung der Bundesarmee, während von der Aufstellung eines gemeinsamen Bundesfeldherrn, — die Würde desselben betrachtete natürlich Oestreich als Prärogative, die einem Erzherzoge gebühre — überhaupt abzusehen sei. Ueberall herrschte die größte Ungeduld, daß Preußen die weiteren Schritte beschleunige; man sprach bereits „von der glücklich eingeleiteten Erneuerung des Fürstenbundes Friedrichs des Großen, in welcher der Norden und Süden Deutschlands zu einer von gleicher politischer Bildung durchdrungenen einigen Masse zusammenschmelzen werde."

Obwol Friedrich Wilhelm III. dem Wiener Hofe gegenüber aus seinen Absichten kein Geheimniß machte, war man dort von solchen Projekten, die den östreichischen Einfluß in Deutschland bedrohten, wenig erbaut und sehr froh, als die Gefahr eines Krieges mit Frankreich im Laufe des Jahres 1831 mehr und mehr schwand und damit die Reform der Bundeskriegsverfassung aufhörte eine brennende Frage zu sein. Auch näherte sich die preußische Regierung aus allgemeinen politischen Rücksichten wieder der östreichischen; gemeinsam beriefen sie die Militärbevollmächtigten der anderen deutschen Staaten nach Berlin und stellten dort die Prinzipien eines eventuellen Bundesfeldzugsplans (gegen Frankreich) auf. 1831

Im wesentlichen wurden die von Oestreich bekämpften preußisch-süddeutschen Ideen — Dreitheilung der Armee ohne gemeinsamen Bundesoberfeldherrn — angenommen.

Nach diesem kurzen Anlaufe, auf die deutschen Verhältnisse entscheidenden Einfluß auszuüben, gab sich das preußische Kabinet, in welches eben **Ancillon**, Metternichs unbedingter Bewunderer, eingetreten war, wieder zum Schleppenträger der östreichischen Politik her. Indem es sich dem System völligen Stillstandes anschloß, zahlte es gewissermaßen sein Reugeld für den vielleicht zu früh und zögernd gemachten Versuch, die Methode der Einigung, die sich auf wirthschaftlichem Gebiet so trefflich bewährt hatte, auch auf das militärische und politische zu übertragen. So blieb die Kluft zwischen dem preußischen

Staate und dem übrigen Deutschland unausgefüllt; verstieg sich doch ein Patriot, wie der obengenannte Uwe Lornsen in seinem Hasse gegen das Preußenthum zu der Aeußerung, „nur das wiedergeborne Preußen könne sich das übrige Deutschland aneignen; in seiner jetzigen Gestalt werde es von den Deutschen heftiger zurückgestoßen werden als die Franzosen.“ Nur wenige verschlossen sich auch jetzt der Einsicht nicht, daß in dem allgemein geschmähten Preußen dennoch das Heil Deutschlands liege.

Mit männlichem Freimuthe verkündete im Jahre 1831 der süddeutsche Publizist Paul Pfizer in Tübingen, die Einigung Deutschlands könne mit Ausschluß Oestreichs nur durch Preußen erfolgen. Dies müsse in Berlin einen neuen Bundestag zusammentreten lassen, der aus den Abgeordneten der Ständeversammlungen der Einzelstaaten zu bilden sei: der König von Preußen sei neben diesem als Vertreter aller deutschen Fürsten zu betrachten.

Vielen Anklang fand er bei seinen Landsleuten nicht mit den begeisterten Strophen, in denen er den Adler Friedrichs des Großen mahnte, „die Verlassenen, Heimatlosen unter goldner Schwinge zu bergen.“ Sein König strafte den vorwitzigen Patrioten mit Entlassung aus dem Staatsdienst: warum sollte er nicht selbst oder der König von Baiern oder der neue Großherzog Leopold von Baden, jedenfalls ein „echt deutscher“ Fürst, sich zum Beherrscher des deutschen Reiches emporschwingen?

---

9. Nachwirkungen der Julirevolution. Das Hambacher Fest (27. Mai 1832) und seine Folgen.

So lange die allgemeine europäische Kriegsgefahr dauerte, hatte Metternich wohl oder übel dem liberalen Treiben in Deutschland zusehen müssen; auch Rußland, dessen Beherrscher Nikolaus die Rolle seines Vorgängers fortspielte, hatte selbst mit dem Aufstande der Polen zu viel zu thun, als daß es seine schirmende Hand über Deutschland hätte ausstrecken können. Aber nach dem Falle Warschaus forderte es die deutschen Regierungen zur Unterdrückung der um sich greifenden Demagogie auf, mit mehr Recht, als dies zur Zeit des Aachener Kongresses geschehen war. Die Preßfreiheit, die namentlich in Baiern, Würtemberg und Baden gewährt war, erwies sich leider als ein Danaergeschenk. Jetzt wurden wirklich mit rücksichtsloser Offenheit demokratisch-kosmopolitische Ansichten verkündet und mit Begeisterung aufgenommen. Ein demokratisches deutsches Reich mit Anlehnung an Frankreich war das Ideal, welches die neuen Volksbeglücker, besonders die Pfälzer Wirth und Siebenpfeiffer, anpriesen. Zwar stimmten die Häupter des Liberalismus, wie er in den süddeutschen Kammern vertreten war, mit diesen radikalen Schreiern wenig überein und trennten sich schließlich gänzlich von ihnen: aber, da die Menge der Urtheilslosen sich für radikale Ansichten am leichtesten gewinnen läßt, gelang es jener demokratischen Partei, Vorgänge herbeizuführen, deren Folgen alle Freisinnigen mit gleicher Schwere trafen.

Nachdem eines jener Brandblätter, Wirths „deutsche Tribüne“, vom Bunde verboten, der Herausgeber aber, welcher seine Zeitung trotzdem weiter erscheinen ließ, am 14. April 1832 vom Appellationsgericht in Zweibrücken freigesprochen war, lud Siebenpfeiffer die Männer und Jünglinge, die Frauen und Jungfrauen Deutschlands ein, auf dem Hambacher Schlosse bei Neustadt an der Haardt am 27. Mai 1832 den „Mai der Deutschen“ zu feiern. Die bairische Regierung hatte nicht die Festigkeit, die Versammlung zu verbieten, und so kam es denn am 27. und 28. Mai unter Betheiligung von vielen Tausenden — auch Polen und Franzosen fehlten nicht — zu dem unheilvollen Hambacher Fest, d. h. zur unverhüllten Proklamation weltbürgerlicher und demokratischer Grundsätze. 1832

Sowol die Lieder, welche gesungen wurden, als auch die Adressen, die zur Verlesung kamen, waren von aufrührerischem Inhalt. Das stärkste wurde aber in den Toastreden geleistet. „Vaterland, Völkerbund, Volkshoheit hoch!“ toastete Siebenpfeiffer; Wirth ließ „die vereinigten Freistaaten Deutschlands“ leben; der beste Fürst von Gottes Gnaden wurde für einen gebornen Hochverräther an der menschlichen Gesellschaft erklärt. Wirth rief einen „ewigen Fluch“ über alle Fürsten aus. Zwar fehlte es nicht an solchen, die vor jeder Revolution warnten, aber die Heißsporne erklärten jede Verzögerung des Kampfes für feigen Verrath an der Vernunft, der Tugend, der Menschheit.

Das Fest hatte keinen unmittelbaren Erfolg, da der erwählte Vertrauensausschuß nicht den Muth besaß, sich als provisorische Regierung zu konstituiren; aber es fand an vielen Orten Nachahmung und die Vorgänge, welche diese Feier begleiteten, mußten den Unwillen der ohnehin argwöhnischen Regierungen reizen. Da war es denn kein Wunder, wenn sogleich die Vergeltung hereinbrach. Die bairische Regierung schritt nachträglich gegen die Veranstalter und Redner des Hambacher Festes ein, dann trat auch der Bundestag von neuem in Aktion. Er war im Jahre 1828 schon der Gefahr ausgesetzt gewesen, zu ersterben, indem Metternich den Antrag stellte, ihn auf unbestimmte Zeit zu vertagen; jetzt gewann er neue Lebenskraft und frischen Lebensmuth. Noch während das Hambacher Fest gefeiert wurde, am 30. Mai 1832, hatte er beschlossen, die Regierungen, welche auf die Bahn der Reaktion nicht einlenken wollten, zu größerer Strenge anzuspornen. Die weiteren Beschlüsse vom Juni und Juli richteten sich theils gegen die Ständeversammlungen, theils gegen die Veranstaltung politischer Feste und das äußerliche Bekunden revolutionärer Gesinnungen im Tragen von Bändern, Kokarden rc. Die Vorschriften über die Ueberwachung der Universitäten und die Zügelung der Presse wurden erneuert und verschärft. Baden wurde gezwungen, trotz allen Widerstrebens sein liberales Preßgesetz zu ändern, Welcker und Rotteck versetzte man in den Ruhestand. Ludwig von Baiern machte weniger Schwierigkeiten, als der Großherzog von Baden; er schien seinen früheren Ansichten gänzlich untreu geworden zu sein. Die übrigen Regierungen ließen sich leicht bestimmen, die vom Bunde befohlenen Maßregeln durchzuführen: wo sich die Kammern widersetzten, wurden sie aufgelöst. In Folge dieser Reaktion trennten sich die gemäßigt Freisinnigen, welche schon bei dem Hambacher Fest nicht mitgewirkt hatten, vollends von den Radikalen: diese suchten nun in geheimen Verbindungen sich der Erreichung ihres revolutionären Zieles zu nähern, bearbeiteten die Bauern durch Flugschriften und gewannen leider auch großen Anhang bei einem Theile der Burschenschaft. Man

rechnete, sehr mit Unrecht, auf Anschluß des süddeutschen Militärs, nahm selbst polnischen, schweizerischen und französischen Beistand in Aussicht und entwarf einen förmlichen Feldzugsplan. Man hoffte, daß die Ueberrumpelung der Bundeshauptstadt Frankfurt das Signal zu einer allgemeinen Erhebung Süd- und Westdeutschlands sein werde.

Obgleich der militärische Berather dieser politischen Tollköpfe, der würtembergische Oberlieutenant Koseritz, mit seinen Vorbereitungen noch nicht fertig war, brachen die Verschworenen, an ihrer Spitze Dr. von Rauschenplat, der sich früher schon bei den Göttinger Unruhen hervorgethan hatte, am 3. April 1833 in Stärke von kaum siebzig Mann los. Der Bürgermeister von Frankfurt hatte Kenntniß von dem Anschlage, traf aber keine Gegenmaßregeln: der „Putsch“ kam Metternich zu gelegen, als daß man die Verschworenen nicht ruhig hätte gewähren lassen sollen, um die Gemeingefährlichkeit der Radikalen nachher offenkundig darthun zu können. So bemächtigten sich die Aufständischen ohne Mühe der Hauptwache und der Konstablerwache, aber vergebens war ihr Sturmläuten, keine Hand rührte sich zu ihrem Beistand: herbeigerufenes Militär nahm die Wache wieder ein und ein paar Dutzend Empörer gefangen; die Rädelsführer hatten sich noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

1833

Diese tragische Posse hatte die ernstesten Folgen. Obwol die Regierungen diesmal von selbst einen ziemlichen Eifer entwickelten, wurde auf Metternichs Wunsch eine neue Centralbehörde eingerichtet, ähnlich der Mainzer Kommission. Die Aburtheilung der Schuldigen erfolgte durch die ordentlichen Gerichte der Einzelstaaten, die zu diesem Zwecke mit der Centralbehörde in Verbindung traten. Auch wurde der Fremdenverkehr einer genauen Beaufsichtigung unterworfen, und strenge Paßvorschriften eingeführt. Nicht alle Regierungen zeigten der Centralbehörde gleich williges Entgegenkommen und gleichmäßige Strenge bei der Bestrafung der Schuldigen.

Durch besondere Härte zeichnete sich Preußen aus, wo das Kammergericht von zweihundertundvier Burschenschaftern neununddreißig zur Todesstrafe verurtheilte. Wurde diese freilich auch vom Könige in lebenslängliche oder dreißigjährige Festungshaft umgewandelt und in vielen Fällen langjährige Festungshaft durch mehrmonatliche Gefängnißstrafe ersetzt, so standen die Strafen dennoch meist in keinem Verhältniß zu den Vergehen. Diese bestanden bei den meisten lediglich darin, daß sie das schwarzrothgoldene Band der Burschenschaft getragen hatten. Wol hat zuweilen das Wohlwollen humaner Gefängnißbeamten den Verurtheilten ihr Loos erleichtert, und noch jetzt denkt mancher gottesfürchtige und königstreue Landpfarrer in Thüringen an die vergnüglichen Tage seiner „Haft.“ Aber er erinnert sich auch an das Entsetzen, mit welchem der kaum mündige Jüngling eines Tages in Berlin seine Verurtheilung zu zehnjähriger Festungshaft erfuhr, und an die Leidensjahre, wo er für kein öffentliches Amt wählbar war, ein gebrandmarkter Demagoge. Und aus Fritz Reuters „Festungstid“ ist wohlbekannt, bis zu welchem Grade sich die Verfolgungssucht der Vorgesetzten zuweilen steigerte.

Gern hätte Metternich die Centralbehörde zu einer ständigen Bundeseinrichtung gemacht, aber dies gelang ihm nicht: am 25. August 1842 wurde ihre Vertagung beschlossen. Viele Schuldige hatten sich der Strafe durch Flucht in das Ausland zu entziehen gewußt; auch vermochten alle polizeilichen Maßregeln das Uebel nicht mit der Wurzel auszurotten: man beseitigte nur die Symptome

desselben, nicht das Uebel selbst. Im geheimen wucherte es fort, bis es dann plötzlich in irgend einem aufregenden Liede sich äußerlich kundgab. Eine Reihe nicht unbegabter Dichter gab in dem nächsten Jahrzehnt demokratischen und revolutionären Tendenzen in den Augen auch der Gebildeteren eine Art poetischer Weihe und bereitete das junge Geschlecht auf Stürme vor, die nicht ausgeblieben sind.

---

10. Die Wiener Konferenzen (1834). Der Verfassungsbruch in Hannover (1837).

Da sich, besonders in der Schweiz, aus politischen Flüchtlingen aller Nationen, namentlich der Polen und Italiener ein demokratisch-revolutionärer Bruderbund bildete, der seine Agitation auch auf Deutschland erstreckte und durch seine Brandschriften weitere Gesinnungsgenossen zu werben bemüht war, so beschlossen die Monarchen des europäischen Festlandes, womöglich unter Hinzuziehung Frankreichs, diesem Treiben ein Ende zu machen. Nach einer vorläufigen Besprechung der Minister zu Teplitz und einer Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Oestreich mit dem preußischen Kronprinzen zu Münchengrätz (September 1833) versammelten sich die Minister der deutschen Höfe im Januar 1834 zu Wien und stellten die Maßregeln fest, durch welche künftig die Ständeverfassungen beschränkt und die Einwirkung des Bundes vermehrt werden sollten. 1833 1834

Namentlich verkürzte man den Ständen das Steuerbewilligungsrecht. Bei Streitigkeiten zwischen ihnen und den Regierungen sollte die Entscheidung einem Schiedsgerichte zufallen, bei dessen Zusammensetzung Metternich dafür gesorgt hatte, daß hier nie regierungsfeindliche Schiedsmänner Platz finden konnten. Nur ein Theil der Beschlüsse wurde bekannt gemacht, der andere nach zehn Jahren gegen den Willen der Regierungen veröffentlicht.

Diese Beschlüsse hatten denn auch wenigstens das Gute, für einige Jahre die gährenden Elemente in Ruhe zu erhalten, zumal Oestreich und Preußen in der Hauptsache einig waren. Denn in Preußen lenkte noch immer Ancillon das Steuer des Staates, und in Oestreich behielt Metternich auch nach dem Tode des Kaisers Franz (1835) die oberste Gewalt in seiner Hand, ja er bekam unter Ferdinand noch unumschränktere Macht als er unter dessen Vorgänger besessen. Das entging freilich Metternich nicht, daß trotz aller Mühe sein System absoluter Ablehnung auch berechtigter Foderungen der neuen Zeit sich auf die Dauer nicht erhalten würde, aber er war zufrieden, mit allen möglichen diplomatischen Kniffen die Lebenskraft dieses Systems zu stärken oder doch aufzufrischen. 1835

Einen harten Stoß erhielt aber Metternichs Politik im Jahre 1837 durch die Verfassungswirren in Hannover. 1837

Nach dem Tode Wilhelms IV. ging die englische Krone auf dessen Nichte Viktoria über, während sein Bruder, Ernst August, Herzog von Cumberland, auf den hannoverschen Thron berufen ward. Seine Vergangenheit erregte bei allen Wohlgesinnten

schwere Besorgnisse, aber die schlimmsten Befürchtungen wurden übertroffen durch das, was wirklich geschah. Am 5. Juli 1837 erklärte der König, er erkenne die Landesverfassung nicht an und werde den Ständen, die bereits vertagt waren, seiner Zeit seine Entschließungen mittheilen. Ueber die Gründe dieses Verfahrens war niemand im unklaren; die Verfassung von 1833 machte die Domänen zu Staatsgut und wies den König auf seine Civilliste an; Ernst August aber strebte nach dem Besitz der Domänen, um seine enormen Schulden zu bezahlen. Nach „gewissenhafter" Prüfung hob der König die Verfassung am 1. November auf, entband alle Staatsdiener des auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eides und verhieß die Einberufung der Stände von 1819: mit einer Steuerermäßigung von 100,000 Thalern sollte das um seine verbrieften Rechte betrogene Volk abgespeist werden. Obwol dieser Willkürakt allgemeine Entrüstung erregte, besaßen die wenigsten den Muth zum Widerstande. Mit verbissenem Grimm ergab man sich resignirt in sein Schicksal. „Ich unterschreibe alles: Hunde sind wir ja doch!" äußerte ein höherer Beamter. Nur sieben Göttinger Professoren, hervorragende Männer der Wissenschaft: Dahlmann, Albrecht, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Ewald und Weber, erhoben am 18. November bei dem Kuratorium der Universität feierlich Protest und erklärten, „um nicht als Männer zu erscheinen, die mit Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben", sie hielten sich dauernd an ihren Verfassungseid gebunden. Dieser Mannesmuth erregte nicht allein den Zorn des Königs sondern auch derer, die ihn nicht besessen; ja einige Kollegen der Kühnen hatten die Schwäche, dem Könige bei einer Audienz Erklärungen zu geben, welche so dargestellt werden konnten, als finde jener Schritt selbst unter den Berufsgenossen der Protestirenden entschiedene Mißbilligung. Aber das hatte nur zur Folge, daß nun noch weitere sechs Professoren, unter ihnen der ausgezeichnete Philologe Otfried Müller, sich den Protestirenden anschlossen. Indes griff der König energisch durch: Dahlmann, Gervinus und Jakob Grimm mußten das Land verlassen, weil sie Abschriften ihres Protestes versendet hatten.

Den Vertriebenen kamen die Sympathien der weitesten Kreise entgegen: es bildeten sich Vereine, welche diese Märtyrer politischen Mannesmuthes vor Entbehrungen schützten. Zahllose Adressen aus allen deutschen Gauen sprachen ihnen ihre Anerkennung aus.

Die Elbinger Adresse gab Veranlassung zu dem geflügelten Wort vom „beschränkten Unterthanenverstand." Jakob von Riesen, der erste Unterzeichner, theilte sie nämlich abschriftlich dem preußischen Minister von Rochow mit, welcher sie aber mit der unwilligen Bemerkung zurückwies, „dem Unterthanen gezieme nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu legen."

Von den Regenten wagte für den Augenblick nur König Wilhelm von Würtemberg, Mitgefühl für das unverdiente Geschick dieser ausgezeichneten Männer zu beweisen, indem er dem Professor Ewald eine Stelle an der Universität Tübingen verlieh. Bald hatte sich auch der Bundestag mit dem hannoverschen Verfassungsbruch zu beschäftigen, denn der Magistrat von Osnabrück, geleitet von dem Bürgermeister Stüve, und die 1838 wieder zusammenberufenen Stände appellirten an die Entscheidung des Bundestages. Nur ganz vorübergehend machte sich hier, gegenüber einem so augenscheinlichen Willkürakt, eine den Protestirenden günstige
1838 Stimmung geltend; die Eingabe der Osnabrücker wurde gleich am 6. September 1838 abgewiesen, weil die Unterzeichner zur Beschwerdeführung nicht berechtigt seien. Ueber die Beschwerdeschrift der Stände hatte der Bund allerdings zuerst die hannoversche Regierung zur Berichterstattung aufgefordert, entschied aber im folgenden Jahre mit Majorität, „es sei keine Veranlassung zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Hannovers vorhanden." So war denn äußerlich der König Sieger geblieben, — die Regierung setzte im Jahre 1840 bei den Ständen ein neues Staatsgrundgesetz durch, welches die Domänen der Krone wieder zusprach und den größten Theil aller unbequemen Bestimmungen in der Verfassung von 1833 vernichtete.

---

11. Der Kampf mit der Römischen Kirche in Preußen bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

Während in Hannover der Streit um die Verfassung entbrannte, hatte Preußen einem Kampf von ungleich größerer Bedeutung durchzufechten; der preußische Staat, zu allen Zeiten ein Muster und Vorbild der Toleranz gegen alle Konfessionen, war mit der römischen Kirche auf das härteste aneinander gerathen. Wahrlich ohne die Schuld des Königs und auch ohne die Schuld eines großen Theils der katholischen Geistlichkeit. Denn Friedrich Wilhelm befriedigte die Anforderungen der römischen Kirchengemeinschaft in ausgiebigster Weise, und der Geist der katholischen Priesterschaft war zu der Zeit, als Deutschland vom Joch der Fremdherrschaft befreit wurde, ein vortrefflicher, friedfertig und geneigt zu wissenschaftlicher Forschung, wie sie auf protestantischer Seite längst betrieben wurde. Schwere Kämpfe wären dem Vaterlande erspart worden, wenn diese Gesinnungen die allgemein herrschenden geworden wären; und wenn sich gar das Ideal einiger hochgesinnter katholischer Kirchenmänner, die Gründung einer deutschen Nationalkirche, hätte verwirklichen lassen, so wäre man wenigstens in Deutschland aus den unheilvollen Umschlingungen der römischen Kurie endlich befreit worden. Aber leider war das durch den Bundestag geeinigte Deutschland nur ein geographischer Begriff, und den einzelnen Staaten mußte es überlassen bleiben, sich mit den Forderungen des Papstthums abzufinden, das sich von den Niederlagen der napoleonischen Zeit gar bald erholte und der modernen Welt seine zähe Lebenskraft aufs deutlichste bekundete.

Nachdem man in Rom eingesehen hatte, daß an eine Wiederherstellung der geistlichen Staaten, die im Jahre 1803 beseitigt waren, nicht zu denken sei, verhandelte der Papst mit den einzelnen Staaten über die zukünftige Organisation der katholischen Kirche in diesen Gebieten. Baiern schloß bereits im Jahre 1817 ein der römischen Kirche äußerst günstiges Konkordat, welches der Staatsgewalt jeden Einfluß auf die Geistlichkeit und die Bischöfe entzog; diese standen vielmehr in unmittelbarem Verkehr mit Rom. Der Papst lohnte dem König dadurch, daß er den Geistlichen den Eid auf die bairische Verfassung verbot: dieser lehnte sich zwar dagegen auf, gab aber schließlich nach und ließ sich zu der „Erklärung von Tegernsee" herbei, wonach der Eid auf die Verfassung zu nichts verpflichte, was der katholischen Kirchenordnung zuwider sei. Preußen und andere deutsche Staaten vereinbarten auf Grund der sogenannten „Circumscriptionsbullen" Zahl, Umfang und Dotation der in ihren Staaten zu gründenden Bisthümer, resp. Erzbisthümer, indem sie zugleich ihre Hoheitsrechte wahrten. Abgesehen von Oestreich und Baiern erhielt Deutschland fünfzehn Erzbisthümer und Bisthümer, nämlich Preußen das Erzstift Köln mit Trier, Münster und Paderborn, die Bisthümer Breslau und Ermeland, das Erzstift Posen-Gnesen und Kulm. Auf Hannover entfielen Hildesheim und Osnabrück, auf die oberrheinische Kirchenprovinz fünf Bisthümer einschließlich des Erzstiftes Freiburg. Die Wahl der Bischöfe blieb den Domkapiteln unter der Bedingung, daß sie keine dem Landesherrn mißliebigen Persönlichkeiten wählten.

Unter den katholischen Theologen von streng wissenschaftlicher Richtung nimmt den ersten Platz Professor Hermes in Bonn ein, der den Versuch machte, die Wahrheit der Glaubenslehren philosophisch zu begründen: der größte Theil der rheinischen Geistlichkeit

hielt sich zu ihm, und Bischöfe und Erzbischöfe gehörten zu seinen Freunden. Selbst Dogmen, wie das der Transsubstantiation, wurden unter den Augen kirchlicher Obern angegriffen; viele Priester drangen auf Abschaffung des Cölibats; der Generalvikar von Konstanz, der edle Wessenberg, der für die deutsche Nationalkirche auftrat, wünschte die Einführung des deutschen Kirchengesanges.

Durch die Neuorganisation der katholischen Kirche in Preußen erhielten ausschließlich solche Persönlichkeiten, denen das gute Einverständniß mit der Staatsregierung am Herzen lag, die obersten kirchlichen Würden, und der Friede mit Rom wäre möglich gewesen, wenn nicht der Jesuitenorden, von Pius VII. wieder hergestellt, seine frühere unheilvolle Thätigkeit erneuert hätte. Zwar besaß er in Deutschland, selbst in Oestreich, bis zum Jahre 1836 keine Heimstätte, aber er fand auch so Mittel und Wege, einflußreiche Verbindungen anzuknüpfen. Nun begann ein geflissentliches Hetzen und Wühlen: die preußischen Kirchenfürsten wurden als laue, unzuverlässige Söhne der römischen Mutter verdächtigt, so daß sich der Erzbischof von Köln einmal veranlaßt sah, bei dem preußischen Gesandten in Rom über solche Verleumdungen Beschwerde zu führen. Auch fehlte es in Rheinpreußen nicht an solchen, denen die römische Kirche als Schwert und Schild gegen das verhaßte protestantische Preußen erschien. Endlich ermuthigte der romantische Zug, welcher einen großen Theil der damaligen Zeit beherrschte und zu zahlreichen Uebertritten führte, die römische Kirche, über die ihr gesteckten Grenzen hinauszugreifen und keck an die Hoheit der Staatsgewalt zu rühren.

In den Rheinlanden war der Vorkämpfer des streitbaren Katholizismus Joseph Görres. Das Hauptquartier der katholischen Preußenfeinde war Frankfurt a. M., wo u. A. auch der Konvertit Fr. von Schlegel lebte.

Sobald aber die Kurie sich Eingriffe in die Hoheitsrechte der Regierung erlaubte, mußte sie an einer Persönlichkeit, wie Friedrich Wilhelm III. war, scheitern. Wohl stattete er die Bisthümer reichlich aus, steigerte von Jahr zu Jahr die Einnahmen der Geistlichkeit, gründete viele neue katholische Pfarreien, verausgabte große Summen für den Bau des Kölner Doms, zeigte sich völlig neutral gegenüber den Reformbestrebungen innerhalb der römischen Kirche: aber die Erziehung und Heranbildung der Geistlichen behielt er dem Staate vor, die Anstellung und Absetzung von Priestern erfolgte nur unter Betheiligung der Regierung: was im Staat als Gesetz galt, sollte als solches auch von der katholischen Kirche respektirt werden. So verlangte der König Gehorsam, als er durch eine Kabinetsordre vom 17. August 1825 für den westlichen Theil der Monarchie die für den östlichen Theil bereits seit 1803 gültige landrechtliche Bestimmung einführte, daß bei gemischten Ehen die konfessionelle Erziehung der Kinder von dem Vater abhängig gemacht wurde.

Die Kabinetsordre wurde dadurch nothwendig, daß in den neuerworbenen Rheinlanden vielfach höhere Beamte und Offiziere Ehen mit dort ansässigen Katholikinnen schlossen und die Geistlichen die Anerkennung solcher Mischehen verweigerten, wenn nicht vorher das Versprechen abgegeben wurde, die Kinder im katholischen Glauben zu erziehen.

Nun wäre zwar der katholischen Kirche durch die Befolgung der Kabinetsordre ein großer Abbruch nicht geschehen, aber die Geistlichen befanden sich doch in schwieriger Lage. Pius VII. hatte noch 1817 die gemischten Ehen nur für zulässig erklärt, wenn das erwähnte Gelöbniß geleistet wurde: dies Breve war von Leo XII. ausdrücklich bestätigt worden. Das Auskunftsmittel der sogenannten „passiven Assistenz" galt nur für Jülich-Kleve-Berg: mithin handelten die katholischen Geistlichen im Rheinlande ganz sachgemäß, wenn sie ihrerseits beim Vollzug solcher Ehen nicht mitwirken wollten. Auch kann ihnen kaum das Recht bestritten werden, den Erlaubnißschein, welchen der die Trauung vollziehende evangelische Geistliche fordern mußte, und die Absolution im Beichtstuhl zu verweigern, wennschon die Praxis bisher eine mildere gewesen war.

Die passive Assistenz bestand darin, daß die Brautleute, welche jenes Versprechen nicht geben wollten, vor dem katholischen Geistlichen und zwei Zeugen ihre Absicht, sich zu verehelichen, erklärten. Der Segen der Kirche wurde in diesem Falle nicht ertheilt.

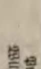
Die Regierung verlangte Abhilfe bei den Bischöfen, allein diese konnten die Geistlichen nicht zwingen, ihren Standpunkt zu ändern, und so sah man sich zu Verhandlungen mit Rom genöthigt. Die Antwort, welche ein päpstliches Breve vom 25. März 1830 auf die Eingabe der Bischöfe ertheilte, gestattete die passive Assistenz unbedingt, verbot aber in milder Form die kirchliche Einsegnung jeder Mischehe, wenn das Gelöbniß der katholischen Erziehung nicht geleistet wurde. Dies wäre gegen früher ein Rückschritt gewesen, daher wurde der preußische Gesandte angewiesen, eine günstigere Fassung zu erzielen. Dies gelang aber nicht, vielmehr nahm der neue Papst Gregor XVI. in dieser Frage eine der preußischen Regierung entschieden feindselige Stellung ein. Daher ließ der König durch den Herrn von Bunsen mit den Bischöfen direkt verhandeln und dieser Diplomat führte am 19. Juni 1834 eine Verständigung mit dem Erzbischof von Köln, den Bischöfen von Trier, Münster und Paderborn herbei. Dieselben wiesen durch einen Hirtenbrief die Pfarrer an, die passive Assistenz niemals zu verweigern, die feierliche Einsegnung aber nur dann, wenn der Pfarrer bestimmt wisse, daß die zu erwartenden Kinder im protestantischen Bekenntnisse erzogen werden würden. Ueber dies Entgegenkommen war die Regierung so erfreut, daß sie die Aufhebung der in den Rheinlanden bestehenden Civilehe versprach.

1834

Aber der auf diese Weise hergestellte Friede dauerte nur so lange, als die versöhnlichen Bischöfe aus der älteren Generation lebten; als an die Stelle des trefflichen Erzbischofs Spiegel von Köln und des milden Trierer Bischofs von Hommer anders gesinnte Männer traten, brach der Streit aufs neue hervor und nahm einen weit heftigeren Charakter an. Daran war die Regierung zum Theil selbst schuld. Denn auf die Empfehlung des Kronprinzen besetzte sie den wichtigen Kölner Erzstuhl mit einem starrköpfigen Geistlichen, der bereits früher dem Oberpräsidenten erhebliche Schwierigkeiten bereitet hatte. Zwar gab dieser Priester, Freiherr Klemens August von Droste-Vischering, Weihbischof von Münster, vor seiner Erhebung in der Frage der gemischten Ehen eine befriedigende schriftliche Erklärung ab, aber sein Auftreten bewies sofort, daß er dabei in echt jesuitischer Weise seine „reservatio mentalis" gehabt hatte. Namentlich aber schritt er rücksichtslos gegen die Anhänger des bereits verstorbenen Theologen Hermes ein, der durch ein päpstliches Breve als Irrlehrer verdammt worden war.

In Rom selbst war man über den Mißgriff der preußischen Regierung erstaunt gewesen; der päpstliche Kardinalsekretär Lambruschini äußerte gegen Bunsen, der ihm die Thatsache mittheilte, naiv genug: „Ist Ihre Regierung denn toll?"

Alle Versuche der Regierung, den dreisten Erzbischof zur Beobachtung des Vertrages von 1834 anzuhalten, waren vergeblich: je mehr Droste nun das Einschreiten der Regierung befürchten mußte, desto starrsinniger trat er auf: durch Hirtenbriefe erregte er bei dem Volke, dem er sich als Märtyrer der Kirche darstellte, nicht geringe Erbitterung. Man nahm an, daß der planmäßig geschürte Brand im Jahre 1837, am 23. November, dem Namenstage des





Prinz Wilhelm. Kronprinzessin. Kronprinz Friedrich Wilhelm. Fürstin von Liegnitz.

Die letzten Augenblicke Friedrich Wilhelms III. Gemalt von J. Schoppe.

Nun wäre zwar der katholischen Kirche durch die Befolgung der Kabinetsordre ein großer
bruch nicht geschehen, aber die Geistlichen befanden sich doch in schwieriger Lage. Pius VII.
tte noch 1817 die gemischten Ehen nur für zulässig erklärt, wenn das erwähnte Gelöbniß
leistet wurde: dies Breve war von Leo XII. ausdrücklich bestätigt worden. Das Auskunfts-
ittel der sogenannten „passiven Assistenz" galt nur für Jülich-Kleve-Berg: mithin handelten
katholischen Geistlichen im Rheinlande ganz sachgemäß, wenn sie ihrerseits beim Vollzug
cher Ehen nicht mitwirken wollten. Auch kann ihnen kaum das Recht bestritten werden, den
laubnißschein, welchen der die Trauung vollziehende evangelische Geistliche fordern mußte,
d die Absolution im Beichtstuhl zu verweigern, wennschon die Praxis bisher eine mildere
wesen war.

Die passive Assistenz bestand darin, daß die Brautleute, welche jenes Versprechen nicht
ben wollten, vor dem katholischen Geistlichen und zwei Zeugen ihre Absicht, sich zu verehelichen,
klärten. Der Segen der Kirche wurde in diesem Falle nicht ertheilt.

Die Regierung verlangte Abhilfe bei den Bischöfen, allein diese konnten die Geistlichen
ht zwingen, ihren Standpunkt zu ändern, und so sah man sich zu Verhandlungen mit Rom
nöthigt. Die Antwort, welche ein päpstliches Breve vom 25. März 1830 auf die Eingabe
Bischöfe ertheilte, gestattete die passive Assistenz unbedingt, verbot aber in milder Form die
chliche Einsegnung jeder Mischehe, wenn das Gelöbniß der katholischen Erziehung nicht ge-
stet wurde. Dies wäre gegen früher ein Rückschritt gewesen, daher wurde der preußische
sandte angewiesen, eine günstigere Fassung zu erzielen. Dies gelang aber nicht, vielmehr
hm der neue Papst Gregor XVI. in dieser Frage eine der preußischen Regierung entschieden
ndselige Stellung ein. Daher ließ der König durch den Herrn von Bunsen mit den Bi-
öfen direkt verhandeln und dieser Diplomat führte am 19. Juni 1834 eine Verständigung 1834
t dem Erzbischof von Köln, den Bischöfen von Trier, Münster und Paderborn herbei. Die-
ben wiesen durch einen Hirtenbrief die Pfarrer an, die passive Assistenz niemals zu ver-
igern, die feierliche Einsegnung aber nur dann, wenn der Pfarrer bestimmt wisse, daß die
erwartenden Kinder im protestantischen Bekenntnisse erzogen werden würden. Ueber dies
tgegenkommen war die Regierung so erfreut, daß sie die Aufhebung der in den Rheinlanden
tehenden Civilehe versprach.

Aber der auf diese Weise hergestellte Friede dauerte nur so lange, als die versöhnlichen
schöfe aus der älteren Generation lebten; als an die Stelle des trefflichen Erzbischofs
piegel von Köln und des milden Trierer Bischofs von Hommer anders gesinnte Männer
ten, brach der Streit aufs neue hervor und nahm einen weit heftigeren Charakter an.
ran war die Regierung zum Theil selbst schuld. Denn auf die Empfehlung des Kronprinzen
etzte sie den wichtigen Kölner Erzstuhl mit einem starrköpfigen Geistlichen, der bereits früher
n Oberpräsidenten erhebliche Schwierigkeiten bereitet hatte. Zwar gab dieser Priester, Frei-
r Klemens August von Droste-Vischering, Weihbischof von Münster, vor seiner
hebung in der Frage der gemischten Ehen eine befriedigende schriftliche Erklärung ab, aber
Auftreten bewies sofort, daß er dabei in echt jesuitischer Weise seine „reservatio mentalis"
abt hatte. Namentlich aber schritt er rücksichtslos gegen die Anhänger des bereits ver-
benen Theologen Hermes ein, der durch ein päpstliches Breve als Irrlehrer verdammt
den war.

In Rom selbst war man über den Mißgriff der preußischen Regierung erstaunt gewesen;
päpstliche Kardinalsekretär Lambruschini äußerte gegen Bunsen, der ihm die Thatsache mit-
lte, naiv genug: „Ist Ihre Regierung denn toll?"

Alle Versuche der Regierung, den dreisten Erzbischof zur Beobachtung des Vertrages von
34 anzuhalten, waren vergeblich: je mehr Droste nun das Einschreiten der Regierung be-
chten mußte, desto starrsinniger trat er auf: durch Hirtenbriefe erregte er bei dem Volke,
er sich als Märtyrer der Kirche darstellte, nicht geringe Erbitterung. Man nahm an, daß
planmäßig geschürte Brand im Jahre 1837, am 23. November, dem Namenstage des

Dissidenten milderte, so läßt sich dies Verfahren mit jenem nicht vergleichen: es war etwas anderes den religiösen Ueberzeugungen des Einzelnen freien Spielraum zu gewähren und eigensinnigen Kirchenfürsten nachzugeben, welche sich dem Willen des Monarchen und den Bedürfnissen des Staates nicht anbequemen wollten.

Von geringerer Bedeutung, aber ein Zeichen der Zeit immerhin, war die vollständige Verständnißlosigkeit, mit welcher der Lieblingsplan des Königs aufgenommen wurde, in Jerusalem in Verbindung mit England ein Bisthum zu errichten. Das Projekt, welches mit der großen orientalischen Krisis von 1840 zusammenhing, verdiente an sich wahrlich keinen Tadel, aber die zweifelsüchtige Zeit fand in dem Vorhaben eines tiefreligiösen Fürsten etwas Fremdartiges und Abenteuerliches, das mehr den Zeiten der Kreuzzüge, als dem XIX. Jahrhundert zieme.

Die große orientalische Verwicklung bestand darin, daß der Vizekönig von Egypten sich vom türkischen Sultan unabhängig zu machen trachtete und in diesen Bestrebungen von der französischen Regierung unterstützt wurde. Voll von dem Gedanken, dem christlichen Namen im Orient eine größere Geltung und den glaubensverwandten Bevölkerungen größere Sicherheit zu verschaffen, näherte sich Friedrich Wilhelm England und trat den Erklärungen Englands, Rußlands und Oestreichs bei, welche (Londoner Vertrag vom 15. Juli 1840) den Absichten Mehemet Alis ein Ziel setzten.

Hätte der König, seine persönlichen Lieblingsansichten aufopfernd, dem Gedanken der Volksrepräsentation Rechnung tragen wollen, er würde kaum eine geeignetere Zeit haben finden können, als die seines Regierungsantrittes. Mächtig pulsirte damals in den Adern aller ehrliebenden Deutschen das Nationalgefühl, da die französische Regierung wieder einmal den alten Rheinbundgelüsten Ausdruck verlieh. Herwegh sang sein zündendes „Rheinweinlied,“ Max Schneckenburger dichtete seine „Wacht am Rhein“ welcher erst nach einem Menschenalter ihr volles Recht werden sollte; Nikolaus Becker vereinigte seine Landsleute zu dem Rufe:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Fluth begraben
Des letzten Manns Gebein.“

Die Kriegswolken verzogen sich, die nationale Stimmung verflog; es kam nur zu einer nothdürftigen Reform der Bundeskriegsverfassung. Was der König in Preußen auf politischem Gebiete vornahm, konnte ihm über die Grenzen seines Staates hinaus keine Sympathien verschaffen, weil es der landläufigen Anschauung nicht entsprach. Trotzdem erlosch die ursprüngliche Hoffnungsfreudigkeit noch nicht sogleich. Schon im Februar 1841 legte Friedrich Wilhelm die Hand an die Ausbildung der ständischen Institutionen. Die Landtage sollten alle zwei Jahre versammelt, die Protokolle für die Mitglieder gedruckt, ihre Eingaben sammt den Antworten der Regierung zu allgemeiner Kenntniß gebracht werden. Auch war die Bildung von „Ausschüssen“ der Provinziallandtage beabsichtigt, welche dem Könige rathend zur Seite treten sollten, wo es sich um die Interessen mehrerer oder aller Provinzen handelte. Im Juni 1842 erschien die bezügliche Verfügung, am denkwürdigen 18. Oktober wurde die aus Abgeordneten aller Provinzen bestehende Versammlung eröffnet. Die Regierung erinnerte an die Tage der Huldigung: „der königliche Wille“ hieß es „biete vom Throne herab eine Gabe des edelsten Vertrauens.“

1841

1842

sondern durch gesonderte Abstimmung der drei Kurien: zwei Stände sollten die Mehrheit bilden, der Beschluß aber erst zum Reichstagsbeschluß erhoben werden, wenn der Herrenstand, der bis jetzt erst in drei Provinzen konstituirt war, aber zu einer vierten Kurie ausgebildet werden sollte, seinen Beitritt erklärte.

Die Ansichten der Berather des Königs über die Nothwendigkeit einer eichsständischen Verfassung und über die Kompetenz der zu schaffenden Vertretung ingen ziemlich auseinander.

Im Jahre 1845 erhielt eine Kommission, die aus den Ministern Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Canitz und dem Hofmarschall von Rochow bestand, den Auftrag, auf Grund der Ideen des Königs einen Entwurf auszuarbeiten. Den lebhaftesten Widerspruch fand das ganze Unternehmen bei dem Hofmarschall von Rochow, welcher die Befürchtung aussprach, die königliche Souveränetät möchte von der ständischen Versammlung, welcher Art diese auch sei, absorbirt werden. Aber auch der Plan des Königs, die mediatisirten Fürsten und die adligen Großgrundbesitzer zu einer vierten Kurie zu vereinigen, und in dieselbe Vertreter der Landesuniversitäten und der größern Städte aufzunehmen, fand wenig Beifall. Die Kommission erklärte sich höchstens dafür, die neue Ständeversammlung aus den Ausschüssen der Provinzialstände zu bilden, denn wenn diese acht provinzialständischen Versammlungen zu einer vereinigt würden, so werde dieselbe jedenfalls ein größeres Maß von Rechten erstreben, als jetzt zugestanden werden könnte. So kam man noch nicht einmal dazu, sich über die Hauptfrage schlüssig zu machen: zum Erlaß einer Gesammtverfassung war überdies ein förmlicher Beschluß des Staatsministeriums erforderlich, und diesen im Sinne des Königs herbeizuführen hatte seine besondere Schwierigkeit. Denn der Leiter des Ministeriums, der Prinz von Preußen (später Kaiser Wilhelm), war damals noch der entschiedenste Gegner des ganzen Verfassungsplanes. Um so größere Bedeutung hat die gemeinschaftliche Sitzung (11. März 1846) des Ministeriums und der vorerwähnten Kommission. Der schärfste Gegner jeder Reform war nach wie vor der Hofmarschall von Rochow, wogegen der Prinz von Preußen, wiewohl er mit den Einzelheiten der Vorlage nicht übereinzustimmen erklärte, die Nothwendigkeit einer centralständischen Verfassung bejahte.

1846

„Die größten Besorgnisse erweckten ihm (dem Prinzen) besonders das Petitionsrecht, das von den Provinzialständen auf den vereinigten Landtag, für dessen Formen die früheren Entwürfe bestätigt wurden, übergehe, aber dann eine weit größere Wichtigkeit erhalte; da werde die ganze Militärverfassung gefährdet werden, ebenso wie das in den konstitutionellen Staaten geschehe; man werde die Ausstattung des Militärs beschränken, die Presse, welche sich in Angriffen gegen das Militär gefalle, werde Gehör finden; von welchen Gefühlen müsse der Offizier beschlichen werden, er könne weder Freudigkeit noch Muth zu einem Berufe haben, den man täglich an den Pranger stelle." (L. v. Ranke.) Auch das Petitionsrecht hatte nach seiner Ansicht Mißstände und Uebel aller Art im Gefolge. „Ein neues Preußen", so urtheilt der Prinz, „wird sich bilden; das alte geht mit der Publizirung dieses Gesetzes zu Grunde. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist."

Am 3. Februar 1847 konnte ein königliches Patent veröffentlicht werden, welches den „Vereinigten Landtag der Monarchie" zum 11. April nach Berlin beschied. Mit Absicht hatte man den denkwürdigen 3. Februar (Aufruf zur Bildung der Landwehr 1813) gewählt: „wie damals die Kraft des mit seinem König verbundenen Volkes den äußeren Feind besiegte, so möchten die neuen Gesetze den Ausgangspunkt einer glänzenden Epoche bilden, in der das

1847

Baur, dann dessen Schule und besonders D. Fr. Strauß (1808—1874) die Gesetze der historischen Kritik auf die Offenbarungsschriften der Bibel angewendet und damit Anschauungen Raum geschaffen, die von den herkömmlichen doch zu weit abwichen, als daß sich die Orthodoxen nicht auch hätten rühren sollen. Sie hatten alle auf ihrer Seite, für welche die Religion und das Christenthum Herzenssache und Herzensbedürfniß sind, also auch den König selbst. Der Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten Eichhorn huldigte gleichfalls dieser Richtung, die in dem Professor Hengstenberg einen kampffrohen Vorfechter und in der „Evangelischen Kirchenzeitung" ein passendes Organ fand. Eine vom König berufene Generalsynode, auf welcher eine Mittelpartei die Oberhand hatte, verwarf die verpflichtende Kraft der alten Symbole, aber ihre Beschlüsse wurden nicht bestätigt. Vielmehr war der König der Ansicht, daß ein jeder, der die Symbole nicht anzuerkennen vermöge, aus der Landeskirche zu scheiden habe. Dieser Austritt wurde durch das „Toleranzedikt" (1847) möglich gemacht, und die Ausgetretenen durften sich zu religiösen Genossenschaften vereinigen. So entstanden die „freien Gemeinden" von Rupp, Uhlich und Wislicenus. Die Ansichten innerhalb derselben gingen ziemlich weit auseinander, einige Gemeinden waren bereit den christlichen Namen abzulegen. Allmählich wurden die freien Gemeinden, wie die deutschkatholischen, die Sammelplätze politisch Mißvergnügter und verflachten religiös immer mehr.

Auch der Kampf gegen die Union wurde in dieser religiös erregten Zeit erneuert; es bildeten sich „altlutherische" Gemeinden außerhalb der Landeskirche. War diese Zersplitterungssucht eine bedauerliche Erscheinung, so durfte man mit um so größerer Genugthuung die Gründung und Ausbreitung des „Gustav-Adolf-Vereins" begrüßen, der ohne solche Zänkereien allein auf den Schutz des evangelischen Bekenntnisses zielte. Als sich der Verein selbst bis Baiern erstreckte, kam der geistreiche König Ludwig auf den Gedanken, mit einem „Tilly-Verein" zu drohen.

Während demnach die religiösen Verhältnisse wenig erquicklich waren, war der preußische Staat im Jahre 1844 in der Lage, auf einem andern Gebiete zu beweisen, daß sich Deutschland auf dem Wege gedeihlichen Fortschreitens befand. Dies zeigte sich bei Gelegenheit der ersten deutschen Gewerbeausstellung, die in Berlin stattfand. Dagegen erlebte das preußische Volk in diesem Jahre auch ein bis dahin unerhörtes Verbrechen, indem ein dienstentlassener Bürgermeister, namens Tschech, aus persönlichem Rachedurst (26. Juli) ein Attentat auf den König machte.

Der König blieb unversehrt, der Frevler, welcher keine Reue bezeugte, ward mit dem Tode bestraft.

Die wichtigste Frage war und blieb aber, wie sich die Verfassungsangelegenheit entwickeln würde. Am ruhigsten hielten sich die Provinzialstände selbst, welche eine Erweiterung ihrer Befugnisse nicht begehrten und es zum Theil entschieden ablehnten, die Einführung von Reichsständen zu beantragen. Gewissenhaft aber war der König selbst, und wenn der Dichter Heine mit Bezug auf die königlichen Verheißungen von 1815 und 1820 frech gewitzelt hatte, „Ja, Königsworte das sind Schätze, Wie tief im Rhein der Niblungshort", so traf der Hohn diesen König wahrlich nicht mit Recht. Er fühlte sich gedrungen, den Gedanken, von dem schon so viel gesprochen, wahr zu machen und beschäftigte sich eifrig mit Entwürfen über die Zusammensetzung und die Befugnisse der neu zu schaffenden Institution.

Seine eigenen Absichten hatte der König hinsichtlich der Art der Beschlußfassung. Sie sollte nicht, wie bei den Provinzialständen, durch gemeinschaftliche Abstimmung geschehen,

sondern durch gesonderte Abstimmung der drei Kurien: zwei Stände sollten die Mehrheit bilden, der Beschluß aber erst zum Reichstagsbeschluß erhoben werden, wenn der Herrenstand, der bis jetzt erst in drei Provinzen konstituirt war, aber zu einer vierten Kurie ausgebildet werden sollte, seinen Beitritt erklärte.

Die Ansichten der Berather des Königs über die Nothwendigkeit einer eichsständischen Verfassung und über die Kompetenz der zu schaffenden Vertretung ingen ziemlich auseinander.

Im Jahre 1845 erhielt eine Kommission, die aus den Ministern Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Canitz und dem Hofmarschall von Rochow bestand, den Auftrag, auf Grund der Ideen des Königs einen Entwurf auszuarbeiten. Den lebhaftesten Widerspruch fand das ganze Unternehmen bei dem Hofmarschall von Rochow, welcher die Befürchtung aussprach, die königliche Souveränetät möchte von der ständischen Versammlung, welcher Art diese auch sei, absorbirt werden. Aber auch der Plan des Königs, die mediatisirten Fürsten und die adligen Großgrundbesitzer zu einer vierten Kurie zu vereinigen, und in dieselbe Vertreter der Landesuniversitäten und der größern Städte aufzunehmen, fand wenig Beifall. Die Kommission erklärte sich höchstens dafür, die neue Ständeversammlung aus den Ausschüssen der Provinzialstände zu bilden, denn wenn diese acht provinzialständischen Versammlungen zu einer vereinigt würden, so werde dieselbe jedenfalls ein größeres Maß von Rechten erstreben, als jetzt zugestanden werden könnte. So kam man noch nicht einmal dazu, sich über die Hauptfrage schlüssig zu machen: zum Erlaß einer Gesammtverfassung war überdies ein förmlicher Beschluß des Staatsministeriums erforderlich, und diesen im Sinne des Königs herbeizuführen hatte seine besondere Schwierigkeit. Denn der Leiter des Ministeriums, der Prinz von Preußen (später Kaiser Wilhelm), war damals noch der entschiedenste Gegner des ganzen Verfassungsplanes. Um so größere Bedeutung hat die gemeinschaftliche Sitzung (11. März 1846) des Ministeriums und der vorerwähnten Kommission. Der schärfste Gegner jeder Reform war nach wie vor der Hofmarschall von Rochow, wogegen der Prinz von Preußen, wiewohl er mit den Einzelheiten der Vorlage nicht übereinzustimmen erklärte, die Nothwendigkeit einer centralständischen Verfassung bejahte. 1846

„Die größten Besorgnisse erweckten ihm (dem Prinzen) besonders das Petitionsrecht, das von den Provinzialständen auf den vereinigten Landtag, für dessen Formen die früheren Entwürfe bestätigt wurden, übergehe, aber dann eine weit größere Wichtigkeit erhalte; da werde die ganze Militärverfassung gefährdet werden, ebenso wie das in den konstitutionellen Staaten geschehe; man werde die Ausstattung des Militärs beschränken, die Presse, welche sich in Angriffen gegen das Militär gefalle, werde Gehör finden; von welchen Gefühlen müsse der Offizier beschlichen werden, er könne weder Freudigkeit noch Muth zu einem Berufe haben, den man täglich an den Pranger stelle." (L. v. Ranke.) Auch das Petitionsrecht hatte nach seiner Ansicht Mißstände und Uebel aller Art im Gefolge. „Ein neues Preußen", so urtheilt der Prinz, „wird sich bilden; das alte geht mit der Publizirung dieses Gesetzes zu Grunde. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist."

Am 3. Februar 1847 konnte ein königliches Patent veröffentlicht werden, velches den „Vereinigten Landtag der Monarchie" zum 11. April nach Berlin beschied. Mit Absicht hatte man den denkwürdigen 3. Februar (Aufruf ur Bildung der Landwehr 1813) gewählt: „wie damals die Kraft des mit einem König verbundenen Volkes den äußeren Feind besiegte, so möchten die neuen Gesetze den Ausgangspunkt einer glänzenden Epoche bilden, in der das 1847

gegenseitige Vertrauen alle Feinde besiege, die sich zwischen den König und sein Volk drängten." Die königlichen Vorschläge bezeichneten zwar einen entschiedenen Fortschritt gegen früher, entsprachen aber doch den ungeduldigen Erwartungen nicht, welche die Liberalen gehegt hatten. Diesem Gefühl der Enttäuschung gab die Presse alsbald Ausdruck, und die Broschüre des jüdischen Breslauer Juristen H. Simon „Annehmen oder Ablehnen?" kränkte den König aufs tiefste.

Der „Vereinigte Landtag" war eben nur, wie sein Name besagte, eine Vereinigung der Provinziallandtage. Die Mitglieder sollten, wo es sich um Steuern und Anleihen handelte, in gemeinsamer Versammlung tagen, sonst aber in zwei Kurien auseinander treten. Die erste bestand aus den großjährigen Prinzen des königlichen Hauses, den Standesherren und allen Körperschaften, die auf den Provinziallandtagen mit Viril- oder Kollektivstimmen vertreten waren. Die zweite Kurie enthielt die drei Stände der bisherigen Provinziallandtage, die Abgeordneten der Ritterschaft, Städte und Bauern. In Hinsicht der Gesetzgebung stand dem Vereinigten Landtage nur berathende Befugniß zu, dagegen erhielt er das Petitionsrecht in innern Angelegenheiten. Sein Zusammentreten sollte nur erfolgen, wenn neue Steuern oder Anleihen es erheischten. Dagegen sollten die Vereinigten Ausschüsse alle vier Jahre zusammenkommen. — An der Creirung der „Herrenkurie" nahm selbst die Ritterschaft heftigen Anstoß.

Wie sehr das, was der König dachte, und was der Liberalismus wünschte, auseinanderging, zeigte sich aufs deutlichste bei der Eröffnung des Landtages.

In einer glänzenden Rede sprach der König die Grundsätze aus, die ihn bei der Abfassung des Patentes geleitet, die Hoffnungen und Wünsche, die er an dasselbe knüpfte. Er erklärte sich dabei auf das entschiedenste gegen die Forderung einer urkundlich verbrieften konstitutionellen Verfassung. Niemals solle sich ein Blatt Papier zwischen den Herrgott im Himmel und sein Land drängen.*) Er glaubte zu wissen, sein Volk wolle nicht das Mitregieren von Repräsentanten, das Brechen der Vollgewalt seiner Könige, die seine Freiheit und seinen Wohlstand begründet hätten. Gegenüber dem Geiste des Zweifels und des Unglaubens auf religiösem Gebiet sprach er das schöne Bekenntniß aus: „Ich und Mein Haus wollen dem Herrn dienen."

Die Worte des Königs waren eine beredte, schwungvolle Kundgebung des Königthums von Gottes Gnaden, aber sie machten nur einen geringen Eindruck auf politische Männer, die mit ganz anderen Gesinnungen gekommen waren und etwas ganz anderes erwartet hatten. Es waren eben irrthümliche Voraussetzungen, von denen der König ausging: soweit überhaupt von politischem Verständniß in jenen Tagen die Rede sein kann, wollten die Liberalen grade jenes Blatt Papier, auf dem die Rechte des Volkes verzeichnet stehen sollten. Der König verkannte eben jenen mißtrauischen, feindseligen Zug, der durch die gebildeten Massen ging. Es war ein tragisches Verhängniß, die Frucht alter Versäumniß, daß er kein Vertrauen fand, wo er ein volles Herz entgegen brachte.

In einer Adresse, welche der Landtagsmarschall zuließ, obwol dem Landtage das Recht dazu fehlte, — der König ließ merken, er habe nichts dawider, — beschloß man der Stimmung der Versammlung Ausdruck zu geben. Ein Entwurf des rheinischen Abgeordneten H. von Beckerath erinnerte an Versprechungen

*) Nicht „zwischen mich und mein Volk drängen" wie in der Regel falsch zitirt wird.



(„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!")

drich Wilhelm IV. bei Eröffnung des ersten Vereinigten Landtages am 11. April 1847.

Gleichzeitige Lithographie von Nordmann.

Friedrich Wilhelms III. und nahm entsprechende Rechte für die Stände in Anspruch; weniger scharf war der Entwurf des Grafen Arnim-Boitzenburg; zuletzt einigte man sich über eine vermittelnde Fassung. Der König gab eine maßvolle Antwort, aber er mißbilligte das Wort „Wahrung", da auch ihm die Wahrung aller Rechte obliege. Er erklärte auch, er erkenne keine anderen Berechtigungen an, als die, welche sein Patent vom 3. Februar gewähre. Uebrigens gab er zu, daß die Verfassung fortbildungsfähig sei und versprach alle ihm auf verfassungsmäßigem Wege zugehenden Anträge zu prüfen und soweit zu gewähren, als es mit den unveräußerlichen Rechten der Krone vereinbar sei. Auch machte er Hoffnung auf periodische Wiederkehr des „Vereinigten Landtages."

In den Verhandlungen, welche nun begannen, zeigte sich der prinzipielle Gegensatz zwischen den Ansichten der Krone und denen der Majorität des Landtages immer schärfer. Die Punkte, um die es sich handelte, waren besonders die geforderte regelmäßige Wiederkehr (Periodizität) der Vereinigten Landtage und die Erwählung von Mitgliedern für die Provinzialausschüsse, denn mit Recht sah der Vereinigte Landtag in den Befugnissen, welche den Ausschüssen zugesprochen waren, eine Beschränkung der eigenen Machtsphäre. Immer mehr wuchs der Landtag der Regierung über den Kopf, zumal die Opposition über eine Reihe talentvoller Redner verfügte, denen die Krone höchstens den Grafen Arnim-Boitzenburg gegenüber zu stellen hatte. Auf der rechten Seite trat hier schon der Abgeordnete von Bismarck, der die politischen Entwicklungsstadien seiner Jugend hinter sich hatte, als schneidiger Anwalt der Krone und als unerbittlicher Feind der sich auf diesem jungfräulichen Versuchsterrain üppig breit machenden Phrase auf. Da man um Prinzipien kämpfte und viel theoretische Prinzipienreiterei trieb, wurden einige ganz wohlthätige Anträge der Regierung abgewiesen, wie die Bewilligung von 30 Millionen zur Erbauung der Ostbahn und die Gründung von Landrentenbanken unter Garantie der Regierung. Wenn diese keine recht bestimmte Haltung einnahm, — man mochte das eben begonnene Werk nicht gleich wieder scheitern sehen und doch auch nicht die Forderungen der Opposition bewilligen, — so fehlte dieselbe doch auch dem Landtage. Die Meinungsverschiedenheiten in demselben machten sich geltend, als die Regierung darauf drang (24. Juni), daß der Landtag die Wahlen für die Vereinigten Ausschüsse und die Staatsschuldenkommission vollziehen solle, achtundfünfzig Abgeordnete, darunter G. von Vincke, verweigerten die Wahl, hundertsechsundfünfzig wählten unter dem Vorbehalt, daß die Ausschüsse die Rechte des Landtages nicht beeinträchtigen dürften, zweihundertvierundachtzig wählten ohne Widerspruch. 1847 Zwei Tage später wurde der Landtag mit einer Botschaft des König geschlossen (26. Juni), der sich im ganzen befriedigt aussprach, obwol ihm jener Protest sehr mißfallen hatte.

1848 Am 17. Januar 1848 traten die vereinigten Ausschüsse ins Leben, die Verhandlungen gingen glatt von Statten und waren am 7. März zu Ende gediehen. Der König beschloß jetzt, auch die beiden Hauptforderungen des Vereinigten Landtages zu bewilligen — Periodizität desselben und Beschränkung der Wirksamkeit der vereinigten Ausschüsse — da traten Ereignisse ein, die ihn und alle seine Pläne völlig überholten und der Weiterbildung der geplanten ständischen Repräsentation ein Ziel setzten.

Zwar wurde der Vereinigte Landtag in Süddeutschland, wo man wenigstens auf dem Papier Verfassungen nach konstitutionellem Zuschnitt hatte, nicht recht für voll angesehen, aber die Helden der Berliner Tribüne, wie Hansemann, Camphausen, Beckerath, Vincke, zogen doch die Aufmerksamkeit der



Otto von Bismarck-Schönhausen, Abgeordneter der Ritterschaft von Jerichow zum ersten Vereinigten Landtage 1847. — Nach einem Familienbilde.

süddeutschen Volksmänner, eines Welcker, Gagern und Römer auf sich. Hier im Süden schieden sich die Anhänger freisinniger Ideen, wie dies seit den Ereignissen der 30er Jahre nicht anders möglich war, in zwei ziemlich streng gesonderte Richtungen. Der besonnene Liberalismus, der aber das nationale Ideal der Einheit Deutschlands nicht minder hochhielt, als die andern, hatte seine Hauptstützen noch immer in den Kreisen der Gelehrten, der Professoren. Zu ihrem Organ machten sie die „Deutsche Zeitung", die in Heidelberg unter Gervinus' Leitung erschien und ihre Wirksamkeit auch auf Preußen erstrecken wollte.

Neben diesen gemäßigteren Elementen standen die Radikalen, deren Führer zum großen Theil im Auslande sozialistisch-kommunistische Ideen, wie sie in

Frankreich aufkamen, angenommen hatten. Je näher diesem großen Herde der Bewegungen, desto allgemeiner waren die radikalen Anschauungen verbreitet, also besonders in Baden. So streng nun in der Zeit nach dem Hambacher Fest der Gegensatz zwischen Radikalen und Liberalen gewesen war, hatte sich jetzt eine Annäherung vollzogen, und gebildete Männer aus Schriftsteller- und juristischen Kreisen waren von radikalen Anschauungen nicht weit entfernt. Von 1847 der Erregung, welche in beiden Lagern herrschte, gaben zwei große Versammlungen im Herbst 1847 Zeugniß.

Am 12. September erklärte zu Offenbach unter Leitung des Advokaten Hecker und des Journalisten Struve eine Volksversammlung der Radikalen die Aufhebung aller reaktionären Bundestagsbeschlüsse, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Schwurgerichte, Volksvertretung am Bundestage &c. für die unabweislichen Forderungen der Gegenwart. Am 10. Oktober fanden sich zu Heppenheim an der Bergstraße liberale Abgeordnete aller süddeutschen Staaten ein, aus Preußen Hansemann und Mevissen, die Badener Itzstein, Welcker u. A., Römer und Goppelt aus Würtemberg, Heinrich von Gagern aus Darmstadt, um die Frage der Volksvertretung am Bunde zu besprechen. Man beschloß in den Kammern der einzelnen Staaten mit bezüglichen Anträgen hervorzutreten: Baden machte den Anfang, Darmstadt folgte.

Einer Reform der Bundesverfassung war auch König Friedrich Wilhelm nicht abgeneigt. Er wandte sich nur an die ungeeignetste Stelle. Einen Entwurf, den sein Vertrauter von Radowitz auf seine Veranlassung ausgearbeitet, ließ er in Wien überreichen. Der Entwurf enthielt Reformen von höchstem Werth, ein Grund mehr für Metternich, das Projekt unbeachtet und unbeantwortet zu lassen.

In dem Entwurf wurde unter anderm verlangt: gemeinsames deutsches Bürgerrecht, allgemeines deutsches Handelsrecht und Strafgesetz, ein oberstes Bundesgericht, Ausdehnung des Zollvereins auf ganz Deutschland.

In einem der deutschen Staaten kam es schon im Jahre 1847 zu gewaltsamen Auftritten, deren Veranlassung aber eigentlich keine politische war.

König Ludwig von Baiern hatte seit langer Zeit ein reaktionäres Regiment durch seinen Minister Abel führen lassen können, bis im Jahre 1846 die Opposition in der Kammer die Mehrheit erlangte. In seiner Stellung erschüttert, fand Abel einen willkommenen Anlaß, mit Ehren abzutreten. Er weigerte sich, der Geliebten des Königs, der Tänzerin Lola Montez, welche Ludwig in den Adelsstand erheben wollte, das dazu erforderliche bairische Bürgerrecht auszuwirken. Eine im Namen des Ministerrathes verfaßte Denkschrift führte Abels Sturz herbei, und der König berief nun ein liberales Ministerium. Da dieses die schmähliche Schwachheit besaß, bezüglich der Spanierin den Wunsch Ludwigs zu erfüllen, wurde Abel der Held des Tages. Obwol das Ministerium im Dezember 1847 seine Entlassung nehmen mußte, verdarben es auch die Nachfolger mit der öffentlichen Meinung, die sich beim Begräbniß des alten Görres († 29. Januar 1848) in einem nicht unbedeutenden Tumult äußerte. In Folge dessen schloß Ludwig die Universität, sah sich aber bald genöthigt, seinen Befehl zurückzunehmen, und Lola Montez, jetzt Gräfin von Landsfeld, mußte das Land verlassen.

Während hier im Süden der Sieg des Liberalismus, an einen recht zweideutigen Handel geknüpft, von zweifelhaftem Werth war, hatte das lebhaft

ulsirende Nationalgefühl der Deutschen an der Grenzmark des Landes einen ḃürdigen Gegenstand seines Interesses und seiner Sorge erhalten. Die schleswig-olsteinische Frage, die 1830 von Uwe Lornsen ohne Erfolg angeregt worden ar, hatte durch den „offenen Brief“ des Dänenkönigs Christian VIII. 8. Juli 1846) eine neue Gestalt angenommen: die Drohung des Königs Schleswig und Holstein nur noch enger mit Dänemark zu verbinden, hatte Deutschlands Unwillen herausgefordert. Daß der Bundestag nicht eingriff, teigerte die Sympathie für Schleswig-Holstein nicht weniger, als das dänische Unterdrückungssystem, das im Jahre 1847 Platz griff. Und nun starb am 20. Januar 1848 König Christian VIII.; mit Friedrich VII. bestieg der etzte Sproß der königlichen Linie den Thron.

Nachdem Lornsens Plan (enge Verbindung von Schleswig und Holstein, Lockerung des Zusammenhanges mit Dänemark) gescheitert war, bildete sich eine Partei (Neu-Holsteiner), die Schleswig allenfalls den Dänen überlassen wollte. Weder in Schleswig noch in Holstein drang sie damit durch, fand aber Unterstützung bei den „Eiderdänen“, die alles Land bis zur Eider zu einem einheitlichen Gesammtstaat zu verschmelzen strebten und auf den Besitz Holsteins weniger Werth legten. Nun hatte aber König Christian VIII., der 1839 zur Regierung kam, nur einen Sohn, Friedrich, nach dessen Tode die Auflösung der Monarchie bevorstand; denn in Dänemark galt auch die weibliche, in Holstein die männliche Erbfolge allein: wegen Schleswigs konnte der Rechtspunkt zweifelhaft erscheinen. Durch eine Schrift Lornsens, die Beseler 1841 herausgab, wurde in Schleswigern und Holsteinern das Gefühl der Zusammengehörigkeit neubelebt: es bekam Gelegenheit öffentlich hervorzutreten, als der Däne Algreen Ussing im Oktober 1844 den König zu der Erklärung aufforderte, daß die weibliche Erbfolge durchweg gelten solle. Die holsteinischen Provinzialstände verfaßten eine Gegenpetition und verlangten für Schleswig und Holstein die Anerkennung des Grundsatzes: „up ewig ungedeelt.“ Nach eingehender Prüfung veröffentlichte der König den ersten offenen Brief, dem zufolge höchstens hinsichtlich einiger Theile Holsteins ein Zweifel bestehen könne, ob dort dieselbe Erbfolgeordnung herrsche, wie in Dänemark. Dem widersprach eine gewaltige Volksversammlung in Neumünster (20. Juli 1846) und beschloß einen Protest an den Bundestag. Allenthalben erscholl im Lande Chemnitz' Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, aus vielen deutschen Städten liefen Zustimmungsadressen ein. Da der Bundestag die Holsteiner im Stich ließ, fühlten sich die Dänen zu einem schlimmen Terrorismus ermuthigt. Eine Reise, die der König zur Beruhigung unternahm, hatte den entgegengesetzten Erfolg, ein zweiter Brief (vom 18. September) blieb wirkungslos. Der verhaßte Scheele wurde Statthalter, alle Patrioten wurden ihrer Aemter entsetzt.

So fehlte es fast nirgends in Deutschland an nationalem und politischem Zündstoff, den der kleinste Funke in helle Flammen setzen konnte. Schon gährte und brodelte es drüben in Frankreich, aber schon vierzehn Tage vor dem Ausbruch der französischen Februarrevolution sprach der badische Abgeordnete Bassermann in der Kammer, wo die Volksvertretung am Bundestage verlangt wurde, die prophetischen Worte: „An der Seine und der Donau neigen sich die Tage.“

2. Die deutsche Revolution des Jahres 1848 bis zur Eröffnung des Frankfurter Parlamentes (18. Mai).

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich der Eindruck der französischen Revolution durch Deutschland, die Radikalen und Republikaner zu kühnstem Auftreten ermuthigend, aber auch die Köpfe der Liberalen mit unbegrenzten Hoffnungen erfüllend.

Am unmittelbarsten wirkte das Ereigniß in Süddeutschland, in dem durchwühlten Baden und Hessen-Darmstadt; dann aber auch in Würtemberg, in allen Rheinlanden, in den norddeutschen Hauptstädten, in Hamburg und Bremen begann es zu gähren, hie und da kam es zu Unruhen, zu erregten Volksscenen.

1848 Eine Volksversammlung in Baden (zu Mannheim am 27. Februar) unter Itzsteins Vorsitz verlangte Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, deutsches Parlament. Das liberale Ministerium und der Großherzog stimmten sowol diesen Forderungen zu, als auch dem erweiterten Programm, das Struve im Namen der Radikalen vortrug und welches zwölf Punkte, besonders auch die Verantwortlichkeit der Minister, umfaßte. Schon in Karlsruhe ging es nicht ohne bedenkliche Scenen ab, in einzelnen Theilen des Landes fiel das Wort „Republik“, und die Bauern bewaffneten sich mit Sensen. In Darmstadt beantragte am 28. Februar Heinrich von Gagern Einsetzung einer deutschen Centralgewalt und Berufung eines deutschen Parlamentes.

1848 Der Bundestag bekam Angst, stellte schon am 9. März die Aufhebung der Censur und die Gewährung der Preßfreiheit in das Belieben der einzelnen Regierungen und erklärte (9. März) die verfehmten Farben schwarz-roth-gold für die Farben des Bundes. Ein Gefühl der Schwäche und Unsicherheit, wie es nur aus dem Bewußtsein eigener schwerer Versäumniß erklärt werden kann, befiel die Regierungen, die Minister gaben ihre Portefeuilles an die Führer der bisherigen Opposition ab. Von den süddeutschen Liberalen traten 51 am 5. März zu Heidelberg zusammen, erwählten einen Siebener-Ausschuß (darunter Gagern, Welcker, Itzstein) und luden alle früheren oder gegenwärtigen Mitglieder deutscher Ständeversammlungen zum 30. März zu einem Vorparlamente in Frankfurt am Main.

Ehe dasselbe zusammenkam, hatte die eigentliche Revolution schon mehrere Erfolge errungen. Am wenigsten gewaltsam vollzogen sich die Dinge in München, wo die Lola-Montez-Unruhen noch nicht ganz gestillt waren und von neuem ausbrachen. Der König Ludwig bewilligte zwar am 6. März die liberalen Forderungen und erklärte es für seinen Stolz „ein deutscher Mann“ zu sein, entschloß sich aber, als man ihn zwang seine ehemalige Geliebte auf die Festung zu bringen, am 20. März, zu Gunsten seines Sohnes Maximilans II abzudanken.

Acht Tage früher triumphirte die Revolution in Wien. Von den östreichischen Staaten regte sich zuerst Ungarn. Ludwig Kossuth forderte in mächtigen Worten konstitutionelle Einrichtungen im Preßburger Reichstage: seine Beredsamkeit zündete auch in Wien, wo selbst in den höchsten Kreisen Groll und Haß gegen Metternich herrschte. Von verschiedenen Seiten wurden mehr oder minder

weitgehende Forderungen an die Regierung gerichtet; der Zusammentritt der östreichischen Stände (13. März) mußte unfehlbar entscheidend werden.

Zu spät (am 12.) beschloß Metternich durch Berufung eines ständischen Ausschusses aus allen Provinzen allzu extravaganten Ansprüchen vorzubeugen. Der 13. März nahm einen äußerst gewaltsamen Verlauf: das namentlich durch Studenten aufgeregte Volk bedrohte die Stände, als es vernahm, daß diese weiter nichts verlangten, als einen „Vereinigten Ausschuß.“ Das Anrücken von Truppen steigerte die Erregung: es kam zu Thätlichkeiten, als die Truppen eine Salve gegeben. Metternich, der die Bewegung anfangs für einen unbedeutenden Krawall gehalten, sah endlich die Nothwendigkeit seines Rücktrittes ein. Ein kaiserlicher Erlaß verkündete am 14. das wichtige Ereigniß, auch die Aufhebung der Censur und die Einrichtung einer Nationalgarde. Obwol dann auch am 15. die Zusage gegeben wurde, eine zu berufende Reichsversammlung werde über eine Konstitution berathen, so konnte das Mißtrauen nicht ganz schwinden, da den Oberbefehl in Wien ein Aristokrat, Fürst Windischgrätz erhielt und kein Liberaler ins Ministerium berufen wurde. Indeß für den Augenblick frohlockten die Wiener doch, Metternich gestürzt und vertrieben zu haben.

Für den Gang der deutschen Bewegung war es nun von größter Wichtigkeit, welche Stellung der König von Preußen zu den Tagesereignissen nehmen würde. Es war bei des Königs offen zu Tage tretender Eigenart vorauszusehen, daß er über die bereits gewährte ständische Mitregierung hinaus sich weitere Zugeständnisse nicht abdringen lassen werde. Nachdem die vom „Vereinigten Landtag“ gewählten Ausschüsse vom 17. Januar bis 6. März getagt, hatte der König die regelmäßige Wiederkehr dieser letzteren Versammlung bereits gewährt; ein Zugeständniß, das nicht mehr genügend befunden wurde. Nicht als ob der „Vereinigte Landtag“ absolut verworfen worden wäre, aber die Umgestaltungen, welche die Liberalen verlangten (verändertes Wahlsystem zu einer proportionsmäßigen Vertretung der verschiedenen Volksklassen, Umgestaltung des Herrenstandes, beschließende Mitwirkung des Landtages in der Gesetzgebung), überschritten eben die Grenze zwischen ständischem und konstitutionellem Wesen. Der König war dem konstitutionellen Liberalismus ebenso abhold, wie dem Radikalismus; beide Richtungen betrachtete er als Ausflüsse desselben revolutionären Geistes, der sich soeben in der Schweiz geltend gemacht und ihn zu seinem größten Schmerze um sein geliebtes Neuenburg gebracht hatte.

Die Schweiz war seit dem Jahre 1830 nicht zu innerer Ruhe gelangt. Die aristokratische Mißregierung, die in einzelnen Kantonen herrschte, rief die Trennung von Basel-Stadt und Basel-Land hervor, welche von der „Tagsatzung“ anerkannt wurde (1832) und von dem Sarner Bund, in dem Schwyz, Uri und Unterwalden neben Basel-Stadt, Neuenburg und Wallis dominirten, nicht rückgängig gemacht werden konnte. In der Folge wurde der innere Frieden gestört namentlich durch die religiösen Streitigkeiten zwischen der orthodoxen und der rationalistischen Partei im Protestantismus: dazu kamen dann Beschwerden der Ultramontanen, als 1841 in Aargau alle Mönchsklöster aufgehoben wurden: durch Berufung der Jesuiten suchten nun die katholischen Kantone, insbesondere Luzern, ihren Einfluß zu stärken. Als ein Versuch der Liberalen in Luzern, das Jesuitenregiment zu

stürzen, mißlang (1844), beschlossen die Liberalen der übrigen Kantone, ihren Gesinnungsgenossen mit Gewalt Luft zu verschaffen. Ein Freischarenzug, welchen der Berner Ochsenbein im März 1845 gegen Luzern führte, scheiterte zwar gänzlich, aber der Konflikt wurde geschärft, da Ochsenbein an die Spitze seines Kantons trat. Die Luzerner erneuerten in Folge dessen den Sarner Bund mit den strengkatholischen Kantonen. Eine Mittelpartei, zu der außer Genf auch Neuenburg hielt, verhinderte den Ausbruch des Bürgerkrieges, bis die Radikalen in Genf (1846) und St. Gallen zum Siege gelangten. Nun besaßen sie in der Tagsatzung die Mehrheit und beantragten die Auflösung des Sonderbundes. Neuenburg gerieth nun in eine schwierige Lage: wegen seiner vorwiegend protestantischen Bevölkerung wünschte es nicht den Sieg des katholischen Sonderbundes: mußten sich aber die einzelnen Kantone unwiderruflich unter die Mehrheitsbeschlüsse der Tagsatzung beugen, so ward seine Stellung zu Preußen gefährdet. Als die Tagsatzung die Austreibung der Jesuiten beschloß (3. September 1847) kam es zum Kriege, der nach einer Schlacht bei Gislikon (23. November) mit der Unterwerfung des Sonderbundes endete. Die bis dahin uneinigen Großmächte verlangten nun drohend die Wiederherstellung der Kantonal-Souveränetät, was die Schweizer wenig kümmerte. Im September 1848 wurde die neue Verfassung angenommen, durch welche die Schweiz sich aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelte (Bundesversammlung, bestehend aus Stände- und Nationalrath, Bern ständiger Vorort, Bundesrath von der Bundesversammlung zu wählen, mit jährlich wechselndem Vorsitzenden). Neuenburg trat in das neue Verhältniß nicht mehr als preußisches Fürstenthum ein: Anfang März hatte es den preußischen Statthalter, General von Pfuel, durch eine kurze Revolution vertrieben.

In der preußischen Hauptstadt kam es in der zweiten Märzwoche auch zu lärmenden Volksversammlungen und Adressen an den König: je ärmer Berlin an politischen Kapazitäten war, desto größeren Anklang fanden die zahlreich aufsprießenden demagogischen Volksredner. Revolutionsmänner aus Polen, Frankreich und Süddeutschland fanden sich ein: der Mittelstand hielt sich scheu zurück, die höheren Gesellschaftskreise schimpften auf den Pöbel. Die Masse war erfüllt von blinder Wuth besonders auf den Prinzen von Preußen, dem der König ein Kommando am Rhein geben wollte, um französischen Eroberungsgelüsten zu begegnen und den Prinzen aus der Hauptstadt zu entfernen. Leider wurde der Plan geändert, und die Masse glaubte natürlich, der Prinz sei zurückbehalten, um sie zu bekämpfen. Umsonst suchte der König der steigenden Bewegung Einhalt zu thun, indem er den Vereinigten Landtag einberief und ankündigte, er habe gemeinsam mit Oestreich die deutschen Regierungen nach Dresden geladen, um dort über freiheitliche und nationale Reformen zu berathen. Militärische Vorsichtsmaßregeln machten das Volk argwöhnisch und führten Gewaltthätigkeiten herbei: am 15. schritt das Militär förmlich ein um die Volksmengen zu zerstreuen, die sich auf die Nachricht von der Wiener Revolution vor dem Schlosse angesammelt hatten. Nachdem an den beiden folgenden Tagen ziemliche Ruhe geherrscht, erfolgte am 18. März aus einem ähnlichen Anlaß wie am 15. der blutige Ausbruch der Revolution.

Der König hatte noch in der vorangehenden Nacht einen Erlaß genehmigt, der den Landtag schon zum 2. April einberief, Schaffung eines deutschen Parlamentes, Einführung konstitutioneller Verfassungen verhieß und einen beruhigenden Eindruck machte. Das Volk zog vor das Schloß, um dem König eine lärmende Ovation darzubringen. Der König

nahm vom Balkon aus die Huldigung entgegen und zog sich dann zurück. Als das Volk nicht auseinander gehen wollte, fielen zwei Schüsse: die Menge schrie Verrath, forderte Waffen. Als nun eine Salve folgte, war das Signal zum Kampfe gegeben, schleunigst waren in verschiedenen Straßen Barrikaden gebaut, in den Umgebungen des Schlosses begann der Kampf. Eine weiße Fahne mit der Inschrift „Mißverständniß“ wurde verhöhnt. In dem Kampfe, der von 3 Uhr nachmittags bis 2 Uhr morgens dauerte, hielten sich die Truppen tadellos und trieben die aus den bedenklichsten Elementen bestehenden Aufrührer von Barrikade zu Barrikade zurück. Hätte man die Truppen gewähren lassen, so wäre der Aufruhr kurzer Hand niedergeschlagen gewesen.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke aber fehlte dem Könige der entscheidende Entschluß. Gegen den Rath seines Bruders, des Prinzen von Preußen, bestürmt von allem, was schwankend und schwächlich war in seiner Umgebung, gab er am Morgen des 19. den Befehl die Truppen zurückzuziehen und versuchte durch einen rührenden Aufruf „an Meine lieben Berliner“ die insurgirte Hauptstadt zu versöhnen.

Auch ein liberales Ministerium (Arnim-Auerswald-Schwerin) wurde gebildet nd die Bewaffnung der Bürger gestattet. So war der König für die nächsten Tage dem Willen des triumphirenden Pöbels unterworfen und mußte sich die chmählichsten Demüthigungen gefallen lassen.

Die Massen schleppten die Leichen der Gefallenen in den Schloßhof, und der König mußte sie entblößten Hauptes grüßen, während der glaubenslose Pöbel den Choral „Jesus meine Zuversicht“ anstimmte. Der Prinz von Preußen verließ Berlin, an seinen Palast schrieb man mit Kreide „Nationaleigenthum.“ Alle Gefangenen, vor allem der polnische Unruhstifter Mieroslawski, wurden freigegeben. Am Morgen des 21. erschien eine Ansprache der Minister „an die deutsche Nation“, an deren Spitze sich der König gestellt habe. Umgeben von den Prinzen und Ministern durchritt der König, mit dem schwarzrothgoldenen Bande geschmückt, um Mittag die Straßen Berlins, hie und da die Volksmassen anredend. Die Begrüßung als deutscher Kaiser wies er zurück.

Die Worte, welche der Monarch am 21. März bei seinem Umritt durch die Stadt zu sprechen Gelegenheit nahm, und sein ganzes Auftreten beruhigte die Masse, welche sich am 22. März an dem unerhörten Schauspiel weidete, daß hr Herrscher den Leichenzug der gefallenen Empörer vom Schlosse aus entblößten hauptes grüßen mußte.

Hundertdreiundachtzig Särge wurden vorbeigetragen und im Friedrichshain bestattet, wo der Bischof Neander den Segen sprach.

Der König bekam sogleich Veranlassung, die deutsch-nationale Gesinnung, u der er sich rückhaltlos bekannt hatte, zu bethätigen. Unmittelbar nach dem Tode Christians VIII. (20. Januar 1848) hatte sein Sohn und Nachfolger riedrich VII. eine neue Verfassung angekündigt, durch welche Schleswig-Holstein in integrirender Theil des dänischen Gesammtstaates wurde. Statt dessen verlangten die Schleswig-Holsteiner die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund, Gewährung einer schleswig-holsteinischen Verfassung und ein deutsches Parlament (15. März). Am 18. beschloß eine Versammlung zu Rendsburg dem Könige ihre Wünsche vorzutragen. Die Nachricht, daß die eiderdänische Partei welche die Einverleibung Schleswigs forderte) plötzlich ans Ruder gekommen sei Orla Lehmann, Bischof Monrad), bewog die Patrioten, ihr Verfahren zu ändern.

Sie bildeten (24. März) eine provisorische Regierung, gewannen die Truppen in Kiel und bemächtigten sich der Citadelle von Rendsburg. Am folgenden Tage traf von dem Könige von Dänemark die Nachricht ein, daß er Schleswigs Eintritt in den Bund nie zugeben werde: der König von Preußen dagegen erklärte, er erkenne die Forderungen der Schleswig-Holsteiner als berechtigt an und verspreche dem rechtmäßigen Erben, dem Herzog Christian von Augustenburg, seinen Schutz. Er ertheilte seinen Truppen den Befehl, nach Holstein zu marschiren und trieb den Bund zur Hilfeleistung an. Schon am 12. April verlangte die Bundesversammlung die Aufnahme Schleswigs unbeschadet der Rechte Friedrichs VII. Der dänische Gesandte trat aus, Preußen übernahm im Namen des Bundes den Krieg, der zwischen den Dänen und der provisorischen Regierung bereits entbrannt war.

Durch sein rasches Eintreten für den bedrohten deutschen Volksstamm gewann sich der König außerhalb Preußens viele Freunde; auch machte er den ehrlichsten Versuch, unter den ihm am 19. März abgerungenen Bedingungen zu regieren. Ein vorgeschritten liberales Ministerium (Camphausen) ward am 29. März gebildet, dem Vereinigten Landtage ward ein Wahlgesetz vorgelegt, dem zufolge jeder unbescholtene Preuße, der das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet hatte, das Recht zur Wahl der konstitutionellen Versammlung erhielt. Dem Könige sprach die Versammlung ihren Dank durch eine Adresse aus, die viele nur mit halbem Herzen unterzeichneten; von den zweien, welche sich dessen weigerten, war der eine Otto von Bismarck.

Inzwischen war das von dem Siebenerausschusse berufene „Vorparlament“ am 31. März zu Frankfurt unter dem Vorsitze des Heidelberger Professors Mittermaier eröffnet worden. Obwol die Versammlung, in welcher die deutschen Stämme sehr ungleichmäßig, die Oestreicher fast gar nicht vertreten waren, gar keine staatsrechtliche Befugniß besaß, war ihr moralisches Ansehen so groß, daß der Bundestag die wichtigsten Beschlüsse des Vorparlamentes ohne weiteres genehmigte.

Die wichtigste Festsetzung war, daß bei den Wahlen zur konstituirenden Nationalversammlung auf je 50,000 Seelen ein Abgeordneter kommen und die Wahl unabhängig vom Census und Glaubensbekenntniß, sowie von allen Standesunterschieden sein solle.

Zur Vorbereitung der konstituirenden Versammlung wählte das Vorparlament einen Fünfzigerausschuß, der mit dem Bundestag in Berathung treten sollte. Da in diesen Ausschuß kein Mitglied der radikalen Partei gelangte, verließ dieselbe unter Führung von Hecker und Struve das Vorparlament und machte den heillosen Versuch, ihre Ziele mit Waffengewalt zu erreichen.

Das geeignetste Terrain schien das gründlich durchwühlte Baden zu sein, wo wirklich die Frage gestellt wurde, ob man die Republik oder die konstitutionelle Monarchie begehre. An der französischen und schweizer Grenze standen Tausende von Arbeitern unter Georg Herwegh zum Losschlagen bereit und die badische Regierung hatte längst um Bundeshilfe ersucht, da ihre Truppen meuterische Gesinnungen zeigten. Das Zögern der Baiern und Würtemberger steigerte nur das Selbstgefühl der Empörer, die im Seekreis ihren Hauptsitz

hatten. Mitte April rückten Badener und Hessen unter Fr. von Gagern gegen Freiburg, Baiern gegen Konstanz, wo sich eine republikanische Statthalterschaft bildete. Die Truppen Gagerns trafen am 20. April bei Kandern auf Hecker: Gagern ward vor dem Kampfe beim Parlamentiren mit den Aufständischen meuchlings erschossen, dann aber zerstreuten die Truppen die Empörer nach kurzem Kampf. Die Führer suchten natürlich eiligst das Weite. Auch Georg Herwegh, der, mit seiner buntscheckigen Bande von Franzosen, Italienern, Polen, Ungarn rc. auf dem Rückzug begriffen, am 26. bei Dossenbach auf die Würtemberger stieß, hielt es nicht für angemessen, sein begeistertes Lied „vom Sterben" zu bewahrheiten, sondern ließ sich durch seine Frau in wenig rühmlicher Weise retten.

In zehn Tagen war dieser Aufstand, den viele der freisinnigsten Volksmänner als einen Frevel an der deutschen Nation mit Recht brandmarkten, erstickt, aber die Gemüther ließen sich so leicht nicht beruhigen. Um dieselbe Zeit erhoben sich auch die Polen im Posenschen: die unklaren Sympathien, welche die deutschen Liberalen und noch soeben das Vorparlament den Polen entgegengetragen hatten, wurden durch die grausamen Hiebe der Sensenmänner Mieroslawskis erwiedert und erfuhren eine erhebliche Abkühlung. Erfolg hatten die Polen so wenig wie die Radikalen; nach mehreren unglücklichen Gefechten im April wurde der Rest der Aufständischen am 9. Mai geschlagen.

Unterdessen waren aller Augen und Sinne nach Frankfurt gerichtet, wo die auf den Wunsch des Bundestages geschaffene Siebzehnerkommission bemüht war, den Plan der neuen Reichsverfassung zu entwerfen. In Bezug auf die „Grundrechte des deutschen Volkes" hielt sich diese Kommission an die Beschlüsse des Vorparlamentes gebunden. Aber hinsichtlich des wichtigsten Punktes, der Schaffung einer deutschen Centralgewalt, hatte sich dasselbe nicht geäußert. Dahlmann schlug die Erneuerung des deutschen Kaiserthumes vor, als Träger der Krone dachte er sich den König von Preußen. Aber auf der einen Seite ward Dahlmanns Ansicht nicht von allen seinen Genossen getheilt, andererseits ließ König Friedrich Wilhelm schon jetzt keinen Zweifel darüber, daß er diese Krone nie annehmen werde, wenn Oestreich nicht zuvor freiwillig zurückgetreten sei. Er wollte sich begnügen, unter einem Kaiser aus dem östreichischen Hause König der Deutschen oder Reichserzfeldherr zu sein.

Eine Verständigung erfolgte nicht mehr vor dem Zusammentreten des Parlamentes selbst. Das durfte als ein Vortheil für dasselbe betrachtet werden, insofern die Erwählten des Volkes nun ganz frei zur Ausführung bringen konnten, was sie als Wunsch der Nation zu erkennen glaubten. Aber dieser Vortheil ward dadurch sehr geschmälert, daß der erste Sturm der Revolution nun vorüber war und die anfangs überraschten Regierungen Zeit zu Erwägungen gefunden hatten, ja schon daran denken durften, die ihnen entsunkenen Zügel wieder zu ergreifen. Stand denn wirklich zu erwarten, daß die Fürsten sich ohne äußeren Zwang den Beschlüssen dieses Vorparlamentes fügen würden, und welche Mittel besaß dasselbe denn, um die Widerstrebenden zu nöthigen?

Man wird sich kaum der Ueberzeugung erwehren können, daß die Frage der Centralregierung schon unlösbar geworden war, als Friedrich Wilhelm seine Abneigung gegen die ihm zugedachte Würde kundgethan hatte. Wenn es nicht gelang, ihn umzustimmen, hatte keine noch so kunstreich ersonnene Kombination Aussicht auf Erfolg. Wollte man aber die Idee der „preußischen Spitze" ver-

wirklichen, so war keine Zeit zu verlieren. Denn der Staat, der dagegen in erster Linie opponiren konnte, Oestreich, dessen Kaiser sich seiner Regententhätigkeit fast gänzlich enthielt, war noch nicht in der Lage seinen Einfluß geltend zu machen Nicht allein in Wien, in allen Kronländern schlug die Aufregung noch hohe Wellen.

Das Ministerium Pillersdorf fand nicht die Mittel, der Bewegung, zunächst in Wien, Meister zu werden, — was allerdings nicht leicht war gegenüber einer zügellosen aufreizenden Presse. Sein Verfassungsentwurf (25. April) wurde allseitig bemängelt, obwol er der belgischen Konstitution nachgebildet war. Der Versuch, die Zügel straffer anzuziehen, steigerte die Opposition: der Entwurf mußte zurückgezogen werden. Daß der Kaiser am 17. Mai das unruhige Wien verließ und nach Innsbruck ging, schuf bei der bestürzten und beschämten Bevölkerung vorübergehend eine günstige Stimmung, die Pillersdorf zu benutzen versäumte. Ein Krawall am 26. Mai machte die Revolutionäre wieder zu unbedingten Herren der Situation. In Ungarn stand es so, daß Kossuth im Reichstage sagen konnte: „Ich bin nur ein einfacher Bürger, stark nur durch die Macht der Wahrheit, und doch kann ich mit der bloßen Bewegung meiner Hand entscheiden über Sein und Nichtsein des Hauses Habsburg." In Polen wurde ein Aufstandsversuch am 26. April gewaltsam erdrückt; um so lebhafter ging es in Böhmen zu. Für die tschechische Nationalpartei, welche, geführt von Palacky und Rieger, sich für die Herrlichkeit des Gesammtslaventhums begeisterte, galt es, die Wahlen zum deutschen Parlament zu verhindern. Dies wurde zum größten Theil erreicht, aber die Ausschreitungen der Slaven, denen am 12. Juni die Gemahlin des Statthalters, Fürstin Windischgrätz, zum Opfer fiel, führten am 17. Juni ihre völlige Niederlage herbei.

---

3. Die Zeit des Frankfurter Parlamentes bis zur Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.

Selten fand sich in einer parlamentarischen Versammlung eine größere Menge ausgezeichneter Talente zusammen, als in dem deutschen Parlamente, das am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt eröffnet wurde. Gleichwol war es keine leichte Aufgabe diese Geister zu regieren: denn einerseits war die Mehrzahl der Versammelten noch zu wenig parlamentarisch geschult, um nicht häufig durch Unbotmäßigkeit die Verhandlungen zu stören, auf der andern Seite mußte sich auch der Präsident, der um die nationale Sache hochverdiente Heinrich von Gagern (definitiv gewählt am 31. Mai), erst in seine verantwortliche Aufgabe hineinleben. Das Redebedürfniß der Einzelnen, eine unzureichende Geschäftsordnung und der vorläufige Mangel bestimmter Parteibildung — alles dies vermehrte die Schwierigkeiten und steigerte die Unordnung.

1848

Die Meinungsverschiedenheiten mußten am schärfsten hervortreten, als man daran ging, die Frage nach der Centralgewalt zu beantworten. Die Linke wollte nur einen Vollziehungsausschuß eingesetzt wissen, die „preußische Spitze" fand geringen Anklang: der Preuße Georg von Vincke wies auf den östreichischen Erzherzog Johann, eine allgemein beliebte Persönlichkeit, hin. Wirklich wurde

dieser nach ermüdenden Debatten am 29. Juni 1848 zum Reichsverweser erwählt: der Bundestag stimmte der Wahl glückwünschend zu, Kaiser Ferdinand gestattete die Annahme; am 11. Juli hielt der Reichsverweser seinen Einzug in Frankfurt, der Bundestag ging zur Ruhe ein. Der Reichsverweser ernannte ein Reichsministerium, und wenngleich die Linke nicht müde ward, ihn anzufeinden, durfte er auf eine erträgliche Mehrheit aus den Gemäßigten der Versammlung rechnen.

Die Linke blieb in dem Reichsministerium, dessen Vorsitz Fürst Leiningen führte, mit Recht unvertreten. Minister des Innern war der Oestreicher von Schmerling, Finanzminister der Preuße Beckerath, auch der Kriegsminister von Peucker gehörte diesem Staate an. In der Versammlung war die stärkste Partei das rechte Centrum; (Arndt, Bassermann, Beckerath, Beseler, Dahlmann, Droysen, Duncker, Grimm, Mathy, Simson, Waitz u. A. meist Norddeutsche). Ihnen nahe stand W. Jordan mit seinen Gesinnungsgenossen, die sich schon mit dem linken Centrum berührten, das wieder in zwei Gruppen zerfiel. (Robert von Mohl, Biedermann, Mittermaier, Giskra, Stremayr.) Weiter links kamen die Venedey, Vischer, Löwe-Calbe, endlich die Radikalen. Auf der rechten Seite saßen G. v. Vincke und Graf Schwerin, die Vertreter des Katholicismus, wie Döllinger, dann v. Radowitz und Fürst Lichnowski. Der Führer der Republikaner war Robert Blum aus Leipzig.

Die Versammlung hatte einem Verfassungsausschuß die Feststellung der künftigen Konstitution des Reiches übertragen und machte sich am 3. Juli daran, über die sogenannten Grundrechte des deutschen Volkes, d. h. gleichmäßig für Deutschland gültige Grundsätze des bürgerlichen und politischen Lebens, in Berathung zu treten. Die Hoffnung, daß dieses Werk bald zum Abschluß gelangen werde, bestätigte sich nicht; als endlich, am 13. Oktober, die erste Lesung beendet war — 9 der 48 Paragraphen waren überdies zurückgestellt worden — hatte sich die politische Lage nach allen Seiten gewaltig verändert. Eine kostbare Zeit war mit doktrinärem Gerede und endlosem Streiten über die „Grundrechte" verschwendet.

Dabei hatte sich längst herausgestellt, daß die Regierungen berechtigterweise weit entfernt waren, der Nationalversammlung volle Souveränetät und dem Reichsverweser unbedingte Autorität zuzugestehen. So erklärte der König von Hannover von vornherein, er werde keiner Reichsverfassung seine Zustimmung geben, wenn sie nicht die Selbständigkeit der Einzelstaaten hinreichend verbürge. Um den Befehl, daß alle deutschen Truppen am 6. August dem Reichsverweser huldigen sollten, kümmerte man sich in den größeren Staaten so gut wie gar nicht. Dabei verschmähte es das Reichsministerium, entgegen dem wohlmeinenden Rathe Friedrich Wilhelms, sich mit den Regierungen der Einzelstaaten in Verbindung zu setzen und so die Fühlung mit den Fürsten zu erhalten. Eine ernste Mahnung rief Friedrich Wilhelm am 15. August beim Kölner Dombaufeste dem Präsidenten Gagern zu: „Ich werde nie vergessen, welch ein großes Werk Sie zu gründen berufen sind; aber vergessen auch Sie nicht, daß es in Deutschland Fürsten giebt und daß ich deren einer bin!" Blieb diese Mahnung unbeachtet, so mußte ein schwerer Konflikt hereinbrechen. Für den Augenblick bestand wenigstens äußerlich ein gutes Einvernehmen zwischen dem König und dem Reichsverweser; auch das preußische Parlament, welches neben dem Frankfurter den Namen einer „Nationalversammlung" führte, gerieth einstweilen in keinen Streit mit der Versammlung in der Paulskirche.

Freilich mußte es stillschweigend den Grundsatz anerkennen, daß alle Einzelverfassungen nur insoweit gültig seien, als sie mit der künftigen Reichsverfassung übereinstimmen würden.

Die Berliner Nationalversammlung hielt mit der Frankfurter keinen Vergleich aus, da man die besten Kräfte eben nach Frankfurt entsendet hatte. Der Schwerpunkt lag auch hier in den beiden Centren, denen es aber an tüchtigen Rednern fehlte; unter den Mitgliedern der Linken war Johann Jacoby der bekannteste Name. Das Ministerium hatte einen sehr schweren Stand, denn die aufgeregte Bevölkerung stellte extreme Forderungen, während der König nach den schweren Erfahrungen ein erklärliches Mißtrauen schon gegen den gemäßigten Liberalismus hegte. Natürlich war Friedrich Wilhelm nicht gemeint, der Versammlung irgend welche Souveränetät zuzugestehen; sie hatte die Verfassung mit der Regierung zu „vereinbaren." Ein Antrag der Linken, auszusprechen, daß sich die Märzkämpfer um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten, wurde zwar abgelehnt, aber der König war über diese Dreistigkeit so empört, daß er die Versammlung am liebsten aufgelöst hätte. Eine Folge der durch die Debatte über jenen Antrag hervorgerufenen Aufregung war die Erstürmung des Zeughauses. (Nacht v. 15. zum 16. Juni.)

Während so innere Kämpfe die Kraft des preußischen Königthums schwächten, trat gleichzeitig auf einem andern Gebiete, auf dem nicht minder Preußens als Deutschlands Ehre auf dem Spiele stand, eine schwierige Aufgabe an dasselbe heran. In Schleswig-Holstein war der Kampf im Anfange des April begonnen, waren die Preußen unter Wrangel gerade noch rechtzeitig angekommen, um die schon unterliegenden Patrioten zu retten. Am letzten Tage dieses Monats waren die Herzogthümer vom Feinde gesäubert; am 2. Mai besetzte Wrangel den südlichsten Theil von Jütland. Da mischte sich die Diplomatie Englands, Rußlands und Schwedens in die Angelegenheit und verlangte die Räumung Jütlands. Diesem Verlangen ward nachgegeben; als aber die Dänen keck nachrückten, wurden sie mit blutigen Köpfen heimgesandt (5. Juni bei Düppel durch Bonin, durch v. d. Tann bei Hotrup).

Als nun diplomatische Verhandlungen in London angeknüpft wurden, zeigte sich England der Sache der Herzogthümer noch leidlich gewogen, Schweden dagegen unterstützte die übertriebenen Forderungen Dänemarks, das auch auf Rußland rechnen konnte. Da Friedrich Wilhelm den Kampf mit dieser Macht vermeiden wollte, seine Garden überdies in Berlin dringend gebrauchte und die Sache der Herzogthümer leider immer mehr im Lichte der Revolution betrachtete, ließ er sich Ende Juni auf Verhandlungen in Malmö ein. Diese führten am 19. Juli zu einem vorläufigen Abkommen, kraft dessen ein dreimonatlicher Waffenstillstand eintreten, die Herzogthümer geräumt und die schleswig-holsteinische Armee in zwei Theile getrennt werden sollte, eine von Dänemark und Preußen zu ernennende Kommission das Land provisorisch zu verwalten bekam. Da Preußen den Krieg im Namen des Bundes geführt, dessen Gewalt jetzt auf den Reichsverweser und das Parlament übergegangen war, so bedurfte der Waffenstillstand von dieser Seite her der Bestätigung. Der Reichsverweser genehmigte den Inhalt des Abkommens mit einigen Veränderungen, und Preußen schloß am 26. August zu Malmö einen Waffenstillstand, bei dem es sich noch zu weiteren Zugeständnissen herbeiließ.

Da der Waffenstillstand auf 7 Monate verlängert wurde, hatten die Dänen grade in den Monaten Frieden, wo sie ihre Hauptstärke, die Flotte, nicht geltend machen konnten. Zum Präsidenten der Regierung in den Herzogthümern war der verhaßteste Dänenfreund, Graf Karl Moltke, ernannt worden.

Dies Ereigniß war von den schwersten Folgen für die Frankfurter Versammlung. Sollte man die Schmach hinnehmen? konnte man Preußen zum Kriege zwingen? Dahlmann beantragte die Verwerfung des Vertrages, wiewohl derselbe von Preußen schon bestätigt war, und ein solcher Beschluß den offenen Zwist mit dieser Macht bedeutete; zwar ließ ihn seine Partei aus diesem Grunde im Stich, aber mit Hilfe seiner früheren Gegner, der Radikalen, errang er (5. September) eine kleine Majorität. Das Reichsministerium trat sofort zurück, Dahlmann sollte ein neues bilden. Da es unmöglich war, mit dieser bunt zusammengewürfelten Mehrheit den Auftrag auszuführen, nahm das frühere Ministerium seine Funktionen wieder auf, nur daß Schmerling den Vorsitz erhielt. Eine neue Abstimmung über den Vertrag ergab am 16. September die Genehmigung.

Die Aufregung, welche dadurch hervorgerufen wurde, glaubten die Radikalen benutzen zu sollen, um mit Hilfe des Pöbels das Parlament zu bemeistern. Eine Massenversammlung auf der Pfingstweide verfluchte am 17. September die 258 „Verräther", (die Majorität, welche für Genehmigung gestimmt hatte). Am nächsten Tage sollte bei der Ueberreichung einer Adresse der Pöbel das Parlament sprengen und die Republik proklamiren. Da das Ministerium rechtzeitig Gegenmaßregeln traf, konnte der Anschlag nicht ausgeführt werden; aber es wurden Barrikaden gebaut und zwei Mitglieder der Rechten, Alfred von Auerswald und Fürst Lichnowski, welche auf einem Spazierritte in die Hände des wüthenden Pöbels fielen, wurden vor dem Bornheimer Thor mit barbarischer Roheit todtgeschlagen; kaum entging der alte Jahn dem gleichen Schicksal.

Alle Vaterlandsfreunde empfanden Scham und Entrüstung über diesen Frevel, aber die weiteren Verhandlungen mußten erheblich leiden, da die Radikalen sich nicht scheuten, mit gewohnter Frechheit aufzutreten. Außerdem eröffnete dieser Vorfall vielen Gemäßigten eine ernüchternde Perspektive auf die Zustände, denen man entgegenging, wenn die Linke und mit ihr solche Elemente zur Herrschaft gelangen sollten.

Mehr und mehr sanken die Hoffnungen der eigentlichen Bewegungspartei; ein zweiter Aufstand in Baden (unter Struve und Blind), wurde mit geringer Mühe unterdrückt (24. September bei Staufen), nur in Oestreich errangen die Demokraten noch einen letzten blutigen, aber vergänglichen Sieg.

Die Wiener Demokratie nahm, großentheils aus Abneigung gegen die Slaven, welche den Wiener Reichstag zu dominiren gedachten, für die Ungarn Partei, obwol sie anfänglich den Absonderungsgelüsten der Magyaren feindlich gegenüber gestanden hatte. Als nun der Kriegsminister Latour zu Anfang Oktober den Abmarsch aller verfügbaren Truppen nach Ungarn anordnete, weigerte sich ein Wiener Regiment, zumal von den demokratischen Tagesmeinungen angesteckt, das Wohlleben der Hauptstadt mit den Strapatzen des Feldzuges zu vertauschen: ein galizisches Regiment vermochte die Meuterer nicht zur Erfüllung ihrer Pflicht zu zwingen. Im Kampfe siegten die Aufrührer, die sich anschickten das Haus des Kriegsministers zu stürmen. Er hätte dem Pöbel den Eingang wehren können, glaubte aber in einem sicheren Verstecke der Gefahr zu entgehen; man fand ihn auf, einige der Besonneneren wollten sein Leben durch eine Schutzwache retten, aber man riß ihn heraus, schlug ihn erbarmungslos todt und hängte ihn dann an einem Laternenpfahl auf.

Der Nationalitätenstreit, der sich an die Revolution knüpfte, bewies, daß Metternich so sehr Unrecht nicht gehabt hatte, wenn er im Interesse der östreichischen Staatseinheit sich jeder konstitutionellen Regung entgegengestemmt hatte. Denn nicht allein die Ungarn wollten unter Kossuths Leitung neben der Freiheit nationale Selbständigkeit, sondern auch die Kroaten unter ihrem Banus Jellacic verlangten für sich das gleiche und geriethen dadurch mit den Magyaren aneinander, welche Kroatien als ein Nebenland der Stephanskrone betrachteten. Schon machte sich Jellacic mit 40000 Mann gegen Ungarn auf: um einen Zusammenstoß zu verhüten, ernannte der Kaiser den Grafen Lamberg zum Oberbefehlshaber aller in Ungarn stehenden Truppen, also auch des kroatischen Heeres. Aber Lamberg wurde am 28. September auf der nach Pesth führenden Donaubrücke grausam ermordet, Jellacic zog ab, Kossuth war Meister der Situation, um so mehr als in Wien jetzt die Heeresfolge verweigert wurde.

In Wien, wohin der Kaiser am 12. August zurückgekehrt war, tagte seit dem 22. Juli ein elender Reichstag, dessen Parteien sich nicht nach ihrer politischen Färbung, sondern nach Nationalitäten gliederten. Das einzige was er leistete, war die Aufhebung der Feudallasten. Die Demokratie hatte im August dadurch daß sich ihr Organ, der Sicherheitsausschuß auflöste — eigentlich nur, um auf die Regierung einen Druck zu üben — die Herrschaft eingebüßt; sie suchte sich derselben jetzt wieder zu bemeistern, indem sie das Klubwesen wieder in Aufschwung brachte und für die Magyaren in der geschilderten Weise Partei nahm.

Der Reichstag stob nach der Ermordung Latours und der Erstürmung des Zeughauses zum Theil auseinander, der Kaiser floh nach Olmütz. Er gelobte, Wien zu „befreien", Windischgrätz, der Besieger Prags, erbot sich zu diesem Werk. Auch Jellacic erhielt, indem er sich gegen Wien dirigirte, eine bequeme Gelegenheit, Ungarn zu verlassen. Robert Blum, Fröbel, Moritz Hartmann kamen aus Frankfurt herüber, um die Wiener zu rühmen, aber denen war mit Phrasen jetzt wenig geholfen. Ihre einzige Hoffnung setzten sie auf Ungarn, welches das „heldenmüthige" Volk Wiens nicht zu verlassen gelobte. Aber die Magyaren beeilten sich nicht, ihr Wort wahr zu machen; als sie endlich heranrückten, schlug sie Jellacic am 30. Oktober bei Schwechat zurück. Damit war der Widerstand der Stadt, deren Vorstädte schon in Windischgrätz' Hand waren, gebrochen. Am 31. Oktober zog der Befreier ein und ein furchtbares Strafgericht folgte.

Der unberufene Helfer Robert Blum wurde am 9. November auf der Brigittenau erschossen, desgleichen Messenhauser, der Kommandant der Nationalgarde, sowie zwanzig andere Führer.

Der Reichstag wurde nach Kremsier, einem Städtchen bei Olmütz verlegt, und vegetirte bedeutungslos weiter; am 21. November trat ein neues Ministerium ein, dessen Zusammensetzung die strengste Durchführung der Einheitsstaatsidee verbürgte.

Wie sich Oestreich nunmehr zu dem Parlamente stellen würde, war völlig unklar; die Ungewißheit nahm zu, als am 2. December zu Olmütz der Kaiser zu Gunsten seines Neffen, des achtzehnjährigen Franz Joseph abdankte.

Die Umwälzung in Wien wirkte sofort und energisch auf die Verhältnisse in Berlin zurück. Seitdem ein Beschluß der Nationalversammlung, daß die Offiziere blutige Zusammenstöße mit den Bürgern vermeiden sollten*) (9. August), vom Könige zurückgewiesen war, hatte die verhältnißmäßige Ruhe, die unter dem Ministerium Auerswald-Hansemann geherrscht, neuer Gährung Platz gemacht. Dieselbe wich nicht, als General von Pfuel die Leitung der Geschäfte übernahm, zumal der straffe Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt wurde.

*) Jener Antrag vom 9. August war durch ein blutiges Ereigniß in Liegnitz hervorgerufen worden, wo das Militär auf die Bürgerwehr geschossen hatte. Der König betrachtete ihn mit Recht als unbefugte Einmischung in Heeresangelegenheiten.

Friedrich Wilhelm wurde ferner schwer gekränkt, als bei der Berathung über die Verfassung vor dem Titel des Königs die Worte „von Gottes Gnaden" gestrichen wurden (12. Oktober). Die Versammlung nahm einen immer stürmischeren Charakter an, zumal der Pöbel vor dem Schauspielhause, wo jetzt getagt wurde, lärmte und tobend die Freiheit der Volksvertreter beschränkte. Zwar fiel (31. Oktober) Waldecks Antrag, daß Preußen zu Gunsten der Freiheit in Wien einschreiten sollte, aber man beschloß doch die Reichsregierung dazu aufzufordern.

Jetzt beschloß der König die Truppen zurückzurufen, um die Versammlung vor dem Pöbel zu schützen. Anstatt Pfuels wurde der Graf Brandenburg, ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II. an die Spitze des Ministeriums gestellt (2. November); Gegenvorstellungen der Versammlung wurden von seiten des Königs, den der jüdische Demokrat Johann Jacoby mit der dreisten Aeußerung beleidigte, „das sei eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollten" in Ungnaden zurückgewiesen. Am 9. November wurde der Versammlung angekündigt, daß sie auf den 27. November vertagt sei, wo sie im Dom zu Brandenburg wiedereröffnet werden sollte. An Widerstand konnte die Versammlung nicht denken, als Wrangel sich mit seinen Truppen vor dem Schauspielhaus aufstellte und der Belagerungszustand über Berlin verhängt wurde. Die Bürgerschaft war es ganz zufrieden, daß die Aufregung, welche die Bummler (die „Bassermannschen Gestalten") schürten, endlich schwand, die Bürgerwehr hatte selbstverständlich keinen Muth, es mit den Truppen aufzunehmen. Am 15. November trennte sich die Versammlung, die eigentlich nur noch aus der Fraktion Unruh bestand, nachdem sie auf den Antrag von Schulze-Delitzsch einstimmig beschlossen hatte, das Ministerium habe kein Recht Steuern zu fordern, so lange die Nationalvertretung an ihren Verhandlungen in Berlin verhindert sei.

Die Steuerverweigerung fand nur ganz vereinzelt statt; vergeblich reizte der Reichsverweser von Frankfurt aus zum Aufstande. Die Nationalversammlung erreichte die zur Beschlußfähigkeit nöthige Mitgliederzahl nicht wieder und wurde am 5. December vom Könige aufgelöst. Zugleich erließ derselbe aus eigner Macht (oktroyirte) eine Verfassung, welche noch alle liberalen Merkmale ihrer Entstehungszeit an sich trug und den weitgehendsten Forderungen genügen konnte; zum 25. Februar wurden „die Kammern" einberufen.

Die Verfassung stimmte mit dem Entwurfe Waldecks nahezu überein, nur daß sie dem Könige das Recht wahrte, „in Abwesenheit der Kammern bei dringenden Fällen Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen."

Mit der oktroyirten Verfassung war für Preußen eine Annäherung an die Frankfurter Versammlung ermöglicht, und die besten Männer derselben begannen vertrauensvoll nach Preußen zu blicken und suchten, zum Theil persönlich, mit dem Könige Fühlung zu gewinnen. Friedrich Wilhelm war viel zu liebenswürdig, um den Vertrauensvollen die volle Abgeneigtheit seiner Stimmung kund zu thun; nur die vertrautesten seiner Freunde wußten, daß ihr Herr eine Würde, wie sie jene Versammlung bieten konnte, nun und nimmermehr annehmen werde. Abgesehen von dem Widerwillen, aus den Händen der Demokratie die Krone zu erhalten, hatte Friedrich Wilhelm einen viel zu großen Respekt vor den historischen Rechten des kaiserlichen Oestreich, eine Anschauung, die den Oestreichern nur genehm sein konnte.

Dabei hatte man innerhalb der Nationalversammlung längst eingesehen, daß auf Oestreich bei der Neugestaltung Deutschlands zu verzichten sei. Demgemäß wurde Heinrich von Gagern an Stelle Schmerlings Reichsminister, — als Präsidenten des Parlamentes ersetzte ihn E. Simson. Noch bevor das neue Mi-

nisterium sich zu der östreichischen Regierung in Beziehung setzen konnte, ließ diese erklären, daß sie sich ihre historische Stellung in Deutschland nicht verkümmern lassen werde; das hieß mit anderen Worten, sie werde ebenso wenig sich aus Deutschland verdrängen lassen, als gestatten, daß etwa nur die deutschen Provinzen Oestreichs in den zukünftigen Reichsverband gezogen würden.

Dadurch wuchs die Schwierigkeit der Frage, unter welch einem Oberhaupt die deutsche Nation denn demnächst vereinigt sein solle. Mit Mühe und mit geringer Majorität beschloß man zu Ende Januar im Principe, daß ein deutscher Fürst, — es konnte doch nur der König von Preußen sein, — Oberhaupt des Reiches sein solle, aber für den Kaisertitel erklärte sich nur eine verschwindende Mehrheit und man wagte nicht, eine bestimmte Dauer, geschweige denn die Erblichkeit der Kaiserwürde festzusetzen.

Die Entscheidung hing unter diesen Umständen wesentlich davon ab, welche Stellung Preußen und Oestreich, auch die mächtigeren anderen Fürsten einnehmen würden. Wirklich kam Preußen den Anschauungen des Parlamentes entgegen, indem es erklärte, daß, falls Oestreich die Unterordnung unter eine deutsche Centralgewalt mit der Idee des östreichischen Einheitsstaates für unvereinbar hielte, die übrigen Staaten das Recht besitzen müßten, sich zu einem engeren Bunde zusammenzuschließen. Die östreichische Regierung verwarf beides, die kleinen Königreiche, Baiern voran, wollten von einem engeren Bunde nichts wissen, weil sie fürchteten, daß bei einer stärkeren Centralgewalt ihre Souveranetät leiden würde.

1849 Nun zeigte Oestreich, Anfang März, ganz offen seine eigennützigen Absichten; es verlangte mit seinem ganzen Länderbestande die Aufnahme ins Reich, an dessen Spitze ein Staatenhaus, aus 69 Vertretern gebildet, stehen sollte; indem auf je eine Million ein Vertreter kam, entfielen auf Oestreich 38, mit denen es die übrigen überstimmen konnte; in dem Direktorium des Bundes behielt sich Oestreich den Vorsitz vor. Als nun aber Welcker unter dem Eindrucke dieser unerhörten Zumuthungen offen den Antrag stellte, dem Könige von Preußen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen (21. März), wurde derselbe doch zunächst abgelehnt, weil die doktrinäre Linke noch besondere Garantien von dem zukünftigen Kaiser nöthig zu
1849 haben glaubte. Erst nachdem dies geschehen war, ward am 27. März das Kaiserthum und seine Erblichkeit angenommen, dann am 28. König Friedrich Wilhelm von 294 Mitgliedern erkoren, 240 enthielten sich der Abstimmung.

Jene Garantien bestanden darin, daß die Wahlen zum Parlament in geheimer Abstimmung erfolgen sollten und der Kaiser einen Beschluß des Reichstages, wenn er in drei aufeinanderfolgenden Sitzungsperioden gefaßt sei, unbedingt zur Ausführung bringen müsse.

Obwohl der König von Preußen bereits erklärt hatte, daß er die Kaiserkrone aus den Händen der Versammlung nicht annehmen werde, erregte unter den Mitgliedern der Parlamentsmehrheit seine Erwählung den größten Jubel, und eine Botschaft von 33 Männern (darunter u. A. Dahlmann) begab sich nach Berlin, um Friedrich Wilhelm seine Wahl anzuzeigen. Der König lehnte dankend ab; gegen seine Vertrauten äußerte er seinen ganzen Widerwillen gegen die ihm zugedachte Würde. Höchstens wollte er als Nachfolger des Reichsverwesers, der

nach der Kaiserwahl freiwillig zurückzutreten beabsichtigte, Ordnung in Deutschland schaffen. Aber die östreichische Regierung bewog nun erst recht den Erzherzog zum Ausharren, rief dagegen die östreichischen Abgeordneten aus dem Parlamente ab. Daß die kleineren Staaten an dem Erbkaiserthum festhalten zu wollen erklärten, war der Haltung Preußens und Oestreichs gegenüber unerheblich; auch die vier Königreiche waren mit dem Ausgang sehr zufrieden.

Im eigenen Reiche war Oestreich noch in arger Verlegenheit. Ein Winterfeldzug in Ungarn gegen Klapka, Görgei und den Polen Dembinski mißlang nach anfänglichen Erfolgen. Mitte April 1849 ließ Kossuth im ungarischen Reichstage die Absetzung des Hauses Lothringen aussprechen und ward zum Diktator der neuen Republik ernannt. Auch in Siebenbürgen und Serbien stand es mit der kaiserlichen Sache noch schlecht; besonders ließ der Widerstand der Serben und Kroaten gegen Ungarn nach, weil jene für ihre nationale Unabhängigkeit hatten kämpfen wollen, auf die jetzt jede Hoffnung schwand, denn in einer Verordnung vom 4. März 1849 oktroyirte die östreichische Regierung eine straffe Gesammtstaatsverfassung.

---

4. Revolution von 1849 und Ausgang des Parlamentes.

Nachdem Friedrich Wilhelm nicht nur die Kaiserkrone zurückgewiesen, sondern am 28. April 1849 erklärt hatte, daß er die Einigung Deutschlands zwar nicht aufgeben, aber auch nimmermehr auf dem Wege der Reichsverfassung anstreben werde, die nur durch Krieg oder Revolution zu verwirklichen sei, hätte das Parlament nichts besseres thun können, als von seiner unlösbar gewordenen Aufgabe zurückzutreten und auseinander zu gehen. Denn daß es dem Könige mit jener Erklärung vollkommener Ernst war, hatte er eben in Berlin gezeigt: die berliner Nationalversammlung, welche am 21. April die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung dekretirt hatte, löste er am 28. April einfach auf. Das preußische Königthum fing wieder an zu erstarken. 1849

Die Einsichtigen im Parlament und zwar gerade die, welche bisher für Preußen gewirkt hatten, verschlossen sich der Erkenntniß nicht, daß sie auf die Durchführung ihrer Idee, speziell der Reichsverfassung würden verzichten müssen. Es verbreitete sich immermehr die Erkenntniß, daß auf der Grundlage von 1848 nicht weiter zu bauen war. Da nahmen sich die Radikalen, denen soeben noch diese Verfassung als freiheitsfeindlich erschienen war, derselben an und setzten am 4. Mai 1849 den Beschluß durch (mit zwei Stimmen Mehrheit) das ganze deutsche Volk solle die Verfassung zur Geltung bringen, die Wahl für den ersten ordentlichen Reichstag sollte vorgenommen und, wenn Preußen auf seinem bisherigen Widerstande beharre, dem größten der übrigen Staaten die Statthalterschaft übertragen werden. Als ob sich der König von Preußen jemals zu einer solchen Unterordnung bequemt haben würde. Im übrigen war jener Beschluß einer Aufforderung zur Empörung gleich zu achten, zumal es an einzelnen Stellen Deutschlands schon zu Ende April zu gewaltthätigen Akten gekommen und Zündstoff genug vorhanden war.

Ein Aufstand in Würtemberg zwang den König, nachträglich die Reichsverfassung anzuerkennen (24. April). In Hannover wurde die Ständeversammlung am 26. April aufgelöst, in Dresden am 30. April. In der Rheinpfalz wurde die Volksbewaffnung dekretirt; man plante dort die Losreißung von Baiern, wo Regierung und Volk die Reichsverfassung verworfen hatten.

In Preußen erfolgten nur vereinzelte Ruhestörungen, wurden aber ohne große Mühe bald beseitigt. Dagegen nahm die Empörung größere Ausdehnung in Dresden an, wo preußische Garden (7. Mai) zur Unterdrückung mitwirkten. Nachdem die blutige Arbeit gethan war, wanderten alle Rädelsführer, deren man habhaft wurde, in die sächsischen Zuchthäuser, wo sie einer sehr strengen Behandlung anheim fielen.

1849

Am tollsten aber ging es in Baden zu. Hier triumphirte (in der zweiten Maiwoche) die Revolution völlig; der Großherzog und das Ministerium flohen, ein Landesausschuß, dem unter andern auch Struve angehörte, übernahm die Regierung und beherrschte von Karlsruhe aus das Land.

Zwar nicht der Reichsverweser, wohl aber das immer radikaler werdende Parlament war im höchsten Grade auf Preußen aufgebracht, weil es, wie in Dresden, die Empörungen niederwarf, welche von Frankfurt aus angestiftet waren. Als nun gar am 10. Mai das Reichsministerium aufgefordert wurde, Preußen mit allen Mitteln entgegenzutreten, nahm Gagern mit allen Amtsgenossen seine Entlassung. Das neue Ministerium erntete auch nur den Hohn der Versammlung, aus welcher zunächst am 21. Mai 65 Abgeordnete (darunter Arndt, Beseler, Dahlmann, Droysen, Dunker, Simson) austraten. Am 23. folgten weitere 40, am 26. schied auch Welcker mit den Seinigen aus. Der Reichsverweser blieb aber, auf Oestreichs Veranlassung, noch immer auf seinem Posten, ohne im Parlament irgendwie beachtet zu werden. Der Rest des Parlamentes beschloß (30. Mai) die Uebersiedelung nach Stuttgart, wo sich am 6. Juni 105 Abgeordnete unter dem Vorsitze von Löwe-Calbe zu dem sogenannten „Rumpfparlament" vereinigten. Sie ernannten in lächerlicher Ueberhebung „Reichsregenten" und suchten das Volk zur gewaltsamen Durchführung der Reichsverfassung zu bewegen. Durch Verhängung des Belagerungszustandes beschränkte die Regierung die Verbreitung der Unruhen und am 18. Juni mußte Römer, der Urheber der folgenreichen Vorversammlung vom 5. März 1848, das Rumpfparlament auflösen.

Nun ward auch der badische und der pfälzische Aufstand niedergeworfen. Aus der Rheinprovinz rückten die Truppen Preußens, an welches sich der Großherzog gewendet hatte, unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen ein, gleichzeitig drang ein Reichsheer unter Peuckers Führung in der Bergstraße vor. Die deutschen Empörer hatten zwar auch einige Anführer deutschen Stammes, wie den Weinreisenden Blencker und Sigl, aber die Hauptheldeu waren in der Pfalz der Deutsch-Pole Sznaide (Schneider) und bei den Badenern Mieroslawski. Weder der eine noch der andere konnte mit seinen ungeordneten Scharen etwas ausrichten. Nach dem Treffen von Waghäusel (21. Juni) zog der Prinz von Preußen am 25. Juni in Karlsruhe ein. Auch die weiteren Kämpfe an der Murg waren den Aufständischen ungünstig, bei denen das Unglück obendrein Uneinigkeit erzeugt hatte. Am längsten hielt sich Rastadt, mußte aber am 23. Juli auf Gnade und Ungnade kapituliren. Die Haupträdelsführer hatten sich natürlich bei Zeiten aus dem Staube gemacht, aber einige der Schuldigsten fielen doch in die Hände der Sieger und mußten ihre Unbesonnenheit mit dem Tode oder langwieriger Haft büßen.



Der Prinz von Preußen zur Zeit seines Oberbefehls gegen den badischen Aufstand.
Gezeichnet von Schertle im Jahre 1849 nach Vogels Lichtbilde.

Zu den ersteren gehörten Tiedemann, ehemals badischer Offizier, jetzt Kommandant von
stadt und der Civilkommissarius von Trützschler, der Freund Robert Blums. Von den
deren ist am bekanntesten Gottfried Kinkel, der später durch seine Gemahlin und den
tudenten Karl Schurz aus seiner Haft befreit wurde.

Als alles vorüber war, kam (16. Juli) Hecker aus Amerika zurück, überzeugte sich von dem
heil, das er hatte anstiften helfen und suchte dann sein Asyl wieder auf. Das waren die
lden, denen das Volk einst blindlings vertraut hatte!

5. Preußens politische Bestrebungen bis zum Vertrage von Olmütz (29. November 1850.)

Noch ehe das Rumpfparlament auseinanderging und der badische Aufstand zersprengt wurde, hatte König Friedrich Wilhelm im Sinne seiner Erklärung vom 28. April den Versuch gemacht, aus dem Schiffbruche der bewegten Zeit so viel von der deutschen Einheit zu retten, als durch Verständigung mit den Regierungen und durch eine Läuterung der Reichsverfassung zu retten war. Am 17. Mai nahmen die bezüglichen Verhandlungen in Berlin ihren Anfang. Sofort bewies Oestreich sich feindselig. Sein Bevollmächtigter erklärte, daß ein engerer Bund, in dem für Oestreich kein Platz sei, ihn nicht anginge, und zog sich zurück. Baiern folgte willig diesem Beispiel. Sachsen und Hannover, von denen ersteres für die Bewältigung des Aufstandes dankbar sein mußte, unterzeichneten mit heuchlerischer Freundschaft das sogenannte „Dreikönigsbündniß", (26. Mai) welches bei allen Patrioten übertriebene Hoffnungen erweckte. Die Kaiserpartei des Parlamentes stimmte (Ende Juni in Gotha, daher „Gothaer") dem Entwurfe freudig zu, zum größten Ärger der Radikalen, welche unter Hinweis auf die blutigen Vorgänge in Baden und die in Preußen zunehmende „Reaktion" den deutschen Beruf dieses Staates entschiedener als je leugneten.

1849

1849

In der neuen Verfassung erhielt Preußen das Präsidium des engeren deutschen Reiches, die ausschließliche diplomatische Vertretung und die militärische Oberleitung. Ihm zur Seite stand ein Fürstenkollegium von sechs Stimmen, welches die Vorlagen an die beiden Häuser des Reichstages, das Staaten- und das Volkshaus zu bringen hatte. Das Oberhaupt erhielt unbedingtes Recht zur Verwerfung der Volksbeschlüsse (im Gegensatz zur Reichsverfassung). Das Bündniß wurde zunächst nur auf ein Jahr geschlossen: siebzehn Regierungen traten allmählich dem Bunde bei, welcher den lebhaften Widerwillen Oestreichs und Baierns erregte.

Die Wiedererstarkung der Regierungsgewalt in Preußen äußerte sich naturgemäß in einer kräftigen Reaktion gegen die Ausschreitungen der letzten Zeit; sie begann am 16. Mai mit der Verschärfung des Belagerungszustandes und der Verhaftung Waldecks, gegen den ein Hochverrathsprozeß eingeleitet wurde; dann erfolgte die Abänderung des Wahlgesetzes: indem die Wähler nach der Höhe der Steuern in drei Klassen eingetheilt wurden, deren jede gleichviel Wahlmänner zu wählen hatte, wurde der Einfluß der besitzenden und staatserhaltenden Elemente erhöht.

Einen schweren Schlag erlitt aber das Dreikönigsbündniß durch den weiteren Verlauf der schleswig-holsteinischen Sache. Nachdem die kecken Dänen, während Friedensverhandlungen noch schwebten, den Waffenstillstand von Malmö gekündigt hatten (Febr. 1849), nahmen im April die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang und das Reichsheer unter dem preußischen General von Prittwitz hatte schöne Erfolge aufzuweisen.

Bei einem Versuch auf Eckernförde zwangen ein paar schleswig-holsteinische Strandbatterien am 5. April die beiden größten dänischen Schiffe zur Ergebung: das Linienschiff Christian VIII. (84 Kanonen) flog in die Luft, die Fregatte Gefion wurde in die deutsche Flotte eingestellt. Am 13. April wurden die Düppeler Schanzen erstürmt; weitere Erfolge führten die deutschen Truppen bis an die Wälle von Fridericia. Aber nach Gagerns Rücktritt fehlte es an einheitlicher Leitung, und

[illegible]er König von Preußen wurde durch den Gang [illegible]
[illegible]ache der Schleswig-Holsteiner mehr und mehr [illegible]
[illegible]ruppen noch nach Jütland einrücken, aber die [illegible]
[illegible]on Fridericia geführt wurde, ermöglichte den [illegible]
[illegible]en Sieg. Der General Rye schob sich, mit [illegible]
[illegible]iden Hälften des Belagerungsheeres, das nach [illegible]
[illegible]it großem Verluste geschlagen wurde. Noch [illegible]
[illegible]eutschen Nordmarken nicht an Aufgabe des Kampfes. [illegible]
[illegible]cht überrascht, daß Preußen in einem schmählichen [illegible]
[illegible]erzogthümer preisgegeben habe.

Der Waffenstillstandsvertrag lautete dahin, daß [illegible]
dem erstgenannten Herzogthum eine Demarkationslinie [illegible]
schwedischen, der südliche von preußischen Truppen besetzt [illegible]
dänische Landesverwaltung eingerichtet werde. Nach den [illegible]
gleichen Tage vereinbart wurden, sollte Schleswig, [illegible]
eine Sonderverfassung erhalten, aber von Holstein getrennt werden.

Was blieb der schleswig-holsteinischen Patrioten [illegible]
[illegible]er Vertrag wurde ausgeführt; um das schmähliche [illegible]
[illegible]ruck Rußlands entschuldigt werden kann, einigermaßen [illegible]
[illegible]rtheilslosen Menge von einer projektirten [illegible]
[illegible]ie Dänen waren die Retter des monarchischen [illegible]
[illegible]reilich schwer, an Preußen nicht zu [illegible]
[illegible]elcher seine unerschütterte Hoffnung [illegible]
[illegible]ation.

Es war der Geschichtsforscher [illegible]
eifriger Vertheidiger der schleswig-holsteinischen [illegible]
Holsteiners" schrieb er am 7. August 18[illegible]
Sache der Nation ist jetzt bei Preußen. [illegible]
mit Oestreich gemeinsam üben sollte, [illegible]
beruhigen wollen, doch nur die [illegible]
zu sein ist seine geschichtliche [illegible]

„Nicht von der „Freiheit", nicht [illegible]
lands zu schaffen. Es bedurfte einer [illegible]
ihren Eigennutz von uns zu wehren [illegible]
erneue uns Preßen die wahrhafte [illegible]
der dynastischen Politik Oestreichs [illegible]
Nation, daß es, nicht wie der [illegible]
eifersucht der Gewaltigen Europas [illegible]
freie luftige Höhe erhebe, unter [illegible]
können nach ihrer Art."

Vorläufig war geringe [illegible]
[illegible]ichen werde. Der König, [illegible]
[illegible]ls seinem Freunde Radowitz, [illegible]
[illegible]au betrieben, er verschmähte [illegible]
[illegible]Baiern, einen entschiedenen Druck [illegible]

1849 ehrlichen Verständigung mit Oestreich und schloß mit ihm (30. September 1849) das sogenannte „Interim." Diesem Vertrag zufolge sollten zwei Bevollmächtigte der beiden deutschen Großstaaten an Stelle des deutschen Bundes die Centralgewalt ausüben. Das Abkommen erstreckte sich eigentlich nur bis zum 1. Mai 1850, sollte aber verlängert werden, falls bis dahin die Verfassungsfrage nicht geordnet sei, am 20. December übernahmen die östreichischen und preußischen Bevollmächtigten die Regierung aus den Händen des Reichsverwesers.

Inzwischen hatte der König schon einsehen müssen, wie wenig den Genossen vom Dreikönigsbündniß zu trauen sei. Als im Verwaltungsrath der Union (Anfang Oktober) beantragt wurde, die Wahlen zum Reichstage der Union vorzunehmen, erhoben Sachsen und Hannover Protest. Ohne Rücksicht darauf gingen diese Wahlen 1850 in Preußen und den anderen Unionsstaaten im Januar 1850 vor sich, am 13. Februar ward das Parlament zum 20. März nach Erfurt berufen. Hiergegen protestirte Oestreich, gestützt auf die Bundesakte von 1815, Hannover trat im Februar aus, die drei anderen Königreiche brachten einen neuen Verfassungsentwurf, der ihnen größeren Einfluß sicherte, das sogenannte „Vierkönigsbündniß" in Vorschlag. Oestreich, hocherfreut, Preußens Einfluß so beschränkt zu sehen, stimmte natürlich zu, falls es mit seinem ganzen Staatsgebiet eintreten dürfe; Preußen und die übrigen Unionsstaaten lehnten den Vorschlag ab. Der Gegensatz zwischen Nord und Süd spitzte sich immer mehr zu; besonders mißgestimmt war der König von Württemberg, seit (am 7. Dezember 1849) die Fürsten von Hohenzollern die Regierung zu Gunsten Preußens niedergelegt hatten.

Da Preußen jetzt in die Reihe der konstitutionellen Staaten getreten war, — am 31. Januar war das neue Staatsgrundgesetz nach mancherlei Kämpfen bestätigt und veröffentlicht worden, — da ferner das Erfurter Parlament wesentlich aus der alten Kaiserpartei bestand, entsprachen die Beschlüsse desselben allen Wünschen der preußischen Regierung; Volks- und Staatenhaus nahmen die Verfassung an, nur daß sie den Regierungen einige Verbesserungsvorschläge machten.

Dem „Vierkönigsbündniß" zufolge sollte an der Spitze Deutschlands ein Direktorium stehen, gebildet aus Oestreich, Preußen, den anderen vier Königreichen und beiden Hessen; die Landesvertretungen wählten eine Volksvertretung, die 100 Oestreicher, 100 Preußen und 100 Abgeordnete aus den übrigen Bundesstaaten umfassen sollte.

Die Kämpfe um die preußische Verfassung wurden hervorgerufen durch das naturgemäße Bestreben der wieder erstarkten Staatsgewalt, aus der oktroyirten Urkunde vom 5. December 1848 die gefährlichsten Modeparagraphen ihrer Ursprungszeit zu entfernen, z. B. die Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, das Steuerverweigerungsrecht u. A. Schon war die Berathung, wesentlich im Sinne der Regierung beendet (December 1849), als diese 1850 (Januar 1850) mit 15 neuen schärferen Forderungen hervortrat. Selbst das Ministerium meinte, die Grenze der Zugeständnisse sei erreicht, beinahe wäre es noch jetzt zur Auflösung der Kammer und zu einem Ministerium der äußersten Rechten (Kleist-Retzow) gekommen. Endlich fügte sich die Kammer nach einigen Milderungen. Als der König am 6. Februar die Verfassung beschwor, wiederholte er sein Krönungsgelübde: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen", erinnerte an die schweren Opfer, die ihm dies Werk gekostet, und bat, ihm das Regieren mit dieser Verfassung möglich zu machen.

Wenn trotzdem der Schluß des Erfurter Parlamentes in trüber Stimmung erfolgte (29. April), so hatte das seinen Grund darin, daß von Oestreichs Seite 1850 bereits sehr bedenkliche Gegenanstalten getroffen worden waren: am 26. April lud es zur Wiederherstellung des alten Bundestages nach Frankfurt ein. Die Unionsregierungen beriethen nun in Berlin, wie sie sich dem gegenüber zu verhalten hätten. Zu einem kräftigen, gemeinsamen Stellungnehmen kam es bei den obwaltenden Umständen nicht; statt die Unionsverfassung in Kraft treten zu lassen, beschloß man ein neues Provisorium und kam überein, Gesandte nach Frankfurt zu schicken, ohne jedoch dort gefaßte Beschlüsse als bindend zu betrachten. Es ward Oestreich nicht allzu schwer, einige längst zweifelhafte Staaten an sich zu ziehen: am 2. September wurde mit elf Stimmen der engere Rath des alten Bundestages wieder ins Leben gerufen. Unter den Staaten, welche diesem Bunde angehörten, befand sich auch Dänemark, welches eben dabei war, die schleswig-holsteinischen Herzogthümer zu vergewaltigen. Schimpflich waren die wackeren Kämpfer von Preußen aufgegeben worden, nur zu dem letzten äußersten Schritt hatte man sich hier noch nicht entschlossen: wenigstens das Londoner Protokoll, welches, am 2. August 1850 1850 zwischen England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark vereinbart, den dänischen Gesammtstaat anerkannte und mindestens Schleswig zu ewiger Knechtschaft verdammte, hatte man nicht unterschrieben. Da dies von Seiten Oestreichs und des wiederhergestellten deutschen Bundes geschah, stand ein schwerer Konflikt zwischen Preußen und Oestreich bevor, der Entscheidungskampf um die Hegemonie in Deutschland. Sollte dieses unter östreichischer Führung verlotterte Deutschland, das nach kurzem verworrenen Anlauf in seine alte Jämmerlichkeit zurückzufallen im Begriff war, die nationale Ehre ungestraft verrathen dürfen oder würde Preußen nun doch im entscheidenden Moment die nationale Fahne ergreifen und sich zu der Stellung emporschwingen, die ihm gebührte: das war die Frage.

Seit dem Waffenstillstande vom 10. Juli 1849 war es den Schleswig-Holsteinern übel ergangen. Der preußische Bevollmächtigte in Schleswig war eine Null neben dem Dänen, der sich jede Gewaltthat erlaubte. Im April 1850 berief die preußische Regierung alle 1850 preußischen Offiziere aus der schleswig-holsteinischen Landesarmee ab. Dann schloß sie am 2. Juli den Frieden mit Dänemark, zog ihre Truppen zurück und überließ die Preisgegebenen ihrem Schicksal. Die Schleswig-Holsteiner versuchten, unter Führung des vormals preußischen Generals Willisen, noch einmal das Kriegsglück, wurden aber am 24. und 25. Juli bei Idstedt geschlagen. Um nun auch in Holstein nach Belieben schalten und walten zu dürfen, brauchten die Dänen die Hilfe des Bundes.

Noch an einer zweiten Stelle sollte der Gegensatz zwischen Oestreich und Preußen zum Ausdruck kommen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen, der sich nur höchst widerwillig zu einer konstitutionellen Verfassung verstanden hatte, ersetzte im Februar 1850 das liberale Ministerium Eberhard durch Hassenpflug, an sich ein zweifelhafter Mann und ein gefügiger Diener seines absolutistischen Herrn. Als der allgemeine Unwille gegen ihn zur Steuerverweigerung führte, wandte er sich an die Frankfurter Bundesversammlung. Diese konnte den Minister, der sich um die Sprengung der Union die größten Verdienste erworben, unmöglich im Stiche lassen und erklärte schon am 21. September, auf Grund der

Wiener Schlußakte von 1834 einschreiten zu müssen. Da man in Preußen Miene machte, für das kurhessische Volk einzutreten — Radowitz war Minister und es wurde ein Armeekorps in Westfalen zusammengezogen — sammelte Oestreich seine Getreuen um sich. Auf einer Zusammenkunft des Kaisers mit den Königen von Baiern und Würtemberg (zu Bregenz 11. Oktober) fielen bedrohliche Worte gegen Preußen, dem man nöthigenfalls mit 200000 Mann entgegentreten wollte.

Preußens Lage war unendlich schwierig, da ihm alle Großmächte grollten, besonders auch Rußland, weil der König das schmähliche Londoner Protokoll noch nicht unterzeichnet hatte. Es fragt sich nur, ob Frankreich, ob Rußland um der Kurhessen willen den Krieg erklärt haben würden, falls der König, im Vertrauen auf die gute Sache, sich zu energischem Handeln ermannt hätte. Aber auch die Armee war in schlechten Verhältnissen, das eigne Land durchwühlt und unzuverlässig. Wohl ist es möglich, daß ein großer Entschluß Volk und Heer Preußens über alles Elend der Gegenwart emporgehoben hätte, aber dieser große Entschluß war dem durch die Revolution von 48 geknickten Könige nicht gegeben.

So glaubte der König die Verantwortlichkeit eines allgemeinen Krieges nicht auf sich nehmen zu können und entschloß sich schweren Herzens zum Nachgeben, nicht ohne daß die Vorstellung einer Buße und Sühne für die wüste Zeit der Revolution dabei eine verhängnißvolle Rolle gespielt hätte. Er ersuchte den Zaren um seine Vermittlung. Zu diesem Zwecke fand Ende Oktober in Warschau eine Konferenz des Zaren, des Kaisers von Oestreich und des Prinzen Karl von Preußen statt. Hier stellte sich der Zar, entrüstet, daß ihm nicht König Friedrich Wilhelm selbst seine Huldigung darbrachte, völlig auf die Seite Oestreichs: alle Zugeständnisse, zu denen sich der preußische Minister Graf Brandenburg bereit erklärte, wies er nicht allein zurück, sondern er behandelte ihn mit solcher Brutalität und Geringschätzung, daß dieser Staatsmann aus Hohenzollernblut in eine schwere Krankheit verfiel, welcher er am 6. November in Berlin erlag. Während er sich in seinen letzten Fieberparoxysmen zum Kampfe fürs Vaterland rüstete, war die schimpflichste Demüthigung bereits beschlossene Thatsache (Ministerrath vom 1850 2. November). Nach schwerem Kampfe entschloß sich der König zum Nachgeben: der Minister Freiherr Otto von Manteuffel brachte seinem Monarchen das Opfer, seinen Namen zugleich mit der tiefsten Schmach seines Vaterlandes zu verewigen, und man muß es gestehen, daß er es verstanden hat, dem Preußenvolk auch nicht einen Tropfen aus dem Wermuthsbecher zu ersparen, den es bis zur Neige leeren sollte.

Zunächst nahm die preußische Regierung von Seiten Oestreichs die Bedingung an, daß das preußische Armeekorps, welches im Oktober unter v. d. Gröben die preußische Etappenstraße in Hessen besetzt hatte, dem Einrücken östreichischer Truppen in Schleswig-Holstein kein Hinderniß in den Weg lege. Als nun auch bairische Truppen unter dem Fürsten von Thurn und Taxis nach Hanau kamen, um von dort auf Kassel zu marschieren, ließ sich König Friedrich Wilhelm noch einmal zu kräftigerer Aktion bewegen und ordnete die Mobilmachung seines Heeres an. Da Manteuffel dem General v. d. Gröben die Weisung zugehen ließ, jedes Zusammen-

treffen mit den Baiern zu vermeiden, — dem östreichischen Gesandten erklärte er, die Mobilmachung sei nur zur Beruhigung der aufgeregten Volksstimmung erfolgt, — kam es zwischen der preußischen Nachhut und der bairischen Vorhut nur zu einer kleinen Plänkelei (8. Nov. bei Bronzell), der ein Schimmel zum Opfer fiel.

Obwol Radowitz nach England ging, um dort um ein Bündniß zu werben, hielt es Manteuffel für nöthig, allen weiteren Bedrohungen dadurch auszuweichen, daß er die Vertreter der Union zur Auflösung derselben bestimmte (15. Nov.). Da Oestreich trotzdem zu rüsten fortfuhr, eilte Manteuffel nach Olmütz, um die Unterwerfung Preußens anzuzeigen. Indem der Minister fast in allen Punkten seine Vollmachten überschritt, sorgte er dafür, daß der unvermeidliche Rückzug Preußens sich mit möglichst wenig Glimpf vollzog. Oestreich bewilligte nur, daß Preußen sich an freien Konferenzen betheiligen durfte, in denen über die zukünftige Gestaltung des deutschen Bundes berathen werden sollte. Die Besprechungen fanden am 23. Dezember in Dresden statt. Oestreich beantragte seinen Eintritt mit allen seinen Ländern, wollte außerdem das Stimmenverhältniß des alten engeren Rathes dergestalt geändert wissen, daß der Einfluß der Kleinstaaten, die sich letzthin fast alle zu Preußen gehalten hatten, völlig beseitigt würde. Diese Vorschläge scheiterten beide: der erstere an dem eifersüchtigen Einspruch Englands und Frankreichs, der zweite an der energischen Gegenwehr der bedrohten Kleinstaaten. So blieb nichts anderes übrig, als die Rückkehr zu der alten Bundesverfassung: auch die Idee einer Volksvertretung am Bunde, für die der König von Würtemberg noch einmal in die Schranken trat, ließ man mit Rücksicht auf Oestreich und Preußen fallen.

1850

So endigte der Kampf um die Hegemonie in Deutschland mit einem völligen Siege des östreichischen Kaiserstaates, in dessen Interesse es stets gelegen hatte, die Einheit und die Freiheit Deutschlands gleichmäßig niederzuhalten. Nicht müde ward man in Wien, darüber zu jubeln, daß man auf dem besten Wege war, das erniedrigte Preußen zu vernichten. Moralisch war es in der That fast vernichtet, und was noch schlimmer war, es hatte seine Niederlage selbst verschuldet durch innere Schwäche und Zerrüttung, durch seine schlaffe Politik und die Muthlosigkeit seiner Staatsmänner. Durch eine schwere Schule der Demüthigung war es gegangen und noch war es niemand offenbar, daß aus dieser Schule der Staatsmann hervorgehen sollte, der berufen war, dereinst das übermüthige Oestreich in den Staub zu werfen und aus Deutschland zu verdrängen. Zunächst aber nahten für Deutschland traurige Zeiten, die Tage des Kaisers Nikolaus: der russische Zar war es, der in Gemeinschaft mit dem von ihm erretteten Oestreich in letzter Linie über die Wohlfahrt der deutschen Nation entschied, bis auch er inne ward, was der „Dank vom Hause Oestreich“ bedeute. Erst als dem stolzen Zaren, der sich von Oestreich wie Preußen im Stich gelassen glaubte, von ersterem sich sogar bedroht sah, während des Krimkrieges das Herz brach (2. März 1855), durfte Deutschland, befreit von seiner unberechtigten Vormundschaft, freier aufathmen und die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Tage fassen.

Oestreichs Triumph in Deutschland war nur dadurch ermöglicht worden, daß es ihm, zum Theil mit russischer Hilfe, gelungen war, die revolutionären Bewegungen in den seiner

Staatsgrundgesetz am Widerstande der eigenen Ritterschaft und des Königs von Preußen scheiterte. Es ward dem Großherzog nicht schwer, auf Grund eines Schiedsspruches (11. Sept. 1850) die alte landständische Verfassung wiedereinzuführen. Für die anderen Staaten konnte Oestreich, das am schroffsten mit den jüngsten Ereignissen brach, als Vorbild gelten. Man lenkte wieder in Metternichsche Grundsätze ein und erließ strenge Gesetze über die Presse (6. Juli 1854) und das Vereinswesen. Der allmächtige Polizeistaat erwuchs mit allen schlimmen Erscheinungen von Korruption, Parteilichkeit, Kriecherei und Gewaltthätigkeit im Gefolge.

In Oestreich wurde das Staatsgrundgesetz von 1849 einfach aufgehoben (31. Dec. 1851). Auf Schwarzenberg († 5. April 1852) folgte der gleichgesinnte Minister Buol-Schauenstein nebst Leo Thun und Alexander Bach. Die leichtlebige Bevölkerung ertrug das Polizeiregiment mit Murren oder mit Gleichgiltigkeit, der Staatskredit nahm von Jahr zu Jahr ab, als ein stets wiederkehrendes Defizit zu fast unbegrenzter Ausgabe von Papiergeld nöthigte.

In Preußen ging man an die Revidirung der Verfassung im konservativen Sinne. Die wichtigste Veränderung war die Umformung der „ersten Kammer" in das „Herrenhaus" (Gesetz vom 30. Mai 1853). Prinzen des königlichen Hauses, erbliche Mitglieder (Häupter der ehemals reichsunmittelbaren Familien, die Mitglieder der früheren Herrenkurie und solche, welche der König mit Erblichkeit ernennt), Mitglieder auf Lebenszeit (Vertreter von Verbänden des alten und befestigten Grundbesitzes, je ein Mitglied der sechs Landesuniversitäten, Vertreter von Städten repräsentirt, welchen dieses Recht verliehen wurde, endlich Mitglieder aus besonderem königlichen Vertrauen ernannt) bildeten ein Oberhaus, welches das aristokratische und stabile Element im Staatsleben verkörpern sollte. Veränderungen seiner Zusammensetzung können nur durch ein Gesetz, also mit Zustimmung des Herrenhauses selbst vorgenommen werden, dafür schob man das königliche Recht, beliebig viel Mitglieder aus besonderem Vertrauen zu ernennen („Pairsschub") als Korrektiv gegen etwaigen Mißbrauch seiner Stellung ein.

Ein weiterer Schritt auf dem Wege einer konservativen Gesetzgebung war die Wiedereinführung der Fideikommisse und die Sistirung der neuen Gemeindeordnung, Kreis- und Provinzialverfassung zu Gunsten der alten Provinziallandtage, alles mit Zustimmung der jetzt sehr gefügigen zweiten Kammer. Die politische Stimmung der fünfziger Jahre war dem Rekonstruktions- und Reaktionsprozeß günstig: die Masse des Volkes vertraute der Regierung, die Liberalen und Demokraten hielten sich zurück: so ergaben die Wahlen zur neuen Legislaturperiode (1855) ein durchaus willfähriges „Abgeordnetenhaus", wie die neue Benennung hieß (die sogenannte „Landrathskammer").

In den übrigen deutschen Staaten folgte man mehr oder minder eifrig dem Beispiele der Großmächte und benutzte die allgemeine Erschlaffung dazu, die Wahlgesetze dergestalt zu ändern, daß, unter Beihilfe anderer Maßregeln, die Regierungen wieder in den Vollbesitz der Staatsgewalt gelangten und sich die Spielerei mit dem Scheinkonstitutionalismus, dem es in manchen kleinen Staaten an jeder gesunden Grundlage gebrach, getrost gestatten durften.

Auch für die Stellung der Kirchen, sowohl der evangelischen wie der katholischen, ward die Bewegung von 1848 und die Reaktion von 1850 von größter Bedeutung. Es hatte sich gezeigt, daß die „Stillen im Lande" und die guten Katholiken dem Taumel der Revolution am wenigsten unterlegen waren, oder sich am ersten ernüchtert hatten, daß die Autorität der Kirche am ersten bereit sei, die Autorität des Staates zu stützen. Es war natürlich, daß sich die Regierungen jetzt um so bereitwilliger auf diese festen Säulen stützten.

Für die evangelische Kirche war diese Zeit der politischen Ruhe zugleich die Zeit



Der Prinz von Preußen zur Zeit seines Oberbefehls gegen den badischen Aufstand.
Gezeichnet von Schertle im Jahre 1849 nach Vogels Lichtbilde.

Zu den ersteren gehörten Tiedemann, ehemals badischer Offizier, jetzt Kommandant von Rastadt und der Civilkommissarius von Trützschler, der Freund Robert Blums. Von den anderen ist am bekanntesten Gottfried Kinkel, der später durch seine Gemahlin und den Studenten Karl Schurz aus seiner Haft befreit wurde.

Als alles vorüber war, kam (16. Juli) Hecker aus Amerika zurück, überzeugte sich von dem Unheil, das er hatte anstiften helfen und suchte dann sein Asyl wieder auf. Das waren die Helden, denen das Volk einst blindlings vertraut hatte!

die süddeutschen Staaten zu bestimmen, seinem Beispiele zu folgen. Dies geschah erst im Jahre 1857; doch traten diese Konkordate nicht in Kraft, weil sie die Bestätigung der einzelnen Landesvertretungen nicht fanden. Nur in Oestreich trat das Konkordat in vollste Kraft.

Nur auf einem Gebiete, auf dem Preußen schon früher dem allmächtigen Metternich getrotzt hatte, ließ es sich auch jetzt von Oestreich nicht den Rang ablaufen. 1853 Die zwölfjährige Zollvereinsperiode lief mit dem 31. Dezember 1853 ab. Trotz der großen Schwierigkeiten, welche in der Verschiedenheit der östreichischen und deutschen Zollbestimmungen und darin lagen, daß in Oestreich das ergiebige Tabaksmonopol bestand, ließ sich denken, daß auch Oestreich seine Aufnahme in den Zollverein fordern werde. Nachdem die ersten Versuche, einen deutsch-östreichischen Zollverein zu gründen, zu Anfang d. J. 1849 als beseitigt gelten konnten, traten dieselben Bestrebungen 1850 und 1851 wieder hervor und die wichtigsten Genossen Preußens im Zollverein erklärten sich am 7. Juni 1851 für die Vorschläge Oestreichs, das seinen Eintritt in den Zollverein für den 1. Januar 1859 in Aussicht stellte. Wenn jene Staaten, namentlich Kurhessen, austraten, war das preußische Handelsgebiet wieder in zwei Theile zerrissen; daher half es sich durch einen sehr geschickten Coup: zum größten Ärger der Gegner schloß es am 7. September 1851 mit Hannover einen Vertrag, durch welchen dieses am 1. Januar 1854 in den preußischen Zollverein zu treten versprach. Damit war die Kontinuität des Zollgebietes wieder aufs beste gesichert. Da die süddeutschen Regierungen sich gleichwol anschickten, die Zollsache im Bunde mit Oestreich zu ordnen, erneuerte Preußen den Zollvereinsvertrag zunächst nur mit Braunschweig, dem Steuerverein und dem thüringischen Handelsverein. Aber Oestreich gelangte zu keinem Verständniß mit den Abtrünnigen, hielt es vielmehr für gerathen, mit Preußen am 19. Februar 1853 selbst einen Handelsvertrag zu schließen. Nun mußten auch die übrigen sich zum erneuten Anschluß an Preußen bequemen: am 4. April 1853 wurde der preußische Zollverein, dessen Gebiet sich auf über 9000 Quadratmeilen erweitert hatte, wieder auf 12 Jahre verlängert.

Aber weder die volkswirthschaftliche Wohlfahrt, in welcher sich Preußen durch gesteigerte Gewerbsthätigkeit und durch verkehrbelebenden Eisenbahnbau befand, noch die Blüte von Kunst und Wissenschaft, deren sich der Staat erfreute, boten eine Entschädigung für die politische Bedeutungslosigkeit, in welche er verfallen war. Als Rußland versuchte, unter dem Vorwande, die unveräußerlichen Rechte der griechischen Kirche im türkischen Reiche zu beschirmen, die Zarenherrschaft zu erweitern und darüber ein europäischer Krieg entbrannte, hielten es viele für an der Zeit, den Kampf um die Hegemonie in Deutschland zu erneuern. Die Mächte, welche die Schmach von Olmütz hatten herbeiführen helfen, waren jetzt selbst gebunden. Rußland sah sich von den vereinigten Westmächten angefallen, weder das neidische England noch das übermüthige Frankreich vermochten Preußen zu hindern, auf eigene Faust deutsche Politik zu machen, noch weniger war Oestreich dazu im Stande. Der Kaiserstaat war in peinlichster Lage: er konnte es nicht dulden, daß der russische Nachbar an seiner Ostseite noch weiter sich vergrößerte, aber er konnte

der König von Preußen wurde durch den Gang der Ereignisse in Deutschland der Sache der Schleswig-Holsteiner mehr und mehr entfremdet. So ließ er zwar seine Truppen noch nach Jütland einrücken, aber die Lässigkeit, mit welcher die Belagerung von Fridericia geführt wurde, ermöglichte den Dänen noch einen letzten entscheidenden Sieg. Der General Rye schob sich, mit Verstärkungen landend, zwischen die beiden Hälften des Belagerungsheeres, das nach einem harten Kampfe (5./6. Juli) mit großem Verluste geschlagen wurde. Noch dachten die tapferen Söhne der deutschen Nordmarken nicht an Aufgabe des Kampfes, da wurden sie durch die Nachricht überrascht, daß Preußen in einem schmählichen Vertrage vom 10. Juli die Herzogthümer preisgegeben habe.

Der Waffenstillstandsvertrag lautete dahin, daß Schleswig von Holstein getrennt, in dem erstgenannten Herzogthum eine Demarkationslinie gezogen, der nördliche Theil von schwedischen, der südliche von preußischen Truppen besetzt und für Schleswig eine preußisch-dänische Landesverwaltung eingerichtet werde. Nach den Friedenspräliminarien, die am gleichen Tage vereinbart wurden, sollte Schleswig, unbeschadet der Rechte der dänischen Krone, eine Sonderverfassung erhalten, aber von Holstein getrennt werden.

Was blieb der schleswig-holsteinischen Patriotenpartei übrig, als sich zu fügen? Der Vertrag wurde ausgeführt; um das schmähliche Abkommen, das nur durch den Druck Rußlands entschuldigt werden kann, einigermaßen zu beschönigen, wurde der urtheilslosen Menge von einer projektirten nordalbingischen Republik vorgefabelt. Die Dänen waren die Retter des monarchischen Gedankens! Da war es denn freilich schwer, an Preußen nicht zu verzweifeln und darum verdient der eine, welcher seine unerschütterte Hoffnung offen bekundete, die ehrende Anerkennung der Nation.

Es war der Geschichtsforscher Joh. Gust. Droysen, Mitglied des Parlamentes und ein eifriger Vertheidiger der schleswig-holsteinischen Sache. In seinem „Briefe eines Schleswig-Holsteiners“ schrieb er am 7. August 1849, unbeirrt von der aufgeregten Tagesmeinung: „Die Sache der Nation ist jetzt bei Preußen. Preußen muß die Stellung in Deutschland, die es mit Oestreich gemeinsam üben sollte, fortan allein über sich nehmen. Es darf sich nicht dabei beruhigen wollen, doch nur die zweite Macht in Deutschland zu sein. Die deutsche Macht zu sein ist seine geschichtliche Aufgabe.“

„Nicht von der „Freiheit“, nicht von nationalen Beschlüssen aus war die Einheit Deutschlands zu schaffen. Es bedurfte einer Macht gegen die andere, ihren Widerspruch zu brechen, ihren Eigennutz von uns zu wehren. In diesem Sinne an die Spitze Deutschlands tretend, erneue uns Preßen die wahrhafte Idee des Kaiserthums, wie sie seit dem fünften Karl an der dynastischen Politik Oestreichs zu Grunde gegangen ist, erneue uns das Reich deutscher Nation, daß es, nicht wie der deutsche Bund war, eine träge Sumpflache sei, die Machteifersucht der Gewaltigen Europas auseinander zu halten, sondern sich zwischen ihnen eine freie luftige Höhe erhebe, unter deren Schirm ringsher die minder Mächtigen leben und weben können nach ihrer Art.“

Vorläufig war geringe Hoffnung, daß Preußen ein solches Ideal verwirklichen werde. Der König, dem das Dreikönigsbündniß weniger am Herzen lag, als seinem Freunde Radowitz, hatte die diplomatischen Verhandlungen ziemlich lau betrieben, er verschmähte es aber auch, auf die widerwilligen Staaten, wie Baiern, einen entschiedenen Druck auszuüben. Er glaubte an die Möglichkeit einer

mochte es zusehen, wie weit es mit der Hilfe der Mittelstaaten kam, die es so oft gegen den Nebenbuhler ausgenutzt und mit dem deutschen Bunde, den es gegen Preußen wieder erweckt hatte. Wol fehlte es nicht an preußischen Staatsmännern, die beim Beginne der Verwickelungen den Gedanken hegten, nun müsse Preußen die Unionsbestrebungen wieder aufnehmen, aber der König interessirte sich weit mehr für die Zurückgewinnung des bedeutungslosen Neuenburg, als für die Erneuerung der preußischen Hegemonie.

Auch hatte Manteuffel, der leitende Minister, ganz andere Ansichten und Absichten: nach langem Schwanken schloß er mit Oestreich, — als ob Preußen überhaupt bedroht gewesen wäre! — am 20. April 1854 für die Dauer des orientalischen Krieges ein Trutz- und Schutzbündniß und versprach in einem Zusatzartikel die Waffen zu ergreifen, wenn Rußland in einer bestimmten Frist nicht die Donaufürstenthümer räume. Immer von neuem ließ sich Preußen von Oestreich zur Pression auf Rußland benutzen, während Oestreich seine eigenen Wege ging und an Preußen die stärksten Zumuthungen stellte. Es verlangte, man solle 200000 Mann bei Breslau und Posen aufstellen, um Oestreichs Rücken zu decken; es setzte gegen Preußens Willen zu Frankfurt (8. Febr. 1855) die Kriegsbereitschaft des Bundesheeres durch.

1854

1855

Die Folge dieser haltungslosen Politik war, daß Preußen, nachdem Rußland zum Frieden genöthigt war, zum Pariser Kongresse (Febr. 1856) nicht einmal eingeladen wurde, während das unbedeutende Sardinien sich das Recht zur Theilnahme erworben hatte. Manteuffel mochte sich glücklich schätzen, daß er den Vertrag (30. März) wenigstens mit unterzeichnen durfte. Noch eine letzte Demüthigung war dem preußischen Staate unter Manteuffels Leitung beschieden; dann sollten bessere Zeiten kommen. Das Neuenburger Ländchen, welches nur noch in einem sehr losen Zusammenhange mit Preußen stand, mußte nach einer verunglückten Schilderhebung der royalistischen Partei (3. September 1856) der Schweiz überlassen werden (26. Mai 1857). Stolz wies der König die ihm angebotene Geldentschädigung zurück, erklärte aber, daß er auf den Titel eines Fürsten zu Neuenburg auch jetzt noch nicht verzichte.

1856

1857

XX. Von der Regentschaft bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums.

1. Die Zeit der Regentschaft des Prinzen von Preußen (1857—1861).

Die Tage der Reaktion in Preußen waren gezählt. Nöthig und heilsam im Anfang, um einen durch die Revolution geschwächten Staat wieder einzurichten, war sie doch über ihr Ziel hinausgeschossen und hatte nicht verstanden, ein straffes Regiment im Innern durch kräftige Politik nach außen dem eigenen Volke achtungswerth und annehmbar zu machen.

Im Herbste des Jahres 1857 zeigten sich die Spuren einer Gehirnkrankheit bei König Friedrich Wilhelm, welcher am 23. Oktober 1857 seinen Bruder, den Prinzen von Preußen zu seinem Stellvertreter, zunächst auf drei Monate ernannte. Als das Leiden des Königs nicht gehoben wurde, bestand der Prinz, dessen Stellvertretung mehrmals verlängert worden war, darauf, daß ihm der Verfassung gemäß die förmliche Regentschaft übertragen werde. Dies geschah am 7. Oktober 1858, am 26. leistete der Prinz den Eid auf die Verfassung. Hatte er in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des erkrankten Königs keine Veränderungen im Schoße der Regierung machen zu dürfen geglaubt, so konnte er das jetzt unbedenklich thun. Obwohl von strengen konservativen Grundsätzen, hatte der Prinzregent eine entschiedene Abneigung gegen das Ministerium Manteuffel, welches mit der Demüthigung Preußens identisch war. Er entließ dasselbe am 5. November und beauftragte den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Es setzte sich aus Männern von gemäßigt liberaler Richtung zusammen, (v. Schleinitz, v. Patow, v. Bethmann-Hollweg, Flottwell, dieser bald ersetzt durch Graf Schwerin, und R. v. Auerswald; von den Mitgliedern des Ministeriums Manteuffel blieben v. d. Heydt und Simons im Amt). Was der Prinzregent beabsichtigte, zeigte er in seiner ersten Ansprache an die neuen Minister. (8. Nov.) Er nahm, wie man zu sagen pflegt, kein Blatt vor den Mund und kam den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht weiter entgegen, als seiner ehrlichen offenen Soldatennatur gemäß war. Klang es auf der einen Seite dem Liberalismus wenig anmuthend, wenn von einer größeren Anspannung der Steuerkraft, von vermehrten Ausgaben für das Heer die Rede war, so fand der Passus, welcher die herrschende kirchliche Richtung tadelte, um so größeren Beifall. Hoffnungsreich erklang allen Patrioten die Aussicht, der nationale Gedanke solle gehegt und gepflegt werden, männlich schien sich gegen alle offenen und geheimen Widersacher Preußens die Aeußerung zu richten, daß Preußen überall das

1857

1858

Recht zu schützen bereit sei. Zwar betonte der Prinz, daß kein „Bruch mit der Vergangenheit“ geschehen solle, aber was er so knapp und doch so fest verkündigte, war an sich schon ein solcher Bruch. Einige Heißsporne der Demokratie waren vielleicht enttäuscht, — wie hätten sie aber von dem besonnenen Geist eines fast Zweiundsechszigjährigen den Umsturz der bestehenden Ordnung erwarten dürfen. Die soeben vom Ruder entfernte konservative Partei, deren größerer Theil das Ministerium Manteuffel ohne Schmerz scheiden sah, verhielt sich in loyaler Abwartung, jeden Augenblick bereit, den Prinzregenten in den unausbleiblichen Konflikten zu unterstützen, welche sie herannahen sah. Im allgemeinen folgte allgemeine Zustimmung dem Programm des Fürsten, dessen Name im Jahre 1848 der bestgehaßte gewesen, dessen Palast für „Nationaleigenthum“ erklärt worden war. Daß die „neue Aera“ sich allgemeiner Unterstützung erfreute, bewiesen die nächsten Wahlen, bei denen z. B. Auerswald von vier Wahlkreisen für die neue Kammer erkoren wurde.

In welchem Maße dem Prinzregenten die Sympathien des Landes entgegen kamen, bewies namentlich der herzliche Empfang, der in Berlin seinem Sohne **Friedrich Wilhelm** nebst seiner jungen Gemahlin, der Prinzeß Royal von England, **Viktoria**, am 7. Februar 1858 bereitet wurde. — Der Prinzregent war am 22. März 1797 geboren.

Gemäß der Worte jener Rede an das Ministerium verfuhr der Prinzregent auch in seinem Verhältniß zu Oestreich. Zwar gestattete er seinem Gesandten am Bundestage, Herrn **von Bismarck**, gegen Oestreich nöthigenfalls eine energische Sprache zu führen und so wurde der östreichische Versuch, die Garnison in Rastadt zu verstärken, zurückgewiesen: als aber für den Kaiserstaat die Stunde der Gefahr schlug, war der Prinzregent weit davon entfernt, die Verlegenheit des eifersüchtigen Nebenbuhlers ausnützen zu wollen. Das entsprach weder den Traditionen des nach-fridericianischen Preußen, noch den Ueberzeugungen des Fürsten.

1859 Seit dem Neujahrstage 1859 konnte kaum noch ein Zweifel darüber bestehen, daß Kaiser Napoleon und Viktor Emanuel von Sardinien Oestreich in der Lombardei angreifen würden: trat man, wie Hitzköpfe empfahlen, auf Seite jener Koalition, so ließ sich das deutsche Kaiserthum im Fluge errichten und ein wirklich vollständiges Deutschland nach Eroberung der deutsch-östreichischen Provinzen begründen. Statt dessen wurde Bismarck von Frankfurt nach Petersburg versetzt; seine Stelle erhielt der mehr zurückhaltende v. **Usedom**. Statt den Wünschen der italienischen Diplomaten entgegen zu kommen, beantragte Preußen am 23. April die Kriegsbereitschaft des Bundesheeres, setzte selbst drei Armeekorps auf den Kriegsfuß, verlangte noch einmal die Mobilmachung des Bundes und erklärte nach der ersten Niederlage der Oestreicher (4. Juni bei Magenta), daß es Oestreichs Besitzstand durch bewaffnete Vermittelung erhalten wolle. Es verlangte nur, daß dem lombardo-venetianischen Königreich unter der Regierung eines Erzherzogs eine selbständige Stellung eingeräumt werde und begehrte für sich die Führung der Bundesarmee, aber ohne Rücksicht auf die beschränkenden Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung. Die Eifersucht der Mittelstaaten, welche über das militärische Kaiserthum der Hohenzollern zeterten, vor allem die Intriguen des sächsischen Ministers **von Beust** bewirkten, daß jener Vorschlag abgelehnt wurde. Oestreich verzichtete lieber auf die

Lombardei (7. Juli Waffenstillstand zu Villafranca), als daß es sich von Preußen 1859 retten lassen wollte. Dann schob es die Schuld alles Mißgeschickes auf Preußen, welches die deutsche Großmacht schmählich im Stiche gelassen habe. Diese Verdächtigungen verfingen bei einem großen Theile der politisch Urtheilsfähigen nicht: diese erkannten vielmehr auf Grund der Haltung, welche Preußen während des italienischen Krieges eingenommen hatte, daß diese Macht im Stande und bereit sei, handelnd einzutreten, wo wirklich deutsche Interessen in Gefahr kamen. Da nun die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich nahe bevorstehend schien, erwachte allenthalben der lebhafteste Wunsch nach der Einigung des Vaterlandes. Daß diese nur „unter preußischer Spitze" erfolgen könne, war die Ueberzeugung aller einsichtigen Patrioten, von denen sich die liberalen Elemente im September 1859 zu Frankfurt zur Stiftung 1859 des Nationalvereins zusammenfanden. Da derselbe von hervorragenden Politikern geleitet, von dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha gefördert und geschirmt wurde, erreichte er allmählich eine ansehnliche Ausdehnung und bedeutenden Einfluß in den Kammern der Einzelstaaten. Vergeblich waren die Versuche einiger Regierungen, den Verein zu unterdrücken oder ihn von Bundeswegen verbieten zu lassen. Alle Verfolgungen verschafften dem Vereine nur neue Anhänger, freilich mehr in Nord- und Mitteldeutschland als im Süden: hier wollte das Mißtrauen gegen Preußen durchaus nicht schwinden.

Eine Gelegenheit, der gehobenen nationalen Stimmung Ausdruck zu geben, gewährte am 10. November 1859 die Säkularfeier von Schillers Geburtstag: was dem Feste so allgemeine 1859 Theilnahme verschaffte, war das Bewußtsein, daß dieser Dichter in den Tagen der Erniedrigung dem Gedanken der Nationalität und dem Vaterlandsgefühl den vollgültigsten Ausdruck gegeben: jetzt schien der Schwur: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern" erneuert werden zu sollen. Später folgten große Turner-, Sänger- und Schützenfeste: schöne, meist wohlgelungene Aeußerungen eines lebhaften, wenn auch noch unklaren Nationalgefühls. Wurden diese Feste auch von ihren Theilnehmern bedeutend überschätzt, wurde auf ihnen ebensoviel Preußenhaß als deutsche Einigkeit gemacht, so hatten sie doch als einzig mögliche Form, in denen der nationale Drang zum Ausdruck kommen konnte, ihre Bedeutung. Sie waren jedoch ausschließlich Veranstaltungen des politischen Liberalismus, die konservative Partei hielt sich von ihnen fern in der Ueberzeugung, daß die Größe des Vaterlandes auf anderem Wege erreicht werde.

Da Einheits- und Freiheitsdrang in Deutschland meist zusammenfallen, so war es natürlich, daß zur Zeit der „Neuen Aera" auch in den nichtpreußischen Staaten eine liberale Strömung eintrat. In Baden richtete sich der Kampf insbesondere gegen das mit Rom abgeschlossene Konkordat, das am 29. März 1860 von der 1860 zweiten Kammer verworfen und durch eine konstitutionelle Vereinbarung ersetzt wurde: die anderen süddeutschen Staaten folgten diesem Beispiel.

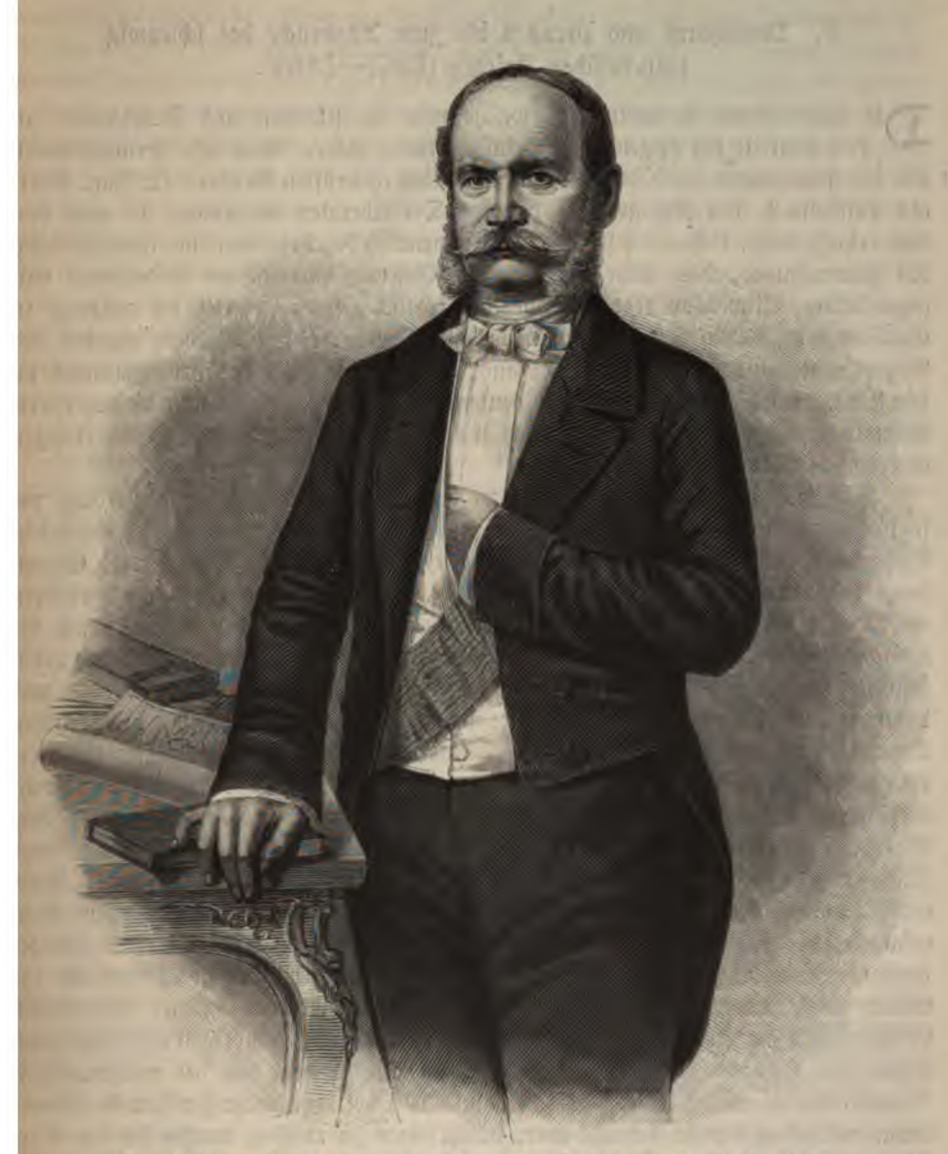
In Kurhessen entbrannte von neuem der Streit um die Verfassung von 1831. Nicht umsonst hoffte man auf Preußens Hilfe, das wirklich am Bundestage für den Rechtszustand einzutreten bereit war. Gleichwol entsprach eine umgearbeitete Verfassung vom 30. Mai 1860 den Wünschen der Bevölkerung noch durchaus nicht und der Streit erreichte erst viel später einen eigenthümlichen Abschluß.

Außer in der kurhessischen Verfassungsfrage beobachtete die preußische Regierung, trotz der Sympathie, welche man der neuen Aera entgegentrug, in Deutsch-

land eine äußerst reservirte Haltung, und verhielt sich auffallend kühl gegen den Nationalverein. Man wollte alles vermeiden, was die Eifersucht der Mittelstaaten erregen mochte, um für den Fall eines Krieges mit Frankreich nicht etwa rheinbündlerische Gelüste aufkommen zu lassen. Wie nahe die Gefahr lag, bewies die Aeußerung des hannoverschen Ministers von Borries (1. Mai 1860), „durch die Bestrebungen des Nationalvereins würden die Mittel- und Kleinstaaten dem Ausland geradezu in die Arme getrieben.“ Nicht im geringsten dachten die Mittel- und Kleinstaaten daran, Preußen auch nur in der Bundeskriegssache eine Art von Hegemonie zu gestatten. Sie nahmen eine darauf bezügliche Reform der Bundesverfassung selbständig in die Hand; ihre Minister, die sich am 29. November 1859 zu Würzburg versammelten, griffen sogar über das militärische Gebiet hinaus auf das eigentliche politische und ihre Vorschläge ließen sich hören: gleichwol hatten weder Oestreich noch Preußen Lust, jenen Staaten die Initiative zu überlassen. Preußen wollte im Fall des Krieges die Truppen Norddeutschlands führen, die Süddeutschlands Oestreich überlassen und sich mit dieser Macht über den Oberbefehl einigen: aber diese Anträge wurden völlig verworfen, zumal Oestreich sie nur für den Fall unterstützen wollte, falls ihm Preußen den Besitz von Venetien gewährleistete.

Mit großer Vorsicht und Klugheit benahm sich der Prinzregent auch, als Napoleon III. eine freundschaftliche Zusammenkunft in Vorschlag brachte. Angeblich wünschte Napoleon sich von dem Verdachte zu reinigen, daß er Deutschland wirklich bedrohe; vielleicht kam es ihm aber auch darauf an, durch intimeren Verkehr mit dem Prinzregenten diesen zu kompromittiren und den Argwohn wachzurufen, daß derselbe über die deutschen Fürsten hinweg sich mit ihm verständigen werde. Wenn Baiern und Sachsen von sich auf andere schlossen, konnten sie wohl solchen Vermuthungen Raum geben: aber der Prinzregent machte sie von vornherein unmöglich. Er erklärte, nie werde Preußen einen Fuß breit deutschen Landes opfern, (wie Viktor Emanuel hatte sein savoyisches Stammland als Preis der französischen Hilfe hergeben müssen), er veranlaßte, daß die deutschen Fürsten sämmtlich an der Zusammenkunft mit Napoleon theilnahmen. So versammelten sich zu Baden (16. bis 18. Juni 1860) zehn deutsche Herrscher zu einem Fürstentage, gegen den sich Napoleon in Aeußerungen seiner unbedingten Friedensliebe erging. Auch fand sich hier Gelegenheit, über die Reform der Bundeskriegsverfassung zu berathen: eine Einigung wurde aber weder hier, noch in den späteren Berathungen des nächsten Jahres erzielt. Bis dahin hatte sich die politische Lage aber schon sehr verändert: Preußens „moralische Eroberungen“ waren im Schwinden, und ein Mittelstaat durfte sich noch einmal der Täuschung hingeben, Deutschlands Geschicke ohne gebührende Berücksichtigung Preußens regeln zu können.

Am 26. Juli 1860 fand zwischen dem Prinzregenten und dem Kaiser Franz Joseph eine Begegnung zu Teplitz statt, welche die seit dem italienischen Kriege herrschende Spannung zwar äußerlich beseitigte, aber den inneren Zwiespalt nicht hob.



Der Prinzregent im Jahre 1860 während des Fürstentages zu Baden-Baden.

Gleichzeitige Darstellung.

„Ich halte fest an dem Wege, welchen Ich in Preußen und in Deutschland bisher eingeschlagen habe, und Ich hoffe, daß sich auf demselben immer mehr deutsche Regierungen mit Mir vereinigen werden."

Baden-Baden, 18. Juni 1860.

2. Deutschland und Preußen bis zum Ausbruche des schleswig-holsteinischen Krieges (1861—1864).

Die übertriebenen Erwartungen, welche man in Preußen und Deutschland an den Eintritt der Regentschaft geknüpft hatte, waren schon sehr herabgestimmt, als der Prinzregent nach dem Tode seines schwergeprüften Bruders (2. Jan. 1861) als Wilhelm I. den Königsthron bestieg. Die liberalen Reformen, die man von ihm erhofft hatte, ließen auf sich warten, namentlich begehrte man eine Umgestaltung des Herrenhauses, das mehreren wichtigen Gesetzen hartnäckigen Widerstand entgegenstellte. Allmählich regte sich die demokratisch-gesinnte Partei, die anfangs zu Gunsten der „Neuen Aera" geschwiegen; ihre Vertreter, wie Waldeck, wurden ins Abgeordnetenhaus gesandt. Daher fand die Proklamation des neuen Königs an sein Volk, obwohl sie treffliche, ewig denkwürdige Worte enthielt, nicht die begeisterte Aufnahme, die ihr zu Theil geworden wäre, wenn sie den liberalen Erwartungen entsprochen hätte.

1861

Sich auf diese abschüssige Bahn zu begeben, dazu fühlte sich der König um so weniger gedrungen, als zwischen ihm und der Volksvertretung bereits erhebliche Differenzen bestanden in einer Angelegenheit, die er für eine Lebens- und Ehrenfrage des preußischen Volkes und Staates ansah und um jeden Preis durchzuführen entschlossen war. Es handelte sich gegenüber der bedrohlichen Erweiterung der Heeresstärke in den übrigen europäischen Staaten um eine Reorganisation des preußischen Heeres. Die Reform bezweckte eine größere Friedensstärke der Armee und dadurch eine erhöhte Leistungsfähigkeit: sie legte die volle Wucht der militärischen Dienstleistung auf die Schultern der jungen Mannschaft und erleichterte die Verpflichtungen der älteren, der Familienväter, indem sie den Dienst in der Landwehr verkürzte. Statt mit dem 40. Lebensjahre sollte die Landwehrpflicht mit dem 33. ihr Ende erreichen. Dieser Plan, der in Kriegsfällen die Aufstellung eines schlagfertigen Heeres von 400,000 Mann ermöglichte, war das eigenste Werk eines Fürsten, der die Bedingungen der Macht seines Staates mit scharfem Blick erkannte, der sich auf die Einzelheiten des militärischen Dienstes wie kein Zweiter verstand: die Reorganisation machte den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht zur vollen Wahrheit und war eine Wohlthat für die Nation. Dieser Erkenntniß verschloß sich die Volksvertretung durchaus. Theils aus demokratischer Abneigung gegen das stehende Heer als solches, theils aus Scheu vor der nothwendigen Mehrbelastung, endlich unter dem Vorwande das volksthümliche Institut der Landwehr, welches gar nicht bedroht war, vertheidigen zu müssen, machte sie der Vorlage von vorn herein mißtrauische und unsachliche Opposition. Zudem wurde die hochwichtige Angelegenheit von Anfang an falsch behandelt: die Minister der „Neuen Aera", welche ursprünglich das Vertrauen des Regenten, wie des Volkes besaßen, trifft der Vorwurf, den rechten Moment zur Durchführung dieser unabweislichen Reform versäumt zu haben: die Angelegenheit wurde durch ihre ungeschickte Behandlung zu einer Verfassungsfrage, in welche sich nach und nach selbst gemäßigte

Liberale bis zur Blindheit verbissen. Auf der anderen Seite lud die preußische Demokratie eine nicht geringere Verschuldung auf sich, als das Ministerium der „Neuen Aera." Mit vollem Bewußtsein wollte die Demokratie diese Frage benutzen, um der königlichen Gewalt engere Grenzen zu ziehen: das preußische Königthum sollte sich die parlamentarische Mitregierung nach englischem Muster gefallen lassen. Man nahm keine Rücksicht darauf, daß die geschichtliche Entwicklung des preußischen Königthums eine andere war, als in England oder Frankreich; man vergaß, daß politische Dinge nicht nach ein- und derselben Schablone behandelt werden können, man kümmerte sich nicht darum, daß die parlamentarische Mitregierung, wie die Verhältnisse einmal lagen, die Demüthigung des preußischen Königthums bedeutete. Eine solche brauchte sich die hohenzollersche Dynastie nicht gefallen zu lassen, denn sie hatte seiner Zeit die Demokratie besiegt und aus freiem Ermessen eine Verfassung gewährt.

Schon während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatte sich die Nothwendigkeit zu Verbesserungen herausgestellt: namentlich suchte man die dreijährige Dienstzeit, die thatsächlich von der zweijährigen verdrängt war, wieder zurückzuführen. Die Mehrkosten sollten durch den Ertrag der Grundsteuer gedeckt werden, die aber vom dabei wesentlich interessirten Herrenhause abgelehnt wurde. Die Mobilmachung des Jahres 1859 bewies von neuem die Nothwendigkeit einer Reform, da zum großen Theil ältere Familienväter innerhalb der Landwehr einberufen werden mußten. Nun war die Bevölkerung Preußens seit Errichtung der Landwehr so erheblich gestiegen, daß die jährlich zur Aushebung kommende Mannschaft gar nicht in vollem Umfange eingestellt wurde: durch eine verstärkte Rekrutirung und Vermehrung der Linienregimenter konnte man die Landwehr schonen, deren jüngste Jahrgänge noch mit zur sogenannten Reserve gezogen wurden, während man auf das „zweite Aufgebot" ganz verzichten konnte. Es leuchtet ein, daß die erheblichen Mehrkosten der Reserve schon dadurch theilweise ausgeglichen wurden, daß man in Mobilmachungs- und Kriegsfällen nicht an die ihrer Ernährer beraubten Familien Unterstützungen zu zahlen brauchte.

Die Zeit nach dem Frieden von Villafranca wäre nun am geeignetsten gewesen, die Umformung sofort ins Werk zu setzen und gesetzlich mit einem Schlage zu regeln. Es dient den Ministern der neuen Aera zur Entschuldigung, daß es sehr zweifelhaft war, ob das bereits oppositionelle Abgeordnetenhaus seine Zustimmung geben würde. Während das Ministerium schwankte, ging der König mit seinem Werke, das er nicht von den Zufälligkeiten parlamentarischer Abstimmungen abhängig machen konnte, ruhig vor: man behielt die einberufenen Landwehrbataillone bei der Fahne, entließ die älteren Wehrleute, zog aber Rekruten und Reserven ein und schuf so neue Regimenter. Nun erst wurde dem Landtage (von 1860) ein bezüglicher Gesetzentwurf vorgelegt, aber das Abgeordnetenhaus war schwierig und das Herrenhaus wollte von der Grundsteuer, die dem Grundbesitz der östlichen Provinzen schwere Opfer auferlegte, noch immer nichts wissen; da mit dem 1. Mai 1860 die Kriegsbereitschaft ablief, hätte die Regierung die Landwehrbataillone entlassen müssen, wenn sich nicht eine anderweitige Verständigung erreichen ließ. Die Minister begnügten sich mit einem gefährlichen Auskunftsmittel: sie ließen sich zur Aufrechterhaltung und Vervollständigung der Kriegsbereitschaft 9 Millionen auf ein Jahr bewilligen. Was sollte denn nach einem Jahre werden, wenn der Landtag auf eine weitere Verlängerung nicht einging? Daß die Regierung entschlossen war, keinen Schritt zurückzuweichen, zeigte sie sofort nach der Bewilligung jener 9 Millionen. Die Landwehrbataillone wurden zu Regimentern zusammengezogen (4. Juli 1860), die neue Namen und eigene Fahnen erhielten. Damit war klar gezeigt, daß der König entschlossen war, sein Werk durchzusetzen: bei der Landtagssitzung von 1861 mußten die Geister auf einander platzen.

Der Grund zu einem förmlichen Konflikte zwischen Regierung und Volksvertretung wurde durch den Landtag von 1861 gelegt; indem das Abgeordnetenhaus mit geringer Majorität die bereits bestehende Reorganisation wieder nur auf ein Jahr bewilligte und auf Erlaß eines neuen Wehrgesetzes drang, stellte es die Regierung vor die Eventualität, die bereits gebildeten Truppenkörper wieder aufzulösen, wenn es die Majorität der Abgeordneten zu beschließen für gut befand. Grade um ein solches Resultat zu erzielen, bildete sich nach dem Schluß des Landtages aus den Anhängern der alten Demokratie die sogenannte „deutsche Fortschrittspartei;" neben den althergebrachten Forderungen des radikalen Liberalismus (deutsche Centralgewalt, Ministerverantwortlichkeit) verlangte sie in ihrem Programm (9. Juni 1861) vor allem „Sparsamkeit im Heerwesen." Was das bedeutete, war jedem Eingeweihten klar.

1861

Die Verstimmung zwischen den Anhängern der Reorganisation und dem Liberalismus war so groß, daß es schon während der Landtagssession von 1861 infolge der Broschüre „Was uns noch retten kann" zu einem Duell kam zwischen deren Verfasser, dem liberalen Twesten und dem Chef des Militärkabinets des Königs, General E. v. Manteuffel, in welchem ersterer verwundet wurde.

Die Fortschrittspartei hatte einen großen Theil der Bevölkerung hinter sich. Denn indem sie für die Aufrechterhaltung des Landwehrgesetzes von 1814 eintrat, schien sie eine volksthümliche Institution zu vertheidigen. Noch mehr Anhänger aber erwarb sie sich dadurch, daß sie die „zweijährige Dienstzeit" auf ihre Fahne schrieb, welche ein großer Theil der Liberalen als eine Konzession für die Bestätigung der Reorganisation verlangte. Da thatsächlich in den Friedensjahren unter Friedrich Wilhelm IV. diese Einrichtung bestanden hatte, glaubte man auf frühere Erfahrungen pochen zu können und bestritt der Regierung, daß sich in zwei Jahren die feldmäßige Ausbildung der Soldaten nicht erreichen lasse. Da die Fortschrittspartei nicht müde wurde, von Verschleuderung zu militärischen Zwecken, von der Vergeudung der Volkskraft bei dreijähriger Dienstzeit zu sprechen, erweiterte sie die Kluft zwischen der Bevölkerung und dem Fürsten, der sich in dieser rein-technischen Frage denn doch wohl mit Recht auf sein eigenes Urtheil verließ.

Wie der König seine Stellung auffaßte, zeugte er klar und deutlich, als er am 3. Juli ankündigte, er werde, statt die in der Zeit der absoluten Monarchie übliche Erbhuldigung entgegenzunehmen, sich am 18. Oktober 1861 in Gegenwart des Landtages zu Königsberg feierlich krönen. Darin lag auf der einen Seite eine Erneuerung des über dem Volkswillen erhabenen Königthums von Gottes Gnaden, auf der andern die Anerkennung der durch die Verfassung geschaffenen Modifikation der absoluten Monarchie.

Bei der Erregung der Gemüther faßte man nur jene erste Seite in's Auge, und ein überspannter Student, Oskar Becker aus Odessa, faßte den frevelhaften Plan, den König, der die Hoffnungen Deutschlands nie verwirklichen könne, aus dem Wege zu räumen. Am 14. Juli 1861 feuerte er auf der Promenade zu Baden-Baden eine Pistole auf den Monarchen ab: die Vorsehung erhielt das Leben des Königs, der Deutschlands Einigung vollbringen



König Wilhelm im Krönungsornat vor dem Altar in der Schloßkirche zu Königsberg am 18. Oktober 1861.

Mittelgruppe aus dem Krönungsbilde von Adolf Menzel im königl. Schloß zu Berlin.
Nach der Photographie aus dem Verlage von Gustav Schauer in Berlin.

sollte, und hat es dem Verbrecher, den König Wilhelm großmüthig begnadigte, erspart, zu erkennen, wie seine Ruchlosigkeit die Nation beinahe um ihr höchstes Heil gebracht hätte.

Unter solchen Umständen, bei einer derartigen Volksstimmung, glaubte der große Minister des kleinen Königreichs Sachsen, Herr von Beust, Deutschland zu einer Einigung verhelfen zu müssen, wie sie freilich mehr im Interesse der Mittelstaaten lag, als in dem der Nation. Im Oktober 1861 versandte er seine Vorschläge zur Bundesreform, ein Programm, wie es dürftiger und kläglicher kaum gedacht werden konnte.

Nach seinem Plane, von dem der badische Minister Freiherr von Roggenbach sagte, er biete dem deutschen Volke einen Stein statt des Brotes, sollte der Bundestag jährlich im Mai zu Regensburg unter Oestreichs, im November zu Hamburg unter Preußens Vorsitz zusammentreten und geeigneten Falls zur Berathung von Gesetzen Vertreter der deutschen Landtage einberufen (je 30 Preußen und Oestreicher, 68 aus den übrigen Staaten). Während der übrigen Zeit des Jahres sollte eine Exekutive, bestehend aus dem Kaiser von Oestreich, dem Könige von Preußen und einem dritten Bundesfürsten die oberste Leitung haben.

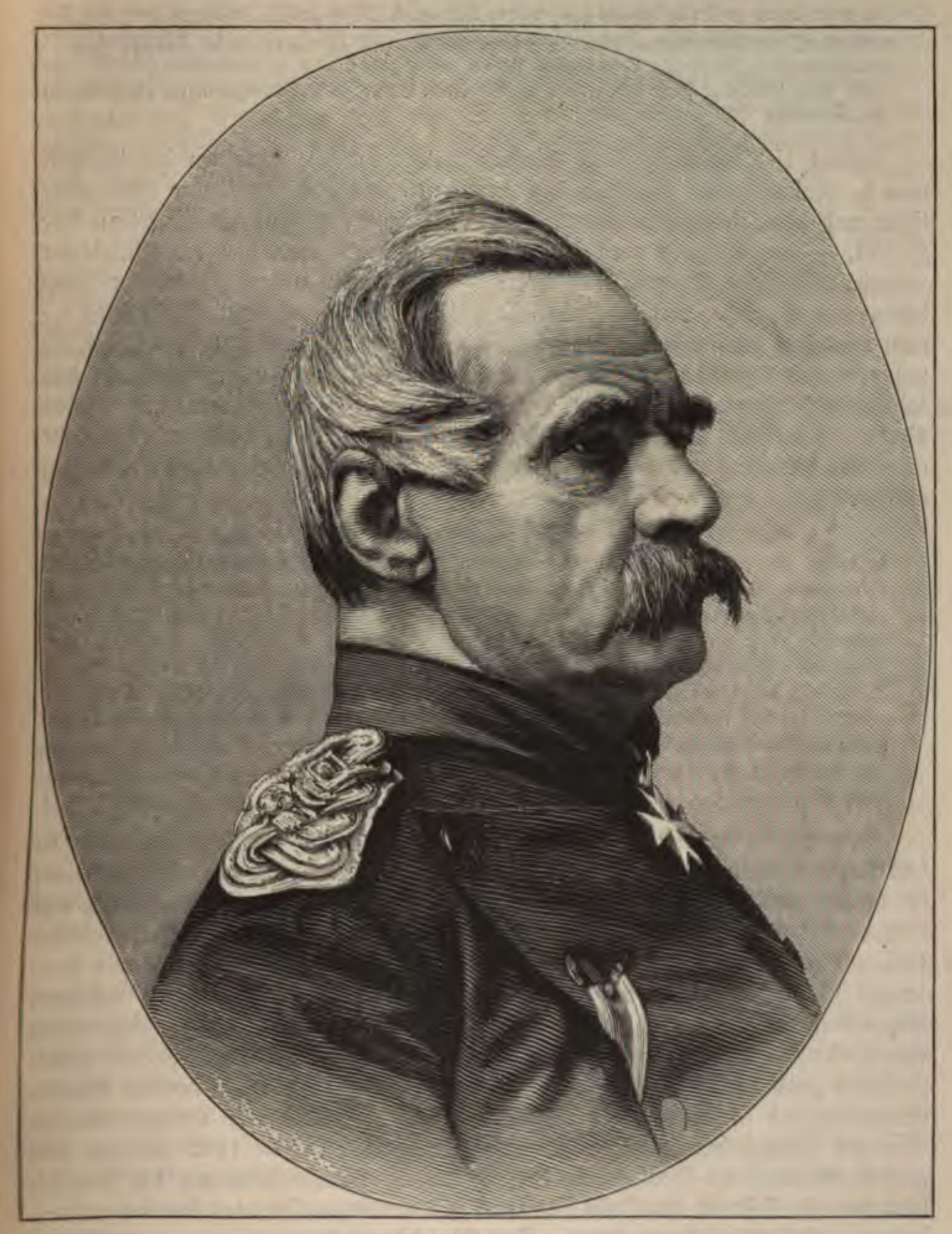
Preußen brauchte sich wegen des sächsischen Entwurfes nicht sonderlich zu beunruhigen; Oestreich hatte keine Veranlassung das Bundespräsidium mit Preußen zu theilen, die Mittelstaaten würden sich im gegebenen Falle nicht darüber haben einigen können, welchem ihrer Fürsten die Vollmacht der übrigen zu gönnen sei. Erst nachdem die Königsberger Krönung in der projektirten Großartigkeit stattgefunden hatte, hielt man es der Mühe werth, die sächsischen Hirngespinste abzufertigen. Da in der Person des preußischen Ministers des Aeußern ein bedeutungsvoller Wechsel stattgefunden hatte, — noch schien es freilich nicht zeitgemäß, den Herrn von Bismarck zu berufen, der auf seinem Petersburger Posten über Preußens Stellung zum Bunde, Oestreich und die Mittelstaaten nur noch schärfer und konsequenter zu denken gelernt hatte, — so gab Graf Bernstorff, der Nachfolger des Herrn von Schleinitz, am 20. December eine deutliche Antwort. Die Mittelstaaten waren nicht wenig entsetzt, als sie wahrnahmen, daß die preußische Regierung ganz im Sinne des Nationalvereins einen engeren Bundesstaat anstrebe, und so gaben sie, auch Oestreich, die Erklärung ab (Februar 1862), jene Vorschläge seien unannehmbar, weil sie die völlige Unterwerfung der Mittel- und Kleinstaaten unter preußische Herrschaft bedeuteten.

1862

Das Auftreten Preußens in dieser Reformfrage belebte zwar die Hoffnungen des Nationalvereins ein wenig, blieb aber ohne weitere Folgen, weil die innere Politik nicht im Sinne der großen Menge war. Vollends verdarb es Preußen mit allen liberalen Parteien, als die „Neue Aera" von der Fortschrittspartei gestürzt wurde und das konservative Ministerium Hohenlohe-Ingelfingen gebildet wurde. (März 1862.) Das Abgeordnetenhaus ward aufgelöst, der König appellirte an das Land. Die Opposition verstärkte sich nun auch durch die Altliberalen und forderte vor allem die Umgestaltung des Herrenhauses.

1862

Die Sache des Königs vertrat vor allem der Kriegsminister Albrecht von Roon, ein wissenschaftlich hervorragender Militär von royalistischer Gesinnung, der schon im Dezember 1859 an Bonins Stelle getreten war und die Sache seines Herrn wie seine eigene führte. Gegen ihn richtete sich besonders der Zorn der Fortschrittspartei. Der entscheidende Antrag, welcher



Albrecht von Roon.

die neue Aera zu Falle brachte (Hagenscher Antrag, 6. März 1862), verlangte von der Regierung die nachträgliche „Spezialisirung des Etats" (für 1862), d. h. die Regierung sollte genau angeben, für welche Einzelposten sie die bewilligten Gelder zu verwenden gedenke, und sollte nicht berechtigt sein, Ersparnisse an der einen Stelle zu Mehrausgaben an einer andern zu verwenden.

Obwol die Regierung ihren Einfluß geltend machte, bewirkten die Wahlen vom 6. Mai nur eine Stärkung der Fortschrittspartei, welche immer unversöhnlicher und herausfordernder wurde. Umsonst brachte der Finanzminister von der Heydt, — der übrigens persönlich auch der Meinung war, daß der Militäretat unverhältnißmäßige Ausgaben erfordere — eine Reihe entgegenkommender Vorschläge zur Sprache, verhieß finanzielle Erleichterungen auf anderen Gebieten — man wies jede Verständigung zurück. Es half der Regierung auch nichts, daß sie nunmehr, der öffentlichen Meinung nachgebend und Oestreichs Zorn trotzend, das Königreich Italien anerkannte (21. Juli 1862), daß sie zu Gunsten des kurhessischen Volkes militärisches Einschreiten in Aussicht stellte. Der Konflikt beherrschte die öffentliche Meinung und die Presse sorgte dafür, daß keine versöhnliche Stimmung aufkam.

1862

Die preußische Regierung bewog im März 1862 Oestreich, den Kurfürsten von Hessen, in dessen Lande im Jahre 1860 die Verfassungswirren überhand nahmen, zur Nachgiebigkeit zu mahnen. Statt dessen erließ der Kurfürst eine Verordnung, welche den Konflikt noch verschärfte. Den preußischen General von Willisen, den König Wilhelm nach Kassel sandte, behandelte er so unangenehm, daß der diplomatische Verkehr abgebrochen und zwei Armeekorps mobil gemacht wurden. Da jetzt auch Oestreich Ernst machte, ließ sich der Kurfürst zur Aufhebung der jüngsten Verordnung herbei, führte die Verfassung von 1831 wieder ein, machte aber das konstitutionelle System unmöglich, indem er allen Vorlagen, die seine Minister an den Landtag bringen wollten, die Zustimmung verweigerte. Dieser Hohn dauerte bis zum Herbst, wo Herr von Bismarck, wie wir sehen werden, der Sache eine andere Wendung gab.

Nur auf einem einzigen Gebiete zeigte sich, daß trotz des bösen Streites, in dem Regierung und Volksvertretung mit einander lagen, das gemeinsame Interesse an der Größe und Hoheit des preußischen Staates nicht geschwunden sei. Die preußische Regierung hatte am 29. März nach den Grundsätzen des Freihandels einen Vertrag mit Frankreich geschlossen und erklärte, daß sie den Zollverein nur mit denjenigen Staaten erneuern werde, welche dem Handelsvertrage beitreten würden. Gegen denselben erhoben sich aber, namentlich in Süddeutschland, lebhafte Beschwerden von Seiten der Schutzzöllner, welche die Schädigung der heimischen Industrie befürchteten und man gab sich der Hoffnung hin, daß auch die preußische Volksvertretung aus Groll gegen die Regierung ihre Genehmigung versagen werde. Aber die Widersacher Preußens täuschten sich: am 25. Juli 1862 erfolgte mit großer Mehrheit die Bestätigung des Vertrages. Ebenso schwiegen die Parteibedenken, als Oestreich den Zwist unter den Zollvereinsgenossen dazu benutzen wollte, jetzt seine Aufnahme durchzusetzen. Das Abgeordnetenhaus billigte den Entschluß der Minister (5. September 1862), die östreichischen Anträge abzulehnen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Zollverein gesprengt werde.

1862

Aber darüber hinaus erstreckte sich der Patriotismus der Landesvertretung nicht. Vielmehr wurden am 23. September die gesammten Kosten der Reorganisation mit ungeheurer Mehrheit gestrichen. Der König beantwortete diesen Beschluß damit, daß er den Mann, den man als den eifrigsten Vorkämpfer des Königthums von Gottes Gnaden kannte, den Herrn von Bismarck, mit der Leitung der Geschäfte betraute. Noch ahnte niemand, welchen Mann der König in Bismarck berufen hatte. Die Konservativen wußten wohl, daß jetzt eine schneidige und treue Kraft an der Spitze der Geschäfte stand, die dem Konflikt niemals weichen werde, die Liberalen haßten und fürchteten wohl den vermeintlichen übermüthigen Junker, aber von der Bedeutung des Mannes hatte niemand eine Vorstellung. Nur der König wußte, auf wen er sein Vertrauen gesetzt hatte.

Mit dem ausgesprochensten Uebelwollen und Mißtrauen kam denn auch das Abgeordnetenhaus dem neuen Minister vom Tage seines Amtsantritts an entgegen, obschon er es nicht an Versuchen zu persönlicher Verständigung fehlen ließ. Selbst die freimüthige und kordiale Art, die er dabei an den Tag legte, wurde ihm auf das übelste ausgelegt.

Nur das Herrenhaus stand fest zur Krone und ihren Rathgebern, ließ sich freilich auch in den letzten Tagen vor Schluß des Landtages verleiten, im Interesse der Regierung seine verfassungsmäßigen Rechte zu überschreiten. In höchster Erbitterung gegen Ministerium und Herrenhaus gingen die Abgeordneten (13. Oktober) auseinander. Die Sprache der Opposition und ihrer Zeitungen wurden so maßlos, das Land wurde dermaßen durchwühlt, daß nun auch die Regierung alle Rücksicht fallen ließ und sich durch straffes Anziehen der Beamtendisziplin, durch scharfe Vertheidigung in ihren Blättern ihrer Haut zu wehren suchte.

Auch die im Abgeordnetenhause wenig vertretene konservative Partei rührte sich und schickte die sogenannten „Loyalitätsdeputationen“ nach Berlin, welche am Throne beweisen sollten, daß doch noch nicht das ganze Land so verhetzt sei, wie es den Anschein hatte. Es nützte dem Ministerium sehr wenig, daß es gerade jetzt (Nov. 1862) in Kassel höchst energisch für die Verfassung von 1831 eintrat: schien doch die preußische Verfassung, nach der Behauptung der Fortschrittspartei, längst gebrochen. So kam es, daß die Opposition sich zu den Landtagsverhandlungen von 1863 an Kraft und Zahl ungeschwächt einfinden konnte: die Versuche der Regierung, durch Begünstigung der Arbeiterbewegung der Fortschrittspartei den Boden unter den Füßen wegzuziehen, waren im großen und ganzen fehlgeschlagen: das fortschrittlich durchwühlte Land stand auf Seite der Abgeordneten. Den Höhepunkt erreichte der Konflikt in der Landtagssession von 1863, deren Einzelheiten übergangen werden können, da sie nichts wesentlich neues enthalten, sondern nur die Unversöhnlichkeit der Gegensätze in jeder Phase der Verhandlungen bekundeten. Das verfassungswidrige Verlangen der Opposition, der König solle ein Ministerium nach ihrem Sinne ernennen, wurde (26. Mai) als ein Versuch, die Macht der Krone anzutasten, ungnädig zurückgewiesen; darauf erfolgte der Schluß des Landtags, worauf die Sprache der Zeitungen einen so aufreizenden, geradezu gefährlichen Ton annahm, daß das Ministerium unter geschickter, aber etwas kühner Benutzung eines

1863

Verfassungsparagraphen (wonach die Krone das Recht hat, in Nothfällen Anordnungen mit vorläufiger Gesetzeskraft zu erlassen, welche aber dem nächsten Landtage zur Genehmigung vorgelegt werden müssen), dieser zügellosen Presse durch die berühmten Preßordonnanzen vom 1. Juni ein kräftiges Halt gebot.

Aeußerlich wenigstens half diese demnächst natürlich abgelehnte Maßregel, innerlich aber blieb der Konflickt in unverminderter Schärfe, jeden gesunden Vaterlandssinn im Volke, ja die Pietät für die Person des Herrschers untergrabend, jeden höheren Staatsgedanken ausschließend.

Durch die Entwicklung, welche der Konflikt genommen, hatte Preußen natürlich alle ohnehin sehr unsicheren Sympathien der liberalen öffentlichen Meinung in Deutschland verloren. Die Mittelstaaten gefielen sich darin, mit dem Liberalismus zu liebäugeln und alle die Bestrebungen zu unterstützen, die Preußen unbequem sein konnten. Aber für den Hauptgegner Preußens, für Oestreich, schien der Augenblick gekommen, den widerwärtigen Rivalen zu überflügeln und die Mittelstaaten, deren Bevölkerung vor einem reaktionären Preußen heillose Furcht hatte, unter den schützenden Fittigen des östreichischen Kaiseradlers zu versammeln. Das Oestreich von 1862 und 1863 war nicht mehr das von 1850 und 1859; es hatte aus dem Unglück des italienischen Krieges Lehren gezogen und dieselben beherzigt. War es ihm auch noch nicht gelungen, die Ungarn zu versöhnen, so hatte es doch begonnen, ein besseres Regiment zu führen, den Kredit des Staates zu heben und es sogar mit konstitutionellen Einrichtungen versucht, um auf diese Weise die Einzelländer der Krone mit dem Gedanken eines liberal regierten einheitlichen Verfassungsstaates zu befreunden.

Der Ausgangspunkt der Neuordnung Oestreichs war ein kaiserliches Patent, welches am 5. März 1860 dem Reichsrath eine neue Gestalt gab. Die ständischen Landtage der einzelnen Kronländer sollten beseitigt werden; der Kaiser wollte aus der Mitte derselben einen verstärkten Reichsrath ernennen, welcher den Staatshaushalt und die wichtigeren Gesetze zu berathen hatte. In diesen Reichsrath traten die Abgeordneten der Ungarn und Slaven nur unter dem Vorbehalt ein, daß die geschichtlichen Sonderrechte der einzelnen Länder respektirt würden und erzielten einen dem entsprechenden Mehrheitsbeschluß, während die wesentlich aus Deutschen bestehende Minderheit in solchen Zugeständnissen den Ruin der Reichseinheit erblickte. Der Kaiser erließ im Oktober 1860 ein Diplom, durch welches den Ungarn die Erneuerung ihrer alten Verfassung, den anderen Ländern besondere Landesordnungen verheißen wurden, für gemeinsame Angelegenheiten aber der verstärkte Reichsrath berufen wurde. Diesem Diplome folgte als Ergänzung das sogenannte Februarpatent (26. Februar 1861), die Ungarn waren mit der Neuordnung unzufrieden, da sie nur Personalunion mit Oestreich wollten und bewirkten durch ihre Opposition die Auflösung des ungarischen Landtages. Im übrigen aber wurde der Reichstag beschickt und vereinbarte im Laufe des Jahres 1862 trotz des Widerstandes auch der Polen und Tschechen das erste Staatshaushaltsgesetz mit dem gewandten Minister von Schmerling.

Die Sympathien, welche die gedankenlose öffentliche Meinung des außerpreußischen Deutschland dem liberalen Oestreich und seinem Minister Schmerling im Gegensatz zu Preußen und Bismarck entgegentrug, mußten den Kaiserstaat ermuthigen, den Kampf um die Hegemonie zu unternehmen. Dieser Kampf war unabweislich, denn schon im Jahre 1862 waren von östreichischer Seite Bundesreformvorschläge

gemacht worden, welche Preußens Einfluß schwächen sollten und darum vom Könige energisch zurückgewiesen waren. Die Folge von Oestreichs einseitigem Vorgehen, das jedoch bei den sogenannten „Großdeutschen" allgemeine Billigung fand, war gewesen, daß zwischen Oestreich und Preußen sehr lebhafte Auseinandersetzungen stattfanden. Sowie Bismarck die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, erklärte er dem östreichischen Kabinet sehr freimüthig, daß Preußen es müde sei, sich von den Mittelstaaten in Oestreichs Interesse am Bundestage überstimmen zu lassen: er rieth, daß Oestreich seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen, die deutschen Angelegenheiten Preußen überlassen möge. In diesem Falle wollte er Oestreich in allen europäischen Verwickelungen treue Hilfe leisten; sonst aber werde man Preußen in den Reihen der Gegner Oestreichs finden. Obwohl dies weiter nichts war, als die Wiederaufnahme der fridericianischen Politik, wollte man in Wien an die Ernstlichkeit solcher Drohungen nicht glauben und ging auf dem betretenen Wege weiter, gestützt auf die blind ergebenen Mittelstaaten. Aber Bismarck verstand nicht allein die Vorschläge des Wiener Kabinets, das sogenannte „Delegirtenprojekt" zu Fall zu bringen (22. Januar 1863), sondern er überbot dieselben auch an Freisinnigkeit, namentlich durch die Forderung eines aus direkten allgemeinen Wahlen hervorgehenden Parlamentes, dem die Bewilligung von Geld und Truppen, sowie eine ausgedehnte gesetzgeberische Thätigkeit zu übertragen sei. Außerdem wahrte er sich das Recht, durch freie Vereinbarungen mit den einzelnen Regierungen die alten Unionspläne zu verwirklichen. Dagegen ließ sich zwar protestiren, aber man konnte es nicht verhindern: Oestreich mußte daher den Versuch machen, ob es nicht unter den obwaltenden Umständen vermöge, selbst einen solchen engeren Bund zu begründen, in dem Preußen entweder keine Stelle erhielt, oder diejenige, welche ihm Oestreich zu bewilligen für gut befand.

1863

Am 7. Juli 1862 begannen Bevollmächtigte Oestreichs und seiner Anhänger in Wien, unbekümmert um Preußens Ablehnung, über Bundesreform zu berathen und schlugen, als sie einsahen, daß die wichtigsten Fragen ohne Preußens Theilnahme nicht zu erledigen waren, eine Delegirtenversammlung vor. Auch das verweigerte Preußen, insofern es keine Veranlassung finde, die Befugnisse des Bundes zu erweitern. Der Nationalverein war im ganzen mit Preußens Verhalten einverstanden: Oestreichs Vorschläge fanden eifrige Förderung bei dem süddeutschen Reformverein. Die vorerwähnten Erklärungen Bismarcks hielten Oestreichs Aktion etwas auf, dann aber erneuerte der süddeutsche Minister von der Pforten den Streit, indem er (Dezember 1862) die Annahme des Delegirtenprojektes beim Bundestage beantragte. Der Antrag fiel aber, weil Kurhessen Oestreich im Stiche ließ und Braunschweig nebst Nassau sich der Abstimmung enthielt, mit 9 gegen 7 Stimmen.

Der östreichische Minister von Schmerling begann die Aktion damit, daß er im Sommer 1863 eine sehr geschickte Denkschrift ausarbeitete, in welcher die Zustände Deutschlands als chaotisch bezeichnet und schleunige Abhilfe gefordert wurde. Die preußischen Vorschläge, namentlich das Volksparlament, wurden lebhaft bekämpft, gleichwohl aber die Hoffnung ausgesprochen, daß Preußen zum Heile der Nation sich dem östreichischen Entwurf fügen werde. Auf einer Fürstenversammlung, zu der Kaiser Franz Joseph einzuladen hatte, sollte das Reformprojekt besprochen und womöglich vereinbart werden.

So rücksichtslos man mit Preußen zu verfahren im Begriff war, hielt es der Kaiser doch für angezeigt, den König Wilhelm in Gastein aufzusuchen, (2. August) um ihn zum Besuche des Fürstentages zu bestimmen, der schon am 16. August zusammentreten sollte. Selbstverständlich erhielt er eine abschlägige Antwort: König Wilhelm erklärte vorgängige Besprechungen der Minister für nöthig, den Termin also für verfrüht. Gleichwohl beharrte der Kaiser bei seinem Vorhaben, erließ die Einladungen und begab sich nach Frankfurt. Seine Reise glich einem Triumphzug, da die Süddeutschen durch glänzende Ovationen für Franz Joseph ihrem Preußenhaß gebührenden Ausdruck verleihen konnten und selbst einsichtige Patrioten sich durch das Vorgehen Oestreichs bestechen ließen. Aber diese günstige Stimmung erstreckte sich nicht auf die Souveräne, die bei aller Abneigung gegen Preußen doch keineswegs gemeint waren, die östreichische Reformakte ohne weiteres anzunehmen, wie es mit wiener Gemüthlichkeit verlangt wurde. Die Abwesenheit des Königs von Preußen war ihnen ein erwünschter Vorwand, mit ihrer Meinungsäußerung zurückzuhalten; König Johann von Sachsen übernahm es, persönlich den König Wilhelm noch zum Besuche des Tages zu vermögen, erreichte aber selbstverständlich keine Sinnesänderung, und Bismarck wahrte in äußerst energischer Weise die Rechte seines Herrschers und des preußischen Staates. Jetzt wünschte Franz Joseph von Seiten der Anwesenden die Annahme seines Systems der „leitenden Gedanken“ und trotz mehrfacher Veränderungen fanden (31. August) dieselben im ganzen die Billigung fast aller erschienenen Fürsten. Durch ein gemeinsames Schreiben an König Wilhelm baten sie, den heilsamen Reformen zuzustimmen, d. h. Vorschläge zu billigen, welche ihn fast auf dieselbe Stufe stellten, wie den König von Baiern, und dem Kaiser von Oestreich die Führung in Deutschland zuerkannten.

An der Spitze Deutschlands sollte ein Direktorium von sechs Mitgliedern stehen, dessen ständige Mitglieder Oestreich, Preußen und Baiern waren; die drei andern Könige, die neun nächstgroßen Staaten, die neunzehn kleinsten hatten je ein wechselndes Mitglied zu stellen. Oestreich behielt den Vorsitz, Preußen hatte die Stellvertretung. Bei Stimmengleichheit sollte die Bevölkerungsanzahl entscheiden. Im Bundesrath führten Preußen und Oestreich je drei Stimmen, die übrigen fünfzehn Kurien je eine. Die Mitglieder des Delegirtenparlamentes (302) sollten in den Staaten, wo erste Kammern bestanden, zu einem Drittel aus diesen genommen werden. Das Parlament sollte nur alle drei Jahre zusammentreten, die Beschlüsse desselben bedurften der Genehmigung des Fürstentages.

Für das Ministerium Bismarck gab der offenbare Versuch, Preußens Stellung in Deutschland zu verkümmern einen willkommenen Vorwand, das Abgeordnetenhaus aufzulösen. Es rechnete auf ein kräftiges Erwachen des angegriffenen preußischen Nationalgefühls aus dem Banne des doktrinären Verfassungsstreites, aber vergeblich: die Neuwahlen brachten der Regierung keine erhebliche Verstärkung. Bismarcks Politik zeigte sich in seiner Kritik der östreichischen Vorschläge schon in ihrer ganzen Klarheit und Kraft. Wäre die Fortschrittspartei nicht ganz und gar aufgegangen im Breittreten des Konflikts, in rechthaberischem Gezänk, so hätten ihr jetzt die Augen aufgehen müssen. Scharf und bestimmt forderte er unbedingte Gleichstellung mit Oestreich und beharrte auf Errichtung eines wirklichen

Volksparlamentes. Aber auch das verfing nicht: stumpf und gleichgültig bestand die Fortschrittspartei auf ihrem Schein und bezweifelte höhnisch die Aufrichtigkeit wenigstens der zweiten Forderung. Es war ein schwerer Stand für den König, der fest und unentwegt an seinem Werke festhielt, mit dem Ehre und Existenz Preußens verknüpft war; ein schwerer Stand auch für Bismarck, der einer Welt voll Hohn und Haß gegenüberstand, fest die Hand am Steuer und kühl die hochgehenden Wogen überblickend, die ihn umbrausten.

Aber der Umschlag war nahe: eine große nationale Aufgabe gab das preußische Volk sich selbst wieder und der Blitz der Waffen zertheilte das Gewölk widrigen Haders, das die Köpfe und Herzen umnebelt hatte. Die Berechtigung und Nothwendigkeit der Armeereorganisation aber sollte bald glänzend bewiesen werden.

Wie in allen anderen Hauptfragen gingen die Ansichten der Regierung und des Abgeordnetenhauses auch in Sachen des polnischen Aufstandes von 1863 auseinander. Bismarck begünstigte Rußland bei der Unterdrückung der Empörung, das Abgeordnetenhaus ereiferte sich kurzsichtigerweise für die Polen und befürwortete jetzt eine wohlfeile Revanche für die langjährigen Plackereien und Schädigungen, die Rußland im Grenzverkehr mit Preußen sich hatte zu Schulden kommen lassen. Die Zukunft sollte auch hier beweisen, wie weit Bismarcks staatsmännischer Blick der dilettantischen Politik der Fortschrittspartei überlegen war.

---

3. Der deutsch-dänische Krieg (1864). Der Konflikt in Preußen.

Die politische Zerfahrenheit, welche in Deutschland herrschte, war natürlich den Feinden desselben zu Gute gekommen und hatte insbesondere die Dänen ermuthigt, in der Vergewaltigung der Herzogthümer Schleswig-Holstein weiter fortzuschreiten. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Dänemark Schleswig gegenüber verfuhr und die berechtigten Ansprüche der Holsteinischen Stände mißachtete, hatte schon mehrfach ein Einschreiten des deutschen Bundes nahe gelegt, und auch die preußische Regierung war wiederholt in Kopenhagen vorstellig geworden, sie müsse die Haltung Dänemarks als unvereinbar mit den Zusagen vom 29. Januar 1861 betrachten. Selbst die Großmächte, denen Dänemark das Londoner Protokoll verdankte, waren der Meinung, daß dieser Staat andere Wege einschlagen müsse und England empfahl im Herbste d. J. 1862 sogar eine getrennte Verfassung für Dänemark, Schleswig, Holstein und Lauenburg. Statt dessen erließ der König, gedrängt durch die öffentliche Meinung und das eiderdänische Ministerium, ein Patent (30. März 1863), welches die völlige Einverleibung Schleswigs besagte. Aber auch Holstein und Lauenburg sollten so fest als möglich an den Gesammtstaat gekettet werden. Den Bestimmungen, welche über die Stellung Holsteins in einem Verfassungsentwurf für den Gesammtstaat getroffen wurden, versagte der Bund nicht allein seine Zustimmung, sondern drohte mit Exekution: aber im Vertrauen auf fremde, namentlich schwedische Hilfe, ließ das dänische Ministerium die bezüglichen Berathungen eröffnen. Der Bund beschloß nunmehr (1. Oktober 1863) die Exekution: der Exekutionsordnung gemäß hatte Dänemark bis zur förmlichen Einleitung des Ver-

1863

fährens noch neun Wochen Bedenkfrist. Die Dänen blieben trotzig: am 13. November ward die Verfassung angenommen. Zwei Tage darauf starb der König Friedrich VII. eines plötzlichen Todes: Herzog Christian (IX) von Glücksburg, den das Londoner Protokoll zu seinem Nachfolger bestimmte, sah sich durch die öffentliche Aufregung genöthigt, die Verfassung zu bestätigen (18. November). 1863

Diese Kunde rief sofort die höchste Aufregung in ganz Deutschland hervor: allgemein forderte die öffentliche Meinung die Anerkennung des Herzogs Friedrichs (VIII) von Augustenburg, als des rechtmäßigen Erben von Schleswig und Holstein: man verlangte schleuniges und energisches Handeln von Seiten der Regierungen, welche, die mitteldeutschen voran, jenem Fürsten geneigt waren. Der Herzog selbst hielt es für gerathen, die in den Herzogthümern herrschende Aufregung, die sich in massenhaften Eidesverweigerungen kundgab, nicht durch sein Erscheinen zu vermehren und wartete vorsichtigerweise in Gotha die Entwicklung der Dinge ab. Freilich griff er der Entscheidung vor, indem er, vom Großherzog von Baden bereits anerkannt, ein Ministerium berief und an die Bildung einer Freischar ging.

Die Entscheidung über die Sache lag bei dem deutschen Bunde, an den sich auch der Dänenkönig gewendet hatte; hielt der Bund den jüngst gefaßten Exekutionsbeschluß aufrecht, so erkannte er damit zugleich den neuen König an. Sachsen beantragte die Exekution in Okkupation Holsteins zu verwandeln, d. h. das Land bis zur Entscheidung der Erbfolgefrage zu besetzen. Diesen Antrag brachten die deutschen Großmächte, insbesondere Bismarck, zu Falle; der preußische Minister hielt an der Rechtsverbindlichkeit des Londoner Protokolles fest und betonte, durch den Bruch desselben werde ein europäischer Krieg heraufbeschworen. Diese Auffassung erregte in ganz Deutschland die größte Unzufriedenheit: die Ausschüsse der einander feindlichen deutschen Vereine (Reformverein und Nationalverein) vereinigten sich zu einer Erklärung gegen die Rechtsverbindlichkeit des Londoner Protokolls: einige Fürsten, wie der König von Baiern, folgten dem Beispiele des Großherzogs von Baden und erkannten den Augustenburger an. Oestreich und Preußen behaupteten zum größten Mißvergnügen der großen Menge ihre Stellung und so groß war in Preußen die Entrüstung über Bismarcks anscheinend undeutsche Politik, daß ihm das Abgeordnetenhaus in blinder Leidenschaft die Anleihe versagte, welche er in dieser kritischen Lage nachgesucht hatte. Man befreundete sich mit der Ansicht auch ohne Mitwirkung der Großmächte die Herzogthümer zu befreien.

Wenn es nach den Wünschen aufgeregter Volksversammlungen, leidenschaftlicher Kammermajoritäten und popularitätssüchtiger Mittelstaaten gegangen wäre, so hätte jetzt Bismarck im Bunde mit Oestreich einen europäischen Krieg zu Gunsten der Herzogthümer vom Zaune brechen müssen. Da er dies nicht that und auch die Karten seiner weitsichtigen Politik nicht vor aller Augen offenlegte, so klagte ihn eine unzurechnungsfähige öffentliche Meinung des Verrathes am „verlassenen Bruderstamme“ an.

So begrüßte man es denn mit Genugthuung, daß die Bundesexekution, die nunmehr ausgeführt wurde, Sachsen und Hannover übertragen worden war. Denn

da die Dänen bei ihrem Einrücken (23. December) unter Protest Holstein räumten, 1863 ließen die Befehlshaber der Exekutionstruppen alles zu, was zu Gunsten des Herzogs geschah. Er erschien in Kiel und wurde zum Herzog ausgerufen. Scharf trafen im Bundestage die Gegensätze auf einander: zum ersten Mal konnten die Mittelstaaten auf den Wogen der Popularität schwimmen und wohlfeil große Politik machen; die aus ihnen bestehende Majorität verwarf alle Anträge, durch welche Preußen und Oestreich, die doch schließlich vor den Riß treten mußten, zur Besonnenheit mahnten.

In dem am Bundestage gestellten östreichisch-preußischen Antrag, Dänemark solle aufgefordert werden, die Novemberverfassung, soweit sie Schleswig betreffe, zurückzuziehen, widrigenfalls auch dieses Land von Bundes wegen besetzt werden würde, fand man schon eine indirekte Anerkennung Christians IX., der Antrag wurde mit großer Majorität abgelehnt.

Unbekümmert darum stellten die beiden Großmächte am 16. Januar an Dänemark das Ultimatum, die Verfassung binnen 48 Stunden zurückzunehmen. Als dies nicht geschah, rückten 1864 70000 Mann, zu einem Drittel Oestreicher unter Gablenz, unter dem Oberbefehl des greisen **Wrangel** in Holstein ein, um auf Schleswig vorzugehen. Man hegte übertriebene Vorstellung von der Schwierigkeit, die Danewirke zu nehmen, eine Befestigung, die sich elf Stunden weit von Schleswig aus nach Westen und Osten erstreckte. Der Versuch des Prinzen **Friedrich Karl**, auf dem östlichen Flügel die Schlei bei Missunde zu überschreiten, scheiterte (2. Februar); glücklicher waren die Oestreicher am 3. Februar in den Gefechten von Oberselk und Jagel. Indessen sah der dänische Feldherr General de **Meza** ein, daß er



Generalfeldmarschall Graf v. Wrangel, 1864 als Oberbefehlshaber im Kriege gegen Dänemark. — Nach dem Leben gezeichnet von W. Camphausen (aus seinem Werke: „Ein Maler auf dem Kriegsfelde“ 1864).

auf die Dauer die ausgedehnte Stellung gegen die Uebermacht der Feinde nicht würde halten können; gelang ein zweiter Versuch des preußischen Prinzen auf der Ostseite, so war sein Rückzug bedroht. So entschloß er sich zum Abzug, der so eilig bewerkstelligt wurde, daß man die Fühlung mit dem Feinde fast verlor; die Oestreicher lieferten ihm noch ein glänzendes Gefecht bei Oeversee (6. Februar), in dem ihre Vorhut die feindliche Nachhut zu verlustreichem Kampfe zwang, aber die Preußen, welche bei Arnis und Kappeln den Uebergang über die Schlei bewerkstelligt hatten, konnten den Feind nicht mehr erreichen. Die dänische Hauptmacht setzte sich in der Halbinsel Sundewitt fest, um gedeckt durch die früher schon vielumstrittenen Düppeler Schanzen, weiteren Angriffen ein Ziel zu setzen. Ungehindert zogen die Verbündeten nordwärts, zu Oestreichs Mißvergnügen überschritten die preußischen Garden selbst die jütische Grenze, am 18. Februar ward Kolding besetzt. Diese Erfolge dämpften zwar noch immer nicht das Mißtrauen gegen die Politik Bismarcks, bewirkten aber

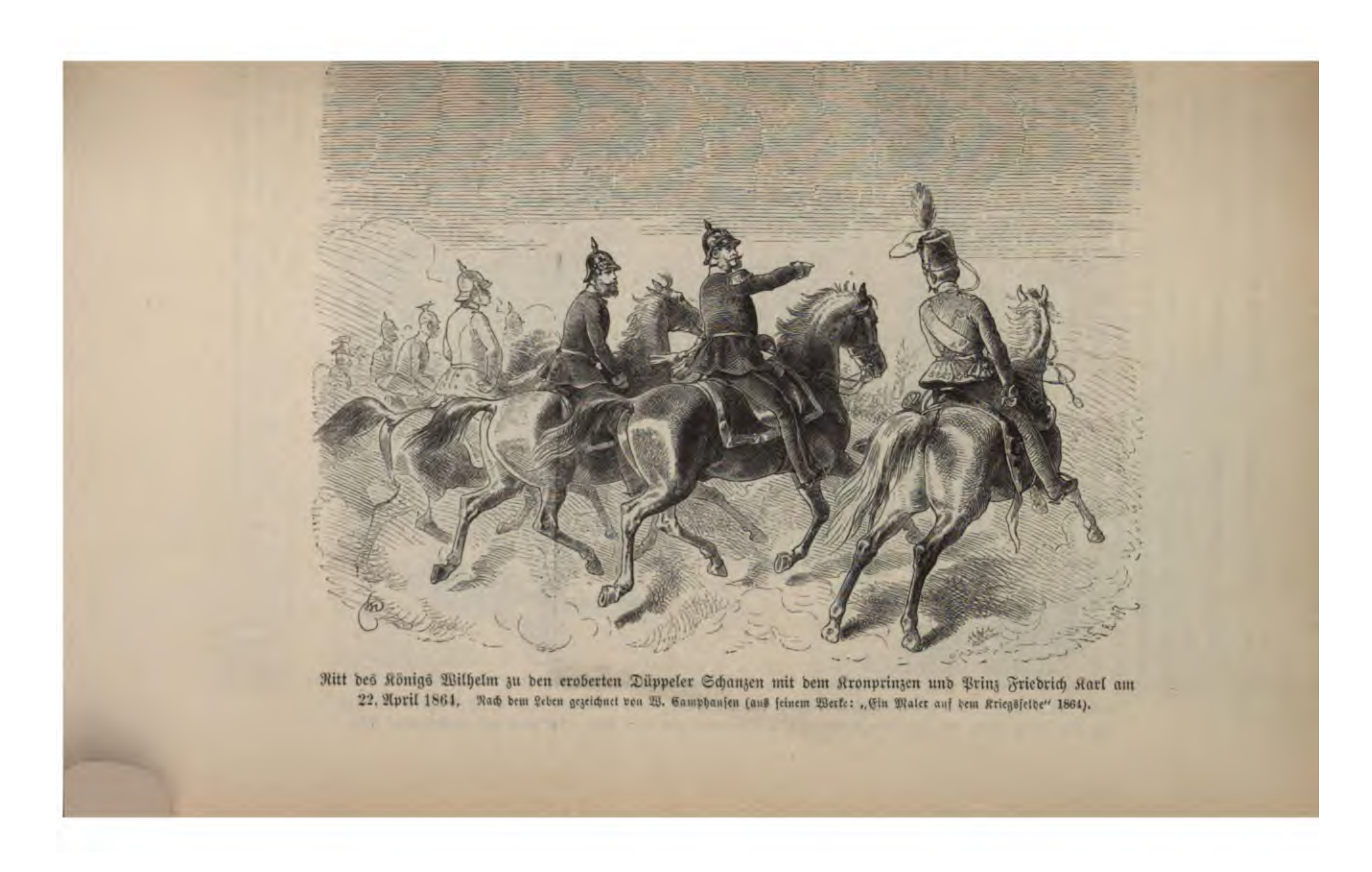
eine Aenderung in der Haltung der Mittelstaaten: mit dem Tode des Königs von Baiern (10. März 1864) verlor diese Gruppe ohnehin das hervorragendste Mitglied.

1864

Jetzt hätten nur die europäischen Großmächte dem weiteren Fortschreiten der Verbündeten in den Weg treten können. An Versuchen, die Unterzeichner des Londoner Protokolls gegen Preußen und Oestreich in Harnisch zu bringen, hatte es nicht gefehlt, namentlich hatte England in seiner egoistischen Politik alle Anstrengungen gemacht, Rußland und Frankreich zum Einschreiten zu bewegen. Aber Rußland war noch mit den polnischen Dingen beschäftigt und schuldete Bismarck Dank für die Hilfe, die er ihm gerade in dieser Angelegenheit geleistet; Frankreich war durch die mexikanische Expedition an der Freiheit der Bewegung gehindert und hütete sich wohl, noch einen Krieg in Europa auf die Schultern des unzufriedenen Volkes zu laden. Als zu London neue Verhandlungen eröffnet wurden, hatte sich die militärische Situation bereits fast entschieden. Nach einem siegreichen Gefecht am 17. März konnten sich die Preußen den Düppeler Schanzen nähern, am 7. April die Beschießung beginnen und am 18. April den Sturmangriff wagen. In unwiderstehlichem Anlauf wurden sie genommen, eine glänzende Waffenthat, bei der nach langer Zeit wieder der erste preußische General (von Raven) fiel und der wackere Pionier Klincke durch heldenmüthige Aufopferung den Dank seiner Landsleute sich erwarb. So heftig war der Ansturm gewesen, daß sogar der Brückenkopf der nach Sonderburg auf der Insel Alsen führenden Brücke in die Hände der Angreifer fiel und somit das ganze schleswig-holsteinische Festland vom Feinde gesäubert war. Auf die Insel Alsen konnte man den Dänen nicht gleich folgen, doch ward Jütland bis zum Lym-Fjord eingenommen, bald fiel auch Fridericia in die Hände des östreichischen Generals Gablenz (29. April).

Am 22. April war der König von Preußen selbst unter seinen siegreichen Truppen erschienen, um ihnen seinen königlichen Dank zu bringen und den Einwohnern zu versichern, daß er „ihre Sache ausfechten" werde. Nun wußte man, daß Schleswig-Holstein nicht wieder dänisch werden werde. Der König ritt zu den eroberten Schanzen und hielt über die Düppelstürmer Königsparade ab.

Nachdem am 11. Mai eine Waffenruhe auf vier Wochen (verlängert bis zum 26. Juni) geschlossen war, begannen die eigentlichen Berathungen der Konferenz, zu der auch der sächsische Minister v. Beust als Vertreter des deutschen Bundes gezogen war. Er verlangte die Anerkennung des Augustenburgers: Preußen und Oestreich dagegen schlugen, obwohl Bismarck das Londoner Protokoll als durch den Krieg zerrissen erklärte, in richtiger Spekulation auf die Hartnäckigkeit der Dänen, die Gründung eines selbständigen Staates Schleswig-Holstein vor, der durch Personalunion mit Dänemark verbunden sein sollte. Die Berechnung traf ein: Dänemark lehnte selbst diesen Vorschlag ab und die Kriegführenden erhielten wieder freie Hand. Noch einmal versuchte die elende englische Politik, Napoleon zum Kampfe für Dänemark aufzureizen, aber die beiden Mächte verständigten sich nicht, die Konferenz ging, nachdem die deutschen Vertreter jetzt viel weitergehende Forderungen gestellt hatten (vollständige Lostrennung von Dänemark und Ver-



Ritt des Königs Wilhelm zu den eroberten Düppeler Schanzen mit dem Kronprinzen und Prinz Friedrich Karl am 22. April 1864. Nach dem Leben gezeichnet von W. Camphausen (aus seinem Werke: „Ein Maler auf dem Kriegsfelde" 1864).



Ritt des Königs Wilhelm zu den eroberten Düppeler Schanzen mit dem Kronprinzen und Prinz Friedrich Karl am 22. April 1861. Nach dem Leben gezeichnet von W. Camphausen (aus seinem Werke: „Ein Maler auf dem Kriegsfelde“ 1864).

Natürlich konnte sich das Abgeordnetenhaus mit der Regierung auch über die Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage nicht einigen, und so hätte dieser innere Konflikt auf Preußens auswärtige Politik, besonders Oestreich gegenüber, unheilvolle Rückwirkungen ausüben können. Allein auch Oestreich war nicht frei von inneren Kämpfen und hatte seine Beliebtheit in den liberalen Kreisen Deutschlands durch sein Zusammengehen mit Preußen und die Mißachtung gegen die Mittelstaaten zum guten Theile eingebüßt.

Während Oestreich sich vergeblich mühte, das gute Einvernehmen mit den Mittelstaaten wiederherzustellen, machte sich in fast allen Theilen der Monarchie das lebhafteste Widerstreben gegen den Einheitsstaat geltend, auch Ungarn wollte von einem Ausgleich mit Oestreich nichts wissen. Im September 1865 hob der Kaiser das Februarpatent von 1861 auf, die Ungarn, Tschechen und Slaven triumphirten, die Deutschen waren entrüstet. Das Ministerium Schmerling hatte dem Dreigrafenministerium (Mensdorff-Pouilly, Belcredi und Larisch) weichen müssen.

4. Die Entfremdung Oestreichs und Preußens bis zum Ausbruche des Krieges von 1866.

Die inneren Zustände in Preußen und Oestreich hinderten nicht zum kleinsten Theile die endgültige Regelung der schleswig-holsteinischen Frage. Denn gleich nach Beendigung des Krieges hatte sich herausgestellt, daß über das Schicksal der Herzogthümer die Ansichten Oestreichs und Preußens weit auseinandergingen und keinem einsichtigen Staatsmann konnte es entgehen, daß die Freundschaft zwischen den beiden Großmächten nicht von ewiger Dauer sein werde, die vorübergehende Waffenbrüderschaft zu den schlimmsten Verwicklungen führen werde. Die verkehrte Haltung des Augustenburgers brachte es dahin, daß der Streit um sein schleswig-holsteinisches Erbrecht zur Veranlassung eines Kampfes wurde, welcher über Preußens und Oestreichs Stellung in Deutschland endgültig entschied.

Nicht unbedingt zielten Bismarcks Pläne auf die Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat, die ihm freilich wohl von Anfang an als zwar fernes, aber doch mögliches Ziel erschienen war. Er war zur Anerkennung des Augustenburgers bereit, falls derselbe sich zu stetem Zusammengehen mit Preußen verpflichten wollte: er beanspruchte außer einigen wichtigen Plätzen die militärische und diplomatische Oberhoheit für Preußen, das hier nicht einen neuen Kleinstaat von zweifelhafter Haltung entstehen lassen konnte.

Da Preußens und Oestreichs Ansprüche lediglich auf dem Wiener Frieden beruhten — denn wie hätte Christian IX. die Herzogthümer abtreten können, wenn sie rechtlich dem Augustenburger zustanden? — bestritt Bismarck im Gegensatz zu sechszehn Rechtsfakultäten die Erbberechtigung des Augustenburgers. Auch trat er, dem Beispiele anderer interessirter Fürsten folgend, für die bereits 1846 in einer Staatsschrift nachgewiesenen Erbansprüche seines Herrschers ein: nicht, weil er sie für unbestreitbar hielt, sondern um den Herzog zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Es muß hervorgehoben werden, daß die augustenburgischen Ansprüche thatsächlich nich so unantastbar waren, als der theoretischen Prüfung erschien. Das Gutachten der preußischen Kronsyndici wurde zwar als parteiisch bezweifelt, weil es ganz in Bismarcks Sinne ausfiel, stützte sich aber auf sehr gewichtige Motive, besonders den augustenburgischen Verzicht von 1852.

Der Widerstand des Herzogs — denn schon zur Zeit des Wiener Friedens hatte Preußen zum ersten Mal mit ihm die Verhandlungen abbrechen müssen — fand seine Stütze in der Stimmung des Landes, in der öffentlichen Meinung Deutschlands, bald auch in der Haltung Oestreichs. Graf Mensdorff verlangte schon Anfang Dezember die unverzügliche Einsetzung des Augustenburgers, weil er gemerkt hatte, daß Preußen für die Ueberlassung der Hegemonie in den Grenzmarken keinerlei Opfer bringen werde. Mindestens sollte Preußen für jenes Zugeständniß einen Theil von Schlesien abtreten. Daher begünstigte Oestreich jetzt die Mittelstaaten, die im März 1865 von neuem die Einsetzung des Augustenburgers beantragten. Um diesen zur Seite zu drängen, trat Bismarck plötzlich mit großer Entschiedenheit für die Erbansprüche des Großherzogs von Oldenburg ein; wenn Oestreich dieselben anerkenne, werde Preußen auf die Zugeständnisse verzichten, die man von dem Augustenburger forderte. Auch das lehnte Mensdorff ab, und im Juli 1865 nahm die Verwicklung eine ziemlich ernste Gestalt an. Bismarck, der Oestreichs schwierige innere Lage kannte, ließ merken, daß er Preußens Forderungen nöthigenfalls mit Waffengewalt durchsetzen werde; rathlos suchten die Mittelstaaten einem Ausbruch des Konfliktes zwischen den Großmächten vorzubeugen. Die Gefahr steigerte sich indessen, als der preußische Civilkommissar in Schleswig, Herr von Zedlitz, mit seinem östreichischen Kollegen von Halbhuber in offenen Streit gerieth, indem er die Ausweisung zweier augustenburgischer Agenten verfügte. 1865

Beide Großmächte hatten indessen noch keine rechte Lust zum Kriege, schon wurde in Gastein, wenn auch nicht über eine definitive Auseinandersetzung, so doch über eine Vertagung des Streites verhandelt. Diese erfolgte am 14. August durch den Gasteiner Vertrag, der, ohne das gemeinschaftliche Besitzrecht der beiden Großmächte aufzuheben, doch zunächst für Schleswig und Holstein eine getrennte Verwaltung einführte. Preußen hatte fortan Schleswig, Oestreich Holstein zu verwalten, Lauenburg wurde schon jetzt gegen eine Abfindung von $2\frac{1}{2}$ Millionen dänischer Reichsthaler an Preußen überlassen. Da Preußen hinsichtlich seiner Hegemonie in den Nordmarken wesentliche Zugeständnisse erlangte, belohnte König Wilhelm Herrn von Bismarck durch die Erhebung in den Grafenstand. 1865

Der Kieler Hafen blieb zur Verfügung Preußens, das überdies eine Eisenbahn und einen Kanal durch Holstein (Nord-Ostsee-Kanal) zu bauen Erlaubniß erhielt. Auch sollten die Herzogthümer in den Zollverein eintreten. — Der Gasteiner Vertrag, um dessen Zustandekommen sich hüben wie drüben nicht allein die Diplomaten, sondern auch hochstehende fürstliche Persönlichkeiten mühten, ward am 19. August in Salzburg bei einer persönlichen Begegnung des Kaisers und des Königs bestätigt.

Die Schleswig-Holsteiner und alle Freunde des Augustenburgers in Deutschland erhoben gegen den Gasteiner Vertrag Protest; doch war es für die Sache des Prätendenten kein Vortheil daß auch Frankreich und England sich gegen das

Vorgehen der Großmächte aussprachen. Einen Erfolg hatten alle jene Proteste nicht; die Staaten, welche am Bunde bisher die Rechte des Augustenburgers vertheidigt hatten, sahen die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen ein und gaben sie im November 1865 nach einer ausdrücklichen Rechtsverwahrung auf.

Hatten Preußen und Oestreich auch den Mittelstaaten gemeinsam gegenüber gestanden, so war doch der Riß zwischen den beiden Großmächten nur künstlich verdeckt worden. Bismarck ließ die Eventualität eines Krieges mit Oestreich nicht außer Augen und suchte sich für diesen Fall eines geeigneten Bundesgenossen zu versichern. Er dachte an Italien, mit dem schon vor dem Gasteiner Vertrag Verhandlungen gepflogen waren: das junge Königreich wünschte Venetien zu erwerben und ließ sich für die Zusicherung dieser Machterweiterung voraussichtlich gewinnen. Nur war es nothwendig, für einen derartigen Plan die Zustimmung des mächtigen Napoleon zu erhalten. Nun war zwar zum großen Verdrusse der italienischen Regierung der Gasteiner Vertrag geschlossen und damit auch der Plan eines Bundes gegen Oestreich in weitere Ferne gerückt, gleichwohl aber betrieb Graf Bismarck sein Projekt in persönlichem Verkehr mit Kaiser Napoleon (zu Biarritz, im Oktober 1865), und auch das Verhältniß zu Italien gestaltete sich auf das freundschaftlichste. Am letzten Tage des Jahres 1865 erreichte Italien einen Handelsvertrag mit dem Zollverein, dessen Staaten sämmtlich das junge Königreich anerkannten.

Immer näher rückte die Möglichkeit des Krieges. Der preußische Kommissar in Schleswig führte einen energischen Vernichtungskampf gegen die Anhänger des Augustenburgers, dessen Partei bei dem östreichischen Kommissar in Holstein, dem Herrn von Gablenz, einen Rückhalt fanden. Als es dieser verabsäumte, eine Massen- versammlung zu Gunsten des Herzogs zu verhindern (zu Altona, 23. Januar 1866), richtete Graf Bismarck an die östreichische Regierung eine scharfe Vorstellung, die, ebenso energisch beantwortet, das offene Zerwürfniß der beiden Mächte zur Folge hatte. Noch verneinte man in Berlin die Nothwendigkeit des Krieges, aber man traf seine Vorkehrungen und suchte nun von neuem die definitive Verständigung mit Italien. Diese stieß auf große Schwierigkeiten, vor allem verzögerte sie sich wegen des Mißtrauens, das der italienische Unterhändler Govone gegen die Ehrlichkeit der Absichten Bismarcks hegte. Dieser ließ jetzt die schleswig-holsteinische Frage gegen ein großartiges Bundesreformprojekt zurücktreten, für das er um Italiens Beistand warb.

1866

Dazu kam, daß Italien nach dem Sturz des rumänischen Hospodaren Kusa Hoffnung schöpfte, auf friedlichem Wege Venetien zu erwerben, wenn es Rumänien Oestreich zuwandte. Diese Aussicht schwand erst völlig, als die Rumänen am 20. April den Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten erwählten und dieser am 22. Mai die Regierung antrat.

Am 27. März endlich waren die Schwierigkeiten gehoben, ein Vertrag, wie ihn Bismarck wünschte, ward, wenn auch nur für die Zeit von drei Monaten, geschlossen und von der italienischen Regierung genehmigt, nachdem sie sich der Zustimmung Napoleons vergewissert hatte. Zur kriegerischen Durchführung der Bundesreform, deren Nothwendigkeit Graf Bismarck am 24. März allen deutschen Regierungen kundgethan, war Italiens Beistand gewonnen: es galt die Frist von drei Monaten

zu benutzen, darum ordnete die preußische Regierung schon am 28. März die Kriegsbereitschaft an, und am 9. April reichte der Bundestagsgesandte von Savigny in Frankfurt den preußischen Antrag auf Berufung eines deutschen Parlamentes ein: ein Antrag, so kühn und großartig, daß er die Fortschrittspartei und die preußenfeindlichen Parteien im übrigen Deutschland geradezu verblüffte, dann aber von ihnen nach Kräften mit Mißtrauen und Spott bekämpft wurde.

In dem Rundschreiben vom 24. März hatte Graf Bismarck auseinandergesetzt, Deutschland sei in seiner bisherigen Verfassung keiner großen europäischen Krisis gewachsen und müsse, wenn keine Abhilfe geschaffen werde, dem Schicksale Polens verfallen.

Durch den Vertrag vom 27. März verpflichtete sich Italien, an Oestreich den Krieg zu erklären, sobald Preußen zur Durchführung der Bundesreform die Waffen ergriffen haben werde. Keine der Mächte durfte zurücktreten, bevor Italien Venetien und Preußen einen äquivalenten Theil der östreichischen Monarchie erhalten hätte.

Für Oestreich galt es, den Ausbruch des Krieges hinzuzögern, bis das preußisch-italienische Bündniß ablief, oder Italien durch ein Separatabkommen Preußen abzuziehen. Dem ersteren Zwecke dienten Vorschläge zur Abrüstung: um das zweite durchzuführen, wandte sich das Wiener Kabinet an Napoleon und ließ vertraulich mittheilen, es sei zur Abtretung Venetiens bereit, wenn es sich durch preußisches Gebiet entschädigen könne und Italien von dem Bündniß zurücktreten wolle. Der italienische Gesandte Nigra gerieth in arge Verlegenheit: mit echt romanischer Perfidie schlug er einen Kongreß vor, der sich ja so lange hinziehen ließ, bis der Vertrag mit Preußen erlosch, dann durfte Italien, ohne bundbrüchig zu werden, Venetien aus der Hand Napoleons annehmen; das verrathene Preußen mochte zusehen, wie es allein fertig wurde.

Dieser Plan fand Napoleons höchsten Beifall. Er hatte in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit bisher keine so hervorragende Rolle gespielt, wie sie nach der öffentlichen Meinung in Frankreich der grande nation von Rechts wegen gebührte: jetzt bot sich die Gelegenheit den Schiedsrichter in Europa zu spielen, ja vielleicht die französischen Rheingelüste zu verwirklichen. Gerieth Bismarck ins Gedränge, so mußte er, schien es, die Kühnheit seiner Politik mit deutschem Lande zahlen. Während Deutschland von Waffen starrte — denn in der ersten Woche des Mai hatten Oestreich, Preußen, Sachsen mobil gemacht, — regte Frankreich den Kongreßplan an, am 28. Mai erfolgte die Einladung von Seiten der am Streite unbetheiligten Großmächte.

Es ist nothwendig, an dieser Stelle einen Blick auf die Stellung zu werfen, welche der eigentliche Urheber der großen Bewegung, Graf Bismarck, um diese Zeit in Preußen und Deutschland einnahm. Die preußische Landtagssession des Jahres 1866 hatte den Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung auf die Spitze getrieben und war am 23. Februar unter grellster Disharmonie geschlossen worden. Schon in Preußen fand Bismarcks deutsche Politik den heftigsten Widerstand der das ganze Land beherrschenden, unbekehrbaren Fortschrittspartei. Nur die royalistischen und konservativen Kreise, die sich zu vergrößern begannen, hielten treu zu dem Manne, dessen Größe und providentielle Mission für Preußen sie längst erkannt

hatten. Man verlangte den Frieden um jeden Preis, man forderte die Entlassung des verhaßten Ministers, der jetzt als Störenfried der europäischen Ruhe erschien. Man empfahl in unpreußischer Schwachmüthigkeit die Grafschaft Glatz für Schleswig-Holstein dahin zu geben. Nur 65 altliberale Abgeordnete hatten den Muth, für die Bundesreform und, wenn es sein müsse, für den Krieg sich zu erklären (26. April, zu Halle). Als einige Wochen später die städtischen Behörden von Breslau eine ähnliche patriotische Erklärung abgaben (15. Mai), hatte Graf Bismarck schon einen der verhängnißvollsten Tage seines Lebens hinter sich. Am 7. Mai 1866 feuerte ein jugendlicher Fanatiker, Julius Cohen, der Stiefsohn des flüchtigen Republikaners (von 1848) Karl Blind, in der Straße „Unter den Linden" aus unmittelbarer Nähe fünf Revolverschüsse auf den Staatsmann ab, der wie durch ein Wunder dem ihm zugedachten Tode entging. In dem außerpreußischen Deutschland herrschte womöglich noch größere Wuth gegen den Grafen und seine Politik. In den Mittel- und Kleinstaaten standen ihm feindliche Ministerien den Geschäften vor, seine Reformprojekte ruhten im Ausschuß des Bundestages. Die Bevölkerungen wimmerten nach Frieden, die Kammermajoritäten versagten in beinahe selbstmörderischer Befangenheit die Mittel zum Kriege. Das schlimmste traute die blöde Masse dem Grafen zu: man glaubte, er habe sich mit Napoleon über die Abtretung des Saarbrücker Kohlenbeckens bereits verständigt.

Unbeirrt ging Bismarck seine Wege weiter. Es sind seine größten Tage, als er einer Welt von Unpopularität trotzte und ruhig dem entscheidenden Kampfe entgegen ging. Er nahm es über sich, von Frankreich die beleidigendsten Vorschläge anzuhören — alles Land bis zur Mosel forderte der französische Botschafter Benedetti, — er nahm auch die Einladung zum Kongreß an. Er wußte gar wohl, daß derselbe keine Lösung bringen würde, er überließ es Oestreich, ihn zum Scheitern zu bringen. Wirklich mußte Napoleon am 4. Juni bestätigen, das europäische Friedenswerk habe sich an den östreichischen Forderungen zerschlagen: acht Tage darauf erklärte er seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, daß sich Frankreich in dem bevorstehenden Konflikte neutral halten werde.

Oestreich stellte den Antrag, keine der Kongreßmächte sollte sich vergrößern dürfen, d. h. für sich verlangte es an Stelle von Schleswig-Holstein und Venetien Schlesien. Auf diese Weise hätte Frankreich keinen Vortheil gehabt: für Oestreichs Interessen einzutreten hatte Napoleon keinen Grund. Ihm schien es vortheilhafter, daß sich die deutschen Großmächte zerfleischten: war die eine durch ihre Siege, die andere durch ihre Niederlagen erschöpft, dann konnte Frankreich ein Machtwort sprechen.

Dem preußischen Minister konnte es nur erwünscht sein, daß Oestreich durch seine Maßnahmen nunmehr den Ausbruch des Krieges beschleunigte. Das Wiener Kabinet übertrug nämlich (1. Juni) die Erledigung der schleswig-holsteinischen Frage dem Bunde und wies den östreichischen Kommissar in Holstein, Herrn von Gablenz an, zum 11. Juni die holsteinischen Stände nach Itzehoe zu berufen. Daraufhin erklärte Bismarck, nach dem Bruche des Gasteiner Vertrages trete das frühere gemeinsame Besitzrecht wieder in Kraft, befahl Manteuffel in Holstein einzurücken und stellte Gablenz frei, zur Mitbesetzung Schleswigs zu schreiten.

Dieser verzichtete darauf und wich unter Protest auch aus Holstein, welches nun ebenso wie Schleswig, dem Ober-Präsidenten von Scheel-Plessen unterstellt wurde. Die Ständeversammlung ward verhindert, auch der Prätendent verließ das Land.

Nun hatte Oestreich aber gegen Preußens „Gewaltthat" am 9. Juni beim Bundestage feierlich Verwahrung eingelegt und die Mobilmachung aller nicht preußischen Bundeskorps beantragt. Trotz der Einwendungen des preußischen Gesandten von Savigny, der den Antrag für verfassungswidrig erklärte und daher sich der Abstimmung enthielt, wurde derselbe, angeblich mit 9 gegen 6 Stimmen, zum Beschluß erhoben. Nunmehr erklärte Savigny den Bundesvertrag für erloschen, übergab die preußischen Vorschläge für die Neugründung eines Bundes und verließ das Sitzungslokal.

Jetzt galt es schleunig zu handeln und diejenigen Staaten, deren man zur Sicherung der militärischen Lage Preußens bedurfte, mit Güte oder Gewalt zur Allianz oder wenigstens zu unbedingter Neutralität zu bewegen. Hannover und Kurhessen, die zur Majorität gehörten, kamen zunächst in Frage, allenfalls auch Sachsen: an alle drei wurde am 15. Juni ein gleichlautendes Ultimatum gerichtet, welches die Wahl ließ zwischen dem Kriege oder der Abrüstung und Annahme der preußischen Reformvorschläge.

Obwohl Preußen in unmittelbarer Nachbarschaft der beiden erstgenannten Staaten über bedeutende Heereskörper verfügte, während weder Hannover noch Kurhessen auch nur vollständig gerüstet war, erklärte der mißleitete, von der Bedeutung des Welfenhauses benommene blinde König Georg von Hannover, dem Ultimatum nicht entsprechen zu können; der Kurfürst von Hessen wollte dasselbe nicht einmal entgegennehmen. Der erstere begab sich zur Armee, der letztere erwartete trotzig zu Wilhelmshöhe die weitere Entwickelung der Dinge. Er dirigirte seine Truppen südwärts nach Baiern, die Hannoveraner dagegen hofften, die bairischen Streitkräfte würden rechtzeitig heranziehen, um mit ihnen gemeinsam die Preußen zu vertreiben.

---

5. Der Krieg von 1866.

Der Krieg begann, ohne daß es zwischen den feindlichen Großmächten zu einer förmlichen Kriegserklärung gekommen wäre. Dagegen wandten sich Kaiser Franz Joseph und König Wilhelm mit Manifesten an ihre Unterthanen (17. u. 18. Juni 1866) um ihnen darzulegen, was für sie auf dem Spiele stand. Der Appell des Königs von Preußen an sein Volk verhallte nicht klanglos: er rief einen mächtigen Widerhall wach in den Herzen aller Wohlgesinnten. Der innere Streit schwieg: wer hätte es in Preußen über sein Gewissen bringen mögen, zur Erniedrigung des Staates Friedrichs des Großen beizutragen!

1866

Am schnellsten entschieden sich die Dinge gegenüber Hannover und Kurhessen.

Bereits am 17. und 18. Juni trafen die Preußen von Harburg und Minden aus in Hannover ein, General Vogel von Falckenstein übernahm die Verwaltung des Königreichs. Am gleichen Tag wurde Kassel durch Beyer besetzt, der Kurfürst als Gefangener nach Stettin abgeführt. Für den König Georg ward äußerst nachtheilig, daß Herzog Ernst von Coburg-Gotha, auf die an alle norddeutschen Fürsten gerichtete Aufforderung hin, an den Operationen theilnahm und Eisenach besetzte: dadurch ward die Verbindungslinie der Hannoveraner und Baiern durchbrochen. Da sich der König Georg bei Göttingen mehr und mehr gefährdet sah, je enger die preußischen Heereskörper ihn zu umschließen begannen, faßte er den Entschluß, über Eisenach nach Süden den Durchbruch zu wagen, um sich mit den Baiern zu vereinigen. Er änderte aber seinen Entschluß und zog von Mühlhausen südöstlich nach Langensalza zu. Verhandlungen, die in letzter Stunde angeknüpft wurden, führten zu einer kurzen Waffenruhe, blieben aber erfolglos. Demgemäß ertheilte die preußische Regierung den Befehl zum Angriff.

Ehe die Umstellung des hannoverschen Heeres eine vollständige war, griff General Flies am 27. Juni mit etwa 8000 Mann, meist Landwehr, die 20,000 Hannoveraner nahe Langensalza, bei Merxleben an der Unstrut an. Einen taktischen Sieg konnte die noch mit den alten Gewehren bewaffnete Landwehr gegen den übermächtigen Gegner nicht erfechten, aber der Zweck war erreicht: das hannoversche Heer wurde festgehalten. Es hatte selbst so starke Verluste erlitten, daß der Kommandirende, General von Arentsschild, seine Erfolge nicht verwerthen konnte.

Schon Tags darauf war keine Aussicht mehr zu entkommen; am 29. Juni kapitulirte die ganze Armee und wurde aufgelöst. Auch Kurhessen war in preußischen Händen, ebenso Sachsen, dessen Heer freilich Zeit gefunden hatte, sich mit den Oestreichern zu vereinigen.

Um dieselbe Zeit, wo der Welfenherrlichkeit ein Ende bereitet war, hatten die preußischen Truppen, die gegen Oestreich bestimmt waren, bereits in Böhmen ihre ersten, wie sich bald zeigen sollte, fast entscheidenden Erfolge aufzuweisen. Ermöglicht wurden dieselben vor allem durch das Genie des preußischen Generalstabschef H. von Moltke, dann aber auch durch die Planlosigkeit der Feinde, die Unfähigkeit ihrer Generale und die Unzulänglichkeit des östreichischen Oberanführers Benedek.

Hellmuth K. L. Freiherr von Moltke, geb. am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, trat im Jahre 1822 aus dem dänischen in den preußischen Heerdienst, in dem er es 1858 zum Chef des Generalstabes der Armee brachte. Ein Mann von größter Einsicht, festestem Willen und imponirender Ruhe, hatte er im schleswig-holsteinischen Kriege als Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl Beweise seiner außerordentlichen Leistungsfähigkeit gegeben.

In weitausgedehnter Linie stand Mitte Juni das preußische Heer an der östreichisch-sächsischen Grenze von Torgau bis Neiße: die Linie konnte erst verkürzt werden, als Sachsens Stellung zweifellos geworden war und dies Land besetzt werden durfte. Herwarth von Bittenfeld mit der „Elbarmee“ hatte den rechten Flügel der Aufstellung, an ihn lehnte sich die „Erste Armee“ des Prinzen Friedrich Karl, die („Zweite“) Armee des Kronprinzen bildete den linken Flügel. Es waren

Dieser verzichtete darauf und wich unter Protest auch aus Holstein, welches nun ebenso wie Schleswig, dem Ober-Präsidenten von Scheel-Plessen unterstellt wurde. Die Ständeversammlung ward verhindert, auch der Prätendent verließ das Land.

Nun hatte Oestreich aber gegen Preußens „Gewaltthat" am 9. Juni beim Bundestage feierlich Verwahrung eingelegt und die Mobilmachung aller nicht preußischen Bundeskorps beantragt. Trotz der Einwendungen des preußischen Gesandten von Savigny, der den Antrag für verfassungswidrig erklärte und daher sich der Abstimmung enthielt, wurde derselbe, angeblich mit 9 gegen 6 Stimmen, zum Beschluß erhoben. Nunmehr erklärte Savigny den Bundesvertrag für erloschen, übergab die preußischen Vorschläge für die Neugründung eines Bundes und verließ das Sitzungslokal.

Jetzt galt es schleunig zu handeln und diejenigen Staaten, deren man zur Sicherung der militärischen Lage Preußens bedurfte, mit Güte oder Gewalt zur Allianz oder wenigstens zu unbedingter Neutralität zu bewegen. Hannover und Kurhessen, die zur Majorität gehörten, kamen zunächst in Frage, allenfalls auch Sachsen: an alle drei wurde am 15. Juni ein gleichlautendes Ultimatum gerichtet, welches die Wahl ließ zwischen dem Kriege oder der Abrüstung und Annahme der preußischen Reformvorschläge.

Obwohl Preußen in unmittelbarer Nachbarschaft der beiden erstgenannten Staaten über bedeutende Heereskörper verfügte, während weder Hannover noch Kurhessen auch nur vollständig gerüstet war, erklärte der mißleitete, von der Bedeutung des Welfenhauses benommene blinde König Georg von Hannover, dem Ultimatum nicht entsprechen zu können; der Kurfürst von Hessen wollte dasselbe nicht einmal entgegennehmen. Der erstere begab sich zur Armee, der letztere erwartete trotzig zu Wilhelmshöhe die weitere Entwickelung der Dinge. Er dirigirte seine Truppen südwärts nach Baiern, die Hannoveraner dagegen hofften, die bairischen Streitkräfte würden rechtzeitig heranziehen, um mit ihnen gemeinsam die Preußen zu vertreiben.

---

5. Der Krieg von 1866.

Der Krieg begann, ohne daß es zwischen den feindlichen Großmächten zu einer förmlichen Kriegserklärung gekommen wäre. Dagegen wandten sich Kaiser Franz Joseph und König Wilhelm mit Manifesten an ihre Unterthanen (17. u. 18. Juni 1866) 1866 um ihnen darzulegen, was für sie auf dem Spiele stand. Der Appell des Königs von Preußen an sein Volk verhallte nicht klanglos: er rief einen mächtigen Widerhall wach in den Herzen aller Wohlgesinnten. Der innere Streit schwieg: wer hätte es in Preußen über sein Gewissen bringen mögen, zur Erniedrigung des Staates Friedrichs des Großen beizutragen!

Am schnellsten entschieden sich die Dinge gegenüber Hannover und Kurhessen.

nach Süden fließen. Im Rücken hatte Benedek die Festungen Josephstadt und Königgrätz: sicherte ihn der Elbfluß vor einer Umgehung, so mußte er ihm für den Fall eines Rückzuges äußerst hinderlich werden. Auf preußischer Seite war ursprünglich beabsichtigt, daß die Erste Armee (Prinz Friedrich Karl) am 3. Juli eine Rekognoscirung über Sadowa nach Königgrätz, die Zweite (des Kronprinzen) auf dem östlichen (rechten) Elbufer eine solche nach Josephstadt machen sollte: in der Nacht änderte man den Plan, und der Kronprinz erhielt die Weisung, am westlichen Elbufer vorzustoßen, während Prinz Friedrich Karl den Feind über Sadowa an die Elbe drängen wollte, Herwarth wurde gegen den linken Flügel der feindlichen Aufstellung dirigirt. So begann am Morgen des 3. Juli die Entscheidungsschlacht von Sadowa oder Königgrätz.

Benedek nahm seinen Standpunkt auf der Höhe von Lipa; zu seiner Linken, im Holawalde und an den Bistritzübergängen von Sadowa stand das Korps Gablenz, zu seiner Rechten auf dem Berge von Chlum gegen den Swiepwald hin Erzherzog Ernst. Dies war das Centrum. Den linken Flügel bei Nechanitz, Prim und Problus bildeten namentlich die Sachsen, den rechten Flügel die Korps Festetics und Thun. Diesen lag namentlich ob, den Kronprinzen abzuwehren, wenn derselbe wirklich eingreifen sollte.

Durch die Schwierigkeiten, welche der von Gewitterregen aufgeweichte Boden dem Marsche entgegenstellte, wurde das Anrücken des Kronprinzen, der obendrein vom Schlachtfelde weiter entfernt war, als Prinz Friedrich Karl, erheblich verzögert und so gerieth die (Erste) Armee des letzteren trotz anfänglicher Erfolge in eine schwierige Lage. Sadowa und die südlicheren Bistritzübergänge waren in den ersten Stunden des Kampfes genommen worden, aber im Hola- und Swiepwalde geriethen die Preußen in arge Bedrängniß: aller Heldenmuth, den namentlich Fransecky im Swiepwalde bewies, schien vergeblich zu sein. Um Mittag wurde die Situation immer schwieriger, denn als die Spitzen der kronprinzlichen Armee sich zeigten, noch unbemerkt von den Preußen, machte Benedek eine Hauptanstrengung, bei Sadowa durchzubrechen. Schon erwog man auf preußischer Seite den Plan die Infanterie zurückzunehmen und traf die nöthigen Vorkehrungen, da erscholl die Freudennachricht, der Kronprinz sei zur Stelle. Nun wurde der Kampf wieder aufgenommen. Zu gleicher Zeit (2 Uhr) nahm Herwarth auf dem linken feindlichen Flügel den Sachsen Prim und Problus ab, während der Kronprinz auf dem rechten die Höhe von Chlum und das Dorf Rosberitz eroberte. Das letztere Dorf ward zwar wieder verloren, aber nun avancirte die ganze preußische Schlachtreihe, die Garde erstürmte auch Lipa, — da war der Feind geschlagen, die Verfolgung begann. Der greise König, an der Spitze einiger Kavallerieregimenter, nahm selbst an der Verfolgung theil, bis ihn seine Umgebung zwang, sein Leben nicht länger den feindlichen Geschossen auszusetzen. Gegen 8 Uhr traf er erst den Kronprinzen, der, tief erschüttert, aus den Händen des königlichen Kriegsherrn den höchsten militärischen Orden, „pour le mérite“ empfing. Der Verlust der Oestreicher an Todten und Verwundeten war doppelt so groß als der der Preußen (8800 Mann und 359 Offiziere), außerdem büßten sie 24,000 Gefangene, 174 Geschütze und 11 Fahnen ein.

Mit dieser Schlacht war der Feldzug entschieden. Die Bitte des Generals Gablenz um einen Waffenstillstand ward abgeschlagen, unaufhaltsam drangen die Preußen vor, um in Wien den Frieden zu diktiren. In dieser Noth verfiel das östreichische Kabinet auf ein Auskunftsmittel, welches der undeutschen Politik dieses Staates durchaus würdig war. Franz Joseph trat dem Kaiser Napoleon Venetien ab und bat ihn um seine Vermittlung. Auf diese Weise sollte zunächst Italien vom

Bunde mit Preußen abgezogen werden: erhielt es Venetien aus Napoleons Hand, so waren seine Wünsche gestillt und es hatte dann kein Interesse an dem Kriege mehr. Allerdings durfte es dem Vertrage vom 8. April gemäß nicht einseitig Frieden schließen, aber es konnte als entschuldigt gelten, wenn es von Napoleon gezwungen wurde. Da die Italiener bereits eine Hauptschlacht gegen den östreichischen Erzherzog Albrecht verloren hatten (bei Custozza den 22. Juni) und ihre Kriegführung darauf einen hohen Grad von Lässigkeit und Unlust zeigte, mochte Oestreich hoffen, daß die italienische Regierung auf eine so bequeme Erwerbung gern eingehen würde, wenngleich ihre Ehre dabei hart ins Gedränge kam.

Durch den einseitigen Friedensschluß mit Italien wäre Oestreich zunächst in den Stand gesetzt worden, alle seine Truppen auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu werfen: weitere Hoffnungen knüpften sich an die Vermittlung, die man außerdem dem Kaiser Napoleon anbot. Lehnte Preußen die französische Vermittlung ab, oder ließ es sich die Vorschläge Napoleons nicht gefallen, dann mußte die große Nation eine solche Frechheit und solchen Trotz blutig ahnden und ihre gekränkte Ehre auf dem Schlachtfelde wiederherstellen. So zielte Oestreichs Absicht darauf, Frankreich zum Kriege gegen Preußen zu hetzen.

Aber die östreichischen Voraussetzungen trafen größentheils nicht zu. Preußen hütete sich wohl, Napoleon durch eine schroffe Zurückweisung seiner Vermittlung zu beleidigen, nur erklärte der König, er müsse der Zustimmung Italiens vorher sicher sein und Oestreich müsse gewisse Hauptforderungen im voraus bewilligen. Eine ähnliche Erklärung gab die italienische Regierung ab, welche es doch ehrenrührig fand, unter Preisgabe ihres Bundesgenossen sich Venetien von Napoleon schenken zu lassen. Nun erst recht ermannte sie sich auf militärischem Gebiet zu energischerem Vorgehen.

Gleichwohl war die Lage Preußens nicht ungefährlich. Siegte im französischen Kabinet die Kriegspartei, so mußte man jedenfalls darauf gefaßt sein, an der Donau und am Rhein zugleich Krieg zu führen. War Oestreich auch zur Noth durch Italien in Schach zu halten und hatte der Krieg gegen das schlecht gerüstete Frankreich keine üblen Aussichten, so rückte das fast schon sichere Resultat des bisherigen Krieges doch wieder in weite Ferne. Glücklicher Weise waren einige der Minister Napoleons nicht der Meinung, daß Frankreich jetzt schlagfertig sei und demgemäß große Worte machen dürfe; sie hielten es für zweckmäßiger, wenn für jetzt nur kleine Gebietsabtretungen gefordert wurden: in nicht zu langer Zeit werde man Gelegenheit haben, in Süddeutschland von neuem den Hebel anzusetzen. Mit größter Vorsicht und überlegener Klugheit behandelte Graf Bismarck die französischen Vergrößerungsgelüste; ohne sich auf Versprechungen einzulassen, schonte er sie rücksichtsvoll. Den Forderungen, welche Napoleon in Hinsicht auf Oestreich, Dänemark, die Mittelstaaten stellte, gab er soweit nach, als kein wesenliches Interesse ins Spiel kam, dagegen wußte er den Preis, um dessen willen der Krieg im Grunde unternommen war, die Neugestaltung Deutschlands unter preußischer Führung und unter Ausschluß Oestreichs, mit Festigkeit zu behaupten.

Bismarcks weitsichtige Politik erkämpfte jetzt einen stillen, aber großen Sieg. Weise wußte er heißspornigen Gelüsten zu widerstehen, er erhielt sich Oestreich für künftige

Freundschaft, indem er auf jede Gebietsabtretung verzichtete und auch Sachsen, mit dem Kaiser Franz Joseph stehen und fallen wollte, schonte. Er gestand den Staaten südlich des Maines das Recht zu, einen Sonderbund zu schließen, und war bereit, im nördlichen Schleswig eine Volksabstimmung stattfinden zu lassen, bei der die Wünsche des dänisch-redenden Theils der Bevölkerung zum Ausdruck und zur Berücksichtigung gelangen sollten. Aber andrerseits sollte Oestreich aus dem Bunde treten, Preußen die Eroberungen in Norddeutschland behalten, einen Norddeutschen Bund stiften und sich auch mit den süddeutschen Staaten verbünden dürfen.

Als die Verständigung über die Hauptpunkte zwischen Preußen und Frankreich erfolgt war, ließ sich ersteres zu einem fünftägigen Waffenstillstand bereit finden (22. Juli), um sich mit Oestreich auseinander zu setzen. Es war vorauszusehen, daß diese Verhandlungen den Frieden zur Folge haben würden, falls Frankreich nicht noch in letzter Stunde seine Stellung änderte; denn während die Diplomatie arbeitete, war die preußische Heeresleitung nicht unthätig geblieben: schon erblickten preußische Truppen die Fenster der östreichischen Hauptstadt; ebenso hatten Oestreichs mittelstaatliche Verbündete, schlecht geführt und im Felde unglücklich, bisher nur Niederlagen aufzuweisen.

Die erste Folge der Schlacht von Königgrätz war die Einnahme von Prag (6. Juli). Am 13. Juli befand sich das preußische Hauptquartier schon in Brünn, am 15. wurde der Abmarsch des Erzherzogs Albrecht, der das Oberkommando übernommen hatte, bei Tobitschau gestört. Dadurch sah sich Benedek genöthigt, alle seine Truppen auf das linke Ufer der March zu ziehen und auf weitem Umweg über Preßburg auf Wien zu marschieren. Gegen den 20 Juli hin lagerten die Elbarmee und die des Prinzen Friedrich Karl auf dem Marchfelde, eine Meile von Wien, zu dessen Schutze bei Florisdorf Schanzen angelegt waren. Die östreichische Armee stand hinter der Donau vor Krems bei Preßburg in einer Ausdehnung von 20 Meilen. Am 22. lieferte Fransecky mit Theilen des 4. Armeekorps (von der Armee des Prinzen Friedrich Karl) bei Blumenau vor Preßburg dem General Gablenz ein siegreiches Gefecht, das durch den Eintritt des Waffenstillstandes abgebrochen wurde.

Die Truppen der süddeutschen Staaten bestanden aus 45000 Baiern unter dem Oberbefehle des altersschwachen Prinzen Karl von Baiern und dem achten Bundesarmeekorps, welches der Prinz Alexander von Hessen befehligte. Es fehlte diesen Streitkräften vor allem an Einheitlichkeit der Aktion, und so waren ihnen die preußischen Generale der „Mainarmee“ mit ihren an Zahl schwächeren Truppen im Felde weit überlegen. Die Generale von Göben, von Manteuffel und von Beyer schlugen die Baiern vom 4.—10. Juli bei Dermbach, Hünfeld, Kissingen, Hausen und Hammelburg, dann die Hessen und Oestreicher bei Laufach und Aschaffenburg; am 16. Juli zog Vogel von Falckenstein in Frankfurt ein, von wo der Bundestag einige Tage zuvor entwichen war. Falckenstein legte der preußenfeindlichen Stadt eine Kontribution von sechs Millionen Gulden auf: Manteuffel, dem an seiner Stelle der Oberbefehl übertragen wurde — Falckenstein wurde zum General-Gouverneur von Böhmen ernannt — erhöhte die Kontribution auf 25 Millionen Thaler. Aus Verzweiflung gab sich der Bürgermeister Fellner den Tod: sehr voreilig, denn die Forderung wurde nachträglich zurückgezogen. Am 21. Juli begann eine neue Reihe von Kämpfen.

Zu Nikolsburg, wo König Wilhelm seit dem 17. Juli sein Hauptquartier genommen hatte, wurden am 26. Juli die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Die Bedingungen waren wesentlich die, welche vorher der französischen Vermittlung gegenüber zugestanden waren. Oestreich und Sachsen retteten ihre Integrität, dagegen wurden Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt bedingungslos an Preußen

ausgeantwortet; die Selbständigkeit der Mittelstaaten Süddeutschlands blieb gewahrt; aber militärisch waren sie für den Augenblick preisgegeben: die Wohlthat des Waffenstillstandes sollte ihnen allen erst vom 2. August an auf ihr Gesuch gewährt werden: bis dahin durften die Preußen ihren Siegeszug fortsetzen, den sie am 21. Juli begonnen hatten.

Der Kampf zog sich jetzt besonders in die Taubergegend, in blutigen Gefechten wurden die süddeutschen Bundestruppen bei Hundheim und Werbach (23. 24. Juli), bei Tauberbischofsheim, bei Helmstadt und Roßbrunn (25.) geschlagen. Am 27. eröffnete Manteuffel die Beschießung des Marienberges, der Citadelle von Würzburg. Die Lage der Baiern wurde jetzt besonders dadurch gefährdet, daß ein neues Heer, das sogenannte „Zweite Reservekorps" über Sachsen (Leipzig, Altenburg) durch das Fichtelgebirge in Franken eingerückt war. In Eilmärschen erreichte es am 31. Juli Nürnberg, wo die Preußen (unter dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg) und Mecklenburger von Seiten der protestantischen Einwohner aufs freundlichste aufgenommen wurden.

Es war der preußischen Heeresleitung bei der Fortsetzung des Krieges in Süddeutschland weniger um Siege über die deutschen Brüder, als darum zu thun gewesen, einen möglichst großen Theil von Baiern zu besetzen: auf diese Weise ließ sich auf die Friedensverhandlungen ein heilsamer Druck ausüben. Als jenes Ziel erreicht war, wurde den süddeutschen Staaten am 2. August (Baden erst am 3. August nach Bildung des nationalgesinnten Ministeriums Mathy) der Waffenstillstand gewährt. Bei den Friedensverhandlungen mit den süddeutschen Staaten sollte Napoleon noch einmal in den Vordergrund treten dürfen: an ihn nämlich wendeten sich bittflehend alle süddeutschen Regierungen mit Ausnahme des patriotischen Großherzogs von Baden. Wie sehr irrten sich die unpatriotischen Fürsten in ihrem Beschützer! Da Napoleon sah, daß er für seine „wohlwollende" Neutralität von Seiten Preußens keinen Lohn zu erwarten habe, verlangte er von Bismarck die Abtretung der baierischen Rheinpfalz und des rheinischen Hessen mit Mainz. Da Bismarck nichts davon wissen wollte, ja eine französische Kriegsdrohung verlachte, hielt Napoleon es für das gerathenste, den Rückzug anzutreten. Um seine Niederlage nicht offenkundig einzugestehen, erklärte er, sein Minister des Auswärtigen habe seine Vollmachten überschritten, und entließ ihn; seine Vergrößerungsgelüste richteten sich nun auf Luxemburg und Belgien; Bismarck verstand es trefflich, ihn wie früher hinzuhalten, ja, wegen Belgiens düpirte er den Kaiser völlig.

Die perfide Politik Napoleons hatte die gute Wirkung, daß jetzt auch den süddeutschen Diplomaten über die französische Regierung die Augen aufgingen; auf Bismarcks Vorschlag erklärten sie sich zu vorläufig im strengsten Geheimniß gehaltenen Trutz- und Schutzbündnissen bereit, kraft deren im Kriegsfalle der König von Preußen auch die Oberleitung der süddeutschen Truppen erhielt. Da dieser Erfolg von weit größerer Wichtigkeit war, als weite Gebietsabtretungen oder umfassende Geldentschädigungen, wurden den süddeutschen Staaten keine allzugroßen Opfer in dieser Beziehung zugemuthet. Nur Hessen-Darmstadt wurde etwas schärfer angefaßt und mußte die Landgrafschaft Hessen-Homburg herausgeben (20 Quadratmeilen), preußische Besatzung in Mainz aufnehmen und sich zum Eintritt in den Norddeutschen Bund verpflichten.

Die Bundesverträge mit Würtemberg, Baden, Baiern stammen vom 13., 17., 22. August: diese Staaten zahlten acht, resp. sechs und dreißig Millionen Gulden als Kriegskostenentschädigung.

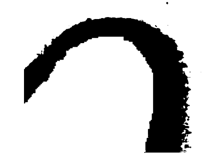
1866 Der definitive Friede mit Oestreich wurde zu Prag am 23. August 1866 unterzeichnet: an Kriegskosten hatte es nur 20 Millionen Thaler zu zahlen, weitere 20 Millionen wurden auf rückständige Kriegskosten des schleswig-holsteinischen Krieges und die seit Juli geleistete Verpflegung der preußischen Truppen angerechnet. Bis Ausgang Oktober wurde auch mit den übrigen größeren und kleineren Gegnern der Friede geschlossen; am längsten wehrte sich Sachsen gegen die ihm gestellten Zumuthungen und der König erwog ernstlich, ob er nicht lieber abdanken, statt in den verhaßten Nordbund treten solle. Endlich sah er die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstandes ein (21. Oktober) und mußte sich zu einem Abkommen verstehen, das Sachsen in diplomatischer, politischer und militärischer Beziehung der Selbständigkeit so ziemlich beraubte.

Sachsen zahlte zehn Millionen Thaler Kriegskosten, verpflichtete sich, sein Heer den Bestimmungen des Norddeutschen Bundes gemäß umzuformen und überließ bis zur Ausführung dieser Reform das Besatzungsrecht im Lande (Dresden ausgenommen) den Preußen. Es mußte dem Norddeutschen Bunde beitreten und auf besondere diplomatische Vertretung im Auslande verzichten.

Die Einverleibung des Königreichs Hannover, des Kurfürstenthums Hessen, des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt erfolgte, nachdem der Landtag seine Zustimmung gegeben (20. Sept.) in mehreren königlichen Patenten. In seinem Aufrufe an die Bevölkerung von Hannover durfte der König von Preußen getrost die alte Wahrheit aussprechen „Nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben.“ Er gab sich der Hoffnung hin, daß die deutschen Stämme dies erkennen und für die Segnungen ihres neuen Unterthanenverhältnisses ein offnes Auge haben würden. Noch vor Schluß des Jahres wurde auch die Besitzergreifung Schleswig-Holsteins, sowie der von den süddeutschen Staaten abgetretenen Gebietstheile vollzogen. So ging Preußen, vermehrt um 1308 Quadratmeilen mit über 4 Millionen Einwohnern aus dem siegreichen Kampfe hervor. Nun war es die einzige leitende Großmacht in Deutschland geworden: besser abgerundet als bisher, konnte es hoffen, seinen geschichtlichen Beruf würdig zu erfüllen, von Norddeutschland aus der gesammten Nation ein Schirm und Hort gegen alle seine Feinde zu werden.

6. Die nächsten Folgen der preußischen Siege. Die Luxemburger Frage.

So heilsam der Ausgang des Krieges für Deutschland und die Nation war, läßt es sich begreifen, daß im Norden wie im Süden zunächst mancher Schmerz, große Bitterkeit zurückblieb: nur von der alles heilenden Zeit war zu erhoffen, daß



Die Bundesverträge mit Würtemberg, Baden, Baiern stammen vom 13., 17., 22. August: diese Staaten zahlten acht, resp. sechs und dreißig Millionen Gulden als Kriegskostenentschädigung.

1866 Der definitive Friede mit Oestreich wurde zu Prag am 23. August 1866 unterzeichnet: an Kriegskosten hatte es nur 20 Millionen Thaler zu zahlen, weitere 20 Millionen wurden auf rückständige Kriegskosten des schleswig-holsteinischen Krieges und die seit Juli geleistete Verpflegung der preußischen Truppen angerechnet. Bis Ausgang Oktober wurde auch mit den übrigen größeren und kleineren Gegnern der Friede geschlossen; am längsten wehrte sich Sachsen gegen die ihm gestellten Zumuthungen und der König erwog ernstlich, ob er nicht lieber abdanken, statt in den verhaßten Nordbund treten solle. Endlich sah er die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstandes ein (21. Oktober) und mußte sich zu einem Abkommen verstehen, das Sachsen in diplomatischer, politischer und militärischer Beziehung der Selbständigkeit so ziemlich beraubte.

Sachsen zahlte zehn Millionen Thaler Kriegskosten, verpflichtete sich, sein Heer den Bestimmungen des Norddeutschen Bundes gemäß umzuformen und überließ bis zur Ausführung dieser Reform das Besatzungsrecht im Lande (Dresden ausgenommen) den Preußen. Es mußte dem Norddeutschen Bunde beitreten und auf besondere diplomatische Vertretung im Auslande verzichten.

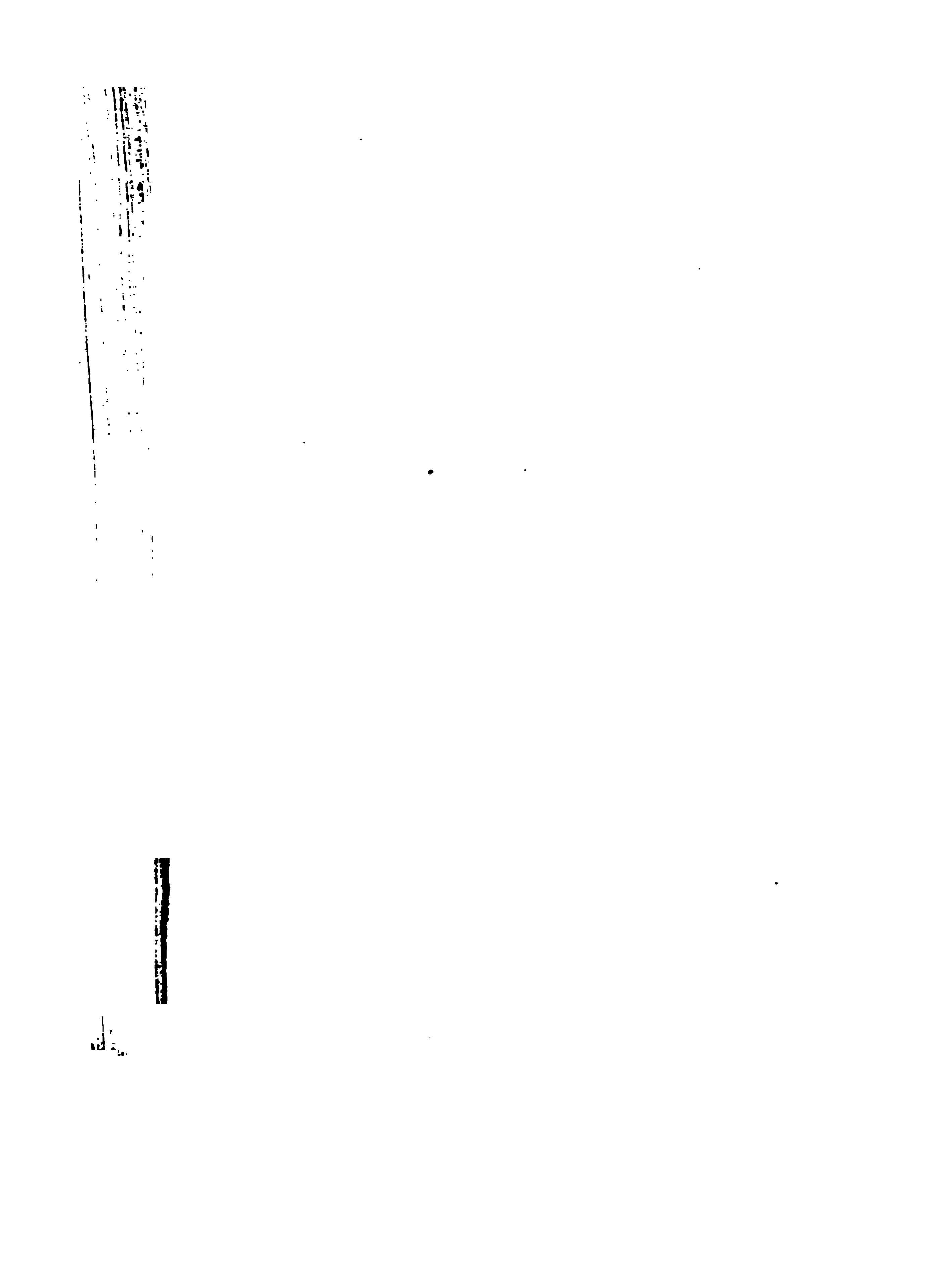
Die Einverleibung des Königreichs Hannover, des Kurfürstenthums Hessen, des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt erfolgte, nachdem der Landtag seine Zustimmung gegeben (20. Sept.) in mehreren königlichen Patenten. In seinem Aufrufe an die Bevölkerung von Hannover durfte der König von Preußen getrost die alte Wahrheit aussprechen „Nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben." Er gab sich der Hoffnung hin, daß die deutschen Stämme dies erkennen und für die Segnungen ihres neuen Unterthanenverhältnisses ein offnes Auge haben würden. Noch vor Schluß des Jahres wurde auch die Besitzergreifung Schleswig-Holsteins, sowie der von den süddeutschen Staaten abgetretenen Gebietstheile vollzogen. So ging Preußen, vermehrt um 1308 Quadratmeilen mit über 4 Millionen Einwohnern aus dem siegreichen Kampfe hervor. Nun war es die einzige leitende Großmacht in Deutschland geworden: besser abgerundet als bisher, konnte es hoffen, seinen geschichtlichen Beruf würdig zu erfüllen, von Norddeutschland aus der gesammten Nation ein Schirm und Hort gegen alle seine Feinde zu werden.

6. Die nächsten Folgen der preußischen Siege. Die Luxemburger Frage.

So heilsam der Ausgang des Krieges für Deutschland und die Nation war, läßt es sich begreifen, daß im Norden wie im Süden zunächst mancher Schmerz, große Bitterkeit zurückblieb: nur von der alles heilenden Zeit war zu erhoffen, daß

daß sie solches Leid lindern, solche Wunden vernarben lassen würde. Und dann war Deutschland doch, wie es schien für lange Zeit, in Nord und Süd streng geschieden: die Trutz- und Schutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten waren noch unbekannt. Indes ließ sich nicht leugnen, daß die Neugestaltung Deutschlands leichter vollzogen und ein solider, einheitlicher Bau neu errichtet werden konnte, wenn man nicht gezwungen war, von vornherein auf die Willensmeinungen der süddeutschen Mittelstaaten Rücksicht zu nehmen.

Für eine zukünftige Ueberbrückung des Maines aber war viel daran gelegen, welchen Gang die innere Entwicklung Preußens nehmen würde: der Staat, welcher die Hegemonie in Deutschland ausüben wollte, durfte nicht an inneren Konflikten kranken, Regierung und Volksvertretung mußten gemeinsam bemüht sein, durch Beseitigung des Zwistes die jetzt doppelt nothwendige Eintracht wieder herzustellen. Dazu war schon, bevor der Friede zwischen den Kriegführenden geschlossen war, ein heilkündender Anfang gemacht worden, das preußische Volk hatte sich wieder gefunden. Wie war es denkbar, daß nach den frischen, fröhlichen Thaten das alte, feindselige, rechthaberische Gezänk wieder erhoben werden konnte. Die Neuwahl der Abgeordneten, unter dem Eindruck der ersten Siege vollzogen, hatte die Zusammensetzung der Volksvertretung wesentlich geändert, die unversöhnliche Fortschrittspartei war auf 70 — 80 Stimmen zusammengeschmolzen. Die Regierung hatte sich hochherzig — wie manche meinten in fast zu entgegenkommender Weise — entschlossen, die Hand zur Versöhnung zu bieten. In der Thronrede erkannte der König an, daß die Ausgaben der letzten Jahre der formell gesetzlichen Grundlage entbehrt hätten: am 13. August suchten die Minister die „Indemnität" für diese Ausgaben nach. Am 3. September ward sie im Abgeordnetenhause mit großer Majorität, am 8. September im Herrenhause einstimmig ertheilt. So sehr war bei allen Einsichtigeren der frühere Groll gegen den Grafen Bismarck geschwunden, daß ihm selbst die beantragte Dotation anstandslos bewilligt wurde. Die alte Fortschrittspartei, die soviel gesündigt hatte, löste sich bis auf einen Bruchtheil auf und es entstand aus den versöhnlichen Elementen die nationalliberale Partei. Die neue Gruppe stellte sich die Aufgabe, die nationale Politik des Grafen Bismarck energisch zu unterstützen, im Innern aber das Panier des Liberalismus hochzuhalten und nöthigenfalls Opposition zu machen. So drohte bei der Etatsberathung für das Jahr 1867 der alte Streit noch einmal aufzulodern; glücklicherweise wurde er durch einen geschickten Vermittelungsantrag wieder ausgelöscht, und die Einigkeit war nach Annahme des Etats (18. December) zum Heile des Vaterlandes hergestellt. Auch in den neuen Provinzen wußte Graf Bismarck die unvermeidliche Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge zu dämpfen, indem er den neuen Landestheilen ein beschränktes Maß von Selbstverwaltung gewährte und durch Provinzialfonds für ihre lokalen Bedürfnisse sorgte. Am schwierigsten waren die Frankfurter und die Hannoveraner, von denen die letzteren im Namen ihres angestammten Welfenhauses in so staatsgefährlicher Weise bearbeitet wurden, daß die preußische Regierung dem Exkönig schließlich (März 1868) die Mittel zu weiterer Agitation zu entziehen beschloß; ebenso erging es dem Kurfürsten von Hessen.



daß sie solches Leid lindern, solche Wunden vernarben lassen würde. Und dann war Deutschland doch, wie es schien für lange Zeit, in Nord und Süd streng geschieden: die Trutz- und Schutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten waren noch unbekannt. Indes ließ sich nicht leugnen, daß die Neugestaltung Deutschlands leichter vollzogen und ein solider, einheitlicher Bau neu errichtet werden konnte, wenn man nicht gezwungen war, von vornherein auf die Willensmeinungen der süddeutschen Mittelstaaten Rücksicht zu nehmen.

Für eine zukünftige Ueberbrückung des Mains aber war viel daran gelegen, welchen Gang die innere Entwicklung Preußens nehmen würde; der Staat, welcher die Hegemonie in Deutschland ausüben wollte, durfte nicht an inneren Konflikten kranken, Regierung und Volksvertretung mußten gemeinsam bemüht sein, durch Beseitigung des Zwistes die jetzt doppelt nothwendige Eintracht wieder herzustellen. Dazu war schon, bevor der Friede zwischen den Kriegführenden geschlossen war, ein heilkündender Anfang gemacht worden, das preußische Volk hatte sich wieder gefunden. Wie war es denkbar, daß nach den frischen, fröhlichen Thaten das alte, feindselige, rechthaberische Gezänk wieder erhoben werden konnte. Die Neuwahl der Abgeordneten, unter dem Eindruck der ersten Siege vollzogen, hatte die Zusammensetzung der Volksvertretung wesentlich geändert, die unversöhnliche Fortschrittspartei war auf 70 — 80 Stimmen zusammengeschmolzen. Die Regierung hatte sich hochherzig — wie manche meinten in fast zu entgegenkommender Weise — entschlossen, die Hand zur Versöhnung zu bieten. In der Thronrede erkannte der König an, daß die Ausgaben der letzten Jahre der formell gesetzlichen Grundlage entbehrt hätten; am 13. August suchten die Minister die „Indemnität" für diese Ausgaben nach. Am 3. September ward sie im Abgeordnetenhause mit großer Majorität, am 8. September im Herrenhause einstimmig ertheilt. So sehr war bei allen Einsichtigeren der frühere Groll gegen den Grafen Bismarck geschwunden, daß ihm selbst die beantragte Dotation anstandslos bewilligt wurde. Die alte Fortschrittspartei, die soviel gesündigt hatte, löste sich bis auf einen Bruchtheil auf und es entstand aus den versöhnlichen Elementen die nationalliberale Partei. Die neue Gruppe stellte sich die Aufgabe, die nationale Politik des Grafen Bismarck energisch zu unterstützen, im Innern aber das Panier des Liberalismus hochzuhalten und nöthigenfalls Opposition zu machen. So drohte bei der Etatsberathung für das Jahr 1867 der alte Streit noch einmal aufzulodern; glücklicherweise wurde er durch einen geschickten Vermittelungsantrag wieder ausgelöscht, und die Einigkeit war nach Annahme des Etats (18. December) zum Heile des Vaterlandes hergestellt. Auch in den neuen Provinzen wußte Graf Bismarck die unvermeidliche Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge zu dämpfen, indem er den neuen Landestheilen ein beschränktes Maß von Selbstverwaltung gewährte und (durch Provinzialfonds) für ihre lokalen Bedürfnisse sorgte. Am schwierigsten waren die Frankfurter und die Hannoveraner, von denen die letzteren im Namen ihres angestammten Welfenhauses in so staatsgefährlicher Weise bearbeitet wurden, daß die preußische Regierung dem Exkönig schließlich (März 1868) die Mittel zu weiterer Agitation zu entziehen beschloß: ebenso erging es dem Kurfürsten von Hessen.

König Georg war mit sechzehn Millionen Thalern abgefunden, — d. h. dem Zinsgenuß dieses Kapitals — obwohl er nicht förmlich auf den Königsthron verzichtet hatte; er schürte die Mißstimmung, unterstützte das Entweichen von Militärpflichtigen, aus denen in Frankreich eine Art Welfenlegion gebildet wurde. Nach Einstellung der Zinsenzahlung an den König wurde mit den disponiblen Geldern die ministerielle Presse in den neuen Gebieten unterstützt. (Reptilienfonds: die Presse sollte die Reptilien, die den neuen Staat belauerten, bis in ihre Höhlen verfolgen.)

Noch vor dem Schluß des Jahres 1866 wurden in Berlin von Vertretern der verbündeten Staaten die Verhandlungen über die neue Verfassung des **Norddeutschen Bundes** eröffnet und führten nach vielen schwierigen Debatten am 7. Februar zu einer ungefähren Verständigung. Der König von Preußen hatte als erblicher Bundespräsident die ausübende Gewalt, gebot nun unumschränkt über Bundesheer und Bundesflotte. Die Gesetzgebung stand dem Bundesrath und dem Reichstage zu. Für die wichtigsten Verwaltungszweige, wie Zoll und Steuerwesen, Handelssachen u. s. w. wurden fünf Ausschüsse eingesetzt.

Der Verfassungsentwurf bestand aus 71 Artikeln, deren letzter die Anbahnung einer Einigung mit Süddeutschland verhieß. — Im Bundesrathe (zusammen 43 Stimmen) hatten Preußen 17 Stimmen, Sachsen 4, Mecklenburg Schwerin und Braunschweig je 2, die übrigen Staaten je eine Stimme.

Nunmehr wurde der Entwurf dem Norddeutschen Reichstage vorgelegt, der, hervorgegangen aus allgemeinen direkten Wahlen (12. Febr.) am 24. Februar 1867 eröffnet ward. Die Zusammensetzung des Reichstages, in welchem die Konservativen zahlreich vertreten und die Nationalliberalen namentlich durch Mitglieder aus den neuen Provinzen verstärkt waren, ließ einen günstigen Ausgang erhoffen. Dennoch fehlte es bei der Schwierigkeit der Aufgabe nicht an lebhaften Meinungsverschiedenheiten, die sich namentlich auf die Gewährung von Diäten und die Heeresstärke bezogen. Aber schließlich half der patriotische Sinn der Versammlung über alle Fährlichkeiten hinweg und der Verfassungsentwurf wurde am 17. April auch von Seiten der Regierungen angenommen. Nun hatten sich noch die einzelnen Landesvertretungen zu äußern: nur Waldeck lehnte ab, in Preußen machte die Fortschrittspartei vergeblich Opposition. Am 1. Juli trat die Verfassung in Kraft. Graf Bismarck ward Bundeskanzler: am 31. August fanden die Wahlen für den auf den 10. September festgesetzten ersten ordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes statt.

1867

Da Bismarck im weiteren Verlaufe seiner Amtsführung immer mehr darauf angewiesen war, das Einvernehmen mit der nationalliberalen Partei zu pflegen, so hätte der Mangel an Liberalismus, den man der preußischen Regierung früher immer in Süddeutschland vorzuwerfen pflegte, einer Annäherung nicht mehr hindernd im Wege gestanden. Allein außer in Baden hatte der Norddeutsche Bund hier noch keine treuen und aufrichtigen Freunde. Viele der „Großdeutschen" konnten sich dazu nicht entschließen, schon jetzt von Oestreich abzusehen, wo Graf Beust, ein eingefleischter Gegner Bismarcks, die Leitung der Geschäfte übernahm. Indessen hatte der Gedanke eines Südbundes, der in einem Gegensatze zu Preußen stehen sollte, auch keine eigentlichen Gönner: vielmehr verschloß man sich der Einsicht

nicht, daß die süddeutschen Staaten, unter einander irgendwie geeint, doch den Anschluß an Preußen suchen müßten.

Es war noch etwas Unfertiges in den deutschen Dingen und so kam es, daß die preußische Regierung trotz einer entschieden nationalen Stimmung, die sich selbst in Baiern bekundete, Frankreich gegenüber eine Konzession machen mußte, die mit Recht als eine, wenn auch nur vorübergehende, Demüthigung der Nation betrachtet wurde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Frankreich im Jahre 1866 nicht diejenige Stellung behauptet hatte, welche es seit längerer Zeit für sich beanspruchen zu dürfen glaubte. Die preußischen Siege wurden als eine Schmach für Frankreich empfunden: was auch Napoleon that, um die neuerlichen Veränderungen in Deutschland als vortheilhaft für Frankreich darzustellen, die öffentliche Meinung ließ sich nicht beruhigen, sie rief nach „Rache für Sadowa;" die Staatsmänner der Opposition, wie Thiers, schilderten mit den düstersten Farben die Lage Frankreichs, das offenbar im politischen Niedergange begriffen sei. Daß die Regierung kein ganz reines Gewissen hatte, bewies sie dadurch, daß noch im Jahre 1866 eine umfassende Armeereorganisation eingeleitet wurde: Frankreich war eben im Jahre 1866 nicht aktionsfähig gewesen.

Napoleon mußte irgend etwas thun, um die öffentliche Meinung zu beruhigen und durch irgend einen Erfolg auf dem Gebiete der auswärtigen Politik das Ansehen Frankreichs wiederherzustellen. Dazu bot sich eine günstige Gelegenheit. Durch die Auflösung des deutschen Bundes war das Großherzogthum Luxemburg unabhängig geworden: der König von Holland, mit dessen Staat das undeutsche Ländchen durch Personalunion verbunden war, legte auf den Besitz desselben keinen Werth, und die Königin, eine ausgesprochene Preußenfeindin, suchte Luxemburg dem französischen Nachbar zuzuwenden. Eine derartige Erwerbung durfte Preußen so ohne weiteres nicht zugeben: einstweilen hatte es in der starken Festung, welche ein wichtiges Ausfallsthor gegen Deutschland abgeben konnte, eine Besatzung, auch gehörte Luxemburg zum Zollverein.

Ohne Zweifel hatte Napoleon, als er diesen Dingen näher trat, auf die Preußenfeindlichkeit der Südstaaten und Oestreichs gerechnet. In Bezug auf Baiern, wo gerade jetzt (18. März) mit bewußter Absicht das Geheimniß der Augustbündnisse bekannt gegeben wurde, hatte er sich aber entschieden verrechnet: es erklärte, treu zu Deutschland stehen zu wollen; Oestreich war jedenfalls noch nicht wieder in der Lage, einen größeren Krieg zu wagen. Im norddeutschen Reichstage aber, wo am Geburtstage Bismarcks (1. April) eine Interpellation über die Luxemburger Frage gestellt wurde, zeigte sich der lebhafteste Widerstand gegen die französischen Vergrößerungsgelüste.

Dennoch glaubte Graf Bismarck nicht, um Luxemburgs willen alles eben Errungene auf das Spiel setzen zu sollen. Er nahm den östreichischen Vermittelungsvorschlag an, daß Frankreich auf den Ankauf, Preußen auf das Besatzungsrecht in Luxemburg verzichten solle. Auf einer Londoner Konferenz (11. Mai 1867) wurde der Streit in diesem Sinne beigelegt. Wurden auch die Festungswerke in Luxemburg geschleift, übernahmen auch die europäischen Großmächte die Gesammtbürgschaft für die Neutralität des Ländchens, so blieb doch im deutschen Nationalgefühl eine unbehagliche Empfindung zurück. Das hochmüthige Franzosenvolk war aber von neuem mit dem Bewußtsein seiner politischen Ueberlegenheit erfüllt worden.

Die Gesammtgarantie war wenig werth, da England sehr bald erklärte, es betrachte sich nicht gebunden, so wie einer der Unterzeichner von dem Londoner Vertrage zurücktreten würde. Das konnte von Seiten Frankreichs jeden Tag geschehen.

7. Deutschland, Preußen und Oestreich von 1867—1870.

Die nächsten Jahre vergingen unter mannigfachen Bestrebungen und Gegenbestrebungen, welche die Beförderung oder Beeinträchtigung der deutschen Einheit zum Ziele hatten, zum Theil auch das Verhältniß zu Oestreich betrafen. Besonders suchte der bairische Minister Fürst Hohenlohe für Verständigung zwischen Oestreich einerseits, den einzelnen Südstaaten und dem Nordbunde andrerseits eine passende Form zu finden. Aber diese Versuche, welche Graf Bismarcks staatsmännischer Blick von vornherein für fruchtlos hielt, scheiterten an der Abneigung Oestreichs, das über den Prager Frieden nicht hinausgehen wollte. Auch war Fürst Hohenlohe gleich seinem würtembergischen Kollegen, dem Freiherrn von Varnbüler eifrigst bemüht, den Anschluß des Südens an den Nordbund derartig zu gestalten, daß die Selbständigkeit der süddeutschen Mittelstaaten im weitesten Umfange gewahrt werde, ein Bestreben, in dem er besonders auf den Widerstand der opferwilliger gesinnten badischen Regierung stieß.

Unter diesen Umständen war es von höchster Bedeutung, daß Graf Bismarck auf einem anderen Gebiete, auf dem Preußen nur Siege aufzuweisen hatte, einen neuen Erfolg errang, der sich für die Einigung von Nord und Süd höchst förderlich erweisen konnte. Es galt den Zollverein, der nach dem Kriege wieder in Kraft getreten war, aber zum 1. Januar 1868 ablief, zu erneuern. Graf Bismarck legte nun den Plan eines Zollbundesrathes und Zollparlamentes vor, welchen beiden die gesammte Zollgesetzgebung in Deutschland zu übertragen sein würde. Süddeutsche Mitglieder sollten zu dem Zwecke zu dem Bundesrathe und dem Reichstage des Nordbundes treten. Nicht ohne Bedenken wurden diese Vorschläge nach kurzen Berathungen von Seiten der Regierungen genehmigt (8. Juli 1867). Auch die Volksvertretungen verhielten sich zustimmend, wenngleich alle Feinde Preußens sich zu gemeinsamem Widerstande gegen diese wirthschaftliche Einigung zusammenthaten, welche doch offenbar die Vorboten der politischen Einheit war. Daß diese Bestrebungen nicht erfolglos waren, sollte nachmals der Ausfall der Wahlen zum Zollparlament nur zu deutlich beweisen.

1867

Der Austausch der Ratifikationen in Sachen des Zollparlamentes erfolgte am 6. November 1867; die Augustbündnisse von 1866 wurden gleichzeitig von neuem bekräftigt.

Eine Bedrohung der Neugestaltung Deutschlands lag auch in der innigen Freundschaft zwischen Oestreich und Frankreich. Zwar hatte König Wilhelm bei Gelegenheit der französischen Weltausstellung in Paris Napoleons Gastfreundschaft genossen, allein sein Besuch war ein Akt politischer Courtoisie, der nichts Ernstliches auf sich hatte. Anders verhielt es sich mit dem Besuch, den Napoleon nebst seiner Gemahlin am 18. August dem östreichischen Kaiserpaar in Salzburg abstattete, um ihm sein Beileid über das traurige Ende des Erzherzogs Maximilian (erschossen zu Queretaro als Kaiser von Mexiko) zu bezeugen. Man vereinigte sich über alle Hauptpunkte der Politik, natürlich auch über das Verhalten, das Preußen gegenüber zu beobachten sei. Freilich hatte auch König Wilhelm mit Kaiser Franz Joseph im Herbste d. J. 1867 zu Oos eine Zusammenkunft, aber innigere Beziehungen wurden

durch dieselbe nicht geknüpft: Preußen mochte vor Oestreich auf der Hut sein, zumal auch Napoleon schon wieder von „dunkeln Punkten am politischen Horizont“ fabelte.

Wenig erfreulich war nun die Zusammensetzung des ersten Zollparlamentes, welches alle süddeutschen Gegner Preußens nach Berlin führte: „lieber französisch, als preußisch“ war in Würtemberg die Parole gewesen, und ein Würtemberger (Probst) schämte sich nicht, im



Graf Eulenburg, Minister des Innern.

Graf Bismarck am Ministertisch im Norddeutschen Reichstage 1868.

Nach dem Leben gezeichnet von L. Pietsch.

Zollparlament vor einer Erweiterung der Kompetenzen zu warnen, weil sich dann das Ausland einmischen könne. Graf Bismarck fertigte diesen Patrioten unter dem Beifall der Versammlung mit den Worten ab, der Appell an die Furcht finde keinen Widerhall in deutschen Herzen. Aber gleichwol schien es nicht so, als werde aus diesen Berathungen und den nüchternen, geschäftsmäßigen Verhandlungen der beiden nächsten Sessionen (1869 und 1870) ein nennenswerther politischer Erfolg im Sinne der Nationaleinheit hervorgehen. Zudem feierte in Würtemberg der Kampf gegen die „Verpreußung“ weitere Triumphe, und am 25. Februar 1870 mußte in Baiern der immerhin noch leidlich nationalgesinnte Minister Hohenlohe dem

Grafen Bray-Steinburg weichen, welcher dem Anschluß an den Nordbund entschieden widerstrebte.

Auf dem Gebiete des Militärwesens erfolgte freilich um dieselbe Zeit in Würtemberg ein Umschlag, indem der nationalgesinnte Oberst von Suckow das Kriegsministerium erhielt und die Entfernung des Ministers v. Golther durchsetzte, welcher der eigentliche Günstling der preußenfeindlichen „Volkspartei" war.

So war denn abzuwarten, ob der Norddeutsche Bund in sich erstarken und im Falle einer Bedrohung des Gesammtvaterlandes den Süden nach sich ziehen könne, oder ob die Machinationen des Grafen Beust der gedeihlichen Entwicklung der Einheit einen Riegel vorschieben und Oestreich zur Wiedergewinnung seines früheren Einflusses in Deutschland befähigen würden.

In Oestreich selbst vollzog sich zunächst der Ausgleich mit Ungarn, dessen Forderungen fast ausnahmslos bewilligt wurden (Anfang 1867). Der Kaiser ließ sich am 8. Juni feierlich in Ofen krönen, zahlreiche Gnadenerweise gewannen Franz Joseph die Sympathie der Bevölkerung. Noch vor Ablauf des Jahres wurde die Verwaltung des „cisleithanischen" Reiches von der des „transleithanischen" (Ungarns) geschieden. Die Ungarn incorporirten ohne Rücksicht auf historisches Recht das siebenbürger Sachsenland in das Magyarenreich und mußten auch den Widerstand der Kroaten zu besiegen. Im cisleithanischen Reiche dagegen herrschte noch eine mannigfaltige Gährung, die theils durch die katholische Geistlichkeit, theils durch die nationalen Parteien in den Einzellandtagen, besonders im böhmischen, hervorgerufen wurden. Finanzielle Verlegenheiten vermehrten den Wirrwarr. Bis zum Anfang des Jahres 1871 schwebte die Entscheidung, ob der Dualismus mit Hilfe der verfassungstreuen deutschen Reichstagsmehrheit erhalten bleiben oder Oestreich mit Hilfe der Polen und Tschechen in einen lockeren Bundesstaat umgestaltet werden solle.

8. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71.

Seit dem Prager Frieden lag der Krieg zwischen Frankreich und Preußen, so zu sagen, in der Luft: die Franzosen mußten sich gestehen, daß der Einfluß ihres Kaisers auf die Neuordnung Deutschlands ein sehr unbedeutender gewesen sei, das „Prestige" der „Großen Nation" eine erhebliche Einbuße erlitten habe. Gleichwohl konnte sich Napoleon in den nächsten Jahren noch nicht dazu entschließen, die Feindseligkeiten, die er für unausbleiblich hielt, zu beginnen: nahm er zuweilen wie in der Luxemburger Frage eine provocirende Haltung ein, so vermied er doch nicht minder wie die preußische Regierung das Aeußerste. Er mußte eben abwarten, bis die im Jahre 1866 begonnene Reorganisation seiner Armee vollendet sei und eine möglichst sichere Gewähr für das Gelingen eines Krieges mit dem waffentüchtigen Norddeutschen Bund geben könne. Auch ließ sich im Laufe der Zeit vielleicht ein völliges Einverständniß mit Oestreich erzielen; am guten Willen dazu fehlte es den preußenfeindlichen Grafen Beust gewiß nicht; nur daß auch er zu entschiedenen Schritten sich nicht entschließen durfte, bevor nicht im Kaiserstaat selbst alle Schwierigkeiten gehoben waren.

So erwünscht nun auch dem Kaiser Napoleon das östreichische Bündniß sein mochte, maßgebend für seine letzten Entschließungen war es nicht: es konnte eine Situation eintreten, welche ihm keine Wahl ließ, sondern ihm den Krieg aufnöthigte. Wenn die Opposition in Frankreich, die bisher nur wenige, aber bedeutende Männer umfaßte, an Ausdehnung oder Intensität zunahm, wenn die Unzufriedenheit mit dem Cäsarenthum im Volke sich steigerte, wie anders, als durch einen populären Krieg konnte er den wankenden Thron stützen? Um einen äußeren Anlaß zum Kriege brauchte man nicht verlegen zu sein: empfand die französische Eitelkeit schon die preußischen Siege auf den böhmischen Schlachtfeldern als Beleidigungen, so ließ sich der geringfügigste Vorgang, wenn er nur eine Art von Handhabe bot, zu einem casus belli aufbauschen. So diente denn im Jahre 1870 der Versuch, den spanischen Thron durch einen Prinzen aus dem fürstlichen Hause Hohenzollern zu besetzen, zum Vorwande, um dem langgehegten Rachegefühl des französischen Volkes Befriedigung zu gewähren. 1870

Nach der Vertreibung der Königin Isabella (1868) hatten die Spanier vergebliche Versuche gemacht, eine neue Staatsordnung zu begründen; als sie sich zur Wiederherstellung des Königthums entschlossen, fanden sie niemand geneigt, den spanischen Thron einzunehmen. Auch der Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, Sohn des Fürsten Anton, erklärte sich erst auf wiederholtes Drängen der spanischen Diplomatie (Ende Juni 1870) zur Annahme der Krone bereit. König Wilhelm, privatim um seinen Rath befragt, hatte die Ablehnung empfohlen.

Obwol die Verwandtschaft des fürstlichen und des nunmehr königlichen Zweiges der Hohenzollern dem grauen Mittelalter entstammte, während Prinz Leopold von väterlicher und mütterlicher Seite her mit der Familie des ersten Napoleon verwandt war, obwol die französische Regierung von der Kandidatur des Prinzen Kenntniß gehabt und durch Einspruch in Madrid das Projekt hätte im Keime ersticken können, erregte die Nachricht, daß Prinz Leopold die Krone Spaniens angenommen habe, in Frankreich ungemeine Eifersucht und Entrüstung. Also auch Spanien sollte zu einer Provinz des unersättlichen Preußen, der Thron Karls V. der Dynastie Hohenzollern zu Theil werden! Solch ein Hohn forderte Rache, Rache für Sadowa obendrein, den Krieg um jeden Preis! Dies war die Stimmung der Mehrheit des französischen Volkes, es war die Ansicht eines Theiles der Minister (Gramont und Leboeuf), vor allem der Wille der Kaiserin Eugenie und ihres Anhanges. Der Kaiser selbst war anders gesinnt: er würde sich mit dem Rücktritt des Prinzen Leopold begnügt haben, er hätte aber lieber gesehen, wenn sich die Sache so drehen und wenden ließ, daß sich für Frankreich ein handgreiflicher Vortheil ergab, etwa die Annexion Belgiens endlich verwirklicht werden konnte. Aber Napoleon war der Volksmeinung und dem Willen der Kaiserin gegenüber machtlos: schon am 6. Juli gab in seinem Auftrage der Minister Herzog von Gramont im gesetzgebenden Körper drohende Erklärungen ab, die mit frenetischem Jubel begrüßt wurden.

Obwol diese Erklärungen der Regierung und die Sprache der pariser Zeitungen über die Stimmung und die Absichten Frankreichs kaum noch einen Zweifel ließen,

faßte man in Deutschland, selbst in leitenden Kreisen, den Zwischenfall noch nicht so ernst auf und beschränkte sich darauf, die französischen Zumuthungen in würdiger Form zurückzuweisen. Als der französische Gesandte am preußischen Hofe, Benedetti, an den zum Kurgebrauch in Ems befindlichen König Wilhelm die Forderung stellte, er solle dem Prinzen die nachträgliche Zurücknahme seiner Zusage anbefehlen, erhielt er zur Antwort: der König könne der freien Entschließung des Erbprinzen keinen Zwang anthun. Der Streit schien vollends gegenstandslos zu werden, als der Vater des Erbprinzen, Fürst Anton, am 12. Juli dem spanischen Gesandten in Paris anzeigte, daß sein Sohn freiwillig zurücktrete.

Die Mäßigung, welche die preußische Regierung den französischen Dreistigkeiten gegenüber bewies, verfehlte ihre Wirkung in Frankreich, wo man sich zu weiteren Unverschämtheiten erst recht ermuthigt fühlte. Die französischen Minister kamen überein, der König von Preußen müsse an den Kaiser einen Brief des Inhaltes richten, er habe der Würde der französischen Nation nicht zu nahe treten wollen, schließe sich auch dem Verzichte des Erbprinzen an. Der preußische Gesandte in Paris, Herr von Werther hörte in unbegreiflicher Schlaffheit diese beleidigenden Vorschläge nicht nur ruhig an, sondern versprach sogar sie seinem Könige zu übermitteln. Auch der englische Gesandte sollte die Abgabe der demüthigenden Erklärung unterstützen, aber der preußische Gesandte in London, Graf Bernstorff, weigerte sich, der preußischen Regierung den Vorschlag zu unterbreiten; ebenso wahrte Graf Bismarck die Würde seines Monarchen, befahl auch in nicht mißzuverstehender Weise dem blöden Werther sofort seinen Urlaub anzutreten.

Gleichzeitig aber hatte König Wilhelm selbst zu Ems den zudringlichen Benedetti zurückweisen müssen (13. Juli), der ihm, wenn auch nicht jenen Entschuldigungsbrief, doch die Versicherung abnöthigen sollte, daß er eine Erneuerung der Hohenzollernschen Kandidatur für immer verhüten werde. Mit allgemeinem Jubel ward in Deutschland die Nachricht aufgenommen, König Wilhelm habe dem Botschafter auf sein erneutes Drängen durch den Adjutanten im Dienst sagen lassen, er habe ihm über die beregte Angelegenheit nichts mehr mitzutheilen. Die Nation durchzuckte das stolze Gefühl, daß der befreiende Krieg unvermeidlich geworden sei: die „Wacht am Rhein“, ein bis dahin wenig bekanntes Lied, ertönte plötzlich in allen deutschen Gauen, der Main, welcher Nord und Süden bisher schied, schien überbrückt. Des Königs Reise von Ems nach Berlin glich einem Triumphzuge. (15. Juli.) Hier ward gleich nach der Rückkehr des Königs Kriegsrath gehalten und die schleunige Einberufung des Norddeutschen Reichstages (zum 19. Juli) beschlossen.

In Paris fiel die Entscheidung am 14. Juli. Auf die ersten Nachrichten hin, die Benedetti selbst aus Ems einsandte, war Napoleon noch zu keinem Entschlusse gekommen; die Verweisung weiterer Verhandlungen an das preußische Ministerium gab keinen hinreichenden Vorwand zum Kriege. Erst das Bekanntwerden des schneidigen Telegramms, in welchem Bismarck den deutschen Kabinetten die Abweisung Benedettis mittheilte, gab den Ausschlag: es wurde zu einer Beleidigung der französischen Nation gestempelt, die Mobilmachung beschlossen. Am folgenden Tage bewilligte der gesetzgebende Körper trotz der Einwürfe und Warnungen der geringfügigen Opposition den erforderlichen Kredit: der Senat beeilte sich noch mehr, die Regierungsvorlage anzunehmen und Rouher, der Präsident desselben, sprach

am 16. Juli dem Kaiser im Namen des „vor Unwillen und Stolz bebenden Vaterlandes“ den Dank für die bisherigen Segnungen des Cäsarenthums, die Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft aus. In Paris herrschte allgemeiner Kriegstaumel; man bereitete sich für den Spaziergang nach Berlin vor. Denn daß man das vermessene Preußen besiegen werde, sah jedermann für gewiß an: wurde irgendwo eine Bedenklichkeit geäußert, so ließ sie sich leicht durch die Lügenbotschaft beschwichtigen, Würtemberg und Baiern hätten sich bereits auf die Seite Frankreichs gestellt.

Aber man hatte sich in Bezug auf die Stimmung Süddeutschlands doch etwas verrechnet. Allerdings gab es hier und da undeutschgesinnte Minister wie Herrn von Dalwigk in Darmstadt, auch besaß im bairischen Abgeordnetenhause die preußenfeindliche Partei der „Patrioten“ (großentheils Ultramontane) die Majorität, aber die Bevölkerung im großen und ganzen war anders gestimmt und nicht gewillt, blindlings diesen Führern zu folgen. Dazu kam vor allem die patriotische Haltung des idealgesinnten jungen Königs Ludwig von Baiern, der schon am 16. Juli die Mobilmachung der Armee anbefahl.

Der König von Baiern erwiderte den Dank des Königs Wilhelm mit den Worten: „Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen.“

Die ultramontanen Führer wollten zwar nicht gestehen, daß die Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen im vorliegenden Falle Giltigkeit besäßen, entblödeten sich nicht, die Neutralität Baierns zu fordern und bewilligten statt des geforderten Kriegskredites von 27 Millionen anfänglich nur 6 Millionen zur Wahrung der bewaffneten Neutralität. Aber zuletzt ließ sich ein Theil der Majorität umstimmen und gewährte Mittel zu den eventuellen Kriegsvorbereitungen. Da mußte denn auch die würtembergische „Volkspartei“ diesem Beispiele folgen: in Stuttgart nicht minder als in Karlsruhe und Darmstadt wurden die erforderlichen Kredite bewilligt.

An demselben Tage (19. Juli) trat in Berlin der Norddeutsche Reichstag zusammen. Der König verlas selbst die begeisternde Thronrede, dann begab er sich nach Charlottenburg an die Grabstätte seiner unvergeßlichen Mutter, der Königin Luise, um sich für den Ernst des Augenblicks durch die Erinnerung an eine große Zeit zu stärken. Unter dem Eindruck der französischen Kriegserklärung, welche der französische Geschäftsträger Le Sourd gegen 1 Uhr übergab, tagte die Versammlung und ertheilte am folgenden Tage eine einmüthige Antwort auf die erhebenden Worte des Königs: sie bezeugte die Opferwilligkeit des deutschen Volkes und sprach die Hoffnung aus, daß die Einigung aller Stämme den endlichen Sieg der Nation krönen werde. Nachdem der Reichstag in den nächsten Sitzungen die Bundesanleihe von 120 Millionen bewilligt, auch einige andere, durch die gegenwärtige Situation nothwendig gemachten Gesetze genehmigt hatte, trennte er sich am 21. Juli mit einem Hoch auf den greisen Bundesfeldherrn.

Die öffentliche Meinung in Europa war im ganzen Deutschland günstig, denn es war zu einleuchtend, daß Frankreich geflissentlich den europäischen Frieden störe. Auch verstand es Bismarck sehr geschickt, über Frankreichs eigennützige und ländersüchtige Politik Klarheit zu verbreiten, wo diese Erkenntniß noch fehlte. Indem er den auf die Eroberung Belgiens

zielenden Vertragsentwurf, welchen Graf Benedetti unkluger Weise in seinen Händen gelassen, veröffentlichen ließ, stellte er Frankreich aufs äußerste bloß und erregte in England gehörige Erbitterung gegen die französische Perfidie. England beeilte sich, der Ausführung dieses Planes sofort vorzubeugen, leistete auch der deutschen Sache dadurch Vorschub, daß es die kriegslustigen Dänen vor folgenschweren Uebereilungen warnte. Im weiteren Verlaufe aber vermochte es dies Krämervolk nicht, die Grundsätze einer ehrlichen und anständigen Politik zu befolgen und leistete der französischen Kriegführung mittelbar alle mögliche Unterstützung. Das Wiener Kabinet getraute sich nur mit Rücksicht auf die Stimmung in Deutsch-Oestreich nicht, seine lebhaften Sympathien mit Frankreichs Sache offen zu bekunden; Graf Beust verhieß strengste Neutralität, sagte aber unter der Hand dem Kaiser Napoleon seine Hilfe zu, sobald er seine Rüstungen beendigt habe und vor Rußland sicher sei. Auch die italienische Regierung verhielt sich nicht so, wie man von einer Macht erwarten durfte, welche Preußen wegen der mühelosen Erwerbung Venetiens zum größten Dank verpflichtet war. Viktor Emanuel scheute sich nicht auf Verhandlungen einzugehen, und sehr leicht hätte ein öſtreichisch-italienisch-französisches Bündniß gegen Preußen gebildet werden können, wenn nicht die Schnelligkeit der preußischen Kriegsleitung und die unerwartet glänzenden deutschen Siege eine heilsame Ernüchterung bewirkt hätten.

Und nun erlebte die Welt das großartige Schauspiel einer allgemeinen deutschen Mobilmachung. In majestätischer Ruhe setzte sich das mächtige Räderwerk in Bewegung; ein Befehl genügte, um sofort den ganzen Heeresmechanismus funktioniren zu lassen, und wie es im allezeit fertigen Mobilmachungsplane vorgeschrieben ist, standen am achten Mobilmachungstage die Armeekorps marschfertig da. Dem Plane der obersten Heeresleitung gemäß wurde die gesammte Streitmacht in drei Armeen getheilt.

Die Armeekorps, welche naturgemäß zuerst an der Grenze sein mußten, das rheinische und das westfälische, bildeten die Erste Armee (unter Steinmetz) und (längs der Saar) den rechten Flügel der gesammten Aufstellung. Zu ihnen kam demnächst noch das I. Armeekorps unter Manteuffel. Oestlich reihte sich daran (an der oberen Saar) die Zweite Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, sieben Armeekorps, darunter die preußische Garde, die Sachsen und die Hessen. Den linken Flügel hatte der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit der dritten Armee, welche gleichzeitig Süddeutschland zu decken hatte; dem preußischen Thronfolger waren zu diesem Zwecke vor allem die süddeutschen Kontingente, insbesondere die bairische Streitmacht beigetreten (v. d. Tann); von preußischen Truppen hatte er nur Schlesier und Posener (VI. und V. Korps), sowie die Hessen-Nassauer (XI. Korps unter v. Bose). Für die Vertheidigung der Küsten hatte Vogel v. Falckenstein in Hannover zu sorgen: 90000 Mann Reserve-Landwehr- und Ersatztruppen befehligte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin; die Flotte zerfiel in ein größeres Nordseegeschwader (unter Jachmann) und ein kleineres Ostseegeschwader (unter Heldt).

Am 2. August stand die deutsche Armee schlagfertig in der Nähe der französischen Grenze, der König war mit seinem Stabe in Mainz eingetroffen, der Einmarsch konnte in jedem Augenblick beginnen. Die deutschen Krieger brannten vor Begier, sich ihrer Väter und Großväter werth zu zeigen: zur Erinnerung an jene große Zeit war der Orden des Eisernen Kreuzes erneuert worden. Auf französischer Seite, wo trotz der beruhigenden Versicherungen des Kriegsministers der größte Wirrwarr herrschte, hatte man indessen die erforderlichen Gegenanstalten nicht vollenden können. Wäre es möglich gewesen, vor der Zusammenziehung der deutschen Armee auch nur ein paar schlagfertige Korps nach dem Rheinlande und nach

Süddeutschland zu werfen, so hätten diese wenigstens Augenblickserfolge erringen können, indem sie den ruhigen Gang der deutschen Mobilmachung gestört haben würden. Daran war aber bei der mangelhaften Beschaffenheit des Train nicht zu denken gewesen; noch in den letzten Tagen des Juli waren die vier Korps, die Napoleon an der Grenze bei einander hatte, in so mangelhaftem Zustande, daß der Marschall Bazaine mit ihnen zum Angriff vorzugehen für unmöglich erklärte. Auch war das Kundschafterwesen bei den Franzosen so vernachlässigt, daß sie von der Geringfügigkeit der ihnen gegenüberstehenden Preußen anfänglich keine Ahnung hatten. Um die Pariser zu beschwichtigen, welche schon ungeduldig nach Siegesnachrichten ausschauten, befahl Napoleon am 2. August dem General Frossard eine gewaltsame Rekognoszirung gegen die offene Stadt Saarbrücken. So bedeutungslos dieses Unternehmen war, zu dem Napoleon persönlich erschien und den kaiserlichen Prinzen mitbrachte, — er soll die erste „Mitrailleuse“ auf die Feinde abgeschossen haben, — wurde das endliche Zurückweichen des Obersten Pestel nach tapferer Gegenwehr als eine ungeheure Niederlage der Preußen ausposaunt, prahlerische Nachrichten der Pariser Blätter fabelten von den Wundern, welche Chassepotgewehr und Kugelspritzen gewirkt haben sollten und prophezeiten eine neue Aera. Dieselbe sollte auch in Wirklichkeit beginnen, aber in anderer Weise als die französischen Prahler dachten, es begann die Aera der Rückzüge und Niederlagen der „großen“ Nation; eine Reihe von Triumphen sollte die Deutschen an den Hauptfestungen des Landes vorbei über blutgetränkte Schlachtfelder nach Paris führen, bis auch die Hauptstadt selbst den Umklammerungen des starken germanischen Armes erlag.

Dem preußischen Kronprinzen ward es vergönnt, die erste Waffenthat zu vollbringen. Am 4. August überschritt er in der südlichen Pfalz die bairische Grenze und wandte sich gegen Weißenburg, das nur durch eine Division des Korps Mac Mahon, unter General Abel Douay besetzt war. Besonders die Erstürmung des Gaisberges erforderte schwere Opfer, aber Baiern wie Preußen (namentlich die Königsgrenadiere) bewiesen den herrlichsten Muth und der erste gemeinsame Kampf und Sieg festigte die junge Waffenbrüderschaft. Bereits zwei Tage später sollte sie von neuem auf die Probe gestellt werden. Die geschlagene französische Division hatte sich auf das Korps Mac Mahons zurückgezogen, der rasch alle verfügbaren Truppen an sich zog und am 5. August mit 45000 Mann eine feste Vertheidigungsstellung bei Wörth, südwestlich von Weißenburg einnahm. Sie war in der Front durch das Flüßchen Sauer gedeckt: der französische General hoffte, den deutschen Truppen den Weg durch den Wasgenwald zu verlegen. Der Kronprinz beabsichtigte erst am 7. August den Angriff zu unternehmen, aber aus Rekognoszirungsscharmützeln entwickelte sich ein ernstlicher Kampf, der ohne Nachtheil nicht abgebrochen werden durfte, sondern durchgefochten werden mußte. General von Kirchbach (V. Korps) übernahm damit eine schwere Verantwortung. Wörth wurde vom V. Korps genommen, dann drehte sich die Entscheidung um den Besitz von Elsaßhausen und Fröschweiler, von denen der erstere Ort den rechten Flügel der Franzosen bildete, der zweite aber den Schlüsselpunkt im Centrum. Als diese Punkte genommen waren, war auch der Sieg entschieden, aber mit schweren Verlusten er-

kauft: er kostete den Deutschen über 10000 Mann, mehr als der Tag von Königgrätz. Die Franzosen flüchteten westlich nach Reichshofen, besonders von würtembergischer Reiterei verfolgt; sie befanden sich in völliger Auflösung und verbreiteten Schrecken und Unordnung an allen Orten, wo sie erschienen.

An demselben Tage, wo die kronprinzliche Armee bei Wörth den Sieg errang, wurde auch bei Saarbrücken von Truppentheilen der Ersten und der Zweiten Armee ruhmvoll gestritten. Auch hier entwickelte sich, wie bei Wörth, aus einer Rekognoszirung eine mörderische Schlacht, indem der General von Kamecke mit der Vorhut der Steinmetzschen Armee die anscheinend nur schwach besetzten Höhen von Spicheren angriff. Diese Höhen, insbesondere der Gifertswald und der Rothe Berg, boten Terrainschwierigkeiten, denen gegenüber anfänglich aller Heldenmuth vergeblich war. Lange schwankte der Erfolg, langsam gewannen die Braven Terrain. Als endlich die Franzosen die Höhen räumten, waren auch die deutschen Truppen zu erschöpft, um den blutigen Sieg vollkommen auszunutzen zu können. Allerdings artete der Rückzug der Franzosen auch hier in wilde Flucht aus, und die Eroberung der für uneinnehmbar gehaltenen Stellung war ein Bravourstück, auf welches die preußische Armee in Ewigkeit stolz sein darf; allein es war geeignet, die Siegesfreude zu trüben, als sich herausstellte, daß Frossard infolge der Schlacht von Wörth seine Stellung einen Tag später auch ohne Kampf hätte räumen müssen.

Jedenfalls war der moralische Eindruck des Doppelsieges in Frankreich wie in Deutschland von unendlicher Bedeutung. Fast staunend stand der bescheidene Deutsche vor den ungeahnten Erfolgen; nach solchem Anfange ließ sich ja wirklich ein gutes, vielleicht ein baldiges Ende erhoffen. Wie anders in Paris! Zuerst hatte man die Bevölkerung durch erlogene Siegesbotschaften bezaubert, aber bald gelangte diese hinter den Schwindel und verlangte Wahrheit. Und da kam (7. August) das erste denkwürdige Telegramm Napoleons: es erzählte statt von Siegen von Rückzügen, die sich in guter Ordnung vollzögen, es gab den leidigen Trost, „es könne noch alles gut werden.“

Die nächste Folge war der Sturz des Ministers Olivier und seine Ersetzung durch den Grafen von Palikao, einen durch rücksichtslose Energie bekannten General. Eine seiner ersten Gewaltmaßregeln war die Vertreibung aller in Frankreich angesessenen Deutschen. Abgesehen von dieser überflüssigen Grausamkeit traf aber das Ministerium „der letzten Stunde“, wie man es höhnte, ganz zweckmäßige Anordnungen. Es suchte die Mobilgarde für Kriegszwecke brauchbar zu machen und sorgte für die Vertheidigung und Verproviantirung von Paris; aber allerdings zwang es auch den Kaiser, den unfähigen Leboeuf zu entlassen und das Kommando in Bazaines Hände zu legen. Doch auch nach Paris durfte der Kaiser nicht zurückkehren: die Kaiserin blieb einstweilen Regentin; aber wenn keine Siegesnachrichten einliefen, war das Kaiserthum, das schon jetzt lebhaft angefeindet wurde, zum Sturze reif. Solche Siegesnachrichten waren kaum zu erwarten: hatte sich doch nach den Unfällen der Rheinarmee ein neuer Kriegsplan noch gar nicht feststellen lassen. Bis wie weit sollte man sich zurückziehen, wo die Entscheidungsschlacht liefern? Vier Korps befanden sich im Lager von Chalons unter Mac Mahons Oberbefehl, über ebenso viele verfügte der Generalissimus Bazaine.

In der Zwischenzeit hatte die deutsche Armee, nachdem sie ein besonderes Korps unter dem General von Werder zur Belagerung Straßburgs detachirt hatte,



Friedrich Wilhelm,
Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen.
Nach einer Photographie vom Ende der siebziger Jahre.

ihren Vormarsch nach der Mosellinie angetreten und am 12. August zum größten Theil die Pässe des Wasgenwaldes hinter sich. Auf eigentlichen Widerstand war sie fast nirgends gestoßen, die kleinen Festungen, mit deren Belagerung man sich nicht aufhalten mochte, wurden, wie Pfalzburg, eingeschlossen. Die gefürchteten preußischen Ulanen, dem Heere vorauseilend, säuberten das Vorterrain und hielten die Bevölkerung im Zaume. Man hatte nun auf deutscher Seite eigentlich erwartet, daß die Franzosen noch östlich der Mosel, hinter der französischen Nied, eine Schlacht annehmen würden, aber diese Stellung gab Napoleon auf und es fragte sich, ob Bazaine nicht auch die Mosel- und Maaslinie (d. h. Metz und Verdun) aufgeben werde, um erst bei Chalons, vereinigt mit Mac Mahon die Entscheidungsschlacht zu liefern. Es lag im deutschen Interesse, diesem Fall vorzubeugen, d. h. es galt, die Armee Bazaines an der Mosel festzuhalten und hier zum Schlagen zu zwingen.

Diesem Zwecke dienten zunächst die Unternehmungen vom 14. und 16. August, das Gefecht von Colombey-Nouilly auf dem rechten Moselufer und die blutige Schlacht von Vionville oder Mars-la-Tour auf dem linken Ufer des Flusses.

Die drei Armeen hatten ihren Marsch in der Weise nach der Mosel dirigirt, daß Steinmetz (I. Armee) nördlich gerade auf Metz losrückte, Friedrich Karl (II. Armee) etwas südlicher auf Pont-à-Mousson, der Kronprinz noch weiter südlich über Nancy marschirte.

Die Armee des Prinzen Friedrich Karl nämlich schickte sich an, die Mosel drei Meilen südlich von Metz, bei Pont-à-Mousson zu überschreiten, um Bazaine in den Rücken zu gelangen und ihm die Straße auf Verdun zu versperren. Da diese Umgehung aber geraume Zeit in Anspruch nahm, suchte man Bazaine noch, so lange es ging, auf dem rechten Ufer festzuhalten. Das blutige Gefecht von Colombey-Nouilly, welches Steinmetz lieferte, erreichte diesen Zweck vollständig: die Franzosen freilich, welche die Absicht der deutschen Heeresleitung nicht erkannten, schrieben sich den Sieg zu, weil die Preußen einen größeren Verlust an Todten und Verwundeten erlitten, als sie selbst und auch an Terrain nicht gewonnen hatten.

So war der eine Theil des Werkes gelungen: daß die zweite Aufgabe nicht ganz in der gleichen Weise gelöst wurde, lag an dem Zusammenwirken mehrerer Umstände.

Man hatte den Franzosen zu große Schnelligkeit der Bewegung zugetraut und den größten Theil der Armee des Prinzen Friedrich Karl nach Westen dirigirt, um Bazaine noch vor dem Ueberschreiten der Maas zu ereilen. Nordwärts, nach der Straße, welche über die Dörfer Gravelotte, Rezonville, Vionville und Mars la Tour von Metz auf Verdun führt, hatte man nur die Brandenburger und Hannoveraner, sowie zwei Kavalleriedivisionen entsendet. Nun waren aber die französischen Heeressäulen kaum bis Mars la Tour gelangt. Die zuerst auf dem streitigen Terrain eintreffenden Brandenburger stießen demnach auf einen an Zahl weit überlegenen Feind und geriethen in die Gefahr, überflügelt oder durchbrochen zu werden. Auch nach der Einnahme von Vionville und Flavigny war diese Gefahr nicht beseitigt; Prinz Friedrich Karl suchte ihr durch blutige Reiterangriffe vorzubeugen, unter denen der Todesritt der halberstädter Kürassiere und der altmärkischen Ulanen unsterblichen Ruhm gewonnen hat. Zwar wurde die Lage der Brandenburger durch das Eintreffen der

Hannoveraner ein wenig gebessert, aber auch der Feind erhielt Verstärkungen. Hätte Bazaine seine Reserven nicht allzu vorsichtig geschont, so hätte dieser Tag für die Preußen leicht gefährlich werden können. So aber bewies der Prinz noch am Abend durch einen letzten Vorstoß auf Rezonville, daß man sich keineswegs für besiegt halte; dann machte die Nacht den übermenschlichen Anstrengungen ein Ende. Ueber 17000 Mann hatte das deutsche Heer (freilich auch der Gegner eben so viel) verloren: erst der weitere Verlauf konnte lehren, ob eine so schmerzliche Einbuße wenigstens einen entscheidenden militärischen Vortheil herbeigeführt hatte.

Bazaine betrachtete sich als Sieger: er gab seine Absicht, nach der Maas durchzubrechen noch nicht auf, sondern zog seine Armee nur etwas näher an Metz heran und befestigte sich am 17. August in einer ausgezeichneten Vertheidigungsstellung, welche sich auf dem Plateau nördlich von Gravelotte, Rezonville und Mars-la-Tour darbietet.

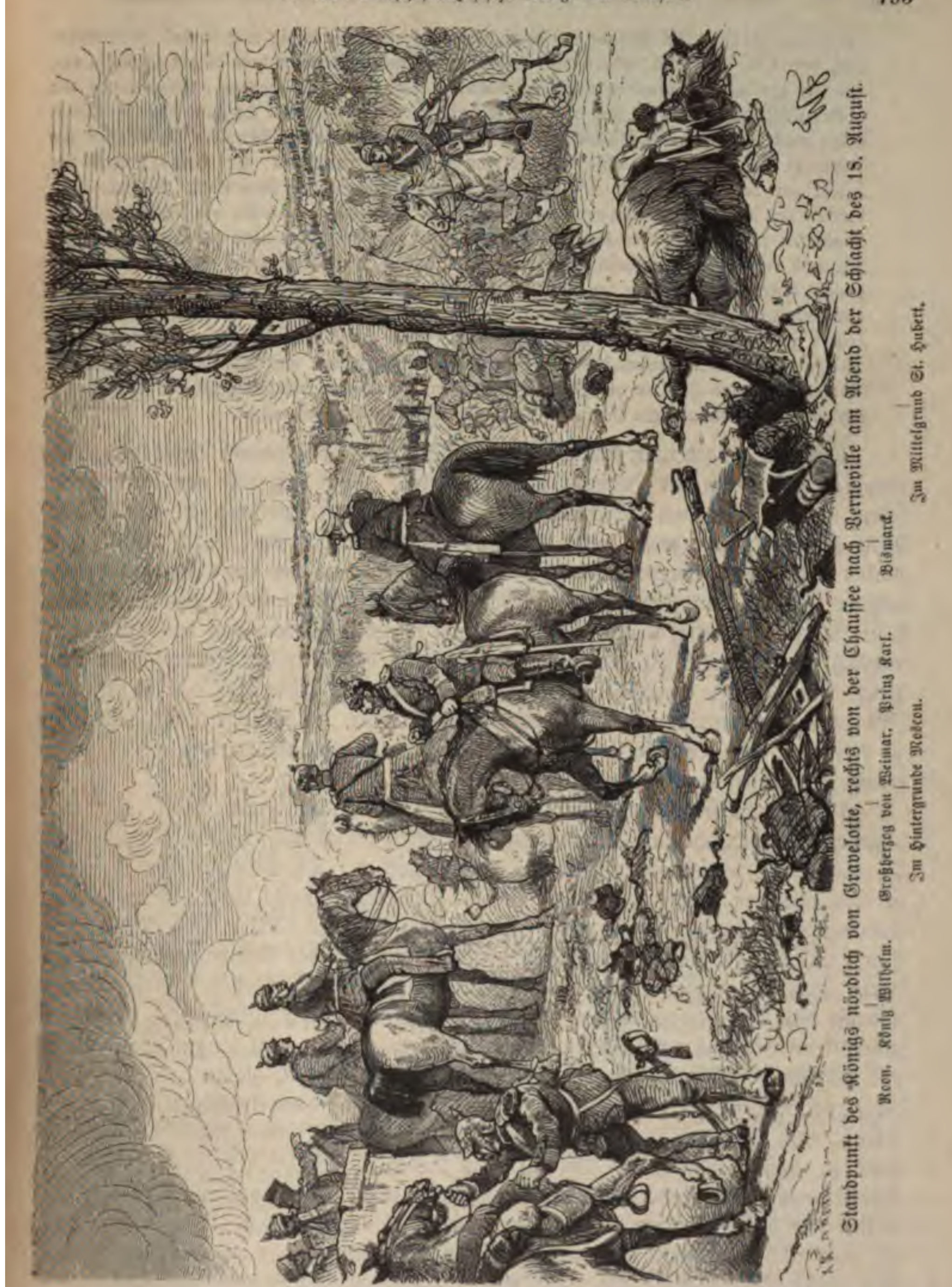
Der Höhenrücken erstreckt sich von St. Marie aux Chênes und St. Privat (dieses gerade nördlich von Gravelotte) in südöstlicher Richtung nach der Mosel zu. Auf der nördlichen Abdachung liegt gerade hinterwärts von St. Privat Roncourt, vor St. Privat dagegen Amanvillers und vor St. Marie St. Ail. Noch weiter vorwärts (südlich von St. Ail) ist Verneville zu merken, an das sich (südöstlich) die Vorwerke Point du jour und St. Hubert reihen. Ganz im Osten nahe der Mosel und durch die Schlucht des Baches von Chatel vom eigentlichen Schlachtfeld getrennt, liegt Plappeville. Südlich von dem beschriebenen Plateau führt die Hauptstraße nach Westen (nach der Maas zu) und spaltet sich bei Gravelotte in zwei Wege, einen nordwestlichen (über Doncourt und Jarny) und einen südwestlichen über die bereits genannten Orte Rezonville, Vionville und Mars la Tour.

Die französische Aufstellung bildete einen Kreisabschnitt oder, wenn man will, einen Haken, dessen Hauptfront nach Südosten gerichtet war, während die andere Seite sich nach Westen wandte. Ganz nahe der Mosel stand in Reserve die Garde bei dem Fort Plappeville, vor ihm Leboeuf, bei St. Hubert Frossard, bei Amanvillers Ladmirault, bei St. Privat bis nach Roncourt hin Canrobert.

Auf deutscher Seite erwartete man eigentlich schon für den 17. August die Erneuerung des Kampfes; als sich Bazaine gleichwohl still verhielt, blieb man bei der irrigen Voraussetzung, der Feind gedenke nach Nordwesten abzuziehen. Indes traf man auch für den entgegengesetzten Fall die nöthigen Vorkehrungen. Vor allem zog man das gesammte Heer bis auf das I. Korps auf das linke Moselufer.

Das XII. Korps (Sachsen), die Garde und das IX. Korps, welche anfangs ganz nach Westen dirigirt waren, mußten eine bedeutende Rechtsschwenkung machen, so daß die Sachsen auf St. Marie aux Chênes, die Garde auf St. Ail, das IX. Korps auf Amanvillers rückten. Hinter ihnen blieben die bei Mars la Tour so hart mitgenommenen Brandenburger und Hannoveraner in der Reserve. Den rechten Flügel bildeten das VII. und VIII. Korps (von Gravelotte bis zur Mosel), die Pommern wurden hier als Rückhalt erwartet.

Der Erfolg des Schlachttages (18. August) hing nicht von dem Angriff auf die Hauptfront ab, wo Natur und Kunst dem Vorschreiten fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. Es kam vielmehr darauf an, die Umgehung des Feindes im Westen zu bewirken, ihn in der Flanke und womöglich auch im Rücken zu fassen (von Roncourt aus), wo die Stellung nicht befestigt war. Den Moment, wo die Geschütze des XII. Armeekorps im Rücken der Feinde donnern würden, mußte man abwarten. Aber einerseits unterschätzte man die Zeit, welche die Umgehung des Feindes in Anspruch nehmen würde, ebenso auch die Furchtbarkeit der französischen Stellung; endlich führte auch der etwas voreilige Angriff Mansteins



Standpunkt des Königs nördlich von Gravelotte, rechts von der Chaussee nach Verneville am Abend der Schlacht des 18. August.

Roon. König Wilhelm. Großherzog von Weimar. Prinz Karl. Bismarck.

Im Hintergrunde Moscou. Im Mittelgrund St. Hubert.

bei Amanvillers (IX. Korps) den Kampf schneller als zweckmäßig war herbei. Nun mußte auch das VII. und VIII. Korps den Feind beschäftigen, Manstein kam in die übelste Lage, aus der ihn nur die brandenburgischen Batterien befreiten. Die Garden nahmen unter den schmerzlichsten Verlusten St. Ail und St. Marie aux Chênes, die Stellung von St Privat suchte man zunächst durch Geschützfeuer zu erschüttern; weiter links kämpften die Sachsen um Roncourt. Auch auf dem rechten Flügel war der Kampf entbrannt: St. Hubert ward um 3 Uhr von den Rheinländern erstürmt, aber weiter vorwärts kam man nicht. Bis zum Einbrechen der Dämmerung schwankte der Kampf hier hin und her, selbst ein Durchbruch der Franzosen bei Gravelotte wäre vielleicht möglich gewesen, wenn nicht zur rechten Zeit die sehnlichst erwarteten Pommern eintrafen. Hier endete der Kampf ohne eigentliche Entscheidung: diese war vielmehr auf dem linken Flügel durch das Zusammenwirken der Sachsen und der Garden herbeigeführt worden. Die letzteren unternahmen um ½6 Uhr, ehe Roncourt genommen war, einen heldenmüthigen Angriff auf St. Privat; er scheiterte zwar der Hauptsache nach, veranlaßte aber Canrobert, Verstärkungen aus Roncourt heranzuziehen. Nunmehr fiel das Dorf in die Hände der Sachsen, welche den letzten Angriff der Garde endlich erfolgreich unterstützen konnten. Auch St. Privat ward genommen.

Ueber den ungeheuren Verlusten dieses Schlachttages (20,000 Todte und Verwundete) erstarb in der Heimath fast der Jubel. Noch ließ sich gar nicht übersehen, was erreicht war. Sicherlich ward Bazaines Heer zwischen die Wälle von Metz gedrängt; aber wenn diese Festung, außerordentlich stark durch Kunst und Natur, entsprechend verproviantirt war, durfte man sie mit einer Besatzung von beinahe 200,000 Mann nicht unbehelligt im Rücken liegen lassen. Welche Heereskräfte waren nicht erforderlich, um die Festung so einzuschließen, daß kein Entrinnen möglich war! Und doch durfte die Hauptmacht des deutschen Heeres nicht vor diesen Wällen Halt machen; ein solches Stehenbleiben hätte nur den Muth der Franzosen gehoben und ihnen außerdem Zeit gewährt, die Truppen Mac Mahons zu verstärken und jene Volksheere ins Feld zu stellen, die nachmals den Deutschen genug zu schaffen machen sollten.

Glücklicherweise gestattete es die Stärke der deutschen Heeresmacht, eine genügende Truppenzahl zur Umschließung von Metz zurückzulassen und dennoch den Vormarsch mit hinreichenden Streitkräften fortzusetzen. Die Cernirung der Festung fiel dem Prinzen Friedrich Karl zu, der die Erste und Zweite Armee unter seinem Kommando vereinigte; doch waren zuvor das sächsische (XII.) Armeekorps, die Garde und das IV. Korps ausgeschieden und als Vierte- oder Maasarmee dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen unterstellt worden. Diese Armee und die des Kronprinzen hatten die Aufgabe, Mac Mahon aufzusuchen, den man zunächst bei Chalons vermuthen mußte. Dieser hatte aber nach langem Schwanken mit Bazaine vereinbart, daß er nordwärts nach Montmedy ziehen und ihm dort die Hand reichen wolle. So gab Mac Mahon (24. August) Chalons und die Straße nach Paris preis: der Kronprinz von Sachsen erreichte, ohne auf Widerstand zu stoßen, südlich von Verdun, das vergebens beschossen wurde, die Maas. Sowie man aber die veränderte Marschrichtung des Feindes ausgekundschaftet hatte, stellten die beiden deutschen Heere den Vormarsch nach Westen ein und wandten sich nun auch nordwärts, um wieder Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Denn man mußte Mac Mahon um jeden Preis verhindern, sich Bazaine zu nähern, der

Bivouac bei Rezon-
ville. 9 Uhr Ab.
die französische Ar-
mee in sehr starker
Stellung westlich von
Metz heute unter mei-
ner Führung an-
gegriffen, in neun

Die Siegesdepesche von Gravelotte an J. M. die Königin, von König Wilhelm
und vom König eigenhändig unterzeichnet im Bivouac be

(Bemerkenswerth die Sorgfalt in der Redaktion der Depesche, deren erster W

von Metz ausbrechen sollte, sowie die Möglichkeit der Vereinigung gegeben war. Da Mac Mahon am 27. August bei Busancy merkte, daß ihm die Deutschen auf den Fersen waren, wollte er den beabsichtigten Plan zur Rettung Bazaines aufgeben, aber das Ministerium in Paris bestand auf der Ausführung und so marschirte der Marschall in sein sicheres Verderben. Er versuchte südlich der Maasfestung Sedan bei Mouzon und Stenay den Uebergang über diesen Fluß zu gewinnen, aber bald sahen die Franzosen, daß der südlichste Punkt (Stenay) nicht mehr zu erreichen war: die Vortruppen der Sachsen warfen sie nordwärts auf **Beaumont**, das noch auf dem linken Maasufer liegt (etwa in der Mitte zwischen den auf dem rechten Ufer gelegenen Orten Mouzon und Stenay). Hier ließ sich ein Theil des französischen Heeres, — der andere war bei Mouzon schon glücklich über den Fluß gekommen — überfallen und ward (30. August) völlig geschlagen. Einige Truppentheile gelangten noch bei Mouzon, Bazeilles und Remilly über die Maas, andere zogen sich in der Richtung auf **Sedan** (nordwärts) zurück.

Inzwischen war auch die Armee des Kronprinzen von Süden und Südwesten herbeigeeilt, um ihrerseits den Marschall zu umfassen. Mac Mahon hatte nur die Wahl, entweder schleunigst auf belgisches Gebiet überzutreten oder, Sedan im Rücken, auf dem rechten Maasufer noch eine Entscheidungsschlacht zu wagen.

Die französische Aufstellung umzog in einem Halbkreis die Festung Sedan. Nördlich von Sedan besetzte Mac Mahon Floing (nahe der Maas) und Illy, östlich Givonne, Daigny und Moncelle, südlich Bazeilles und Balan (diese beiden Orte noch auf dem linken Ufer der Maas).

Der preußische Angriffsplan ging dahin, die Maas oberhalb und unterhalb der französischen Aufstellung zu überschreiten, sie von Norden, Osten und Süden zu umklammern und den von ihr gebildeten Halbkreis nach Sedan zu einzudrücken. Der Lauf der Maas erschwerte besonders die Umgehung im Norden, welche dem V. und XI. Korps (Posenern und Hessen) zufiel.



Standpunkt des Königs auf dem Hügel von Cheveuge, 1¼ Stunde von Sedan, in der Morgenfrühe des 1. September.

Gezeichnet von dem Augenzeugen Woldemar Friedrich.



Bismarck auf der Höhe vor Sedan, am 1. September 1870, 2 Uhr Mittags. Nach dem Leben gezeichnet vom Augenzeugen Ludwig Pietsch.

Die deutsche Schlachtlinie (auf dem linken Maasufer) war folgendermaßen gebildet. Den rechten Flügel hatte der Kronprinz von Sachsen (voran das XII. Korps, dann das IV., darauf die Garde, dahinter Kavallerie). Weiter links standen die Baiern, Bazeilles gegenüber; daran schlossen sich als linker Flügel das V. und XI. Korps bei Donchéry. Nicht weit von diesem Orte, auf dem Hügel von Cheveuge bei Frénois, nahm König Wilhelm nebst Bismarck, v. Roon und Moltke Aufstellung.

Den Kampf eröffneten in der Morgenfrühe des 1. September die Baiern mit dem Angriffe auf Bazeilles, das erst nach sechsstündigem Kampfe genommen wurde. Dann eroberten sie auch Balan und behaupteten es gegen die Ausfälle aus der Festung Sedan. Die Sachsen, nachher von der Garde unterstützt, eroberten bis Mittag Givonne, Moncelle und Daigny. Der linke Flügel konnte erst gegen 1 Uhr zum eigentlichen Angriff auf Floing schreiten: nach zwei Stunden war es genommen, und auch Illy ward nunmehr von den Franzosen geräumt. Um 3 Uhr reichten sich hier die Posener und die von Givonne nordwärts vorgedrungenen Garden die Hand; der Ring war geschlossen. Man konnte jetzt die nach Sedan zusammengedrängte französische Armee durch Geschützfeuer vernichten, zögerte aber in der Voraussetzung, daß der Feind, das Verzweifelte seiner Lage einsehend, Unterhandlungen suchen werde, mit der Anwendung jenes äußersten Mittels. Auf französischer Seite, wo nach Mac Mahons Verwundung der Oberbefehl zuerst an Ducrot, dann an General Wimpffen übergegangen war, hatte Napoleon zuerst die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstandes erkannt. Wimpffen überzeugte sich zwar bald, daß ein Durchbruch nach Westen hin (Balan) unmöglich

sei, zögerte aber immer noch mit der Einleitung der Kapitulation. Als nun die Baiern die Stadt mit Granaten bewarfen, ließ Napoleon auf eigene Hand die weiße Fahne aufziehen, und nun begannen die Verhandlungen. Um 7 Uhr traf bei dem Könige zu Frênois als Abgesandter Napoleons General Reille ein und überreichte ein Schreiben, demzufolge der Kaiser, da er an der Spitze seiner Truppen den Tod nicht habe finden können, seinen Degen in die Hände des Königs überliefere. Die eigentlichen Kapitulationsverhandlungen dauerten bis in die Nacht: Napoleon wartete ihr Resultat nicht ab, sondern suchte Bismarck auf, um günstigere Bedingungen zu erzielen. Indessen konnte er nichts erreichen, zumal der König die Begegnung mit dem Kaiser vermied, bis die Kapitulation unterzeichnet war. Sie bestätigte einen Sieg ohne Gleichen; ein Heer von 84,000 Mann mit 600 Geschützen gerieth in deutsche Kriegsgefangenschaft.

Erst um 2 Uhr — die Kapitulationsurkunde war dem Könige bald nach 12 Uhr eingehändigt — begab sich König Wilhelm nach dem Schlößchen Bellevue bei Frênois, wo Napoleon den Ausgang abgewartet hatte. Nach einer kurzen Unterredung hielt der König einen Umritt zu seinen siegreichen Truppen, der Kaiser reiste am folgenden Tage nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab, das ihm als Aufenthaltsort angewiesen war.

Dieser Erfolg, unerhört in der Geschichte, rief natürlich zunächst bei den Siegern auf dem Schlachtfelde die jubelndste Begeisterung wach; aber sie durcheilte wie auf Flügeln des Sturmes auch das ganze deutsche Land. Nun galt es allen Patrioten für ausgemacht, daß die Errungenschaften des großen Krieges über rein militärische Vortheile hinausgehen müßten: Elsaß und Lothringen, die man schon nach den ersten Schlachttagen in Anspruch genommen hatte, wurden jetzt stürmisch heimgefordert; aus dem Sturze des napoleonischen Kaiserthums mußte ein einiges Deutschland, ein deutsches Kaiserthum hervorgehen. Auch der Friede schien in naher Aussicht zu stehen, da doch der Kaiser selbst gefangen war.

Man überschätzte — wahrlich ein leicht verzeihlicher Irrthum! — die Bedeutung des Sieges von Sedan: man übersah, daß in dem Kaiser und seiner Armee noch nicht die französische Nation besiegt war, man konnte nicht ahnen, daß in diesem Volke von eitlen Prahlern noch ein gewaltiger Widerstandsgeist schlummre, ein zäher Ingrimm, wie ihn das Unglück zu zeitigen pflegt.

In Paris, wo Graf Palikao bis zum letzten Augenblick das Unglück der französischen Armee durch Lügennachrichten zu verdecken versucht hatte, erreichte nämlich mit der Unglückskunde von Sedan die Kaiserwirthschaft (4. September) ein Ende. Die Regierung der „nationalen Vertheidigung“, aus den Mitgliedern der früheren Opposition bestehend, mit Jules Favre an der Spitze, trat in Kraft; die Kaiserin floh nach England, Frankreich wurde zur Republik erklärt.

Die neue Regierung stellte sich eine doppelte Aufgabe: es galt, durch diplomatische Verhandlungen die Deutschen um die Früchte des Sieges zu bringen, womöglich eine Einmischung des Auslandes herbeizuführen, dann aber auch den nationalen Widerstand zu organisiren. Zunächst versuchte es Jules Favre, dem es an jeder Selbsterkenntniß fehlte und der mit abgedroschenen Phrasen Eindruck zu machen hoffte, mit Bismarck. Dieser ließ sich auch zu Unterredungen bewegen, obgleich er Favre keine autoritative Stellung zugestand und ihn nur als Privatmann betrachtete. Die Konferenzen zu Haute Maison und Ferrieres (19. und 12. September) zeigten die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Anschauungen. Während Bismarck im Interesse Deutsch-

lands bedeutende Abtretungen, namentlich auch Straßburg verlangte — das ohnehin bald fallen müsse —, erging sich Favre in Deklamationen über solche „Gewaltakte“, welche der modernen Zeit unangemessen seien und von Europa nie geduldet werden würden. Auch die Bedingungen, unter welchen Bismarck einen mehrwöchentlichen Waffenstillstand zu bewilligen geneigt war, hielt Favre für unannehmbar. So mußte er unverrichteter Dinge heimkehren.

Der Aufgabe, das Ausland in Harnisch zu bringen, unterzog sich mit großem Opfermuthe der greise Thiers. Bei seiner Rundreise, die in Petersburg begann, hatte er Gelegenheit sich zu überzeugen, daß von keiner der europäischen Großmächte bewaffneter Beistand zu erwarten sei.

Frankreichs eigene Wehrkraft zu organisiren übernahm mit diktatorischer Gewalt der Advokat Gambetta, und zwar wurde der Mittelpunkt seiner Thätigkeit die Stadt Tours. Denn da die Hauptstadt seit der zweiten Hälfte des September von den Deutschen immer enger umschlossen wurde, schien es nothwendig, den Sitz der Regierung an einen Punkt zu verlegen, wo man noch volle Freiheit der Bewegung besaß. Am 6. Oktober verließ Gambetta in einem Luftballon Paris, gelangte glücklich nach Tours und begann mit fieberhafter Thätigkeit die Wehrbarmachung der Nation. Theils sorgte er für die Ergänzung der Linientruppen, theils schuf er leichte Schützenkorps (Franctireurs) für den kleinen Krieg. Gegen die verschiedenen Parteibestrebungen, welche den „Widerstand à outrance“ lähmen konnten, schritt er energisch ein. Hervorragende Republikaner des Auslandes liehen ihm ihre Unterstützung; auch der alte Garibaldi konnte nicht umhin, sich für die französische Republik zu begeistern und ihr seinen Arm zu leihen.

Die der Republik feindlichen Parteibestrebungen waren theils radikaler Art, wie in den großen Städten Südfrankreichs, theils trugen sie royalistisches Gepräge, wie in der Bretagne und Vendée, wo man den Grafen von Chambord als Heinrich V. feierte.

Von welcher Art auch die Truppen sein mochten, welche die Regierung der nationalen Vertheidigung zunächst ins Feld stellen konnte, immerhin starrte Frankreich von Waffen und es war für die Deutschen und die glückliche Fortführung des Krieges von höchster Wichtigkeit, daß durch die Kapitulation von Straßburg und Metz erhebliche Streitkräfte verfügbar wurden und den neugebildeten französischen Heeren entgegengestellt werden konnten.

Die gefeierte Stadt Straßburg machte durch den entschlossenen Widerstand des Kommandanten, Generals Uhrich, die Hoffnungen des Generals Werder zu Schanden, der sich von einem Bombardement einen schnellen Erfolg versprochen hatte. Erst nach regelrechter Belagerung erfolgte am 27. September die Kapitulation.

Genau einen Monat später entschied sich das Schicksal von Metz, wo die Cernirungsarmee einen recht schweren Stand gehabt hatte. Nachdem der erste Versuch, den Ring zu sprengen (31. August, 1. September bei Noisseville), dem Marschall Bazaine mißlungen war, ruhten die kriegerischen Operationen mehrere Wochen, aber die Ungunst der Jahreszeit und der angestrengte Wachdienst in dem von Regengüssen aufgeweichten Terrain bereitete den Belagerern unerhörte Strapazen, als deren Folgen verheerende Krankheiten ausbrachen. Es zeigte sich, daß die Festung nur fallen werde, wenn der Hunger die Besatzung zur Kapitulation nöthigte. Diesem Schicksal zu entgehen, machte Bazaine am 7. Oktober einen neuen Ausfallversuch. Als er blutig zurückgewiesen war, begann der Marschall Unterhandlungen, die einen politischen Beigeschmack hatten: Bismarck wollte der Armee den Abzug gestatten, wenn sich diese der Kaiserin zur Verfügung stellte und diese die preußischen Friedensbedingungen annähme: Bismarck glaubte, auf diese Weise schneller zum Ziele zu kommen, als durch Verhandlungen mit der republikanischen Regierung. Indes gelangte man zu keiner Verständigung, und es blieb dem Marschall nichts übrig, am 27. Oktober mit 173000 Mann zu kapituliren.

Dieser Erfolg, an sich nicht geringer, als der Sieg von Sedan, erhielt noch höheren Werth durch seine Folgen. Denn nun konnte die Erste Armee (unter Manteuffel) nach dem Norden Frankreichs abziehen, die Zweite Armee den Kampf an der Loire aufnehmen. Das Korps Werders war gleich nach der Einnahme von Straßburg für den Krieg in Südostfrankreich verfügbar geworden.

Von anderen Festungen fielen Toul am 23. September, Soissons am 16. Oktober, Verdun am 8. November, Diedenhofen am 24. November, Pfalzburg am 14. Dezember, die Reservedivision Schmeling nahm im Elsaß am 24. Oktober Schlettstadt, am 7. November Fort Mortier und am 10. November Neu-Breisach.

Die Armeen des Kronprinzen von Preußen und des Kronprinzen von Sachsen waren nach der Schlacht von Sedan nach Paris gezogen und hatten am 19. September die Cernirung begonnen, nachdem sie einen Ausfall des Generals Vinoy zurückgeschlagen. Entsprach die Befestigung der Stadt (nach einem Plane von Thiers im Jahre 1840) auch nicht ganz den Fortschritten, welche die Artillerie gemacht hatte, — an der Beschießung der Stadt konnte sie füglich nicht gehindert werden — so hatte die Cernirungslinie doch eine ungeheure Ausdehnung und eine regelmäßige Belagerung von Paris bot ganz erhebliche Schwierigkeiten: sie hielt naturgemäß einen großen Theil der deutschen Armee fest und verschaffte der französischen Regierung die Zeit, deren sie zur Aufstellung neuer Heereskräfte bedurfte. König Wilhelm nahm sein Hauptquartier zu Versailles, von wo die ganze Belagerung geleitet wurde.

Dem stärksten Bollwerke von Paris (im Westen) gegenüber, dem Mont Valérien, stand Kirchbach (V. Korps); den Süden (von Sèvers bis Choisy le Roi) bewachten Bose, Hartmann und Tümpling. Auf dem rechten Seineufer folgten die Würtemberger. Im Nordosten und Norden, von Noisy an der Marne bis St. Denis an der Seine standen die Sachsen und die Garde; zwischen dieser und den Posenern (nordwestl.) das IV. Korps.

Die Vertheidigung von Paris, dessen Bevölkerung anfangs gar nicht begreifen konnte, daß man ihre Stadt, „die Sonne des Weltalls" ernstlich anzugreifen wage, leitete General Trochu. Durch wiederholte Ausfälle suchte er die Cernirungslinie zu durchbrechen und dabei zugleich das Selbstgefühl der Pariser Truppen zu beleben. Zu gleicher Zeit bemühte sich die an der Loire gebildete Armee vorzudringen und die Belagerungstruppen im Rücken zu fassen. Aber die Durchbruchsversuche gelangen nicht, und die Loirearmee wurde durch den bairischen General von der Tann einstweilen zurückgedrängt, der nach dem Gefechte von Artenay (9. Oktober) sogar Orleans einnahm.

Erst am 28. Oktober errangen die Pariser einen vorübergehenden Erfolg, indem sie das schwachbesetzte Le Bourget (östlich von St. Denis) einnahmen, aber schon nach zwei Tagen gewann ihnen die tapfere Garde das Dorf wieder ab.

Schon waren neue Waffenstillstandsverhandlungen angeknüpft worden, welche Thiers leitete, und Bismarck bewies das größte Entgegenkommen, obwohl er befürchten mußte, daß die französische Regierung die Waffenruhe lediglich zur Verstärkung des Widerstandes benutzen werde. Jedoch kam man zu keiner Verständigung, um so weniger als die Regierung, eben erst durch einen Aufstand der radi-

kalen Elemente von Paris bedroht (31. Okt.) sich zu keinerlei Konzessionen herbeilassen durfte. So nahmen die Feindseligkeiten ihren Fortgang: im Norden und Südosten Frankreichs wurde gefochten, am hartnäckigsten aber an der Loire.

Hier zwangen die überlegenen Streitkräfte der Franzosen den General v. d. Tann am 8. November zur Räumung von Orleans und schlugen ihn am folgenden Tage in dem Gefechte von Coulmiers. Zuerst wurde nun der Großherzog von Mecklenburg den Baiern zur Hilfe gesandt; aber erst die Ankunft des Prinzen Friedrich Karl, der nach der Kapitulation von Metz mit drei Armeekorps eiligst von der Mosel an die Loire marschirte, stellte das Uebergewicht der Deutschen wieder her. Bei Beaune La Rolande wurde am 28. November der erste Sieg erfochten, dann ließ sich General Chanzy bei Loigny und Bazoches schlagen (3. Dezember), am 5. Dezember wurde Orleans von neuem besetzt, und nun gingen die Deutschen ihrerseits zum Angriff vor.

Zwischen dem Großherzog von Mecklenburg und dem General Chanzy kam es am 7. Dezember zu der viertägigen Schlacht von Beaugency. Chanzy zog sich dann in nordwestlicher Richtung auf Vendôme und Le Mans, vom Großherzog fortwährend verfolgt; der linke preußische Flügel (Voigts-Rhetz) wandte sich nach Tours, das Gambetta schon am 10. Dezember verlassen hatte. Nachdem die Preußen dort die Eisenbahnbrücke zerstört hatten, kehrten sie in ihre Kantonnements zurück.

Jene Kämpfe an der Loire standen in innigem Zusammenhange mit der Belagerung von Paris. Denn nach dem Siege von Coulmiers, dessen Bedeutung geflissentlich vergrößert wurde, hob sich auch der Muth des Generals Trochu: er hielt es nicht für unmöglich, die Cernirungslinie zu durchbrechen und den Kämpfern der Loirearmee die Hand zu reichen. Diesem Plane dienten zwei Ausfälle am 29. und 30. November. Der erste, den General Vinoy auf dem linken Seineufer machte, scheiterte völlig; dagegen glückte es Ducrot, mit großer Uebermacht sich der Dörfer Brie und Champigny zu bemächtigen. Allein schon am 2. Dezember ward den Franzosen der größere Theil des erstrittenen Terains wieder entrissen. Ebenso vergeblich war das Unternehmen, sich im Norden einen Ausweg zu schaffen, um mit der Nordarmee in Verbindung zu treten.

Der Ausfall am 21. Dezember brachte vorübergehend Le Bourget und andere Orte östlich von St. Denis in die Gewalt der Franzosen, aber die Garden eroberten die verlorenen Positionen wieder.

Die französische Nordarmee, welche, von General Bourbaki organisirt, während des November sich mit dem General Manteuffel tüchtig herumgeschlagen hatte und nach der unglücklichen Schlacht von Amiens durch Faidherbe umgebildet worden war, befand sich auch nicht in der Lage, den Parisern zu helfen, selbst wenn diese sich den Weg nach Norden erschlossen hätten. Denn General Manteuffel setzte sich dem Vorrücken Faidherbes entgegen, griff denselben am 23. December an der (zur Somme fließenden) Hallue an und warf ihn zurück.

Was die erste Reihe der Kämpfe der Nordarmee betrifft, so konnte Manteuffel, der anderweitige wichtige Aufgaben zu lösen hatte, erst am 21. November bei Compiegne die Oise erreichen, um den Feinde entgegenzutreten. Die Hauptstützpunkte derselben waren La Péronne, Abbéville und Amiens. Bei letzterer Stadt gewann Manteuffel am 27. November einen nicht mühelosen Sieg, den die Kapitulation der Citadelle von Amiens (30. November) krönte. Er wandte sich dann nach der unteren Seine, wo sich auch bereits ein ansehnliches Heer gesammelt hatte, besetzte Rouen (5. Dezember) und sogar (9. Dezember) Dieppe.



Graf von Moltke in seiner Wohnung in der Rue neuve zu Versailles.
Originalzeichnung nach dem Leben von A. von Werner.

Zwar verfolgte man den Feind bis Bapaume, aber der rührige Faidherbe machte seinen Gegnern, die ihm an Zahl weit nach standen, noch viel zu schaffen. Am 3. Januar errang er in der neunstündigen Schlacht von Bapaume unleugbare Vortheile, die er indes auszunutzen versäumte: ja mit der Einnahme von Peronne (9. Jan.) bekamen die Deutschen die ganze Linie der Somme in ihre Hand. Gleichwohl war es dringend nothwendig, die ganze Nordarmee zu verstärken. Dies wurde dadurch möglich, daß die Loirearmee in der ersten Hälfte des Januar 1871 völlig zersprengt wurde; denn die Truppen, welche man sonst noch etwa zur Verfügung hatte, bedurfte man für den südöstlichen Kriegsschauplatz, wo die Dinge eine sehr ernste Gestalt angenommen hatten.

1871

Bei grimmer Winterkälte hatte Prinz Friedrich Karl in den ersten Tagen des Januar den Marsch auf Le Mans wieder aufgenommen. Das durchschnittene Terrain begünstigte den Feind, der durch unaufhörliche kleine Gefechte die Deutschen zu ermüden suchte. Diese aber drangen unaufhaltsam vor und hielten den Feind am 10. Januar in seiner Hauptstellung vor Le Mans halbkreisförmig umschlossen. Der Angriff wurde am 12. Januar von allen Seiten unternommen, die Stadt noch am Abend besetzt. Chanzys Armee flüchtete in voller Auflösung nach Alençon und Laval.

Sehr erfreulich waren die Dinge auf dem südlichen Kriegsschauplatz überhaupt nie gewesen. General von Werder hatte hier seit dem Anfang Oktober unaufhörlich kleine ermüdende Gefechte mit den Gegnern zu bestehen, die ihm an Zahl weit überlegen waren. Es waren dies Freischaren unter Garibaldi, Mobilgarden unter Cremer und Freischützen, an 50,000 Mann zusammen, außerdem das Korps Michel. Die dem General Werder zunächst stehenden Preußen hatten ihre besonderen Aufgaben zu lösen: Schmeling deckte die Verbindung nach dem Elsaß zu, Treschow umlagerte Belfort. Sein Hauptstützpunkt war Dijon, doch konnte er wegen seiner numerischen Schwäche und auch wegen der Winterkälte keine größeren Schläge führen. Erst Mitte Dezember entschloß er sich zu einem Vorstoß gegen Cremer: am 18. Dezember schlug General von Glümer den Feind bei Nuits, südlich von Dijon.

Der General Bourbaki, welcher den ehemaligen rechten Flügel der Loirearmee durch Verstärkungen zu einem ansehnlichen Heere erweitert hatte und bis Neujahr bei Bourges und Nevers stand, erhielt nämlich von Gambetta den Auftrag, sich ostwärts gegen General von Werder zu wenden, Belfort zu entsetzen und die Verbindung der deutschen Heere mit der Heimath abzuschneiden. Man hegte von der Ausführung dieses Planes die übertriebensten Erwartungen, und in der That hätte das Gelingen des kühnen Entwurfes unangenehme Folgen haben können, um so eher, als man auf deutscher Seite Bourbakis Vorhaben ziemlich spät erkannte und Werder ohne Unterstützung blieb. Dieser hatte sein Korps bei Vesoul zusammengezogen und bekam, während schleunigst eine Südarmee unter Manteuffel gebildet wurde, den verantwortungsvollen Auftrag, Belfort unter allen Umständen zu decken und Bourbakis weitere Pläne zu vereiteln. Nachdem Werder am 9. Januar bei Villersexel noch einen kräftigen Stoß gegen den Feind geführt, nahm er eine Vertheidigungsstellung hinter der Lisaine ein, welche den Eingang in das obere Elsaß versperrte. Die Stellung war zwar etwas ausgedehnt, aber für die Defensive wohl geeignet, im Centrum bildete Montbeliard einen festen Stützpunkt. Drei Tage (15. 16. 17. Januar)

1871

harrte der General in heldenmüthigster Abwehr aus: seine fast übermenschlichen Anstrengungen wurden von Erfolg gekrönt; die 150 000 Franzosen gaben den Kampf gegen die 43 000 Vertheidiger der Lisainepostion auf. Der preußische Monarch erkannte das Verdienst Werders ausdrücklich an; mit seinem Danke vereinigte sich der Süddeutschlands, dem in letzter Linie Bourbakis Absichten gegolten hatten. Da nun auch Manteuffel zum Eingreifen bereit stand, mochte Bourbaki, der aus dem Angreifer zum Angegriffenen wurde, sehen, wie er sich in Sicherheit brachte.

Vierzehn Tage nach dem Abzuge von der Lisaine erfolgte die Katastrophe der Ostarmee, die durch ein kühnes Manöver Manteuffels nach der Schweiz abgedrängt wurde. Nach einem Gefechte diesseits Pontarlier (29. Januar) überschritt die Ostarmee, die auf den Rückzugsgefechten 15,000 Gefangene verloren hatte, die Schweizer Grenze und ließ sich am 1. Februar, 85,000 Mann stark, durch den eidgenössischen General Herzog entwaffnen.

Um dieselbe Zeit, wo sich Bourbakis Schicksal entschied, war es noch an zwei anderen Stellen zu folgenreichen Ereignissen gekommen. Am 19. Januar wurde General Faidherbe, der in der Mitte des Monats das Unternehmen erneut hatte, sich Paris zu nähern, bei St. Quentin von Göben aufs Haupt geschlagen, die Nordarmee hörte auf zu existiren. Am gleichen Tage scheiterte der letzte Versuch der Pariser, sich aus der eisernen Umklammerung der Deutschen zu befreien. Die 100,000 Mann, die Trochu unter dem Schutze des Mont Valerien vorbrechen ließ, erzielten kaum nennenswerthe Erfolge; selbst die Montretout-Schanze, deren sich Vinoy bemächtigt hatte, wurde in der folgenden Nacht von den Deutschen zurückerobert. Trochus Rolle war ausgespielt; mochte die hungernde Bevölkerung, bei der mit dem Unglück auch das schlimmste Parteitreiben sich einstellte, sich an den Gedanken gewöhnen, daß selbst das stolze Paris sich unter die Hand des Siegers werde beugen müssen.

In Paris nahmen Hunger und Sterblichkeit schon seit dem Dezember reißend zu. Die Beschießung, deren Beginn später erfolgte, als die verwöhnte öffentliche Meinung in Deutschland hoffte und wünschte, wurde am 27. Dezember eröffnet. Der Artillerieangriff richtete sich zuerst gegen die Ostfront (den Mont Avron), dann auch gegen die im Süden gelegenen Forts Issy und Vanvres. Kleinere Ausfälle wurden am 10. und 13. Januar von Issy aus gemacht. Die Beschießung fügte zwar den Forts keinen allzugroßen Schaden zu, steigerte aber die Unzufriedenheit in der Stadt.

Ehe dem Feinde die letzte wohlverdiente Demüthigung zu theil wurde, hatte sich vor den Thoren der belagerten Hauptstadt ein großer weltgeschichtlicher Akt vollzogen, welcher wenigstens nach einer Seite hin dem ruhmreichen Unternehmen Alldeutschlands den heißersehnten Abschluß gewährte. Mochte kommen, was da wollte, die Einheit Deutschlands war begründet. Der Traum von drei Generationen war zur Wahrheit geworden. An demselben Tage, wo 170 Jahre zuvor der erste König von Preußen sich zu Königsberg die Krone aufs Haupt gesetzt hatte (18. Januar), verkündete König Wilhelm von Preußen die Wiederherstellung des deutschen Reiches, die Annahme der erblichen Königswürde. Im Königsschlosse zu Versailles, von wo aus einst Ludwig XIV. seine Netze über

Europa und Deutschland geworfen hatte, sprach der erste deutsche Kaiser die Hoffnung aus, „daß es dem deutschen Volke fortan vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opfermuthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren.“ Er gelobte „allzeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ Der Fürst, dessen ideale deutsche Gesinnung die erste Anregung zur Wiederaufrichtung des Kaiserthums gegeben hatte, König **Ludwig II.** von Baiern, war nicht anwesend: so trat denn aus der Reihe der deutschen Fürsten der Schwiegersohn des Kaisers, der allzeit treu erfundene Großherzog **Friedrich von Baden** hervor und forderte die Versammelten auf, dem neuen Oberhaupte ein jubelndes Hoch zu bringen. Wer vermag zu sagen, mit welchem Hochgefühl dem Kaiser Wilhelm diese Huldigung dargebracht wurde! Die freudigste Begeisterung durchwehte alle deutschen Herzen, weit über die Grenzen Deutschlands und Europas hinaus. So erfüllte sich auf feindlichem Boden mitten im Schlachtendonner das Geschick der Hohenzollern: seit den Tagen, in denen man zuerst begonnen hatte, den nationalen Gedanken zu ahnen, Vertreter und Vorfechter des nationalen Bewußtseins, wiederholt verkannt und gekränkt, niedergehalten durch feindselige Mächte in Deutschland und Europa, wurden sie durch den einstimmigen Willen der deutschen Fürsten und unter dem Heilruf aller deutschen Stämme als Schützer und Schirmer des großen Vaterlandes anerkannt. Auf der Wahlstatt hatte das deutsche Volk den Boden der Einigkeit gefunden.

Selbstverständlich hat die Proklamation der Kaiserwürde eine lange Vorgeschichte: sie ist nicht etwa plötzlich im Sturme der Begeisterung erstanden, sondern die Konsequenz reiflichster Ueberlegungen. Beim Ausbruch des Krieges war die Ueberzeugung, daß ein Volk, das ein gemeinsames Heer besaß, auch politisch geeint sein müsse, keineswegs allgemein; höchstens in Baden war man bereit, ohne weiteres die Verfassung des Norddeutschen Bundes anzunehmen. In Württemberg erlitt die „Volkspartei“ bei den Neuwahlen, die unter dem Eindruck der Siege im Herbst vorgenommen wurden, allerdings eine entschiedene Niederlage, und der Kriegsminister v. Suckow war ohnehin für den engsten Anschluß. Aber König Ludwig von Baiern, der zuerst ein Verfassungsbündniß sämmtlicher deutscher Regierungen anregte und selbst um die Entsendung eines Unterhändlers in Berlin ersuchte, war nicht gewillt, seinen dynastischen Rechten irgend etwas zu vergeben. Er bedang sich so viel Vorbehalte aus (80), daß Baiern ebenso gut außerhalb des Bundes verbleiben als mit solchen Klauseln eintreten konnte. Aber kaum war Delbrück nach München gereist (28. September), als die anderen süddeutschen Regierungen mit neuen Anschlußanträgen kamen: wollte Baiern sich nicht völlig isoliren, so mußte es neue Vorschläge machen. So wurden in Versailles Ende Oktober Berathungen geführt, bei denen es sich namentlich um die den Südstaaten einzuräumenden Sonderrechte handelte. Hier kam zwar mit Baden und Hessen eine durchaus befriedigende Vereinbarung zu stande, aber Baiern zog Würtemberg auf seine Seite und führte sogar den Abbruch der Verhandlungen herbei. Sie wurden indes wieder aufgenommen und vom besten Erfolge gekrönt: freilich mußte Bismarck in seinen Zugeständnissen an Baiern bis an die Grenze des Zulässigen gehen. Am 23. und 25. November vollzogen Baiern und Würtemberg die Verträge, die nun m



Wilhelm I.
Deutscher Kaiser, König von Preußen.
Nach einer Photographie vom Ende der siebziger Jahre.

noch der Bestätigung der Einzellandtage bedurften. Zu den bisherigen 43 Stimmen des Bundesrathes kamen 15 süddeutsche (6 bairische, 4 würtembergische, 3 badische, 2 hessische) dem Reichstage wurden 48 bairische, 17 würtembergische, 14 badische, 6 hessische Mitglieder beigesellt.

Post und Telegraphie, Eisenbahnwesen, Bier- und Branntweinsteuer behielten sich die beiden Königreiche vor; der König von Baiern behauptete seine Oberkriegsherrlichkeit wenigstens für die Friedenszeit, Würtemberg begnügte sich in dieser Hinsicht mit der Sonderverwaltung seines Korps. Verfassungsveränderungen sollten durch ein Veto von 14 Stimmen verhindert werden können.

Noch ehe diese Vorschläge von den Einzellandtagen und dem norddeutschen Bunde genehmigt waren, beantragte König Ludwig bei seinen Bundesgenossen (30. November) die Erneuerung des Kaisertitels für den „Präsidenten des deutschen Bundes." Natürlich konnten die übrigen Bundesfürsten keinen Einspruch wagen, und so ersuchte König Ludwig den König Wilhelm am 3. Dezember durch den Prinzen Luitpold um die Annahme der Kaiserkrone. Unter dem Eindrucke dieses Anerbietens genehmigte der seit dem 24. November eröffnete Norddeutsche Reichstag die Verträge mit den süddeutschen Staaten, obwohl die Sonderrechte Baierns manche Bedenken hervorriefen (9. Dezember). Durch einen zweiten Gesetzentwurf wurden die Bezeichnungen „Deutscher Kaiser" und „Deutsches Reich" angenommen: der Präsident Simson, einst Mitglied der Kaiserbotschaft von 1849, durfte an der Spitze einer Deputation des Reichstages dem König die ehrfurchtsvollen Wünsche der Bevölkerung Norddeutschlands vortragen. Von den süddeutschen Landtagen stimmten der badische, hessische und würtembergische noch vor Schluß des Jahres den Verträgen zu, aber in Baiern machten die „Patrioten" die größten Schwierigkeiten, obwol der König alles aufbot, um die erforderliche Zweidrittelmajorität für diese Verfassungsänderung zu gewinnen. Dies gelang schließlich doch, aber erst am 21. Januar, zwei Tage nach der Kaiserproklamation, die also doch beschlossene Thatsache war. Am 1. Februar vollzog sich der Eintritt Baierns in das deutsche Reich.

Während vor den Thoren von Paris die deutsche Einheit begründet wurde, tobte in der französischen Hauptstadt die bitterste Zwietracht. Das Scheitern des letzten Ausfalles hatte die Mißstimmung vermehrt, die radikalen Elemente, welche sich schon im Oktober bemerkbar gemacht hatten, erregten Tumulte, bei denen Bürgerblut vergossen wurde, die Vorräthe, mit denen auch nur eben das kärglichste Leben gefristet war, gingen mit dem Ablauf des Monats zu Ende. So sah sich Jules Favre genöthigt, zum zweiten Mal mit dem verhaßten Staatsmann zu verhandeln, der für französisches Phrasengeklingel unempfänglich war. Auch zeigte Bismarck sich als Meister: er behandelte Favre sehr kühl und sprach so, als beabsichtige er mit Kaiser Napoleon, nicht aber mit der republikanischen Regierung seinen Frieden zu schließen. Indessen gab er nach, nachdem durch jene unangenehme Aussicht der französische Unterhändler über seine Hilflosigkeit klar geworden war, am 28. Januar war der Waffenstillstandsvertrag in Versailles unterzeichnet. Paris mußte die Forts ausliefern, die Armee galt als kriegsgefangen, nur die Nationalgarde behielt ihre Waffen; die Verproviantirung der Stadt wurde erlaubt, den deutschen Truppen war eine Kontribution von 200 Millionen Franken zu zahlen. Die Feindseligkeiten sollten bis zum 19. Februar in ganz Frankreich ruhen: ausgenommen blieb allein der südöstliche Kriegsschauplatz, wo jetzt die Katastrophe der Bourbakischen Armee erfolgte. Während der

Waffenruhe sollten Wahlen zu einer Nationalversammlung vollzogen werden, die sich über die Friedensbedingungen schlüssig zu machen hatte.

Am 15. Februar wurde der Waffenstillstand auch auf den Osten ausgedehnt, d. h. die Festung Belfort, deren Besatzung sich unter dem wackeren Obersten Denfert heldenmüthig vertheidigt hatte, wurde den Deutschen eingeräumt.

An die Fortsetzung des Krieges konnte kein einsichtiger Franzose denken, wenn er die Stärke der feindlichen Heere und die eigene Hülflosigkeit ruhig erwog: Gambetta war der einzige, der in blindem Grimm den Kampf bis aufs Messer forderte. Nachdem er seine Entlassung genommen (6. Februar), stand von dieser Seite her dem Frieden kein Hinderniß im Wege. Eher war zu befürchten, daß die Nationalversammlung, die nun in Bordeaux zusammen kam, durch den Parteihader der Republikaner, Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten an der Lösung ihrer Hauptaufgabe gehindert werden möchte. Indessen waren die Vertreter der französischen Nation so vernünftig, die Verfassungsfrage ruhen zu lassen und betrauten den greisen Thiers mit der obersten Gewalt: zum Präsidenten der Versammlung ward einstimmig Grevy erwählt. Zum Zweck der Friedensverhandlungen wurde der Waffenstillstand mehrfach verlängert, aber immer nur auf wenige Tage, um die Besiegten nicht wieder übermüthig werden zu lassen. Die Verhandlungen, welche am 21. Februar begannen, führten nach einigen lebhaften Debatten, in denen Thiers einige wichtige Zugeständnisse errang, am 26. Februar zu dem Präliminarvertrag von Versailles, der den Wünschen des deutschen Volkes in vollem Maße Rechnung trug, insbesondere auch Elsaß und Deutsch-Lothringen dem Vaterlande zurück gab. Auch der berechtigte militärische Ehrgeiz wurde einigermaßen befriedigt, indem wenigstens ein Theil der Hauptstadt von deutschen Truppen besetzt werden sollte, bis die Ratifikation von Seiten der Nationalversammlung eingetroffen sein würde.

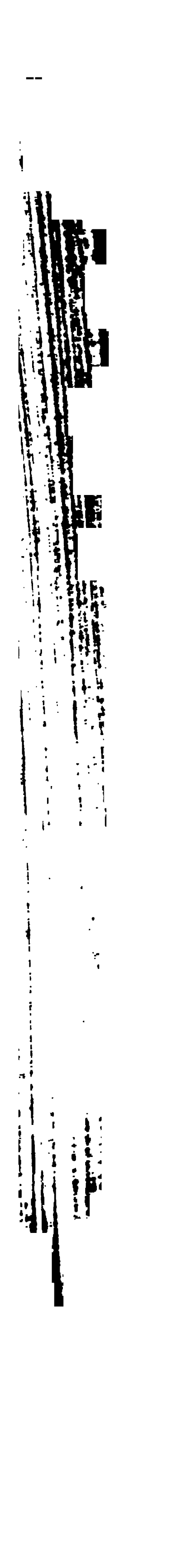
Die Hauptpunkte des Präliminarvertrages waren — außer der Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen —: Frankreich muß an Deutschland 5 Milliarden zahlen, die erste im Laufe des Jahres 1871, die übrigen binnen drei Jahren nach Ratifikation des Vertrages. Nachdem letztere erfolgt ist, beginnt die Räumung Frankreichs durch die deutschen Truppen; die französischen Truppen müssen sich hinter die Loire zurückziehen, die sie erst nach Abschluß des definitiven Friedens überschreiten dürfen. Die Räumung der einzelnen Gebiete Frankreichs wurde von der rechtzeitigen Zahlung der Milliarden abhängig gemacht. Zur Abfassung des definitiven Friedensvertrages wurden weitere Konferenzen in Brüssel angesetzt.

Um Paris „einen großen Schmerz zu ersparen“ — es war aber zu spät, denn am 4. März waren 30,000 Mann in den südwestlichen Theil der Stadt eingerückt —, beeilte sich die Nationalversammlung mit der Annahme des Präliminarvertrages. Es geschah dies am 1. März mit folgender Phrase, welche die Demüthigung verschleiern sollte: „Die Nationalversammlung, der Nothwendigkeit weichend und die Verantwortlichkeit zurückweisend, nimmt die in Versailles am 26. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien an.“ Die Verantwortlichkeit schob man dem jetzt so verhaßten und verachteten Kaiser zu, dem man so lange Jahre blindlings gefolgt war und dem man zugejubelt hatte, so lange ihm das Glück lachte. Jetzt dekretirten die Vertreter der Nation: „Die Nationalversammlung bestätigt unter den schmerzlichen Verhältnissen, in denen sich das Vaterland befindet,



Reichskanzler Fürst Bismarck.

Nach einer Photographie vom Ende der siebziger Jahre.



die Absetzung Napoleons III. und seiner Dynastie und erklärt ihn verantwortlich für den Ruin, die Invasion und die Zerstückelung Frankreichs."

Am 2. März 1871 vollzog Kaiser Wilhelm zu Versailles den Präliminarvertrag, am folgenden Tag rückten die deutschen Truppen aus Paris ab. Das ganze Korps defilirte durch den Triumphbogen der Champs Elysées, denselben mit dreimaligem Hurrahruf begrüßend. An demselben Tage ward in Berlin vom königlichen Palais aus das Friedenstelegramm des deutschen Kaisers unter jubelndem Zuruf der Menge verlesen. Am lorbeergeschmückten Denkmal Friedrichs des Großen intonirte die Gardemusik ein mächtiges „Nun danket Alle Gott"; in die weihevollen Klänge mischte sich das Geläute aller Glocken und der Donner von 101 Kanonenschüssen, welche die heilbringende Botschaft weithin verkündeten. Die Rückkehr des sieggekrönten Monarchen, dem schon an der Grenzmark des Reiches die Rheinländer einen goldenen Lorbeerkranz dargebracht hatten, fand am 17. März unter dem Jubel der Bevölkerung statt: die städtischen Behörden von Berlin gaben den Wünschen und Hoffnungen, die sich an die letzten Großthaten und die Person des ersten deutschen Kaisers knüpften, begeisterten Ausdruck, anknüpfend an den Wortlaut der Kaiserproklamation von Versailles.

Am 21. März, dem Tage vor seinem 74. Geburtstage eröffnete der Kaiser den deutschen Reichstag mit einer Thronrede, welche die letzten Ereignisse überschaute und mit den Worten schloß: „Möge die Wiederherstellung des deutschen Reichs für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen deutscher Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!"

Die Verhandlungen des Reichstages schufen die Verfassungsurkunde des deutschen Reiches, die am 16. April veröffentlicht werden konnte.

Der Abschluß des Reichsfriedens erfolgte langsamer, als man zu erwarten berechtigt gewesen war. Allerdings gerieth die französische Regierung daheim in die größte Verlegenheit, indem sie für den Augenblick die Herrschaft in Paris verlor, wo die Umsturzpartei am 28. März die „Commune" proklamirte und die größten Schandthaten verübte; aber das Entgegenkommen, welches von der deutschen Seite bewiesen wurde, um die Bezwingung dieses Aufstandes zu beschleunigen, hätte der französischen Regierung wol eine andre Haltung zur Pflicht machen sollen, als die, welche sie auf den Brüsseler Konferenzen beobachtete. Namentlich in Betreff der Zahlung der Kriegskosten wurden Weiterungen gemacht, welche zum Abbruch der Verhandlungen führten. Auch als sie zu Frankfurt wieder aufgenommen wurden, bedurfte es einer sehr energischen Sprache von Seiten des Fürsten Bismarck, um die französischen Unterhändler zu einer rückhaltslosen Anerkennung der durch die deutschen Siege geschaffenen thatsächlichen Verhältnisse zu nöthigen. So kam der Frankfurter Friede zu stande (10. Mai 1871), der im wesentlichen den Versailler Präliminarvertrag bestätigte.

und Fürst Bismarck durfte mit Recht der Hoffnung Ausdruck geben, daß dieser Frieden ein dauerhafter und segensreicher sein werde.

Den Abschluß aber erreichte diese große Zeit durch den feierlichen Einzug der Truppen, die allenthalben mit der höchsten Begeisterung empfangen wurden; durften doch zum ersten Male alle deutschen Gaue einen Triumph über den gemeinsamen Feind festlich begehen. In Berlin erfolgte der Einzug am 16. Juni, es entsprach dem Gefühle des Kaisers, die Trophäen des Feldzuges auf den Stufen des Denkmals niederzulegen, welches er seinem verewigten Vater, dem Könige Friedrich Wilhelm III. hatte errichten lassen. Welch' ein Moment, als die Hülle des Denkmals fiel und die ernsten Züge des Königs, dem der erste Napoleon so schweres Leid zugefügt hatte, auf das jubelnde Gewimmel zu seinen Füßen herniederschauten! Zu welchem Werke hatte die Vorsehung den Sohn der Königin Luise erlesen, der als Knabe die bitterste Noth des Vaterlandes mitgetragen hatte und nun am Abend des Lebens die heiligsten Wünsche der Nation hatte verwirklichen dürfen.

Es erscheint erlaubt, ja geboten durch die ernste Pflicht der Geschichte, welche vor genauester Prüfung und Erforschung der Wahrheit nicht urtheilen soll, bei dem Friedensjahr von 1871 stehen zu bleiben und die Darstellung der weiteren Folgezeit einem Geschlechte zu überlassen, welches, frei von den Meinungen und Strömungen des Tages, unbeirrt durch Parteigeist, jene heilige Aufgabe der Historie zu lösen gewillt und befähigt ist. Die Friedenshoffnungen, welche im Jahr 1871 ausgesprochen wurden, haben sich nicht im vollen Umfange erfüllt; kein äußerer Feind zwar hat den Bestand des deutschen Reiches angetastet, aber feindselige Elemente haben sich im Innern geregt: Frevlerhand hat zu wiederholten Malen das geweihte Haupt des greisen Heldenkaisers bedroht; noch sind diejenigen nicht ausgestorben, die im geheimen nach dem Ausland, nach Oestreich und Frankreich schielen und Veränderungen ersehnen, die, so Gott will, niemals eintreten werden. Vielmehr wird der gesunde Sinn der Generation, welche der Himmel gewürdigt hat, das Reich zu gründen, auch Sorge tragen, daß es erhalten bleibe. Die Tausende und aber Tausende, welche für die Größe und Einheit der Nation ihr Leben eingesetzt haben, werden Kinder und Kindeskinder in dem festen Glauben erziehen, daß es ein unsühnbarer Frevel wäre, jene Errungenschaften aus irgend einem Grunde preiszugeben. Und wenn die Tugenden, welche seit den ältesten Zeiten als die Hauptvorzüge des germanischen Volkscharakters gelten, treu gepflegt und gewahrt werden, dürfen wir getrost die Zuversicht hegen, daß die Eintracht aller Stämme immer mehr erstarken wird und späte Nachkommen diejenigen glückselig preisen werden, durch welche das Vaterland erstand „groß, herrlich, frei wie nie zuvor."

———



Register.

C. (s. auch K.)

G.

K.

L.

M.

N.

O.

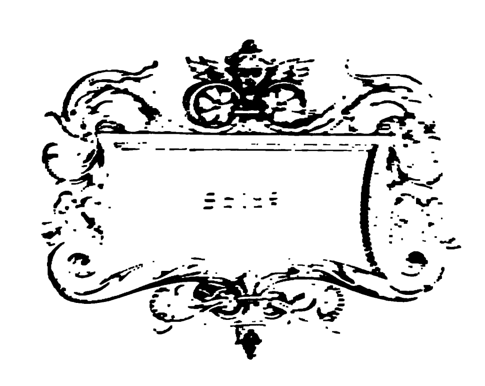
P.

Q.

R.

S.

T.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

